Bilder

aus

Berlin's Nächten.

Neue Skizzen

aus der

Geschichte, Phantasie und Wirklichkeit

von

L. Schneider.

Berlin,
bei A. W. Hayn.

1835.

9143

Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Saale)

Prince Henry. But tell me, Jack, whose fellows are these, that come after?

Falstaff. Mine, Hal, mine.

Prince Henry. I did never see such pitiful rascals.

Falstaff. Tut, tut; good enough to toss! food for powder, food for powder! they'll fill a pit, as well as better: tush, man, mortal men, mortal men!

Westmoreland. Ay, but, sir John, methinks they are exceeding poor and bare; too beggarly.

Falstaff. 'Faith, for their poverty, — I know not, where they had that: and for their bareness, — I am sure, they never learned that of me.

First Part of King Henry IV. Act IV. Scene II.

Ia 461

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen von Preussen,

dem

Durchlauchtigsten Prinzen

und

Gnädigsten Herrn

in treuer Verehrung und tiefer Unterthänigkeit

gewidmet

vom

Verfasser.

I.

Historische.

1.

Albrecht der Bär.

(Die Nacht vom 11. auf den 12. April 1139.)

Wild peitschte eisiges Schlackenwetter die aufgeregten Wasserflächen der Spree. Der rauhe Sturm beugte die Wipfel der jungen Erlen weit über den Fluß hin und sauste in den unbelaubten Bäumen des nächtigen Urwaldes. Dunkel war es rings umher. — Kein anderer Laut tönte durch die Oede der Sturmnacht, als das heisere Gekrächz eines Schuhhu's, der mit dem daunenweichen Sammtgefieder seiner mächtigen Flügel geräuschlos durch die bewegte Luft zog und nach Beute schrie. Gleichgültig starrte ein Ritter in ledernem Jagdwamms mit hohen braunen Stiefeln, den gewichtigen Jagdspeer an einen Baum gelehnt, in die Nacht hinaus; zu seinen Füßen lag ein erlegter Bär, das Fangmesser noch in seinem Genick, und nur ein Blutstrom rieselte aus der Todeswunde den zottigen Pelz entlang und sammelte sich in einer durch Baumwurzeln erzeugten Vertiefung. Der Ritter hatte sich von seiner Begleitung getrennt, um allein das böse Thier zu erlegen; aber als die Jagdlust gestillt war, als das zuckende Thier

vor dem Sieger auf dem Boden lag, und er den schweren Jagdspieß, der tief zwischen die Rippen des Unthiers eingedrungen, mit Anstrengung herausgedreht hatte, da lehrte ihm ein Blick um sich her, daß er sich tief in den Wald hinein verirrt und nur die Ufer der Spree vor sich hatte. Vergebens stieß er in das Hüfthorn, aus dem Geweih eines Elendthiers geformt und kunstreich mit Silber beschlagen; der heulende Wind verschlang seinen Ruf. — Schon war der Ritter entschlossen, die Nacht im düsteren Spreewalde zuzubringen und das erlegte Thier zu seinem Pfühl zu machen, da tauchte an der Seite über der Wasserfläche ein trübes Licht auf, und schnell hatte der Jäger sich dorthin gewendet. Nach einer halben Stunde mühsamen Suchens am Ufer des Flusses entlang, näherte er sich dem flackernden Lichte; aber er mußte noch manchen Umweg machen, denn weit in den Wald hin erstreckte sich das morastige Erlengestrüpp, nur von Binsen und Schilf umgeben. Endlich stand er an einer Umzäunung von spitzigen Holzpfählen. Er klopfte und stieß in sein Horn, worauf die Thür eines in der Umzäunung auf hohen Pfählen mitten im Sumpf liegenden, aus Baumstämmen zusammengefügten und mit Moos bekleideten Blockhauses sich öffnete, und ein Mann heraustrat, der in der einen Hand einen flammenden Kienspan, in der andern einen großen mit Eisenspitzen beschlagenen Knüttel hielt.

„Wer begehrt Einlaß bei Rodolph de Astralowe, dem Sohn des Pfeils?" fragte der Oeffnende in wendischer Sprache.

Der Ritter, der während seines kurzen Aufenthalts in diesen Gegenden schon so viel wendisch gelernt, daß er diese Frage verstehen konnte, antwortete:

„Ein Ritter der Nordmark, der sich auf der Jagd verirrt und Obdach für die Nacht oder einen Führer begehrt, um ihn zu geleiten."

„Tretet ein! Noch nie hat sich die Thür meines Herrn, der sich den Sohn eines Pfeils nennt, einem Bedrängten verschlossen. He! Pozdup! öffne das Thor der Umzäumung."

Das Thor öffnete sich und ehrerbietig küßte ein kleiner schmutziger wendischer Knecht das Schwerdt des Eintretenden, indem er sich die langen wirren Haare aus dem Gesichte strich. Er zeigte dabei auf den schmalen Steg, der sich steil bis zu der Schwelle des auf den Pfählen ruhenden Hauses emporwand, und ging scheu dem grimmigen Hunde aus dem Wege, welcher seinem Herrn auf der Ferse folgte. Unter den Pfählen des Hauses waren Kähne angebunden, die roh aus einem einzigen Holzstamm gehauen, halb in dem seichten Uferwasser der Spree und halb auf dem morastigen Boden unter dem Hause lagen. An den Pfählen selbst sowohl als auch an der Umzäumung hingen Fischernetze und Reusen, die dem Eintretenden hinlänglich sagten, welcher Beschäftigung der Sohn des Pfeils seinen Unterhalt verdankte. Ueber der Thürschwelle aber grinste das häßliche Gesicht eines wendischen Götzen, der aus einem unförmlichen Baumstubben gehauen war, und in Mund, Nase, Augen und Ohren

lange spitze Ruthen stecken hatte, an welchen Frösche aufgespießt waren.

Im niedrigen Zimmer des Blockhauses lag Rodolph de Astralowe auf dem Boden, mit den Füßen gegen einen niedrigen Lehmhaufen gestemmt, der statt des Heerdes diente, und röstete eben einige Fische an einer langen eisernen Stange.

„Seyd mir willkommen, Herr Ritter! Dort ist Euer Lager — hier Euer Nachtmahl!“ damit zeigte er auf einen Haufen Moos, der in einem großen hölzernen Trog lag, und strich mit der Hand einige der gerösteten Fische von der eisernen Stange.

„Ihr seyd ein Christ! das sehe ich, denn ihr grüßtet den Schutzgott meines Hauses beim Eintritte nicht; aber das soll mich nicht hindern, Euch gastlich aufzunehmen, wenn ich auch weiß, daß Ihr Christenritter uns mit Undank lohnt und dem Obdach begehrenden wendischen Edlen Euren Hundestall zum Lager anweiset. Triglaff möge Euch dafür verzehren.“

Der Ritter kannte die Sitten der wendischen Edlen und streckte sich ruhig auf das ihm angewiesene Mooslager. Während er die Fische verzehrte und den lechzenden Hund beruhigte, der sich zu seinen Füßen in das Moos verkroch, sah er sich um, ob nicht Brod oder Salz in der Nähe sey: nur wenn er beides mit seinem Wirth zusammen verzehrt, durfte er sich sicher fühlen, von den Wenden nicht ermordet zu werden, denn er war Christ und aus der Nordmark, gegen welche alle Wenden einen tiefen Groll hegten.

Als er indeſſen beides nicht gewahr wurde, forderte er es offen und beſtimmt von ſeinem Wirthe, der ihn mit einem tückiſchen Blicke anſah, dann aber aus einer Lade das Verlangte hervorholte, und dem erfahrenen Gaſte mittheilte. Beide tauchten ein Stück des groben Roggenkuchens in das Salz und verzehrten es. Jetzt war der Freundſchafts-Bund geſchloſſen, und ſich ganz ſicher fühlend, wendete ſich der ermüdete Ritter gegen die Wand, legte ſich, ſo gut es gehen wollte, zurecht und verſuchte zu ſchlafen. Aber es wollte nicht gehen, der eiſige Wind, der draußen tobte, rüttelte an dem ſchwankenden Hauſe des Wenden und drohte, es umzuſtürzen. Vor Allem aber machten den Ritter die vielen undeutlichen Stimmen beſorgt, die draußen laut wurden, und auch das Aufbleiben ſeines Wirthes ſchien ihm ungewöhnlich, denn unberührt lag das Bärenfell auf einer niedrigen Erhöhung, und unruhig waren die Blicke des Wenden auf die vom Winde erbebende Thür gebeftet. Hin und wieder kam der Diener in das Gemach, fluſterte leiſe und angelegentlich mit ſeinem Herrn und warf dabei beſorgte Blicke auf den ſcheinbar ſchlafenden Ritter. Endlich trat auch ein anderer wendiſcher Edle in das Haus, den der Ritter als einen ſolchen leicht an dem weißen, mit bunter Wolle geflickten Schaafpelze erkannte, deſſen rauhe Seite inwendig getragen wurde. Aus dem Geſpräch, welches nach kurzen Begrüßungen ſich zwiſchen den beiden Wenden entſpann, hörte der Ritter ſo viel heraus, daß es in dieſer Nacht eine feierliche Verſammlung der

Wenden im Tempel ihres Götzen Triglaff *) galt; welches der Zweck der dortigen Versammlung sey, davon wurde nicht gesprochen. Als aber Rodolph de Astralowe seinen Knechten den Befehl gab, die Böte von den Pfählen loszubinden, sprang der Ritter auf, und verlangte von seinem Wirthe, er solle ihn mit zu der Versammlung nehmen, zu welcher er sich eben begeben wolle. Verwundert starrte ihn der Wende an, und beantwortete rasch die Fragen, welche sein anderer Gast an ihn richtete. Das Anliegen des Ritters setzte Beide sichtbar in Verlegenheit, doch mochten sie dem Gaste, dessen Wünsche zu befriedigen die heiligste Pflicht für sie war, nicht geradezu abschlagen, was er verlangte; sie schützten die stürmische Nacht, das unsichere Fahren auf der Spree, die weite Entfernung bis zum Orte ihrer Bestimmung vor; aber der Ritter bestand darauf, sie zu begleiten. Endlich gaben sie nach, aber nicht eher, als bis der Ritter einen Pelz angezogen, der ihn äußerlich zu einem Wenden machte. Sie bestiegen jeder einen der Kähne, die der Eintretende vorher unter den Pfählen des Hauses bemerkt, und verbanden dann die drei leichten Fahrzeuge durch einen, quer über dieselben gelegten Balken zu einem Ganzen. So stießen sie vom Ufer, gewannen die Mitte des Flusses und fuhren ungefähr zwei Stunden, bis an eine Stelle, wo die Spree sich theilte und eine Insel umfloß. Hier legten sie an, stiegen an's Land und sahen bald eine

*) Triglawnji, dreiköpfig, wendisches Wort.

lange Reihe von Fischerhütten, die, eben so wie das Haus des Rodolph de Pfiralowe, auf hohen Pfählen hart am Ufer lagen. Geschäftig summte es in den schmutzigen Hütten, und sowohl neben ihnen am Lande als auf der Spree wurde es lebendig. Die wendischen Fischer krochen aus ihren Hütten, Böte landeten vom jenseitigen Ufer, und von fern her leuchtete ein mächtiges Kienfeuer durch die üppig aus dem Morast emporschießenden Erlen. Es fanden sich Begleiter zu den drei schweigsam dahin eilenden Wanderern. Eifriger und lebhafter wurden die Gespräche ringsumher, bis Alle die Erlenbüsche verlassen hatten, und der Tempel des Götzen Triglaff in seiner ganzen unförmlichen Größe vor ihnen stand. Es war ein großes, viereckiges Gebäude, aus langen, unbehauenen Eichenstämmen errichtet, die an den Enden eingekerbt waren, und sich dadurch mit einander verbanden. Das Dach war platt und mit Moos belegt, aber alle hervorspringenden Balken mit seltsam verzerrten Fratzen bedeckt. Durch die offenen Luken glühte eine rothe Flamme in die dunkle Nacht hinaus, und auf der Mitte des Daches braunten große Kienstämme, als Wahrzeichen für die von allen Seiten herbeieilenden Wenden. Die Thür des Gebäudes war ein ungeheurer Eichenklotz, aus dem ein häßliches Götzen-Antlitz geschnitzt, und der Mund in seiner weit aufgerissenen Form zur Oeffnung für die Eintretenden gelassen worden war. Drinnen wimmelte es gespenstig von schwarzen Gestalten, und immer mehr füllte sich der innere Raum mit den klei-

nen ſcheußlichen Heiden-Geſtalten. Auch der Ritter war mit ſeinen beiden Begleitern eingetreten und ſah erſtaunt und mitleidig um ſich her. Das Innere des Tempels war ſo einfach wie das Aeußere, die Wände rings umher mit Binſenmatten behängt, auf denen mit rother Erde grinſende Götzen-Figuren gemalt waren. Die Luken offen, der Fußboden mit Lehm glatt geſchlagen wie eine Tenne, und in der Mitte auf einigen großen Steinen ein hellloderndes Feuer. Dunkle Geſtalten in langen braunen Gewändern umſtanden geſchäftig das Feuer und verſchwanden von Zeit zu Zeit hinter großen Binſenmatten, die im Hintergrunde von der Decke bis zur Erde herunter hingen. Mitternacht konnte es ſeyn, da wankte ein langer Zug brauner Prieſter-Geſtalten aus dem Hintergrunde hervor, ſtellte ſich in doppelte Reihen um das Feuer und verneigte ſich ehrerbietig vor einem alten Druiden, deſſen ſchneeweißes Haar ſeltſam gegen das echt ſlaviſche Geſicht, die kleinen tiefliegenden Augen und die ſtarken Backenknochen abſtachen. Dreimal umſchritt er das Feuer, erhob ſingend die Hände, und Alles ſtürzte anbetend zur Erde, den harten Boden mit der Stirne ſchlagend. Nur der Ritter aus der Nordmark blieb aufrecht ſtehen, indem er ſtolz und verachtend auf das Gaukelſpiel vor ſich ſah. Vergebens ſtießen ſeine beiden Begleiter ihn an, vergebens hefteten ſie bittend ihr Auge auf ihn; ſtarr und ungebeugt ſtand er in ſeiner Ritterwürde, nur die dunklen Augenbrauen hatte er auf das ſchöne blaue Auge herabgezogen, und die Hand

griff nach dem, an der Hüfte hängenden Jagdmeſſer. Da kreiſchten die Druiden hell auf, und zeigten auf den Fremden, der allein aufrecht ſtand, während Alles den Boden küßte. Ein wirres Geheul füllte den weiten Tempel. Die Wenden ſprangen auf und naheten ſich drohend dem Trotzenden. Meſſer blinkten, und die Druiden feuerten die Wüthenden zur Rache an; da aber ſprang Rodolph de Oſtralowe, der Sohn des Pfeils, vor ſeinen Gaſt, redete laut und kräftig zu den Andringenden, ſagte ihnen, daß der Ritter ſein Gaſt ſey, Brod und Salz mit ihm in einem wendiſchen Hauſe gegeſſen, und alſo unverletzlich wäre.

Dies wirkte; murrend wendeten ſich die Wüthenden von ihm ab, und ſtürzten von Neuem zu Boden, als die Druiden ihre kreiſchenden Geſänge erhoben. Der Vorhang im Hintergrunde des Tempels fiel zu Boden, und hinter demſelben ſah man eine koloſſale, aus ſtarken Weidenäſten und biegſamen Ruthen durchflochtig wie ein Netz geflochtene, menſchliche Figur mit drei Köpfen, in deren Lenden, Bauch und Arme unglückliche chriſtliche Gefangene eingeſperrt waren, die den Wenden bei ihrem Raubzuge in die Nordmark in die Hände gefallen waren. Zwiſchen ihnen war dünnes Holz, Kiehn und Reiſig aufgeſchichtet, und mit Todesangſt ſahen die Unglücklichen dem grauſen Treiben der Druiden zu. Endlich ergriff der Aelteſte derſelben einen Brand von dem Heerde und näherte ſich der geflochtenen Figur des wendiſchen Götzen. An dem ausgeſtreckten Arme zündete er ſie an, und mit reißen-

der Schnelligkeit theilte die Gluth sich dem dürren Reisig mit. Der furchtbare Todesschrei der Gefangenen erstarb in dem Jubelgebrüll der Wenden, und der Ritter wendete sich schaudernd ab, als er das Wühlen und Zucken der Gequälten in dem brennenden Holzkäfig erblickte. Er stürzte hinaus — ihm nach Rodolph de Ysiralowe.

Schweigend stiegen Beide in die harrenden Böte, und schweigend ruderten die Knechte stromaufwärts zur Wohnung ihres Herrn. In der Behausung seines Wirthes war es lebhaft. Das Jagdgefolge des Ritters hatte sich eingefunden und die Rückkehr desselben erwartet, da sie durch den zurückgebliebenen Hund erfahren hatten, wo ihr Herr eine Zuflucht gefunden.

Erfreut begrüßten die Jäger den wiederkehrenden Gebieter; er aber ballte in furchtbarem Ernste die Hand gegen den dunkeln Himmel, und drohte gegen den Strom hinab, indem er sagte:

„Nun denn, so wahr mir Gott und die unbefleckte Jungfrau Maria helfe! Heut über's Jahr soll an der Stelle des blutigen Mörder-Tempels ein Kirchlein Jesu stehen, und rings umher Christen wohnen, oder ich will baarfuß gen Jerusalem wandern und sündigen Profeß thun!"

„Wer seyd Ihr?" fragte erstaunt Rodolph de Ysiralowe, „daß Ihr Euch eines solchen zu vermessen unterfangt! Wißt, das Volk der Wenden ist mächtig, und Ihr habt eben gesehen, welches Loos der von uns Besiegten wartet."

„Ich bin Albrecht, Markgraf der Nordmark, und die Marken nennen mich den Bären. Bin ich ein Bär, so will ich auch ein Bärlein in die Welt setzen,' daß Euch hündischen Wenden mit den Tatzen in den Rippen sitzt, und das Bärlein soll eine Stadt seyn, und das Herz des Bärleins eine Kirche Jesu Christi, unseres Heilandes." *)

„Ist das der Dank für meine gastfreie Aufnahme?" grollte Rodolph de Ystralowe.

„Nein, Du sollst nicht büßen, was Dein Volk verbrochen. Ystralowe **) soll der Ort heißen, wo ich Brod und Salz mit Dir gegessen, und Du sollst es von mir zum ewigen Leben erhalten, wenn Du meinem Bärlein jedes Jahr den Ertrag Deines ersten Fischzuges giebst. Lebe wohl und denke meines Gelübdes! Heut über's Jahr siehst Du mich wieder! Fort denn, Gesellen! Genug der Jagd auf Bären! Jetzt gilt es Wenden-Wild!"

---

*) Chronica Cranzii Seite 341.

**) Stralow. Gebildet aus dem wendischen Worte Strela der Pfeil.

2.

Conrad Schütze.

(Die Nacht vom 19. zum 20. Oktober 1322.)

In den Erkerfenſtern des ſächſiſchen Hauſes in der Spandauer Straße glänzte heller Schein, und fröhlicher Becherklang tönte hinab in die ſchweigende Straße. Oben ſaß der Herzog Rudolph von Sachſen und bewirthete Abgeſandte des deutſchen Kaiſers, Ludwig von Baiern, der, durch das Ausſterben der ascaniſchen Fürſtenlinie in der Mark veranlaßt, Anſprüche auf die ganze Nachlaſſenſchaft des Markgrafen Waldemar machte. Rudolph von Sachſen, der ſchon während der Minderjährigkeit Heinrichs, des Neffen und Nachfolgers ſeines Freundes Waldemar, die Marken als Verweſer regiert hatte, ſtrebte aber ſeit dem Tode dieſes jungen unkräftigen Fürſten nach dem ſicheren Beſitz der Marken, und hatte theils durch Beſtechung, theils durch Bewilligung von Privilegien die Städte Berlin, Brandenburg, Spandau, Frankfurt, Rathenow, Nauen, Köpenick und Mittenwalde dazu vermocht, ihm den Huldigungs-Eid abzulegen. Er hatte ſich mit ſeinem kriegeriſchen Gefolge in Berlin feſtgeſetzt, und ſprach von hier aus allen ſeinen Mitbewerbern, namentlich dem

Erzbischofe von Magdeburg, dem Bischofe von Lebus und den Mecklenburgern Hohn, die Alle nach den bequem gelegenen, durch Waldemar's Fürsorge blühenden Marken die gierigen Hände ausstreckten.

Im hochgewölbten Saal des Mittelgeschosses, dessen kleine in Blei gefaßte runde Fensterscheiben vom Scheine der, in eisernen Leuchtern flammenden Fackeln erhellt wurden, saß Rudolph von Sachsen an dem schweren Tische von Eichenholz, dessen Fläche in zwei Theile getheilt war. Die eine höher liegende Hälfte war für den Herzog selbst und seine nächste Umgebung, der andere niedrige Theil für das Gefolge und die Dienerschaft bestimmt. Jagdhunde schliefen unter den Tischen oder an den Wänden umher, [illegible] brachten die Diener die wiedergefüllten [illegible] den redseligen Rittern und Herren. Rechts neben dem Herzog saß der Abgesandte des deutschen Kaisers, Dippold von der Vasbenburg, mit seinem Beichtvater, und links der vertraute Rath und Kanzler des Herzogs, Otto von Karehlen; dann folgten bunte Reihen edler Ritter im leichten Festgewande und junge Knappen, die den Uebergang zu der tiefer sitzenden Dienerschaft machten.

„Bei der blutigen Hostie vor Zehdenick!" *) rief laut und den gefüllten Becher erhebend der Herzog Rudolph, „die Mühlberger Schlacht kam dem Kaiser gewaltig gelegen, denn die Krone saß ihm so locker und wacklig auf dem Kopfe, wie meinem Jagdhunde das Halsband.

---

*) Buchholz, Geschichte der Mark Brandenburg, 3ter Theil.

Ich hätte kein Schock böhmischer Groschen für die sämmtlichen Reichs-Insignien gegeben."

„Jetzt aber," antwortete ruhig und ernst der Ritter von Babenburg, „sitzt sie fest, unantastbar fest, und Friedrich von Oestreich, der es wagte, sich einen Gegenkaiser zu nennen, büßt in schwerer Gefangenschaft die Schwachheit, den Aufreizungen Johanns des 22sten nachgegeben zu haben."

„Nun, nun", Herr von Babenburg, nur nicht zu streng! — Warum ließ sich Kaiser Friedrich fangen? Lebte ich mit Ludwig dem Baier in Fehde, ich hütete mich besser vor dem verrätherischen Burggrafen von Nürnberg, denn nur durch Verrath konnte es ihm gelingen, den tapfern Friedrich zu fangen."

„Sey dem, wie ihm wolle, Herr Herzog Friedrich von Oestreich ist gefangen, und mein Herr der Kaiser verlangt jetzt, da er aller seiner Feinde los und ledig ist, die Marken für seinen Sohn Ludwig. Ihr habt meine Botschaft gehört, vertröstet mich mit der Antwort von Tage zu Tage, und morgen muß ich fort. Laßt den heutigen Tag nicht ohne Antwort vorübergehen, bald ist es Mitternacht und meines Bleibens in Berlin ein Ende."

„Ei, wenn ich auf all' dergleichen Botschaften antworten wollte, hätte ich wahrlich viel zu thun; seht, da unten neben meinem Haushofmeister sitzt auch so ein Abgesandter, der gern meine Marken haben möchte; fragt ihn nur, er wird Euch sagen, daß Waldemar's Erbe dem Erzbischof von Magdeburg von Rechtswegen zukommt, und keinem Andern."

Der Angeredete ſtand auf und erwiederte mit lachender Geberde: „Ei nun, Herr Herzog, mit aller ſchuldigen Reverenz zu Euch geſprochen, ich denke, daß in zwölf Monden weder Ihr noch der Kaiſer hier befehlen werdet. Der Erzbiſchof, mein Herr, iſt vom Papſt mit den Marken belehnt, und es wäre wahrlich das erſtemal, daß ein Kaiſer gegen die Kirche Recht behalten hätte.“

„Ihr ſeyd ſehr vorſchnell mit Eurem Munde, Herr Conrad Schütze!“ rief jetzt ernſt verweiſend Otto von Karehlen, des Herzogs vertrauteſter Rath. „Wäret Ihr nicht Geheimſchreiber unſeres werthen Nachbarn, des Erzbiſchofs, Ihr läget längſt ſchon vor der Thür, wohin die freche Rede eines Dieners gehört.“

„Und Ihr werdet aller [illegible]keit nach bald da liegen, wo Ihr mich gern [illegible]möchtet, denn da, wo Ihr jetzt ſitzet, hoffe ich bald zu ſitzen.“

„Ihr redet Eurer würdig, Herr Conrad Schütze! Nicht genug, daß Ihr durch Eure ſchnöden Scherze ehrbare Frauen dieſer Stadt beleidigt, Ihr mißbraucht auch Eure Würde als Abgeſandter zu frecher Schimpfrede, die Euch theuer zu ſtehen käme, wenn mein Herr, der Herzog, das Gaſtrecht nicht zu ehren wüßte.“

„Wer ſagt, daß ich ehrbare Frauen dieſer Stadt durch ſchnöden Scherz entehrt?“ rief auffahrend der Abgeſandte des Erzbiſchofs, indem er ſich mit der Hand das lange Haar von der weinglühenden Stirne ſtrich.

„Ich ſage es“, antwortete Otto von Karehlen, „denn ich weiß es von einem würdigen Schöppen Berlins, der heut Nachmittag aus der Sitzung des Rathes kam.“

in welcher die Bürger Euch schimpflicher Verletzung des Gastrechts angeklagt."

„Mögen sie mich immerhin anklagen und zeihen, wessen sie wollen, ich fürchte das Bürgervolk nicht. Ich habe, als ich heut Morgen in die Badestube auf dem Krögel ging, ein Bürgerweiblein, das schier über und über mit güldenen Kettlein behangen war und schlau aus den blauen Aeuglein sah, gefragt, ob sie mit mir in's Bad gehen und die Badewanne mit mir theilen wolle?*) Sie wollte nicht und sagte: nein! damit war's gut. Eine Frage in Ehren kann Niemand wehren!"

„Ihr seyd ein lasterhafter Gesell!" rief heftig der Herzog Rudolph. „Hab' Ihr ein ehrsames Bürgerweib zu Eurer Buhldirne ermangen? Geht, geht! Denken die Berliner Bürger wie ich, so kommt Ihr nicht nach Magdeburg zurück ohne ein Wahrzeichen auf Euren Schultern und breitem Rücken."

„Ho ho! sie sollten es nur wagen! Wer mich verletzt, verletzt die heilige Kirche, und der Bannfluch des Papstes würde den Frechen die Augen zu spät öffnen."

Da trat mit ängstlicher Geberde ein Diener in den Saal, flüsterte mit den andern und antwortete, als die dadurch entstandene Bewegung von den höher sitzenden Rittern bemerkt wurde:

„Vom Spandauer Markt und von der Georgenstraße**) her sammeln sich starke Haufen von Bürgern

---

*) Hartung, brandenburgische Geschichte.

**) Jetzt Königsstraße.

vor dem sächsischen Hause. [illegible]verlangen mit drohendem Geschrei die Auslieferung des magdeburgischen Abgesandten und wollen Rache für den Schimpf, den er heut Morgen einer ehrbaren Bürgersfrau angethan."

„Sieh da!" rief lächelnd der Herzog, „meine guten Berliner denken wie ich. Nun, Herr Conrad Schütze, ich wünsche Euch Glück, und mag die Schläge nicht theilen, die Euch wohlverdient zukommen werden."

Da eilte ein anderer Diener herein; verstört ging er auf den Herzog zu und rief:

„O Herr, Herr! sie wollen ihm an's Leben; sein Blut, seinen Kopf verlangt die Bürgerschaft und schon machen sie Anstalt, das Haus zu erbrechen, um ihn mit Gewalt heraus zu holen."

„Oho! so haben wir nicht gewettet! — Ist es so gemeint? Was fällt der Bürgerschaft ein? Will sie das Haus ihres Herzogs mit Menschenblut besudeln?"

Der Herzog war aufgesprungen und an das Fenster getreten. Kopf an Kopf drängte sich das tobende Volk in der engen Straße. Der rothe Schein einer großen Menge von Fackeln beleuchtete die dunkeln Häuser. Wildes verworrenes Geschrei tönte herauf:

„Auf den Block mit dem magdeburgischen Hund! — Zapft ihm das Blut ab und badet ihn dann darin, wenn er doch ein Gelüst nach Bädern hat."

„Herab, herab mit ihm, daß wir ihn zerreißen!" —

Bedenklich sahen sich der Herzog und Otto von Karehlen an. Die Aufregung des Volkes deutete auf keinen leicht vorübergehenden Lärm, denn Rathsmän-

ner in ihrer Amts[illegible]gingen unter den Gruppen umher, suchten zu [illegible]richtigen, aber sie wurden verhöhnt und gezwungen, in das drohende Geschrei mit einzustimmen.

Nach kurzem Gespräch mit seinem vertrauten Rath befahl der Herzog dem immer noch lustigen und sorglosen Conrad Schütze, sich unter der Obhut einiger Reisigen durch die Hinterthür des sächsischen Hauses zu entfernen und noch heute die Stadt zu [illegible]den, denn er könne für nichts stehen, wenn das aufgeregte Volk seiner habhaft würde.

Eben wollten sich die Reisigen mit dem ihrer Obhut anvertrauten Abgesandten durch eine Seitenthür entfernen, als diese aufsprang und bewaffnete Bürger sichtbar wurden, die ein helles Hohngelächter aufschlugen, als sie sahen, daß sie noch zur rechten Zeit gekommen waren, um die Flucht ihres Schlacht-Opfers zu verhindern.

„Nein, Du magdeburgischer Weiberschänder, nicht durch die Hinterthür sollst du dem Büttel in die Hände fallen: durch das große Thor, die breite Treppe hinab sollst Du auf das Sandhäuflein!“ rief ein bis an die Zähne gewappneter Bürger.

In demselben Augenblick erdröhnte das Haus von dem gewaltsamen Sprengen des Hauptthors. Auf der breiten Treppe stürmten bewaffnete Bürger in den Saal und blieben an der Thür stehen, als Conrad Schütze sich zu den Füßen des Herzogs niederwarf, und um Schutz und Rettung bat.

„Was verlangt Ihr zur Nachtzeit in der Wohnung

Eures Herzogs, Bürger von Berlin? Wollt Ihr den Burgfrieden brechen und nicht die Stimme Eurer Rache hören? Hört lieber die Stimme Eures Herrn, der Euch bittet, das Gastrecht zu ehren und befiehlt, nicht ferner bewaffnet vor ihm zu erscheinen."

„Mit Gunst, Ew. Herzoglichen Gnaden! Wir sind nicht gekommen, um Ermahnungen zu hören und uns sächsische Sitten predigen zu lassen. Blut wollen wir haben, den Kopf des nichtswürdigen magdeburger Knechtes, der sich nicht entblödet, ein tugendsames Weib zu beschimpfen, und der daher büßen soll, so wahr Gott uns helfe!"

„Hört mich, Ihr Bürger!" —

„Wir wollen nichts hören. Gewährt uns unsere Bitte oder gewährt sie uns nicht. In einer Stunde liegt der Leichnam dieses Weiberschänders auf dem Schindanger. — Wollt Ihr uns nicht zu Willen seyn, so rufen wir noch heute den Kaiser Ludwig, dessen Gesandten Ihr zur Seite stehen habt, zu unserem Herrn aus. — Hört uns, Herr von Babenburg! Wir sagen uns los von dem sächsischen Herzog, der die Ehre seiner Bürger ungestraft kränken läßt."

Da sprach Otto von Karchlen leise mit dem Herzoge. Der geängstigte Conrad Schütze umfaßte dringender die Knie dessen, den er kurz zuvor verhöhnt, und hing mit stierem Auge an den Lippen des eifrig sprechenden Rathes. Die Gluthröthe des Weinrausches hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht und die schrecklichste Todesangst malte sich auf dem zuckenden Gesicht.

Nach einer furchtbaren Stille, in der alle Anwesende mit den verschiedenartigsten Empfindungen auf den Entschluß des Herzogs gewartet hatten, rief dieser:

„Nun denn, so nehmt ihn hin, aber sein Blut komme über Euch. Ich weiche der Gewalt!“

Und mit der Eile des Tigers, der auf seine geängstete Beute springt, stürzten die Bürger auf den sich krampfhaft an den Herzog klammernden Conrad Schütze zu.

Während sie ihn bei den Haaren ergriffen und auf seine Arme mit Hellebarden schlugen, damit sie los ließen von dem auf's tiefste ergriffenen Herzoge, schrie er in kreischender Angst:

„Um Gotteswillen, Herr Herzog, helft, rettet mich! — Ich bin ja noch so jung — ich will besser werden — O Jesus — wie wehe thun sie mir mit den scharfen Hellebarden — Rettung — ich will nie wieder ein ehrsam Weib beleidigen! — helft mir doch nur dieses mal von dem gewissen Tode — Herr Herzog — Herr Herzog — Gnade — Oh! Oh! — Mein Arm!“ —

Da trennte ein heftiger Schlag mit einem Streitkolben den Arm des Unglücklichen von den Knieen des Herzogs und mit dem Triumphgeschrei der Hölle schleppten die wüthenden Bürger den jammernden und um Hülfe rufenden jungen Mann an den Haaren bis zur Treppe, stürzten ihn hinunter und überlieferten ihn der unten hochaufjauchzenden Menge. —

Unter den entsetzlichsten Mißhandlungen riß man

ihn auf den nahen neuen Markt, wo in weitem Kreiſe, von blutroth brennenden Fackeln erhellt, ein Sandhaufen aufgeſchüttet war, an dem der Nachrichter mit dem breiten blitzenden Schwerdte ſtand. Vergebens war das Geſchrei des dem Tode Geweihten. Wüthendes Hohngelächter antwortete ſeinem Jammer. — Unter Stößen und Tritten wurde er auf den Sandhaufen geworfen, das Schwerdt blitzte in der Luft, dreimal ſchwang der Nachrichter es vor den Augen des halb Entſeelten, da fuhr es ziſchend in ſeinen Nacken, weithin rollte der Kopf, und wie ein Brunnen ſchoß das Blut in ſtarkem Strahl in die Höhe.

Die Fackeln verlöſchten rings umher! — Auf die jubelnd befriedigte Rache folgte das tiefe Schweigen des Nachdenkens. Die blutige That war geſchehen.

3.

Der Probſt von Bernau.

(Die Nacht vom 12. auf den 13. September 1335.)

In der Probſtei von St. Marien, dem ſchönen, aus feſten Quadern gebauten Prieſterhauſe, in welchem der fromme Probſt Nicolaus von Bernau ſeine Wohnung zu nehmen pflegte, wenn er in Aufträgen des Biſchofs nach Berlin kam, war Alles ſtill und ruhig; nur in einem kleinen Erkerfenſter gegen das Spandauer Thor hin brannte trübe ein kleines Lämpchen. Vorſichtig in ſeinen Mantel gehüllt ſtand an der gegenüber liegenden Mauer ein Mann, deſſen ſorgfältig gepflegter und gekräuſelter Bart, ſo wie die feine mit Goldfäden durchzogene Halskrauſe einen Edelmann in ihm vermuthen ließen. Unter dem weiten und faltenreichen Mantel trug er ein Bruſtſtück aus dem feinſten Stahl. Um die Hüften war dreifach eine Kette geſchlungen, die das geprüfte Schwerdt befeſtigte und hinten hing an einem beſondern Ringe dieſer Kette, der „Gnadegott", ein breiter dreiſchneidiger Dolch, der ungefähr einen Fuß lang war, und den Rittern jener Zeit dazu diente, dem niedergeworfenen Feinde das Garaus

zu machen, indem man ihn in eine Fuge der Rüstung bohrte, oder ihn durch das Visier des Helms in den Kopf stieß.

Ungeduldig stampfte er mit dem Fuße, daß die schönen kunstvoll gearbeiteten Sporen weithin erklangen.

„Wo sie nur bleiben, die Schufte! Da lassen sie mich hier stehen und warten, anstatt schon Alles besorgt zu haben, wie ich es ihnen ausdrücklich befohlen.“

Unruhig ging er hin und her.

Da gingen Bürger in eifrigem Gespräch vorüber.

„Sagt' ich es Euch nicht, Nachbar, daß der Abgesandte des Bischofs uns auch den Aerger noch machen würde? Bei Gott, hätte er sein Chorkleid nicht auf dem Leibe gehabt, ich hätte ihn mit der Faust erwürgen können.“

„Ihr seyd zu hastig, Nachbar Wolfram; bedenkt, er ist denn doch immer ein geistlicher Herr, und mit denen ist nicht gut Kirschen essen; wer steht Euch dafür, daß er Euch im Fegefeuer zappeln läßt, bis Euch Zeit und Weile lang wird, ehe er erlaubt, daß eine Messe für das Heil Eurer Seele gelesen wird?“

„Er soll sich nur in Acht nehmen! Ist er heute wieder so hoffärtig und absprechend mit den Kirchenältesten, die ihm in der Sakristei die Zehntenbücher vorzulegen haben, so möchte die Geduld endlich einmal reißen, es ist ein gar dünnes Fädchen, an der sie hängt.“

Die beiden Bürger gingen vorüber, und sogleich trat der Mann im Mantel wieder aus dem dunkeln Schatten des Sakristan-Hauses hervor, in welchen

er ſich bei Annäherung der beiden Vorübergehenden geſtellt hatte.

Kaum hatte er mit unruhigen Schritten einigemale die ganze Länge des Platzes gemeſſen, als von St. Nicolai her einige kleine ſchmutzige Kerle mit wilden hämiſchen Geſichtern ſich zu ihm fanden und demüthig eine Leiter zeigten, die ſie herbeigeſchleppt hatten.

„Kommt Ihr endlich, Ihr litthauiſchen Hunde? Eine ganze Viertelſtunde habe ich ſchon auf Euch gewartet. Ich will Euch peitſchen laſſen, daß Ihr Euch krümmen ſollt wie Aale, denen man das Fell abſtreift, wenn Ihr nicht pünktlicher meiner Befehle wartet.“

Zitternd ſtanden die armen Leibeigenen vor dem ſtrengen Gebieter und drehten knechtiſch die abgenommenen Mützen von Wolfsfell in den Händen.

„Verzeiht uns, Pan; wir konnten nicht unbemerkt durch die Stadt; vor dem Rathhauſe ſteht eine Menge Volks, ſie warten auf den Ausgang der Sitzung. Der Probſt von Bernau hat den Rathmännern arg in's Gewiſſen geredet, denn ſie wollen der Kirche die Zehnten ſchmälern.“

„So wahr ich ein Kemphahn von Rochow bin, ich wünſchte, ſie ſchlügen dem alten Heuchler das Gehirn ein, bloß damit ich heute Nacht ungeſtört bei meinem Täubchen zubringen kann. Macht raſch, Ihr Hunde, legt die Leiter an, dort an das kleine Fenſter, wo das trübe Lämplein brennt, und haltet nur ordentlich, denn Ihr wißt, ich bin nicht leicht.“

Mit unheimlicher Geschäftigkeit vollzogen die Leibeigenen das Geheiß des Ritters und warteten, bis er dem ersten unter ihnen noch einige Befehle gegeben hatte, die sich auf die Art und Weise bezogen, wie sie Wache halten sollten, während er oben in der Probstei der jungen keuschen Suse einen Besuch machte.

„Du bleibst mit den Andern vor dem Eingang stehen und hältst getreulich Wache, während ich der spröden Hexe die Hölle heiß mache. — Hin und wieder überzeugst Du Dich, ob die Leiter noch steht und Alles umher ruhig ist. Jede Viertelstunde pfeifst Du eins von Deinen verfluchten heidnischen Liedern, damit ich weiß, ob Ihr noch da seyd. Merkt Ihr aber Unrath, so stößt Du das litthauische Schlachtgeheul aus, dessen ich mich noch recht gut erinnere von dem Tage her, wo ich Euch bei Lebus zu Gefangenen machte."

„Sehr wohl, Pan, Ihr sollt zufrieden seyn mit Euren Leibeigenen."

„Kommt gar der Probst selbst zurück, so sucht Händel mit ihm; laßt ihn so spät als möglich in's Haus und haltet mir dann die Leiter, damit ich rasch herunter kann, denn der alte Sünder wird wohl sein Töchterlein noch vor dem Schlafengehen besuchen wollen, und da könnte mein „Gnadegott" etwas zu thun bekommen. Gott behüte mich aber vor einem Priestermord, den büßen drei Kreuzzüge nicht."

„Ist es denn seine Tochter, Pan? Ich denke, es ist seine Nichte, weil die Popa's der Christen nicht heirathen dürfen?"

„Ha ha ha, Du dummer Heide! Allerdings sagt's der Alte, daß es seine Nichte ist; aber ich halte ihn für viel zu klug, als daß er nicht zu seiner Zeit auch ein lustig Mönchlein gewesen ist. Ich möchte fast darauf wetten, es wäre seine Tochter; lieber wäre es mir freilich, es wäre seine Konkubine, dann hätt' ich vielleicht leichter Spiel, als ich wohl haben werde, denn sie wird sich gewaltig sperren und zieren."

„Nun, Pan, da werdet Ihr Euch wohl wenig daran kehren; unter Euren sehnigen Armen ist schon se Manche erlegen; die möchte ich sehen, die Eurer Ueberredung oder Eurer Kraft widerstehen wollte?"

„Meinst Du, Gieljuschken? Ja ja, Du magst wohl Recht haben. Aber jetzt halte die Leiter, ich will hinauf. Sey aufmerksam und denk' an die Peitsche, die Dich erwartet, wenn ich nicht zufrieden mit Dir bin."

Der Litthauer hielt angestrengt die Leiter, auf welcher der Ritter zum Kammerfensterlein der schönen Suse stieg, die eben sich ausgezogen hatte, um zu Bette zu gehen. Mit dem Drucke des Eisenhandschuhs war der lockere Laden bald geöffnet, und der Ritter sprang hinein.

Getreulich hielten die litthauischen Unholde Wache vor der Probstei, die der hinter die Wolken tretende Mond jetzt ganz in Schatten hüllte.

Das Licht oben war gleich nach dem Eintritt des Ritters verlöscht. Nichts konnte man hören, als das Weinen eines Weibes, und dringendes eifriges Sprechen eines Mannes.

Da wälzte ſich ein tobender Volkshaufe von der Spandauer Straße her auf die Marienkirche zu. Heftig und ſchreiend ſtießen Alle Verwünſchungen gegen die Erhebung des Zehnten und der Kirchen-Gefälle aus. Die Sitzung des Rathes war geendet. Mit ſiegender Beredſamkeit hatte der alte Nicolaus von Bernau die Bedürfniſſe der Kirche den widerſtrebenden Bürgern Berlins vor Augen gehalten, hatte ſie aufmerkſam gemacht, daß die Hospitäler zum heiligen Geiſt und die Elendsgilde durch die Zehnten und Gaben erhalten würden, deren rechtmäßige Erhebung man jetzt ſchmälern wollte, hatte mit dem Bann der heiligen Kirche gedroht, wenn man die Diener derſelben einem unwürdigen Mangel oder einer demüthigenden Abhängigkeit von den Gilden und Innungen ausſetzen wollte und ſich nicht vergebens auf ſein langes vorwurfsfreies Leben und Wirken berufen, in welchem er die Armen, die Wittwen und Waiſen unterſtützt, und des Guten viel gethan.

Die Rathmänner hatte er überzeugt, die Vorſteher und Altmeiſter der Innungen bewogen, das Hergebrachte auch ferner zu gewähren; aber den aufgeregten Volkshaufen vor dem Rathhauſe hatte er nicht beſchwichtigen können. Als er hinaustrat, um ſich mit den Kirchen-Aelteſten nach der Sakriſtei zu begeben, wo die Einnahmebücher der Marienkirche im Gotteskaſten wohlverſchloſſen lagen, empfing ihn das tobende Geheul des mißvergnügten Haufens. Mit Schimpf- und Spottreden begleiteten ſie den ehrwürdigen alten Probſt, den die Kirchen-Aelteſten kaum vor Mißhandlungen

ſchützen konnten. Vergebens ſandte der Biſchof Ludwig von Brandenburg, deſſen Haus in der heiligen Geiſtſtraße bald die Kunde von dem Auflauf erreichte, ſeine Sänften-Träger, um den treuen vielgeprüften Freund ſicher bis nach Hauſe zu geleiten. Das Gedräng des Volkes hatte ſo ſehr zugenommen, daß es unmöglich war, bis zu ihm zu gelangen.

Mit ruhiger Würde ſchritt der greiſe Probſt zwiſchen den Kirchen-Aelteſten zur Sakriſtei; ehe er ſie aber noch erreichte, traf ein Steinwurf ſeinen Scheitel. Stöhnend ſank er in die Knie, während ſeine Begleiter ſich voll Entſetzen nach Hülfe und Rettung für ihn umſahen. Die zunächſt Stehenden warfen ſich wie Hyänen auf den unglücklichen alten Mann, ſchlugen mit Fäuſten auf ihn los, traten ihn mit Füßen, riſſen ihm die Prieſterkleider vom Leibe, und ließen nicht eher von ihm ab, bis ſein Röcheln und das krampfhafte Zucken ſeiner Glieder ihnen ſagte, daß er bald ausgelitten.*)

Mit einem gellenden Freudengeſchrei vernahm die mordluſtige Menge die Nachricht ſeines Todes; dann aber verlief ſich Alles, als ob das Bewußtſeyn der böſen That ihnen die Folgen dieſes gräßlichen Verbrechens in's Gedächtniß gerufen hätte.— Allein, mit dem Tode ringend und verlaſſen blieb der alte Mann in ſeinem Blute liegen, bis die Litthauer, die an der Thür der Probſtei Wache gehalten hatten, ihn aufhoben und bis an die ſteinerne Treppe ſeiner Wohnung trugen.

---

*) Haftitz Chronik.

Bei dieſer Beſchäftigung fand ſie Kemphahn von Rochow, der, durch das mißtönende Geheul ſeiner Leibeigenen gewarnt, raſch die Leiter herabgeſtiegen war, und unverweilt und beſorgt ſich nach der Urſache des Lärmes erkundigte.

Weit riß der Sterbende die Augen auf, als er das blinkende Bruſtſtück eines Ritters im Mondſchein neben ſich funkeln ſah. Mit der höchſten Anſtrengung verſuchte er zu ſprechen, während der warme Blutſtrom, der aus dem Munde floß, ihn oft daran hinderte:

„Wer Ihr auch ſeyd — Ritter — ich ſteh' in der nächſten Minute vor Gott. — Meine arme Suſe — ſucht den Ritter von Rochow auf — Kemphahn von Rochow aus der Uckermark — meine Suſe iſt ſein Kind — ſeine Tochter — unehelich — mit einem Bürgermädchen aus meinem Kirchſpiel — die Beweiſe liegen — brauner Schrank — gloria in excelsis domini Deo! — O mein Gott, warum mußte ich alſo ſterben? — Das Blut — das warme Blut — es dringt herauf — zum Halſe herauf — Kemphahn von Rochow — arme verlaſſene Suſe — Sancta Maria ora pro nobis!“ —

Weiter konnte er nichts herausbringen, mit verdoppelter Macht ſchoß der Blutſtrom aus ſeinem Halſe — er verſchied.

Mit einem Blick, in dem die Verzweiflung eines Ewigverdammten lag, ſchlug ſich der Ritter vor die Stirn, raufte ſich das Haar und den Bart, zer-

kratzte mit seinen Nägeln das fieberhaft zuckende Gesicht, schrie: „Blutschänder, das wäscht kein Kreuzzug ab!“ und stürzte wie wahnsinnig in das Dunkel der öden Gassen.

„Was ist nur dem Pan so plötzlich angefochten?“ fragten die Leibeigenen sich untereinander; „er stieg ja so zufrieden und lächelnd die Leiter herunter. O weh, o weh! da wird er uns gewiß wieder morgen auspeitschen lassen, wie er immer thut, wenn er böser Laune ist!“

4.

Die Stellmeiſer.

(Die Nacht vom 8. auf den 9. November 1364.)

Mächtig ſchüttelte der Herbſtwind das welke Laub der großen Haide, die Berlin gegen Süden umzog. Nur die Wappner der Bürgergilden, denen nächtlich die Ruhe der Stadt anvertraut war, ſchritten auf dem Wall umher, der ſich von Thurm zu Thurm genau in der Richtung erſtreckte, die jetzt noch der Lauf des Kupfergrabens andeutet: da näherten ſich mehrere dunkle Geſtalten von der Haide her dem einſamen Hauſe, welches der Markgraf Ludwig, mit dem Beinamen der Römer, ſeinem Leibjäger Anton Rehbaum zum Wohnſitz angewieſen, indem dort für die Zucht der Edelfalken und Jagdhunde ein geeigneter Ort war. Das Haus lag ungefähr da, wo jetzt die Akademie ſich befindet, war ringsum mit einem Zaun von Palliſaden umgeben, deren Spitzen einen eiſernen ſcharfgemachten Beſchlag trugen. Heftig ſchlugen alle Hunde an, als zu ſo ungewohnter Zeit Tritte durch die Nacht dem Hauſe nahten, und kaum konnte Rehbaum vor dem Lärmten

der treuen Thiere und dem Brausen des nahen Waldes das Klopfen hören.

Stark und herrisch klopfte es an das Thor in der Palliſade.

„Wer da? Still! Ihr bösen Thiere, still, sage ich, oder ihr bekommt die Peitsche zu fühlen!“

Auf die Frage des Leibjägers wurde nicht geantwortet, aber stärker und zuversichtlicher schlug ein Knüttel an die Thür.

„Wer da? In der Mutter Gottes Namen! Wenn Ihr nicht antwortet, so lasse ich Euch nicht ein, und hetze meine Hunde auf Euch!“

Abermals keine Antwort. — Rehbaum öffnete zu seiner Sicherheit die Thür des Förſterhauſes, um die Hunde aus dem Stall zu lassen; kaum aber steht er vor der Thür, als ein gefiederter Spitzbolzen an seinem Kopfe vorüber und in das Holzwerk fährt, wo er noch lange hin und her zitterte, ein Beweis, daß ſtarke Sehnen ihn geſchnellt haben mußten.

„Ah! iſt es so gemeint? Wartet, Ihr ſchlechtes Geſindel, Ihr ſollt auch meine Bolzen ſchmecken und sehen, daß meine Packer ſchon manchen Wilddieb niedergeriſſen.“

Damit lief der Leibjäger zum Stall ſeiner treuen Jagdhunde, und ließ die wilde, lechzende Meute los; die wüthenden Thiere liefen umher, heulten und klafften, während der Bewohner des Hauſes die Thür feſt hinter ſich verriegelte.

Draußen wurde es ſtill und ſtiller! Auch die Hunde fingen an, ſich zu beruhigen. Angeſtrengt horchte

der Leibjäger, nur hin und wieder unterschied er unter dem Sausen der nahen Haide das Gemurmel menschlicher Stimmen und das Schmatzen und Schlürfen seiner Hunde, die am Troge die übriggebliebenen Bissen der heutigen Fütterung zu verschlingen schienen.

Da klopft es abermals dreimal, aber mit weithin schallender Stärke.

Der Leibjäger hetzt seine Hunde an, aber statt des lauten bellenden Anschlags antwortete ihm ein scheues Winseln.

„Wer da? Antwort, oder ich schieße dem Ersten Besten am Thor meine Bolzen in's Gesicht."

„Mach' auf, Du Hund!" brüllte eine rauhe Stimme von außen, „oder ich brenne Dir Dein markgräfliches Nest an allen Ecken an. Der Teufel aus Salzwedel ist vor Deiner Thür, und machst Du nicht auf, so erschlägt Dich ein Herrgotts-Donnerwetter!"

Bebend stand der Leibjäger. Einen verzweifelnden Blick warf er auf sein junges schwangeres Weib, die sich eben, verstört über den nächtlichen Lärm, im Bette aufrichtete, und besorgt nach dem kleinen lieblichen Kinde griff, welches in einem Korbe neben ihrem Lager schlief.

„Weib, um Gotteswillen, Weib! Die Stellmeiser sind da! Meine Hunde sind gewiß vergiftet, denn sie bellen nicht mehr. Ihr Winseln wird immer schwächer und schwächer. — Findet Dich der Teufel aus Salzwedel hier, so bist Du verloren. Man sagt, er schlitze schwangeren Weibern den Bauch auf, um die

junge Frucht zu freſſen. Ob, er iſt der wirkliche und wahrhaftige Teufel in Menſchengeſtalt.“

Angſtvoll raffte ſich das junge Weib in die Höhe, faßte das ſchlafende Kind, ſtieg eine kleine Leiter hinan auf den Boden, zog die Leiter nach ſich und kroch oben hinter einen großen Haufen Heu.

Kaum war ſie oben, ſo brach das Palliſaden-Thor unter den Fußtritten der Einlaß Begehrenden, und der Leibjäger zögerte nun nicht länger, die Thür zur Wohnung zu öffnen, vor welcher ſterbend alle ſeine Hunde lagen und dem geliebten Herrn, unter den Schmerzen einer peinigenden Vergiftung, die Füße leckten. Ein Fußſtoß warf die ſich krümmenden Hunde bei Seite und vor dem Jäger ſtand die ſechs Fuß hohe Figur des Anführers der Stellmeiſer, der ſich ſelbſt den Teufel von Salzwedel nannte, weil dieſe Stadt, geſchreckt von dem mächtigen Räuber und Mordbrenner, ihm das Bürgerrecht und eine Wohnung in ihren Mauern bewilligt hatte, wofür alle Salzwedeler Bürger ein freies und ſicheres Geleit von ihm erhielten. Ein Fauſtſchlag in das Geſicht des Jägers war die erſte Begrüßung des Teufels, der frech an der Spitze ſeiner Geſellen in das Zimmer trat und ſich auf den Tiſch ſetzte, von dem er das Jagdnetz, an welchem eben gearbeitet worden war, herunterwarf, um ſich Platz zu machen.

Er war ganz in dunkelbraunes Büffelleder gekleidet. Das Bein war bis zur Lende mit rohen ſogenannten Waſſerſtiefeln bedeckt, die mit Thran eingeſchmiert waren. Das Wamms wurde durch einen Rie-

men um den Leib festgehalten und auf dem Kopfe trug er eine lederne mit Eisen gefütterte Kappe. In einer kleinen engen Tasche auf der rechten Seite der Lende steckte ein langes Fleischermesser mit einem Buchsbaumgriff, der mit Schnitzwerk geziert war, und an der linken Seite hing ein sogenannter Schärfstahl, ungefähr wie ihn noch jetzt die Schlächter-Gesellen an der Schürze tragen. Waffen trug dieser Wüthrich nicht, nur einen armstarken, an beiden Enden mit Blei ausgegossenen Knüttel, mit dem er sich spielend beschäftigte und ihn mit großer Geschicklichkeit im Kreise herumlaufen ließ, während seine Hand ganz unbeweglich stand und nur durch das Spiel der Finger die blitzschnelle Bewegung des Knüttels unterhalten wurde.

„Mach' Feuer an, Du Schuft! und freue Dich, daß ich heute etwas Wichtigeres zu thun habe, als mich mit einem erbärmlichen Jagdknecht zu befassen, sonst wollte ich Dir schon zeigen, was es auf sich hat, den Stellmeisern nicht gleich aufzumachen, wenn sie klopfen!"

Mit einem angstvollen Blick auf das noch warme Lager seiner Frau, auf das sich schon einer seiner schrecklichen Gäste der Länge nach ausgestreckt hatte, eilte der Leibjäger zum niedrigen Heerde und schürte die Gluth aus der Torf-Asche zur hellen Flamme, an der einige Kienspäne angesteckt und in eiserne Klammern an der Wand befestigt wurden, um das enge und niedrige Gemach zu beleuchten. Vergebens sann er darüber nach, was die gefürchteten Stellmeiser wohl von ihm verlan-

gen konnten. Er hatte nichts, als was die tägliche Nothdurft erheischte. Die Hunde, das Eigenthum des Herrn Markgrafen, und das Einzige, was für die Stellmeiser einigen Werth haben konnte, waren vergiftet; nur für seine Edelfalken hätte er fürchten können, die waren ja aber schon vor einer Woche zur großen Jagd nach Tangermünde gebracht worden. Was konnten die Räuber also bei ihm wollen? Wie, wenn er den auf den Wällen stehenden Bürgerwachen Nachricht geben könnte, daß der Anführer der gefürchteten Räuberbande ganz nahe bei Berlin sey? — aber das war unmöglich.

Während er seinen Gästen vorsetzte, was er hatte, einige Stücke geräucherten Speck, Rüben und Roggenkuchen, und dabei emsig nach dem Feuer sah, unterhielt sich der Teufel von Salzwedel mit mehreren seiner Begleiter auf wendisch, eine Sprache, die damals noch sehr viel in der nächsten Umgebung von Berlin gesprochen wurde.

Da wurde die Thür aufgerissen. Ein Räuber stürzte mit frechem Gesicht herein und rief dem Anführer frohlockend zu:

„Wir haben den Hund, eben, als er auf seinem Esel durch die Haide wollte, glücklich erwischt. Jetzt steckt er im Sack!“

„So bringt ihn herein; aber seht zu, daß Ihr ihn nicht zu sanft anfaßt, er möchte sonst zweifeln, daß er dem Teufel in die Hände gefallen ist.“

Und herein schleppten mehrere Stellmeiser einen Sack, in dem sich ein Mensch in zusammengekauerter

Stellung befand. Er wurde geöffnet und ein alter Jude lag am Boden, den man an dem gelben Bande um den Arm erkannt hätte, wenn auch das Geſicht, die langen dünnen Haare und der zerſtörte Blick ihn nicht als einen ſolchen bezeichnet hätten.

„Der Gott Abraham's ſey mir gnädig, ich bin ein verlorner Mann!“

„Ja, das biſt Du, Jude!“ antwortete ihm zähnefletſchend der Teufel, indem er das Meſſer mit dem Buchsbaumgriff aus der Hoſentaſche zog und es gleichgültig an dem Schärfſtahl wetzte. „Ich will Dir Dein verdammtes Fleiſch zollweiſe von den Knochen ſchneiden und meinen Hunden zu freſſen geben, wenn Du mir nicht das Schock böhmiſcher Groſchen ausliefersſt, das Du zum Markgrafen nach Tangermünde bringen wollteſt.“

„Au weih, au weih! Wie ſoll der Sohn meines Vaters böhmiſche Groſchen geben, wenn er ſie nicht hat?“

„Still, Jude! Wir wiſſen ſehr gut, daß der Markgraf in Tangermünde auf der Schweinsjagd geweſen iſt; wir wiſſen, daß er 23 wilde Säue erlegt hat, und daß die Berliner Juden ihm alſo die Schweine abkaufen müſſen.“

„Ja, der Gott meiner Väter kennt die Schmach, die wir erleiden müſſen. Unſer Geſetz verbietet uns, Schweinefleiſch zu eſſen, und der Markgraf zwingt uns, ſeine Schweine zu kaufen, die wir nicht brauchen können, nur um uns zu peinigen.“

„Nun denn, wo iſt das Geld? Geſteh' es, Jude, oder Du haſt mein Meſſer in den Rippen."

„Ich habe es nicht, denn die Judenſchaft hat mich diesmal abgeſchickt, den geſtrengen Herrn Markgrafen um Gnade zu bitten, weil wir das Schock böhmiſcher Groſchen nicht erſchwingen können."

„Ich kenne Euch und Euer Gewinſel, aber ſo ſollſt Du mir nicht entkommen! Heda — ſchwarzer Dietrich — zieh dem Schuft die Schuhe aus, und reiße ihm den Talar ab, damit ich ihn peinigen kann."

Im Augenblick war der geängſtigte Jude wieder auf den Boden geworfen. Man zog ihm den Talar ab und riß ihm die Schuhe von den Füßen. Einer der Räuber zog Schwefelfäden aus der Taſche und band ſie ihm zwiſchen die Zehen, zündete das eine Ende an und ließ ſie fortſchwelen, bis der gequälte Jude laut aufbrüllte vor ungeheurem Schmerz.

„Hahaha! Wie das Schwein winſelt!" lachte der Teufel, beugte ſich über den am Boden Winſelnden nieder und ſchnitt ihm ein Stück Fleiſch aus dem Arm, welches er gleich dem lechzenden Hunde neben ſich gab.

„Willſt Du das Geld geben, oder nicht!" ſchrie noch einmal der entmenſchte Räuber, und wollte ſich eben zum zweiten Male niederbeugen, als draußen die Hunde anſchlugen, und die im Hauſe befindlichen Stallmeiſer eiligſt hinausgingen, um zu ſehen, was es gäbe; aber eben ſo ſchnell ſtürzten ſie wieder herein, und ihr verſtörtes Geſicht ſagte deutlich, daß ihnen Gefahr drohe.

Sie sprachen wendisch zu ihrem Anführer, was der Jäger nicht verstand, also auch nicht verstehen konnte, was vorgehe. Der Teufel biß die Zähne zusammen, stieß einen fürchterlichen Fluch aus und ergriff seinen schweren Kampfstock. Eben wollte er zur Thür hinaus eilen, als diese sich öffnete, und eine herkulische Gestalt, ganz in Eisen gewappnet vom Kopf bis zu den Fußspitzen, hineintrat und das mächtige Schwerdt vorhielt.

„Ergebt Euch, Räuber und Mordbrenner! Ihr seyd umzingelt. Kein Mann von Euch kann entkommen.“

Statt aller Antwort fiel der gewichtige Kampfstock des Stellmeisers auf den Eisenharnisch des Gewappneten; der aber stand unbeweglich, als hätte der Knüttel einen Stein getroffen.

„Schlag nur zu, mein Panzer ist fest; aber nimm Dich in Acht, denn jetzt flirrt Dir mein Achener Schwerdt um die Ohren!“ und der Gewappnete holte aus zum vernichtenden Hiebe. Mit der Schnelligkeit des Tigers war der Stellmeiser auf den Eisen-Koloß zugesprungen, hatte ihn mit dem linken Arm umschlungen, und stieß ihm sein Messer in die Fuge der Arm- und Brustschienen, die durch den emporgehobenen Arm sich geöffnet hatten.

„Jesus Maria, ich bin getroffen! Vorwärts, Kinder! rächt mich! Die Wespe hat mich zu guter Letzt noch mit ihrem Stachel geritzt!“ — und mit diesem Rufe sank der Schwergewappnete zu Boden, indem er durch seinen Fall beinahe den noch immer vor Schmerz und um Hülfe rufenden Juden zerschmettert hätte.

„Mir nach, wer ein tüchtiger Stellmeiſer iſt, und das Bürgerrecht von Salzwedel hat. Mir nach! Der Eine liegt, wo die Andern bald liegen ſollen.“

Aber eine Eiſenwand ſtand vor der Thür, Mann an Mann ſchloſſen ſich die reiſigen Männer. So weit die dunkle Nacht zu ſehen erlaubte, wimmelte Alles von wehrhaftem Volke, und hinten am Waldrande ſah man bei Fackelſchein Helmbüſche im Nachtwinde wehen.

Die Stellmeiſer ergaben ſich, wurden geknebelt und zu Boden geworfen, und lagen bald neben dem Juden, der ſich mit ängſtlicher Eile beſchäftigte, die ſchwelenden Schwefelfäden aus ſeinen ſchwer verbrannten Zehen zu reißen, und die klaffende Schnittwunde am Arm zu verſtopfen.

Da trat der Markgraf Ludwig der Römer in das Haus, überſah mit einem Adlerblick das Geſchehene, und befahl ſeinem Gefolge, die gefangenen Räuber unter ſicherer Bewachung nach Salzwedel zu bringen, und dort vor den Thoren zu rädern und zu viertheilen.

Da aber trat ein beleibter Mann, in einer Rüſtung, die ihm nirgends paßte, hervor, und ſagte: „Mit nichten, geſtrenger Herr Markgraf, die Stellmeiſer müſſen in Berlin hingerichtet werden, alſo iſt es recht und billig. Seht da! die Wappner unſerer Bürgergilde ſind zuerſt in das Haus gedrungen, unſer Voigt Hans Knipe liegt erſchlagen, und das iſt Stadtgebiet, auf dem wir das Mordgeſindel gefangen.“

„Wer seyd Ihr, daß Ihr mir, Eurem Herrn, vorschreiben wollt, wo ich gefangene Verbrecher hinrichten lassen soll?"

„Ich heiße Klaus Walke, und bin Schöppe von Berlin. Euer Gestrengen zu Gefallen!" antwortete der Beleibte. „Ich will Euch nichts vorschreiben; aber ich denke, es ist nicht ungerecht, was wir verlangen. Der Markgraf Waldemar, den Ihr für einen Betrüger erklärt, hat uns das Recht zugestanden, und wir haben deswegen einen eigenen Scharfrichter angestellt, und ihm in der Heidereuter-Gasse ein Haus gebaut; nun soll er auch etwas thun für sein Amt, das ist nicht ungerecht."

Eine dunkle Röthe flog über des Markgrafen Gesicht, als er den Namen Waldemar nennen hörte, das Auge blitzte ihm unter den Brauen, und er wandte sich an einen Ritter seines Gefolges, den er italienisch fragte, und in derselben Sprache Antwort erhielt.

Kurze Zeit nur dauerte das Gespräch, dann sprach der Markgraf zu dem Schöppen Klaus Walke:

„Ich will bewilligen, was Ihr verlangt, weil Ihr Euch treu bewiesen in den Stunden der Gefahr, als jener Elende, der entlaufene Mönch Jacob Rehbock, sich für den im Herrn entschlafenen Waldemar ausgab; denn was Euch ein Betrüger gewähren konnte, mag ich, Euer rechtmäßiger Herr, Euch nicht schmälern. Nehmt die Stellmeiser hin, und verfahrt damit nach Eurem Gefallen."

Der Markgraf verließ das Haus im eifrigen Gespräch mit dem Ritter, der sein Jugendgespiele, und, wie er, in Rom geboren war. Klaus Walke aber stand und rieb sich vergnügt die Hände.

„Nun hat unsere gute Stadt Berlin, was sie schon lange haben wollte, die eigene Gerichtsbarkeit, und der Bär unseres Wappens braucht nun nicht mehr sich mit dem Zeigen der Zähne zu begnügen, er kann auch beißen. Schleppt die Stellmeiser in die Verließe des hohen Hauses, und sagt dem Meister Lorches die feierliche Hinrichtung auf übermorgen an.“

Alles verließ das Haus, und das erschreckte junge Weib des Jägers verließ zitternd den Versteck auf dem Boden. Ehe sie aber dem Kinde noch Nahrung reichte, wusch sie emsig die Stelle des Fußbodens, wo der Jude gelegen hatte, denn ein Jude brachte Unglück in das Haus jedes Christen, welches er betrat.

5.

Die Quitzow's.

(Die Nacht vom 9. auf den 10. September 1411.)

Im Berliniſchen Rathhauſe ging es hoch her: Die Stadt bewirthete den Dietrich von Quitzow, den Landeshauptmann der Mark, der öffentlich verkündet hatte, er wolle nach Preußen ziehen, um den deutſchen Orden in ſeinem Kriege gegen die Polen beizuſtehen. Froh, einen ſo räuberiſchen und unruhigen Nachbar loszuwerden und mit der Abſicht, durch ein friedliches Scheiden während ſeiner Abweſenheit ſich Ruhe vor dem Schwarm ſeiner Vettern und Freunde zu ſchaffen, hatte der Rath beſchloſſen, ein großes Gelag zu geben, und Jacob Heidicke, der Bürgermeiſter, führte den Vorſitz an der ungeheuren Tafel, die unter der Laſt der reichen Bewirthung ſeufzte. Neben der Frau des Bürgermeiſters, Frau Dorothea Heidicke, einem jungen züchtig ehrbaren Weibe, das nur ungern das lüſterne Auge derer vom Adel auf ſich ruhen ſah, ſaß Dietrich von Quitzow, aber nicht im leichten mit Pelz verbrämten Feſtkleide jener Zeit, ſondern in einem, aus den fein-

sten Stahlringen geflochtenen Panzerhemde, das Kopf, Hals, Schultern und den ganzen Oberkörper bedeckte. Das mächtige Mailandsche Schwerdt hatte er auf den Knieen und den Dolch, aus der Scheide gezogen, vor sich auf dem Tische liegen. Sein Bruder Hans von Quitzow, Herr zu Boetzow, und Kaspar Gans von Puttlitz, die in seiner Gesellschaft nach Berlin gekommen waren, hatten sich unter das Frauenzimmer auf der andern Seite des Tisches gesetzt und ließen es nicht an derben Schmeichelworten fehlen

So oft Dietrich den schäumenden Becher zum Munde führte, ließ er durch den hinter ihm stehenden Edelknecht den Becher zur Bürgermeisterin Heidicke bringen, die ihn mit ihren süß zum Kuß einladenden Lippen dem Ritter kredenzen mußte. Sie that es jedesmal, aber nur mit züchtig niedergeschlagenen Augenlidern. Sie bemerkte, aber wollte es nicht bemerken, daß Dietrich mit brennendem Blick nur die Stelle am Rande des Bechers aussuchte, an der sie genippt, denn nicht der Trank war es, sondern der Kuß, den er ihr zu senden glaubte, wenn dunkle Gluth seine Wangen färbte beim Trunk. Neben dem gefürchteten Dietrich aber saß der Probst des Domklosters, Irtemini, dem die Familie Quitzow viel zu danken hatte, denn durch seine Bemühungen war es den Quitzow's gelungen, ihr väterliches Erbe in der Mark wieder zu gewinnen, aus dem sie im Anfang des 15ten Jahrhunderts von dem mächtigen Grafen von Lindow vertrieben worden waren. Vertraulich redeten Beide während der Dauer

des Gelages zusammen und sprachen wacker den feurigen und kostbaren Weinen zu, welche die Innungen der Schneider, Schuhmacher und Kürschner für dieses Gastmahl aus dem Rathskeller gegeben hatten. Allerlei Saitenspiel, Mummereien und schönes Frauenzimmer waren aufgeboten, um das Scheidemahl so prächtig als möglich zu machen, und es herrschte in der That die ungezwungenste Fröhlichkeit in dem weiten, glänzend hell erleuchteten Rathhaussaale.

„Vergönnt mir, als dem Bürgermeister unseres guten Berlin, diesen Becher auf Eure baldige Rückkehr in die Marken zu leeren!“

„Gern“, antwortete Dietrich von Quitzow, indem ein böses Lächeln unter seinem mächtigen Schnauzbart spielte, „obgleich ich wohl Lust hätte, an der Aufrichtigkeit Eures Wunsches zu zweifeln.“

„Nun nun“, erwiederte Jacob Heidicke, „so sehr genau müßt Ihr es damit nicht nehmen. Ihr habt es zwar oft danach gemacht, daß wir Eure Rückkehr nicht wünschen sollten; aber da Ihr Euch in der letzten Zeit friedlich gegen uns bewiesen, so meinen wir es auch aufrichtig, um so mehr, da wir hoffen, Ihr werdet Eurem Vetter da drüben, dem Gans von Puttlitz, auf die Seele binden, daß er uns künftig ungeschoren läßt.“

„Ja, dafür kann ich nicht stehen. Ist mein guter Vetter der Gans — aber hat manchmal üble Gewohnheiten. Weiß er, wo etwas zu holen, was er gerade brauchen kann, so kann er es nicht lassen, er muß

es haben, und ſollte er auch ein paar Knechte darüber verlieren. Ich kenne das — habe es früher ab und zu auch wohl ſo gemacht; aber künftig ſoll guter Landfriede zwiſchen mir und meinen Nachbarn ſeyn, wenigſtens gewiß und wahrhaftig ſo lange, wie ich da oben in Preußen bin."

„Nun, wir halten Euch beim Wort, Herr von Quitzow!" rief hier Nikel Winß, einer der reichſten und vornehmſten Bürger jener Zeit; „freilich ziehen wir es vor, mit Euch in Frieden und Freundſchaft zu leben, und bringen gern jedes vernünftige und erträgliche Opfer; aber geſchähe es nicht, ſo müßten wir Euch alles Ernſtes bei Kaiſer und Reich verklagen."

Laut lachte der Quitzow auf, dann aber ſchoß er einen böſen Blick auf den ſo Sprechenden und rief:

„Gott helfe mir bei Kaiſer und Reich! Sigismund hat mehr zu thun, als ſich um unſer Sandloch zu bekümmern. Er hat die Marken verpfändet wie ein ſchlechter Haushalter, und Friedrich von Nürnberg, der Pfand-Inhaber, wagt es ja kaum, ſich in ſeinem Pfande ſehen zu laſſen. Ei! ich wollte ihn auch garſtig heimleuchten, wollte er es ſich einfallen laſſen. Denkt an den mecklenburger Johann, den ich bei Liebenwalde fing, er ſaugt ſich noch jetzt in meiner Veſte Plauen an den Nägeln, und bereut es, mir den Widerpart gehalten zu haben. Nein, nein! zwingen läßt ſich der Quitzow nicht."

„Das ſey Gott geklagt!" erwiederte Nikel Winß, „es iſt eine arge Wirthſchaft in den Marken. In der

Neumark hausen die deutschen Herren als ungebetene Gäste und Schmarotzer. Die fette Priegnitz ist in den Händen der Mecklenburger, und pommersche Schweine zerwühlen die treue Uckermark. Gott bessere es! Nur die Städte und in ihnen unsere braven Zünfte und Innungen halten noch zusammen."

„Was sind das für Reden, Herr Nikel Winß?" unterbrach ihn hier der Bürgermeister. „Unser werther Gast hat uns nicht deswegen besucht, um Eure Klagelieder mit anzuhören; denkt nicht, weil Ihr der Reichste in Berlin seyd, Ihr auch am lautesten reden dürft. Herr von Quitzow ist unser lieber Gast und guter Nachbar, d'rum wollen wir ihn nicht ärgern und böse Worte sagen, sondern mit ihm trinken und banketiren. Thut mir Bescheid, Herr Ritter Dietrich! Was geschehen, soll vergessen seyn und solches nicht mehr geschehen."

Als Alles angestoßen und getrunken hatte, wendete sich Dietrich von Quitzow zu seinem, hinter dem Stuhle stehenden Edelknecht, von dem er sich bedienen ließ, und sagte leise:

„Merk' Dir den Namen des Großmauls da drüben, Lebrecht; geht das Glück gut, so hoffe ich, es ihm zu stopfen."

Da stieß ein Schöppen den Bürgermeister an, und zeigte auf die ungeheure Sanduhr, die am Ende der Tafel aufgestellt und eben bis auf das letzte Körnlein ausgelaufen war. Der Bürgermeister räusperte sich und redete dann zu seinen Gästen, nicht im Tone eines Herrn vom Hause, sondern eines demüthig Bittenden:

„Liebe Herren und ehrenhafte Ritter, wollt es Euch gefallen lassen, die trauliche Sitzung nun aufzuheben, sintemalen die elfte Stunde der Nacht herangekommen ist und der Rath doch den Bürgern kein schlechtes Beispiel geben darf, um unserer Ordnungssatzungen willen, denn es besteht eine feste Satzung vom Jahre 1388, der zufolge um die elfte Stunde alles Saufen, Gelage und Schlampampen aufhören soll. Ehe Ihr Euch aber erhebt, nehmt in diesem Becher einen Zehrpfennig auf die weite Reise, von wegen zu haltender guter Nachbarschaft. Es sind 60 Schock böhmischer Groschen darin, die Euch wohl nütz und zu Diensten seyn werden auf Eurem Zuge zu den Deutsch-Herren, denn es heißt, der Gröschlein soll alldort kein Ueberfluß vorhanden seyn."

„Hm! Hm!" meinte Dietrich von Quitzow, indem er sich den Schnauzbart, vom Scheidetrunke noch beschäumt, mit der Hand wischte; „das nehme ich gern an. Ist ein tüchtig Stück Geld, 60 Schock böhmischer Groschen, fast so viel, daß der „Nürnberger" von denen von Rochow's die Stadt Potsdam einlösen könnte, die ihnen verpfändet ist. Nun gebt her, und wir hoffen, es Euch in Güte zu vergelten."

Alles stand auf; während man sich nach alter Sitte küßte und die Hände schüttelte, traten die beiden Quitzow's und Kasper Hans von Puttlitz zusammen und beredeten sich leise, riefen einen am Eingang des Saales wartenden Knecht heran, gaben ihm flüsternd Aufträge und mischten sich dann, als dieser das Rath-

haus verlassen hatte und zu Pferde fortsprengte, unter die froh erregten Bürger. Ruhig häkelten die Ritter ihre Schwerdter und Dolche wieder in den Gurt, schlugen ihre Mäntel um die Schultern und setzten die mit kostbarem Pelzwerk verbrämten Baretts auf.

Die Frauen der Bürger beurlaubten sich bei ihren Gästen und eilten dann in Begleitung der wartenden Diener nach ihren Wohnungen; als Dietrich von Quitzow das letzte Wort mit seiner reizenden Tischnachbarin, der Bürgermeisterin, gesprochen und sich ihrem gutem Andenken empfohlen, verlangte er, sie möge sich seine Begleitung bis zu ihrer Wohnung gefallen lassen. Mit sanftem und weiblichem Ernste dankte sie dem Ritter und meinte, sie sey gut behütet. „Nun denn, Lebrecht!“ rief da der Ritter seinem Edelknecht zu, „so begleitest Du unsere schöne Wirthin und siehst zu, daß ihr in den belebten Straßen nichts Ungebührliches begegne. Ihr erlaubt es doch, Herr Bürgermeister? Es geschieht aus Achtung für Euch, und ist wahrlich ein unerhörter Vergang, wenn ein Quitzowscher Edelknecht die Frau eines Bürgers geleitet.“

Man trennte sich, und als die Ritter zu ihren Pferden gingen, die in der St. Georgenstraße vor den Thüren des Rathhauses standen, waren sie erstaunt, hunderte von Fackeln ihrer warten zu sehen. Der Bürgermeister und der Rath hatten ihre Gäste die ganze Treppe hinunter begleitet, und weit entfernt, schon jetzt Abschied von ihnen zu nehmen, schickten sie sich vielmehr an, sie bis zu den Thoren der Stadt zu geleiten.

Ihnen schlossen sich eine große Zahl von Bürgern an, die mit ihren Frauen noch die schöne Herbstnacht genießen wollten, und lustig dem Schall der Musik folgten, zu welcher der Stadt-Zinkenist und Trompeter von Rathswegen beordert worden waren. Langsam ritten die ritterlichen Gäste auf ihren schweren mecklenburgischen Rossen in der Mitte des Gewühls, während Dietrich von Quitzow die 60 Schock böhmischer Groschen in einem ledernen Sack vorn auf dem Sattelknopfe liegen hatte.

Unterdessen ging Frau Dorothea Heidicke am Arm des blühenden und ritterlichen Edelknechtes die Georgenstraße hinauf nach dem Kloster der grauen Brüder, welchem gegenüber das Haus des Bürgermeisters lag. Lebrecht war ein schöner junger Mann, sein ritterlicher Anstand, das reiche Feierkleid welches ihn schmückte, der Waffenglanz und die freie, aber zierliche und gefällige Rede riefen unwillkührlich in der Seele Dorotheens den Vergleich mit ihrem Ehegatten, dem Bürgermeister, hervor, und der fiel eben nicht zum Vortheil des Letztern aus.

An dem Hause angekommen, nahm die Bürgermeisterin Abschied; Lebrecht aber wollte das Haus nicht eher verlassen, bis der Besitzer von dem Geleite der Ritter zurückgekehrt sey und stellte sich daher als Wächter vor die Thür. Vergebens sträubte sich Frau Dorothea dagegen; das ritterliche Benehmen des Edelknechts entwaffnete ihr Begehren und aufmerksam schritt dieser vor dem Hause auf und nieder, während

die Bürgermeisterin sich schon in ihr Schlafgemach zurückgezogen. Alle andere Häuser der Nachbarschaft waren dunkel und verödet, denn Herr und Gesinde hatte sich dem lustigen Fackelgeleite angeschlossen, und nicht lange dauerte es, so kam auch die Magd der Bürgermeisterin mit den Knechten des Hauses, die im Vertrauen auf die schützende Gegenwart des Edelknechtes die Thür offen ließen und neugierig dem jubelnden Lärmen nachzogen. Ein häßliches Lächeln schwebte auf den Lippen Lebrechts, als er das Gesinde das Haus verlassen sah, und fröhlich pfiff er sich eine lustige Weise, indem er wartende Blicke die Straße hinabsandte. Als ein Echo von der Georgenstraße her laut wurde, trat er in das Haus und an den Scheiben der kleinen Fenster des Schlafgemachs glitten die Schatten zweier Gestalten hin und her, als vor der Thür eine von zwei Saumpferden getragene Sänfte hielt, die durch einige fremde Knechte geleitet wurde. Unterdessen war der Bürgermeister, die Schöppen und Bürger in Begleitung der Ritter bis an das Stadtthor gekommen, das von zwei mächtig umwallten Thürmen geschützt wurde.

Der ganze lärmende und singende Zug glich einer fröhlichen Wallfahrt nach Wilsnack zum heiligen Wunderblut, wie sie in jener Zeit gewöhnlich waren.

Vergnügliche Weisen spielten die Zinken und lustige Spottlieder sangen die Bürger, im Herzen froh, den gefährlichen Nachbar und seine Sippschaft auf längere Zeit los zu werden. Was aber die Berliner unter dem Anschein herzlichen Abschieds und freund-

schaftlicher Trennung verbargen, mochte wohl den Rittern nicht schwer zu errathen seyn; war doch diese übermäßige Freude schon eine Beleidigung für sie. Vor dem Thore angekommen, wollten die vornehmen Bürger, und unter ihnen die Mitglieder des Rathes, Abschied nehmen, denn unwillkührlich war die Menge stehen geblieben; die Ritter aber wollten noch nichts davon hören, und Dietrich von Quitzow meinte:

„Ei, was ist mir das, Ihr Herren? Der Mond leuchtet freundlich herab, eine ruhige schöne Nacht, recht zum Reiten und nachbarlichem Gespräch gemacht. Geht noch ein Weilchen mit, es wird uns schwer, schon jetzt von unseren lieben Wirthen zu scheiden. Wer Teufel mag sich an Eure Satzungen gewöhnen, hier seyd Ihr außerhalb der Mauern, und keine Sanduhr hat Euch mehr etwas zu befehlen."

„Gern sind wir Euch zu Willen, edle Herren, wenn auch die lieben Weiblein ein Arges schelten werden, daß wir so spät und ungewohnt ausbleiben. D'rum vorwärts, Ihr Herren! bis zum Spandauer-Wald, und dort ein herzliches Scheiden."

Aber nur die Hälfte der begleitenden Bürger begleitete den Rath und die Ritter noch weiter, alle Anderen kehrten mit ihren Frauen nach der Stadt zurück, und auch die Zinken und Trompeten blieben auf den Wällen stehen, indem sie lustig in die feuchtglänzende Nacht hinausbliesen.

Trauliches Gespräch wurde mit den Rittern und Rathsherren gepflogen, während der Zug im tiefen

Sande ſich dem Walde näherte. Rechts und links auf den Wieſen und Brachfeldern lagen die zahlreichen Viehheerden der Berliner Bürger und waren außer den Hirten nur von wenigen Stadtknechten bewacht, denn das neue Freundſchafts-Bündniß mit dem Adel der Umgegend ließ ja nichts mehr für dieſelben befürchten.

„Was denkt Ihr denn zu thun, Herr Bürgermeiſter, wenn der Nürnberger Burggraf ſich es doch nun einfallen ließe, nach den Marken zu kommen? Seyd Ihr geſonnen, ihm den Huldigungseid zu leiſten, wie er es durch ſeinen Abgeſandten, dem von Reventlow, verlangt hat?“

„Da der Kaiſer ihm unſer Land rechtmäßig verpfändet, ſo ſehe ich nicht wohl ein, wie wir ihm den Huldigungseid verſagen können; Brandenburg hat ihn geleiſtet, und Ihr wißt, Brandenburg hat als Stadt das erſte Vorrecht der Stimme in allen märkiſchen Händeln.“

„Habt Ihr Euch doch geweigert, dem Jobſt von Mähren den Eid zu leiſten, und war doch auch der Pfand-Inhaber. Ihr ſolltet fein auf Eure Gerechtſame pochen und trotzen, ſolltet dem Kaiſer zeigen, daß man den märkiſchen Adel nicht für 400,000 Dukaten an ein Nürnberger Burggräflein verhandelt; wenn er in Spanien ſein Geld verthut und eitel Völlerei und Luſtgelage hält, ſo ſoll er nicht denken, daß die Quitzow's, die Rochow's und die Puttlitze jedem hergelaufenen Nürnberger zu gehorchen gewillt ſind.“

„Wir leiſten ihm den Huldigungseid auch nicht auf ein Erblehn zum Rechte, ſondern auf ein Erblehn

zum Gelde, wie das Kaiser Karl IV. gottseligen Andenkens festgesetzt."

„Thut, was Ihr wollt, aber seht wohl zu, daß Ihr dem Adel nicht Widerpart haltet, Ihr möchtet übel dabei verfahren. Wir setzen uns gegen den Nürnberger, und wenn es drei Jahre lang nichts als Nürnberger vom Himmel regnete. Unsere Burgen sind fest, unsere Pfandgelder auf die Städte gut gesichert. Seht Euch vor, sage ich Euch."

„Ei, ei, Herr Ritter, Ihr werdet doch nicht in Zorn und Aergerniß von uns scheiden? Nach so lustigem Abend wäre das ein trauriges Ende; ich dächte, wir haben nicht um Euch verdient, in Aergerniß entlassen zu werden. — So, wir sind jetzt am Walde, d'rum nehmt diesen Handschlag und ziehet in Frieden."

„Nicht doch, Herr Bürgermeister, ich dächte, Ihr begleitetet uns noch ein Weilchen. Seht nur, da halten meine Knechte, die mich erwarten, und die sich freuen werden, mit Euch in den kühlen schattigen Wald hinein zu reiten."

Bestürzt ob dieser seltsamen Worte sahen die Berliner Bürger auf den Troß der heranreitenden Knechte, die nicht zur friedlichen Begleitung, sondern zur Schlacht gerüstet schienen. Eilig wollten sie zurück, und, den Abschied abkürzend, die schützenden Thore der Stadt wieder gewinnen, aber die treulosen Ritter hatten ihnen schlau eine Falle gelegt. Kaltblütig zogen sie die Schwerdter, verrannten den halb Fliehenden den Weg, und hieben einige wehrlose Bürger nieder, die sich

in den nahen Wald flüchten wollten. Während die Mehrzahl der Knechte eilig das Vieh von den Weiden weg und dem Walde zutrieben, ließen die Ritter zwölf der vornehmsten Bürger fesseln und an die Pferde der Knechte gebunden fortschleppen; besonders befahl Dietrich von Quitzow, den reichen Nikel Winß zu fesseln, schlug ihm mit dem Knauf seines Schwerdtes, daß er fast sinnlos zu Boden stürzte, und rief aus:

„Nimm das, Du Großmaul, für Deine freche Rede gegen einen vom Adel! Jetzt geh' hin und verklage mich bei Kaiser und Reich, oder warte, bis ich den Nürnberger zu Dir in das Verließ setze, wo Du lange genug heulen und zähnklappen sollst, dann kannst Du ihm gleich Deinen Huldigungseid, leisten Du Hund Du!"

Rasch und geübt in solchen Räubereien hatten die Knechte das Vieh aufgetrieben, die gebundenen Bürger in den Wald geschleppt und langsam folgten ihnen die Ritter, während Dietrich lächelnd auf den Sack voll böhmischer Groschen klopfte und sich zufrieden den Schnurrbart kräuselte.

Da erreichte das Traben einiger Pferde sein Ohr. Lebrecht, sein Edelknecht, sprengte mit Knechten den Sandweg zum Walde.

„Glück auf, Herr Ritter Dietrich! Das Täubchen sitzt im warmen Nest und erwartet den Falken. Hat mir wahrlich Mühe gekostet, ihr begreiflich zu machen, daß die Quitzower nicht gern vergeblich bitten. Sie zieht jetzt durch die Jungfern-Haide nach

Eurem Schloß Boetzow und weiß des Weinens kein Ende. Ich habe mich getummelt, damit ich Euch hier noch helfen könne, aber ich sehe, Ihr habt schon ohne mich unter dem Bürger-Gesindel aufgeräumt."

Der Ritter streichelte dem eifrigen Diener die Backen, zwickte ihn in's Ohr und sagte: „Bin zufrieden mit Dir, Lebrecht, werde Dir das bei Deinen Sporen nicht vergessen; aber" — setzte er lächelnd hinzu — „zum Hüter des gefangenen Täubchens mache ich Dich doch nicht, dazu bist Du mir zu hübsch und zu eifrig. Kannst den Täubrich hüten auf Plauen, während ich in Boetzow bin. Du! Du! Ich hoffe doch nicht, daß Du mir in's Gehege gegangen bist?"

Weit von den Wällen Berlins herüber tönte noch immer der lustige Klang der Zinken und Trompeten in die laue Herbstnacht hinaus und rief den Rittern einen gutgemeinten Abschied nach; als aber die Flüchtlinge am Thore anlangten und das Geschehene erzählten, da verstummte die Musik, da erloschen die Fackeln, und Stadtknechte eilten hinaus, die Leichname der Erschlagenen zu ihren trostlosen Wittwen und Waisen zu bringen.

6.

Friedrich mit den eiſernen Zähnen.

(Die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember 1443.)

Morgen ſollte der erſte Feiertag des heiligen Weihnachtsfeſtes ſeyn. Lange ſchon lag die Nacht auf dem ruhigen Berlin, nur in den hohen Giebelhäuſern der Altſtadt brannten noch düſtere Lampen, aber im Kloſter der „ſchwarzen Brüder" auf dem Domplatz, welches gewöhnlich das Domkloſter genannt wurde, waren die Fenſter des Refectoriums glänzend erleuchtet. Auch die Fenſter des Domes, der durch eine hölzerne freihängende Gallerie mit dem Kloſter und auf der anderen Seite des Platzes mit dem Churfürſtlichen Schloſſe verbunden war, ſchimmerte im matten Abglanz Lichtſchein wieder, der vom Altar herzukommen ſchien. Dunkle Mönchsgeſtalten bewegten ſich in der Gallerie hin und zurück. Man konnte ſehen, daß etwas Wichtiges im Kloſter vorgehe, aber die mächtigen mit Eiſen beſchlagenen Thorflügel waren und blieben verſchloſſen. Niemand wurde eingelaſſen.

Es war bitter kalt, kniſternd tönte der Schnee unter den Fußtritten der Hartſchiere des Churfürſten,

die dicht unter den Fenstern Sr. Churfürstlichen Gnaden auf und nieder gingen. Ein weiter Mantel von dunkelrothem Frieß bedeckte die schwere eiserne Rüstung und eine Kapuze von demselben Zeuge, die statt des Kragens hinten am Mantel hing, schützte den Kopf vor der eisigen Kälte der glänzend geputzten Pickelhaube.

„Was mögen die „Schwarzen" da drüben heute Nacht noch vorhaben? Es ist ja so lebendig bei ihnen, wie in einem Bienenstock, der schwärmen will."

„Das mag der liebe Gott wissen, vielleicht schmükken sie ihren Altar zur Frühmette, denn es geht immer besonders prachtvoll bei ihnen zu, wenn die Weihnachtszeit herankommt."

„Sie sollen sich nur nicht allzu mausig machen, denn unser gnädiger Herr Churfürst hat einen gewaltigen Zahn auf sie seit dem vorigen Jahre, wo die übermüthigen Berliner es sich einfallen ließen, Aufruhr anzustiften wegen des Schloßbaues und der Hofdienste, die sie thun mußten. Da machten die schwarzen Finken da drüben ihre Thore weit auf und gaben den Großmäulern Fleisch und Bier vollauf, daß sie drüben ein ordentliches Zechgelage aufrichteten, gewissermaßen unserem Herrn zum Kummer und Verdruß; aber er hat ihnen auch dafür mit seinen eisernen Zähnen in die Fettwänste gebissen, daß sie auf lange daran genug haben werden."

„Sag' mir einmal, warum heißt denn unser gnädiger Herr „Friedrich mit den eisernen Zähnen"? Er

hat doch Zähne wie wir andere gemeine Menſchen, das habe ich letzthin zu Angermünde beim Jagd-Imbiß ganz deutlich geſehen."

„Man hört es Dir doch an allen Deinen Fragen an, daß Du erſt vor Kurzem unter die Leib-Hartſchiere gekommen biſt. Die eiſernen Zähne unſeres Herren, das ſind wir, wir, ſeine Lanzenknechte, die in Eiſen gehen vom Kopf bis zur Sohle. Sie erzählen ſich zwar, er hätte damals als 13jähriger Knabe in Polen bei ſeiner Braut, der polniſchen Hedwig, einen Nagel aus einer Thür mit den bloßen Zähnen gezogen, aber das habe ich nicht geſehen, und was ich nicht geſehen, das glaube ich nicht."

„Sieh' einmal, wer dort aus der großen Straße kommt und gerade auf's Kloſter zugeht; geh' doch einmal hin und ſieh', was die beiden Kerle da wollen."

Der ältere der beiden Hartſchiere ging am Dom vorbei, ſtellte ſich hinter einen Vorſprung des Mauerwerkes und ſah deutlich einen Mann im Mantel, der mit Hülfe eines Begleiters eine Mulde voll friſchen Kalk trug und an dem Schurzfell und dem Handwerkszeug als Maurer erkannt werden konnte.

Jener klopfte dreimal mit dem ſchweren eiſernen Thürring, worauf ſich ein kleines, ſtark vergittertes Fenſter öffnete, und der Bruder Pförtner fragte:

„Seyd Ihr es, Meiſter Grampe?"

„Ja! allerdings bin ich es; ich komme doch nicht zu ſpät?"

„Nein, aber der hochwürdige Herr Abt haben ſchon zweimal gefragt, ob unten im Keller Alles in Bereitſchaft ſey?"

„Nun, das ſoll nicht lange dauern; geſtern habe ich ja ſchon Alles in Ordnung gebracht."

Er wurde eingelaſſen, das ſchwere Thor fiel hinter ihm und ſeinem Gehülfen wieder zu, die Riegel raſſelten in den Zargen und Alles war wieder ſo ſtill wie vorher.

Auf ſeinen Poſten zurückgekommen, erzählte der Hartſchier ſeinem Kameraden das Geſehene; ehe er aber noch vollendet, trat der Rottenmeiſter heran und ſagte zu ihm: „Folge mir, Storkow, der Markgraf von Anſpach verlangt nach Dir, Du wirſt von der Wacht abgelöſt."

Während Storkow dem Rottenmeiſter gefolgt war und in den oberen Zimmern der Schloßburg den Markgrafen Albrecht traf, der ihm vertraulich auf die Achſel ſchlug und ihm befahl, mit ihm zu gehen, ſtanden im Dom alle Mönche des Domkloſters, mit weißen Scapulieren über den ſchwarzen Kutten, um den Altar, jeder hatte eine lange dünne Wachskerze in der Hand, die in der Augenhöhle eines Todtenkopfes befeſtigt war. Vor dem Altar lag in betender Stellung, in der Pönitenz-Kutte ſeines Ordens, ein junger Mönch, deſſen edle männlich ſchönen Geſichtszüge und die ſtolze Haltung ſeines Körpers ſonderbar gegen die Kleidung abſtachen, die nur dem Verbrecher zukam.

Schauerlich tönte in den dunkeln Gewölben des Domes, die riesengroß durch die schwache zitternde Beleuchtung der Wachskerzen erschienen, das einfache ergreifende Miserere. Der Abt, welcher mit der Stola und dem Cingulum angethan officiirte, sprach in den Zwischensätzen lateinische Worte, bei denen die Mönche sich fromm kreuzigten. Jetzt war die heilige Messe beendet. Paarweise setzte sich der Zug in Bewegung: voran der Abt mit den beiden Chorknaben, die in Responsorien auf die Litanei der beiden ältesten Mönche antworteten, dann der junge Mönch, dessen Hände unter den weiten Aermeln seiner Kutte mit einem Strick von Weidenbast gebunden waren. Eben wollte das letzte Paar über die Gallerie in das Kloster eintreten, als der Bruder Pförtner, der die Thür zum Refectorium ehrerbietig der Prozession geöffnet hatte und nun dieselbe zu schließen dachte, bemerkte, daß sich dem Zuge zwei hohe kräftige Männergestalten angeschlossen hatten, die ebenfalls in's Refectorium traten. Zwar waren sie in Mäntel gehüllt und hatten die Kapuzen über die Köpfe gezogen, aber der schwere klirrende Tritt des Einen verrieth die Rüstung, und unter dem Mantel des Andern sah das breite Schwerdt weit genug hervor, um bemerkt zu werden.

„Um Gott, Ihr Herren, was wollt Ihr und wer seyd Ihr, daß Ihr Euch eindrängt unberufen bei den heiligen Gebräuchen unseres frommen Klosters? Ich darf Euch nicht einlassen, geht hin, wo Ihr hergekommen seyd.“

„Nein, nein, wir wollen einmal zusehen, was Ihr hier im Finstern spinnt und kocht. Ein guter Nachbar hilft seinem Nachbar gern bei frommer Arbeit.“

Mit nerviger Faust hielt der Eine den ängstlichen Bruder Pförtner, der schon dem fast aus dem Refectorium verschwundenen Zuge nacheilen und von dem Vorgefallenen unterrichten wollte.

„Du bleibst, wo Du bist, frommer Bruder Pförtner, oder ich renke Dir mit meinem Eisen-Handschuh hier den Kinnbacken dermaßen aus, daß Dir der Erbsenbrei zeitlebens nicht mehr munden soll.“

Rasch eilten die beiden Männer den singenden Mönchen nach, und traten, als sie die enge hölzerne Treppe hinabgestiegen waren, zu gleicher Zeit mit den Letzten in den weiten gewölbten Keller, der durch ringsumher brennende Kienfackeln erleuchtet war. An der Hinterwand stand ein Maurer mit seinem Gehülfen, der beschäftigt war, Steine vor einer Nische in Ordnung zu legen, die dazu bestimmt waren, einen verbrecherischen Mönch dieses Klosters lebendig einzumauern. Eben hatte das Miserere geendet, die Mönche standen im Halbkreise um die Nische und der Abt begann eine letzte Einsegnung, als der Markgraf Albrecht, mit dem Zunamen Achill, unter sie trat, und mit drohendem Tone fragte:

„Was soll's denn hier geben, Ihr Herren Dominikaner? Möchte gern auch einmal dabei seyn, wenn Ihr Eure Schäflein in's Trockene bringt.“

„Wer iſt es, der uns bei unſerem ernſten Werke ſtört? — Pater Guardian, ſeht doch nach, wer die Ueberläſtigen ſind, die ſich ſo gegen alle Sitte hier eingeſchlichen haben.“

„Gebt Euch keine Mühe, Herr Pater, ich heiße Albrecht, und bin Markgraf von Anſpach. Die Leute nennen mich Achilles, weil ich gewohnt bin, auf eine dummdreiſte Frage grob zu antworten. Euer Herr, Churfürſt Friedrich, ſchickt mich, und gebietet Euch durch mich, den Mönch Anſelmus frei zu laſſen. Ihr habt keine Gerichtsbarkeit über ihn. Seht Euch vor, den Zorn Eures Herrn nicht zu reizen, und denkt daran, daß er die Berliner hart gedemüthigt hat für ihren Widerſpruch. Dem aufrechtſtehenden Bären in ihrem Wappen hat er eine Kette um den Hals gelegt und ihn heruntergebeugt, daß er jetzt auf allen Vieren kriecht. Auch mit Euch kann es kommen, daß Ihr ſeinen eiſernen Steigbügel in Euren ſtarren Nacken fühlt.“

„Heiliger Antonius, wie ſeyd Ihr doch ereifert, Herr Markgraf!“ erwiederte mit gleißender Miene der Abt des Domkloſters. „Wir hegen hier ein heiliges Gericht über jenen verſtockten Sünder. Wollt Ihr es genehm halten, mit mir in meine ſtille Zelle hinaufzuſteigen, ſo will ich Euch mit ſeinem Verbrechen bekannt machen.“

„Gebt Euch keine Mühe; was er gethan, weiß ich ſo gut als Ihr. Er ſoll Alchymiſterei und ſchnödes Zauberwerk getrieben haben. Da müßt Ihr mich auch

einmauern, wenn das bestraft zu werden verdient. Ich möchte auch gern den Stein der Weisen finden, wenn ich nur wüßte wie." —

Mit einem ängstlichen Blick auf den Mönch, der stolz und zuversichtlich dem Abt in's Gesicht schaute, drang dieser darauf, daß der Markgraf ihm in seine Zelle folge. Albrecht aber mochte nichts davon hören. Ernst wies er die unterwürfige Katzenfreundlichkeit des Abtes zurück, und fragte endlich den Gefesselten:

„Sagt mir einmal selbst, Bruder Anselmus, was Ihr verbrochen, daß man Euch einmauern will?"

„Ich habe den Bischof von Havelberg thätlich mißhandelt, als ich ihn überraschte, wie er meiner Schwester Gewalt anthun wollte. Er heuchelte lange Vergeben und Vergessen des Vorgefallenen, dann aber sandte er mich mit einem Urias-Brief an den Abt des Domklosters in Berlin, der unter seinem Krummstab steht. Hier wurde ich gefesselt, und ohne Gericht, ohne Vertheidigung soll ich heute eingemauert werden."

„So, so! pfeift der Vogel also, Herr Abt, ich rathe Euch Gutes. Ich mache den Mönch Anselmus zu meinem Hauskaplan, bloß um meinen Freund, den Havelberger, ein wenig zu ärgern. Er soll seinen Willen diesmal nicht haben, und müßte ich barfuß darum nach Wilsnack wandern, um mich in der Sündenwaage wiegen zu lassen."

Mit starker Hand hatte der Markgraf den gefesselten Mönch zu sich gerissen, und gab dem schweigenden Storkow den Befehl, die nachdrängenden Mönche von

der Treppe abzuhalten, welche er jetzt hinanstieg. Das ließ sich Storkow nicht zwei Mal sagen. Mit gespreizten Füßen stellte er sich auf die unterste Stufe, streckte beide Fäuste mit den gewichtigen Eisenhandschuhen vor sich hin, und empfing den Schwarm der stürmenden Mönche so unsanft, daß er Zeit hatte, Schritt für Schritt seinem Gebieter zu folgen.

Der Markgraf war längst beim Churfürsten im Closet und hörte staunend der Rede des Mönches Anselmus zu, als Storkow schon wieder bei seinen Kameraden auf dem Schloßplatze stand und, tief in seine Kapuze gehüllt, die unterbrochene Runde fortsetzte.

Drüben im Kloster gab es Lärm; das Thor öffnete sich, und der Maurermeister, der für seine Arbeit bezahlt seyn wollte, wurde von den aufgebrachten Mönchen hinausgeworfen. Vergebens demonstrirte er den Wüthenden, daß er für seinen Zeitverlust doch Etwas haben müsse.

„Wenn Du einmal stirbst, so wollen wir Dir umsonst zwei Seelenmessen lesen, mehr kannst Du nicht verlangen!“ — und dröhnend schlugen die schweren Thorflügel zusammen.

7.

Die Spandauer.

(Die Nacht vom 18. auf den 19. August 1561.)

Schaarenweise drängte sich die buntgeschmückte Menge durch die engen Straßen der Altstadt zu dem Schlosse, an diesem vorbei und durch den dichten Wald auf dem Wege nach Spandau. Laternen, Handleuchten und Fackeln blitzten und schimmerten weithin wie Glühwürmchen in der lauen schönen Sommernacht. Paarweise die stillen Nebenwege suchend, oder in großen unförmlichen Knäulen wälzte sich die Menge vergnügungssüchtig und erwartend dem seltsamen Schauspiele zu. Da der Weg sich den Fluß entlang schlängelte, und nur bei zu großen Krümmungen unterhalb Lietzow und nahe der dunkeln nächtigen Jungfernhaide abwich, um sich über die niedrige Hügelkette zu dem Plateau zu erheben, von dem der Wanderer eine weite Aussicht in das Havelland genießt, so blieb das Leben und Treiben auf dem Lande im Verhältniß zu dem lustigen Lärmen auf dem Wasser, wo in unzähligen Böten die Bürger Berlins dem Schimpf- und Kampfspiel zueilten, welches der Churfürst Joachim II. heute Nacht

zwiſchen den Spandauern und Berlinern angeordnet hatte. An den reichen Kleidern, der Männer ſowohl als der Frauen, war de. Einfluß des prachtliebenden Hofes leicht zu erkennen. Trotz der dagegen erlaſſenen Verordnungen, trotz des Eifers der Geiſtlichen in der Kirche gegen den überhand nehmenden Kleiderprunk, ſah man allen Reichthum, alles Wohlleben, allen Bürgerſtolz jener Zeit in Kleidern zur Schau getragen, über deren Koſtbarkeit man jetzt erſtaunen würde. Die übermäßig weiten Pluderhoſen, zu denen nur an Futter 132 Ellen dünnen ſeidenen Zeuges gehörte, wurden allgemein getragen. Koſtbare Barettlein mit ſchönen Federn, Pelzbeſatz an den kurzen Mänteln, und ſelbſt am Wamms, feine Spitzenkräglein und Ketten von eitel Gold und ſchwere Schaumünzen waren ſchon mehr Bedürfniß als Schmuck. Auch die Frauen trugen mehr Seide als Wolle, und Zobel und Stickereien fehlten nicht an ihrem Putz.

Alles lebte und webte auf dem breiten Spiegel der Spree unterhalb Lietzow. Am Ufer entlang waren die Böte der Zuſchauer dicht neben einander aufgeſtellt; unterhalb lag die kleine Flotte der Spandauer, von Fackeln erleuchtet, und oberhalb die Flotte der Berliner, welche durch Pechtonnen, die auf einzelnen kleinen Böten in der Mitte brannten, in hellem Lichte ſtrahlte. Am Ufer, den Hügel hinan und oben auf dem Plateau, wogte es von Menſchen, deren Gruppen entweder durch brennende Kienſpäne und aufflackernde Freudenfeuer erleuchtet wurden, oder, von unten geſehen,

in schwarzen Umrissen gegen den azurblauen Sternenhimmel hervortraten. Lustiges Schreien und Singen bekundete die allgemeine Lust, als ein heller Schein von Berlin her das Nahen der Churfürstlichen Barke verkündete. Kaum hatte diese die letzte Krümmung hinter sich, als das Geschütz vom Ufer und von den Wällen Spandau's, die Böller von den Schiffen und das lange anhaltende Lebehoch der Menge den Churfürsten begrüßte, und ihm den Dank des Volkes für die erwartete Lust entgegen rief. Auf dem Maste der nach dem Muster einer holländischen Galeere gebauten Barke erhob sich bei diesem jubelnden Zuruf die große brandenburgische Flagge. Das war das verabredete Zeichen, auf welches die Berliner das Wappen ihrer Stadt als Wimpel und Flaggen zu den Masten der kleinen Schiffe emporsteigen ließen, und von den Spandauern dasselbe geschah. Stolz und mit mächtigem Ruderschlage schoß die Churfürstliche Barke durch die Flotte der Berliner, und legte sich in der Mitte der Spree vor Anker, indem der auf dem Vordertheile stehende Churfürstliche Zeugmeister, Wolfgang von Jetzen, durch Schwenken eines weißen Tuches das Zeichen zum Anfange des Kampfspiels gab.

Von beiden Flotten ruderten eilig zwei Böte an die Churfürstliche Barke heran, und hielten bei der Treppe an, die an der einen Seite auf das Verdeck führte. Sie war so breit, daß zwölf Menschen neben einander hinauf gehen konnten, und ganz mit scharlachrothem Tuch und Goldbrokat belegt. Da sie

den Waſſerſpiegel mit der unterſten Stufe faſt berührte, ſo hatte die Barke das Anſehen eines auf der Spree ſich erhebenden Thrones. Zwei wohlbeleibte, reichgekleidete Bürger ſtiegen ehrfurchtsvoll dieſe Treppe hinauf, an deren oberſten Stufe der Churfürſt ſie ſchon erwartete.

„Guten Abend, Herr Hanſel Tempelhof, Bürgermeiſter meiner guten Stadt Berlin, und Ihr, Herr Bartholomäus Bier, Bürgermeiſter meiner guten Stadt Spandau. Nun, wie ſteht's, iſt Alles in Bereitſchaft, wie ich befohlen? Wir kommen zeitig, damit Unſere Ankunft den Anfang des Kampfſpiels beſchleunige. Nun aber laßt die Leute da oben auf der Höhe nicht länger warten. Laßt anfangen!"

Stumm verneigten ſich die beiden Bürgermeiſter, und wollten eben die Treppe hinab wieder zu ihren Kähnen, da verwickelte ſich der ehrliche Bartholomäus Bier mit ſeinen Füßen in den Teppich, denn er mochte wohl nicht gewohnt ſeyn, den Fuß auf Teppiche zu ſetzen, und fiel der Länge nach hin, was bei ſeiner Beleibtheit lächerlich genug ausſah. Nur mit Mühe unterdrückten die anweſenden Herren vom Hofe das Lächeln, als der Kammerdiener des Churfürſten, Lippold der Jude, herbeiſprang, und den ſich auf dem Boden Wälzenden aufhob. Zur rechten Zeit griff er noch zu, ſonſt wäre der würdige Bürgermeiſter die breite Treppe hinab und in die Spree gerollt. Nur eine Perſon konnte ihr Lachen nicht unterdrücken. Je mehr der Gefallene ſich bemühte, aufzuſtehen, je mehr lachte ſie, und ver-

gibens runzelte sich die Stirn des Churprinzen Johann George, der ernst und in sich gekehrt neben Lampert Distelmeyer, dem Kanzler des Churhuts, und Thomas Matthias, dem Rentmeister des Hofes, stand. Diese eine Person war ein wunderhübsches Weib. Auf üppigem Polster saß sie unter einem Baldachin, nicht weit von dem Platze des Churfürsten. Ein hellfarbiges seidenes Kleid umgab in tausend Falten ihren reizenden Körper, und die Gluth ihres sammetschwarzen Auges leuchtete unter den langen dunkeln Wimpern einladend und gewährend hervor. Vergebens biß sie mit den blendend weißen Zähnen in das kostbar gestickte Schnupftuch. Das Lachen war mächtiger als sie, immer auf's Neue ertönte ihr schallendes Gelächter, während die ernsten Männer in des Churfürsten Umgebung mißbilligend den Kopf schüttelten, und die dunkle Gluthröthe des Zorns sich zu der Schaamröthe auf dem Gesicht des ehrenfesten Bürgermeisters von Spandau gesellte.

Verweisend, aber doch angesteckt von der unauslöschlichen Lachlust des schönen Weibes, sagte der Churfürst halb lächelnd:

„Sydown, Sydown, sehe Sie sich doch ein wenig vor, über wen Sie lacht. Das ist mein alter würdiger Biet, der mir meine lustigen Spandauer so hübsch im Zaum hält."

Kaum hatte Anna Sydow, die schöne Gießerin genannt, den Namen Biet gehört, als sie auf's Neue in lautes Lachen ausbrach.

„Wer iſt das Weib?“ fragte mit unterdrückter Stimme der Bürgermeiſter den noch immer hülfreich um ihn beſchäftigten Kammerdiener Lippold.

„Es iſt die ſchöne Gießerin, unſeres Herrn Churfürſten Freundin,“ flüſterte ihm dieſer begütigend in's Ohr.

Aber weit entfernt, durch dieſe Bemerkung den erzürnten Bürgermeiſter zu beſänftigen, erbitterte ſie ihn nur noch mehr, da er ſich von einem Weibe verſpottet ſah, dem das Volk in jener Zeit einen großen Theil der Laſten und Abgaben zuſchrieb, die der prächtige und vergnügungsliebende Churfürſtliche Hof bedurfte.

Mit wüthendem Blicke maß der Bürgermeiſter Vier die noch immer Lachende, näherte ſich ihr und ſagte ſo laut, daß alle auf dem Schiffe Anweſenden es deutlich hörten:

„Wenn Euer Mann hier wäre, Frau Anna Sydow, ſo würde ich ihm in's Geſicht ſpeien, daß er ſein Weib nicht beſſer in Ordnung zu halten verſteht. So aber thut es mir leid, daß Ihr hier aller Zucht und Sitte entrathet. — Meine Bürger zu Spandow verſtehen es beſſer, ihre Weiber in Zucht und Sitte zu erhalten, und ich wünſchte, Ihr nähmet Euch ein Beiſpiel daran.“

Todtenblaſſe lagerte ſich auf dem Geſicht der ſchönen Sydow, als der Bürgermeiſter geendet und nach einer tiefen Verbeugung gegen den Churfürſten die breite Treppe zu ſeinem Kahne herabſtieg. Sie kniff die Lippen zuſammen, und drohend glühte es unter

ihren niedergeschlagenen Augenlidern. Alle Anwesenden sahen sich bestürzt und besorgt an. Nur der Churprinz ging bis zur ersten Stufe der Treppe und reichte dem Bürgermeister gnädig die Hand.

Ernst und mit unzufriedenen Blicken starrte der Churfürst vor sich hin, stampfte erzürnt den Boden, als das Boot des Bürgermeisters abstieß und zu den Schiffen der Spandauer ruderte, kehrte sich dann um und setzte sich neben Anna Sydow. Alles aber entfernte sich von dem Churprinzen, der allein und gleichgültig an dem Mittelmast lehnte. Die fröhliche Stimmung auf dem Schiffe des Churfürsten war gestört. Vergebens schmetterten Trompeten, vergebens stiegen Raketen in die Luft, die das Zeichen zum Anfange des Kampfspiels gaben. — Der Churfürst sprach angelegentlich mit der so öffentlich Beleidigten und sah kaum, wie die Schiffe beider Parteien sich drohend einander näherten. Schmeichelnd und liebkosend hielt die schöne Gießerin seine Hand in der ihrigen, legte ihr wunderliebliches Köpfchen auf seine Schulter und schien das Vorgefallene schon vergessen zu haben.

Da trafen die ersten Böte auf einander; während das Geschütz am Ufer und von Spandau's Wällen unablässig feuerte und gorige Garben aufsteigender Raketen die Nacht zum Tage erhellten, hatte schon mancher der kühnsten Schiffer ein nasses Bett gefunden. Auf der vordersten Spitze jedes Bootes stand nämlich ein Schiffer mit eingelegter Lanze, deren Spitze durch einen großen apfelförmigen Knopf un-

ſchädlich gemacht war. Sechs Ruderer trieben das Boot vorwärts, bis es auf das feindliche ſtieß, und nun kam es darauf an, wer von den beiden feſter ſtand und den Stoß des Gegners, ohne zu fallen, ertragen konnte. Immer neue Kämpfer drängten ſich auf dem breiten Spiegel der Spree, und immer bunter wurde die Waſſerfläche von Schwimmern gefurcht, die beſiegt ins Waſſer geſtürzt worden waren und nun am Ufer dem Hohne der jauchzenden Menge auszuweichen ſuchten. Immer lebhafter, immer heftiger wurde der Streit, denn offenbar waren die Spandauer im Vortheil. In den Jubel der Zuſchauer miſchten ſich ſchon einzelne Rufe des Bedauerns, der verletzten Eitelkeit, des Antheils an dem Siege oder an dem Falle der Kämpfer. Man nahm Partei dafür und dawider, und während der Kampf auf dem Waſſer allgemeiner und heftiger wurde, begannen auch Streitigkeiten am Ufer. Vom Geſchrei ging es bald zu Schlägen über, und nicht lange dauerte es, ſo wurden Kampfſtöcke geſchwungen und Steine geworfen. Schreiend flohen die Weiber nach allen Seiten, während das Geſchrei: „Hollaho! Spandau hier! Hollaho! hier Berlin!“ ſich auf beiden Seiten hören ließ. Alles ſammelte ſich in zwei ungeheuren Haufen, deren größter von Berlinern gebildet wurde, denn höchſtens 800 Spandauer befanden ſich auf dem dieſſeitigen Ufer. Die beſiegten Kämpfer, die ſich an's Land geflüchtet hatten und beſchämt ihre Gegner triumphiren ſahen, miſchten ſich voller Aerger unter ihre Freunde

und Bekannten und reizten diese noch mehr durch Worte des Hohns und der Verachtung auf. Auf beiden Seiten ließen sich drohende Herausforderungen hören, und endlich stürzten die beiden kampfbegierigen Haufen mit geschwungenen Knitteln auf einander los. Das furchtbare Geschrei übertönte den Lärm des Scheinkampfes auf dem Flusse, und keine Rakete stieg mehr in die Luft, denn Alles war betroffen über diese plötzliche Wendung, welche das Lustgefecht genommen hatte. Schon lagen Verwundete mit zerschlagenen Köpfen und blutrünstigen Gliedern auf dem Kampfplatze, schon drängten sich die Weiber der Gefallenen mitten in den Kampf, um ihren Gatten und Brüdern beizustehen, schon drohten die Schimpfreden und Schmähungen der empörten Frauen auch in Kampf auszuarten, da erschien der Churfürst, der sich hatte an das Land setzen lassen, zwischen den Kämpfenden. Vergebens war anfangs sein Zureden, seine Ermahnungen, bis endlich die Einspännigen seiner Leibwache mit verlehrten Partisanen darunter hieben, aber sie konnten nur verhindern, daß die Spandauer, welche nach kurzem kräftigen Dreinschlagen die Berliner in die Flucht getrieben, diese verfolgten und den Berg hinabprügelten. Siegesgeschrei und schallendes tausendstimmiges Hohngelächter verkündete den Spandauern auf dem Flusse den Sieg der Mitbürger, und wieder stiegen Raketen in die Luft, wieder antwortete das Geschütz von den Wällen der Stadt.

Mit tief herabgezogenen Brauen aber ſtand der Churfürſt auf einem kleinen Hügel und überſah den ganzen Unfug. Vom Schiffe her winkte ihm ein flatterndes weißes Tuch, und die abgeſchickten Trabanten führten den Bürgermeiſter Bartholomäus Bier zu dem erzürnten Churfürſten.

„Pfui, Herr Bürgermeiſter! Ihr verdientet, daß ich Euch in's Geſicht ſpie für die ſchnöde Unordnung, die hier getrieben wird. Eure Bürger entrathen aller Zucht und Sitte; aber ich will Euch lehren, Zucht unter ihnen zu erhalten, und an Euch ein Beiſpiel geben. Heda! Zeugmeiſter Ferſen, laßt mir den Bier hier binden, ſchneidet ihm den Hoſengurt auf, daß ihm ſeine Pluderhoſen auf die Erde fallen, und treibt ihn ſo zu Fuß nach Berlin. Werft ihn in den Kalandshof, ſchließt ihn krumm und ſehet zu, daß er nicht zu toll praſſe, denn er iſt zu dick für ſeinen Poſten.“

Und der Churfürſt kehrte nach ſeiner Barke zurück.

Während in ſtiller Kajüte die ſchöne Gießerin ihm dankte, trieben die Knechte den Bürgermeiſter Bartholomäus Bier vor ſich her durch den Wald. Die ungeheure Weite ſeiner Pluderhoſen hinderte ihn am Gehen, und das wüthende Hohngelächter der geprügelt heimkehrenden Berliner, die ſich freuten, doch an einem Spandauer ihr Müthchen kühlen zu können, begleitete ihn bis in den Kalandshof, wo damals alle Verbrecher gefangen gehalten wurden.

8.

Der Jude Lippold.

(Die Nacht vom 12. auf den 13. März 1571.)

Eine trübe eiserne Lampe erhellte den kleinen engen Gang, der unter dem großen Thorwege des Berliner Rathhauses in der Georgenstraße begann und durch eine starke eiserne Thür verschlossen wurde. Ein Churfürstlicher Hellebardirer und ein Stadtwappner standen vor derselben Wache und ließen nur Personen hinein, die dem ebenfalls dort wartenden Diener des Rathsgerichts bekannt waren. Der enge Gang führte zu dem kleinen in der Dicke der Mauer befindlichen Keller, in welchem den Delinquenten die „scharfe Frage" vorgelegt wurde. Schon waren zwei Rathsherren in ihren langen schwarzen Talaren und der Schreiber der Churfürstlichen Kämmerei durch die Thür gegangen, als von der Stralauer Straße her ein zweirädriger Karren mit einer starken Wache von Stadtwappnern unter den Thorweg vorfuhr, und ein kleiner Jude, mit Stricken gebunden, heruntergehoben und zur scharfen Frage in den Keller geführt wurde. Draußen drängte sich das Volk, begierig den Erfolg des Verhörs erwar-

tend; aber die ſchwere eiſerne Thür ſchloß ſich, und gleichgültig ſchritten die Wachen vor derſelben auf und nieder.

Der zitternde Jude betrat den kleinen Keller, der kaum ſo hoch war, daß ein Mann aufrecht darin ſtehen konnte. Die zum Verhör gekommenen Rathsherren nebſt dem Schreiber ſaßen auf Schemeln an der Wand, und in der Mitte lag auf einer ſtarken hölzernen Roſte eine Kuhhaut ausgebreitet. Dies war das Schmerzenslager, auf dem der Delinquent bald gequält werden ſollte.

Das Verhör begann:

„Lippold Hluchim, Sohn Judel Hluchim's, biſt Du in Dich gegangen, willſt Du Dein ſchnödes Zaubern und die Vergiftung des in Gott ruhenden Churfürſten, unſeres Herrn, Joachim, ſeines Namens der Zweite, eingeſtehen?“

„Wie ſollte ich mich eines ſo ſchändlichen Verbrechens anklagen, da ich doch meinen gnädigſten Herrn mehr geliebt und geehrt habe, als irgend einer ſeiner Unterthanen, deſſen zeugt die große Gunſt, die er mir bis zu ſeinem ſeligen Ende hat angedeihen laſſen.“

„Eben dieſe Gunſt iſt es, die Dich jedem vernünftigen Richter verdächtigen muß. Wie käme ſonſt ein ſo chriſtlicher Herr, wie der Churfürſt, dazu, einen unwürdigen Juden zu ſeinem Kammerdiener und Leib-Gehülfen zu machen, wenn Du ihm nicht ſolche Tränklein beigebracht hätteſt, die ihn um ſeine chriſtliche Vernunft betrogen.“

„Wie mögt Ihr nur so Arges von mir denken, Ihr würdigen Herren? Daß ich in der Gunst des seligen Herrn stand, hatte seine ganz natürliche Ursache darin, daß durch meine Hände die 3000 Mark Silber gingen, welche die ganze Judenschaft für den Schutzbrief zur Münze in Berlin und Stendal zahlen mußte. Ich habe aber eine absonderliche Geschicklichkeit in der Prägung von Münzen, darum schenkte mir der Churfürst seine besondere Gnade und sein Vertrauen. Dessen kann der Jude Michel gutes Zeugniß geben."

„Ein Jude kann kein Zeugniß geben in einem wohlgeordneten christlichen Gericht, am wenigsten ein gutes. Geh' in Dich, antworte auf die zahmen Fragen unseres Verhörs in Güte, ehe Dir die scharfe Frage beigebracht wird, zu der Du uns hier versammelt siehst."

„Ich kann nicht anders! — Macht mit mir, was Ihr vor Eurem Gewissen verantworten könnt. — Ich bin kein Zauberer und habe nicht nach dem Leben meines Herrn getrachtet; wenn ich ein Zauberer wäre, so stände ich nicht hier; Ihr aber trachtet nach meinem Leben, denn Ihr trachtet nach dem Reichthum, den ich durch Fleiß und Sorge mir erworben."

„Schweig, nichtswürdiger Jude! denn Schmähungen treffen uns nicht. Zum letzten Male frage ich Dich:

„„Hast Du am 2. Jänner dieses Jahres der Gnade 1571 nach unseres Erlösers Geburt dem Chur-

fürſten Joachim dem Zweiten auf der Jagd zu Köpenick einen vergifteten Morgentrunk beigebracht, alſo, daß derſelbe hat am 3. Jänner, als eines Tages nachher, jämmerlich ſterben müſſen?““

„Nein!“

„Nun denn, ſo haben wir Alles in Güte mit Dir aufgeſtellt, was ehrliche und rechtſchaffene chriſtliche Richter nur immer thun können. Jetzt verordnen wir, dem verſtockten Delinquenten die ſcharfe Frage anzulegen und ihn ſo lange ſattſam zu torquiren und zu martern, bis ſelbiger ſeiner ſchnöden Zauberei geſtändig wird.“

Lippold wurde entkleidet und auf das Kuhfell gelegt, während die Knechte des Scharfrichters ſich die Hemds-Aermel aufkrempten, um an ihr ſcheußliches Werk zu gehen. Eine eiſerne Gabel hielt den Hals des Delinquenten auf der Roſte feſt, während ſich die Knechte auf ſeine Beine ſetzten und ihm die Daumſchrauben anlegten. Es war ſo ſtill in dem kleinen Keller, daß man deutlich das kreiſchende Zudrehen der Schrauben hören konnte. Lippold zitterte, ſeine Glieder flogen, aber der Mund blieb verſchloſſen: er hatte den Bart zwiſchen die Zähne genommen und biß die Lippen feſt zuſammen. Stärker und ſtärker klemmte ſich das furchtbare Inſtrument zuſammen, die Daumen waren wund und elend zerquetſcht; die Hautlappen hingen herab, und das Blut ſpritzte zuſammen mit Knochenſplittern aus den Schrauben hervor.

„Die Schrauben geben nicht enger zuſammen", ſagte der Scharfrichter jetzt zum anweſenden Arzte. „Die Daumen ſind ſchon morſch entzwei. Iſt es erſt ſo weit, dann thut es dem Delinquenten mehr Schmerz an, wenn ich ſie loslaſſe, als wenn ſie zugeſchraubt bleiben."

„So legt ihm den Würtembergiſchen Stiefel an; er iſt verſteckt — aber ich hoffe, der Keil wird ihn zum Geſtändniß bringen."

Der Scharfrichter holte einen roh gearbeiteten eiſernen Stiefel, in den der rechte Fuß des Delinquenten geſteckt wurde. Dann ſchlug er einen eiſernen Keil in der Gegend des Kniees hinein, der mit jedem Schlage, den er weiter eindrang, das Knie und Schienbein des unglücklichen Lippold zerquetſchte.

Leiſe wimmerte der Gequälte, der ganze Körper zuckte und zitterte von der unſäglichen Qual, aber er geſtand nichts.

„Nun denn, ſo bringt ihn auf die Leiter, reckt ihn aus, bis er die Beſinnung verliert. Ein Geſtändniß müſſen wir haben, denn die Bürger verlangen ſeine Hinrichtung."

Da trat der Rathsdiener in das Gewölbe, welcher draußen im engen Gange die Wache hatte, und meldete, daß des Münzjuden Lippold Weib, Hagar, ein Hochpreisliches Rathsgericht demüthigſt um Vorlaſſung bäte, dieweil ſie Zeugniß gegen ihren Ehegatten, den Lippold Hluchim, ablegen wolle.

„Gegen ihren Ehegatten?“ fragten erstaunt und sich ansehend die Richter; aber ein Strahl der Hoffnung erglänzte in dem fast gebrochenen Auge des Juden.

„Laßt sie herein; wenn sie gegen ihren Ehegatten zeugen will, so wollen wir uns mit ihr befassen; aber verwarnt sie, daß sie alles Winseln und um Gnade bitten unterlasse, weil ihr solches doch nichts helfen würde.“

Der Rathsdiener ging und führte die Frau des Lippold in das Gewölbe. Sie war ein blühendes gesundes Weib, mit dem ganzen Ausdruck ihrer Nation im Gesichte, dunkeln Augen, feinen Augenbrauen und kohlschwarzem Haar. Auf dem Kopfe trug sie die gelbfarbene Mütze, welche zu jener Zeit jede Judenfrau tragen mußte, und um den Hals eine goldene Kette mit den seltensten und kostbarsten Schaumünzen. Dreimal verneigte sie sich vor den Anwesenden, warf aber, wie von innerer Scheu ergriffen, auf den am Boden liegenden Lippold keinen Blick.

„Ihr wollt Zeugniß geben gegen Jenen da, Judenweib?“ fragte der Vorsitzende.

„Ja, das will ich, denn das Gewissen ergriff und rührte mich stark heute, als ich in Angst und Klage vor dem Gott meiner Väter lag.“

„Nun, was habt Ihr zu sagen, gute Judenfrau? Gebt Eure Aussage von Euch, denn wir bedürfen derer.“

„Hluchim iſt ein Zauberer, der die böſe ſchwarze Kunſt getrieben, Liebestränke gekocht, Chriſtenkinder umgebracht und gekreuzigt und ſeinen gütigen Herrn, den entſchlafenen Churfürſten, vergiftet.“

Entſetzt ſtarrte der unglückliche Lippold nach ſeinem Weibe. Er hatte Rettung gehofft, hatte durch die Erſcheinung ſeiner geliebten Hagar zu dieſer Stunde, an dieſem Orte Erlöſung von der fürchterlichen ſchakſen Frage geahnt, und mußte nun hören, daß ihr Zeugniß ihn verdamme.

Noch immer hatte Hagar das Auge von Lippold abgewendet, nur ihr unſtäter Blick verrieth, daß ihr Inneres heftig bewegt ſey.

„Was Ihr da ſagt, Jüdin, iſt allerdings eine ſchwere Anklage, und wir glauben Euch blindlings, denn wir ſind von ſeiner Zauberei überzeugt; aber der Form wegen bedürfen wir doch einiger näheren Beweiſe. Könnt Ihr uns ſolche geben, ſo wollen wir Euren Eifer lobend anerkennen.“

„Erlaubt, daß ich ihn frage, ob er nicht unter der Schwelle ſeiner Thür eine Maus und den Daumen eines neugebornen Chriſtenkindes vergraben hat, welche Dinge den Pakt mit dem Satan bekräftigen.“

„Ja, fragt ihn, denn geſteht er ſolches, ſo iſt ſeine Schuld gänzlich erwieſen, und hat er nur das Bündniß mit dem Satan eingeſtanden, ſo verſtehen ſich alle übrigen Verbrechen von ſelbſt. Damit Eurer Frage aber auch der gehörige Nachdruck verliehen

werde, so soll der Delinquent dabei auf die Leiter gebracht werden."

„Ich werde ihn hebräisch fragen, in der Sprache unserer Väter, die dringt ihm mehr in's Gewissen."

„Rathsdiener!" rief hier einer der Richter, „haltet etwas Essig bereit für das gute Judenweib, wenn sie etwa ob der Torquirung ihres Mannes in Ohnmacht fallen sollte."

„Fürchtet nichts! ich bin stark, stark durch meinen Willen, und werde nicht in Ohnmacht fallen."

Sprachlos starrte Lippold noch immer auf sein Weib und vermochte dem Entsetzen, das ihn erfaßt, noch keine Worte zu geben, da zerrten ihn die Henkersknechte auf die schreckliche Leiter, spannten ihn in die scharfen Stricke und begannen, ihm die Glieder zu verrenken.

„Hagar! Hagar! Weib, die ich geliebt, mit der ich Kinder gezeugt! Weib, was quälst Du mich?! Sieh, Deine Aussage ist falsch und meine Qualen fürchterlich. Was habe ich Dir gethan, daß Du also mit mir verfährst?"

Hochaufgerichtet mit flammendem Blicke stand Hagar vor ihm. Krampfhaft zerrten ihre Finger am Kleide, als sie in hebräischer Sprache also zu ihm sprach:

„Hluchim, Sohn Judel Hluchim's, Mann, den ich geliebt, Vater meiner Kinder, sieh mich vor Dir wie den Engel der Rache. Du bist unschuldig an den Verbrechen, die Du begangen haben sollst, und doch

liegſt Du auf der Marterbank; Du biſt rein von Betrug, und leideſt doch Qualen, wie ſelbſt Nebucadnezar ſie nicht erfinden konnte. Ich, Dein Weib, lege Zeugniß ab gegen Dich, weil Du mir die Treue gebrochen, weil Du in ſchnöder Luſt mit Rahel, meiner Schweſter, gelebt, und dieſe es mir in der Todesangſt geſtanden, als ſie Dich abholten zur Tortur. — Sieh, treuloſer Mann, ich weiß mich zu rächen. Zu meinen Füßen winſelſt Du in unſäglichem Schmerz. Ich verhöhne Dich, und ſelbſt die Richter verſtehen nicht, was ich Dir drohend zurufe. Lange haſt Du mich in heimlicher Umarmung mit meiner Schweſter verhöhnt, jetzt verhöhne ich Dich. Lange haſt Du in ſchnöder Sinnenluſt mich verrathen, jetzt verrathe ich Dich und weide mich an Deiner Pein. Ha! die Rache iſt ſüß — Wolluſt, wenn ſie gerecht iſt! Wenn morgen auf dem Scheiterhaufen die Flammen zuerſt nach Deinen Gliedern lecken, dann denke an mich, denke an das Weib, das Du verrathen, denke an die Ehe, die Du gebrochen."

Und höher und höher hatten die Henkersknechte die Stricke gezogen. Die Gelenke knackten, das Fleiſch war furchtbar geſpannt. Da rief der doppelt Geängſtigte kreiſchend:

„Ja, ja! ich habe den Churfürſten vergiftet, und ich habe ſchnöde Zauberei getrieben, erlöſt mich nur von dieſer entſetzlichen Qual!"

Die Leiter wurde nachgelassen; sinnlos fiel Lippold zusammen, denn das dunkle Auge seines Weibes brannte noch immer auf seiner Stirn.

Das Urtheil erfolgte, wie es schon längst vorher abgefaßt war. Der Münzjude Lippold wurde verbrannt, sein Weib und seine Schwägerin gestäupt und des Landes verwiesen, und der sämmtlichen Judenschaft der mit Mühe errungene Schutzbrief entzogen.

9.

Thurneisser.

(Die Nacht vom 13. auf den 14. Januar 1577.)

Hell flimmerten die Sterne an dem tiefblauen Himmelsgewölbe. Mit ruhigem fast blendenden Strahl beleuchtete der Mond die mit fußhohem Schnee bedeckten Dächer der Stadt. Alles war öde und still. Hin und wieder knisterte der Schritt eines Wächters über den hartgefrornen Boden, während sein Hund, zitternd vor Kälte und den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, ihm nachschlich.

An der kleinen eisernen Pforte des „hohen Hauses", die zu dem thurmähnlichen viereckigen Mittelgebäude führt, stand ein Mann, tief in einen weißen Mantel gehüllt, und hielt zwei Pferde, von denen das eine, prächtig aufgeschirrt, für einen vornehmen Mann bestimmt seyn mußte. Mit den Füßen scharrend und in die Hände blasend, ging der Mann hin und her, während der warme Lebenshauch aus den Nüstern der

Pferde ſich gleich in Flocken an das lange Haar des Führers ſetzten.

Oben im höchſten Fenſter des Thurmes glühte ein dunkelrothes Licht — bald erglänzte es hoch auf in zuckender Helle, bald erſtarb es zu einem flimmenden Scheine. Das Licht war im Laboratorium Leonhard Thurneiſſer's, des Alchymiſten und Leibarztes Johann George's, und der Churfürſt ſelbſt eben bei ihm, um von dem gelehrten und gefürchteten Manne Unterricht in der Kunſt des Goldmachens zu empfangen. Ein kleines gewölbtes Gemach, dicht unter dem Dach des Thurmes, auf welchem Thurneiſſer ein Obſervatorium angelegt hatte, ſchloß alles nöthige Geräth zu einem Laboratorium in ſich. Es fehlte nicht an der, in jenen Zeiten gewöhnlichen, unheimlichen Ausſchmückung ſolcher Räume. Gerippe, Mißgeburten in Gläſern, ſeltſam geformte Töpfe, Gläſer und Flaſchen, ausgeſtopftes häßliches Gethier und mächtige Folianten ſtanden und lagen in bedeutungsvoller Unordnung durcheinander. An den Wänden glühten Retorten in heißen Sandbädern, und an dem eiſernen Heerde in der Mitte ſaß Thurneiſſer ſelbſt, ein ſchöner Mann von gebietendem und gefälligem Aeußern. Ein langer dunkler Talar umfloß ſeine ſchöngeformten Glieder. Auf dem Kopfe trug er eine Mütze von ſchwarzem Fuchspelz, der trotz ſeiner glänzenden Schwärze doch gegen das ſorgfältig gekräuſelte Haupt- und Barthaar deſſelben zurückſtand. Im einfachen Hauskleide jener Zeit ſaß der Churfürſt aufmerkſam neben Thurneiſſer

am Heerde und heftete neugierige und erwartende Blicke auf eine kleine hermetisch verschlossene eiserne Phiole, die auf einem lebhaften Kohlenfeuer lag, und deren Inhalt wahrscheinlich den Gegenstand ihrer heutigen Zusammenkunft ausmachte.

„Es dauert länger, als Ihr mir gestern versprechen, Leonhard", sprach leise der Churfürst. „Schon glüht das Kohlenfeuer eine Stunde, und noch zeigen sich die weißen Bläschen nicht, welche sich zuerst zeigen müssen, wenn die vollständige Amalgamirung eintritt."

„Wie mögt Ihr verlangen, gnädiger Herr, daß etwas, was noch nie dagewesen, noch nie geschehen, sich ganz nach den Regeln der gemeinen Scheidekunde gestalte? Noch kann der cölestische Einfluß der tellurischen Materie sich nicht verbinden und wird es auch heute Nacht nicht können, wenn jener Stern dort mit seinem fruchtbaren Strahl nicht durch jenes Quadrat im Fenster die Phiole trifft."

„Ihr hattet Recht, Leonhard, das von dem Niuron gebaute Laborirhaus da am Schlosse*) taugte nicht für unseren Zweck. Die Heerde lagen zu niedrig, und wir hatten mit den Ausdünstungen des Bodens zu kämpfen — für eine Apotheke mag das Haus allenfalls gut seyn, aber für das Höhere, Geistigere der Wissenschaft taugt dieser Thurm hier besser, darum räumte ich Euch auch fast das ganze hohe Haus, die

*) Die jetzige Hof- und Schloß-Apotheke.

Burg meiner Ahnen, ein und hoffe, durch Eure guten Dienste dafür entschädigt zu werden."

„Entschädigt, gnädiger Herr! Bedenkt, daß ich nur Euch und Eurer Liebhaberei zu Liebe mich mit diesen alchymistischen Versuchen abgebe. Ich habe Euch nie getäuscht, habe Euch nie merken lassen, daß ich die Kunst der Gold-Tinktur schon verstehe; aber ich hoffe eben so fest als Ihr, das herrliche Ziel zu erreichen und die mächtige Tinktur zu erzeugen."

„Wie glücklich war ich, Leonhard, daß ich Euch vor sechs Jahren in Frankfurt fand und zufällig Euer fürtreffliches Werk „den Pison" las. Ohne diesen Zufall hätte ich Euch nie kennen gelernt! — Aber das 7te Kapitel, wo Ihr vom Goldsande in der Spree, von Saphiren beim Dorfe Buchholz und von Rubinen bei Sterkow in unserer Mark sprecht, weckte den lebhaften Wunsch in mir, Euch kennen zu lernen, und gleich bei Eurem ersten Besuche heiltet Ihr meine Churfürstliche Gemahlin von jenem schweren Fieber."

„Ihr habt Recht, gnädiger Herr, Ihr bedurftet eines Mannes, wie ich bin, aber auch ich bedurfte Eurer. Meine Erfindungen, meine Pläne bedurften eines so gnädigen und wohlwollenden Schützers, um sich als nützlich zu bewähren. Seht meine Buchdruckerei, meine Schriftgießerei, meine Formschneider, Eisengießer, mein Naturalien- und Kunst-Kabinet, Laboratorium, Bibliothek und Menagerie, und Ihr werdet mir sagen müssen, daß ich die sechs Jahre tüchtig angewandt und Eurem Schutze Ehre mache."

„Seht, seht, Leonhard! da zeigen sich die ersten weißen Bläschen, es wird Zeit, es wird Zeit! Zittert mir doch beinahe die Hand vor freudiger Erwartung.“

„Noch nicht, gnädiger Herr! Noch fällt Astaroth's feuchter Strahl nicht durch jenes Quadrat auf die Phiole; aber auch ich hoffe brünstig, auch ich hoffe zuversichtlich, daß diese Nacht endlich unsere Arbeit krönt.“

„Sie muß es, sie muß es! Ich ertrage diese Erwartung, diese Sehnsucht nicht länger!“

„Aber gedenkt meines Wortes! — Von dem Augenblicke an, wo ich die Phiole öffne, bis Ihr dies Laboratorium verlaßt, darf kein Laut über unsere Lippen kommen. Es ist dies die Vorschrift des Erasmü, auch Teudlinger und Sattuccio versichern in ihren neromantischen Werken, daß während der Erzeugung des Goldes kein menschlicher Laut das heimliche Wirken der Natur stören darf.“

„Verlaßt Euch auf mich! Ich werde doch durch unbesonnenes Schwatzen nicht die Frucht langen Harrens vernichten? Seht nur, seht! immer näher rückt Astaroth dem Rahmen des Quadrats. — Bald, bald ist er im Zenith!“

„Nun denn, so ist es Zeit, ehe ich die Phiole öffne, Euch ein Werk meiner Kunstfertigkeit zu zeigen, das ich für den Augenblick bestimmt, wo ich Euch durch mein Wissen dem langersehnten Ziele näher bringe. Seht her —! Diese Tafel soll den Dank

Leonhard Thurneiſſer's gegen ſeinen Freund und Beſchützer auf die Nachwelt bringen." Bei dieſen Worten zog er einen Vorhang weg und zeigte dem unaufmerkſamen Churfürſten eine 4 Fuß hohe und beinahe 3 Fuß breite eiſerne Tafel, auf welcher ſich im Guß verſchiedene Allegorien befanden. Ueber dem ſauber ausgearbeiteten Brandenburgiſchen Wappen ſtand der Name Johannes Georgus und die Jahreszahl 1577. Darunter die allegoriſchen Figuren der Spes, Caritas und Fides. *)

„Seht da, der Heerd unter der Spes deutet auf das Werk dieſer Nacht. — Haltet ſie feſt im Auge, wenn ich jetzt die Phiole öffne — und hütet Euch vor jedem Zweifel! Aſtaroth iſt im Zenith, das Tellurium vom Coelo beſiegt. Es gelingt, es gelingt!"

Indem Thurneiſſer die faſt glühende Phiole von dem Kohlenfeuer nahm, ſie mit einer Zange öffnete und den Inhalt prüfte, heftete der Churfürſt in fieberhafter Erwartung die Augen auf das Thun ſeines Lehrers. — Raſch ſchlug Thurneiſſer ein dickes Buch auf — betete leiſe einige darin enthaltene Gebete — ſah ſich dann wie verlegen überall im Zimmer um — ergriff die Zange und riß mit derſelben einen ſtarken Nagel aus dem Gebälk der Thür. — Dieſen Nagel tauchte er bis zur Hälfte in die blaſenſprühende Flüſſig-

*) Dieſe Gedenktafel befindet ſich noch unter einem der Thorwege des Lagerhauſes eingemauert.

keit der Phiole, hielt ihn einige Minuten hinein, während seine Augen fast aus den Höhlen hervortraten, und nur die zuckenden Lippen bewiesen, daß der Alchymist inbrünstig bete.

Da erglänzte das Auge des Churfürsten in hoher Freude. Der halbe Nagel war, als Thurneisser ihn wieder aus der Flüssigkeit zog, zu Gold geworden. Begierig ergriff der Churfürst eine Feile, machte einen Einschnitt in das Gold und rieb es auf dem Probierstein, der zu diesem Zwecke schon bereit lag.

„Bei Gott! es ist gutes reines Gold!“

„Was thut Ihr, gnädiger Herr? Ihr habt gesprochen, habt das geheimnißvolle Wirken der Natur durch den Ruf der Leidenschaft gestört! O, daß uns das geschehen mußte! Seht, seht, der Inhalt der Phiole fließt in die Kohlen, vergebens ist jahrelange Mühe und Arbeit!“

Betroffen stand der Churfürst da! Der Vorwurf seines Lehrers war zu gerecht, als daß er etwas hätte darauf erwiedern können. Zweifelnd wog er den Nagel in der Hand, zweifelnd sah er auf die leere Phiole und sorglich auf das Quadrat im Fenster, aus dem der Stern sich schon entfernte.

„Zürnt mir nicht, Leonhard! Die Freude übermannte mich; aber standet Ihr früher in meiner Gunst, so wird Euch von heute an mein unumschränktes Ver-

---

*) Dieser Nagel befindet sich gegenwärtig in der Königl. Kunstkammer.

trauen, meine Freundſchaft! Tröſtet Euch! Ihr wißt, nicht ſchnöde Gewinnſucht trieb mich an, den Stein der Weiſen zu finden; aber iſt es möglich, Gold zu machen, ſo iſt auch mehr möglich, und dieſes mehr muß ich ergründen, es koſte was es wolle. Morgen ſehen wir uns wieder. Aber nicht wieder die Gold-Tinktur ſey Gegenſtand unſerer Forſchungen, denn Aſtareth kehrt erſt nach einem Jahre wieder; aber bereitet die Retorten zum Lebens-Elixir. — Wir ſtudiren morgen zuſammen. Gute Nacht, Leonhard, gute Nacht!"

Und der Churfürſt ging. Als auf der Straße die Hufſchläge der Roſſe ſich verloren hatten und nur der Schnee noch pfiff und kniſterte, ſtand Thurneiſſer, zufrieden lächelnd, im engen Schlafgemach ſeiner Frau, einer gebornen Huetlein aus Conſtanz, und begann ſich zu entkleiden.

„Kommſt Du endlich, Thurneiſſer?" fragte in beſorgtem Ton die wartende Frau, die ſchon in dem breiten Bett lag, deſſen ſchwere nußbaumene Pfeiler mit ſeltſamen Schnitzwerk verziert waren.

„Ja, Weib! jetzt gehöre ich Dir. Des Tages Laſt und Mühe iſt nun vorüber, darum laß mich im Geſpräch mit Dir Erholung und Labſal finden."

„Verließ Dich der Churfürſt zufrieden?"

„Er verließ mich zufrieden und nimmt den Nagel mit, an deſſen kunſtreicher Fügung ich ſo lange gearbeitet."

„Alſo glaubt er Dir?"

„Er glaubt mir, wie ich an die künftige Macht der Buchdruckerkunſt. Morgen zeigt Johann George den Nagel ſeinen ungläubigen Räthen, vor allen Dingen dem neidiſchen Kanzler Lampert Diſtelmeyer, und es müßte ſchlimm gehen, wenn er ihn nicht bekehrte.“

„Mann, Mann, gehſt Du auch nicht zu weit? Denke an den Scheiterhaufen des Münzjuden Lippold. Auch er ließ die Leute glauben, er mache Gold, und mußte jämmerlich dafür umkommen.“

„Vergleiche mich nicht mit jenen Elenden, die aus niederer Habſucht täuſchen. Die Kunſt, die Wiſſenſchaft, die geiſtige Geburt dieſes Volkes, in dem jeder Keim zum höchſten Aufſchwung verborgen ruht, iſt mein Ziel, das Mittel werde ich zu verantworten wiſſen. — Sieh um Dich! 200 Menſchen arbeiten in meinen Werkſtätten. Die Edelſten des Landes ſuchen mich, um Schönheitsmittel zu kaufen oder Horoskope von mir zu beſitzen. Durch ſie wirke ich ſicher! Seitdem das erſte Buch hier in Berlin erſchien mit dem Formſtock auf dem Titel: Gedruckt von Leonhard Thurneiſſer im grauen Kloſter zu Berlin, ſtehe ich am Anfange einer glänzenden Laufbahn. Denke an mich, Weib, wenn nach Jahrhunderten noch die Tafel, welche ich heute dem Churfürſten ſchenkte, Zeugniß von meinem Wirken giebt! Denke an mich, wenn der halbgoldene Nagel die Weiſen künftiger Jahre an mich erinnert, und ſie ſich ſagen müſſen: Er verſtand ſeine Zeit! — Das Licht der Aufklärung will ich verbreiten, aber ich will mir nicht ſelbſt die Flügel daran verbrennen. —

Mein Weg iſt weit, aber ſicher! Ich ſchmeichle den Wünſchen der Großen, aber nicht ihren Leidenſchaften, und darum werde ich nicht das Schickſal ſo vieler Andern theilen. Ja, Weib! ich ſage Dir —! Aber Du antworteſt mir ja nicht! — Was ſehe ich? — Sie ſchläft! — Ich Thor will einem Weibe lehren, mich zu verſtehen. Eitle Mühe! — Ihr bin ich ein Heuchler, der Mitwelt ein Zauberer, aber die Nachwelt ſoll mich richten!“

10.

Der Prinz von Uaſſau.

(Die Nacht vom 3. auf den 4. April 1677.)

In Strömen goß der Regen aus den tief herabhängenden Wolken, die der heulende Sturmwind mit furchtbarer Schnelligkeit vorübertrieb. Der durchnäßte Sand wurde emporgeriſſen und wirbelte mit dem Regen vermiſcht über das wüſte Land dahin. Der geſättigte Sandboden vermochte die herabſtürzende Fluthen nicht mehr einzuſaugen, und ſo weit das Auge reichte, ſah man nichts als Pfützen und Waſſerlachen.

„Wir können nicht weiter, Ew. Churfürſtl. Gnaden! — Die Pferde ſcheuen ſich vor den heftigen Blitzen, und die Räder verſinken ſo tief in dem naſſen Sande, daß die vereinigte Kraft aller Läufer und Hof-Fouriere nicht im Stande iſt, ſie zu drehen.“

Die Fenſter der ungeheuern, ſchwerfälligen Glaskutſche, in welcher die Churfürſtin Dorothea von Holſtein, zweite Gemahlin des großen Churfürſten, mit einem Edelfräulein und vier Männern ſaß, wurde einen Augenblick herabgelaſſen, um den raſchen und ängſtli-

chen Bericht des Leib-Läufers zu vernehmen, der mit seinen Genossen vergebens an den mächtigen Rädern des Kutsch-Ungeheuers geschoben hatte; als aber der Regen hinein schlug und die kostbaren Kleider der darin sitzenden Personen durchnäßte, flogen die Fenster wieder in die Höhe und verschlossen das wandelnde Glashaus dem heftigen Unwetter.

„Was ist da zu thun, Ew. Liebden?" fragte die Churfürstin den Prinzen Johann Moritz von Nassau, der sich mit den drei Baumeistern, Blesendorf, Memmhardt und Rütger von Langenfeld, in dem Wagen befand.

„Nichts, Ew. Churfürstl. Gnaden, als zu warten, bis die holde Sandwüste hier auf der neuen Auslage *) sich in eine gelinde See verwandelt hat, und dann mir das Steuerruder dieses Oorlogschiffes anzuvertrauen. Die Ladung wird zwar etwas feucht werden, aber das thut nichts, ich rette doch dem Churfürstlichen Marstall ein wahres Prachtstück von Carosse."

„Geht, geht, Herr Statthalter von Cleve! Ihr habt es heut einmal wieder darauf abgesehen, uns durch Eure beißenden Bemerkungen zu molestiren. Ihr wißt, daß ich die neue Auslage besonders liebe, weil mein Herr und Gemahl der Churfürst sie mir geschenkt,

---

*) So hieß damals die unbebaute Gegend zwischen dem jetzigen Weidendamm und der Wehrenstraße. Der Ort also, wo die Glaskutsche stand, wäre ungefähr Charlottenstraße und an den Ecken der Linden.

und ich den feſten Vorſatz gefaßt habe, ſie anzubauen zu einer Vorſtadt."

„Wahrlich, Ew. Liebden, das war nicht mein Wille, Euch mit meinen Scherzreden zu moleſtiren. Aufheitern wollte ich uns in dieſem Trübſal. — Wollt Ihr aber keine Scherzreden, ſo redet nur mit unſerem weiſen Bleſendorf, dieſem Ausbund aller baumeiſterlichen Vernunft, der wird Euch mit ſeinen Anſchlägen, Riſſen und Baukoſten dermaßen ängſtigen, daß Ihr alles Regens darüber vergeſſet. Laßt uns vom Sand, vom höchſt vortrefflichen Sand reden, der ſich auf der neuen Auslage befindet. Das iſt ein trockener Gegenſtand der Unterhaltung und hübſch im Gegenſatz zu dem Regen draußen."

„In der That," ſagte die Churfürſtin, „ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich dieſen böſen Sandboden in feſtes Erdreich verwandeln könnte."

„Es giebt ſchon Mittel dazu," antwortete ehrerbietig Memmhardt, „aber ſie verlangen Zeit, Mühe und Geld."

„Man müßte vor allen Dingen die Wege mit Bäumen bepflanzen, das giebt dem Boden ſchon größere Feſtigkeit," bemerkte Rütger von Langenfeld.

„Iſt es denn wahr," fiel der Prinz ein, „daß letzthin hier ein ſo höchſt merkwürdiger Diebſtahl begangen worden iſt?"

„Ein Diebſtahl?" fragte Alles neugierig.

„Ja, man hat mir geſagt, daß hier bei den neuen Häuſern nach und nach 60,000 Fuhren Sand geſtoh-

Halle (Saale)

len werden ſind und der Diebſtahl lange Zeit gar nicht bemerkt wurde."

Alles lachte über den ſtets aufgeräumten Prinzen, ſelbſt die ſonſt ernſte und ſtrenge Churfürſtin konnte das Lächeln nicht zurückhalten, drohte dem Freunde ihres Gemahls mit dem Finger und ſagte:

„Es iſt nun einmal nicht auszukommen mit Euch, Ew. Liebden, Ihr habt es auf meine Vorſtadt hier gemünzt und wollt mir die Luſt am Bauen verleiden."

„Da ſey Gott vor!" erwiederte galant der Prinz. „Ich kann nur den Namen „Neue Auslage" nicht leiden. Von dem Augenblicke an, wo Ew. Churfürſtl. Gnaden den Einwohnern Eurer neuen Stadt erlauben werdet, ſie nach ihrem Wunſche „Dorotheenſtadt" zu nennen, will ich ſie verehren, aber —."

„Was meine guten Bürger thun wollen, wenn ich einſt das Zeitliche geſegnet, ſoll bei ihnen ſtehen; ſo lange ich aber lebe, will ich von dergleichen nichts hören."

„Es würde doch aber nur ein gerechter Zoll der Dankbarkeit vieler Hunderte Eurer Unterthanen ſeyn, denen Ew. Churfürſtl. Gnaden nicht allein Wohnhäuſer bauet, ſondern auch ein herrlich Gotteshaus, zu dem wir heute den Grundſtein gelegt."

„Wißt Ihr aber wohl, Rütger von Langenfeld, daß ich nicht weiß, wo meine gute Gemeinde ſich zum Gottesdienſt verſammeln ſoll, bis die neue Kirche fertig iſt?"

„Ei, laßt ſie hier zuſammen kommen, wo unſer fahrendes Caſtell jetzt wie angenagelt ſteht! Muß eine recht weitläuftige Ausſicht hier bei Tage ſeyn!“ ſagte der Prinz ſcherzend.

„Ich habe nicht übel Luſt, Euer Scherzwort wahr zu machen.*) Memmhardt entwirft mir einen Plan zu einer großen Allee von ſechs Baumreihen, die vom Luſtgarten meines Gemahls des Churfürſten bis an den Thiergarten reicht.“

„Das nenn' ich raſchen Entſchluß, guten Entſchluß. Wären die Bäume heut gepflanzt, ſo hätten wir das Begießen ſparen können.“

„Auch das mag wahr werden. Gleich morgen ſollen meine Gärtner aus Monbijou und dem Vorwerk die jungen Lindenbäume ausſuchen, und ich will mit eigener Hand das erſte Bäumchen pflanzen, ſo wie ich heut mit eigener Hand den Grundſtein zu meiner neuen Kirche gelegt.“

„Sollten Ew. Churfürſtl. Gnaden aber morgen bei der Pflanzung ſich eben ſo verſpäten, als heut bei dem Ueberſchlag der Baurechnungen für die Kirche, ſo wäre es mir lieb, wenn wir anderes Wetter anſagen ließen.“

Das heftige Wetter hatte unterdeß nachgelaſſen. Eben wollten Pferde, Kutſcher und Läufer einen neuen Verſuch machen, den ſchweren Wagen aus der Stelle

---

*) Der erſte Gottesdienſt der Dorotheenſtädter Gemeinde wurde ſo Freien „unter den jungen Lindenbäumen“ gehalten.

zu bringen, als vom Schloß her Fackeln am Boden hin glühten. Man konnte Läufer erkennen, die ihre Fackeln hinter ſich dem Boden zugekehrt trugen und dadurch den Weg erleuchteten. Ein ſtattlicher vornehmer Reiter ſprengte, in einen großen Mantel gehüllt und von mehreren Herren zu Pferde gefolgt, auf die Gegend zu, wo die Churfürſtin mit ihrer Geſellſchaft das gänzliche Aufhören des Regens erwartete. Als die Cavalcade in die Gegend gekommen war, wo jetzt das Opernhaus ſteht und damals ein hoher Wall zu dem Baſtion führte, das jetzt dem prächtigen Gebäude der Sing-Akademie Platz gemacht hat, hielten ſie plötzlich an. Die vorauseilenden Läufer waren gerade in eine Heerde Säue gelaufen, welche mit unendlicher Gemächlichkeit ſich in den Moraſt und Schmutz der ſtehenden Regenlachen eingewühlt hatten und, gewöhnt an die Erſcheinung und das Vorübergehen der Menſchen, ſich gar nicht ſtören ließen.

Es gab einen augenblicklichen Stillſtand. Als die Läufer dem Churfürſten, denn dies war der ſtattliche Reiter, die Urſache des Aufenthalts geſagt, und den Befehl erhalten hatten, mit den brennenden Fackeln unter die Säue zu ſchlagen, ritten die Herren zu Pferde ſelbſt mit der Reitpeitſche mitten unter die Säue hinein und trieben dieſe grunzend, quietſchend, beißend und ſchmatzend vor ſich her. Dieſe unvermuthete Störung brachte das Heer der Säue ganz außer aller Faſſung, und wie ſinnlos rannten Eber, Keiler, Ferken und Säue auf den Wagen der Churfürſtin zu. Es war

ein furchtbarer Lärmen. Das Grunzen der verwilderten Schweine, das Schlagen mit den funkensprühenden Fackeln und das Schreien der Läufer, das Schnauben der Rosse, die durch die tolle Jagd ganz wild gemacht wurden, und das Schelten des Churfürsten, Alles das ließ die beim Wagen zurückgebliebenen Leute glauben, das wilde Heer sey auf sie losgelassen. Die acht starken Churfürstlichen Kutschpferde spitzten die Ohren, bliesen aus den Nüstern und bäumten sich; denn die Schweineheerde lief gerade auf sie zu, verkroch sich unter dem Wagen, wo sie sich gedeckt glaubte, und drängte sich den stoßenden und schlagenden Pferden unter den Beinen durch.

Mitten in diesem Gewühl kam der Churfürst an den Wagen, dessen Thür aufflog, um die Churfürstin zu ihrem Herrn und Gemahl zu lassen. Dieser aber verhinderte jede Bewegung, grüßte mit einem leichten Abnehmen des Hutes die im Wagen Sitzenden und sagte dann lachend:

„Ei, ei, Dörtchen! Was ist mir denn das? Du neckst mir mit dem Nassauer hier im Dunkeln? — Gieb Acht, Du wirst mich eifersüchtig machen.“

„Ew. Liebden haben Recht,“ erwiederte der Prinz von Nassau. „Naß ist Alles um uns her und was die Sau betrifft, so wäre die auch vorhanden. Ueber dem Wagen das Naß und unter dem Wagen die Sau. Ist ein lustiges Leben heute! — Kommt aber vom Grundsteinlegen.“

Die Churfürstin hatte unterdeß zunächst der Thür Platz genommen und ihrem Gemahl erzählt, daß sie sich in ihrem Hause neben der neu zu erbauenden Kirche bei Durchsicht des Kosten-Anschlages verspätet und hier im tiefen Sande vom Wetter überfallen worden sei. Sie schloß mit der Frage: Was den Churfürsten so spät hierhergeführt?

„Ei was anders, als die Nachricht von Deinem Unfall, Dörtchen? Kommt da der Kettnitz, Dein Läufer, athemlos auf's Schloß und erzählt ganz erschreckliche Dinge von Deinem Wagen. Da setzte ich mich denn rasch zu Pferde und wollte sehen, was es gäbe."

„Eine feierliche Baumpflanzung giebt es, Ew. Liebden von Brandenburg; denn morgen, ist beschlossen worden, nehmen wir Alle den Spaten in die Hand und pflanzen Linden, daß es eine Art hat."

„Daran erkenne ich meine Dorothea! Bauen und Pflanzen, Gutes thun und Werke der Liebe verrichten, das ist ihr Leben. Was Du bedarfst zu Deiner neuen Unternehmung, soll Dir mein Kämmerer auszahlen."

Da erbat sich der Kutscher die Erlaubniß, jetzt den Wagen vorwärts zu schieben und Alles faßte an; aber kaum rührte sich der Koloß, so stürmten auch die darunter liegenden Säue, des letzten Schlupfwinkels beraubt, hervor, den Pferden auf's Neue unter die Beine und dann, von den Schlägen mit Fackeln und Peitschen getrieben, in die Nacht hinein.

„So soll doch ein Schweden-Wetter diese liederliche Wirthschaft holen!“ rief bös der Churfürst, indem er auf einen Keiler los hieb, der sich unter den Füßen seines Pferdes herum drängte und, von den Hufen getreten, ein schreckliches Grunzen und Quietschen anhob. „Die Berliner wissen nun einmal, daß ich diese häßlichen Thiere nicht leiden kann, aber überall lassen sie diese auf den Straßen herumlaufen. Von morgen an will ich eine Verordnung erlassen, daß Jeder seine Schweine hübsch zu Hause halten soll.“ *)

„Das wird unserer jungen eigenhändigen Linden-Allee von ganz besonderem Nutzen und Vortheil seyn,“ bemerkte der Prinz, „denn ich hätte es der lezten Sylbe meines Stammnamens nicht verdacht, wenn sie sich zur Aetzung an unsere Lindenbäumchen gemacht.“

Jezt war der Wagen in Bewegung. Langsam bewegte er sich auf das Schloß zu. Die Wache an der Brücke über dem Fortificationsgraben trat in's Gewehr, die Trommel wurde gerührt — und am Schloß half der Churfürst der Churfürstin aus dem Wagen, indem er zu den anwesenden Baumeistern sagte:

„Auf morgen also, Ihr Herren! Ich werde die Churfürstin begleiten, wenn sie den ersten Baum selbst pflanzt. — Gute Nacht!“

„Vergeßt unseren Besuch heute Abend nicht, Ew. Liebden von Brandenburg!“ rief lustig der Prinz von

*) Churfürstliche Verordnung von wegen der Berliner Schweine. de dato 4. April 1677.

Naſſau, „ich meine den unter dem Wagen, Eure Lieblinge.“

Lächelnd drehte ſich der Churfürſt noch auf der Treppe um und ſagte:

„Seyd unbeſorgt! Ich bin bei Fehrbellin mit den Schweden fertig geworden, und werde doch hoffentlich mit den Schweinen meiner guten Berliner fertig werden. Denkt an mich, wenn Ihr morgen auf den Straßen ausrufen hört: Jeder Bürger ſolle bei ſtrenger Strafe ſeine Sau zu Hauſe halten.“

Luſtig drehte ſich der Prinz um und ſagte zu ſeinem Leibdiener:

„Wenn Du mich morgen beim Churfürſten anmeldeſt, ſo rufſt Du: Der Prinz Moritz von Naſſ—, und wenn der Churfürſt fragt, wer das iſt, ſo ſage nur, ich hätte, ſo lange ich in Berlin bin, meine letzte Sylbe in einen Stall geſperrt.“

11.

Der Lehnstuhl.

(Die Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1700.)

Ernst, stumm und in fester militairischer Haltung standen die Grands-Mousquetairs vom Wasser-Portal des Schlosses, die Treppen und Gänge hinauf, bis zu den Gemächern des Königs. Ihre prächtige Uniform, scharlachrothe Röcke, auf allen Nähten mit Gold besetzt, die mächtige französische Allongen-Perrücke, der kleine Tressenhut mit der rothen Feder, die breiten goldgestickten Bandeliere ließ sie als jene bevorrechtete, aus französischen Flüchtlingen adeliger Herkunft gebildete, Leibwache erkennen, welche der große Churfürst nach Widerrufung des Edikts von Nantes aus flüchtigen französischen Edelleuten organisirt und dadurch den prachtliebenden Ludwig XIV. nachgeahmt hatte. Sie waren am Tage des Einzuges Fridrich's I. in Berlin aus Prenzlau, ihrer beständigen Garnison, zum Dienst um die Person des Königs beordert worden, und erwarteten jetzt die Rückkunft des Königs, der mit seiner Gemahlin, der geistreichen Sophie Charlotte von

Hannover, so eben von einer Trekschuytenfahrt auf der Spree nach dem beim Dorfe Lietzow für die Königin erbauten Schlosse Lietzenburg (Charlottenburg) gemacht hatte. Die Königliche Trekschuyte war an der langen Brücke angekommen, wo Tausende aus dem Volke das Aussteigen des Königs erwarteten. Ein Spalier aus Soldaten des Regimentes von Schöning bildete einen Weg bis zum ersten Portal des Schlosses, und fast hätte es der Fackeln nicht bedurft, welche Läufer und Pagen vorauftrugen, so hell, in fast blendender Klarheit, strahlte der Mond in die laue ruhige Mai-Nacht. Grüßend schritt der König, seine Gemahlin am Arm führend, durch das Spalier in das Schloß, und bald darauf hatte sich das Volk verloren. Nur mehrere reich bespannte und verzierte Hof-Carossen, mit fremder Dienerschaft in sonderbaren ungewöhnlichen Kleidern, hielten etwas weiter hin, wo die Grundmauern des neuen Schloßtheils, der eben im Bau begriffen war, hinter dem verbergenden Bretterzaun hervorragten. Die fremden Sprachen, in denen sich die Dienerschaft unterhielt, zeigte, daß dies die Carossen der fremden Gesandten wären, die von ihren Souverainen an den Hof Friedrich's I. geschickt waren, um ihm zu seiner am 18. Januar dieses Jahres zu Königsberg erfolgten Annahme des Königstitels zu gratuliren. Während unten am Schloß die Dienerschaft der Gesandten sich mit prüfenden Blicken maß, sich beschöttelte, und besonders die Diener des Russischen Gesandten, Andreas Petrowitsch Ismailow, verhöhnten,

ſtanden die Geſandten ſelbſt oben im Ritterſaal, den der König zu ſeinem Einzug in Berlin hatte fertig bauen laſſen, und machten es, freilich feiner und höflicher, aber doch dem Weſen nach eben ſo, wie ihre Dienerſchaft. Stolz ſah Lord Raby, Abgeſandter Sr. Großbritanniſchen Majeſtät, auf den einfach gekleideten General Obdam herab, den die Republik Holland an ihren treuen Bundesgenoſſen, den Nachfolger des großen Churfürſten, geſchickt, denn er unterhielt ſich lebhaft mit dem Geſandten des Czaar Peter von Rußland, der das Holländiſche verſtand, weil er in Begleitung ſeines Herrn die große europäiſche Reiſe mit ihm gemacht. Es ſchien faſt, als hielte der hochmüthige Engländer es unter ſeiner Würde, ein Wort mit dem Moskowiten zu wechſeln, denn es war das erſtemal, daß ein ruſſiſcher Geſandter an den Höfen europäiſcher Fürſten erſchienen war.

Alle Drei hatten die Zurückkunft des Königs von der Waſſerfahrt erwartet; denn Se. Majeſtät hatten geruhet, am Morgen dieſes Tages bei der feierlichen Antritts-Audienz die Geſandten zu einem Souper in den Kammern der Königin einzuladen. Pünktlich waren ſie erſchienen und gaben ſchon Zeichen von Ungeduld, als der König eine halbe Stunde nach ſeiner Ankunft im Schloſſe ſie noch nicht rufen ließ. Zerſtreut und an alle mögliche Geſpräche denkend, die ſich während des Souper's wohl ereignen könnten, um aufſchlagende Antworten vorbereitet zu ſeyn, ſprach Lord Raby mit dem Grafen von Wartenberg, erſtem Mi-

niſter und Kanzler des Königreiches, der mit ihm in einer Fenſterniſche ſtand und dem Geſandten auf den großen, im hellen Mondlicht ſich ausbreitenden Luſtgarten aufmerkſam machte. Rings waren große Gebäude im Bauen begriffen. Hinter der jungen Pappel-Allee an der Spree erhob ſich das ſeit 1695 angefangene Zeughaus. Rechts neben der alten Schloßburg (Hof-Apotheke) der Dom, und im Hintergrunde glänzte das Mondlicht auf das neue Schieferdach des Schloſſes Monbijou, welches ſeit der Anweſenheit des Czaar Peter in Berlin neu ausgebaut wurde. Dicht von den Fenſtern ab lagen ungeheure Haufen von Bauſtücken und Zimmerholz, zum Ausbau des Königlichen Schloſſes beſtimmt.

„Se. Majeſtät bauen viel," meinte der Lord, als er lange unaufmerkſam den Erklärungen des Kanzlers zugehört hatte. „Auch der König, mein Herr, liebt das Bauen ſehr, und würde gern ſeine Reſidenz ſo verſchönern, wie Se. Majeſtät jetzt Ihre Stadt Berlin, wenn wir nicht jeden Schilling erſt dem Parlamente abfragen müßten. Freilich eine ſo ſchöne Stadt würden wir nicht bauen können, wie der Czaar Peter ſich vorgenommen hat, wenigſtens kann der Herr Peter — wilsch oder witscht — ich kann den Namen nicht ausſprechen — dort dem Herrn Holländer in der kleinen Perrücke nicht Rühmens genug davon machen. Ich wünſche nur, daß Se. Majeſtät von Schweden nicht ſeine Reſidenz in der neuen Stadt aufſchlagen möge, wie es allen Anſchein danach hat."

Der eintretende Kriegs-Minister Graf von Wartensleben machte dieser Unterhaltung ein Ende. Se. Majestät ließen den drei Gesandten sagen, daß sie dieselben erwarteten. Die Flügelthüren eröffneten die Aussicht in eine lange Reihe hell erleuchteter auf das prächtigste geschmückter Zimmer, in denen sich die bunte Menge der Kammerherren, Offiziere, Lakaien, Läufer, Heiducken und Pagen drängte. Alles athmete Pracht und königlichen Glanz. Eilend schritten die eingeladenen Gesandten bis zu dem Zimmer der Königin, wo beim Eintritt ein kurzer, aber heftiger Kampf um den Vortritt entstand. Keiner wollte seinem Herrn etwas vergeben, jeder wollte der Erste seyn. So rasch als möglich hatte Lord Raby den Vorsprung gewinnen wollen, aber Andreas Petrowitsch Ismailow, ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Körperstärke, griff links und rechts zu, drückte seine beiden Collegen halb mit Höflichkeit, halb mit unwiderstehlicher Gewalt so an die Thürpfoste, daß er zuerst in das Zimmer trat. Mit wüthenden Blicken und einem damned dog of a muscovite zwischen den Lippen folgte ihm der Engländer, während der Holländer zufrieden lächelte, daß nur der Lord nicht der Erste gewesen.

Freundlich und huldreich, aber doch keinen Augenblick die neue Königswürde vergessend, saß Friedrich I. neben der Königin in einem breiten mit schwerem Sammet ausgeschlagenen Armsessel. Er trug ein einfaches schwarzes Sammetkleid, aber den Stern des neu gestifteten schwarzen Adler-Ordens und den Orden

de la Générosité auf der Bruſt. Eine mächtige künſtlich gekräuſelte Allongen-Perrücke bedeckte den Kopf und die Schultern, und mit dem Kopfe nickend, lüftete er auf einen Augenblick den kleinen reich mit goldenen Treſſen beſetzten Hut, der kaum den Scheitel bedeckte.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und den Fragen, wie es ſeinen Gäſten in Berlin gefiele, ſprach der König von der heutigen Waſſerfahrt:

„Schade, Herr General Obdam, daß Ihr nicht mit uns wäret. Meine Trekſchuyten fahren ſo raſch als Eure Holländiſchen; Ihr wäret auch durch die ganze Umgegend lebhaft an Euer Vaterland erinnert worden, denn mein neues Schloß bei Lietzow hat viel Aehnlichkeit mit dem Amſterdamer Rathhaus. Ich habe es zu einem Luſtſchloß für die Königin beſtimmt, aber Ihro Majeſtät gefällt der Name, den ich ihm gegeben, nicht. Was meint Ihr, Herr Lord Raby, gefällt er Euch auch nicht?“

„Ich weiß in der That nicht, wie das Schloß jetzt heißt, Ew. Königliche Majeſtät!“

„Lietzenburg, Lord!“ fiel hier die Königin ein, „habe ich nicht Recht? — Welch ein Name für ein Luſtſchloß! Schlüter hat es ſo getauft.“

Der Lord war in der größten Verlegenheit: wem ſollte er Recht, wem Unrecht geben? Lächelnd bemerkte es der König und ſagte: „Nun denn, ſo ſoll es künftig ſo heißen, wie Ihro Majeſtät es taufen wer-

den; aber das Burg behalte ich mir vor, wenn ich auch Lietzen fahren lasse."

Mit verbindlichem Wesen wandte sich die Königin jetzt an den Russischen Gesandten und fragte ihn, wie er das Schloß wohl nennen würde?

Mit offener Geradheit antwortete dieser: „Charlottenburg, Ihre Majestät, oder Sophienburg, nach dem Namen der hohen Bewohnerin."

Der König, die Königin und alle Anwesenden lächelten erfreut über diese eben so unerwartete als galante Wendung; die beiden Gesandten Englands und Hollands aber bissen sich in die Lippen.

„Was giebt es sonst Neues, Ihr Herren?" fragte der König jetzt. „Wir haben seit vorgestern, wo wir unsern Einzug in Berlin hielten, noch nicht einmal Zeit gehabt, uns um die Welthändel zu bekümmern. Es gab so viel zu ordnen und zu befehlen, daß ich mit meinem dreifachen W., den Ministern Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben, nicht einmal habe sitzen und arbeiten können."

„Des Königs Majestät von Schweden sind mit einem Heer in Pommern gelandet, und gedenken, den Krieg gegen Polen und Rußland jetzt zu eröffnen," antwortete Lord Raby. „Man sagt, es sey ein vortreffliches Heer, gut ausgerüstet und vom besten Geiste beseelt."

„Ei, ei, da wird sich mein Bruder von Polen und Sachsen tummeln müssen, um den Nachbar würdig zu empfangen. Nun, seit er katholisch geworden

ist, kann er ja den Papst für sich beten lassen, das kann ich leider nicht; denn ich verharre, trotz meiner neuen Königs-Krone, in meinem Glauben, den er abgeschworen, um König von Polen zu werden."

„Der erste Angriff ist nicht gegen Polen gerichtet, Ew. Majestät!" erwiederte bescheiden der Russe, „sondern gegen den Czaar, meinen Herrn, und obgleich Carl XII. in Pommern gelandet ist, so gilt der Zug doch der neuen Stadt und dem Hafen, den mein Czaar am finnischen Meerbusen anzulegen beschäftigt ist."

Rasch von diesem Gegenstand abbrechend, denn Schweden, Polen und Rußland suchten wechselsweise das Bündniß Preußens, und es wäre also gegen die staatskluge Berechnung des Königs gewesen, weiter zu sprechen, wendete er sich gegen die im nächsten Zimmer bereit stehende Tafel, die für acht Personen gedeckt war. Alle Anwesenden, die drei Gesandten und drei Minister, folgten dem König und der Königin, blieben aber erstaunt stehen, als sie sahen, daß sechs reich verzierte Armsessel neben zwei einfachen Schemeln ohne Lehnen und Polster standen. Hinter den Schemeln standen die beiden Kämmerer des Königs in prächtiger Livree, und bezeichneten dadurch die Schemel als den Sitz des Königs und der Königin. Man sah sich untereinander an, und wußte nicht, was das bedeuten sollte. Mit ruhigem Lächeln nahm der König mit seiner Gemahlin auf den Schemeln Platz, und winkte herablassend seinen Gästen, sich ebenfalls zu setzen. Noch immer wußten diese nicht, was sie denken sollten, und

zögerten, auf den prachtvollen Armsesseln Platz zu nehmen, während der König auf so einfachem Schemel säße.

Endlich brach der König diese lästige Stille, und sagte: „Ihr wundert Euch, meine Herren Gesandten, daß wir auf einem so schlichten Sessel zur Tafel sitzen. Ei! ich werde doch wissen, was mir in Gegenwart des Gesandten meines Bruders von England und der guten Republik Holland zukommt?"

„Wie, Ew. Majestät? Wodurch haben wir diesen Spott verdient?"

„Nicht doch, keinen Spott! Als ich vor fünf Jahren im Haag war und mit Sr. Majestät von England dort zusammentraf, hatte ihm die hohe Republik einen Armsessel, mir aber, als Churfürsten von Brandenburg, einen Stuhl ohne Lehne hingestellt. Seit der Zeit habe ich den Armsessel immer in Gedanken gehabt, und sitze auch wohl auf meinem neuen Königsthron hin und wieder in einem Armsessel; aber in Gegenwart eines Lords und eines edelmögenden Herrn fällt mir immer der Stuhl wieder ein, und ich kenne meine Pflicht."

Stumm saßen die beiden Gesandten, denn was hätten sie auch darauf antworten sollen?

„Wenn Ihr Herren aber denkt, es komme mir jetzt als König in Preußen ein Armsessel zu: Ei nun, so bin ich's zufrieden, und will ihn gern mit diesem Schemel vertauschen!" und damit stand er auf, um zwei noch an der Wand stehende kostbare Lehnsessel zu

holen. Eilig sprangen die Anwesenden zu, um den König zu hindern, selbst den Sessel zu tragen, als dieser sagte:

„Nun, Ihr Herren, laßt mich nur. So wie ich selbst mir ohne die Hülfe und Bewilligung eines meiner Brüder die Krone in Preußen aufgesetzt, so ziemt es mir auch, den Sessel eines Königs an die Stelle des Schemels eines Churfürsten zu stellen. Betrachtet diesen Armsessel wohl. Seht, er ist aus echtem Eichenholze meiner Marken. Der Sammet ist aus Nürnberg, der Stammburg meiner Ahnen, die Nägel aus Thüringen und Sachsen. Die Krone hier aus Preußen, und die Fußschemel aus der Lassete eines schwedischen Geschützes, das bei Fehrbellin erobert wurde. Ich denke, es wird sich recht gut darauf sitzen lassen. Schmal ist er nur, aber ich hoffe, ihn mit Gottes Beistand mir noch bequemer zu machen, und was ich nicht vollbringe, thun vielleicht meine Nachfolger, wenn sie den Schemel im Haag vor Augen haben. Jetzt laßt uns speisen, Ihr Herren!“

Das heitere, herablassende Wesen des Königs während der Tafel verwischte bald die ängstliche und gedrückte Stimmung, welche durch das eben Erlebte sich über die kleine Gesellschaft verbreitet hatte, und erfreut stimmte Alles ein, als Andreas Petrowitsch Jemailow das Wohl Sr. Majestät ausbrachte, und seinem Hause eine lange und glorreiche Regierung wünschte.

12.

Die Schlosdiebe.

(Die Nacht vom 7. auf den 8. Juni 1719.)

Es hatte gegen den Einbruch der Nacht hin heftig gewittert. In Strömen hatte sich der Regen ergossen — aufgeweicht und fast unwegsam waren die Straßen der Altstadt Berlin. Der Wind trieb noch immer schwarzes zerrissenes Gewölk vor dem Monde vorüber, der bleich und traurig aus seiner tiefblauen Höhe herabschaute. Mit dem Schlage Neun vom Thurm der Klosterkirche war Alles der gewohnten Ruhe entgegen geeilt. Nur hin und wieder schritt ein ehrsamer Bürger, der den Abend „zu Bier" gewesen war, dicht an den Häusern entlang zu seiner Wohnung; vor ihm her entweder ein Knabe mit einer Laterne, oder klug Dienstmagd, die den rothen Friesrock hoch aufschürzte, um den tiefen Koth des Fahrweges zu vermeiden. Vor der Thür eines Bierhauses auf dem Nikolai-Kirchhofe standen noch mehrere Leute im angelegentlichen Gespräche, da der Wirth ihnen um Neun, der Ordnungs-Regel gemäß, die Lichte in der Schenkstube ausgelöscht hatte.

An den Schnallen auf den Schuhen, den großen dunkeln Radmänteln und den wolligen Perrücken unter dem aufgeschlagenen Hute, sah man wohl, daß es wohlhabende Bürger waren, deren Gespräch einen interessanten Gegenstand betreffen mußte, da sie sich selbst jetzt noch nicht trennten, wo jedes längere Verweilen auf der Straße von den lauschenden Nachbaren als sittenloses Umhertreiben betrachtet wurde. Ungern schienen sie sich für heute Lebewohl zu sagen; als aber das eintönige Horn des Nachtwächters vom Molkenmarkt her laut wurde, schüttelte sich Alles gegenseitig die Hände und verlor sich nach und nach in den dunkeln Straßen.

Zwei Personen dieser Gruppe gingen zusammen gegen das Schloß hin, und schienen das eben abgebrochene Gespräch fortzusetzen.

„Was Ihr mir sagt! Also hat Se. Majestät es Euch gewissermaßen selbst unter den Fuß gegeben, daß Ihr der Execution beiwohnen sollt, Herr Castellan?"

„Allerdings! Gestern nach dem Mittagsessen, so ungefähr gegen dreiviertel auf Eins, geruhten die Majestät, mich auf dem Corridor anzureden. Mir fuhr erst der Schreck in alle Glieder, denn Ihr wißt ja wohl, Se. Majestät sind ein gar gewaltiger Herr, besonders wenn [illegible] strenge Augen macht, aber er ging bald vorüber und meinte: „„Hör' Er 'mal, Schlömer, scheer' Er sich morgen nur auch auf den Richtplatz, wo dem ungetreuen Knechte, dem Runk, das Garaus gemacht wird. Ihm und Seinesgleichen wegen habe ich das Exempel

statuiren wollen, als welches Er sich besonders zu Herzen zu nehmen hat.""

„Hm! Des Königs Majestät sind doch sehr pikquirt gegen Euren Vorgänger im Amte."

„Das will ich meinen, aber mit Recht; denn wo giebt es ein größeres Verbrechen, als wenn der zur Aufsicht bestallte Castellan des Königlichen Schlosses selbst sonder Schaam und Zucht stiehlt, wie, mit Respekt zu sagen, eine Dohle?"

„Ja, ja, es ist ein ganz unerhörter Casus. Die ganze verwunderliche Geschichte ist so curieuser Art, daß man beinahe versucht werden möchte, ein Buch davon zu schreiben, und ich will wohl wetten, daß, wenn die morgende Execution und Spektakel recht absonderlich und zur Satisfaction Sr. Majestät ausfällt, irgend ein Scribent es wohl aufzeichnen und an's Licht geben wird."

„Wenn das der Fall wäre, so sollte sich der Scribent an keinen Andern als an mich wenden, denn ich kenne den ganzen Hergang so genau, als ob ich, so Gott verzeihe mir die Sünde, selbst den Königl. Tresor oder Schatzkammer ausgeräumt hätte."

„Hätte Euer Vorgänger im Amte übrigens nicht den Hofschlösser Stief zum Gehülfen bei seinem schändlichen Diebstahl gehabt, so wäre es ihm doch nicht möglich gewesen."

„Seht, das ist so eine Sache damit. Ich kann mir schon denken, wie ihm das Gelüste angekommen ist. Den Schrank, aus dem er zuerst gestohlen,

kenne ich sehr wohl; er war zu Zeiten des hochseligen Königs Majestät eine Art von Depositum für Curiositäten und seltsame Münzen oder Medaillen, an denen Die Majestät ihr Lebelang einen ganz absonderlichen Narren gefressen hatten. Wie er nun zum Sterben kam, da mußte er den Schlüssel dazu wohl verlegt haben, denn ein dergleichen war nirgends unter den Sachen zu verspüren, die sich nachhero vorfanden. Als nun unser jetziger Allergnädigster Herr zur Regierung kam, und alsbald Anno Domini 1715 nach Pommern zu Felde zog, da trat ihn eines Tages eine Neugierde an, die Zimmer seines im Herrn entschlafenen Herrn Vaters seliger zu inspiciren. Der Runk, mein Vorgänger, der nun morgen schmählich executirt und gekniffen werden soll, mußte den Allergnädigsten begleiten, und schloß Alles auf, was nur vorhanden war. Aber zu dem Schranke quaestionis fehlte der Schlüssel. Darob wurden Se. Majestät etwas weniges ungeduldig und befahlen, daß der Hofschlösser gerufen werden sollte. Der mußte aber zufällig nicht zu Hause seyn, woraus man recht deutlich ersieht, wie der böse Feind offenbar die Hand mit im Spiele gehabt."

„Ich denke, der Stief hat aber doch den Schrank geöffnet?"

„Ja, das wohl, aber später, wie die Majestät schon fort und zu Felde waren, da ging Runk, der damalige Castellan, mit dem Stief eben hinauf in die Zimmer des Hochseligen, und ließ den Schrank ver-

mittelst eines Dietrichen öffnen. Wie nun die Thüren offen standen, und eitel Gold- und Silber-Münzen da lagen, auch Gemmen und Kameele, wie die Curiositäten heißen, als wie auch güldene und achatene Gefäße, da kam es über sie, wie der Versucher, und Munk verführte den Stief und meinte: Kein Mensch wisse, was da in dem Schranke läge oder gelegen hätte, da der Hochselige immer den Schlüssel bei sich getragen — und das könnte manchen geschickten Handwerker zu Reichthum und großen Ehren bringen, wenn man das Ding geschickt anfinge."

„Wie sonderbar sind doch die Wege des Satans auf Erden. Euer Verfahr hatte Alles vollauf. Gehalt, Heizung, Licht und Wäsche, aber die Hoffahrt ließ ihn doch nicht ruhen. Nun muß er morgen unter das Rad!"

„Und hätte der Zufall nicht sein verwunderliches Spiel gehabt, so war er noch Castellan, und könnte noch immer stehlen, so viel ihm nur löstete; so aber muß den Stief der Teufel reiten, daß er eine von den güldenen Schaustücken an den Goldschmidt in der Königsstraße als Bezahlung gab, obgleich er über 13,000 Thaler baares Geld zu Hause hatte, welches er alles aus dem Tresor oder Schatzkammer gestohlen."

„Wie kam es aber, daß man die Schaustücke erkannte, da Ihr mir doch erzählt habt, daß der selige Herr selbst sie gesammelt und stets verschlossen hatte?"

„Das ist ja eben das Curieuse bei der ganzen Geschichte. Zufälligerweise kommt der Geheimbde-Rath la Croze in den Laden, und sieht das Schaustück auf dem Schmelztisch liegen. Nun hatte der la Croze, welcher ein geschickter Numismatistiker und Medaillen-Verständiger ist, den Ankauf für das Medaillen-Cabinet des Königs zu besorgen gehabt, und namentlich auch dies Schaustück, welches eine arabische Münze ist, in Venedig mit mehreren gekauft; es mußte ihm also auffallen, daß solche nun in den Händen eines Goldschmidts sey. So kam die ganze Schandthat endlich an den Tag."

„Nun gute Nacht, Herr Castellan, Ihr seyd jetzt am Schloß; also zu Hause. Morgen werden wir uns ja wohl sehen — denn wer möchte morgen zu Hause bleiben bei so einer großen Execution?"

„Gute Nacht, grüßt mir Eure Frau und sagt ihr, sie soll hübsch zeitig zu uns kommen, damit sie einen guten Platz am Fenster bekommt."

Die Redenden trennten sich. Der Castellan ging in das erste Portal des Schlosses, zunächst der langen Brücke, und sein Freund quer über den Platz nach der Brüderstraße.

Die Nacht war jetzt so dunkel geworden, daß man kaum die Hand vor Augen sah. Tiefe Stille herrschte überall — nur der gleimäßige Tritt einer Patrouille vom blauen und schwarzen Bataillon schallte aus den Portalen des mächtigen Schloßbaues.

Da wankte von der breiten Straße her ein junger Mann auf die lange Brücke zu. Mühsam schleppte er sich über den holprigen kothbedeckten Straßendamm. Seine Kleidung war nachläßig — schlotternd hing das Kleid eines sogenannten Domschülers um den schönen, edelgebauten, aber gebeugten Körper. An einem der Häuser, die von der Ecke der breiten Straße sich bis an das Wasser ziehen, blieb er stehen, schlug sich mit geballter Faust vor die Stirn, seufzte und schluchzte recht aus tief innerem schwer verletzten Herzen.

„O Catharina Catharina! warum bist du die Tochter eines schnöden Diebes, daß kein ehrlicher Mann Dich freien kann, und warum mußte ich Schuld an seiner Entdeckung seyn? O, mein Herz! mein armes gebrochenes Herz!“

Mit diesen Worten eilte er, so gut es sein von langer Krankheit angegriffener Körper nur erlaubte, auf die lange Brücke zu, wo damals noch keine gemauerte Einfassung das Ufer vom Wasser schied. Abschüssig senkte sich der Boden des Schloßplatzes bis zum Anfang des Wassers. Große Rinnen hatte das abfließende Regenwasser in den morastigen Boden gerissen, und zäh und langsam wälzte sich der flüssige Koth des ungepflasterten Platzes der Spree zu.

Da hinab wollte der junge Mann; aber es wurde ihm unmöglich, fußtief blieb er in der morastigen Pfütze stecken. Vergebens quälte er sich, um an das Wasser zu kommen. Tiefer und immer tiefer versank

der Entkräftete. Sein Ringen und Anſtrengen würde gehört. Die Schildwache des Schloß-Thurmes, der damals noch „der grüne Hut" hieß, rief in langgehaltenem Ton an und ſenkte die gewichtige Arquebuſe.

Keine Antwort ertönte — aber es röchelte und ſtöhnte wie das Angſtgebet eines Sterbenden vom Waſſer herauf.

Da rollte ein Karren über die Brücke, auf dem ein Knabe mit einer großen Stall-Laterne ſaß, und der von mehreren Männern umgeben war, die Alle einem großen ſtattlichen Manne im Mantel folgten, welcher im eifrigen Geſpräch oder Belehrung begriffen ſchien, denn Alle hingen aufmerkſam an ſeinen Lippen.

Abermals rief die Schildwache an. „Gut Freund!" war die Antwort. Als die Männer mit dem Karren von der Brücke herunter waren, wurden ſie von dem Soldaten herbeigerufen und unterrichtet, daß wahrſcheinlich ein Menſch da unten im Moraſt verſunken ſey, denn das Röcheln wäre noch eben zu hören geweſen.

Alles horchte angeſtrengt — ja, richtig, da war es wieder ganz deutlich zu hören. Schnell warf der große ſtattliche Mann den roth gefutterten Mantel und den breit aufgekrempten Hut ab — zog ein paar Bretter von dem Karren herunter, legte ſie auf den ſonſt ungangbaren Moraſt, und näherte ſich ſo dem ſchon Halbtodten. Mit großer Geſchicklichkeit warf er ihm einen Strick um den Leib, an welchen der Bewußtloſe ſich inſtinktartig anklammerte, und ſo gelang es ihm,

in Kurzem mit Hülfe seiner Begleiter den jungen Mann dem gewissen Tode zu entreißen.

Als er auf festem Boden lag, sahen sich die Männer fragend an, als wenn sie nicht wüßten, was sie nun weiter zu thun hätten; der Erste unter ihnen deutete aber stillschweigend auf den Karren, wohin der Unglückliche auch sogleich gelegt wurde.

Da fragte Einer: „Wird uns der Mensch aber auch morgen Dank wissen, daß wir ihn auf unsern Karren gelegt haben? — Am Ende hat man noch Undank davon!"

„Ei was! Hätte er noch eine Viertelstunde länger da unten in der Jauche gezappelt, so wäre er morgen doch auf unsern Wagen gekommen. Das ist nun einmal der Weg alles liederlichen Fleisches."

Eben wollte der Karren weiter fahren, da fragte die Schildwache, welche Zeuge des ganzen Auftrittes gewesen war: „Wer seyd Ihr, Herren? Ich muß morgen, wenn ich meinen Rapport mache, die Namen der Personen nennen können, die dem armen Menschen beigestanden. Seyd so gut, und gebt mir Eure Namen und Eure Wohnung an."

„Wir wohnen vor dem Spandauer Thore; ich bin der Scharfrichter Brennert, und das sind meine Schinderknechte."

Mit diesen Worten trat der Gefragte lächelnd auf die Schildwache zu; diese aber senkte die Arquebuse, und rief:

„Bleib' Er mir vom Leibe, Er unehrlicher Kerl — sieht Er nicht, daß ich vom Bataillon von Tauchnitz bin? Ich schlage Ihn nieder wie einen tollen Hund, Er verfluchter Schinderknecht, Er!"

Unbekümmert um das Schimpfen und Fluchen der Schildwache, und wie einer, der dergleichen schon gewohnt ist, befahl der Scharfrichter seinem kleinen Sohn, der den Wagen lenkte, vorwärts zu fahren, und unter dem wiehernden Gelächter seiner Knechte rumpelte der Karren auf die Brüderstraße zu.

So lange der Karren in Bewegung blieb, erwachte der halbtodte junge Mann nicht. Kaum hielt er aber an, als er, durch den Stoß der Räder unsanft geweckt, die Augen aufschlug und wie träumend um sich blickte. Er befand sich vor der Hausvögtei; trübe leuchtete die Stall-Laterne über den damals nur von zwei Seiten bebauten Platz. Der Scharfrichter hatte sich hinter das Pferd auf die Bracke des Gabelgestelles gesetzt, und sprach zu seinen Gehülfen im Tone der Belehrung:

„Erst wird der Stief herausgeführt, weil er mit den lumpigen protestantischen Predigern zu Fuße geht, dann bringen sie aber den Runk, dem habe ich drinnen schon die Hände auf den Rücken gebunden, und zwar mit unserer Kreuz-Schleife, die kein Anderer wieder aufknüpfen kann, als einer von uns. Zwei von Euch fassen ihn links und rechts unter die Arme, damit er auf den Karren kommt. Aber nehmt Euch in Acht, denn erstens ist es ein feister, fetter Kerl, der

ſich Zeit ſeines Lebens den Wanſt tüchtig gepflegt, und zweitens wird er wohl ſchon an allen Glieder zittern vor Angſt und Erwartung. Ich weiß das aus Erfahrung, ein armer Sünder iſt ſchwer zu handhaben; beſonders wenn die Herren Schwarzröcke ihm das Gemüth ſchon windelweich gepredigt haben. Wenn er nun mit dem Geſichte rückwärts ſitzt, dann haltet ihn feſt an die Bank, bis ich komme und ihm den erſten Kniff mit der glühenden Zange, links oben am Arm, verſetze. Hat er ihn weg, dann könnt Ihr ihn los laſſen, aber einer muß ihn unterſtützen, weil er wahrſcheinlich ohnmächtig wird. Ehe dann der Karren weiter zieht, wird erſt Se. Hochwürden, unſer lutheriſcher Pfarrherr, auf die Karre gelaſſen, denn der muß ja unſern Braten noch mit ſeiner geiſtlichen Brühe begießen."

„Weiter haben wir alſo hier nichts zu thun vor der Hausvoigtei?"

„Nein, ich nehme dann den Mantel wieder um, weil ich in Hemds-Aermeln bin, und wenn ich ihn an habe, dann treibſt Du das Pferd an."

„Wer ſoll aber das Gefäß mit Kohlen anblaſen, damit die Zange auch glühend genug iſt beim zweiten Kniff?"

„Ja, das weiß ich wahrhaftig nicht, der Karren hat kaum Platz für unſern armen Sünder und den Herrn Pfarrer. Von Euch kann keiner mehr hinauf."

„Ih, Vater!" rief der kleine achtjährige Knabe auf dem Wagen, „das will ich thun, ich werde recht

eifrig blasen und schüren; ich möchte doch auch gar zu gern Alles recht in der Nähe sehen."

„Das ist wahr, Du bist ein kapitaler Junge, mein echtes Fleisch und Blut, ja, Du sollst auf dem Karren sitzen; aber blase auch nicht zu sehr, damit der Rauch Seiner Hochwürden das Maul nicht verstopft. Jetzt vorwärts bis zur zweiten Station, die Wallstraße hinauf bis auf den Werder und vor das Königliche Schloß; am fünften Fenster links wird angehalten, das ist der Tresor, da bekommt er den zweiten Kniff."

Wieder setzte sich der Karren in Bewegung. Von dem Stoßen auf holprigem Pflaster kam der unglückliche junge Mann immer mehr und mehr zur Besinnung. Als der Scharfrichter merkte, daß er Lebenszeichen von sich gab, näherte er sich dem Karren und fragte: „Na, wie geht's denn mit Euch? Habt Ihr Euern Rausch bald ausgeschlafen? Wer seyd Ihr und wo wohnt Ihr? ich will Euch nach Hause bringen."

Mit schwacher, kaum hörbarer und von der Bewegung des Wagens oft unterbrochener Stimme antwortete er: „Ich bin der Domschüler Scala und wohne in der Kalandsgasse; laßt mich von dem Wagen, ich kann die Erschütterung nicht ertragen."

„Scala? Ei, wie ist mir denn? Seyd Ihr etwa der, dessen Geständniß die beiden Schloßdiebe an das Messer geliefert hat?"

„Ja, ja," rief mit dem Tone der Verzweiflung der Unglückliche, „ich bin der Mörder meines Glücks und meiner Ruhe!"

„Oho! ein Mörder seyd Ihr? Nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht unter meine Finger kommt. Aber warum nennt Ihr Euch so? Bereut Ihr etwa, daß Ihr Eure Pflicht gethan und den nichtswürdigen Schuften das hartnäckige Leugnen erspart habt?"

„Nein, daß ich meine Pflicht gethan, bereue ich nicht, daß ich aber mein ganzes Lebensglück und die Ruhe meines Gewissens geopfert, das nagt an meinem Leben. O laßt mich vom Wagen! mein Kopf schwindelt von der Bewegung."

„Nichts da! Ihr wollt wohl wieder in's Wasser, wie vorhin? denn nun merke ich wohl, Ihr habt einen Selbstmord begehen wollen, und seyd nicht bloß betrunken, wie ich anfangs geglaubt; aber jetzt haltet Euch ruhig, denn der Karren hält vor dem Schloß, ich muß meine Leute instruiren."

„Das ist das fünfte Fenster links, Herr Meister. Was geschieht nun hier?"

„Wenn der Karren steht, so steigt Ihr zwei auf die Räder und haltet den armen Sünder fest; Du, Nielas, drehst ihm den Kopf gerade so, daß er die Fenster des Tresors sieht, und dann versetze ich ihm den zweiten Kniff; aber steht fest auf den Naben, und setzt den rechten Fuß in die Speichen, sonst könnte ich leicht zu weit nach der Brust fassen, und das ist im Reglement verpönt; wendet auch den Kopf weg und

haltet den Athem an, sonst bekommt Ihr den Dampf von dem verbrannten Fleisch in den Hals, und das beißt wie Pfeffer. Verstanden? Weiter! Aber fahrt langsam und folgt dem Stief mit seinen protestantischen Schreihälsen auf dem Fuße nach."

Abermals zog das Pferd an, und unterwegs sprach der Scharfrichter mit dem Domschüler Scala weiter.

„Ihr hättet da in des Teufels Küche kommen können, wenn Ihr Euch von dem Weibe des Stief hättet verführen lassen. Klug war das Ding angefangen: erzählt mir doch, wie es eigentlich damit zusammenhängt, denn Unsereins erfährt das nie so recht. Wie ich die beiden Kerle unter der Tortur hatte und ihnen das mecklenburgische Instrument anlegte, da sprachen sie so viel unverständliches Zeug, daß ich gar nicht daraus klug werden konnte."

„Stief, der Hofschlosser, saß schon gefangen, und hatte die Tortur bereits ausgestanden, ohne zu bekennen, als mich eines Tages die Stiefmm rufen ließ; denn ich habe dort im Hause Unterricht gegeben, und immer eine gute Stelle gehabt. Sie bot mir 200 Thaler, und sagte auch, sie wolle mir ihre Tochter, die Catharine, zum Weibe geben, wenn ich ihr einen Zettel mehrere Male mit verstellter Handschrift abschreiben wollte, den ihr der Stief im Gefängniß gegeben. Nun wußte sie wohl, daß Catharina mich liebte und sie mein einziges Gut und Hoffen auf dieser Erde war, darum bekam sie mich auch bald so weit, und ich schrieb den

Zettel mit vieler Mühe fünf Mal ab, so daß gewiß Niemand meine Hand hätte erkennen können."

„Ja, in der That, ich weiß noch recht gut, was die Zettel für ein Aufsehen machten, als man sie eines Morgens am Schloß und in der breiten Straße angeschlagen fand. Kein Mensch kannte die Hand, der Magistrat, das Criminal-Collegium und Se. Majestät, der Allergnädigste, waren außer sich und wußten sich keinen Rath, denn alle Schreibmeister in unserer guten Stadt Berlin erklärten, daß sie solch eine Handschrift gar nicht kennten."

„Nun kam ich aber bald zur Besinnung, denn in den Zetteln war alle Schuld von dem Hofschlösser abgewälzt und andere unschuldige Menschen der That verdächtigt. Als ich mit Catharinen, die nun fast meine Braut war, darüber sprach (denn die wußte von der ganzen Sache nichts), da gab es einen harten Kampf zwischen der Liebe zum Vater und der Liebe zu mir, den sie rein von aller Schuld und Vergehen wissen wollte; und wie nun gar die Cabinets-Ordre von Se. Majestät erschien, die denjenigen mit Galgen und Rad bedrohte, der bei dieser Durchstecherei geholfen, da rührte sich mein Gewissen, und ich gestand Alles dem Pfarrer von St. Nicolai."

„Das habt Ihr gut und recht gemacht — aber mit der Heirath wird es nun freilich nichts werden, denn die Stiefinn und ihre Tochter bekommen morgen von mir den Staupbesen, und werden, wenn sie die Execution mit angesehen, in's Spinnhaus nach Köpenick

gebracht. Die beiden Weibchen thun mir leid, aber ich kann es doch nicht ändern. Wenn ich ſie erſt unter den Händen gehabt habe, ſind ſie unehrlich wie ich, und nicht 'mal Einer von meinen Knechten wird ſie heirathen mögen."

„Halt! da ſind wir auf der dritten Station, Meiſter. Was geſchieht hier?"

„Hier muß der arme Sünder erſt ein Stoß-Gebet halten, und das Armeſünder-Lied wird intonirt:

Ich winſele wie ein Kranich
Und quietſche wie 'ne Schwalbe.

Wenn der erſte Vers geſungen iſt, bekommt er den dritten Ruiff von mir, und zwar gerade vor dieſem Hauſe. Merkt's Euch, der güldene Stern, das Eckhaus, was von der Spandauer Straße nach dem neuen Markte führt. Dann geht's weiter zum Thore hinaus, bis an's Hochgericht; aber immer hübſch langſam und im Schritt, damit die hochwürdigen Herren Prediger Zeit haben, ihm in's Gewiſſen zu reden. Wenn der nicht ſelig wird, ſo weiß ich's nicht. Es gehen ja zwölf lutheriſche Prediger mit."

Der Domſchüler war ſtill geworden, den Kopf in die Hand geſtützt ſaß er tief nachdenkend auf dem Karren, bis er über die hölzerne Brücke fuhr, die über den Fortifications-Graben am Spandauer Thore führte. Ehe die Schildwache das aus ungeheuren Bohlen beſtehende Thor mit dem Fallgitter öffnete, vergingen wohl fünf Minuten. Plötzlich ſprang Scala mit der letzten Kraft-Anſtrengung, deren er fähig war, vom

Karren, war mit wenigen Schritten am Geländer der Brücke, und stürzte sich mit dem Ausruf:

„Herr Jesus, Gottes Sohn, erbarme dich meiner!“ in das Wasser.

Alles eilte geschwind herbei. Man hatte keinen Fall in's Wasser gehört, wohl aber ein Geräusch, als ob der Unglückliche auf festen Boden gefallen wäre. Die Schildwache öffnete das kleine Thürchen, welches vom Wallgange der Bastion zum Wasser führte; man eilte zur Stelle und fand den Leichnam mit zerschmettertem Schädel auf dem gemauerten Strebepfeiler, der das Balkenwerk der Brücke trug.

„Hat er also doch seinen Willen gehabt, der arme junge Mensch!“ murmelte der Scharfrichter vor sich hin, „Ja, ja, ich weiß recht gut, wie es thut, wenn man liebt, zum ersten Male liebt, und unehrlich geboren ist; kann das arme Ding, die Catharina, dafür, daß ihr Vater morgen unter's Rad muß? Aber zum Teufel! konnte ich denn dafür, daß mein Vater ein Schinder war?“

Gleichgültig hatten seine Knechte den Leichnam wieder auf den Karren gepackt. Der Unteroffizier der Wache hatte ein Protokoll über den Vorgang aufgenommen, und das Thor schloß sich hinter dem nächtlichen Zuge.

Unter dem Hochgerichte angelangt, frägten die Knechte den stumm und in sich gekehrt Dastehenden Meister: „Was geschieht nun?“

Kalt und ohne Aufmerksamkeit auf das, was er

sagte, erwiederte dieser: „Ihr helft ihm vom Wagen, und zwingt ihn, zuzusehen, wie ich den Stief erst abfertige, das wird wohl eine gute halbe Stunde dauern; dann legt Ihr ihn hin auf den Rücken. Die Stricke werden mit gewöhnlichen Zugschleifen um seine Arme und Beine gelegt, und dann haltet straff an, sonst wirkt der Stoß mit dem Rade nicht, und nehmt Euch überhaupt in Acht, daß Ihr mir keinen Fehler macht, sonst nimmt's das Volk übel und steinigt Euch. Nachher werden sie in Ketten an den Galgen gehängt, das hat der König allergnädigst noch besonders zu befehlen geruht."

„Es wird ein sauer Stück Arbeit werden, Meister. Wir sind Alle noch nicht so oft dabei gewesen, wie Ihr, da rieselt es Einem doch manchmal so ganz kalt und schauerlich den Rücken hinab, wenn man an den morgenden Tag denkt. Wie wär's, wenn wir das Ganze einmal an dem Leichnam probirten, den wir da auf dem Karren haben, dann geht es uns vielleicht flinker von der Hand."

„Daß Ihr Euch nicht unterfteht, ihn anzurühren, er soll nicht unehrlich in sein stilles Grab kommen, denn er hat sich nicht bei vollem Verstande das Leben genommen, er war im Wahnsinn, ich kenne das — ja, ja, im Wahnsinn. Nun ist er glücklich! Geht, geht, macht, daß Ihr nach Hause kommt, ich bleibe noch hier zurück."

Die Knechte gingen, und der Karren schleppte

ſich langſam durch den tiefen Sand bis zur Scharfrichterei.

Spät in die Nacht hinein ſaß der Scharfrichter Brandt noch auf den Stufen des Rabenſteins, dachte an ſeine traurige Pflicht, an ſeine erſte Liebe — an die arme Catharina, die morgen die Hinrichtung ihres Vaters anſehen, den Staupbeſen erhalten, und erfahren ſollte, daß Scala um ihretwillen ein ſo ſchreckliches Ende genommen, und ſeufzte:

„Ja, ja, wäre ich nicht doch einmal unehrlich geboren, ſo möchte ich nicht gern Scharfrichter ſeyn!“

13.

Spener.

(Die Nacht vom 12. zum 13. April 1728.)

Eben hatte der Caballero de Caſagrande, Geſandter Sr. ſehr Katholiſchen Majeſtät, das Cabinet des Königs im erſten Geſchoß des Schloſſes, dicht neben der alten Hof-Apotheke, verlaſſen, und erholte ſich im Vorzimmer von der peinlichen Conferenz, die er mit Sr. Majeſtät gehabt. Beinahe zwei Stunden hatte er in angeſtrengter ceremonieller Stellung geſtanden und mit dem lebhaften, ſich gern unterrichtenden Könige über das ſpaniſche Exercier-Reglement geſprochen, welches ſein Herr und Souverain dem, Soldaten liebenden, König von Preußen als ein Zeichen beſonders brüderlicher Geſinnung durch ihn überreichen laſſen. Gleich ſollte es abgeſchrieben werden, und morgen ſchon wollte der eifrige König mit ſeinem Potsdamer Rieſen-Bataillon die neuen Griffe und Bewegungen der ſpaniſchen Armee prüfen und das Gutbefundene einführen.

Eben ließ der Caballero ſich den koſtbaren Pelz von ſeinem reichgalonirten Bedienten überwerfen, und

Filzstiefeln über die magern, mit schlotternden seidenen Strümpfen bedeckten Beine ziehen, als die Cabinets-Thür des Königs sich öffnete und Se. Majestät herausriefen:

„Und hör' Er 'mal, Caballero, was ich Ihm noch sagen wollte, wenn mein lieber Bruder von Spanien ein paar große Kerle übrig hat, so soll er sie mir schicken. — Ich höre, die Gallizier, das sollen schöne Burschen seyn, in meiner 3ten Compagnie kann ich gerade noch ein paar 7füßige brauchen. Aber unter 6 Fuß darf mir keiner seyn. Nun, schlaf' Er wohl!"

Die Thür schloß sich, ehe der Gesandte sich noch aus dem grenzenlosen Complimente wieder aufrichten konnte, in das er sich bei'm ersten Worte des Königs versenkt hatte.

Da trat athemlos ein Heiducke in das Vorzimmer, flüsterte angelegentlich mit dem diensthuenden Kämmerier und öffnete leise die Cabinets-Thür des Königs, während der spanische Gesandte die Treppe hinunter stieg und das Schloß in seiner Pracht-Carosse verließ.

„Was will Er noch so spät?" fuhr der König den eintretenden Heiducken an, der ehrfurchtsvoll an der Thür in hochaufgerichteter Stellung stehen geblieben war, weil er sah, daß der König es sich schon bequem gemacht, und Rock, Weste und Degen abgelegt hatte, um zu Bett zu gehen.

„Ich rapportire unterthänigst, daß Se. Königl. Hoheit, der junge Herr, so eben Ihr Zimmer verlassen

haben und durch das Portal Nr. 2 aus dem Schlosse gegangen sind."

„Wo ist der Junge schon wieder hin?"

„Ich rapportire unterthänigst, daß Hochdieselben über den Platz und in das Haus Nr. 9 auf der Schloßfreiheit gegangen sind."

„So, so, na, da werd' ich ihm einmal das Licht halten. Geh' Er hinaus und sage Er nicht, daß Er mich in Hemds-Aermeln gesehen hat. — Noch Eins, laß Er mir den Finkenstein, den Grafen, gleich rufen. Ist Jemand mit dem Jungen gegangen?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät, der Seconde-Lieutenant von Katt, vom Regiment Hollsteinbeck —"

„Na, dem werde ich auch einmal auf das Collett steigen müssen, sonst ruht er mir nicht."

Mit kräftigem militairischen „Kehrt" verließ der Heiduck das Königliche Cabinet, und stand erwartend im Vorzimmer, indem er alle von der übrigen Dienerschaft an ihn gerichtete Fragen mit Kopfschütteln beantwortete, und nur augenblicklich einen Läufer mit dem Befehl des Königs an den Grafen von Finkenstein, den Erzieher des Kronprinzen, sandte, der denn auch so schnell, als er sich nur ankleiden konnte, erschien.

Kaum hatte er Zeit, den Kämmerier zu fragen, was denn so spät noch vorgefallen sey, als es im Cabinet klingelte und die Thür von den Lakaien aufgerissen wurde, um den Grafen zu Sr. Majestät zu lassen.

„Ew. Majestät haben befohlen —?"

„Er iſt mir ein ſchöner Gouverneur meines Jungen! Warum läßt Er ihn aus den Augen und ſieht ihm nicht beſſer auf die Finger? Da wird mir eben rapportirt, daß er Nachts das Schloß verläßt und drüben auf der Schloßfreiheit in ein Haus ſchleicht. Komm' Er einmal mit, und ſeh' Er zu, wie man den Jungen erziehen muß."

Ohne ein Wort zu erwiedern, verbeugte ſich der beſtürzte Graf Finkenſtein, und wartete, bis der König den Degen umgeſchnallt, den reichgalonirten Hut auf die große Perrücke geſetzt, und das Stockband mit dem prächtigen ſpaniſchen Rohre um das Handgelenk gewickelt hatte; dann folgte er dem Könige, der allein, und nur von einem Kammerhuſaren begleitet, durch die beiden Schloßhöfe eilte. Als Se. Majeſtät vor der Schloßwache im erſten Hofe vorüber gingen, rief der Poſten vor dem Gewehr: „Heraus!" und blitzſchnell flogen die Soldaten in Reih' und Glied. — Die Griffe wurden mit bewundernswürdiger Präciſion, Kraft und Schnelligkeit ausgeführt, und wohlgefällig muſterte der König das echt ſoldatiſche Ausſehen ſeiner „Muſterhauſer"; wie er die erſte Compagnie des Musquetier-Regiments von Briquemault zu nennen pflegte.

„Ich wollte," rief der König plötzlich, zu Finkenſtein gewendet, aus, „der engliſche General, der Seymour, könnte 'mal meine Muſterhauſer ſo ſehen, wenn ſie die Musquete präſentiren."

Froh, eine Gelegenheit zu haben, des Königs üble

Stimmung vielleicht zu ändern, fragte der Graf: „Warum wünschen Ew. Majestät gerade dem General Seymour diesen wahrhaft erhebenden Anblick?“

„Weil der Schwadroneur damals bei Malplaquet zu meinen beliebte: Preußen würde in seinem Leben keine ordentliche Armee auf die Beine bringen können. Ich denke aber, ich hab' es ihm gezeigt, daß ich es kann, dem hochnasigen Engländer!“

„Hat er sich eine solche beleidigende Aeußerung in Gegenwart Ew. Majestät herausgenommen?“

„Den Hecker auch; ich würde so frei gewesen seyn, ihm gleich darauf geantwortet zu haben, und zwar auf gut märkisch. Nein, es war im Zelt des General en chef — und ich durch eine Scheidewand vom Kriegsrathe getrennt. — Mein Vater hatte mich damals hingeschickt; es ist jetzt 19 Jahre her — da kochte mir das Blut, ich gab mir mein kronprinzliches Ehrenwort, den Engländer Lügen zu strafen, und ich denke, ich habe es als König gehalten!“

„Ew. Majestät haben Wunder gethan, das erkennt ganz Europa staunend an.“

„Ja, ja,“ erwiederte lächelnd der König, „und ich wollte, mein Junge hätte nur halb so viel Ehre im Leibe, wie ich damals als Kronprinz — aber der bläst Flöte und plappert das gottesläſterliche Französisch. — Na, lasse Er die Compagnie nur schultern, Hauptmann Spähn, die Kerle müssen ja den Krampf im Arme unter der schweren Musquete kriegen.“

An den Hut fassend, ging der König vorüber und

durch das Portal Nr. 4 auf die Schloßfreiheit zu, wo der Heiducke vor dem Hause Nr. 9 stand und seinen Gebieter erwartete.

Eben schlenderte ein Mann vom Lustgarten her am Hause vorüber, und sah verwundert den goldbetreßten Heiducken an, als der König auf ihn zuging und heftig fragte:

„Wer ist Er? Was treibt Er sich hier herum? Wo wohnt Er?"

Bestürzt antwortete der Gefragte, den Hut herabreißend: „Ich bin der Glasermeister Lehnhardt aus der Brüderstraße."

„Ein infamer Schlingel ist Er! Was geht Er hier müßig herum, kann Er nicht zu Hause bleiben und arbeiten?"

„Ich habe keine Arbeit, Majestät, und wollte nun nach einem kummervollen Tage ein wenig Luft schöpfen, denn bei Tage kann ich nicht ausgehen, weil ich keinen Rock unter dem Mantel habe."

„So, so! Na, das ist ja noch hübscher! Wenn Er keine Arbeit hat, so hätte Er an mich schreiben sollen, ich hätte Ihm welche gegeben. Da komme Er 'mal her, hole Er sich Sein Arbeitszeug und arbeite Er, ich kann das Müßiggehen nicht leiden."

Bei diesen Worten schlug der König mit seinem großen Rohrstock die Parterre-Fenster des Hauses in Stücken, in welches der Heiduck den Kronprinzen hatte gehen sehen, und zeigte dann auf die am Boden liegenden Scherben.

„Da, da hat Er Arbeit, arbeite Er; aber laſſe Er ſich nicht noch einmal von mir müßig betreffen, ſonſt geht es Ihm übel!“ —

Der Heiduck klingelte auf einen Wink des Königs, und machte ehrerbietig Platz, als die Thür von einem Hausknechte geöffnet wurde, der die Augen weit aufriß, als er die galonirten Hüte eintreten ſah.

„Wer iſt der Wirth dieſes Hauſes?“

„Der Buchhändler Spener, Herr General!“ antwortete mit weit offenem Munde der Gefragte.

„Hat ſich was General, ich bin der König, zeig' Er mir den Weg zum Kronprinzen Königliche Hoheit. Er iſt hier im Hauſe, mache Er keine Flauſen!“

Stumm und zitternd führte der Ueberraſchte die Eingetretenen eine Treppe hinauf bis vor eine Thür, aus der man lebhaftes Geſpräch hörte.

„En effet, ein vortreffliches Blatt der Mercure de france — welche perſuadirende Expreſſionen — welche witzige Impromptu's.“

„Allerdings, Ew. Königliche Hoheit müſſen aber auch die große Zahl von Mitarbeitern berechnen, die das Blatt faſt in ganz Europa hat.“

„Wenn ich doch hier bei uns eine ähnliche Zeitung etabliren könnte; ich gäbe etwas darum. Könnte Er das nicht, Spener?“

„Wenn ich ein Privilegium hätte, Ew. Königliche Hoheit, würde ich mich wohl dazu entſchließen können; aber es iſt ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich, ein ſolches Privilegium in den jetzigen Zeiten zu erhalten.“

„Freilich, der König, mein Vater, ist sehr streng — — —"

„Ja, das ist er, Herr Sohn, Königliche Hoheit!" unterbrach hier der hereintretende König das Gespräch. „Was treibst Du denn hier, Fritze?"

Die Antwort blieb der Kronprinz schuldig; aber ein prüfender Blick des Königs auf das Zimmer, in dem er sich jetzt befand, belehrte ihn über das, was sein Sohn hier suchte und fand. In Wandschränken stand eine Bibliothek ausgesuchter französischer Werke — auf dem Tisch in der Mitte lägen die neuesten Blätter des Mercure de france, eine damals sehr beliebte Zeitschrift, und Morery's Dictionaire historique stand aufgeschlagen auf einem Lesepulte am helllodernden Kamin. In einem Polstersessel, zunächst diesem Pulte, hatte der Kronprinz, in der Uniform des Ruppiner Infanterie-Regiments, bei'm Eintritt seines Vaters gesessen, die Flöte in der Hand, und so das Vorlesen des Lieutenants von Katt aus der Zeitung mit angehört. Der Buchhändler Spener war beschäftigt, ein Kupferwerk über die französischen Garden, der sogenannten Maison militaire du Roi, wieder zu ordnen, nachdem es durch ein genaues Besehen und Vergleichen in Unordnung gekommen war.

Bestürzt sah Alles auf den König.

„Was macht Er hier? frage ich noch einmal, hoffentlich zum letzten Male."

„Ich habe das militairische Werk über die französischen Garden studirt, Ew. Majestät!" antwortete der Prinz.

„So, seh' Er einmal! Hätt' Er es mir nicht sagen können? ich habe es ja auch; aber das sind Flausen, die Flöte hat Er wieder geblasen — kann Er denn das eklige Gequike gar nicht lassen?"

„Um Ew. Majestät nicht zu stören, übe ich mich nicht im Schloß, da ich weiß, daß Ew. Majestät die Flöte nicht zu goutiren geruhen." —

„Ist Er der Buchhändler Spener?"

„Ja, Ew. Majestät!"

„Es ist Sein Glück, daß ich meinen Jungen, den Fritze da, nicht bei'm Soff oder gar bei etwas Schlimmeren in Seinem Hause gefunden, sonst hätte ich garstig ausgefegt bei Ihm. Das französische Lappalienzeug braucht Er ihm aber auch nicht zuzustecken — er hat wichtigere Sachen zu studiren, Cameralia und das Exercier-Reglement. — Finkenstein, sehe Er künftig besser darauf!"

Ein tiefes Compliment vom Grafen Finkenstein und dem Buchhändler Spener antworteten dem König.

„Ist Er der Lieutenant von Katt?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät!"

„Na! so scheer' Er sich auf 48 Stunden in die Schloßwache. Was hat Er hier zu suchen?"

„Se. Königliche Hoheit haben mir zu befehlen geruht, Höchstdieselben zu begleiten."

„So? — Na, so scheer' Er sich auch auf die Schloßwache, Herr Sohn — Er hat meinem Lieutenant noch nichts zu befehlen. Versteht Er?"

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät!“ antwortete in militairiſcher Haltung der Kronprinz.

„Und was ſo eine Zeitung, wie den Mercure de france da, betrifft, ſo merke Er es ſich, Spener, ſo lange ich lebe, kriegt Er das Privilegium nicht darauf. — Guten Abend!“

Der König ging. Ehe der Kronprinz ihm folgte, drückte er dankbar dem verlegenen Spener die Hand, und flüſterte ihm zu:

„Wenn ich einmal zur Regierung komme, ſo kriegt Er das Privilegium.“

14.

Der alte Zieten.

(Die Nacht vom 21. auf den 22. Juli 1786.)

Unmuthig schritt der General-Major Otto von Schwerin, ein Vetter des Feldmarschalls, im Zimmer auf und ab. Lange schon waren die Lichter bis über die Hälfte herunter gebrannt, und die leeren Rheinweinflaschen auf dem kleinen zweibeinigen Marmor-Tische in der Ecke bewiesen, daß die beiden Generale, die sich im Zimmer befanden, das vertraute Gespräch schon lange geführt und noch immer sich nicht trennen konnten.

Schwerin, der seit dem Jahre 1748 den Königlichen Dienst quittirt und als Landmann auf Dargebell bei Anclam gelebt hatte, war ein schöner, gross und regelmäßig gebauter Mann. Die sorgfältige Frisur jener Zeit umgab die freie, offene Stirn. Das große herrische Auge wurde von edlen Brauen beschattet, und jede Bewegung, jede Stellung zeigte den kühnen Krieger — den schönen Mann.

Der andere General war viel kleiner als Schwerin. Die hohen Schultern ließen fast keinen Raum für den Hals, und der einfach glatt gekämmte Schopf, der

hinten bis beinahe auf den halben Rücken fiel, ließ das Gesicht offen, dessen stark aufgeworfene Lippen und Habichtsnase den mächtigen Schnurrbart einklemmten. Aber in den Augen lebte ein Feuer, ein Ausdruck, eine Willensstärke, die Jedermann unwillkührlich anzog. Der General trug die rothe Husaren-Uniform des Regiments Zieten und war — Zieten selbst.

„Wenn ich nur wüßte, was der Alte von mir will? — Da sitz' ich nun schon vier Tage in dem widerwärtigen Berlin, komme auf seinen ausdrücklichen Befehl hierher, und wollte Gott, es hätte sich schon ein Mensch um mich bekümmert."

„Wir sind Beide nicht mehr Mode bei Hofe, lieber Schwerin! Es überrascht mich, daß Du Dich darüber so gebehrdest. Bei Lein, bei Katholisch-Hennersdorf und Hohenfriedberg, da kannte man uns und wußte uns zu finden, aber jetzt — jetzt ist das Alles anders." — Dabei seufzte Zieten tief auf.

„Wenn der Alte übrigens denkt, er kriegt mich herum, so irrt er sich. — Er hat mich zu sehr beleidigt. — Unverdient so bitter gekränkt zu werden, das thut weh — aber ich habe mein Ehrenwort als Cavalier gegeben, nie wieder den Degen vor der Front meines Regiments zu ziehen."

„Deines Regiments? — Du vergißt, Schwerin, daß Du den Dienst quittirt hast."

„Nie werde ich das Regiment Anspach und Bayreuth Dragoner anders nennen, als mein Regiment. Ich commandirte es bei Hohenfriedberg, wo

es 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Pauken eroberte*). Damals war ich mein lieber Oberst Schwerin hinten, mein lieber Oberst Schwerin vorne. Und das Regiment, mit dem ich einen solchen Coup ausgeführt, sollte ich anders als mein nennen? Nimmermehr!"

„Und doch hat der König vier Jahre nachher das Regiment ein besessenes Regiment genannt, und Dich in Gegenwart der ganzen Generalität geschuhriegelt wie einen Kammer-Laquai."

„Ja, das hat er, und mich hat er damit aus einem Dienst gebracht, der mein ganzes Leben war. — Aber ich habe ihm geantwortet wie ein Edelmann. Der Teufel soll mich holen, wenn ich wieder den Degen vor der Front meines Regiments ziehe. Und ein Schwerin hält sein Wort."

„Ich habe dem König kein solches Wort gegeben; aber seit dem letzten Manöver, zwischen Spandau und Plichelsdorf, wird mein Name auch nicht mehr bei Hofe genannt. Ich bin so gut wie aus der Rang-Liste gestrichen. Ich exerciere mein Regiment nicht mehr — ich trage das Tigerfell nicht mehr — ich nehme keine Rapporte von meinen Offiziers mehr an, und hoffe, Dich bald 'mal in Anclam besuchen zu können, wenn das so fort geht."

„Sag' mir nur, um Gotteswillen! wie ist das aber mit Dir gekommen? Dein Regiment ist ja ein

---

*) Das Regiment (jetzt 2tes Cüraſſier-Regiment, genannt Königin) hat noch jetzt das Recht, in ſeinem Dienſtſiegel 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Pauken zu führen.

wahres Muſter für die Armee und der König hielt doch immer große Stücke auf Dich.“

„Ja, wie das ſo zu kommen pflegt. — Die Sache ſchreibt ſich eigentlich vom vorigen Jahre her. Ich war in Potsdam zur Tafel geladen, und da war der — der — nun, Du weißt ſchon, wen ich meine — ich ſpreche ſeinen Namen nie aus. Ich merkte, daß ſie etwas mit mir vorhatten, denn bei Tafel brachten ſie das Geſpräch auf das Entwerfen von Dispoſitionen. Da ſchwatzten ſie Alle erſchrecklich viel von ſtrategiſchen Verhältniſſen — von maskirtem Deployement en echiquier — und, weiß der Teufel, von was für verfluchtem Zeug noch Alles! — Wie nun die Reihe an mich kam, und der Alte mich mit ſeinen großen Augen anglotzte — und dabei ſchnupfte, daß es ihm immer in's Gemüſe fiel — da war ich kurz angebunden, und meinte: Hol' der Teufel alle Dispoſitionen! wenn ich den Feind vor mir ſehe, und bin nicht blind, daß ich das Terrain ſehe, ſo mache ich meine Dispoſition auf der Stelle, und dann: „Vorwärts marſch!“ Das nahmen ſie mir Alle gewaltig übel, und der Alte zuckte die Achſeln.“

„Federfuchſer ſind ſie Alle, Maulhelden aus dem ſchreibenden Hauptquartier. Das ſieht ihnen aber ähnlich, daß ſie Dich in die Tinte reiten wollten. Aber das kann doch die Urſache nicht ſeyn, daß Du Dich nicht mehr um Dein Regiment bekümmerſt? Was iſt denn das für eine andere Geſchichte, von der Du vorhin ſprachſt, da bei Spandau?“

„Das war ſo ein Stückchen von dem hergelaufenen Kerl, von dem Ungar, dem Nadyſchtzander. Der Kerl hat es einmal auf mein Regiment gemünzt, das er gern commandiren möchte, und ſetzt dem Könige einen Floh über das andere in's Ohr! Wir hatten acht Tage Feld-Manöver angeſagt bekommen, und gleich am erſten Tage, wie ich mit meinem Regimente eine Attake von der Stelle mache, krieg' ich mein Hundslohn. Der König ſagte mir vor der ganzen Generalität: „„Das iſt ein loddriges Einhauen! Geh' Er mir aus den Augen, ich will Sein Regiment gar nicht mehr ſehen! Verſteht Er mich?““

„Nun, und was antworteteſt Du?“

„Nichts; ich ſteckte meinen Säbel ein, commandirte „Kehrt!“ und ritt mit meinem Regimente ruhig vom Manöver fort nach Berlin.“

„Das haſt Du gewagt? Menſchenkind, biſt Du raſend? Und der König hat Dir nicht auf der Stelle den Säbel abgefordert und Dich caſſirt?“

„Nein, er hat kein Wort geſagt. Das Manöver mußte geändert werden, und ich war ihm aus den Augen gegangen, damit er mein Regiment nicht mehr zu ſehen brauchte.“

„Das nimm mir nicht übel, Zieten, das war ſtark! — Aber recht und wie ein braver Soldat gehandelt, der da fühlt, was er iſt und was er gethan hat. Na, ich wollte, ich könnte es dem Alten einmal ſo recht von der Leber weg und in den Bart hinein ſagen,

wie mir's um's Herz ist — er sollte sich wahrhaftig wundern."

Da klopfte es an der Thür.

„Wer, zum Donnerwetter! stört uns denn heute noch in aller Nacht?" — Die Thür öffnete sich und der König Friedrich II. trat ein.

„Bon soir, Messieurs!"

Wie versteinert standen Zieten und Schwerin. Der Erstere war vom Sopha aufgesprungen, und stand in ehrerbietiger militairischer Haltung neben Schwerin, der sich den Rock zuknöpfte und dessen Augen den Boden suchten.

„Ich war bei Ihm, Schwerin — suchte Ihn in Seinem Hause; aber da sagte man mir, daß Er bei Seinem Freunde Zieten wäre. Habe jetzt viel zu thun, und mochte nicht bis morgen warten; wollte Ihm nur sagen, daß Sein Regiment morgen Marsch-Ordre bekömmt, und daß Er sich rasch nach Pasewalk macht, damit die Marsch-Ordre nicht früher in der Garnison ist, als der Chef."

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich habe nicht mehr die Ehre, in Allerhöchstdero Diensten zu stehen."

„Er kann sich auch wegen der Reisekosten bei meinem Militair-Intendanten melden. Kommt ein bischen unverhofft, die Marsch-Ordre, Herr General-Major, nicht wahr? Aber kann nichts dafür. — Da sind Frauensleute daran schuld. Die Pompadour hat nicht geruht, bis sie die Veränderung im Ministerium durchgesetzt, und meine gute Cousine von Oesterreich will

mich nun, mit Hülfe der Franzosen, zu einem Marquis von Brandenburg machen; aber so haben wir nicht gewettet. Wir wollen sie bürsten, nicht wahr, Zieten?"

Mit fester und sehr ernster Stimme erwiederte Zieten: „Zu Befehl, Ew. Majestät! Ich werde aber diesmal nicht mit dabei seyn, denn meine Gesundheit ist durch die letzte Campagne zu sehr geschwächt, und da ich auch schwerlich im Stande seyn möchte, die nöthigen Dispositionen vorher zu entwerfen, so bitte ich unterthänigst um meine Dimission."

„Hör' Er 'mal, Zieten, Er muckscht mit mir — sey Er stille — ich sage Ihm, Er muckscht! Er sollte sich was schämen, weiß Er das?! Seinen König um den Abschied zu bitten, wenn die Oesterreicher, Russen, Sachsen und Franzosen ihm auf den Pelz wollen."

„Ew. Majestät halten zu Gnaden — —"

„Sey Er stille — wir reden nachher noch zusammen, jetzt will ich erst mit Schwerin da reden — der ist auch muckscht, und trägt mir es wahrscheinlich nach, daß ich ihm den pour le mérite um den Hals gehängt habe."

„Ew. Majestät — ich muckscht nicht — aber ich kann nicht ferner die Ehre haben, Ew. Majestät zu dienen, weil ich kein besoffenes Regiment commandiren will."

„Ist denn das so etwas Erschreckliches, besoffen zu seyn? Sag' Er 'mal, ist Er noch nie besoffen gewesen, Schwerin?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät, schon öfters als Fähnrich bei'm Regiment Schwendy."

„Na, sieht er wohl! — Und nun ziere Er sich nicht länger."

„Aber, Ew. Majestät, ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht wieder vor der Front des Regiments zu ziehen, und ich bin Cavalier."

„Wer verlangt denn von Ihm, daß Er den Degen ziehen soll? Commandire Er mit der Reitpeitsche! Wenn Er nur commandirt, womit, ist mir sehr egal."

„Ja, wenn Ew. Majestät so meinen?"

„Versteht sich, meine ich es so. Wo ein Schwerin commandirt, da brauche ich weiter keine Sorge zu haben. Na, also? — Geb' Er mir die Hand. Fege Er die Oesterreicher mit der Reitpeitsche vor sich her, desto besser! — Sein Regiment wird sich recht freuen, Ihn wieder zu sehen. Ist doch ein schönes Regiment — grüß' Er es von mir. Wenn Er morgen auf der Parade die Parole: Hohenfriedberg, hört, so denke Er nur daran, daß der König von Preußen Ihm eine Aufmerksamkeit erweisen will."

Der König schwieg und setzte sich auf das Sopha, indem er mit dem Krückstock Figuren auf den Boden zeichnete. Schwerin stand mit ganz verklärtem Gesicht da, denn er war mit Leib und Seele Soldat. Oft genug hatte er seine Uebereilung schon bereut, und war innig froh, trotz seines gegebenen Ehrenworts, wieder an die Spitze seines Regiments treten zu können. Zieten aber stand schweigend da, und wartete, bis der

König sprechen würde. Peinlich war die Stille für alle Anwesenden.

Endlich sprang der König auf, ging rasch auf Zieten zu, faßte ihn am Collet, und knöpfte, während dem er sprach, einen Knopf nach dem andern zu.

„Weiß Er denn schon, Zieten, daß ich den Kerl, den Nadyschtzander, heut' Abend zum Teufel gejagt habe? — Hat eine miserable Conduite hier geführt, der Filou — bin aber hinter seine Schliche gekommen! — Jetzt ist er fort, und läßt sich hoffentlich nie wieder in meinen Staaten sehen."

„Ich gratulire, Ew. Majestät, daß Allerhöchstdieselben sich einen bösen Hofschranzen und Speichellecker vom Halse geschafft haben. Wenig ehrliche Cavaliere hätten mit dem schlechten Kerl fortdienen können, wenn er es wirklich dahin gebracht hätte, ein Regiment zu erschleichen."

„Aber mit Seiner Conduite bin ich auch nur sparsam contentirt, Zieten. Er ist ein Hitzkopf — Er kann Sein Maul nicht halten — man kann gar nicht gehörig mit Ihm einen Discours führen — Er wird gleich grob. — Hätte Ihn gestern gern bei Tafel gehabt, wie die Rede auf die Affaire bei Moldau-Tein kam. — Da meinten die Andern — Ihr hättet viel fortune dabei gehabt — ich meinte aber, Ihr hättet ein großes mérite dabei gehabt, und bin davon so penetriret, daß ich expreß komme, um Euch noch vor dem Ausbruch des neuen Krieges für die Siege des alten zu danken. Es ist freilich übel, wenn meine Husaren-Regimenter in der Campagne fragen: Wo ist

denn unſer Vater Zieten? und ich ihnen antworte, Zieten liegt zu Hauſe auf der faulen Haut, weil er ſeinem Freunde ein raſches Wort übel genommen, und mault mit der ganzen Armee. Schlimm, ſchlimm! Ich hatte mir das ſo gedacht: Er avancirt zum General-Lieutenant, ich gebe ihm ſo ein 20 Schwadronen und 10 Bataillone zur Avant-Garde, da würde es denn ſchon geben — die Oeſterreicher kennen Ihn, und meine Couſine ſoll, wie ich höre, einen beſonderen Haß auf Ihn geworfen haben. Na, was meint Er? Wir kommen wieder in die Gegend von Moldau-Teiu, da kann Er ja das Schlachtfeld wieder einmal beſehen, wo Er ſich ſo diſtinguirt hat."

Wie ganz anders war der Ausdruck in Zieten's Geſicht nach dieſen, mit dem eigenthümlichen Ton Friedrich's II. geſprochenen Worten. Verwirrt und gerührt faßte der verdiente General des Königs Hand und wollte ſie küſſen, indem Thränen in ſeinem Auge ſtanden, aber der König zog ihn herauf zu ſich, umarmte ihn herzlich, klopfte ihm dann die Backen, und ſagte:

„Schäme Er ſich, General-Lieutenant von Zieten, Er hat ja die Augen voll Waſſer! Na, morgen kommt Er zu mir, und Er auch, Schwerin! — Jetzt aber, Kinder, bon Vbir, ich muß nach Hauſe, weil ich mir den Quanz noch beſtellt habe. Wir wollen noch ein neues Flöten-Duett mit einander blaſen, und es iſt ſchon ſpät — bon soir — bon soir!"

15.

Der neue Thurm.

(Die Nacht vom 27. auf den 28. Juli 1781.)

Mitternacht war längſt vorüber. Bachus hatte unumſchränkt während des wahrhaft lucullischen Sympoſions geherrſcht. Alles war luſtig und guter Dinge. Die Friſuren waren ſehr in Unordnung gekommen, und die meiſten Röcke mit ihren Stickereien und koſtbaren Knöpfen lagen auf Stühlen umher. Noch immer fand man Gefallen an einander, und Niemand dachte an das Auseinandergehen, denn der Königl. Major von der Armee, Carl von Gontard, gab ja heute im Königl. Domeſtiken-Hauſe, dem jetzigen Seehandlungs-Gebäude, ein Gaſtmahl, um den glücklich bis zur Kuppel vollendeten Bau des deutſchen Thurmes auf dem Friedrichsſtädtiſchen Markt mit ſeinen Freunden zu feiern. Unter ſeinen Gäſten befand ſich der Bildhauer Teſſaert, der Maler Verona, der Kupferſtecher Chodowiecky, der Baumeiſter Unger und der Kapellmeiſter Reichardt, und noch viele andere der berühmteſten und verdienteſten Männer des Tages, die ſämmtlich dem herrlichen Weine ihres Wirthes tapfer zugeſprochen

hatten, und bei der lebhaften Unterhaltung kaum bemerkten, daß es draußen schon dämmerte.

„Der Herr Küchenmeister Becherer soll leben!“ rief Chodowiecky, der eben aus Brod einen zum Sprechen ähnlichen Kopf des alten Königs geformt hatte; „er hat unsern Gontard eben so gut bedient, wie sich selbst.“

„Und das will viel sagen,“ antwortete Reichardt, „denn der Dickwanst ißt besser als der Alte, dafür stehe ich Euch! Wenn Ihr aber den Becherer leben laßt, so müßt Ihr auch auf die Fortdauer der Freundschaft zwischen Gontard und dem Königlichen Weinkeller anstoßen, denn die Fläschlein hier, die wir schon mit Gottes Hülfe vertilgt, kennen den Schloßkeller besser als wir — ha! ha! ha! ha!“

Alles lachte laut auf! Die Flaschen wurden untersucht, und unten fand man die Worte: „Königliche Kellerei“ eingeschliffen.

„Stillen, stillen, Signori!“ rief jetzt der alte Italiener Verona, „man mussen nix verrathen, wo kommten her die Wein — man muße trinken!“

„Seht doch den alten Decorations-Klexer!“ erwiederte Chodowiecky. „Freilich, wenn die Königliche Kellerei parliren wollte, so würden wir bald erfahren, daß er die Königlichen Fässer besser kennt, als sein eigenes Haus.“

„No, no, caro Kupferstecker, ick kenne molto bene meine Haus; ist eine große Haus, meine Haus, ist Aerger von alle andern Maler, meine Haus!“

„Wehe, wehe, Ihr Götter!“ meinte Teſſaert, „jetzt kommt Verona, der Veroneſe, auf ſein Haus zu ſprechen, und dann wird er abſurd. Still von Häuſern, laßt uns lieber von Kellern reden, oder von hübſchen Weibern — Mademoiſelle Döbbelin ſoll leben, die geſtern Abend ſo himmliſch im Zauberſpiegel geſpielt hat!“

„Ja,“ rief Alles, „ſie ſoll leben! hoch ſoll ſie leben!“ während Reichardt fortfuhr:

„Ich wollte, wahrhaftig! der gute Klempnermeiſter Köhler hätte, ſtatt ſeiner triumphirenden Tugend, die Döbbelin in Kupfer getrieben, damit ſie künftig auf unſeres Freundes Gontard deutſchem Thurm aufgeſtellt werde.“

„Vortrefflicher Gedanke, ſchade, daß es ſchon zu ſpät iſt. Ich wollte, es ſchlüge Jemand dem Alten vor, die Döbbelin in Kupfer zu treiben, als triumphirende Tugend — doch nein — ja, wenn es eine franzöſiſche Schauſpielerin wäre, die deutſchen Comödianten kann der alte Herr nicht leiden.“

„Nachdem es kommt, wenn man nur den rechten Augenblick zu benutzen weiß!“ meinte Gontard. „Seht nur, Ihr Herren, als es ſich darum handelte, die beiden Thürme auf dem Friedrichsſtädtiſchen Markt zu ſetzen, wußte ich dem alten Herrn geſchickt ein ſchönes Bi[illegible] von der piazza del popolo in Rom unter die Augen zu bringen. Die beiden Kirchen jenes Platzes gefielen ihm ſo ſehr, daß er mir gleich den Auftrag gab, den Riß zu ein paar ähnlichen Thürmen zu ent-

werfen, aber höher müßten ſie ſeyn, das befahl er noch ganz ausdrücklich."

„Und morgen erlebt unſer freundlicher Wirth die Freude, den Schlußſtein zur erſten Gallerie ſetzen zu können. Er lebe!"

Und wieder leerten ſich die gefüllten Gläſer, immer unordentlicher, immer verwüſteter ſtarrten die Friſuren in das helle Kerzenlicht. Die meiſten Weſten hatten auch den letzten beengenden Knopf ſpringen laſſen, und der gezwängte Hoſenbund jener Zeit hatte auch ſchon hin und wieder nachgeben müſſen. Nur einer der Anweſenden ſaß ſtill und antheillos, indem er mit dem Meſſer auf dem mit blauen japaniſchen Blumen gezierten Teller ſpielte.

„Ma, per bacco, was hatten unſer Amico Unger heute vor eine ſtarke Melancholia? — Er trinkten — er trinkten immer und lakt nickt — das iſt keine Saak! Allegro, caro Unger!"

In der That veränderte Unger, trotz der lebhaften Unterhaltung, ſelten ſein ernſthaftes Geſicht; zwar folgte er aufmerkſam dem lebhaften Gange des Geſpräches, aber geſprochen hatte er noch wenig.

„Laßt ihn, laßt ihn!" rief Gontard; „er hat wieder ſeine mißvergnügte Stunde. Seit unſerm letzten großen Zank ſchmollt er mit mir — das hindert mich aber nicht, ihn immer noch ſo lieb zu haben, wie wir Alle. Er iſt mir unentbehrlich, denn ich kenne keinen geſchickteren Baumeiſter in dem weiten Preußen; aber er wird es doch nie zu etwas bringen, denn er

verſteht die Welt-Manieren nicht, und ſich bücken, das iſt nun vollends gar nicht ſeine Sache."

Ein bitteres Lächeln ſpielte um Unger's Mund.

„Wahrhaftig, Unger!" rief Teſſaert überlaut, „Ihr ſeyd ein particulaires Espéce von einem Menſchen, Ihr contentirt mich ſpärlich. Vom Hof wollt Ihr nichts lucriren, und da habt Ihr Unrecht; denn ſich zur rechten Zeit zu bücken, und noch dazu vor den Mächtigen dieſer Erde, iſt keine Offenſe."

„Heraus mit der Sprache, Unger," ſagte Reichardt, „thut Euer Sprachwerkzeug auf, und ſagt, was Euch ſo menſchenſcheu und abgeſchloſſen macht. Denn ein Mißvergnügter genirt hundert Vergnügte. Was habt Ihr?"

Unger zwang ſich, freundlich auszuſehen, und entſchuldigte ſich mit der Ungewohnheit, ſo ſpät aufzubleiben."

„Nun denn," unterbrach ihn Gontard, „wenn er nicht mit der Sprache heraus will, ſo muß ich Euch nur erzählen, was ihn ärgert. Ehe Ihr Herren geſtern Abend kamet, hatten wir eine kleine Conferenz zuſammen, in der er mich um Gotteswillen bat, die Grundmauern des deutſchen Thurms um zwei Fuß verſtärken zu laſſen. Unger iſt ſo ein Erdwurm unter den Baumeiſtern, der gern einen Thurm eben ſo tief und noch einmal ſo dick in die Erde hinein baute, damit der über der Erde fein ſicher ſtehe, aber auch unerſchwingliche Summen koſte. Ich bin meiner Sache gewiß — ſparſam bauen und mit Genie iſt mein Wahl-

ſpruch. — Baute ich, wie Freund Unger, ſo koſtete es dem Alten noch einmal ſo viel, und das blaue mérite-Kreuzlein käme noch lange nicht um meinen Hals."

„Ich wünſche von Herzen," ſagte ernſt und langſam Unger, „daß mich übertriebene Sorge verleitet, Euch auf die ſchwachen Fundamente aufmerkſam zu machen; aber ich glaube es nicht."

„Oh, oh! das ſprecken amico Unger mit eine voce, als wie aus Grab. — Aber is eine kluge Mann, Signor Unger — ik macken viele Speculazioni mit Häuſer; aber ik habbe niemals gehörte, daß eine Haus hat Schwamme und Feuktigkeiten, oder is ſchleckt, was hat gebaut amico Unger."

„Ja," ſagte mit funkelndem Auge Unger jetzt, „der alte Verona hat recht. Nie habe ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ein Haus gebaut, in dem auch nur der geringſte Fehler ſich gefunden hätte. Ich bin ſtolz darauf; aber ich habe unſern gemeinſchaftlichen Freund Gontard zu lieb, als daß ich heut' fröhlich ſeyn könnte, wo er meinen gutgemeinten Rath von ſich geſtoßen."

Da blies draußen auf dem Friedrichsſtädtiſchen Markt der Trompeter der Wache vor den Ställen des Regiments Gensd'armen, die damals an der franzöſiſchen Straße Nr. 42 und 43 ſtanden, die Reveille, und jetzt bemerkte die fröhliche Geſellſchaft erſt, daß das junge Sonnenlicht ſchon durch die Fugen der Fenſterladen eindrang und das falbe Kerzenlicht verhöhnte. Alles ſtand auf, griff zu den Röcken, ordnete, ſo gut

es gehen wollte, die vernichteten Locken der Frisur, oder steckte die Degen an.

Da erdröhnte das Haus in seinen Grundvesten. Die Fenster klirrten, Thüren sprangen auf, das Geschirr auf der Tafel fing unheimlich an zu klingen, und ein donnerndes Stürzen wurde draußen vernehmlich. Wie die letzten Schläge eines verhallenden Gewitters, oder das Rasseln des schwersten Belagerungs-Geschützes auf mächtigem Pflaster, rollten und überschlugen sich draußen gewichtige Lasten. Man stand versteinert, sah sich stumm fragend an, und eilte zu den Fenstern, die rasch aufgerissen wurden und das unerwartetste und schrecklichste Schauspiel darboten.

Der deutsche Thurm war eingestürzt, und lag in Trümmern auf der Seite der Taubenstraße. Die halbe Seite des Mauerwerkes, nach der Mohrenstraße zu, war stehen geblieben; aber noch sah man das Zittern der gewaltigen Mauer, von deren Höhe sich noch immer einzelne Bausstücke losrissen und mit donnerndem Gepolter herabrollten. Hoch auf wirbelte ein feiner Kalkstaub, und zog in langen weißen Streifen, von dem Morgenwinde getrieben, der glühendrothen Morgensonne zu. Stumm und öde lag der weite Platz; nur die Gensd'armen, die eben zum Füttern in die Ställe eilten, standen entsetzt und starr, den Blick auf den noch stehenden französischen Thurm geheftet, als fürchteten sie jeden Augenblick, daß auch dieser aus seiner stolzen Höhe herabstürzen und ihre Ställe zerschmettern würde.

Vernichtet, blaß und zitternd ſtand der Major Gontard in der Fenſterniſche, indem er ſich krampfhaft an einen Stuhl lehnte. Sein vom Genuß der Nacht bleiches Geſicht wurde wie verſpottend von der Morgenſonne geröthet; aber die Lippen zuckten in ihrer Bläue, und vergebens nagten die Zähne an ihnen; ſie wurden nicht roth! —

Die vor wenigen Minuten noch ſo frohe Geſellſchaft war plötzlich todtenſtill geworden, aber auf dem Platze und in den Straßen wurde es lebhaft, die Häuſer öffneten ſich, Alles ſtürmte heraus und dem Trümmerhaufen zu; auch Gontard's Gäſten war die Neugierde und die Sorge für die Ihrigen ein ſchicklicher Vorwand, den Unglücklichen zu verlaſſen. Unger war der erſte, der ſtumm das Zimmer verließ, weil er fühlte, daß ſeine Anweſenheit dem ſchwer getroffenen Freund ein Vorwurf war. Mit ihm ging Verena. Beide eilten den Trümmern zu, auf dem ſchon Handwerker und Knaben herumkletterten, und ſahen auf den furchtbaren Sturz und ſeine Wirkung.

Da eilte ein Königlicher Kammer-Laquai vom Opernhauſe her auf ſie zu, und ſagte: „Iſt der Major von Gontard nicht hier? Er ſoll ſogleich zum König kommen.“

Die Umſtehenden zeigten auf das Königliche Domeſtiken-Haus, an deſſen einem Fenſter ſtarr und bleich der Major noch ſtand, und mit ſtierem Blick auf den andern, ſtolz in die Morgenluft ſtrebenden franzöſiſchen Thurm ſah. Dahin eilte der Königl. Kammer-Laquai.

„Na, der kann nur auch gleich seine Pantoffeln nach Spandau schicken, damit er heut Abend doch welche hat!“ meinte einer aus dem Volk.

„Ich möchte unserem Alten nicht so unter die Augen kommen, wie der Gontard; denn wen der mit seinen großen strengen Augen ansieht, der steht auf glühenden Nadeln!“

Man konnte sehen, wie der Kammer-Laquai zum Major an's Fenster trat, wie dieser erschreckt zusammen fuhr, den Degen anſteckte und wie träumend und bewußtlos das Haus verließ.

Als er mit dem Laquai die Markgrafen-Straße hinunter ging, drückte der alte Verona dem traurigen Unger die Hand, und sagte:

„Ik gratulire, Herr Königliche Hof-Baumeister und Ritter von die Orden pour le mérite. Du haben ihn verdient!“

10.

Der Kosack.

(Die Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1813.)

Die Zähne klapperten der französischen Schildwache auf dem Köpenicker Felde ganz gewaltig, denn der kalte Schlackenwind pfiff, daß es ganz unheimlich klang. Aus allen Tönen orgelte und sauste der alte Boreas von der Hasenhaide her über die Mauer, und wie Spreu flog das Stroh der großen Düngerhaufen über das weite öde Feld dahin.

Eben hatte eine Patrouille die einzelnen Vorposten der Kette untersucht, war zur Feldwache am Cottbusser Thore zurückgekehrt, und hatte jede Schildwache besonders ermahnt, recht auf ihrer Hut zu seyn, denn die gefürchteten Kosacken säßen draußen vor den Thoren, in der Haide, bei Briez und Rixdorf, wohin sie sich gezogen haben sollten, da ihre erste Erscheinung auf den Höhen vor dem neuen Königsthor zurückgewiesen worden war. Die Phantasie der französischen Rekruten, aus denen damals fast ausschließlich die Garnison von Berlin bestand, malte sich einen Kosacken in einem ganz furchtbaren Lichte. Alles das, was die

glücklich aus Rußland zurückgekehrten Waffenbrüder den ſtaunenden Conſcribirten erzählt hatten, wurde durch die Angſt noch vergrößert, die der junge franzöſiſche Soldat ſtets doppelt ſo ſtark als jeder andere empfindet, wenn nämlich der Glaube an die Unbeſiegbarkeit der großen Nation erſt durch eine tüchtige Ohrfeige in etwas erſchüttert worden iſt.

Vergebens hatte die Schildwache in jener Nacht auf dem Köpenicker Felde die Füße in einen Düngerhaufen geſtellt. Sie fror doch unbeſchreiblich, da ihr das naßkalte Schlackenwetter Nord-Deutſchlands doppelt unfreundlich erſchien, wenn ſie an ihre Heimath, das blühende Languedoc, dachte. Zudem dachte das junge Blut auch an die Heldenthaten, die es nun vielleicht bald einem Koſackenpulk gegenüber verrichten würde, und dieſer Gedanke hatte eben nichts ſonderlich Erheiterndes. Lange ſchon hatte der heulende Wind den Tritt der Patrouille verſchlungen, und unſer Conſcribirter ſah, ſo weit ſein Auge reichte, nichts als das langweilige Einerlei der endloſen Stadt-Mauer, und hinter ſich in einer Entfernung, die das Dunkel der Nacht noch vermehrte, die einzelnen trübe brennenden Laternen der Todtengaſſe, oder die ſpäte Lampe eines fleißigen Handwerksmanns in den kleinen engen Dachfenſtern.

Da rührte ſich etwas! — War das nicht der Tritt eines Pferdes? — In raſcher Bewegung näherte ſich der Schall. Das war gewiß ein Acker-

pferd, denn man konnte ja deutlich hören, daß es nicht beſchlagen war.

In kurzen Zwiſchenräumen hielt das Pferd an, als ob der Reiter ſich orientirte; dann näherte ſich das Geräuſch jedesmal raſch und heftig. Jetzt konnte man etwas unterſcheiden.

„Qui vive!"

Keine Antwort!

Vielleicht hatte der Reiter durch das Sauſen des Windes den Anruf überhört.

„Qui vive! Sacré nom de dieu!"

Aber ehe er noch das Wort beendet, fühlte er einen kurzen ſtechenden Schmerz im linken Arm, und lag von dem gewaltigen Stoß einer Lanze niedergeſtreckt am Boden.

„Malt tsohi proklatui franzuss!" grunzte eine rauhe Stimme aus einem mächtigen Bart hervor, und wie der Blitz war der Reiter von dem übermäßig hohen Sattel ſeines kleinen katzenartigen Pferdes, bückte ſich zu dem am Boden Liegenden hinab, und drehte die Lanze aus der Armwunde zurück.

Jetzt dachte der Franzoſe, ſein Ende nahe. Ein kurzes Stoßgebet empfahl ſeine arme Seele, die bis jetzt noch frei von aller Blutſchuld war, dem Himmel, und jeden Augenblick glaubte er nun von dem furchtbaren Kannibalen gefreſſen zu werden.

Der Koſack, denn wer wäre der bärtige Krieger wohl anders geweſen, richtete den Verwundeten vom Boden auf, und befühlte, ſtatt ſich mit Mord und

Todtschlag zu beschäftigen, den Tornister des Langue-decquers, der noch ziemlich rund und wohlgespickt war vom Mütterchen daheim.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit, und trotz des geschicktesten Kammerdieners, persuadirte der Kosack dem vor Angst Bebenden den Tornister von den Schultern, und nachdem er mehrmals

„Charascho! otschen-charascho! jei bogu!"

gebrummt hatte, begab er sich ohne Zeitverlust an das Aufschnallen und Durchsuchen der inhaltschweren Rücken-Garderobe.

Das Pferd stand unterdessen, ohne angebunden oder gehalten zu seyn, fromm und wie ermattet daneben; die lange zottige Mähne klebte von Mist und Hecksel, und kaum hätte man der schwächlichen Mähre zugetraut, einen so hohen Sattel mit all' den darunter aufgespeicherten „guten Prisen" und den Kosacken, einen zwar schon alten, aber robusten und großen Mann von starkem Knochenbau, tragen zu können.

Da durchzuckte ein Blitz der Hoffnung den Franzosen. Wie, wenn du dich auf das Pferd würfest, und darauf zur nächsten Wache sprengtest? Du bist ja Voltigeur, warst zu Hause immer auf den Pferden, und wirst doch wahrhaftig auf das kleine Thier dich schwingen können? Siehe da! es beriecht mich sogar, wie ein Hund; ein Beweis, daß es lammfromm ist.

Gedacht, gethan, mit einem Satze war der Voltigeur auf der Kruppe des Pferdes, schlug ihm mit den beiden Hacken in die Seiten, und hatte die mans-

ſprechliche Freude, es wie einen Pfeil durch die Nacht dahin ſchießen zu ſehen. Ein Blick voll Angſt und Erwartung zurück auf den geſchäftigen Koſacken ſetzte ihn in die größte Verwunderung. Ruhig kramte derſelbe weiter an dem Torniſter. Das tröſtete den geängſteten Voltigeur; er lenkte ſein Pferd auf das Cottbuſſer Thor zu, und war ſchon nahe an dem Poſten vor dem Gewehr, als ein furchtbar gellender Pfiff vom Felde herüber tönte.

Das Pferd ſpitzte die Ohren.

Noch einmal daſſelbe ſchneidende, durchdringende Pfeifen.

Das Pferd ſteht wie angewurzelt.

Da pfeift es zum drittenmale, noch gellender, noch anhaltender.

Nun iſt kein Halten mehr, das Pferd kehrt um, und mit furchtbarer, Schwindel erregender Schnelligkeit jagt es über das Feld zurück.

„Grand dieu, je suis perdu, diable de rosse!"

Vergebens zerarbeitete ſich der Voltigeur auf dem wie ein Pfeil dahin fliegenden Koſacken-Pferde. Mit weit offenen Naſenlöchern, den Kopf geſenkt, die Mähne weithin im Winde flatternd, berührt es kaum den Boden. Naßkalte Schlacken peitſchen das vor Angſt glühende Geſicht des unfreiwilligen Reiters, und hoch auf ſpritzte der eiſige Koth des Feldes, Pferd und Reiter bedeckend.

So kommt der Franzoſe vor dem immer noch ganz harmlos beſchäftigten Koſacken an. Das Pferd

liebkoſet ſeinen wiedergefundenen Herrn, und der Koſack küßt es ſo zärtlich, wie nur der Liebende das Mädchen ſeines Herzens küßt.

Dann aber knüpfte er mit einer wahrhaft vernichtenden Ruhe ſeinen Kautſchuh vom Gürtel los, hebt ſeinen Stellvertreter etwas unſanft vom Pferde, und beginnt nun einen Tanz mit ſo wunderbar verſchlungenen Touren, daß der Voltigeur mehr als einmal Gelegenheit hatte, ſeine Geſchicklichkeit in den allerkühnſten und gewagteſten Sprüngen zu zeigen.

Da nahebten Schritte durch die Nacht. Pfeilſchnell war der Sohn des Nordens aufgeſeſſen, hatte dem vollkommen Verdutzten eine Schlinge um den Leib geworfen, und vorn an einen Ring des Sattels gebunden.

Die Lanze geſenkt, und lauernd wie eine Katze, die eben auf die ſichere Beute ſpringen will, wartete er mit weit vorgebeugtem Oberkörper auf die Kommenden.

„Das iſt ja ein ſchauderhaftes Wetter!“ hörte man einen der Kommenden ſagen; auch konnte man unterſcheiden, daß es eine Patrouille der Berliner National-Garde war, die leicht an ihrer dunkelblauen Uniform und dem großen dreieckigen Hute mit der ſchwarzen Feder zu erkennen war.

„Wott prussaki!“ ſagte beruhigt der Koſack zu ſich ſelbſt, und richtete die Lanze wieder auf.

„Herr Jeſus, Herr Unteroffizier, Meiſter Schulze, da ſteht ja ein Koſack!“

„Ach, Herr Jesus! Na, das wäre eine schöne Geschichte!“

„Er sticht uns todt, wie die Hammel!“

Diese Wahrscheinlichkeit wirkte elektrisch. Nie war das „Kehrt Euch!“ mit so großer Präcision auf dem Exercier-Platze ausgeführt worden, als hier: aber sie hatten sich verrechnet. Ehe sie drei Schritte in möglichster Eile zur Stadt zurück gethan hatten, war der Kosack schon vor ihnen, und rief, zwar leise, aber doch vernehmlich genug:

„Niett! pruss Freund mit russ; Franzoß nix Freund, Franzoß todt!“

„Ach Gott ja! Herr Kosack, pruss Freund mit russ, sehr guter Freund; nehmen Sie nur um Gotteswillen Ihre lange spitze Lanze da vorne weg, es könnte sich Einer Schaden thun.“

„Nix Wottki? nix Schnapps?“ fragte freundlich und lächelnd der Bärtige.

„Ach ja! Meine Frau hat mir einen feinen Pommeranzen für die kalte Nachtluft mitgegeben. Soll ich es ihm geben, Meister Schulze, wollte ich sagen, Herr Unteroffizier Schulze?“

„Man immer zu! — Wenn uns nur kein Franzose sieht.“

Schnell war der Freundschaftsbund geschlossen. In langen Zügen goß der Kosack den herrlichen Branntwein in den Abgrund seiner Kehle, wischte sich den Bart, und erklärte nun mit Zeichen und abgebrochenen Worten, daß draußen vor der Mauer noch

mehrere Kosacken wären, von denen er sich los gemacht und durch's Thor geschlüpft sey, um einige Gefangene auf dem Köpenicker Felde zu machen; dies wäre ihm auch schon mit einem gelungen, den er da am Strick hätte, und er wollte ihn nur rasch todt stechen, damit er ihn los werde, und sich noch ein paar Franzuskus holen könnte.

Der Voltigeur war dieser ziemlich lange dauernden Erklärung mit Zeichen der schrecklichsten Todesangst gefolgt; als er aber den Kosacken mit der gleichgültigsten Miene von der Welt zu seiner Lanze greifen sah, da warf er sich vor dem Unteroffizier der National-Garde auf die Knie, und rief kreischend:

„Sauvez moi, sauvez moi! par l'amour de dieu, sauvez moi!"

„Siehst Du, wie Du bist!" meinte Meister Schulze, „nun kann er bitten; wer weiß, ob er nicht heute noch seinen Wirth geprügelt hat, der ihm nicht gut genug zu essen gegeben."

„Lieber Gott, es ist ja noch ein gar zu junges Blut, der hat noch keiner Seele etwas zu Leide gethan; wir können ihn doch nicht so mir nichts dir nichts abschlachten sehen?"

Die mitleidigen Bürger ließen sich in Unterhandlungen mit dem Kosacken ein, die von einem harten Thaler begleitet wurden, der augenscheinlich einen vortrefflichen Eindruck auf den mordlustigen Lanzenmann hervorbrachte.

Es fragte sich nur, wie der Gefangene fortzu-

ſchaffen war, ohne Lärm zu machen. Der Koſack wußte Rath. Vorſichtig ſchlich er mit dem Franzoſen, der immer noch in der Schlinge des Strickes ſteckte, zur Mauer, pfiff leiſe, und hatte die Freude, ſein Pfeifen eben ſo vorſichtig von der andern Seite der Mauer beantwortet zu hören. Er ſprach ſo leiſe, als nur irgend möglich war, ruſſiſch an die Mauer hinauf, und ſiehe da, alsbald erſchienen auf der Höhe derſelben mehrere bärtige Geſichter, die neugierig herüber glotzten. Der Gefangene mußte auf das Pferd ſteigen, ſich an den Stricken feſthalten, die von oben herabgelaſſen wurden, und wurde ſo über die Mauer ſpedirt.

„Charascho!" grunzte der Koſack, und fragte nun ruhig, wo mehr Franzoſen wären, denn er müſſe noch ein paar wenigſtens haben.

Mit großer Bereitwilligkeit beſchrieben ihm die kriegeriſchen Bürger die Stellung der übrigen Poſten auf dem Felde, und machten ihm auch durch Zeichen die Häuſer deutlich, in denen Franzoſen einquartiert waren; dann aber trennten ſie ſich von dem willkommenen Gaſte, und ſahen nur noch, wie er mit verhängten Zügeln auf den nächſten franzöſiſchen Poſten losſprengte.

Ein Flintenſchuß —!

„Aha! gewiß hat der Poſten auf den Koſacken geſchoſſen!"

Ein furchtbarer Todesſchrei und ein franzöſiſcher Fluch kreiſchten über das Feld hin; dann hörte

man wieder den Hufschlag des Pferdes, der sich entfernte.

Am Cottbusser Thore wurde es laut. „Aux armes! aux armes!" rief es von Posten zu Posten, die Trommel wirbelte in schnellen Schlägen den General-Marsch, in den Straßen eilte es geschäftig hin und her, hin und wieder knackerten einzelne Flintenschüsse im Winde.

Den patrouillirenden National-Gardisten kam das Ding gefährlich vor, sie eilten im Sturmschritt nach dem Spittelmarkt zurück, von wo aus sie abgeschickt worden waren, um den nächtlichen Tumulten zu steuern, denn unruhig und erwartend trieben sich die Bürger Berlins in den Straßen umher, seit die ersten Kosacken sich am 20. Februar vor den Thoren der Stadt gezeigt hatten.

In jeder Gasse, unter jedem Thorweg standen Gruppen von Bürgern, die neugierig die Köpfe zusammen steckten, und in dem General-Marsch schon einen Verkündet ihrer endlichen Erlösung ahneten. Französische Patrouillen zogen, das Gewehr im Arm, und mit völlig gepacktem Torniſter, durch die Straßen. Nach dem Schloßplatz und dem Luſtgarten rasselten Geschütze, und die Gensd'armes d'Elite des französischen Commandanten von Berlin flogen auf schaumbedeckten Pferden über das Straßenpflaster dahin.

Wo ein Hauſe von Bürgern stand, schrie ihnen das vorübergehende Militair zu: „Retirez vous! co-

quins des Berlinois!" und die National-Gardisten vereinigten ihre Bitten mit diesem rohen Befehl.

So kam auch die Patrouille, die eben einen der unhöflichen Gäste über die Mauer hinüber und in's Freie spedirt hatte, durch die Grünstraße, wo ein großer Haufe von Bürgern zusammen stand, und ohne Rückhalt den Franzosen eine baldige glückliche Reise wünschte.

Seiner Ordre gemäß redete der Corporal die eifrig Sprechenden an, und sagte: „Gehen Sie auseinander, meine Herren, der Commandant hat gedroht, Feuer auf die Berliner geben zu lassen, wenn sie sich in der Nacht, und besonders bei'm General-Marsch, auf den Straßen sehen ließen. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!"

„Den Teufel auch!" antwortete heftig ein großer untersetzter Brauer, „das ist die verfluchte Redensart, die uns Berlinern diese höllischen Blutigel auf den Hals gebracht hat. Wir haben die Ruhe halt, in der wir uns schinden und placken müssen für die verfluchten Franzosen. Hätte der schlechte Preuße, der damalige Gouverneur von Berlin, die dumme Redensart: „„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!"" nicht losgelassen, wer weiß, ob die Löffel-Gardisten jemals aus unsern Töpfen gefressen hätten."

„Er hat Recht, ganz Recht hat er!" fing jetzt ein Zweiter an; „heute ist Unruhe die erste Bürgerpflicht; denn wenn nun unsere Befreier draußen vor

den Thoren losschlagen, da werden wir doch nicht die Hände in den Schooß legen?"

„Noch dazu," fielen Andere ein, „da die Kosacken schon innerhalb der Mauer seyn sollen. Man sagt, es sind mehrere Tausend auf dem Köpenicker Felde, denn es wird da scharf tiraillirt."

„Ja, das ist wahr," meinte der Corporal und Meister Schulze, „sechs haben wir selbst davon gesehen, große Kerls mit ungeheuren Bärten."

„Na, da haben wir's, und wir sollten ruhig seyn? Prosit die Mahlzeit! — Kinder, wer ein guter Preuße ist, und seinen König lieb hat, der kommt mit; wir wollen sehen, ob wir nicht irgendwo helfen können, die Canaillen todtzuschlagen wie die tollen Hunde."

„Ja, ja, das wollen wir!" riefen Alle.

„Und Ihr Dunkelblauen seyd Lumpen, wenn Ihr die Röcke und Hüte nicht ablegt und in Hemds-Aermeln mitkommt."

— Das ließen sie sich nicht zweimal sagen, und so wälzte sich der ganze Haufe nach dem Schlosse zu.

Als sie aber an das Cöllnische Rathhaus gekommen waren, hörten sie, daß ein französisches Bataillon vor dem Schlosse bivouacquire, und die Kanoniere mit brennenden Lunten bei den Geschützen ständen; das änderte den Plan in etwas, und Alles drängte sich über den Petri-Platz nach dem Wasser, wo ein ganzer Munitions-Park stand, der den beim Schlosse und

im Lustgarten stehenden Truppen die Munition zuführen sollte.

In der That standen auf der Friedrichs-Gracht und in der Unterwasser-Straße Munitions-Wagen aller Art, Caissons und Fourage-Wagen, vollständig bepackt und fertig zum Ausmarsch. Die dazu gehörige Mannschaft und Bespannung war nach dem Zeughause und den Pulvermühlen detaschirt, um dort noch alle vorhandenen Geschütze und Munition einstweilen fortzuführen; nur ein Posten stand an jedem Wagen, um zu verhindern, daß kein anderer als ein Soldat sich ihm nähere.

Hier machte der Haufe Halt, und berathschlagte, was nun weiter zu thun sey. Vergebens suchten die Schildwachen die Andrängenden zurück zu weisen, die Gewehrkolben theilten nach allen Seiten Stöße und Püffe aus; aber schießen wollten die Franzosen nicht, denn im Grunde fürchteten sie die Wuth der lange mißhandelten und endlich erwachenden Volksmenge. Das Gemurmel und Flüstern unter dem Gedränge nahm einen bedenklichen Charakter an, und ehe man es sich versah, hatten einige der Verwegensten einen Munitions-Wagen voller Kartuschen und Patronen über das niedrige Geländer gehoben, und warfen ihn mit Jubel-Geschrei in das Wasser. Hochauf schlug und spritzte der weiße Schaum bis an die Häuser, aber still und ruhig schloß sich die weitgähnende Wasserschlucht über dem Munitions-Wagen.

„Hurrah! Hurrah! Nach mit den andern, in das Wasser; faßt an, faßt an! Schlagt die Blutsauger nieder, die uns so lange geschunden!“

Schon griff Alles zu; da rasselten Trommeln vom Schlosse her und bei den Werderschen Mühlen vorbei.

„En avant! pas redoublé! à la charge!“ commandirte ein französischer Offizier, und schon schallte der Gleichschritt einer bedeutenden Abtheilung Infanterie in den Lärm hinein.

„Kinder, hier kann es was setzen! Macht, daß Ihr fortkommt; morgen ist auch noch ein Tag!“

Wie Spreu vor dem Winde, so zerstob der dichtgedrängte Volkshaufe nach allen Seiten; ehe die Infanterie noch auf dem Platz angekommen war, wo der Munitions-Wagen ein nasses Grab gefunden, war weit und breit kein Bürger mehr zu sehen.

Wüthend fragte der Capitain, der das anrückende Detaschement commandirte, die Schildwachen, was es hier gäbe, und wer den Munitions-Wagen in das Wasser geworfen habe?

Die Franzosen schämten sich, das Vorgefallene nicht gehindert zu haben, und antworteten:

„Mon capitaine, c'étoient des cosacques!“

„Comment des Cosacques, ou sont ils!“

„Damme, mon capitaine, ils étoient deux ou trois cent, mais les voila disparus.“

Auf diese Nachricht setzte sich die Colonne voller Kampflust in Bewegung, um die dreihundert Kosacken aufzusuchen.

Man sagt aber, sie hätten keine gefunden.

II.

Phantasie und Wirklichkeit.

1.

Es war bitter kalt! —

Doch wollte ich meinen Platz vor dem Opernhause nicht verlassen, denn die Redoute war eine der letzten; also sehr zahlreich besucht, und das Ab- und Zuströmen der Masken unendlich.

Lieber, als die Redoute selbst, oder das Gewirr des Saales, war mir der anspruchslose Posten vor der Thür. Das Aus- und Einsteigen der Masken, das Zusammenfinden der Bekannten, die rasch angeknüpften Liebes-Intriguen, gaben dem ruhigen Beobachter mehr Stoff, als das betäubende Geräusch im Saale.

Heute besonders fiel mir so Allerlei auf, was wohl des Wieder-Erzählens werth wäre, aber eine Begebenheit drängte alles Andere in den Hintergrund. Ich will sie erzählen:

Gegen zwölf Uhr kommt ein Herr und eine Dame, Beide in sehr geschmackvollen Domino's, aus den Corridors, ein bereit stehender Bediente erhält den Auftrag, den Wagen vorfahren zu lassen. Während es geschieht, wirft die Dame von Zeit zu Zeit unruhige Blicke hinter sich, und flüstert dann angelegentlich

mit ihrem Begleiter. Der Bediente meldet, daß der Wagen warte. Man steigt ein. — Kaum wird der Schlag zugeworfen, so stürzt ein junger Mann in dunkelblauem Domino aus einer Ecke des Corridors, wo ich ihn bis jetzt gar nicht bemerkt hatte — sein Auge glüht, seine Lippen beben, er ist blaß wie der Tod! Ohne den eben abfahrenden Wagen auch nur mit einem Auge zu verlassen, springt er auf einen der dort haltenden Miethe-Wagen zu, reißt den Schlag auf, und ruft mit halb erstickter Stimme dem Kutscher zu: „Nach! nach! dem Wagen nach, der dort fährt! Du sollst ein gutes Trinkgeld bekommen. Rasch vorwärts!“

Das Wilde, aufgeregte Wesen des jungen Mannes hatte etwas Entsetzliches. Ich ahnete Ungewöhnliches, und voller Neugier, in welchem Verhältnisse er wohl zu dem Paar im ersten Wagen stehen möge, sprang ich hinten auf, und war so im Stande, als der erste Wagen hielt, zu gleicher Zeit mit dem jungen Mann die Aussteigenden zu erwarten. Der Bediente hatte die Tritte herunter gelassen; die junge Dame stieg zuerst heraus. Sie war ohne Maske, und lächelte, als sie den vor Wuth bebenden dunkelblauen Domino an der Thür des prächtigen Hauses stehen sah, in dem sie wahrscheinlich wohnte. Der Herr im Wagen wollte ebenfalls ohne Maske aussteigen, aber die Dame rief ihm zu:

„Nein, nein! behalte die Maske nur noch vor; ich glaube, man beobachtet uns!“

Bei diesen Worten stieg der Herr aus dem Wagen, hatte aber seine Maske wieder vorgenommen.

Eben wollten Beide in das Haus treten, als der junge Mann wie ein Tiger ihnen in den Weg sprang, und mit dem Ausrufe: „Ja, Nichtswürdige, ich habe Dich beobachtet!!“ die junge Dame mit geballter Faust in's Gesicht schlug, so daß dieß mit einem schwachen Schrei gegen die Wand des Hauses fiel.

Einen Augenblick sahen Alle, die gegenwärtig waren, sich bestürzt an; dann sprang der Begleiter der jungen Dame in sinnloser Wuth auf den Angreifenden, und packte ihn bei der Brust.

„Mensch, bist Du wahnsinnig?“

„Ha! ha! ha! wahnsinnig? Nein, noch nicht, nur ein bischen eifersüchtig; aber es kann noch kommen!“

Mit ungeheurer Kraft rangen die Beiden mit einander. Die Maske entfiel dem Einen; da starrte der Andere mit weit aufgerissenen Augen den vor Wuth Schäumenden an, ließ die Hände sinken, und rief mit einem Ton, dessen unendlicher Schmerz mir noch jetzt in den Ohren wiederklingt: „Herr Gott im Himmel! Ihr Bruder?!“

Da er sich nicht vertheidigte, so war es seinem Gegner ein Leichtes, ihn so auf das Steinpflaster hinzuwerfen, daß ich für sein Leben fürchtete; dann sagte er zu dem Bedienten und Kutscher, die unterdessen

die halb ohnmächtige Dame auf den Flur des Hauses geleitet hatten.

„Morgen reisen wir! — Läßt dieser Mensch (dabei stieß er mit dem Fuße nach dem betäubt auf dem Boden Liegenden) sich noch einmal in meinem Hause sehen, so befehle ich Euch, ihn mit Hetzpeitschen zu züchtigen. Wer einen Brief von ihm annimmt, oder durch die Post abgeben läßt, erhält den Abschied!“

Die Thür fiel hinter der Gruppe in's Schloß. Ich war mit dem Unglücklichen allein. Eben erholte er sich — seine Augen wollten fast aus den Höhlen springen — er starrte mich lautlos und mit irrem Blick an; vermochte aber nicht zu reden.

„Na, hören Sie 'mal! wie wird denn das mit dem versprochenen Trinkgeld?“ rief der Kutscher des Mieths-Wagens; „ich bin doch wahrhaftig schnell genug gefahren.“

Welche gräßliche Dissonanz muß das Herz des Unglücklichen durchschauert haben, als diese roh und antheillos gesprochenen Worte ihm auf einmal seine völlige Besinnung wieder gaben.

Er sprang wie rasend auf, warf dem Kutscher seine übervolle Börse zu, rannte in die Nacht hinein, und war mir bald aus den Augen. Vergebens setzte ich ihm nach.

Als ich zurückkam, war der Kutscher eben beschäftigt, den Inhalt der Börse bei'm Schein einer Laterne zu zählen. Als er mich sah, lachte er grinzend.

„Das wäre nicht bitter, wenn so eine Prügelei öfter vorfiele, da könnte man doch ein ordentliches Trinkgeld bestehen!“

Ich zuckte schmerzlich zusammen! — Die eisige Hand der Gemeinheit hatte das Furchtbargroße und Entsetzliche der menschlichen Leidenschaften aus meinem Gedächtniß verwischt.

Ich habe nie wieder etwas von dem jungen Manne gehört. Das Haus vermied ich, so viel ich konnte, obgleich mich mein Weg fast täglich vorbeiführte.

Ungefähr drei Monate nachher war ein prächtiges Leichen-Begängniß dort. Ich fragte, wer denn gestorben sey?

„I, die junge Gräfin!“ meinte eine alte gaffende Frau. „Die hat sich auch die Schwindsucht auf der Redoute geholt! — Ja, ja! das unsinnige Tanzen! Gewiß hat sie ein Glas Eis gegessen, oder einen kalten Trunk darauf gethan. Seit dem Tage hat sie gekränkelt und gekränkelt, bis sie denn endlich auch fortgemußt hat.“

Derselbe Kutscher, der bei der nächtlichen Scene gegenwärtig gewesen war, fuhr mitten unter den andern einen dicken beleibten Herrn mit vielen Orden. Als er mich sah, grinzte er wieder, und rief:

„Wissen Sie wohl noch den Abend? Das war eine schöne Geschichte. Heut' kriege ich nicht so viel Trinkgeld wie damals, und es ist doch dasselbe Haus.“

Ich wendete mich ab. Langsam drängte ein Wagen dem andern nach. Der Leichenwagen bog um die nächste Ecke. Ich weiß nicht, wie es kam, aber der Schmerzensruf des jungen Mannes klang mir in die Ohren, als er schrie:

„Wahnsinnig? Nein, nein! Nur ein bischen eifersüchtig; aber es kann noch kommen!“

2.

„Sieh' da! ein Briefchen? — und noch versiegelt? — Hm! das nenne ich bonne fortune. Gar zierlich zusammen gefaltet — ein wundernett ausgedrucktes Siegel — das kann nichts Anderes, als ein Liebesbriefchen seyn! — Oben auf der Adresse steht: „„Meiner angebeteten Louise!““ — Hm! Ich breche ihn auf! Wahrhaftig! — Es steht ja keine ordentliche Adresse darauf, an die ich das Gefundene abliefern könnte! Also kann ich immer schon einmal indiscret seyn.“

Während dieses Selbstgesprächs war ich an die nächste Laterne getreten, hatte das Siegel mit Vorsicht gelöst, und las voller Erwartung:

„Sehr geehrter Herr!

Sie müssen doch erschrecklich dumm seyn, daß Sie alles aufheben, was Sie auf der Straße finden! Können Sie denn Ihre unberufene Neugier gar nicht zähmen? Wir stehen in diesem Augenblicke hinter einem de dunkeln Fenster des nächsten Hauses, und lachen Sie herzlich aus; denn wir haben uns die Freiheit genommen, Sie zum Besten zu haben. Uebrigens haben wir die Ehre, uns mit Hintansetzung aller Rück-

sichten, die wir uns als Weltbürger schuldig sind, zu nennen Ew. Wohlgeboren ergebene Diener,

die Schreiber dieser Attrappe."

„Nicht übel!" sagte ich ziemlich laut; verbiß aber meinen Aerger, und war klug genug, mich gar nicht umzusehen; denn entdeckt würde ich schwerlich etwas haben. Der Spaß war eben nicht übermäßig geistreich, aber der Einfall war doch neu. Ich warf das gelesene Billetchen wieder auf das Straßenpflaster, pfiff das bekannte Lied aus Axur: „Bravo, Biscroma, schön! schön!" und ging weiter, bis ich wohl glauben konnte, daß mich der oder die Spaßvögel aus dem Gesicht verloren haben könnten; dann wartete ich einige Augenblicke, und kehrte um. Die Häuser, vor denen ich das Billetchen gefunden, hatte ich mir ungefähr gemerkt; jetzt stellte ich mich in eins derselben, und gab Acht, ob irgend etwas die Aufmerksamkeit der Schreiber desselben verrathen würde. Es war schon ziemlich spät, also der Theil der Kochstraße, in den dies geschah, sehr einsam. Das Billetchen, welches ich vorher erbrochen, lag noch auf dem Damm, und war ziemlich leicht zu bemerken. Mehrere gingen vorüber; endlich stand Einer still, er besah das Briefchen mehrmals, sah sich um, ob ihn auch Niemand bemerke, steckte es dann rasch in die Tasche, und ging weiter.

Der ist klüger als du, dachte ich bei mir selbst, er spart sich den Aerger bis zu Hause, und macht

den Spaßvögeln nicht die Freude, ihn auslachen zu können.

Horch! da wird ja ein Fenster über mir aufgemacht. Mehrere Stimmen flüstern und lachen zusammen. Da fliegt schon wieder ein Briefchen! Ach so! also in dem Hause, wo ich stehe, macht man sich das Späßchen so auf eigene Hand?! Na wartet! Ihr sollt an mich denken! Das Geflüster dauerte fort. Das sind ja gar Frauenzimmer? Hab' ich es mir doch beinahe gedacht! — Das Fenster war in der ersten Etage; ich steige die Treppe hinauf, lese bei dem Schein der Hauslampe die Klingelschilde an den Thüren, und finde, daß der Geheime Rath P***** die ganze erste Etage bewohnt.

Gut, das werde ich mir doch merken!

Jetzt verlasse ich das Haus, schleiche die Reihe der Häuser entlang, kehre dann an der nächsten Ecke um, und finde nun *zufällig* das vorhin hinunter geworfene Billetchen. Ohne mich umzusehen, oder Neugierde zu verrathen, stecke ich es zu mir, und lese es, als ich die Kochstraße schon verlassen. Dies lautet schon anders:

„Lieber Andreas!

Leider fesselt mich ein plötzliches Fieber an mein ...mmer. Ich kann Dich morgen bei dem Nachgraben ...t unterstützen. Du mußt allein den Beutel mit ...0 Stück Louisd'ors wieder der Erde entreißen, ... der französische Oberst bei seiner Flucht aus Berlin ...mals vergraben hat. Verrathe um Gotteswillen

nicht, wie wir hinter das Geheimniß gekommen sind, und eile, denn Du weißt, daß die rechtmäßigen Eigenthümer unterweges sind, um das Geld auszugraben. Ich schicke Dir die genaue Beschreibung der Stelle mit, wo das Geld liegen soll; benutze sie wohl, und komm sogleich zu mir, wenn Du das Geld hast. Um keinen Argwohn zu erregen, schicke ich Dir diese Zeilen durch meinen kleinen Jungen, der dumm und vergeßlich genug ist, um uns nicht zu verrathen. Sey vorsichtig und schnell in Allem, was Du thust. Bedenke den sicheren Gewinn von 1000 Louisd'ors.

Bis auf Wiedersehen Dein

Louis."

Auf einem darin liegenden Blättchen stand eine genaue Beschreibung des Ortes, wo der angebliche Schatz gegraben werden sollte. Es war auf einem Kartoffel-Felde vor dem Stralauer Thor, nicht weit von der Stadt-Mauer, und die Art und Weise, den genauen Ort zu finden, so lang und schwierig geschildert, daß gewiß ein ganzer Tag dazu gehört haben würde, um alle die Schritte, Fuße und Zolle zu messen.

Offenbar war dieser Brief in der Absicht geschrieben, den Finder bei der Nase herum zu führen, ich gestehe gern ein, daß es mir wahrscheinlich gegangen seyn würde, wenn der erste Brief mir nicht die Augen geöffnet hätte.

Was war nun zu thun? Zuerst Erkundigungen eingezogen, wer wohl der Schreiber dieser Briefe

Das war nicht schwer. Vor dem Hause, in dem ich das verdächtige Flüstern bemerkt, stand ja ein Dienstmädchen in den Armen eines Cürassiers, der ihr wahrscheinlich viel Wichtiges zu erzählen hatte, denn sie hörte und sah nicht, was um sie her vorging.

Ich wartete, bis der sie umschlingende schwere Cavallerist Abschied genommen, ließ mich dann mit dem anfangs erstaunten Mädchen in ein Gespräch ein, und erfuhr nun bald, daß wahrscheinlich die Tochter des Geheimen Raths, ein muthwilliges junges Ding, sich auf eigene Hand den Spaß gemacht habe, wobei ihr einige ihrer Freundinnen geholfen haben mußten; denn sie hätte sich heute Abend einige gebeten, die auch noch bei ihr wären, und die das Dienstmädchen nach Hause begleiten müsse.

Ein paar Tage darauf bekam die briefslustige junge Dame in der Kochstraße einen Brief, der ungefähr Folgendes enthielt:

„Mamsell!

Wegen des auf meinem Kartoffel-Felde angerichteten Schadens werde ich mich an keinen Andern, als an Sie halten. Ich habe die Kerls verhaften lassen, die vorgestern mein ganzes Grundstück beinahe verwüstet. Sie haben bei der Polizei den Brief deponirt, den sie gefunden zu haben vorgeben, der aber durch die Nachforschungen der Polizei als von Ihnen herrührend erkannt worden ist. Wahrscheinlich wird man auch Sie verhaften: denn man ist bei den fortgesetzten Nach-

grabungen auf den Leichnam eines neugebornen Kindes gestoßen, über den Sie zur Rechenschaft werden gezogen werden. Aus Mitleid mit Ihrer Jugend mache ich Sie auf das Gewitter aufmerksam, das sich über Ihnen zusammen zieht. Ich bedauere Sie, kann Ihnen aber nicht helfen.

W. Schulze,
Besitzer des Kartoffel-Feldes vor dem Stralauer Thore."

Ungefähr eine Stunde darauf, nachdem sie diesen Brief empfangen haben mußte, klingelte ich an ihrer Thür, und fragte nach Mademoiselle P*****. Ich fand sie mit rothgeweinten Augen; als ich mich aber Beamter des Criminal-Gerichts nannte, fing sie heftig an zu zittern, und wollte beinahe in Ohnmacht fallen.

Sie schien zu erwarten, daß nun gleich das Verhör beginnen würde; nach einer langen Einleitung indeß, während welcher sie auf Nadeln zu sitzen schien, fragte ich ganz kalt:

„Hier im Hause soll ja ein Logis zu vermiethen seyn?"

„Nein, das ich nicht wüßte!" stammelte die aus den Wolken Gefallene.

„Nun, so nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie gestört. Ich empfehle mich Ihnen!"

Ihr schien ein Stein vom Herzen zu fallen, als sie mich gehen sah.

Von dem Augenblicke an habe ich die Gute faſt einen ganzen Monat lang mit Briefen, Botſchaften, Erkundigungen und Verladungen geängſtigt.

Schwerlich hat ſie wieder mit Vorübergehenden ſich den Spaß ihrer Correſpondenz gemacht, denn meine Lection war derb.

3.

„Aha! die wollen gewiß heimlich ausziehen und dem Wirthe auf eine feine Weise das „mäßige Honorar" schuldig bleiben!" so sagte oder dachte ich vielmehr, als ich aus dem Erdgeschoß eines unansehnlichen Hauses mehrere Möbel auf sehr gefährlichem Wege durch die Fenster auf die Straße befördern sah. An der Straßen-Ecke stand ein Wagen, auf den so still und behende als möglich Alles aufgeladen wurde. Geschäftige Hände mußten im Hause wirthschaften, denn Küchengeräth, Stühle, Wäsche, Betten, Alles folgte in bunter Ordnung auf einander. Kaum konnten die beiden Männer in Hemds-Aermeln so schnell Alles abnehmen, was sich durch das stets neugebärende Fenster entlud.

Ich stand still, legte mich mit dem Rücken an eine Pumpe, und sah dem Treiben zu.

Das Gespräch der beiden Männer war merkwürdig; Rohheit sprach aus jedem ihrer Worte, Fühllosigkeit aus allen ihren Mienen.

„Das geht gut, Fritze; bald werden wir dem Wirth seinen Zopf fertig haben; — und ein gehöriger wird es, denn er reicht von hier bis in die dritte Scheunen-Gasse!"

„Ich wollte nur, wir hätten die schweren Spinden schon heraus, das Fenster ist so höllisch enge."

„I, davor iſt mir weniger bange, als vor dem Bette, in dem der Alte liegt!“

„Willſt Du denn den auch durch's Fenſter ausziehen laſſen? Ich nähme ihn lieber nicht mit; der Wirth, wenn er morgen früh die Beſcheerung ſieht, wird ihn nicht allein im Quartier behalten wollen; einen alten ſchwindſüchtigen Mann iſt Jeder gern los.“

„Ich wollte nur, ich könnte dem ſchlechten Kerl von Wirth noch einen ärgeren Schabernack ſpielen, als bloß heimlich ausziehen! Verdient hat er es um uns! Bildet ſich der alte Krippenſetzer nicht ordentlich ein, daß ich ihm Miethe für ſein dumpfiges Loch bezahlen ſoll?“

„Hörſt Du wohl? Deine Frau ruft! Du ſollſt an's Fenſter kommen!“

Beide hatten eben einen Tiſch auf den Wagen geladen, und kehrten jetzt zum Fenſter zurück. Ein Frauenzimmer ſprach aus dem Fenſter zu den beiden Männern; ſie ſchien ſehr aufgeregt, denn ſie ſprach ganz laut, obgleich ſie fürchten mußte, dadurch ihr geſetzloſes Treiben zu verrathen.

„Wenn ich Dir nun aber ſage, daß er durchaus nicht will! Er meint, es wäre ſein Tod, wenn Ihr jetzt das Bett aufheben und aus dem Fenſter transportiren wolltet.“

„Ei, was! er kann viel reden! Sollen wir ihn etwa zurücklaſſen, und ihn bei hellem Tage abholen? damit der Wirth uns ſieht und feſthalten laſſen kann? Nein, nein! ſo haben wir nicht gewettet!“

„Aber ſo ſey doch vernünftig! Der alte Mann iſt doch nun einmal mein Vater! Kann er dafür, daß er uns zur Laſt liegt? Wenn wir das Bett aufheben, und das Kopf-Ende zufällig ein wenig tiefer zu liegen kommt wie die Füße, ſo muß er ja elendiglich ſterben!“

„Iſt es meine Schuld, daß er krank iſt? Wenn er bei mir krank liegen und gefüttert werden will, ſo ſoll er ſich auch gefallen laſſen, 'mal ohne Adieu auszuziehen! Steig' in's Fenſter, Fritze; faſſ' das Bett mit meiner Thränendrüſe von Frau an, und ſchiebe es nur heraus!“

„Laß mich nur machen; es ſoll ihm kein Glied davon wehe thun.“

Es dauerte nicht lange, ſo erſchien das Fuß-Ende eines ärmlichen Bettes auf der Fenſter-Brüſtung.

Schwer ächzte eine gebrochene Stimme.

Ein Bett mit einem Menſchen, der ſich nicht regen und bewegen kann, iſt furchtbar ſchwer; das wußte ich aus Erfahrung. Hier fand es ſich beſtätigt. Nur mit Mühe ſchützten ſie es vor dem Umſtürzen. Halb war es aus dem Fenſter, da drängte ſich der eine der beiden Männer, der vorhin hinein geſtiegen war, an der Bettſtelle vorbei und auf die Straße, um nun ſeinem Gefährten von außen zu helfen. Eben wollte er von der Brüſtung auf die Straße ſpringen, da verlor auch die Bettſtelle das Gleichgewicht und ſchoß auf das Pflaſter, wo ſie ſich nun ſchräg anlehnte.

„Faſſ' an, Fritz, faſſ' an! Am Ende macht uns

der Alte noch den Spaß und wird tückiſch. Er wird ſich doch keinen Schaden gethan haben?"

„Sieh' 'mal nach, ob er ſchläft! Er redet ja kein Wort!"

„Alle Donnerwetter, Fritz! der iſt am Ende todt?!"

„Da ſey Gott vor! Was ſollen wir denn thun?"

„Ja, da iſt kein anderes Mittel, als ihn mit auf den Wagen zu laden; wir packen Betten auf ihn, daß Niemand etwas merkt, und bringen ihn zuerſt in's Quartier."

Mit gräßlicher Geſchäftigkeit thaten ſie, wie ſie geſagt, und gleich darauf rumpelte der ſchwere Leiterwagen über das holprige Pflaſter.

Mir ſchwindelte. Ich mußte mich ſetzen, um das Geſchehene denken zu können.

Da ging die Frau mit einem ſäugenden Kinde an der Bruſt und einem Bündel mit Wäſche in der Hand an mir vorüber. Das Fenſter blieb offen. Sie küßte das Kind, und ſummte, es einſchläfernd:

„Putthühnichen, Putthühnichen, was kuhſt uf unſern Hof?
Du pflückſt ja alle Blümchen ab!
Du machſt es gar zu greff."

minal-Commiſſarius an. „Nun hat der ausgelernte Dieb gewiß einem ſeiner Zuhalter ein Zeichen gegeben, und ihn gewarnt! Dann iſt unſer Suchen auch vergebens! — Wenn Du noch einen Laut von Dir giebſt, ſo nimm Dich vor mir in Acht!“

„Nun ſoll man nicht einmal mehr pfeifen!“ brummte der Angefahrene.

In Ricksdorf angekommen, wurden rings um das Dorf Poſten ausgeſtellt; dann gingen einige Gensd'armen hinein, weckten den Schulzen, und wurden von dieſem zu einem Bauer-Gehöft geführt, deſſen Zaun der Länge nach bewacht wurde. Man weckte den erſtaunten Bauer, ließ ſich von ihm die Scheune öffnen, und fand ſechs Kerls von verdächtigem Aeußeren im Heu verſteckt.

Das dumme verwunderte Geſicht des Bauers, der eher des Himmels Einſturz als ſolche Gäſte in ſeiner Scheune vermuthet hätte, läßt ſich nicht beſchreiben.

„Unterdeſſen war eine andere Abtheilung Gensd'armen von Treptow herüber in's Dorf gekommen. Man ſchien auf ſie gewartet zu haben: denn auch ſie hatten ungefähr zehn Perſonen aufgegriffen, denen man anſah, daß man ihnen nicht gern Abends allein begegnete.

Der Criminal-Commiſſarius nahm ſeine Mannſchaft zuſammen, und zog mit ihr nach Britz. Das aufgegriffene Geſindel wurde den ſpäter gekommenen Gensd'armen übergeben, und ich dachte bei mir: Ei, was! wozu willſt Du noch weiter mitgehen? — Der erſte Morgenwind fuhr fröſtelnd an meinem Geſicht

rerüber; ich bleibe hier, und ſehe lieber, wo dieſe Kerls hingebracht werden. Erſt will ich aber doch verſuchen, ob ich in dem Kruge nicht ein Glas Rum bekommen kann; denn der ungewöhnliche Lärm in der Nacht hatte das ganze Dorf munter gemacht.

„Ho! ho! ſo haben wir nicht gewettet! Er will ſich wohl davon ſchleichen? Hier geblieben, oder Ihm fährt ein Donnerwetter auf den Kopf!“ ſo rief mir eine Stimme in's Geſicht, während ſich eine kräftige Fauſt in den Kragen meines Rockes krallte.

„Erlauben Sie, geehrter Gens'darm, ich gehöre ja nicht mit zu dieſen Leuten? Ich bin ein durchaus zufällig anweſendes Individuum!“

„Ah was! ſo können ſie Alle ſagen! Nicht raiſonnirt! Marſch!“

Bei dieſer Apoſtrophe fühlte ich einen harten Körper in meinen Rippen, den ein ſchärferes Nachdenken mich als einen Flintenkolben erkennen ließ. Was ſollte ich thun? Mein Freund war mit dem Criminal-Commiſſarius nach Britz; kein Menſch in der Nähe, der mich kannte, alſo:

Il faut faire bonne mine au mauvais jeu!

ſo dachte ich, und ſchwebte, durch den räthſelhaften harten Körper überredet, mit Grazie und Anſtand der Haſenhaide zu.

Ich ging über dieſelbe Wieſe zum Cottbuſſer Thore hinein, die ich vor wenigen Stunden noch mit einer ſo äußerſt poetiſchen Stimmung überſchritten; nur ſprach mir unter ſo bewandten Umſtänden die Natur

schen Ports für den Soldaten-Brief mußt Du mir aber wiedergeben."

Hastig nahm der Tambour den Brief, erbrach ihn und las. Freudige Erwartung malte sich auf seinem Gesichte, als er ihn geöffnet vor sich hatte, und ich nahm, ohne den Empfänger oder den Absender zu kennen, Theil an dem Brief.

Lauter und immer lauter tobten die Kinder.

„Na nu! Na nu! Siehst Du wohl, Lude, jetzt zieht der Unteroffizier schon die Handschuh an. Jetzt wird der Zapfen gleich gestrichen werden!"

„Wir gehen mit bis um die ganze Kirche herum. Das soll ein Jubel werden?!"

Ich sah wieder auf den Lesenden. Wie ganz anders war der Ausdruck seines Gesichts geworden. Statt freudiger Erwartung las man die peinlichste Spannung in seinen Augen. Er kniff das Papier fest und immer fester. Nicht allein das halbe Licht der eingebrochenen Dämmerung, sondern auch seine trübe gewordenen Augen schienen ihm das Lesen zu erschweren. Plötzlich läßt er den Brief fallen, und schlägt sich vor die Stirn. Er mußte eine sehr traurige Nachricht erhalten haben.

„He-ra — — — — aus!"

rief in langgezogenem starken Ton der Posten vor dem Gewehr. Die Soldaten traten an; der Tambour schwankte auf seinen Posten, während sein Kamerad, der ihm den Brief gebracht, diesen von der Erde aufhob.

„Gewehr auf!“ commandirte der Unteroffizier.

Statt die Trommel vorzunehmen, ſtand der bleich gewordene junge Menſch ſtarr und bewegungslos da; ſein Blick wurzelte in der Erde.

„Na, Tambour! Acht gegeben! es iſt ja: „Gewehr auf!“ commandirt. Trommel umgehängt, und geſchlagen! Was haſt Du denn? Du biſt doch nicht krank?“

„Nichts, Herr Unteroffizier! ich habe bloß eben erfahren, daß meine Braut geſtorben iſt.“

„Dummes Zeug! da kann doch der Dienſt nicht darunter leiden?! Es hat ſchon ausgeſchlagen. Na! wird's bald? Den Zapfenſtreich!“

Und maſchinenmäßig hängte der arme, junge Mann die Trommel um, maſchinenmäßig ſchlug er das erlernte Stückchen. Mit jedem Schlage ſchien es ihn zu durchziehen, wie ein ungeheurer Schmerz, der im grellſten Widerſpruche mit dem endloſen Jubel und dem lärmenden Geſchrei der Kinder ſtand, die dem beneideten Trommler folgten.

Wie Hohn klang das gleichgültige Blaſen der kleinen Pfeife. Neckend äfften die ausgelaſſenen Jungen dem Trommler nach, und ahneten gewiß nicht, daß dem Armen recht unglücklich zu Muthe war.

Den müden Bewohnern der Stadt brachte der Zapfenſtreich Ruhe — dem Trommler eine furchtbare Nacht!

5.

„Und das sollen wir uns so ruhig gefallen lassen? Nein, und wenn ich vierzehn Tage auf Latten käme, der dritte Veritt soll nichts vor uns voraus haben!“

Diese Aeußerung, die ich vor mir hörte, als ich von einem späten Abend-Spaziergang nach der Stadt zurückkehrte, machte mich neugierig, was die acht Soldaten eines Garde-Cavallerie-Regiments wohl vorhaben mochten, die mit schnellem Schritt vom Thore her mir entgegen kamen, und kleine Beile und Stricke in der Hand trugen, mit denen sie auf das nahe Gebüsch zugingen.

„Der dritte Veritt denkt wohl, wir sind dumm, weil wir aus Pommern sind, da müssen wir den ganzen Tag auf Stallwache liegen, und können freilich unsern Eßtisch nicht mit Kränzen und Laubgewinden behängen; aber wart't nur! wir wollen's schon noch nachholen!“

„Das wäre eine schöne Geschichte!“ antwortete ein Anderer; „wenn morgen der Herr Oberst in unsern Speisesaal käme, und sagte: Kinder, nun wollen wir auf die Gesundheit unseres guten Königs trinken! und dann sehen müßte, daß unser Tisch der einzige ist, der keine Kränze und kein Grünes hat.“

„I, da müßte ja das Wetter dreinſchlagen! Das wäre mir ein ſchöner dritter Auguſt ohne Kränze! Nein, und ſollte ich die ganze Nacht in dem Gebüſch Zweige abhacken, und auf der Stube daran flechten, der dritte Veritt ſoll gewiß nichts vor uns voraus haben! Seht 'mal, Kinder, Ihr ſeyd noch von dieſem Jahr, habt alſo noch keinen dritten Auguſt mitgemacht, könnt folglich auch unmöglich wiſſen, was das für ein Ehrentag in unſerer Kaſerne iſt. Erſtlich giebt es einen Braten, der ſich gewaſchen hat, dann werden die Geſundheiten getrunken, dann kommt der Herr Oberſt und das ganze Offizier-Corps zu uns in den Speiſeſaal, dann geht der Scandal los; getanzt und gejubelt wird bis in die ſinkende Nacht; der Herr Oberſt führt die Polonoiſe an, und das Trompeter-Corps bläſt. Das vorige Mal haben wir gar Theater geſpielt! Na kurz, ich ſage Euch, ſo einen Jubel habt Ihr noch gar nicht erlebt.“

Mich freute das natürliche herzliche Gefühl des Sprechers, der, freilich mit etwas rohen Worten, ſo ziemlich das ausſprach, was in der Bruſt eines jeden guten Preußen am Vorabende des dritten Auguſt anklingt. Ich folgte dem fröhlichen kleinen Trupp bis in das Wäldchen, wo ſich Alles ſogleich an die Arbeit machte.

Der Himmel umzog ſich; einzelne Regentropfen raſchelten im Laube der jungen Bäume. Meine luſtigen Guirlanden-Jäger ſtimmten das wohlbekannte Mantel-Lied an, und hatten ſich bald ſo viel Zweige und Laub-

werk herunter gehauen, daß sie fast wie wandelndes Gebüsch aussahen, als sie den Weg zum Thore zurücknahmen. Schon fiel der Regen in stärkeren dichteren Tropfen.

Auf der Chaussee kehrte eben ein ansehnlicher Trupp von Handwerksburschen vom nahen Dorfe in die Stadt zurück. Sie hatten am frühen Morgen einem Kameraden das Geleit gegeben, der auf Wanderschaft ging, waren bei'm Abschiedstrunk bis in die sinkende Nacht sitzen geblieben, und tobten nun Arm in Arm, die ganze Breite der Chaussee einnehmend, dem Thore zu.

Meine beladenen Freunde gingen unter ihrer Last natürlicherweise nicht so schnell, als die jubelnden Handwerksbursche, vermochten auch nicht auszuweichen, da sie kaum um sich sehen konnten, indem ihnen die Blätter und Zweige über das Gesicht hingen.

„Ausgewichen da vorne!" brüllte einer der Altgesellen.

„Na, na! die Chaussee ist ja breit genug!"

„Was raisonnirt der Schaafskopf da vorne unter seinem Lauberhütten-Fest? Das sind gewiß Zimmergesellen, die morgen einen Bau richten wollen, und sich das Laubwerk dazu gestohlen haben?"

„Faßt Euch fest unter; die Stiefbrüder wollen wir umrennen, daß es eine wahre Freude ist. Am Ende giebt es heute vor Schlafengehen noch eine gehörige Prügelei! Das wäre himmlisch!"

Gesagt, gethan. Schon war der gegliederte Phalanx den wandelnden Büschen ziemlich nahe, als die

Soldaten ihre Laſt abwarfen und erwartend da ſtanden.

Von beiden Seiten ſtutzte man, maß ſich mit Blicken, und es dauerte wohl ein paar Sekunden, ehe der Altgeſelle wieder brüllte: „Aus dem Wege, Kommißbrod-Ritter, hier wollen Bürger und Handwerker gehen, und Ihr braucht Euch nicht ſo breit zu machen.“

„Wir ſind weder Kommißbrod-Ritter, noch machen wir uns breit! Wer vorbei gehen will, der gehe vorbei; wir hindern Niemanden!“

„Halt Er das Maul! oder ich dreſche ihm ſeine carmoiſin-vergnügte Jacke ſo voll, daß er morgen Erbſen damit ſieben kann!“

„Oho! iſt es ſo gemeint? Müller, thu' mir einmal den Gefallen, und halte mir die Uniform und Mütze, dem Pechdraht will ich ſchon das Maul ſtopfen! Aber die Uniform könnte im Gedränge Eins abkriegen, und das darf nicht ſeyn, das iſt unſer Ehren-Rock, der darf gar nicht wiſſen, daß wir als tüchtige Soldaten uns prügeln wollen!“

Während der Soldat ſeine Uniform auszog, fragte der Altgeſelle: „Was, Schwerenoth! ſchleppt Ihr denn das Zeugs da in die Stadt? Ihr wollt wohl Stallbeſen daraus machen?“

Ein wieherndes Gelächter aller Geſellen belohnte dieſen Schuſterwitz.

„Nein, Stallbeſen wollen wir nicht daraus machen, ſondern wir bekränzen damit die Büſte unſers Königs

im Speiſesaal; denn morgen iſt der dritte Auguſt, alſo Königs-Geburtstag!"

„Na, dos iſt a holt wos rechts! Der Geburtstag von Eurem König? Da mache ich mir a nit ſo viel d'raus!"

Die Hälfte der Geſellen ſchlug abermals ein Gelächter auf. Der Altgeſelle aber ſagte: „Du, Ober-Oeſterreicher, halt Dein ungewaſchenes Maul; wenn wir Preußen uns auch prügeln, ſo habt Ihr dämlichen Nudelfreſſer doch nicht mit d'rein zu reden, wenn von unſerem König die Rede iſt."

„Und i ſag's holt noch einmal, i mach mir nix aus Euerm König!"

„I, da ſoll ja ein Kreuz-Donnerwetter d'reinſchlagen! Jungens, wer ein guter Preuße und Landwehrmann iſt, der ſtehe mir bei!"

Der Trupp theilte ſich. Die Soldaten hatten ihre Jacken ausgezogen und die Mützen abgelegt, ſtellten ſich zum Altgeſellen und ſeinen Kameraden, und nun begann eine fürchterliche Prügelei.

Mir war es unerklärlich, wo plötzlich alle die Knittel und Stöcke hergekommen waren, die jetzt in Bewegung geſetzt wurden. Genug, es gab Schläge, wie ſie meine kühnſte Phantaſie nicht geahnt hatte. Bald lag die Partei des Ober-Oeſterreichers auf der Chauſſee, und der Altgeſelle commandirte: „Darum keine Feindſchaft nich, Kamerad von der Garde! Wäret Ihr Zimmerleute geweſen, oder hättet Ihr das Laubwerk zu etwas Anderem geſchleppt, als zu Kö-

nigs Geburtstag, so hättet Ihr höllische Prügel besehen können, so aber hat das Ober-Oesterreichische Nudelmaul sein Fett weg, und nun wollen wir Euch tragen helfen. Angefaßt, Jungens! Vival! die Cavallerie soll leben!“

Die Sieger faßten kräftig an. Bald wandelte es wie der Wald von Dunsinan auf der Chaussee, und Alles brüllte unisono:

„Heil Dir im Siegerkranz!“

Am Thor trennte man sich; die Soldaten gingen in die Kaserne, die Gesellen fielen in die nächsten Branntweins-Keller, und ich schlich nach Hause.

6.

Vor einem ärmlichen Hause in der Mauerstraße sitzt eine Frau. — Sie schluchzt. Um sie herum stehen fünf kleine Kinder, die theils weinen, theils auf einer Handkarre spielen, die auf dem Bürgersteige steht.

„Worauf mag denn die warten? Es ist ja schon elf Uhr vorbei — ! — "

Aus dem Hause tönte es wie die Werkstätte eines Tischlers. Bei dem kreischenden Aechzen einer Säge pfiffen die Gesellen ein lustiges Lied.

Ich stand still. — Hier kannst du vielleicht ein gutes Werk thun! war mein erster Gedanke. Mein zweiter: Wie oft bist du schon betrogen worden! Prüfe erst, ehe du handelst!

Kaum fünf Minuten mochten vergangen seyn, als die Hausthür sich öffnete, und ein Mann in Hemds-Aermeln zur Frau sagte: „Na, jetzt ist er fertig! Wenn Sie bezahlt, kann Sie ihn gleich mitnehmen!"

Stumm stand die Frau auf, griff in die Tasche, und ging in's Haus. Zwei ihrer ältesten Kinder, Jungen von acht bis zehn Jahren, folgten ihr, und bald brachten alle Drei einen äußerst roh gearbeiteten, fast nur in den Nägeln hängenden Sarg heraus, den sie auf die Karre setzten.

Die Hausthür wurde hinter ihnen zugeſchlagen. Wieder weinte die Frau, auch die beiden älteſten Kinder.

Das jüngſte, ein kleiner weißhäriger Junge, ſagte zur Mutter: „Ach! laß mich in den ſchönen ſchwarzen Kaſten ſetzen, wenn Du karrſt; ſieh' nur, er iſt ja ganz voller Hobelſpäne.“

Laut ſchluchzte das gequälte Weib. Sie nahm den Gurt über die Schulter, die beiden älteſten Kinder ſpannten ſich an Stricke davor, und ſo karrte der Sarg in die ſchwarze Nacht hinein.

Ich folgte, hielt die Frau auf und drückte ihr einen halben Thaler in die Hand. Lieber Gott, ich habe ja ſelbſt nicht viel! — und wollte gehen.

„Ach, lieber Herr! — Gottes Lohn für Ihre Güte! — Mein guter Mann iſt geſtorben! Ich habe gar nichts, als meine ſechs Kinder, von denen das jüngſte vier Wochen alt iſt! — Das Geld für den Sarg habe ich mir leihen müſſen; aber karren muß ich ihn ſelbſt, ſonſt haben morgen die armen Würmer nichts zu eſſen! Wie mir dabei zu Muthe iſt, kann ich Ihnen gar nicht ſagen.“

Ich ging. Das Herz wollte mir ſpringen! Ich mußte mich auf eine Haustreppe ſetzen. Lange noch hörte ich das dumpfe Rollen des Karrens durch die Oede der tiefſchweigenden Straße.

Endlich hörte es auf! Ich ſtand auf, und ſchlich langſam nach Hauſe. — „Was iſt das?“

An einem Hause wird stark und anhaltend geschellt.

Ein Mann, dem Eile und Hast aus allen Bewegungen sah, rief zu dem zweiten Steck hinauf, wo eben ein Fenster sich öffnete: „Kommen Sie doch rasch! um Gotteswillen! meine Frau fühlt schon Weben! Sie fürchtet, jeden Augenblick niederzukommen! Eilen Sie, liebe Hebamme!

Ich mußte unwillkührlich an Calderon's standhaften Prinzen denken, der das schöne Bild des Todes im Gegensatze zum Leben in einem Sarge findet, der, umgekehrt, zur Wiege wird.

7.

Draußen bei den Scheiben in der Hasenhaide hatte einer meiner Freunde, der gerade sein Militair-Jahr abdiente, Wache bekommen, und da es doch gar so einsam und langweilig in der öden Vretterhütte war, so war ich gern seiner Aufforderung entgegen gekommen, die Nacht mit ihm zuzubringen.

Der Sommer war bald zu Ende; die länger und dunkler werdenden Abende meldeten den Herbst an, und eilig zogen die Wolken in langen zerrissenen Streifen an dem Monde vorüber, als ich aus dem Cottbusser Thore hinaustrat und meinen Weg über die große Wiese gegen die Haide hin einschlug.

Wie wunderbar ist das geschäftig ruhige Thun und Treiben der Natur in einer Mondnacht. Bald strahlte mildes Mondlicht über die ganze Gegend, bald jagte rastlos eine schwarze Wolke an ihm vorüber, und hüllte Alles um mich her in tiefes Dunkel. Stimmen wurden um mich her laut, wunderbar rief und seufzte es in der Luft; unter mir knisterte und bog sich der weiche Wiesengrund, die einzelnen Grashalme beugten sich in seltsamen Seufzen; fern her durchzitterte nie gehörtes und doch bekanntes Klingen die Luft, und

wurde vom Windesweben verſchlungen. Näher und immer näher kam ich dem Walde. Die Bäume rauſchten und ſauſten, der mächtige Nachtwind badete ſich in dem üppigen Blätterſchmuck. Wie Wellen tauchte es auf und nieder. Seltſam beklemmen und wie mit dem Gefühl einer ſüßen Sorge, einer bangen Freude, ſah ich bald das dunkle Blätterdach ſich über mir wölben.

Wer da verſtehen könnte, was die Natur ſo geheimnißvoll in der grünen Waldesnacht ſingt; wer die antworten könnte, liſpelnd ſchwellende Stimme, die ſo vertraulich uns umklingt! —

„Das iſt ja aber doch ein nichtswürdiger Sand!“

Mit dieſer Bemerkung unterbrach die Preſſa meines Körpers höchſt unzart das ſüße poetiſche Träumen meiner Seele.

Bei Pfaffenländers bin ich vorbei, alſo habe ich glücklicherweiſe nicht mehr weit bis zu der Bretterhütte, in der mein armer Freund ſeine Wache thun mußte.

Da ſteht ſie ja! Angeklopft!

„Sacré nom de dieu! qui va là?“ antwortete eine rauhe Stimme, die offenbar Mühe hatte, unter einem wahrſcheinlich ſtarken Barte ſich hervor zu drängen, und die Thür öffnete ſich, nachdem ein ſchwerer hölzerner Riegel zurück geſchoben worden war.

„Kommſt Du endlich? Schon glaubte ich auf Deine Geſellſchaft verzichten zu müſſen. Sieh' Dich ſelbſt um, und ſag' mir dann, ob die Nachtwache hier mich Deinen Beſuch wünſchen ließ oder nicht?“

Ich ſchlug in die dargebotene Hand meines Freundes, nahm auf einem zuſammen gerollten Ballen Zelt-Leinwand Platz, und ſah mich nun um.

Wahrlich! kein einladender Aufenthalt. Rings herum waren Bänke, Schießſtänder und Scheiben neben einander gethürmt, die den ganzen Raum der Bretterhütte einnahmen, überall pfiff der froſtige Nachtwind durch die ſchlecht mit Moos geſtopften Ritzen. Die Thür zitterte unaufhörlich in den Angeln; draußen rauſchten die Bäume ſchauerlich. Der Raum, der für die drei Mann Wache übrig geblieben war, mochte kaum 5 Fuß betragen. Der Unteroffizier und der andere Soldat, beides Neuſchateller, ſpielten, auf der Zelt-Leinwand liegend, beim Schein einer blechernen Stall-Laterne, die kein Glas, ſondern durchlöcherte Blechwände hatte, Karten, und rauchten dabei einen Taback, den ich ſogleich als echten Süd-Uckermärker erkannte.

Ich hatte vortreffliche Havannah-Zigarren mitgebracht, und entſchädigte meinen unglücklichen uniformirten Freund für den ſchmachvollen Dampf, den ihm die ehemaligen Bewohner des Welſch-Neuburger See's zu verſenſumiren zugemuthet.

Trauliches Geſpräch ſchien uns das Oede und Einſame unſerer Lage vergeſſen zu machen, — da — klopfte es ganz leiſe an die Thür.

„Chienne de faction!" grunzte der Unteroffizier; „wer iſt denn nun ſchon wieder da?"

Draußen murmelte es wie mehrere Stimmen. Die Thür ging auf; ein Mann, tief in einen Mi-

litair-Mantel gehüllt, trat herein; durch die geöffnete Thür blinkten Gewehre.

„Sie sind der wachthabende Unterofizier?“

„Ja! Was soll's mit mir?“

„Sie werden so gut seyn, einen Mann hier zurückzulassen, und mit dem andern sich uns anzuschließen!“

„Wer sind Sie? Haben Sie auch das Recht, mich von meinem Posten zu entfernen?“

„Ich bin Criminal-Commissarius der Polizei!“ antwortete der Eingetretene; schlug den dunkelrothen Kragen vom Gesicht, und zog eine silberne Medaille aus der Westentasche, auf die der Unterofizier nur einen Blick that, und dann meinem Freunde befahl, das Lederzeug umzuhängen, die Büchse zu nehmen und ihm zu folgen.

Das that auch ich. Niemand gab auf mich Acht.

Vor der Thür standen vier Gensd'armen, in ihre Mäntel gehüllt, die neben ihren Gewehren Stricke und Handschellen trugen, einige Soldaten, mehrere Polizei-Beamte, und auch ein Jude, der dem ganzen Trupp zum Führer zu dienen schien.

Ohne ein Wort zu sprechen ging Alles auf die Förster-Wohnung am Eingange der Haide zu, in der Hunde-Gebell schon unsere Ankunft verkündete.

„Prächtige Hunde hat der Förster, das muß wahr seyn,“ sagte der Criminal-Commissarius leise zu einem seiner Kollegen; „heute wollte ich aber doch, sie

bellten nicht so schrecklich laut, damit die Schufte keinen Wind bekommen."

Man klopfte. — Im Hause regte sich lange nichts; dann trat der Förster heraus, und fragte, wer da sey?

„Ich bin es, lieber Freund! Kommen Sie rasch heraus, bringen Sie Ihre beiden Burschen mit, und beschwichtigen Sie vor allen Dingen die Hunde. Wir wollen heut' vernehmen, was Sie schon so lange gewünscht."

Der Förster kam. Die Hunde schwiegen. Nur das Rauschen des Windes jagte durch die mächtigen Fichtenstämme. Fern herüber ächzte eine Eule ihren bangen Ruf, der oft im Winde erstarb, oft laut von seinem Wehen geschwellt wurde.

Wieder ging es vorwärts. An der Spitze des Zuges flüsterte der Förster leise und angelegentlich mit dem Criminal-Commissarius. An der Ecke des Waldes machte Alles Halt. Eben brummten alle Thürme in der nahen Stadt die elfte Stunde, da konnte ich meine Neugier nicht länger bezähmen, und fragte einen neben mir gehenden Polizei-Beamten: „Was geschieht denn hier eigentlich?"

Verwundert sah mich der Gefragte an; mochte aber wohl errathen, daß ich nur aus Zufall mich dem Zuge angeschlossen, und erklärte mir leise, daß es in Preußen Gebrauch sey, alle Jahr zu einer gewissen Stunde, im ganzen Lande gleichzeitig, von der größten Stadt bis zur elendesten abgelegensten Waldschenke, von der Polizei Nachsuchungen anstellen zu lassen, um

mit einem Male alles Gesindel und dem Gemeinwohl schädliche Umzügler aufzugreifen. Der Befehl dazu geht in versiegelten Schreiben vom Polizei-Ministerium in Berlin an alle Behörden des ganzen Landes, mit dem Bemerken, die Siegel an einem gewissen Tage zu lösen.

Eine solche battue générale, wie sie der Franzose nennt, der das Mittel zu Napoleons Zeiten auf Conscriptionspflichtige anwenden sah, sollte nun auch heute Nacht stattfinden. Durch ganz Preußen waren in diesem Augenblicke alle Polizei-Beamte in Bewegung, und die Abtheilung, der mich der Zufall angeschlossen hatte, beauftragt, die nächsten Umgebungen der Hauptstadt zu säubern.

Nach einer Viertelstunde ungefähr kamen von mehreren Seiten Leute in Civil-Tracht, die Rapport abzustatten schienen; dann setzte sich Alles in Bewegung, und wir näherten uns einem Kornfeld zwischen dem Ende des Waldes und der auf der Höhe liegenden Poudrette-Anstalt. Das Feld wurde umstellt; mit einem Male flammten rings herum mehrere Laternen auf, und bei dem Scheine derselben konnte man deutlich sehen, daß Menschen in das Korn gegangen seyn mußten, denn die Halme waren unregelmäßig herunter getreten. Es dauerte denn auch nicht lange, so raschelte und bewegte es sich unter dem Getreide. Wie ein Vogel stürzte der Criminal-Commissarius auf die Stelle zu, und brachte einen Kerl zum Vorschein, der ganz verblüfft um sich blickte.

„I ſieh 'mal an, Schulze, was machſt Du denn hier? Vorgeſtern biſt Du erſt aus dem Arbeitshauſe losgekommen, und nun botaniſirſt Du ſchon wieder?“

„Gott bewahre, Herr Commiſſarius! ich bin ganz unſchuldig! Sie denken auch immer was Schlechtes von mir!“

„Wo haſt Du denn den großen Bündel mit Zeug her, der da unten liegt?“

„Gefunden, Herr Commiſſarius, gefunden! Ich ſoll es wohl wieder geſtohlen haben?! O pfui, Herr Commiſſarius! Sie denken auch immer was Schlechtes von mir!“

„Wo übrigens der Alte iſt, werden wohl auch die Jungen nicht weit ſeyn. — Sehen Sie einmal zu, Gensd'arm, ob wir den blonden Seppa, ſeinen Neffen, nicht finden!“

Richtig! Nach acht Minuten brachte der Suchende einen großen blonden Bengel zum Vorſchein, der frech und ſchamlos den Commiſſarius anglotzte.

„Hier finden wir heute nichts weiter; ich kenne meine Leute! Schulz hält ſich nicht mit mehreren zuſammen; er lebt immer allein, und ſtiehlt auch allein.“

„Da haben wir's! Mich muß Einer bei Ihnen verleumdet haben! Ich bin unſchuldig!“

„Marſch! fort!“ — Am Saume der Haide entlang ging der ganze Trupp nach Ricksdorf zu. Als wir an einem Gebüſch vorüber gingen, pfiff der eben aufgegriffene Schulz plötzlich durchdringend.

„Wirſt Du ſtill ſeyn, Kerl!“ fuhr ihn der Eri-

minal-Commiſſarius an. „Nun hat der ausgelernte Dieb gewiß einem ſeiner Zuhalter ein Zeichen gegeben, und ihn gewarnt! Dann iſt unſer Suchen auch vergebens! — Wenn Du noch einen Laut von Dir giebſt, ſo nimm Dich vor mir in Acht!“

„Nun ſoll man nicht einmal mehr pfeifen!“ brummte der Angefahrene.

In Nickelsdorf angekommen, wurden rings um das Dorf Poſten ausgeſtellt; dann gingen einige Gensd'armen hinein, weckten den Schulzen, und wurden von dieſem zu einem Bauer-Gehöft geführt, deſſen Zaun der Länge nach bewacht wurde. Man weckte den erſtaunten Bauer, ließ ſich von ihm die Scheune öffnen, und fand ſechs Kerls von verdächtigem Aeußeren im Heu verſteckt.

Das dumme verwunderte Geſicht des Bauers, der eher des Himmels Einſturz als ſolche Gäſte in ſeiner Scheune vermuthet hätte, läßt ſich nicht beſchreiben.

„Unterdeſſen war eine andere Abtheilung Gensd'armen von Treptow herüber in's Dorf gekommen. Man ſchien auf ſie gewartet zu haben: denn auch ſie hatten ungefähr zehn Perſonen aufgegriffen, denen man anſah, daß man ihnen nicht gern Abends allein begegnete.

Der Criminal-Commiſſarius nahm ſeine Mannſchaft zuſammen, und zog mit ihr nach Britz. Das aufgegriffene Geſindel wurde den ſpäter gekommenen Gensd'armen übergeben, und ich dachte bei mir: Ei, was! wozu willſt Du noch weiter mitgehen? — Der erſte Morgenwind fuhr fröſtelnd an meinem Geſicht

rerüber; ich bleibe hier, und ſehe lieber, wo dieſe Kerls hingebracht werden. Erſt will ich aber doch verſuchen, ob ich in dem Kruge nicht ein Glas Rum bekommen kann; denn der ungewöhnliche Lärm in der Nacht hatte das ganze Dorf munter gemacht.

„Ho! ho! ſo haben wir nicht gewettet! Er will ſich wohl davon ſchleichen? Hier geblieben, oder Ihm fährt ein Donnerwetter auf den Kopf!“ ſo rief mir eine Stimme in's Geſicht, während ſich eine kräftige Fauſt in den Kragen meines Rockes krallte.

„Erlauben Sie, geehrter Gensd'arm, ich gehöre ja nicht mit zu dieſen Leuten? Ich bin ein durchaus zufällig anweſendes Individuum!“

„Ah was! ſo können ſie Alle ſagen! Nicht raiſonnirt! Marſch!“

Bei dieſer Apoſtrophe fühlte ich einen harten Körper in meinen Rippen, den ein ſchärferes Nachdenken mich als einen Flintenkolben erkennen ließ. Was ſollte ich thun? Mein Freund war mit dem Criminal-Commiſſarius nach Britz; kein Menſch in der Nähe, der mich kannte, alſo:

Il faut faire bonne mine au mauvais jeu!

ſo dachte ich, und ſchwebte, durch den räthſelhaften harten Körper überredet, mit Grazie und Anſtand der Haſenhaide zu.

Ich ging über dieſelbe Wieſe zum Teltkuſſer Thore hinein, die ich vor wenigen Stunden noch mit einer ſo äußerſt poetiſchen Stimmung überſchritten; nur ſprach mir unter ſo bewandten Umſtänden die Natur

nicht in tausend heimlichen Stimmen, sondern ich fand, daß der Nachtwind ganz verteufelt kalt geworden war.

Nach einer Stunde wurden wir durch das finstere gewölbte Thor in den Hof der Stadtvoigtei gelassen.

Ich lernte die bekannte Nummer 13 *) kennen, aus der mich erst der nächste Morgen befreite, als ich mich hinreichend legitimirt.

Der Polizei-Rath, der sich des Lachens nicht erwehren konnte, als er hörte, wie meine Verhaftung geschehen, sagte indessen bei meiner Entlassung: „Da Sie zufällig Zeuge der Verhaftung mehrerer äußerst gefährlicher Diebe gewesen sind, so werden Sie wohl die Güte haben, sich jedesmal bei den anzusetzenden Terminen als Zeuge einzufinden. — Kosten werden dadurch unter keinen Umständen verursacht."

*) † † †.

8.

Vier junge Leute ſchritten eilig an mir vorüber. Der Eine trug eine Guitarre, der Andere ein Päckchen Noten, und unter dem Mantel des Dritten ſchimmerte hin und wieder eine Laterne hervor.

Die bringen ein Ständchen, das iſt klar; aber wem? I, das läßt ſich ja leicht erfahren; man braucht nur nachzugehen! Hoffentlich iſt es nicht allzuweit, alſo — nach!

Es war aber doch ſehr weit. Ich war meinem wandelnden Quartett in der Zimmerſtraße begegnet, und hatte das Vergnügen, ihnen bis in die Weinmeiſter-Straße zu folgen.

Hier ſtanden ſie endlich ſtill. Vor einem drei Stockwerk hohen Hauſe faßten ſie Poſto, und flüſterten lange und eifrig zuſammen. Ich hörte nur:

„Nun, Rudolf, gieb a an!“

Der gefällige Lautenquäler wickelte ſeinen Inſtrumenten-Kaſten unter dem Mantel hervor, meiſterte in die Saiten, machte aber zu ſeinem Leidweſen die betrübende Erfahrung, daß die Nachtluft der Stimmung übel mitgeſpielt hatte.

„Kinder! das e hat ſich hölliſch gezogen, ich kann Euch das a nicht angeben!“

Eine unsägliche Bestürzung schien sich über die kleine Gruppe zu verbreiten. Wahrscheinlich waren es Dilettanten, die mit den Anfangsgründen der Musik etwas über den Fuß gespannt waren.

„Wenn wir nur eine Stimmgabel bei der Hand hätten!“

„Darf ich mir vielleicht die Freiheit nehmen, Ihnen das a anzugeben? Ich bin von Profession ein Musici, und sehr gern bereit, Liebhabern unter die Arme zu greifen.“

„Bitte recht sehr! Sie sind sehr gütig, mein Herr!“

„So! das ist das a!“

Da der geehrte Leser mich nicht kennt, also auch unmöglich wissen kann, daß ich von Natur etwas Weniges sehr schadenfroh bin, so füge ich hier ausdrücklich hinzu, daß ich das a anderthalb Töne höher angab, um das Vergnügen zu haben, den ersten Tenor in unerschwinglicher Höhe herumpfeifen zu hören.

So, jetzt sind sie in Ordnung; der zweite Baß hat sein a, der erste Baß sein cis, der zweite Tenor sein e, und der Primo-Tenor, der gewöhnlich der Verliebte unter dem Dilettanten-Quartett ist, klammerte sich krampfhaft an sein a.

Nach einigem kunstmäßigen Räuspern, und der Versicherung des zweites Basses, daß er bedeutend einheimirt sey, begann das vierstimmige Lied.

Heiliger Gott! welche Musik wurde hier verfertigt! Ich dachte an Schiller, und fühlte tief, was er mit den Worten gemeint hat:

Weh' mir, weh' mir, welche Töne!
Wie zerreißen sie mein Ohr! —

Ich entlief. Der erste Tenor pfiff, daß es eine Freude war, zuzuhören. Hoch, hoch, und immer höher trieb ihn der falsch angegebene Ton. Wäre es Tag gewesen, seine Halsadern müßten ein gräßliches Schauspiel abgegeben haben.

Ich dachte, wart'! diesem höllischen Gequik willst du bald ein Ende machen; band mir ein weißes Taschentuch über die Mütze, schlug den Rockkragen über das Gesicht, und suchte mir den Nachtwächter auf.

In der Rosenthaler Straße saß er auf einer Treppe, und dachte darüber nach, welches wohl die richtigste Definition des Wortes: „Ruhepesten" sey.

„Aber, Wächter! Sie sitzen hier ganz harmlos, und geben zu, daß die Leute bei nachtschlafender Zeit gestört werden?"

„Na, was ist denn los? Wer stört Sie denn?"

„I, da haben sich in der Weinmeister-Straße vier junge Bengels vor ein Haus gestellt, und singen, daß es eine Schande und eine Sünde ist. Ich bin in der Nachtmütze aus dem Hause gelaufen, um mir Ruhe zu verschaffen!"

„Na, es ist gut; da werde ich mich gleich d'rein legen!"

Er folgte mir. Ich zeigte ihm die Gruppe, um welche sich schon eine Menge Neugieriger gesammelt hatte, band mir das Tuch unbemerkt vom Kopf, schlug den Kragen zurück, und mischte mich unter den Haufen.

Noch immer pfiff und seufzte der unglückliche Tenor. Bald sollte seine Qual geendet seyn, denn der Nachtwächter unterbrach ihn mit der Frage: „Hören Sie 'mal, haben Sie eine Karte?"

„Eine Karte?! Wozu?"

„Wozu? Na, das ist eine einzige Frage! — Wenn der Gesang nicht von dem Commissarius erlaubt ist, so ist er polizeiwidrig, und darf nicht gesungen werden!"

„Das haben wir nicht gewußt! Also dürfen wir hier nicht singen? Meine Geliebte wohnt aber da im Hause, und der will ich etwas vorsingen!"

„Dann gehen Sie auf den Hof, da wird es Ihnen kein Mensch wehren; aber dieser ruhige Bürger hier" — bei diesen Worten sah er sich nach mir um, erkannte mich aber nicht, da ich das Tuch abgebunden hatte — „dieser ruhige Bürger hier — der nun nicht mehr hier ist — sagt, Sie hätten ihn in seiner Nachtruhe gestört, und das ist auch polizeiwidrig. Also marsch! fort!"

Ich hetzte meine Nachbarn auf. „Das ist ja unverantwortlich von dem Nachtwächter, die Leute hier im Verlaufbaren ihrer Gefühle zu stören!"

„Ja, das ist es auch!"

„Sollen wir das leiden?“

„Nein! Haut dem Nachtwächter die Jacke voll, wenn er hier Leute cujoniren will!“

Das wird gut werden, dachte ich, und zog mich auf den Bürgersteig zurück, um in Ruhe das nun zu erwartende Demelé zu überschauen.

Da rollte ein großer Wagen, wie er gewöhnlich zu Landpartien gebraucht wird, von der Schönhauser Straße her, gerade vor das Haus, dem die vier jungen Herren ihre Liebesseufzer adressirt hatten.

So wie die darauf Sitzenden abzusteigen anfingen, lief plötzlich der Tenorist wie besessen die Straße hinab.

„Schändlich! abscheulich! empörend!“ so rief er seinen Freunden entgegen, als diese ihn eingeholt hatten.

„Was fällt Dir denn mit einem Male ein, Mensch? Erst überredest Du uns, mit Dir ein Ständchen zu bringen, setzest uns dann der Gefahr aus, arretirt zu werden, und jetzt läufst Du mit einem Male, als ob der Kopf Dir brennt?“

„Kinder, ich bin schändlich bei der Nase herum geführt! Eben kommt die Ungetreue mit dem widerwärtigen Lieutenant von einer Landpartie zurück, und mir sagte sie gestern, ich solle nur kommen, und ihr ein Ständchen bringen, sie würde mich erwarten. — Schändlich, bei Gott! — Hätte ich nur den Kerl hier, der uns vorhin das a zwei Töne höher angegeben hat, so daß mir der Kehlkopf ganz geschwollen ist, an dem wollte ich Rache, vollwichtige Rache nehmen.“

Ich ging, dies anhörend, eben vorüber, und fragte mit veränderter Stimme: „Wissen Sie nicht, was es geschlagen hat?“

„Eben Zwölf!“ antwortete ganz heiser und verdrießlich der Tenor.

„Danke! Nun weiß ich doch, wie viel es geschlagen hat.“

9.

Ein winselnder Hund hat für mich etwas seltsam Beängstigendes. Wenn ich einen sehe, der unstät die Augen umher irren läßt, der den Schwanz zwischen die Hinterfüße geklemmt, die Ohren gesenkt, bald hier bald dahin läuft, und doch immer wieder auf einen Punkt zurückkommt, so eile ich nur so schnell als möglich, aus seiner Nähe zu kommen. Ihm fehlt etwas, ihn ängstigt etwas, und daß man eigentlich nicht weiß, was; das ist es ja eben, was uns Menschen so unheimlich, so ängstigend erscheint.

Doch konnte ich einst nicht vorüber gehn, als in der alten Jacobstraße vor einem unansehnlichen Hause ein Hund stand, der an der Hausthür kratzte, und gern im Hause gewesen wäre, das sah ich ihm an. Er sah mich mit seinen treuen Augen so klug und verständig an, daß ich unwillkührlich stehen blieb, und nach der Klinke der Hausthür griff, damit er nur nicht winseln sollte. Vor Freude darüber, daß ich seinen Wunsch verstanden, sprang er an mir in die Höhe, leckte mir die Hand, und drängte sich, als kaum die Thür so weit offen war, daß man eine Hand hätte durchstecken können, in den dunkeln Flur.

„Na, wer ist denn da draußen schon wieder an der Thür!“ bellerte die Stimme eines Weibes aus dem

Zimmer, dessen Glasthür sich unmittelbar auf den Flur öffnete, und kaum hatte sie das gesagt, so sprang die Thür auch schon auf, denn der Hund war an die Klinke gesprungen, hatte diese herunter gedrückt, und stürzte nun, heiser bellend und vor Freude lechzend, in das Zimmer.

„Nun sehe einmal ein Mensch an! Das infame Thier! Da haben wir's! Hat 'er sich gewiß von der Kette losgemacht, und ist seinem neuen Herrn weggelaufen!"

„Ist das Nero, der meine Hände leckt?" fragte schwach und fast gebrochen eine dumpfe Stimme aus einem sehr ärmlichen Bette, das im Alkofen stand.

„Ja wohl ist es die infame hungrige Bestie! Gestern haben Sie ihn verkauft, weil Sie selber kaum genug zu fressen haben, und nun ist das Rabenthier schon wieder hier! Nichts als Plage und Sorge hat man mit Ihnen!"

Bei diesen Worten machte sie die Thür zu, deren Glasfenster ein schmutziger und zerrissener Vorhang aber nur so weit bedeckte, daß ich das ganze Zimmer übersehen konnte. Bücher standen auf einem Stehpult am niedrigen Fenster, daneben auf der Erde lagen Folianten in Schweinsleder gebunden; auf dem halb vollgeschriebenen Papier lag dicker Staub. Möbel waren wenig vorhanden, Kleidungsstücke sah man gar nicht; die Kissen und das Deckbett, in dem augenscheinlich ein Kranker lag, war nicht überzogen; wie es schien, so lag der Patient auf dem bloßen Strohsack.

Ich konnte deutlich hören und ſehen, was in dem niedrigen Zimmer vorging.

„Na, ſo kuſche, Beſt! — Ich begreife gar nicht, Herr Candidat, wie Sie leiden können, daß der ſchmutzige Hund Ihnen die Hände leckt! Ich verreichte ihm Eins, daß er genug hätte, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Candidat!“

„Ach, liebe Frau Günther! wenn ich auch wollte, das könnte ich nicht! Sie weiß wohl, wenn man die Auszehrung hat, hat man oft nicht Kraft genug, auch nur einen Finger zu rühren!“

„Ja, warum haben Sie die Auszehrung? Ich habe es Ihnen oft genug geſagt, Sie ſollten nicht ſo unmenſchlich viel arbeiten, immer bis in die ſpäte Nacht hinein. Nun haben Sie die Paſteie! Lange wird es nicht mehr dauern!“

Bei dieſen Worten fing der Hund fürchterlich an zu heulen. Er hatte ſich mitten in das Zimmer geſetzt, richtete den Kopf an die Decke und wimmerte und heulte, daß es mich durchſchnitt, wie der Schauer des nahen Todes.

„Willſt Du wohl ſtill ſeyn! Was heult der Hund ſo abſcheulich?!“

Die Geſtalt im Bette richtete ſich plötzlich hoch auf, ſtierte mit eingefallenen, faſt gebrochenen Augen auf den grauenhaft winſelnden Hund, und ſank dann wie vernichtet auf das Kiſſen zurück.

Der Hund ließ ſich durch keine Drohungen einſchüchtern. Eintönig und in immer länger gezogenen

nen, quälend heulenden Tönen ſang er ſein unheimliches Lied.

„Hört Sie wohl, Günthern! mein treuer Nero ſingt mir mein Sterbelied. Ich fühle es, das warme Blut dringt mir plötzlich zum Herzen heran! — Es iſt Zeit! — O du, mein Herr Gott! gieb mir einen leichten Todeskampf!“

Vergeblich ſchlug das geifernde Weib auf den heulenden Hund los. Laut auf kreiſchte ſein gräßliches Gewinſel; dann ſank es wieder zu einem dumpfen, faſt lautloſen Aechzen.

„Alſo habe ich vergebens gelebt! vergebens gearbeitet! — Du rufſt mich ab, Unerforſchlicher! — Ach Günthern, hat Sie nicht einen Trunk bei der Hand! — Nero, Nero! quäle mich nicht mit deinem Jammer. Ja, ja! man ſagt, Hunde könnten den Leichengeruch nicht ertragen. Die Füße ſind mir ſchon kalt!“

„Ich ſchlage die Canaille todt, wenn ſie noch einen Muck thut! — Ach, was bin ich für ein geplagtes Weib! — Stirbt der Bettelkerl von Candidat in meinem reputirlichen Hauſe, und muß ich mich auch noch ſo ärgern!“

„Ach, liebe Frau Günthern, nehme Sie es mir nur nicht übel, daß ich Ihr meine Schuld nicht bezahlen kann! Sie weiß ja, daß ich gearbeitet habe, treu und redlich, wie es einem frommen Chriſt gebührt. — Nero, Nero! liebſt du denn deinen alten Herrn gar nicht, daß du ihm ſein Sterbeſtündlein ſo erſchwerſt? —

Wenn ich doch nur etwas höher läge mit dem Kopfe, da könnte ich gewiß beſſer Athem holen!"

Da ſcharrte und kratzte der Hund an dem Boden, dann ſahe er wieder in die Höhe, hob die Schnauze, und wieder begann das gräßliche Geheul.

„Na, ſo heule, daß du ſchwarz wirſt! — Mein Nachbar, der Todtengräber in der Todtengaſſe, wird ſich freuen, wenn er den Geſang hört. Da giebt's Arbeit! pflegt er immer zu ſagen."

„Ach, Günthern! Günthern! kann Sie mir denn gar nicht das Kopfkiſſen ein wenig heben? Mir wird ſchwarz vor den Augen!"

„Hm!" murmelte das Weib vor ſich hin; „nun pflückt er ſchon und zupft an der Bettdecke; das iſt die rechte Höhe! Nun wird's wohl bald vorbei ſeyn!"

Sie ging zum Bett; ſtatt aber das Kopfkiſſen aufzurichten, zog ſie es weg und legte es auf einen Stuhl.

Ein dumpfes Röcheln, dann war Alles ſtill.

Auch der Hund hatte aufgehört zu heulen, und kroch leiſe winſelnd hinter den Ofen.

Die Alte kramte geſchäftig hin und her, ſteckte alle Bücher, die herum lagen, in einen Sack, holte ein Paar Stiefeln und einen Hut aus dem Alkoven, und ſchien das Zimmer verlaſſen zu wollen.

Ich trat von dem Flur auf die Straße. Kalt wehte mich die Nachtluft an. Zwar war es nicht kälter geworden, ſeit ich das Haus betrat, aber es

mochte mir wohl nur deswegen so vorkommen, weil ich ganz im Schweiße war.

Ich eilte nach Hause. Als ich mein Zimmer aufschloß, sprang mir mein Azur munter und ausgelassen entgegen; er wedelte mit dem Schwanz, sprang an mir herauf, und wußte seiner Freude kein Maaß.

Ich weiß nicht wie es kam, aber ich konnte das freundliche Thierchen heut' nicht liebkosen. Immer klang es mir in den Ohren: Man sagt, Hunde könnten den Leichengeruch nicht ertragen!

10.

Der Erbauer der ſogenannten Königsbrücke und der dazu gehörigen Colonaden muß ein arger Pfiffikus geweſen ſeyn. Ich weiß zwar nicht, in welchem Jahre beides eigentlich gebaut worden iſt, aber ich vermuthe, daß es nicht lange nach Erbauung der Königlichen Bibliothek geſchehen ſeyn muß, da beide ausgezeichnete Bauwerke unverkennbar denſelben Stempel der Vortrefflichkeit tragen.

Schwerlich hat der Baumeiſter nun damals wiſſen können, daß einſt ein Theater ganz in der Nähe ſtehen würde; doch muß er etwas geahnet haben, denn aus welchem irgend denkbaren Grunde hätte er ſonſt wohl die Statue des Merkur's und der Thalia dicht neben einander auf die rechte Seite der Colonaden ſtellen können. Merkur, der Gott der Kaufleute und Diebe, hält einen ziemlich gefüllten Beutel in der Hand, lächelt bedeutend, und zeigt mit dem Hermesſtab in die Gegend, wo bei ſeiner Errichtung wahrſcheinlich der Ochſenkopf noch allein ſtand, jetzt aber auch ein Theater ſteht. Thalia wendet dieſer Gegend den Rücken, und ſieht ſehnſüchtig nach der Seite des Stadtgerichts. Ihre linke Hand hält eine erceſtriſche Maske, durch deren offene Augen ſie einen Finger geſteckt hat. Jedes-

mal, wenn mein Weg mich dort vorbei führt, zerbreche ich mir vergebens den Kopf, was der Pfiffikus von Baumeister wohl damit hat sagen wollen.

Aber auch eine interessante Unterhaltung habe ich einst hinter einer dieser beiden fossilen Anspielungen belauscht. Es war nämlich schon sehr spät, und ich auf dem Wege nach Hause, als ein leises Sprechen in der Colonade mich aufmerksam machte. Ich trat hinein, und sah zwei Kerls von verdächtigem Aeußern angelegentlich mit einander flüstern. Als sie meine Annäherung bemerkten, schwiegen sie still, und warteten, bis ich die Colonade wieder verlassen hatte. Halt, dachte ich, hier giebt es etwas zu lauschen, ging in die gegenüber liegende Colonade, bis zu der Stelle, wo der Merkur steht, und schlich dann leise über den Damm hinüber, bis hinter die Statue, so daß die Beiden mich nicht bemerkt haben konnten. Sie sprachen auch in der That ganz unbesorgt weiter; aber ich hatte mich sehr getäuscht; zwar hörte ich genau, was sie sprachen, aber vom Verstehen war keine Rede, wie man nach Folgendem selbst beurtheilen kann:

„Der braune Spandauer hat mir es baldobert!"

„Bist Du Deiner Sache aber auch gewiß? Du weißt, wir haben uns das letzte Mal geklemmt!"

„Ach was, geklemmt! wenn der infame Kerl, der blonde Steinsetzer, nicht einmal wieder gekaspert hätte, so hätten wir das Gepäck in Sicherheit gehabt, ehe die Stiefbrüder uns auf der Hacke waren!"

„Ich habe dem Steinsetzer nie recht getraut! Ging es an's Gampfen, so wollte er nie mit arbeiten; aber das Gepäck wollte er theilen! Auch kann er nicht einmal ordentlich kakumloschen! Ein sicheres Zeichen, daß ihm die anderen Strolche nicht getraut!"

Ich traute kaum meinen Ohren. Eine solche Unterhaltung hatte ich noch nie mit angehört. Die meisten Worte waren mir vollkommen unverständlich. Um etwas besser zu hören, oder die Sprechenden doch wenigstens zu belauschen, wollte ich auf das Piedestal steigen; wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich eben zwischen der Statue und der einen Säule schon einen Menschen eingeklemmt bemerke! Weit riß ich die Augen auf, und starrte den früher Gekommenen an; der aber winkte mir mit der Hand, ich möchte still seyn, was leider nun nicht mehr möglich war; denn ich war wieder vom Piedestal herunter gerutscht, und mußte wohl Geräusch dabei gemacht haben, was ich daraus schloß, weil das Flüstern in der Colonade verstummte, und gleich von jeder Seite ein schwarzer Schatten aus den Säulen in die Straße schlüpfte.

Noch immer sah ich verwundert meinen Vordermann an, wurde von tiefem Respekt durchdrungen, als ich den offiziell dunkelroth colorirten Kragen des Rockes erkannte, und in dem hoch über mir stehenden menschlichen Wesen einen Polizei-Beamten mir aufgehen sah, der mich folgendermaßen apostrophirte:

„Herr, reitet Sie denn der Teufel, daß Sie mir

hier den schönsten Fang verderben, den die Sicherheits-Polizei seit Jahren gemacht?"

„Entschuldigen Sie, verehrtes Mitglied der hochlöblichen Polizei, wenn meine leicht verzeihliche Neugierde Ihnen, wie Sie sich auszudrücken belieben, einen Fang verdorben hat; aber ich muß aufrichtig gestehen, daß ich durchaus nichts Polizeiwidriges in dem Belauschen zweier Leute finde, die sich gewissermaßen publice expectoriren. Sie müßten denn das hier an der einen Säule befestigte Schild mit der Inschrift: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden," auf mich beziehen!"

„Ach was, Unsinn! so mein' ich es ja nicht!"

„Das ist mir um so lieber, als ich aufrichtig gestehen müßte, daß dieser kategorische Wunsch auch auf Sie anzuwenden gewesen wäre! Sie würden mich aber ungemein verbinden, wenn Sie mir in der Kürze mittheilten, was das für Leute waren, die wir Beide, wie es scheint, in sympathetischer Wahlverwandtschaft, anspruchslos behorcht."

„Das waren zwei der gefährlichsten Diebe in ganz Deutschland! Gauner im umfassendsten Sinne des Wortes! Durch Zufall hatte ich heut' erfahren, daß Beide hier in der Colonade sich treffen und einen Einbruch verabreden wollten, der sie uns in der kürzesten Nacht sicher in die Hände liefern mußte, da stört mich Ihre unzeitige Neugierde."

„Also haben Sie verstanden, was die braven Leute

von baldobern, gampfen und kakumloſchen geſprochen?“

„Das verſteht ſich! Sie ſprachen ja die Gaunerſprache, oder das ſogenannte Rothwälſch!“

„Ah ſo! Hätten Sie dann wohl die Güte, mir das Gehörte zu verdeutſchen?“

Der Gebetene ſah mich groß an, maß mich dann vom Kopf bis zu den Füßen, und ſagte dann: „Wenn Sie die Gaunerſprache lernen wollen, empfehle ich Ihnen Dr. Pfiſter's aktenmäßige Geſchichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Speſſart und im Odenwalde. Leipzig, 1812; und habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

„Gleichfalls!“

So ließ er mich ſtehen. Merkur, Thalia und ich ſtanden alle Drei verwundert. Die erſten beiden blieben aber noch länger ſtehen, und ich ging nach Hauſe.

11.

Eine jung[illegible] elegant gekleidete Dame beg um die Ecke. Wahrscheinlich hatte sie sich bei einem Abendbesuche verspätet, denn sie ging sehr rasch, und vermied ängstlich jeden Entgegenkommenden.

An der französischen Straße trat plötzlich ein junger Mann mit drei Kerls von gemeinem Aeußeren aus einer Hausthür, wo sie das Vorübergehen der jungen Dame augenscheinlich erwartet haben mochten, und als sie so weit entfernt war, daß sie nicht mehr hören konnte, was gesprochen wurde, sagte der junge Mann in leisem und flüsterndem Tone zu den Dreien: „Das war sie! Jetzt nach! aber nicht eher, als bis an der Zimmerstraßen-Ecke!“

Kaum hatte der junge Mann das gesagt, so ging er sehr rasch die französische Straße hinauf, während die drei Männer die ganze Charlottenstraße entlang der Dame nachgingen.

Also an der Zimmerstraßen-Ecke? wiederholte ich bei mir. Nun, meinetwegen! ich habe ja Zeit. Neugierig bin ich denn doch, was da vorgehen wird.

Die vor mir hergehenden drei Leute sprachen so leise zusammen, daß ich, trotz der Stille in den Straßen, nichts hören konnte.

Je mehr wir uns Alle der bezeichneten Ecke nä-herten, je mehr ſchrittten ſie aus, und waren dicht hinter der Dame, als dieſe plötzlich aufſchrie: „Welche empörende Behandlung! — Hülfe, Hülfe!“

Einer der Kerls hatte ſie von hinten umfaßt, während der Andere ſich ganz ſchamlos an die Dame betrug.

Eben wollte ich zuſpringen, als mir ich mein Loos vor Augen ſah; denn ich gegen dieſe drei Herkuleſſe! — O mein armer Rücken!

Das hatte ich aber gar nicht nöthig; denn derſelbe junge Mann, der vor Kurzem mit den Kerls geſprochen, eilte von der Friedrichsſtraße her, ſtürzte ſich wie ein wahrhaft Unerſchrockener auf die Angreifenden, ſchlug dem Einen über den Kopf, daß er zu Boden ſtürzte, gab dem Zweiten eine ungeheure Maulſchelle, und packte den Dritten bei der Bruſt, der ſich auch gutwillig tüchtig ſchütteln ließ.

„Ihr elenden Schufte! Was unterſteht Ihr Euch, auf offener Straße eine Dame anzufallen!? Wartet, ich will Euch lehren, künftig wieder ſo ein Späßchen zu machen. Den Augenblick packt Euch fort, oder die Polizei ſoll Euch auf den Hals kommen!“

Stillſchweigend trollten ſich die drei Kerls.

„Sie ſind ja ganz recht erſchreckt, Fräulein? Erlauben Sie, daß ich Sie bis zu Ihrer Wohnung begleite? Aber, was ſeh' ich? Fräulein von Meinau?! Sind Sie es denn wirklich?!“

„Ja, lieber Herr von Walter, und überglücklich, daß der Zufall Sie gerade in der Nähe seyn ließ, als diese Elenden mich anfielen. Ich bin Ihnen sehr vielen Dank schuldig, und bewundere die wahrhaft männliche Kühnheit und Unerschrockenheit, mit welcher Sie, der Einzelne, sich auf die drei baumstarken Menschen warfen! Ich werde Ihnen das nie vergessen!"

„Sie beschämen mich, mein theures Fräulein! O könnte ich mein Leben für Sie auf das Spiel setzen, dann würden Sie vielleicht glauben, was ich Ihnen stets als das höchste Ziel meiner Wünsche geschildert!"

„Darf ich Sie um Ihren Arm bitten, lieber Walter? Ich bebe noch vor dem Gedanken, was aus mir hätte werden sollen, wenn Sie mir nicht so plötzlich zu Hülfe gekommen wären!"

Das Paar bog in die Kochstraße ein; ich verlor es aus dem Gesicht, denn ich wollte meine drei Geprügelten wieder aufsuchen, um wo möglich den Zusammenhang des sonderbaren Auftritts zu erfahren.

An der Ecke der Schützenstraße sah ich sie noch stehen und Rath halten, in welchen Keller sie sich verkriechen wollten. Ehe sie sich aber noch dazu entschieden hatten, hörte ich so Manches, was mich das Vorgefallene verstehen ließ.

„Donnerwetter! er hat mir aber über den Kopf gehauen, daß mir noch die Ohren summen! Wäre es aus Ernst gegangen, so hätte ich ihn schon bedienen wollen, daß er genug gehabt hätte!"

„Und ich bin doch auch recht natürlich auf die Erde gefallen! Sie hat gewiß nichts gemerkt!“

„Na, der Witz war wieder gut! Zwei Thaler pro Mann, das macht sechs Thaler. Aber das Schönste von der Sache ist, daß wir nächste Woche hingehen und uns noch einmal so viel fordern, sonst verrathen wir Alles!“

„Das heißt nämlich, wenn sie ihn nun wirklich heirathet; denn sonst machte er sich nichts daraus!“

„Pfiffig ist das Ding aber ausgedacht gewesen. Erst hat sie ihn nicht leiden können! — nun bewundert sie seine Tapferkeit! und das kostet ihm nur sechs Thaler! — Hätte er im Ernst mit uns angefangen, so hätte ihm die Geschichte doch sauer aufstoßen können!“

Nun wußte ich genug. Sonderbar, dachte ich, andere Ehen hören gewöhnlich mit Prügel auf; hier fängt einmal eine damit an!

12.

Sieh da! das englische Haus ist ja gewaltig glänzend erleuchtet! Eine Menge von Kutschen war vor der Thür; gewiß eine Hochzeit.

Eine rauschende Musik erscholl aus dem Saale herüber. Kurze, zuckende Rhythmen, Trompeten; das ist gewiß der Kehraus. Die auf dem Flur wartenden Bedienten ermunterten sich, und schickten sehnsüchtige Blicke nach der Treppe, von der ihre Herrschaften hoffentlich bald herunter steigen würden.

Ein Mann, tief in einen Mantel gehüllt, schritt unruhig die Straße auf und ab. Die Kragen des Mantels waren hoch herauf geschlagen, der Hut tief in's Gesicht gedrückt. Oft stand er still, horchte, warf einen unruhigen Blick auf die hell erleuchteten Fenster, und dann kam es mir immer vor, als murmelte er einige Worte vor sich hin, deren Sinn ich nicht verstand.

Der Mensch interessirte mich; ich wußte nicht, warum.

Da stürzte ein junger Mann aus dem Thorweg des Hauses. Er sah erhitzt aus, wagte sich in dem leichten Ball-Costüm in die kühle Luft, und rief: „Der Wagen der Braut; aber rasch! rasch!“

Ein glänzender Wagen rollte aus der Reihe der haltenden Equipagen vor das Haus. Der Bediente ſprang herbei, öffnete geſchäftig den Schlag, ließ die Tritte herunter, und der junge Mann eilte zur Treppe, auf der, nur in einen leichten Shawl gehüllt, eine junge Dame, in der reizenden Parure einer Braut, erwartend ſtand. Lächelnd ſah ſie die Eile des jungen Mannes, den ſie dringend bat, einen Mantel umzuſchlagen. Wer aber nicht hörte, war der Eilige; er zog ſie zum Wagen. Während ſie die Gruppe der harrenden Bedienten durchſchritt, hörte ich: „Alle Wetter, die iſt nicht bitter!“

Auch der Mann im Mantel hatte ſich dicht an den Wagen gedrängt; er ſchien in großer Bewegung, ſein Blick ſtarrte die Braut an; wieder murmelte er etwas. Ich glaubte: Wortbrüchige Elende! zu verſtehen.

Da ſtürmt es von der Treppe herab; junge Männer im feinſten Ball-Coſtüm drängen ſich auf die Straße.

„Halt, halt! So haben wir nicht gewettet! Da haben wir's! Entwiſcht! O ſchändlich, uns ſo um den Spaß mit dem Strumpfband zu bringen!“

„Aber wart'! Du ſollſt morgen geneckt werden! Kommt, Kinder! laßt uns wieder hinauf, wir wollen noch Champagner in den Punſch gießen, und ſehen, ob er uns dann nicht noch beſſer ſchmeckt!“

Unterdeß war der Wagen mit dem jungen Paare

davon gerollt. Der Mann im Mantel rannte wie beſeſſen hinterdrein.

Kann er laufen, kannſt du auch laufen, dachte ich bei mir; denn wiſſen mußt du, was das für ein mißvergnügtes Weſen iſt.

Glücklicherweiſe ging es nicht weit. Der Wagen hielt; der Mantelmann verlor ſich in der Nacht.

Der Schlag flog auf, Braut und Bräutigam entſtiegen dem Wagen. Als ſie aber in's Haus treten wollten, tönte ein ſchmerzlicher Ruf aus der Todtenſtille der öden Straße herüber: „Leb' wohl, Caroline! auf ewig!"

Die Braut ſah ſich erſchrocken um; aber das Zuſchlagen der Wagenthür und das Fortrollen des Wagens hinderte mich, mehr zu bemerken. Braut und Bräutigam waren verſchwunden, der Wagen fort, die Straßen todt und lautlos.

Gute Nacht! dachte ich bei mir, malte mir im Stillen allerlei Bräutigams-Bilder vor, und wollte ſchon nach Hauſe gehen, als der Mann im Mantel die Straße wieder herauf kam, und, nachdem er einen Blick auf die wenig erleuchteten Fenſter des erſten Stocks geworfen hatte, ſich regungslos gegenüber an einen Brunnen poſtirte.

Ein Licht nach dem andern verſchwand; nur in dem letzten Fenſter links, dicht mit ſchweren gelbſeidenen Gardinen verhüllt, brannte eine matte Alabaſter-Lampe. Hin und wieder ſah man einen ſchwarzen Schatten an

den Gardinen vorüber gleiten. Auch das hörte auf! Jetzt erloſch die Alabaſter-Lampe.

Ein Schuß dicht neben mir!

Der Mann im Mantel lag mit zerſchmettertem Schädel auf dem Steinpflaſter, mit der rechten Hand krampfhaft ein Piſtol umfaſſend.

Mich hatte ſein blutiges Gehirn beſpritzt.

13.

Wie wahrhaft königlich und prachtvoll iſt der Anblick des Platzes von den Linden bis zur Schloßbrücke bei'm Einbruch der Nacht, wenn überall das klare blendende Licht der Gasflammen aufleuchtet. In ruhigem Scheine lagert ſich Helle über den Boden der mächtigen Plätze, und läßt die gigantiſchen Umriſſe der Bau-Coloſſe gegen den dunkeln mächtigen Hintergrund des Himmels deutlicher hervortreten.

Gern gehe ich hier ſpazieren. Alles, was mir hier begegnet, hat mit den Mühen des Tages abgeſchloſſen, ſucht Ruhe oder Genuß, und leicht unterſcheidet man in eiligen Schritten deſſen, der ſeiner Familie ſich wieder giebt, von dem langſam erwartenden Gang der Leben und Genuß Suchenden.

So ſchlendere ich auch eines Abends durch den, in der Mitte einer Reſidenz unverantwortlichen Sand des Opern-Platzes, und ſann über griechiſche Baukunſt im Gegenſatz zur Commoden-Baukunſt nach, als ich mehrere Männer in leinenen Jacken und Schürzen quer über den Platz dem Bibliothek-Gebäude zugehen ſah, deren Unterhaltung mir auffiel, und mich veranlaßte, ihnen zu folgen. Einer ſagte zum Andern: „Ich ſage Dir aber, der Thron kann ſich nicht halten, der König muß ja herunter fallen, er mag

wollen oder nicht! Das liegt aber bloß darin, daß die Stände nichts taugen!"

„Ja, was soll man denn da machen? Wir dürfen doch nichts daran ändern! Die Stände sind freilich höllisch wackelig; aber Du weißt ja selbst recht gut, daß das neue Sparsystem uns zu sehr auf die Finger sieht!"

„I, der König könnte sich wohl noch halten, er muß sich nur an die Siegestrophäen anklammern, die neben seinem Throne stehen; aber freilich, die sind auch schon alt: zwar sind sie übermalt, und sehen von außen recht gut aus: aber das Innere ist doch morsch und den Teufel nichts nutz!"

Sonderbar, dachte ich bei mir, die Leutchen discutiren etwas sehr zwanglos über die wichtigsten Interessen des Staats; gewiß sind sie Mitglieder des Vereins für freie Presse, der im sächsischen Voigtlande seinen Sitz hat, und das Licht der Aufklärung auch den Finsterlingen und durchknechteten Norddeutschen, id est Preußen, zukommen lassen will.

Unterdeß waren die Leute hinter dem Gitter des Bibliothek-Gebäudes verschwunden. Ich erwartete ihre Zurückkunft, und sah mich bis dahin ein wenig auf dem Platze um. Der ganze hintere Theil des Opernhauses, in dem sich die Bühne befindet, war glänzend erleuchtet. Am hinteren Eingange fuhren Wagen vor, die, sonderbar genug, mit Mauleseln bespannt waren. Neben der Art von Brücke, die zum Haupt-Eingang führt, hielten 20 Mann Cürassiere auf prächtigen

Pferden, ja, auch ein Pferd aus den Königlichen Marſtällen wurde in der Nähe von zwei Königlichen Stall-Bedienten gehalten. Viele Menſchen gingen, gewöhnlich paarweiſe, das heißt, ein Männlein und ein Fräulein, hinten hinein, und hatten Mühe, ſich durch den Haufen von Jungen und Handwerksburſchen durchzudrängen, welche die Thür belagerten, und ſehnſüchtige Blicke in das Innere ſchoſſen.

Das Theater iſt doch längſt aus, ſo viel ich weiß: nein, noch mehr, heute iſt gar nicht im Opernhauſe geſpielt worden; alſo begreife ich doch nicht, warum ſo viele Menſchen — — „Sagen Sie einmal, was iſt denn eigentlich hier los?“ ſo fragte ich einen der ſchon halb eingeſchlummerten Kutſcher.

„Die Leute von der Comödie haben heute eine Nacht-Probe, weil morgen die große neue oder neu umgearbeitete, oder umgeänderte Oper Cortez gegeben wird, die ſchon ſo oft geweſen iſt, und da haben ſie ſo ſchrecklich viel zu thun, daß ſie ſogar des Nachts probiren müſſen!“

„Ah ſo!“

Die Pferde alſo und die Cüraſſiere wurden heut' dramatiſirt, und die hinein wandelnden Männlein und Fräulein waren wahrſcheinlich zu demſelben Zweck in Bewegung. Hm! ſo eine Nacht-Probe möchte ich wohl einmal ſehen; wenn ich nur wüßte, wie ich mich hineinſchmuggeln könnte; aber ſiehe da! dort ſteht ja eins der großen Fenſter offen, zu denen man kommen

kann, wenn man von den großen Seitentreppen auf dem Geſimſe fortgeht.

Ich verſuchte den angedeuteten Weg, fand aber zu meinem Leidweſen, daß mehrere Straßenjungen eben ſo klug geweſen waren, als ich, und, ſehr natürlich, ſich die beſten Plätze zugeeignet hatten.

Aber ſehen ließ ſich hier bequem, das mußte ich geſtehen; die ganze Bühne war glänzend beleuchtet, gerade, als ob geſpielt werden ſollte. Dicht vor dem Fenſter, an dem ich außerhalb klebte, erhoben ſich in regelmäßigen Abtheilungen die Couliſſen, an deren ſteil in die Höhe gehenden Leitern die Lampen-Anzünder hinauf ſtiegen; in der Höhe, über den Couliſſen, erkannte man durch die Dunkelheit Räderwerk, Taue, Maſchinen, und ſah auf den höchſten Gallerien Menſchen undeutlich hin und her eilen.

Dieſelben Leute, die vorhin auf dem Opern-Platz ſo höchſt verdächtige Diſcurſe geführt hatten, waren jetzt beſchäftigt, auf der Bühne einen Thron aufzubauen, den ſie aus dem Decorations-Magazin im Bibliothek-Gebäude geholt hatten, und ein ſtarker Mann commandirte:

„Charlottenburger Seite 3 Zoll anziehen!“

„Berliner Seite etwas los!“

Das verſtand ich nicht, und fragte daher einen meiner jugendlichen Nachbarn, der ein Stammgaſt an dieſem Fenſter zu ſeyn ſchien, alſo auch die techniſchen Ausdrücke dieſer mir fremden Figuren kennen mußte.

„Sagen Sie einmal, theurer junger Mann! ſind

das Theater-Arbeiter, die dort mit dem wackeligen Thron beschäftigt sind?"

„J, Gott bewahre! Na, Sie müssen auch noch nicht viel vom Theater verstehen! Das sind Königlich Preußische Hof-Theater-Maschinisten!"

„Ah so! Auf die Art sind das auch wohl keine Lampen-Anzünder, die dort an den Leitern hängen?"

„Lampen-Anzünder? Na, das wäre eine schöne Geschichte! Das sind Königlich Preußische Hof-Theater-Illuminateure!"

„Aber, was machen denn die Damen dort hinter den Coulissen, die so kurze Kleider anhaben, und immer die Beine in die Höhe werfen?"

„Das will ich Ihnen sagen: die arbeiten, das heißt travailler, weil sie eigentlich Solo-Tänzerinnen vorstellen!"

„Die Probe ist wohl noch gar nicht angegangen? denn auf dem Theater sieht ja noch Alles in der größten Unordnung herum? Es ist ja schon beinahe 11 Uhr?!"

„Das kommt davon, weil dieses ein Königliches und das vornehmste Theater ist! Mein Vater ist Statist, und der hat mir gesagt, daß die Probe präcise um 9 Uhr angesagt ist; das geschieht aber immer nur von wegen das öffentliche Aufsehen!"

Unser eben so belehrendes als unterhaltendes Gespräch wurde durch ein furchtbares Pferde-Getrappel unterbrochen. Die Cavalleristen waren über die Brücke auf die Bühne gekommen, und ritten nun an den

Lampen herum, wobei eine Maſchine in Bewegung geſetzt wurde, die täuſchend einen Kanonenſchuß nachahmte, und auch ein Lampen-Anz—, nicht doch, ich wollte ſagen Illuminateur — unaufhörlich blitzte.

„Was geſchieht denn jetzt, geehrter junger Mann?“ fragte ich abermals meinen Nachbar; „arbeiten die Pferde auch, was man travailler nennt?“

„Sehen Sie 'mal, liebſter Mann! die Pferde ſind ſo eine große Oper nicht gewohnt; die werden nur deswegen ſo herum geritten, damit ſie nicht morgen Abend wild werden!“

„Aber wozu ſtehen die Männer mit den Blech-Schippen und den großen Beſen da?“

„Die ſind dafür angeſtellt, wenn die Pferde etwa extemporiren ſollten; denn ſehen Sie 'mal, die Pferde ſind die alte Muſik von der Oper gewohnt; wenn ſie nun mit einem Male eine ganz friſche hören, ſo könnten ſie ſich vielleicht wundern, und ein Pferd, was ſich wundert, das ſchlägt gewöhnlich aus.“

„Sehr richtig bemerkt! Sie ſcheinen überhaupt mit den Theater-Angelegenheiten ſehr genau bekannt, mein junger Freund! Spielen Sie vielleicht auch manchmal mit?“

„Leider ſehr ſelten, lieber Mann! In der Zauberflöte und im Bär und Baſſa ſpiele ich gewöhnlich einen Affen; aber mein Vater iſt Statiſt, und der hat es ſchon bis zum linken Hinterfuß gebracht!“

„Bis zum linken Hinterfuß? Das klingt ja ſonderbar!“

„Das heißt nämlich, in Olympia geht er in dem Elephanten, und da wird er jedesmal applaudirt!“

„Alſo, das war Ihr Vater? Freut mich, daß ich eine ſo angenehme Bekanntſchaft gemacht habe! Können Sie mir vielleicht ſagen, was das für Damen ſind, die da ſo emſig ſtricken und von Wirthſchafts-Angelegenheiten ſprechen?“

„O ja! das ſind die Damens vom Chor! Der Herr da, der eben mit ihnen ſpricht, das iſt der Inſpector oder Inſpicient oder Chor-Director, oder ich weiß nicht gleich wer —!“

„Was mag er ihnen denn ſagen? Er ſpricht ja ſehr angelegentlich mit ihnen; ſie ſcheinen aber gar nicht recht darauf zu hören, denn ſie ſtricken ja ungenirt weiter, und ſprechen auch zuſammen? Stille einmal, wir wollen doch horchen —! —

„Sie müſſen einen recht ſüdlich glühenden Ausdruck in Ihren Geſang legen, meine Damen, denn Sie müſſen doch bedenken, daß Sie Mexicanerinnen ſind.“

— „Was haben Sie denn geſtern gekocht? Grüne Erbſen? Ach nein, die ſind mir zu theuer!“ —

„Und dann müſſen Sie beſonders leicht und faſt tänzerartig erſcheinen; denn es wird angenommen, daß ſie alle jung und ſchön ſeyn ſollen.“

— „Wie oft ſtricken Sie denn herum, wenn Sie für Ihren Mann einen Strumpf ſtricken?“ —

„In dem Verführungs-Chor müſſen Sie das as

und b recht ſchmelzend hinreißend und leidenſchaftlich ſingen, denn das ſagt Ihnen ja ſchon der Text:

Was Wolluſt ja mag Süßes haben,
Iſt hier der Lehre der Liebe nur!"

— „Wenn nur die elligе Nacht-Probe ſchon aus wäre! Ich habe zu Hauſe groſſe Wäſche, und die Lauge wird mir noch alle feine Vorhemdchen zerfreſſen!" —

Mit einem Male ſchellte es anhaltend. Das Theater wurde leer. Der Souffleur nahm ſeinen Platz ein. Ein Mann rief: „En place! Meine Herren von das Ballet!"

Die Ouverture fing an, und — die Fenſterladen ſchloſſen ſich von innen, weil einer der Theater-Arbeiter, einer der Königlich Preußiſchen Hof-Theater-Maſchinenmeiſter wollte ich ſagen, mich mit einigen Straßenjungen am Fenſter bemerkt hatte, und wahrſcheinlich eine Profanirung der theatraliſchen Myſterien befürchtete.

14.

Das iſt gewiß ein Liebes-Pärchen!

Ja, ja! die ſind glücklich! Wie ſie ſich ſo eng einander umfaßt haben, als wenn ſie gar nicht wieder von einander laſſen könnten. Wie gern ſehe ich das! Sind auch die Gedanken, die mir dabei aufſteigen, eben nicht die angenehmſten, tauchen auch Erinnerungen in mir auf, die banges Sehnen und das Gefühl, getäuſcht worden zu ſeyn, in meiner Bruſt zurücklaſſen, ſo erfreut mich doch ſtets der Anblick eines Liebes-Paares.

Als ich mich näherte, ging das Pärchen weiter. Ich ſtörte ſie wahrſcheinlich. — Nun, meine Kinderchen, ich will Euch nicht in Eurer vertraulichen Unterhaltung hindern!

Mit dieſen Gedanken ging ich an ihnen vorbei. Mein Geſchäft führte mich nicht weit davon in ein Haus; bald war es abgemacht. Als ich zurückkehren und eben über den Opern-Platz gehen will, ſehe ich daſſelbe Liebes-Pärchen an dem Eiſengitter des Bibliothek-Gebäudes ſtehen und angelegentlich reden.

Daß ich gewaltig indiscret bin, ſagen ſchon meine niedergeſchriebenen Beobachtungen; ich hoffe alſo, entſchuldigt zu ſeyn, wenn ich geſtehe, in einiger Entfer-

nung von den Weiden über das Gitter geklettert, und nun von innen hinter den niedrigen Büschen bis an die Stelle gekommen zu seyn, wo Beide standen. Deutlich konnte ich hören, was sie sprachen.

„Aber ich weiß gar nicht, was Du heut' hast, Louise?' Du bist so niedergeschlagen, so einsylbig, und doch drückst Du meinen Arm so zärtlich, wenn wir neben einander gehen. Was fehlt Dir, Geliebte? sprich!"

„Ach, Carl! Dürfte ich doch nie wieder von Dir gehen! dürfte ich immer bei Dir bleiben! Wie lang, wie qualvoll lang ist mir der Tag, an dem ich Dich nicht gesehen habe — besonders jetzt — seit —"

„Nun, warum sprichst Du nicht weiter? — Besonders, seit Dein Vater mir das Haus verboten hat? Der harte Mann! Unser Glück so zu stören!"

„Nein, Carl, das wollte ich nicht sagen! — O hätte er es früher gethan, ehe — —"

„So? früher gethan? Das muß ich gestehen, ein herrliches Geständniß aus dem Munde der Geliebten!"

„Ach, Carl, Carl! Du verstehst mich nicht, oder willst mich nicht verstehen! Gott, wo nehme ich Kraft her, Dir zu gestehen, was mich schon seit drei Wochen so furchtbar quält und ängstigt!"

„Du machst mich ordentlich neugierig —! Was ist denn schon wieder los? Hat Dein Vater vielleicht wieder etwas von mir erfahren, und Dir dann hinterbracht? Nein, man möchte doch gleich des Teufels werden!"

„Nicht ſo laut, Carl! Um's Himmels willen! da geht eben Jemand über den Platz! — Haſt Du denn gar keine Ahnung, keine Beſorgniß, was mich ſo traurig, ſo ängſtlich macht?"

„Ich weiß gar nicht, was Du willſt? — Was ſoll ich denn für eine Ahnung haben? — Sag' es nur rund heraus! Du weißt, ich kann das lange Rathen nun einmal nicht leiden!"

Laut ſchluchzte das Mädchen jetzt auf. Sie verbarg ihr Geſicht an ſeine Bruſt. Er küßte ihre Stirn, bat und redete ihr zu. — Endlich ſagte ſie mit einer von Thränen faſt erſtickten Stimme: „Carl, Carl! Du haſt mich unglücklich gemacht! ich bin Mutter!"

„I, da ſoll doch auch ein Donnerwetter d'reinſchlagen! Dacht' ich's doch! Nein, ich bin nun einmal zum Unglück beſtimmt!"

„Iſt das Alles, was Du mir auf dies vernichtende Geſtändniß zu antworten haſt? Carl, Carl! was willſt Du thun?"

„Ja, liebes Kind, das iſt leicht gefragt; laß mir nur Zeit, nachzudenken. Du haſt mir ſolch einen Schrecken eingejagt! Das iſt doch ein raſendes Pech!"

„Kannſt Du mich denn nicht heirathen? Dann hätte ich den Muth, meinen Eltern Alles zu geſtehen. Du ſagteſt mir doch, als Du im Anfang in unſer Haus kamſt, Du ſuchteſt eine Frau?"

„Ja, Kind, eine Frau mit Geld? Sieh' nur, ich kann von den 400 Thalern Gehalt kaum allein leben; eine Frau zu ernähren, dazu gehört mehr, viel mehr!"

„Ach, Carl, ich will mich recht einschränken — ich will recht häuslich seyn — das Wenige, was Du hast, recht zu rathe halten — ja, selbst noch etwas dazu verdienen! — aber rette mich vor der Schande und vor dem Zorn meiner Eltern!“

„Liebstes Louischen, das kann ich nicht, wahrhaftig! mit dem besten Willen kann ich das nicht! Deinem Vater gebe ich nun einmal kein gutes Wort. Der alte grobe Schlingel hat mir immer Predigten gehalten, und wie er dann gemerkt, daß ich mir nichts aus seinem Gesalbadere mache, das Haus verboten!“

„Nun, so will ich für uns bitten! Er hat zwar etwas gegen Dich; denn er sagt immer, er hätte so viel Schlechtes von Dir gehört. Aber ehe er zugiebt, daß sein einziges Kind ihm die Schande macht —!“

„Aber so sey doch vernünftig, Louischen! Wovon wollen wir denn leben? Ich kann doch nicht den ganzen Tag zu Hause sitzen? Muß doch manchmal eine Partie Billard spielen! Und dann — das Kinder-Gequarre ist mir schrecklich zuwider!“

„Aber, was soll denn nun, um Gotteswillen, aus mir werden?“

„Ja, was weiß ich's? Es giebt ja Hebammen genug, bei denen man sichere und bequeme Wochen halten kann. In der Zeitungs-Beilage stehen immer welche angekündigt. Dein Vater darf Dich nicht schlagen, das steht im Landrechte, und wenn er es doch thut, dann kannst Du ihn bei'm Vormundschafts-Gericht verklagen.“

„Carl, Carl! haſt Du denn kein Wort des Troſtes, der Beruhigung für mich?“

Weiter konnte das arme geängſtete Mädchen nicht reden; bittere Thränen erſtickten ihre Sprache.

„Na, weine nicht, Louischen! Was geſchehen iſt, das iſt doch nun einmal geſchehen! Ich kann es nicht ändern. Du biſt nicht die Erſte, und wirſt nicht die Letzte ſeyn, der ſo etwas paſſirt. — Im ſchlimmſten Falle bezahle ich Dir die Alimente! Freilich, viel wird es nicht werden; aber wir können dann unſere Bekanntſchaft fortſetzen!“

„Großer Gott! wie tief bin ich geſunken! — O Vater, Vater! Du hatteſt recht! — Mir wird dunkel vor den Augen — ich falle! Halte mich, Carl, ich ſinke um!“

Und wirklich, das junge Mädchen ſank am Gitter nieder. Während ihr Liebhaber vor ſich hin murmelte, und in der größten Verlegenheit ſchien, rannte ich raſch einige Schritte zurück, ſprang über das Gitter, und eilte nun auf die am Boden Liegende zu, um ihr beizuſtehen und ihr zu helfen, wenn ich es könnte.

Wie der Menſch mich auf ſich zukommen ſieht, ſpringt er fort, und verſchwindet in dem Dunkel des mächtigen Platzes.

Da war ich nun mit dem armen Kinde allein! Ich wendete Alles an, was mir gerade beifiel, um ſie wieder zu ſich zu bringen; und es gelang mir endlich auch. Dankbar lehnte ſie ſich auf meinen Arm, ſagte mir die Wohnung ihrer Eltern, bis wohin ich

ſie begleitete. Die überraſchten alten Leute dankten mir herzlich, und luden mich für meine Bereitwilligkeit zum Eſſen ein.

Ich ging nicht hin, weil ich dem bedauernswerthen Kinde nicht hätte in's Auge ſehen können.

Das iſt nun wohl ſchon zwei Jahre her. — Vor einigen Tagen las ich in den Zeitungen, daß ſie einen Pfarrer in Pommern oder Oſtpreußen, ich weiß nicht gleich wo, geheirathet hat.

Ihre Eltern haben, wie ich gehört, ſeit ſie mit ihrem Manne Berlin verlaſſen, um künftig auf ſeinem Pfarrdorfe zu leben, ein kleines anderthalbjähriges Kind zu ſich genommen.

15.

Was das nun wieder für eine Unvorſichtigkeit iſt, die Lampe an das offene Fenſter zu ſtellen! —

Im zweiten Stock erſchien nämlich plötzlich ein Licht, und beleuchtete mit ſeinem hellen Scheine faſt die ganze Straße. Das Fenſter war offen, die Gardinen aber, wie es ſchien, mit Vorſatz ſo weit hinauf gezogen, daß die Aſtral-Lampe nichts anzünden konnte. Hin und wieder unterſchied ſich eine weibliche Form in dem dunkeln Hintergrund des Zimmers. Geſchmackvoll drappirte Vorhänge verriethen ein Bett; alſo wahrſcheinlich das Schlafzimmer.

Wenn die Lampe nun herunter fällt! Eine Zugluft braucht nur an das offene Fenſter zu dringen, dann haben wir die Beſcheerung, dachte ich, und ging fürbaß.

Schöner, grüner Jungfernkranz!
Veilchenblaue Seide!

ſo pfiff ein junger Mann, der mir entgegen kam, und dem wohl auch die Lampe an dem Fenſter auffallen mußte, denn er verwandte kein Auge davon, und pfiff, auf- und niedergehend, immer fort.

Plötzlich wurde die Lampe weggenommen. Das Pfeifen des Jungfernkranzes hörte auf. — Ich konnte

bemerken, daß die Lampe kleingeschraubt wurde. Der Pfiffige war stehen geblieben.

Hier giebt es etwas zu belauschen!

Siehe da! eine moderne bronzene Stutz-Uhr wird auf das Fensterbrett geschoben, das Glas abgenommen, und nach einigem Stellen schlägt es mit einem Male laut und vernehmlich halb Zwölfe.

Der Pfiffikus hatte genau mitgezählt.

Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten!

so antwortete er: das Stichwort mußte richtig gewesen seyn. Die Lampe flackerte wieder hell auf; die Gardine rollte herab, und das Fenster schloß sich.

Eben hatte es Elf geschlagen; ich ging also noch ein paar Straßen auf und nieder; dann war ich wieder auf meinem Posten.

Der Lavendel- und Thymian-Mann stand dicht unter dem Fenster, in dem vor einer halben Stunde die Lampe gestanden hatte.

Ich setzte mich hinter eine Feuer-Tiene. — Horch, das Fenster öffnet sich! — Da klappert etwas! — Es klingt wie Eisen auf Stein! — Plötzlich greift der Mann in die Luft — es blinkt etwas! — Aha, ein Schlüssel! Er öffnete das Haus, schloß es hinter sich, und ich hörte ihn die Treppe hinauf stolpern.

Da saß ich allein, und dachte an dies und das. In dem Fenster Quästionis schimmerte Licht durch die Gardinen. Gott! dachte ich, die arme Frau hat gewiß Zahnschmerz oder Kopfweh, und hat sich den Doctor

kommen laſſen. Wenn ſie nur keine ſchlafloſe Nacht hat —! —

Ein Viertelſtündchen mochte ich wohl ſo geſeſſen haben, da kam ein Mann in einem Mantel, hinter ihm ein Poſtbote mit einem Reiſeſack und kleinem ledernen Koffer; er ging gerade auf das Haus zu, und ſah immer nach dem Fenſter, das auch meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte.

„Na, das trifft ſich ja recht glücklich! Nun iſt meine Frau noch gar nicht 'mal zu Bette. Die wird eine Freude haben! Sie denkt, ich komme erſt morgen. Aber ich will ſie auch recht überraſchen! — Ah, lieber Müller! ſehen Sie doch einmal, wo Sie den Nachtwächter finden, er ſoll mir das Haus aufſchließen!“

Ich rieb mir vergnügt die Hände.

Der Wächter kam. Der Bote wurde bezahlt — das Haus war offen — der alte Herr ſtieg die Treppe hinauf.

Nun wird's kommen!

Plötzlich wird es unruhig in dem Zimmer, deſſen Fenſter heute illuminirt worden waren; ſchwarze Schatten eilen an den Gardinen vorüber! Ich höre ſehr laut reden — dann iſt wieder Alles ſtill. — Hei, hei! da giebt's eine wilde Jagd auf der Treppe! Es poltert furchtbar! — Das Fenſter öffnet ſich — eine weibliche Geſtalt lehnt ſich heraus, und ſieht angſtvoll auf die Thür — dieſe öffnet ſich, und mit unerklärlicher Schnelligkeit flog mein pfiffiger Freund der Länge nach auf das Straſenpflaſter.

Ah ſo! —

„Du haſt genug! Hoffentlich kommſt du mir nicht wieder in's Gehege! — Jetzt hinauf zu dem ungetreuen Weibe, damit die auch ihren Decem kriegt.“

Ach, Herr Je! Ach Herr Je! weinte dieſe und ſchlug das Fenſter zu. Ich ließ den Aechzenden und Stöhnenden auf dem Pflaſter liegen, und pfiff im Vorbeigehen:

Wie lang' bleibt doch der Freiersmann!
Ich kann es kaum erwarten!

16.

Das iſt ja ein unendliches Geſchnatter!

Vor der Thür eines Hauſes, in dem die zweite Etage noch hell erleuchtet war, drängten ſich junge Männer und junge Mädchen, denn eben fing es an zu regnen, und der rings ſchwarz umzogene Himmel ließ fürchten, daß es einen heftigen Guß geben würde.

„Ah, mon dieu! nun fängt es an zu regnen — und dieſe leichten Schuhe!“

„Dürfte ich nicht das Vergnügen haben, Sie nach Hauſe zu begleiten? Mein Schirm iſt ganz zu Ihren Dienſten!“

„Ach, Sie ſind ſehr gütig!“

„Bitte recht ſehr, nicht Urſach! Iſt's gefällig?“

Ein Pärchen hatte ſich zuſammen gefunden, und ging traulich mit einander unter dem ſchützenden Schirm die Straße hinunter.

„Mine! gieb mir doch den Schirm, der Herr Referendar wird mich nach Hauſe begleiten!“

„Aber, Mamſell! die Madame haben mich ja eben geſchickt, daß ich Sie nach Hauſe bringen ſoll, weil der Herr Vater nicht will, daß der Referendar —.“

„Mine, ſey ſtill! wenn Du es wieder ſagſt, bekommſt Du von mir nichts zu Weihnachten, und ich ſag's auch der Mutter, wenn der Dragoner wieder zu Dir kommt!"

Mine ſchwieg. Referendar und Mademoiſelle entſchwebten hinterher. Mine, die ſich das Tuch über den Kopf genommen hatte, raiſonnirte inwendig.

Gleich hinterher kamen drei junge Mädchen, die ſich unter einem mächtigen Schirm zuſammengedrängt hatten und die Röckchen ſo weit aufhoben, daß man den Blick nur ſchwer abwenden konnte.

„Nein, das war einzig! Haſt Du wohl geſehen, Alexandrine, wie ſich die Meyer's zierten? Unausſtehlich! Und die Malvina iſt mir auch ſchrecklich eklig!"

„Haſt Du bloß geſehen, wie ſie angezogen war, Theodore? Das blaue Leibchen, gerade wie die Thekla in Wallenſteins Tod! — Schauderhaft! und die empfindſamen Locken! Gott, die macht ſich lächerlich!"

„Haſt Du wohl gemerkt, wie der Aſſeſſor ſie zweimal bei'm Cotillon ſtehen ließ? Nein, ich denke auch gleich, ich ſoll ſticken!"

„Aber kommt raſch, da geht uns der Lieutenant nach! Ob er wohl an uns heran kommt? Wenn er es thut, geſchieht es bloß Deinetwegen, Theodore!"

„Nein, Deinetwegen, Alexandrine!"

„Nein, Deinetwegen, Hulda!"

Sie biegen um die Ecke.

„Knollig habe ich mich ennuyirt!" ſagte ein junger Mann mit eurang-outang-artigem Backenbart zu

einigen Andern, die ſich tiefer in ihre Mäntel hüllten: „Kein einziges erträgliches Geſicht! Stumpfnaſen und Sprachwerkzeuge, von einem Ohr bis an's andere, ſcheſel! raſend ſcheſel!“

„Na, höre 'mal, die kleine Meyer iſt doch nicht übel!“

„Das iſt Geſchmacksſache; ich ſpüre ſie nicht. Iſt ſchon die rechte Höhe, wenn Eine bei'm Contretanz battirt, und mit Entrechat six vorgeht. Sehe ich ſo Eine, habe ich genug! Die will ſich mit Gewalt unter die Haube tanzen!“

„Nicht eine Einzige war da, die Greſchens hat!“ — Schändlich, auf Ehre! dieſer Mangel geht jetzt in's Weite!“

„Kommſt Du morgen zu Stehely?“

„Vor dem Theater einen Augenblick! — Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

So hatte ſich nach und nach Alles verloren. Die Fenſter oben wurden dunkel, und die Hausthür verſchloſſen. Nur eine Dame ſtand noch auf der Hausſtufe, und ſchien unſchlüſſig, ob ſie ſich in den Regen hinaus wagen ſollte oder nicht. Es fiel mir auf, daß ſich keiner der vielen Herren, die nach und nach das Haus verlaſſen, um dieſelbe bekümmert hatte. Höflich näherte ich mich ihr, und bot ihr meinen Schirm und meine Begleitung bis zu ihrer Wohnung an.

Beides wurde höflich und ſichtbar überraſcht angenommen. Wir gingen. Die Dame hatte meinen

Arm genommen, und ging befangen und verlegen neben mir her.

„Die Gesellschaft war heute ungewöhnlich zahlreich!“ begann ich das Gespräch, indem ich mir das Ansehen gab, als gehöre ich mit zu derselben.

„Ja, der Herr Geheime Rath macht ein großes Haus!“ war die Antwort, die mit einer ungemein sanften, fast klagenden Stimme gegeben wurde.

„Haben Sie fleißig getanzt, mein Fräulein?“

„Ich? getanzt? Ach nein! ich habe Klavier gespielt, als die Andern tanzten!“

Das sagte sie in so eigenthümlich halb scherzendem, halb vorwurfsvollem Ton, daß ich unwillkührlich mich vorbeugte, um ihr bei'm Schein der Laterne, unter der wir so eben vorbei gingen, in's Gesicht zu sehen.

Es war ein häßliches von Pocken-Narben zerfressenes Gesicht.

Sie bemerkte meine Bewegung, blickte mich mit ihren großen Augen freundlich an, und sagte: „Es scheint ja mit Regnen aufzuhören; ich gehe jetzt wohl allein!“

Der sanfte klagende Ton ihrer Stimme hatte etwas so Einnehmendes, daß ich mir im Stillen einen Vorwurf über mein Benehmen machte, und sie dringend bat, mir zu erlauben, daß ich sie bis nach Hause begleiten dürfe.

Bald wurde das Gespräch lebhaft; ich erfuhr, daß der Geheime Rath B., um seine Töchter an den Mann zu bringen, häufig Bälle gab, wo viel getanzt, aber

ſehr wenig gegeſſen und noch weniger getrunken wurde, daß meine Begleiterin eine Jugendfreundin dieſer Töchter ſey, und daß ſie das Pianoforte mit Fertigkeit ſpiele.

„Sie werden ſich wundern," fuhr ſie fort, „daß ich nicht Theil am Tanze genommen; aber ich bin häßlich, und ein häßliches Mädchen iſt der Paria der Geſellſchaft!"

„Erlauben Sie, mein Fräulein!"

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich die Artigkeit, die Sie mir wahrſcheinlich ſagen wollen, nicht annehme. Ich bin mit meiner Häßlichkeit vertraut; ſie iſt mir lieb geworden. Glauben Sie nicht, daß ich murre; mit Geduld und Ergebung trage ich meine Beſtimmung. Ich bin glücklich, denn ich bin fromm und zufrieden! Beides kann ein ſchönes Mädchen unſerer heutigen Welt nicht ſeyn. Wenn meine Jugendfreundinnen zu mir kommen, und mich bitten, Tänze auf dem Pianoforte zu ſpielen, ſo ſteigt wohl hin und wieder der Gedanke in mir auf: Wenn Du hübſcher wärſt, bäten ſie dich vielleicht zum Tanze! Ich bin verlaſſen, ſelbſt unter dem freudigſten Schwarme. Wenn mir die Finger ermüden, ſo kommt wohl die Tochter des Hauſes, klopft mir freundlich die Schulter, bringt mir ein Stück Kuchen und ein Glas Punſch, und bittet: Ach, nur noch einen Walzer! und dann den Kehraus! — Noch bin ich nie aufgefordert worden, mit den Fröhlichen fröhlich zu ſeyn! Noch kenne ich das Vergnügen des Tanzes nicht; aber ich habe meine innige Freude daran, Andere fröhlich zu ſehen!"

„Sie ſind das erſte Frauenzimmer, der ich bis gegnet, mein Fräulein, das ſo ruhig über — —"

„Ihre Häßlichkeit ſpricht?" unterbrach ſie mich. „Wohl möglich; aber Erfahrung giebt Ruhe! Bei andern Mädchen, die auch eben nicht hübſch zu nennen ſind, mag der Zweifel daran noch hin und wieder Troſt gewähren, und zu Anſprüchen in der Welt ermuntern! Bei mir aber iſt jeder Zweifel verſchwunden; ich bin wirklich ſehr häßlich, und daran gewöhnt, daß man es mich empfinden läßt!"

„Wer könnte wohl ſo ungezogen ſeyn, und —"

„Jedermann, mein Herr! Ein ſchönes Mädchen iſt das Meiſterſtück der Natur! Sie braucht nur zu erſcheinen, um zu gefallen, zu feſſeln, anzuziehen! Jedermann naht ſich ihr gern, und findet er auch, daß der Geiſt, die Bildung, das Gemüth der glänzenden Außenſeite nicht entſpricht, ſo ſonnt er ſich doch gern in der Schönheit göttlichem Strahl! Ein häßliches Weib iſt das ewige Nein der Schöpfung! Mag ſie gebildet ſeyn, mag ſie mit Gewiſſenhaftigkeit ihre Pflichten erfüllen, mag ſie Meiſterin in Allem ſeyn, was weibliches Geſchick und Ausdauer leiſten kann: man vermeidet ſie. Das häßliche Geſicht ſtößt auch Wohlwollende zurück. Nichts zieht den Menſchen zur Häßlichkeit. Man hat die Kreuzſpinne gern an Reben-Geländern, damit ſie die Fliegen abhalte; aber im Zimmer zertritt man ſie. Man läßt mich Clavier ſpielen, wenn Mädchen meines Alters und Standes ſich vergnügen; aber man läßt mich unbegleitet, unbeſchützt

nach Hauſe gehen, denn ich bin häßlich. Ich bin die Vertraute aller kleinen Geheimniſſe meiner Freundinnen, denn ich bin keiner gefährlich. Mit einem Mann iſt das anders. Auch der Häßlichſte kann gefallen, Theilnahme erwecken, Freundſchaft und Liebe finden. Ein häßliches Mädchen kann das nicht! — Aber ich werde viel zu ernſthaft! — Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie langweile; aber ich konnte heute mich des bittern Gefühls nicht erwehren, als ich ſah, daß ich doch ſo ganz allein in dieſer weiten Welt ſtehe, und warum? Weil ich die Pocken gehabt! — Hier iſt mein Haus! Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Aufmerkſamkeit!"

Damit ging ſie in das Haus; ich merkte mir die Nummer, und ging dann auch nachdenkend die Straße hinab.

Ich weiß nicht, wie es kommt; aber wenn ich jetzt manchmal an jene Straße komme, biege ich um, und denke an das häßliche Mädchen. Sie hat Recht. Ich möchte ſie nicht noch einmal nach Hauſe begleiten. Das Geſpräch mit ihr hat mich lange Zeit trübe geſtimmt.

17.

„Ich bin der glücklichſte Menſch unter Gottes Sonne, Freund!“

„So?“ rief ich verwundert, „wo kommt denn dies plötzliche Uebermaaß von Glück her? Geſtern warſt Du noch ſo melancholiſch, daß Du allen Deinen Freunden wie ein wahres Bild des Jammers vorkamſt.“

„Sie hat mir geſchrieben — ſie will mich ſprechen, — ſie liebt mich — ich bin der glücklichſte Menſch unter Gottes Sonne!“

„Das haſt Du mir ſchon einmal geſagt! Sey aber ſo gut und erzähle mir Dein Glück hübſch nach der Reihe.“

„Du kalter Klotz! — Aber was ärgere ich mich auch? Du haſt keinen Funken von Poeſie in Deinen Adern und kommſt mir immer vor wie eine ſiebenmal durch die Retorte getriebene Proſa. Mit einem Worte, Du weißt, daß ich meine himmliſche Adelaide liebe, daß ich ſie anbete; vorgeſtern habe ich ihr in einem Briefchen meine Liebe geſtanden, und mit reellen Abſichten gewinkt, auch ein Wörtchen von baldiger Anſtellung und hoffentlich glücklichem Examen fallen laſſen.“

„Ja, wenn es Gottes und der Conſiſtorial-Räthe Wille iſt.“

„Unterbrich mich nicht. Heute hat ſie geantwortet, das himmliſche Weſen!! — Ich ſoll heute Abend nach 10 Uhr vor ihr Fenſter kommen. Dort will ſie mich ſprechen — das heißt, wenn die Eltern auf der andern Seite zu Bette gegangen ſeyn werden. Iſt das nicht recht romantiſch? Iſt das nicht zum Entzücken?“

„O ja! — Wäre aber nicht übel, wenn die Sache bei Tage abgemacht werden könnte.“

„Gott bewahre, bei Nacht iſt es weit romantiſcher. Du mußt mich begleiten und Acht geben, damit wir nicht verrathen werden.“

„Ja doch, ja! Ich ſehe ſchon, los komme ich von dem Liebesdienſt nun einmal nicht, alſo ſprich mir nur nicht mehr viel davon, ſondern laß mich arbeiten. Um 10 Uhr kannſt Du mich abholen und dann das noch etwa Nöthige, aber möglichſt kurz, mittheilen.“

Nur mit Mühe unterdrückte mein verliebter Freund noch einige Exclamationen, verließ mich und fand ſich Abends um halb Neun ſchon ein, indem er mich ohne Aufhören quälte, doch zu eilen.

Um 9 Uhr hatte er mich denn auch richtig vor das Haus geſchleppt und ich maß ſchon in Gedanken die entſetzlich langweilige Stunde, die ich noch zu warten hatte. Da — geſchah oder begab ſich etwas, was mir die gefürchtete Zeit kurzweilig genug machte.

Es fuhr nämlich ein Wagen mit „Donner-Gepol-

ter" an das Haus, auf dem drei Bauernknechte in Jacken und hohen Wasserstiefeln drei Pferde echt Märkischer Abkunft lenkten. Neben den drei respektiven Knechten befanden sich auch einige Karren, große Schippen und sogenannte Dreizacke, vulgo Mistgabeln.

Mit innerlicher Genugthuung und dem Kitzel der Schadenfreude sah ich diese Apparate gerade unter dem Fenster abladen, an dem meinem verliebten Freunde die Sonne seines Glückes aufgehen sollte. Nur mit dem Auge an den glücklichen Scheiben hangend, die ihm vor der Hand noch den Gegenstand seiner Sehnsucht verbargen, achtete er auf nichts, als auf den Lichtschein bei den Eltern; wenn der verschwand, erblühte ihm ja hohe Götterwonne.

„Freund," sagte er schwärmend, „fühlst Du denn gar nicht, wie uns nun bald die höchste Poesie des armseligen Menschenlebens aufgehen wird? Jedes Atom in mir jubelt auf in Freude und Entzücken. Liebe, Liebe heißt die mächtig bewegende, erregende Urkraft der Welt. Ist sie still und herrlich im Menschenherzen herangereift, so klingen ihm Sphären, rauscht ihm die geheimnißvolle Stimme der schaffenden Natur, erjauchzt —"

„Aber Donnerwetter, das stinkt ja niederträchtig!" so unterbrach ich den Schwärmenden, und von der penetranten Wahrheit meiner Bemerkung überzeugt, bewaffnete auch er sich mit einem Schnupftuche, das er fast krampfhaft in die weit offenen Nasenlöcher drückte.

Die ſtillfreundliche Beſchäftigung der drei Knechte hatte begonnen. Sie räumten die auf dem Hofe des Hauſes befindliche Kloake aus und beabſichtigten, bei dieſem holden Geſchäft wahrſcheinlich die ganze Nacht zu verharren, da der Wagen ſich offenbar für die Aufnahme bedeutender Quantitäten eignete.

„Nein, das iſt doch ein raſendes Pech! Müſſen dieſe Flur-Bewohner gerade heute ſich landwirthſchaftlicher Manipulationen ergeben — heut, wo ich das ſüße Geſtändniß ihrer Liebe aus ihrem göttlichen Roſenmunde vernehmen ſoll. Aber halt — ſiehſt Du nicht eine weiße Figur dort am Fenſter? — ja, ſie iſt es — mein Herz ſagt es mir, ſie iſt uns nah.“

In der That öffnete ein junges Mädchen das Fenſter, legte ſich heraus, und ſchien eben den Mund zu der Frage öffnen zu wollen:

„Sind Sie es?“

Da fuhr ſie wieder zurück, legte die Hand in ſchützender Stellung an ihre holde Naſe, rief ziemlich laut: „Pfui, wie eklig!“ — und ſchloß das Fenſter.

Damit war das Rendezvous zu Ende — ich glaube es wenigſtens, denn der hölliſche Duft vertrieb mich gleich nach dieſer Interjection. Verzweifelt blieb mein liebeskranker Freund zurück und hat ſich wahrſcheinlich an den Flur-Bewohnern gerochen.

18.

„Mein Gott, mein Gott! was ſoll ich anfangen? was wird aus mir werden?“ ſo rief ein junges, dem Anſchein nach kaum 15jähriges Mädchen, die ſchluchzend und händeringend vor einer Hausthür ſtand und ängſtlich bald auf ein ſchwach erleuchtetes Fenſter im erſten Stock, bald die Straße hinunter ſah, als erwarte ſie Jemanden.

„Was fehlt Dir, mein Töchterchen?“ fragte ich ſie, und glaubte ſchon, daß hartherzige Verwandte das arme Ding ausgeſperrt oder gar verſtoßen hätten.

„Ach Gott, es iſt ſchon ſo ſpät in der Nacht — und die Madame kommt noch nicht! — das arme Kind — wenn ſie nur den Drücker nicht mitgenommen hätte — ach, was wird der Herr ſagen, wenn er von der Meſſe wiederkommt.“

Aus dieſen abgebrochenen und durch Schluchzen undeutlichen Worten konnte ich nichts entnehmen, was mir den Grund des Klagens erklärt hätte. Freundlich tröſtend redete ich ihr zu, und erfuhr mit Mühe, daß ihre Madame mit einem jungen Manne auf den Ball gefahren war, daß der Herr zur Meſſe nach Frank-

furt gereiſt ſey, und daß das Kind, deſſen Wärterin ſie war, plötzlich während der Abweſenheit der Mutter von einem heftigen Huſten befallen worden wäre. Aengſtlich gemacht durch den immer ſtärker werdenden Huſten war ſie aus dem Zimmer geeilt, hatte die Thür hinter ſich verſchloſſen, den Schlüſſel mitgenommen und war zu ihrer Tante gelaufen, die ihr ein Töpfchen mit Syrup und Chamillenthee für das kranke Kind gegeben. Damit war ſie zurückgekommen, fand aber, als ſie die Thür öffnen wollte, daß ſie in das Drückerſchloß gefallen ſey, welches von außen nur mit einem Schlüſſel, von innen aber mit einer Klinke zu öffnen war. Den Schlüſſel hatte Madame mitgenommen, warum, wußte ſie nicht.

„Nun, nun, beruhige Dich nur, liebes Kind, es iſt ja ſchon 11 Uhr vorbei. Deine Madame wird ja nun wohl bald kommen. So ein Huſten iſt bei kleinen Kindern etwas ganz Gewöhnliches und geht bald vorüber.

„Nicht wahr, lieber Herr? Ach Gott, das glaube ich auch. Um Neun ging ich weg, nach Zehn kam ich wieder, da hörte ich an der Thür, daß der Huſten ſchon viel ſchwächer geworden war — dann war ich vor einer Viertelſtunde wieder oben, und da hörte ich gar nichts mehr — gewiß iſt der kleine Engel eingeſchlafen; aber was wird Madame ſagen, daß ich weggegangen bin?“

Während ſie noch ſo ſprach, raſſelte ein Wagen

die Straße herauf. Er lenkte gerade auf das Haus zu, hielt und der Schlag flog auf.

Ich war mit dem zitternden Mädchen in den dunklen Flur hinter die Hausthür getreten, und sah, wie ein junger Mann im geschmackvollsten Ball-Anzuge eine Dame aus dem Wagen hob, die, in Mantel, Shawl und Boa gehüllt, rasch und mit einem scheuen Blick auf die Fenster der Nachbarhäuser über das Trottoir zur Hausthür schritt. Ihr Begleiter warf dem Kutscher ein Trinkgeld zu und eilte der Dame nach, während der Wagen davon rasselte.

„Mein Gott, Sie lassen ja den Wagen fortfahren, Herr Baron? Wollen Sie denn in den dünnen Ballschuhen allein nach Hause gehen?“

„Nichts weniger als das, reizende Alexandrine! Wie, ich sollte nach einem so himmlischen Abend schon die Oede meiner vier Mauern suchen? Nein, Sie müssen mir erlauben, mich erst ein wenig bei Ihnen zu erholen, mit Ihnen zu plaudern, Ihnen zu sagen, welche Gluth der heutige Abend und Ihre Gesellschaft in meinem Herzen entzündet.“

„Wo denken Sie hin, Herr Baron? Was würde mein Mann sagen, wenn er das erführe?“

„Wenn er es erführe, würde er wahrscheinlich etwas brummen, wie seine liebenswürdige Art ja stets ist, aber er erfährt es nicht. War ich etwa nicht selbst Zeuge, wie Sie heute, als ich Sie abholte, der Amme erlaubten, heute Nacht bei ihrer Cousine zu schlafen? Das unbedeutende Ding, das Kindermädchen, wird uns

nicht verrathen und dann haben Sie ja auch den Drücker mitgenommen.“

„Sie ſind ein Böſewicht, Baron, für Alles wiſſen Sie Rath. Nun, ſo kommen Sie denn, aber keine Unbeſonnenheit, keinen Mißbrauch meiner Güte, oder ich werde ernſtlich böſe auf Sie!“

Beide eilten die Treppe hinauf. Das Mädchen wollte eben ſprechen, ihrer Herrſchaft nachrufen, aber ich hielt ſie noch zurück und ging erſt dann mit ihr nach, als ich hörte, daß die Thür der Wohnung geöffnet und wieder in das Schloß gefallen war. Wir klopften leiſe, hörten im Zimmer leiſes Flüſtern und ſtanden vor der beſtürzten Frau, als die Thür ſich öffnete und ſie ihr Kindermädchen mit einem fremden Manne eintreten ſah.

„Was wünſchen Sie, mein Herr? wer ſind Sie, was führt Sie zu ſo ungewöhnlicher Zeit in meine Wohnung?“

„Verzeihen Sie meine Sorge für Ihr Kind, Madame, Ihr Kindermädchen hat ſich durch Zufall ausgeſperrt und das Kind krank in der Wohnung zurückgelaſſen. Da ich weiß, daß Ihr Herr Gemahl zur Meſſe gereiſt iſt, ſo komme ich, um Sie zu fragen, ob Sie meiner Hülfe bedürfen?“

„Mein Kind krank?“ ſchrie, halb mit der Verlegenheit der überraſchten Sünderin, halb mit dem Gefühl der erwachenden Mutterliebe, die Angeredete und eilte zur Wiege des Kindes, während der junge Mann

die Thür zu gewinnen ſuchte und die Handſchuh vor Verlegenheit zerzupfte.

„Herr Gott im Himmel! mein Kind iſt kalt, mein Kind iſt todt!“ — Mit dieſem Ausrufe ſtürzte die unglückliche Mutter über die Wiege. Nie werde ich dieſen Augenblick vergeſſen. Da lag das ſchöne Weib ohnmächtig im beengenden, vom wilden Tanz chiffonirten Ballkleide. Die Lippen zuckten in unſäglicher Angſt und unter der Schminke lagerte ſich Todesbläſſe auf das ſchöne Geſicht. Vom höchſten Genuß des Lebens der Freude, der Süßigkeit heimlicher Sünde, hatte ſie das mächtigſte der Menſchengefühle, die Mutterliebe, in den tiefſten Abgrund des Elends geſtürzt.

„Verdammter Zufall!“ murmelte der junge Mann, fuhr ſich wild durch die ſorgfältig gekräuſelten Haare, und ſtürzte die Treppe hinunter und aus dem Hauſe.

Als ich mir alle Mühe gab, die Ohnmächtige aufzurichten, ſtürzte ſie ſtarr und leblos auf den Boden. Der Schlag hatte ſie gerührt.

19.

Eben hatte es Elf geſchlagen. —

Ich wollte noch einmal die Linden hinaufgehen — denn die Nacht war eine der ſchönſten, die man nur genießen konnte. — In blendender und doch ungewiſſer Klarheit lagerte das Mondlicht auf den Kuppen der majeſtätiſchen Linden, ſcharf zeichneten ſich die Schatten auf den breiten und glatten Trotteirs ab. — Alles um mich her athmete Ruhe und feierliche Stille.

Trotz des einladenden Wetters war es leer unter den Linden. Nur ſelten begegnete man einem Pärchen, das, den dunkelſten Schatten der Bäume ſuchend, ſich wahrſcheinlich viel Wichtiges zu erzählen hatte. Auch die Nachtvögel, deren Netzen man ſonſt gerade hier ausgeſetzt iſt, hatten ſich ſchon in ihre Neſter zurückgezogen. Hin und wieder rollte die Pracht-Caroſſe eines Geſandten, oder hohen Staats-Beamten an den Häuſern vorüber — ſie hält — der Schlag fliegt auf — mit klapperndem Geräuſch fallen die Tritte. — Mühſam und ennuyirt wälzt ſich Jemand aus der Tiefe des Wagens heraus — ſchleicht in die

vor ihm aufgeriſſene Thür — der Bediente ſetzt ſich zum Kutſcher auf den Bock, der Wagen fährt weiter. Das Rollen ſeiner Räder erſtirbt in der Ferne — Alles iſt wieder ruhig und ſtill.

Sonderbar! da ſteht ja der Polizei-Beamte noch, den ich ſchon zweimal hinter demſelben Baume getroffen habe. Er hat zwar den Kragen hoch heraufgeſchlagen und ſtatt des Hutes nur eine Mütze — aber unten ſieht die blinkende Säbelſcheide vor.

Wahrſcheinlich gilt es einen wichtigen Fang, dachte ich, denn daß ein Mitglied der verehrlichen Polizei nur den ſchönen Abend genießen ſollte, wenn es eine halbe Stunde hinter einem und demſelben Baum ſtehen bleibt, war mir ſehr unwahrſcheinlich.

Es giebt bekanntlich ein vortreffliches Mittel, zu erfahren, was Jemand vorhat — man bleibt nämlich ſtehen und ſieht, was er beginnt. Dieſes Mittel fiel mir gerade noch zu rechter Zeit ein, als ich eben anfangen wollte, mir den Kopf zu zerbrechen.

Auch ich ſtellte mich hinter einen Baum, aber lange dauerte es, bis ich Gelegenheit hatte, etwas zu bemerken, was mich für meine Aufmerkſamkeit hätte entſchädigen können.

Endlich gewann das Ding einiges Leben. Von der Seite des Pariſer Platzes ſowohl als von der Akademie kamen einige Männer — huſteten abſichtlich, als ſie bei dem beobachtenden Polizei-Beamten vorbeigingen, dieſer erwiederte das Huſten, dann gingen

die Männer vorüber, hielten ſich aber, wie ich genau ſehen konnte, ſtets in der Nähe.

Jetzt konnte ich auch bemerken, daß die Aufmerkſamkeit Aller auf ein Haus gerichtet war, deſſen grüne Jalouſien ſämmtlich feſt zugezogen waren. — Hin und wieder kamen einzelne Perſonen, tief in Mäntel gehüllt, ſchellten an einer neben der Thür hängenden Klingel, aber ſo vorſichtig, daß man kaum den Ton der Glocke hörte, und wurden dann hineingelaſſen, aber die Thür ſchloß ſich jedesmal ſchnell und leiſe hinter ihnen und in dem dunklen Flur konnte man nichts unterſcheiden.

Da trat ein Mann, ebenfalls in einen Mantel gehüllt, aus dem Hauſe, und vor mir flüſterte es: „Das iſt er, nun werden wir ja hören, wie es ſteht!“ Der Mann ging aber nicht auf die vor mir Stehenden zu, ſondern erſt die Häuſer entlang bis zur nächſten Querſtraße, bog dann in die Allee ein, und traf mit den Beobachtenden dicht vor mir zuſammen.

Ich lauſchte und hörte folgende einzelne Worte: „Sie ſind hinten im Gartenhauſe. Nur ein Bedienter an der Thür. — Wohnt Herr Caro-Coeur hier?“

„Vortrefflich!“ ſagte der, dem dieſer Bericht gemacht wurde. „Jetzt iſt keine Zeit mehr zu verlieren; Alles geht auf ſeinen Poſten, wie ich es angewieſen.“

Damit ging Alles auseinander. Der Sprechende mit zwei andern, wie es ſchien, handfeſten Männern, gerade auf das Haus zu, die übrigen poſtirten ſich rechts und links. An der Thür nahmen die beiden Begleiter

ter so Platz, daß sie nicht gesehen werden konnten, wenn die Thür aufging, und nun klopfte der Erstere dreimal kurz und zuckend an. Die Thür wurde geöffnet — der Flur war dunkel — aber eine Figur erschien zwischen den beiden Flügeln des Einganges.

„Zu wem wünschen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Wohnt Herr Caro-Coeur hier?"

„Belieben Sie nur einzutreten, hinten durch die kleine Thür links in den Garten, das Häuschen rechts."

Auf diese Worte trat der Fragende ein, aber kaum war er im Flur, als der Thürhüter, sichtlich durch einen kräftigen Wurf, auf die Straße flog, wo ihn die von beiden Seiten zuspringenden Begleiter des Ersteren so in Empfang nahmen, daß dem Ueberraschten vor Schreck das Wort im Munde stecken blieb. So schnell als möglich entfernten sich die Beiden von der Hausthür, indem sie den verwunderten Thürhüter unter beide Arme faßten und so fest hielten, daß es ihm unmöglich war, loszukommen.

Unterdessen waren mehrere der früher bemerkten Personen näher gekommen und dem Ersten in das Haus gefolgt. Auch mich trieb die Neugierde nach, und da ich ebenfalls einen grauen Mantel trug, so fiel mein Mitgehen gar nicht auf.

Der dunkle Flur war rasch durchschritten, die kleine Thür geöffnet und Alles trat in den Garten, dessen eine Seite ein niedriges Gartenhaus bildete. Durch die Ritzen der mit Läden geschlossenen Fenster brachen helle Lichtstrahlen, die darauf schließen ließen,

daß die Zimmer des Gartenhauses sehr erleuchtet seyn mußten. Der Polizei-Inspektor, denn dafür erkannte ich jetzt den Anführer dieser nächtlichen Expedition, sprach kein Wort, sondern zeigte nur mit dem Finger auf jedes Fenster, wohin sich auch augenblicklich einer seiner Begleiter stellte. Er selbst ging rasch auf die Eingangsthür zu, klopfte abermals in drei kurzen Schlägen, und drang dann, so wie die Thür nur halb geöffnet war, hinein. Wir waren in einem kleinen Vorzimmer, wo Hüte und Mäntel abgelegt werden waren; der Bediente, welcher uns geöffnet hatte, stand starr vor Schreck, faßte sich aber doch, als er den Frager und den Säbel des Inspektors sah und wollte eben nach einer Klingelschnur greifen, die augenscheinlich in das innere Zimmer führte. Wie der Blitz fuhr der Polizei-Inspektor nach dem Arme des Bedienten und rief ihm zwar leise, aber doch mit sichtbar drohendem Tone zu:

„Schulz, nimm Dich in Acht, Du kennst mich, keinen Laut, oder es geht Dir nicht gut!"

Zitternd ließ der Erschreckte die Hände herab sinken.

Ehe der Polizei-Inspektor weiter ging, legte er erst den Mantel ab, setzte einen Hut auf, der ihm von dem begleitenden Gensd'armen gegeben wurde, lichtete die Säbelscheide und trat nun an die Hauptthür, während die Andern mit entsetzlicher Geschwindigkeit alle Mäntel und Hüte aufpackten und damit in den Garten zogen.

Jetzt wurden die Flügelthüren aufgerissen, der Polizei-Inspektor trat in ein hell erleuchtetes Zimmer. In der Mitte stand ein großer Tisch, bedeckt mit einem grünen Tuch, auf dem ein großer Haufe von Goldstücken lag. In der Ecke stand ein kleiner Tisch, auf dem eine Punschbowle und Glühwein dampfte. Rund umher standen wohlgekleidete Personen, von denen viele Orden im Knopfloch trugen. Ein Herr im schwarzen Frack, mit dem eisernen Kreuz im Knopfloche, saß und zog eben eine Taille ab.

Mit wenigen Schritten war der Eingetretene bis an den Tisch, deckte seinen Hut auf den Haufen Gold und sagte zu den ihn Anstarrenden:

„Keiner rühre sich, im Namen des Königs!"

Kaum waren diese Worte heraus, so drängte Alles nach der Thür und den Fenstern. An der ersteren standen indessen zwei Gensd'armen, deren bärtige Gesichter keinen Spaß zu verstehen schienen, und die Läden der letzteren wurden von außen zugehalten.

„Bemühen Sie sich nicht, meine Herren, die Fenster sind bewacht, und an der Thür stehen Männer, die jeder 12 Jahr gedient haben, also ihre Pflicht genau kennen; überdem sind Ihre sämmtlichen Mäntel und Hüte in Beschlag genommen worden — auch kenne ich Sie allerseits sehr wohl. Ich ersuche Sie daher, sich ruhig zu verhalten, oder ich muß unhöflich gegen Sie werden."

Bei diesen Worten hatte er den Hut unter die

eine Seite des Tisches gehalten und ruhig das sämmtliche Gold in denselben geschaart.

Einer zischelte zum andern: „Die Lichter aus, im Dunkeln erkennt man uns nicht!“

Der Polizei-Inspektor, der dies gehört und wahrscheinlich besorgte, der Vorschlag möchte ausgeführt werden, rief nun mit Donnerstimme:

„Wer sich unterfteht, ein Licht auszulöschen, meine Herren, der hat zu gewärtigen, daß ich ihn sogleich unter Bedeckung zur Stadtvoigtei abführen lasse. Die Pritsche ist ein hartes Lager, ich warne Sie, meine Herren!“

Diese Drohung wirkte. Alles war still und wartete, bis der Hut voll war.

Sodann ging es an ein Aufschreiben der Namen, wobei der Fragende sehr genau unterrichtet schien, und mehrere Herren, die falsche Namen angaben, auf den Kopf zusagte, wie sie hießen.

Will man ein treues Bild der Physiognomien haben, die hier jetzt im Zimmer sichtbar wurden, so schlage man Engel's Mimik auf. Die 21ste Kupfertafel stellt nämlich einen Erstaunten, oder, besser ausgedruckt, Verblüfften dar.

Nachdem das Aufzeichnen der Namen beendet war, empfahl sich der ungebetene Gast sehr höflich und versicherte sämmtlichen Herren, daß sie das Weitere wahrscheinlich in Kurzem hören würden. Das Geld aber wäre ein für allemal confiscirt und würde anderweitig verwendet werden.

Am andern Tage wurde im Königstädtischen Theater „drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ gegeben: ich ging hin und wollte mich überzeugen, ob die Schauspieler auch ihre Charaktere gut studirt hätten. Hatte ich doch gestern die Originale genau gesehen.

20.

Hei! Hei! Wo will denn der hin?

Es lief nämlich ein Menſch wie ein Beſeſſener an mir vorbei, und wäre mir beinahe aus dem Geſichte geweſen, wenn ich nicht raſch hinterher geeilt wäre.

Er läuft das Potsdamer Thor hinaus, rechts am Schulgarten vorbei nach der Richtung des Ceres-Platzes. Verwundert und neugierig wittere ich ein Abenteuer, alſo — hinterdrein!

Den Ceres-Platz mochte mein eilfertiger Freund nun wohl eben nicht haben beſuchen wollen, denn er lenkte rechts ein auf den kürzeſten Weg nach dem Baſſin, das der löblichen Berliner Schuljugend unter dem ſehr bezeichnenden Namen „Froſch-Jubel" bekannt iſt.

Kaum war ich am Rande dieſes „Binnen-Waſſers" angelangt, ſo hörte ich auch ſchon den Fall eines ſchweren Körpers in das ſchlammige Waſſer. — Hochauf ſchlug und ſpritzte die grüne Jauche, ein dumpfes Aechzen und der eigenthümlich gurgelnde Ton, den das Waſſer verurſacht, wenn es in den Hals eines Ertrinkenden ſtürzt, ſagten mir beſſer, als der Unglückliche ſelbſt es vermocht, was hier vorgehen ſollte.

So haben wir nicht gewettet, Herr Verläufer! dachte ich laut, warf Stock und Ueberrock ab, sprang nach und machte mich auf einiges Schwimmen und Wassertreten gefaßt; aber der gefällige Schlammboden dieses stehenden Gewässers dispensirte mich auf zuvorkommende Weise von allen ungewöhnlichen Körperanstrengungen und ich ergriff den Unglücklichen, der sich auf dem Grunde des höchstens drei Fuß tiefen Wassers wälzte, faßte seine Haare und schleppte ihn aus dem Wasser an das Ufer.

Eben hörte ich einen Wagen auf der Chaussee gegen das Brandenburger Thor zu rollen, rief laut um Hülfe und hatte das Vergnügen, den Wagen und eine Stimme fragen zu hören: „Wer ruft da um Hülfe?"

Bald hatte ich mich verständigt, der Wagen war leer von Charlottenburg zurückgekommen, weil die Gesellschaft, anstatt nach Berlin zurückzukehren, dort in der Sommerwohnung übernachten wollte. Ich hatte es glücklicherweise mit einem vernünftigen Menschen zu thun, was ich hier ausdrücklich zu bemerken für Pflicht halte, da ich von einem Fuhrmann rede. Unser Wassermann wurde aufgeladen, und nach der Wachtstube am Thore gefahren, wo ihm die halbwachen Soldaten nach einigem Zucken unter dem Messer der Subordination äußerst bereitwillig ein Plätzchen einräumten. Rasch schickte der menschenfreundliche Lieutenant v. W..... eine Ordonnanz nach dem nahgelegenen Militair-Lazareth, und so dauerte es denn auch nicht lange, bis Hülfe herbeikam.

Mir erlaubte der Lieutenant ſein Zimmer, wo ich mich umzog und meine Kleider nur oberflächlich vom Schlamm reinigte; und als der herbeigekommene Militair-Arzt dem Unglücklichen die erſte Hülfe gebracht, hörte ich, daß mein Waſſermann ein Engländer ſey, denn er ſtieß phantaſierend einzelne engliſche Worte aus, deren Sinn ich zuſammen zu ſetzen verſuchte, aber nur wenig Licht über ſeine Verhältniſſe erhielt.

„O, vergebt ihr, vergebt ihr, theure Eltern! Sie hat ſchwer ſich vergangen — aber unbewußt wurde ſie auch Verbrecherin — verfluchtes Amerika! — Vater hat mich wohl gewarnt, als ich ſein Haus verließ, um mein Glück zu machen. — O, Louiſe! Louiſe! — Schändlicher Verführer! Du allein biſt an Allem Schuld. — Aber iſt ſie ihm nicht gefolgt? — Warum mußte ich mich betrinken? — Warum führten mich meine liederlichen Freunde zu ihr? — Sie war ſchön! — verführeriſch ſchön — und mir brauſte der Champagner im Gehirn — das Blut kochte — die Sinne wirbelten. — Mein Gott! — mein lieber Gott! warum ließeſt du denn ſo Fürchterliches geſchehen? — Die Nichtswürdigen ließen mich abſichtlich allein. — Iſt es meine Schuld, daß ich Sinne habe? O, Mutter! Mutter! wüßteſt du, daß deine einzige Tochter durch die Künſte des nichtswürdigen Verführers zur feilen Dirne herabgeſunken — Pfui! pfui! — Verfluchter Wein! Verfluchter Trank! — Aber ich hätte ſie früher erkennen ſollen. — Wie vermochte ich das? Seit ihrer Kindheit hatte ich das Vaterhaus in Hamburg verlaſſen — Sie war herun-

gewachsen, ſchön — ſchön war ſie geworden — bis der Hund von Verführer die Blume brach. — Hülfe, Hülfe! ich ertrinke! Himmliſcher Vater, vergieb den Selbſtmord! — Kann denn ein Blutſchänder länger leben? — Wäre ich doch nie nach Deutſchland zurückgekommen! — Sie ſagte, daß ihr Verführer ſie dem tiefſten Elende preisgegeben — daß ſie aus Hunger, und nur um das elende Leben zu friſten, ſo tief ſinken konnte — ho, ho! lächerlich! als ob ein Verbrechen aus Hunger nicht auch ein Verbrechen wäre! — Wer faßt mich da am Haar? Wer ſchleppt mich aus dem Waſſer? Will man mich denn nicht meine Schuld büßen laſſen? Ich bin ja der Bruder! ſie iſt ja meine Schweſter! Nein, nein! ſie iſt es nicht, ſie kann es nicht ſeyn! Wer kann mir das beweiſen? O fürchterlich! Ja, ja! ſie war es doch, denn ſie ſelbſt hat ſich mir genannt, hat den Namen des Verführers genannt, der ſie dem Vaterhauſe entriß, und den unſer troſtloſer Vater mir nach Amerika ſchrieb. — Toll, toll! Ihr wollt mich alſo nicht ſterben laſſen? Gut, gut! Aber mich wahnſinnig zu machen, das ſoll Euch auch nicht gelingen! — Hülfe, Hülfe! Ich ertrinke!"

Bewußtlos ſank der Unglückliche auf die Pritſche zurück. — Ich konnte das Gehörte nicht zuſammenreimen — freute mich aber, daß Niemand unter den Anweſenden Engliſch verſtand.

Unterdeß war mein Bedienter, nach dem ich geſchickt, mit trockenen Kleidern gekommen. Ich zog mich

um, und empfahl den Unglücklichen der Sorgfalt des Arztes.

Mein Lohn für dieſe nächtliche Waſſerpartie war ein dreitägiges Flußfieber. Mein erſter Gang nach der Geneſung war nach der Stadtvoigtei zu einem meiner Bekannten, wo ich mich nach dem Schickſal meines Waſſermannes erkundigte.

„Der iſt verrückt geworden!“ hieß es — „mag übrigens ein lockerer Zeiſig ſeyn — erwieſen iſt es, daß er mit mehreren jungen Leuten im Café royal zu Abend gegeſſen — ſehr viel Wein getrunken und dann mit ihnen in ein öffentliches Haus gegangen iſt — dann lief er in den Thiergarten und wollte ſich erſäufen. — Sie retteten ihn zwar, aber er hat es Ihnen ſchlecht gedankt. Als er ſich wieder erholt hatte, verwünſchte und verfluchte er Sie — ſprach unverſtändliches Zeug durcheinander und verfiel dann in die heftigſte Raſerei.“

Jetzt liegt er in der Charité.

21.

Die Staats-Zeitung wird nämlich ſchon den Abend vorher ausgegeben, während das Blatt den Datum des folgenden Tages trägt.

Ich mußte damals noch zu einem Polter-Abend, für den ich ein launiges Gedicht entworfen und in der Haynſchen Druckerei mit 125 Exemplaren hatte abziehen laſſen. Dies abzuholen, fand ich mich Abends um 8 Uhr in der Druckerei ein.

Der Hof war faſt ganz voller Menſchen. Boten der Stadtpoſt, Colporteure der Journale, Laquaien der Geſandten und höheren Beamten warteten auf den Augenblick, wo die Thür des Expeditions-Zimmers geöffnet und die Zeitung verabfolgt werden würde.

Die Unterhaltung war im Fluß, ich brauchte nur ſtill zu ſtehen, um den Debatten zuzuhören.

„Glaubſt Du, daß wir marſchiren laſſen? Nein! — Als ich heut Mittag ſervirte, ſagte der Geſandte, es werde desarmirt.“

„Siehſt Du, gerade weil er es geſagt hat, glaube ich, daß wir einige Armee-Corps detaſchiren werden, denn von dem, was ein Geſandter bei Tiſche ſagt, iſt immer gerade das Gegentheil wahr.“

Ich wendete mich von dieser Ariſtokratie unter den Laquaien zu einer andern Gruppe.

„Vier Groſchen gäbe ich darum wenn ſie ſich heute ein wenig mehr eilten da drinnen.“

„Warum denn?“

„J, mein Herr, der Oberſt-Lieutenant, hat geſtern einen Orden bekommen — und nun hat er heute große Tafel, da will er denn zum Deſert die Staats-Zeitung vorleſen, wo es drein ſtehen muß. — Wie ſie bei'm Braten ſaßen, ging ich weg — das iſt aber ſchon eine Stunde her. Die andern Bedienten werden unterdeß ſchon ſo viel bei Seite gebracht haben, daß mir gar nichts mehr übrig bleibt.“

Ein ſehr anſtändig gekleideter Mann ſtand dicht an der Thür. Da tritt einer der Expedienten heraus, zuckt die Achſeln und flüſtert ihm zu:

„Sie haben recht! Was Sie gefürchtet, iſt eingetroffen. Mehr darf ich Ihnen noch nicht ſagen. Wir erwarten jeden Augenblick einen Boten vom Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, um noch ein Extrablatt zu drucken. Späteſtens wird es morgen ganz früh ausgegeben.

Mit zuckenden Lippen und einem verglaſten Blick hörte der Angeredete dieſe Worte, ſchlug ſich vor die Stirn und rief, ſich und ſeine Umgebung vergeſſend:

„So bin ich verloren! Verflucht ſey mein tollkühnes Wagen in Staatspapieren. Ich bin ein Bettler!“

Wankend ſchleppte er ſich auf die Straße.

„Jetzt gebt Acht, Kinder, wie wir den Alten

foppen wollen! — Da habe ich für ihn zehn Exemplare abziehen lassen, in denen mein Freund, der Setzer, das große Loos in der Lotterie auf die Nummer hat fallen lassen, die der Alte spielt."

Schadenfroh und sich schon im Voraus an der Täuschung des alten Mannes erfreuend, wandte Alles die Augen gegen ihn.

Er saß auf einer Tonne, ungeduldig seine Anzahl von Zeitungen erwartend, die er heute Abend seinen Abonnenten noch zutragen sollte.

„Zehn Exemplare für den Boten Müller!" so rief eine Stimme eintönig in den Hof.

„Hier!" — antwortete der Alte, indem er mit Jünglingslebhaftigkeit von der Tonne sprang.

Sie mußten wohl seine Gewohnheit schon gekannt haben, die Zeitung erst zu öffnen und nach den Lotterie-Gewinnen zu sehen, ehe er den Hof verließ, denn Alles sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihn hin.

Gierig hielt er das mächtige Blatt an die Hof-Laterne — suchte die wohlbekannte Stelle, wo er die Ziehung der Lotterie vermuthete, und wurde plötzlich leichenblaß, dann wieder roth — sein Gesicht zuckte wie convulsivisch — die Augen drängten sich weit aus ihren Höhlen.

„Herr Gott im Himmel! Ich habe das große Loos —"

Mit zitternder Hand suchte er in den Taschen seiner alten zerrissenen Jacke, zerrte ein Papier hervor, das er öffnete und mit der Zahl in der Zeitung ver-

glich. — Er ſah mit einer Anſtrengung auf das Blatt, die etwas Peinigendes hatte, dann fing er an wie ein Kind zu weinen.

Alles lachte laut auf! Mich durchzuckte dies Lachen wie ein Krampf.

„Gieb mir einmal Deine zehn Exemplare wieder, Müller. Es iſt noch ein Druckfehler darin, der bei der Correktur überſehen worden iſt. Das große Loos iſt nicht nach Berlin, ſondern nach Breslau gefallen.“

Der alte Mann antwortete kein Wort, und da er ſein Geſicht von der Laterne abgewendet hatte, ſo vermochte auch ich nicht zu ſehen, was in ihm vorging.

Das Lachen war verſtummt.

Als ich mein Gedicht noch ganz naß aus der Druckerei herausbrachte, lag der alte Mann in der Ecke bei der Tonne und ſtöhnte fürchterlich, der Schaum ſtand ihm vor dem Munde, die Finger gruben ſich im furchtbaren Krampf in die Steinfugen des Pflaſters und das Lotterie-Loos lag zerriſſen neben ihm.

Die den Hof verlaſſenden Colporteurs und Bedienten meinten:

Der hat einmal wieder das böſe Zeug!

22.

An den Parterre-Fenſtern eines Hauſes in der Dorotheenſtraße ſtanden mehrere junge Leute, klopften an den feſt zugemachten Laden, durch deſſen Ritzen Licht ſchimmerte, und ſchienen ungeduldig.

„So mach' doch auf, Menſchenkind, wir ſind es ja!"

„Was mag denn das Pferd heute vorhaben, daß er gar nicht antwortet?"

Der Fenſterladen wurde aufgeſchraubt, ein junger Mann in einem Warſchauer von äußerſt zweifelhafter Farbe ſah heraus.

„Na endlich! Zieh Dich an, Servius Tullius. Wir ziehen zu Pillon in die Dresdener Straße, allwo wir einen hölliſchen Jubel loslaſſen wollen. Aber mache!"

„Ich kann nicht mitgehen!" ſprach mit kläglicher Stimme der in ſeinem Warſchauer Hängende. „In ſechs Wochen iſt das Examen, und da muß ich unverantwortlich ochſen*). Bis über die Ohren ſtecke ich in

---

*) Ochſen: Kunſtausdruck für arbeiten; Comparativ: Böſſen; Superlativ: Auerßieren.

den Pandekten, habe mir eine Stange hellblonden Cerevisiums an den Ellenbogen gehestet und lasse mir sogar Mittags die Aptung auf meine Kneipe bringen."

„Respekt vor dem Examen!" erwiederte der Einladende; „Vale faveque! Marsch zu Pillen. — Ihr habt doch alle Eure Ziegenhayner bei Euch?"

Damit trollte sich der kleine Trupp.

Ich freute mich recht herzlich über den fleißigen jungen Studio, indem ich dabei an die schöne Zeit meines Universitätslebens zurückdachte. — Willst ihm doch ein wenig in's Fenster gucken. Hast ja so lange keine Burschen-Kneipe gesehen.

Die Laden waren halb offen geblieben, der Abend war warm, auch die Fenster standen offen, ich konnte Alles übersehen.

An einem Stehpulte, auf dem die gewichtigen schweinsledernen Pandekten und das aimable Corpus juris lagen, stand der künftige Ober-Landesgerichts-Rath, stützte beide Ellenbogen auf die Ohren und hatte seine Augen mit einem grünen Lichtschirm bewaffnet. Er schien sich auf eine colossale Weise zu ennuyiren. Jetzt ging er zu einem Seitentischchen und wollte sich eine Pfeife stopfen!

„Scandal!" brummte er. „Ist mir der Ermelersche für 12½ Silbergroschen ausgegangen — Studiren ohne Rauchen, das ist fossil, das ist Urweltlich, ante diluvianisch. Gestern habe ich mir erst an-

derthalb Pfund holen laſſen, heute ſchon kein Blättchen mehr da. — Kein Wunder, waren doch heute die ſechs Weſtphalen auf meiner Kneipe, die haben mir ihn gewiß geſchoſſen!“ *)

Hinter mir begann ein Leierkaſten ſeine melancholiſchen Seufzer:

„Denkſt du daran, mein tapfrer Lagienka.“

„I ſo wollte ich doch, daß Phoebus Apollon dieſem raſenden Midas die Windpfeife verſtopfte! So lange der Kerl in der Straße ſein endloſes Gedudel dreht, iſt an kein Studiren zu denken.“

Ich trat vom Fenſter zurück, um mich ein wenig in der Straße umzuſehen. Kaum hatte ich es verlaſſen, als ein Mann an daſſelbe trat, deſſen Ausſprache ihn als einen von jenen erkennen ließ, die da beſchnitten im Reiche des Herrn umherwandeln und brüllen wie der Löwe im Stamm Juda.

„Gotts Wunder, Herr Doctor! Sind Sie doch zum erſtenmale zu Hauſe ſeit drei Monaten, wo ich Ihnen die letzten Moneten angeſchnallt habe. Wie wäre es, wenn Sie —“

Statt aller Antwort ſchloſſen ſich die Fenſterladen plötzlich mit ſo großer Gewalt, daß dem Manichäer Einiges von der Naſenhaut verloren ging.

„Au wai geſchrien! Was thue ich mit der Grob-

---

*) Kunſtausdruck für ſchießen — ſonſt auch „aufführen“ genannt.

heit! Werde ich doch morgen früh zum Herrn Univerſitäts-Richter gehen und Sie verklagen — Oh! oh!"

Nach dieſen geflügelten Worten verzog er ſich.

Im Zimmer erſcholl ein wieherndes Gelächter. Wahrſcheinlich commentirte der „Ochſende" eben das Kapitel vom Schuldenmachen in ſeinem Corpus juris.

Ich ging die Straße hinab. — Als ich wieder am Fenſter des baldigen Referendars vorbeikam, ſtand ein nettes junges Mädchen mit einem Korbe vor den Fenſterladen und klopfte ſchüchtern drei Mal an.

„Na! wer ſtört mich denn nun ſchon wieder? und gerade bei einem der ſchwerſten Kapitel, den Alimentations-Klagen!"

„Ich! ich bin es, Herr Kandidat! Mutter ſchickt die Wäſche; weil Sie doch bei Tage ſo ſelten zu Hauſe ſind, muß ich Sie Ihnen ſchon ſo ſpät bringen. Mutter hat aber geſagt, ich ſoll das Geld gleich mitbringen."

„Warte nur, Louiſchen! ich mache Dir ſchnell die Hausthür auf — dann kannſt Du mir die Wäſche gleich in die Commode packen."

Die Thür öffnete und ſchloß ſich.

Ich war neugierig, ob die Kleine Geld bekommen würde oder nicht, da doch der Manichäer ſchnöde abgewieſen worden war.

Durch die Ritzen der Fenſterladen wollte ich in's Zimmer ſehen — da — verlöſchte plötzlich die Lampe — ich ſah nichts.

Schade! gewiß hat ein plötzlicher Zugwind die Lampe verlöscht. — Wenn der fleißige Juriſt nun keine Schwefelhölzer hat, muß er wahrhaftig im Dunkeln zu Bett gehen.

Der arme künftige Ober-Landesgerichts-Rath —!

23.

So ein Doctor führt doch auch ein geplagtes Leben! — Vor anderthalb Stunden sah ich ihn nach Hause fahren, und jetzt steht schon wieder eine Frau vor der Thür, und klingelt, daß der Draht reißen möchte. Gewiß hat sich der arme Geplagte eben in's Bett gelegt, und nun soll er schon wieder aufstehen.

„Ach Gott, ach Gott! wenn der Doctor doch nur auf mein Klingeln hörte. Mein armer Mann, mein armer Mann!"

Oben in der Belle-Etage wird Licht angezündet — es geht an mehreren Fenstern vorbei — eins öffnet sich.

„Wer ist da?"

„Ach Gott, Herr Doctor, mein armer Mann! Der Schlag hat ihn gerührt, wir wissen vor Angst nicht, was wir anfangen sollen."

„Wer ist denn Ihr Mann?"

„I, der Mechanikus Müller, den Sie sonst immer kurirt haben, wie Sie noch parterre wohnten."

„Ist das der Müller in der Mulacks-Gasse Nr. 7, drei Treppen hoch?"

„Ach Gott ja! Der iſt es. Kommen Sie doch nur recht geſchwind, Herr Doctor!“

„Hm! Ich habe die Boden- und Kellerpraxis meinem Schwiegerſohn abgetreten, der wohnt in der Kloſterſtraße, da gehen Sie nur hin, liebe Frau, ich habe jetzt keine Zeit.“

Das Fenſter ſchloß ſich — das Licht ging wieder zurück und verlöſchte.

Die arme weinende Frau lief, was ſie laufen konnte, bald war ſie um die Ecke.

.... Ich ärgerte mich erſt, dann dachte ich nach und fand es freilich hart, daß der Doctor, der den ganzen Tag über ſeine Sorge der leidenden Menſchheit geweiht hatte, ſelbſt um ſeinen Schlaf gebracht werden ſollte.

Er iſt ja doch auch nur ein Menſch!

Da rollte eine herrſchaftliche Equipage in wirbelnder Schnelligkeit über das Pflaſter. Die Funken ſprühen von den Hufen der ſchaumbedeckten wildſchnaubenden Prachtroſſe — ſie hält — ein Bedienter ſpringt heraus, reißt an der Klingel, daß ſie das ganze Haus allarmirt, und legt ſeiner Zunge eben keine ſehr beengende Feſſeln über das Zögern des Doctors an.

Wieder flammt ein Licht in der erſten Etage auf, wieder geht es durch mehrere Zimmer, wieder öffnet ſich das Fenſter.

„Wer iſt da?“

„Der Graf Aubry läßt den Herrn Doctor bitten, doch ſo [illegible]ch als möglich zu ihm zu kommen. Er hat heute Abend in einer gelehrten Geſellſchaft ge-

geſſen, wo Goethe's Tod gefeiert wurde, und kann nun gar nicht einſchlafen — er hat ſo einen ſauern Geſchmack im Munde, und ſtarke Blähungen. Die Frau Gräfin haben Ihnen gleich die Equipage geſchickt, laſſen aber bitten, recht zu eilen, denn der Graf iſt in ſeiner Sommerwohnung in Charlottenburg."

„Werde gleich die Ehre haben!"

Ich ärgerte mich, dachte wieder nach, und kam zu demſelben Schluß:

„Der Doctor iſt ja doch nur ein Menſch!"

24.

Der Weihnachts-Heilige-Abend war wieder einmal herangekommen. Mir ſchenkt Niemand etwas, aber auch ich habe Niemanden etwas zu ſchenken. Wenn meine alte Haushälterin ihren Louisd'or in einem Apfel bekommen hat, und ich dreimal feierlich um den Tiſch herumgegangen bin, auf dem ich alle quittirte Rechnungen des ganzen Jahres ausgebreitet habe, ſo habe ich zu Hauſe eben keine beſondere Ueberraſchung mehr zu erwarten; ich wickle mich dann feſt in meinen Mantel, wandere durch die Straßen und raiſonnire alle Freuden und alles Vergnügen an Beſcheerung, brennende Pyramiden und jauchzende Kinder weg, wundere mich auch ſattſam, daß es Leute giebt, die dieſen kindiſchen Gebrauch noch mitmachen.

Wenn ich aber in die hellen Fenſter ſehe, wenn ich das Aufjauchzen der Kinder, den Lärm der kleinen Trommeln und Pfeifen höre, die Eltern mit verklärten Gesichtern das Treiben der glücklichen Kleinen mit anſehen, kommt mir all' mein Raiſonnement, das eigentlich ſupervernünftig iſt, recht abgeſchmackt, ſchief und neidiſch vor.

So kam ich heute auch durch die Wilhelmsſtraße. Eine recht ſonderbare Straße iſt doch dieſe Wilhelmsſtraße. Sie vertritt für Berlin gewiſſermaßen die Stelle des Faubourg St. Germain. Selten nur wird es lebhaft in ihr. — Nur Pracht-Caroſſen rollen über das wenig gebrauchte Pflaſter. Ruhig und gleichgültig gehen die Doppelſchildwachen auf den Rampen der ſchweigſamen Paläſte hin und her. Die Straße kommt mir vor, als ſäßen Diplomaten und geheime Legationsräthe in ihr zu einer Conferenz verſammelt.

Vor dem Palais des Prinzen Carl wird ja geſungen; ein herrlicher vierſtimmiger Choral wird von der ruhigen Luft in die weiten Straßen der ſchweigenden Stadt getragen. Voll und mächtig ſetzt ein männlich ſchöner Baß die tiefen Töne ein. Rein und klangvoll ſchweben die jugendlich kräftigen Sopraue über den kunſtvoll gemäßigten Mittelſtimmen. Es iſt das treffliche Currende-Chor mit ſeinem umſichtigen Präfekten.

Sie ſingen das jedem guten Preußen ſo theure Lied: „Heil Dir im Siegerkranz!“ An den hell erleuchteten Fenſtern des Palaſtes werden Schatten ſichtbar. Der Prinz mochte wohl in Mitten ſeiner eigenen Kinder an Den denken, den mit ihm noch 13 Millionen Vater nennen.

Das Lied war beendet. Mit [redacted]abe kam ein Kammerdiener des Prinzen [redacted]is und brachte den Dank ſeines Gebieter[redacted] freundliche Aufmerkſamkeit.

Ich war ſtehen geblieben. Das Chor pauſirte, um ſich für das nächſte Lied zu ſammeln. Es war empfindlich kalt. Die kleinen Altiſten und Sopraniſten bliesen ſich frierend in die erſtarrten Finger.

Da kam eilig ein kleiner Junge von der Mohrenſtraße her gelaufen. Er ſchien ſehr ängſtlich und winkte einem der Currende-Knaben, der gleich neben dem Tenoriſten ſtand, alſo wahrſcheinlich Solo ſingen mußte; dieſer trat auch einen Schritt zurück und hörte, was der Eilige ihm zu ſagen hatte.

Da ich dicht hinter dem Halbkreiſe ſtand, ſo konnte ich deutlich hören, was die beiden Kleinen ſprachen.

„Die Mutter läßt Dir ſagen, Du ſollſt gleich nach Hauſe kommen. Der Vater iſt ſo ſchlecht krank geworden, daß er wohl heute Abend noch ſterben wird. Er will uns Alle noch einmal ſehen.“

„Ach du lieber Gott, dann ſind wir ja arme verlaſſene Waiſen, dann müſſen wir ja verhungern!“

„Sag' es doch dem Präfekten, daß er Dich los läßt.“

Da ſetzte der Baß das „Laut durch die Welten tönt Jehova's groſſer Name“ ein. Im vollſtimmigen Chore folgten die Schüler, auch der kleine Sopraniſt mußte in die Reihe zurück und ſang maſchinenmäßig das oft ſchon Geſungene.

Feierlich erhob ſich die jubelnde Cantate zum wahrhaft chriſtlichen Lobgeſange. Unwillkührlich [redacted] ſich meine Hände zu ſtillem Gebet. In dieſer [redacted]e war der Welt das Heil geborn

werden. Ja, Lob und Preis Jehova's großem Namen!

Das Lied war aus, eben wollte der Chorknabe den Präfekten um Erlaubniß bitten, seinen sterbenden Vater noch einmal sehen zu können, als ein Mann in kostbarem Zobelpelze, der andächtig dem Gesange bis jetzt zugehört hatte, in den Halbkreis trat, und indem er zwei harte Thaler tönend in die blecherne Büchse fallen ließ, den Präfekten bat, ihm das bekannte Lied: „Wie sie so sanft ruh'n" zu singen. Sein ernster Blick und der kummervolle Ausdruck seines Auges sagten deutlich, daß dieser Tag schmerzlichen Erinnerungen in seinem Leben geweiht sey.

Der Präfekt hatte dankend den Hut abgenommen und gab schon den Accord für das verlangte Lied an, da sagte der Knabe, welcher dem Chorschüler die traurige Nachricht gebracht:

„So sage es doch dem Herrn Präfekten, wenn Du noch länger hier bleibst, ist der Vater vielleicht schon todt, Du weißt, wir haben weit bis nach Hause."

„Ja, ich kann doch nicht, wenn er mit einem fremden Herrn spricht; aber singen kann ich auch nicht, ich ängstige mich so und nun sollen wir gar noch das Todtenlied singen!"

Und noch ehe er ein Wort reden konnte, begann der traurige, klagende Leichengesang. [redacted] und mit halb erstickter Stimme sang [redacted] das Solo des Mittelsatzes, während [redacted] Bruder von hinten wiederholt am Mantel [redacted] Nie hatte

ich dies Lied mit einem ſolchen Ausdruck ſingen hören, aber mitten im Solo hörte die Oberſtimme plözlich auf, denn Thränen erſtickten die Stimme des armen gängſteten Knaben.

Alles wurde aufmerkſam. Zornig fagte der Präfekt, warum er weine; als er aber die Urſache gehört, entließ er den Kleinen tief erſchüttert und gab deſſen Stimme einem Andern.

Der fremde Herr im koſtbaren Pelze erkundigte ſich nach der Urſache der plözlichen Unterbrechung; als er ſie erfahren, wendete er ſich ab und ſeufzte: „Heut vor zwei Jahren weinte ein Vater am Todtenbette ſeines Kindes, heute das Kind am Sterbelager des Vaters —

Wie ſie ſo ſanft ruh'n
Alle die Seligen,
Zu deren Wohnplatz jezt meine Seele ſchleichet
Wie ſie ſo ſanft ruh'n in den Gräbern,
Tief zur Verweſung hineingeſenket."

25.

Was mag denn der junge Mann da unter seinem Mantel tragen? Er will, was er trägt, den Augen der Vorübergehenden entziehen, aber der Mantel ist kurz, hin und wieder schlägt er auf; da blinkt es wie Waffen! —

Zwei andere junge Leute, von denen der eine, bärtig wie ein Urang-Utang, eine endlose Pfeife in der Hand hielt, der er mit großer Unbefangenheit höchst polizeiwidrige Rauchvolumina dergestalt entquellen ließ, daß man die Pfeife nie in dem Munde sah und den Rauch etwa für den warmen Menschenhauch in einer kalten Nacht halten konnte.

Daß ich hinterher ging, versteht sich von selbst.

Seltsame Gesprächsformen tönten vor mir her.

„Also war er zu Hause? Das ist burschikos von dem Philister! Sprich, Fuchs, thue das Maul auf, was sagte das holde Schwerdtfegerlein?"

„Er meinte, wir sollten nur recht vorsichtig seyn, und auch selber die Schläger wieder [illegible] wenn Alles vorbei ist."

„Der Kerl ist ein Rhinoceros [illegible] Klasse, Linné, denkt er etwa, wir sind mit [illegible] Cultur so we-

nig vorgeſchritten, daß wir ihm das Paukzeug bei hellem lichtem Tage ins Haus ſchleppen?"

„Auch äußerte er einige Beſorgniß wegen der Moneten."

„Da hat der Eſelskinnbacken ſehr Unrecht; denn noch nie iſt ein tüchtiger Burſche gepumptes Paukzeug ſchuldig geblieben."

„Iſt es noch weit, wo ich das ſchwere Geräth hinbringen ſoll?"

„Still, Fuchs! Es paßt ſich gar nicht, daß ein Fuchs, der Paukzeug ſchleppt, ein bemooſtes Haupt, wie mich, nach dem Wohin fragt."

„Es iſt aber doch eigentlich eine ſonderbare Sitte bei uns Studenten, daß der Fuchs den Duellanten die Waffen tragen muß, wenn ſie ſich ſchlagen."

„Fuchs, Du biſt ein raſendes Kameel! — Erſtens bitte ich Dich, finde nichts ſonderbar, ſonſt brumme ich Dir einen Dummen auf; zweitens ſind wir keine Studenten, ſondern Burſche; drittens giebt es keine Duellanten, ſondern Paukanten; viertens trägſt Du keine Waffen, ſondern ehrbares Paukzeug; fünftens ſchlagen ſie ſich nicht, ſondern ſie gehen los."

„Da merke ich ſchon, daß ich noch viel werde lernen müſſen, ehe ich in alle die Kunſt-Ausdrücke eingeweiht bin."

„Geliebter Fuchs, Du geruhſt zu irren, nur ſechs oder acht Kommerce, und Dir wird das Land, wo die Citronen blühen, ſchon klar werden."

„Warum geht denn aber morgen die Paukerei eigentlich los?“

„Das will ich Dir in wenigen Worten verkünden, ſüßer Reineke, großartiger Fuchs. Der Rhenane Müller hat den Saronen Stern im Collegium auf den Fuß getreten. Stern fand das ſonderbar, und wer etwas ſonderbar findet, dem wird ein dummer Junge geſtürzt, das Stürzen beſorgte ich. — Die Sekundanten und der unparteiiſche Zeuge wurden angeſchnallt und morgen früh um 8 Uhr geht es auf die Menſur.“

„Habe ich denn nun noch mehr zu beſorgen, wenn die Waffen — das Paukzeug, wollte ich ſagen, an Ort und Stelle ſind?“

„Wenig, geachteter Fuchs! Nur wirſt Du Dich mit dem Zupfen einiger Charpie befaſſen und auch für mehrere Flaſchen des geläuterten Grünthalers Cerevisiums ſorgen, auf daß vor der Paukerei einige erkleckliche Libationen gebracht werden können.“

„Aber wenn es nur nicht herauskommt, daß wir bei dem Scandal gegenwärtig waren, Du weißt, wie ſtreng in neuerer Zeit die Verbote dagegen ſind.“

„Das iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin, höchſt uncultivirter Fuchs. Die Berliner Univerſität iſt ein äußerſt verwerfliches Inſtitut, weil man die Freiheit der Burſche hier ungebührlich beſchränkt. — O goldne Zeit zu Bonn, wo das Dörflein Entenich täglich fünf Scandäler im Durchſchnitt erſchwang. — O Göttingen! o Heidelberg! Warum iſt es mir nicht ver-

gönnt, dort das ſiebente Jahr meiner Studien zu verleben? — Pfui über das Consilium abeundi! Keine Kraft, keine Freiheit mehr in den deutſchen Landen, gäbe es nicht hin und wieder eine Paukerei, ſo wäre das Leben in dieſem Berliner Jammerthale nicht zu ertragen.“

„Aber ſieh nur, der Menſch da hinten folgt uns auf dem Fuß, und ſcheint uns zu behorchen.“

„Was unterſteht ſich das philiſterthümliche Kameel? Ich werde ihn ſofort ennuyiren, wenn er ſich nicht verzieht. Er wird eine Winkel-Quart über dem linken Ohr haben, ehe er im Stande iſt, ſich auszuziegen. Steht 'mal ſtill, Kinder, und umklammert Eure reſpectiven Ziegenhayner, faſt bedünkt es mich, es iſt der Pudell!“

Daß ich mich bei dieſen Worten ſtill in einen zufälligen Thorweg drückte, mag mir der geneigte Leſer auf's Wort glauben.

26.

„Hätten Ew. Wohlgeboren wohl die Güte, mich aus dieſem äußerſt übelriechenden Rinnſteine aufzurichten?“

Verwundert ſah ich mich nach der Seite um, wo dieſe Einladung herzukommen ſchien, und bemerkte, daß ein Menſch, halb unter der Rinnſteinbrücke verſteckt, ſich vergebens bemühte, aufzuſtehen.

Ich half ſo gut es gehen wollte, vermied es aber, meine Kleider mit den ſeinigen in zu nahe Berührung zu bringen. Als er endlich aufrecht ſtand, redete ich ihn an:

„Würden Sie wohl die unmaßgebliche Frage nicht übel deuten, wenn ich mich über die Art und Weiſe zu unterrichten wünſchte, wie Sie in dieſe etwas zweideutige Lage gekommen ſind?“

„Das will ich Ihnen in geflügelter Eile des Mehreren verkünden, geehrter Vorübergehender; ich nenne Sie in genere Vorübergehender, da ich in Specie noch nicht das Vergnügen habe, Sie zu kennen.“

„Bitte recht ſehr, die Ehre wird durchaus nur auf meiner Seite ſeyn. Ich unterſtehe mich aber,

meine eben an Sie gerichtete unvorgreifliche Frage zu wiederholen.“

„Sehen Sie, theurer Vorübergehender, daran iſt nur die Kreis-Erſatz-Commiſſion ſchuld!“

„Die Kreis-Erſatz-Commiſſion?“ wiederholte ich erſtaunt. „Mißdeuten Sie nicht, daß ich den Zuſammenhang des Rinnſteins mit der wohllöblichen Kreis-Erſatz-Commiſſion noch nicht ganz erfaſſe.“

„Wundert mich nicht, daß Ihnen dieſe beiden öffentlichen Inſtitute etwas Weniges heterogen ſcheinen, aber das Homogene wird Ihnen bald einleuchten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich heute in der Abſicht vielfältige Fluida in meinen Körper aufgenommen habe, um morgen möglichſt ſchlimm auszuſehen.“

„Daß Sie eine bedeutende Quantität geiſtiger Fluida verkonſumirt, ſchien mir ſchon aus der ungewöhnlichen Wahl eines temporairen Aufenthaltsorts hervorzugehen, und wenn Sie in dieſem, mit der Reinlichkeit über den Fuß geſpannten Anzug morgen in einer, auch nur mäßig cultivirten Geſellſchaft erſcheinen, ſo möchte ich Ihnen das Schlimmſeyn garantiren.“

„Wirklich? Sie glauben gar nicht, wie ſehr mich das freut. Um Ihnen die ſcheinbare Anomalie indeſſen zu erklären, muß ich Ihnen ſagen, daß ich morgen früh mich vor der Kreis-Erſatz-Commiſſion ſtellen muß, um mich unterſuchen zu laſſen, ob ich zum Militairdienſt tauglich bin. Das iſt ſchon einige Male

der Fall geweſen und ſtets hat mein Genie mich vor dem Donnerworte: „Geſund und zum Dienſt tauglich“ befreit. — Ich ſuche mich nämlich durch einige erkleckliche Libationen am Abend vorher in den Beſitz eines civiliſirten Katzenjammers zu ſetzen, der den damit behafteten Menſchen gewöhnlich ein etwas angegriffenes und gewiſſermaßen leidendes „Je ne sais quoi“ beibringt, welches den unterſuchenden Arzt ſtets imponirt. Auch weiß ich auf allerlei Wegen einen Huſten und namentlich Heiſerkeit zu erzielen. Bindet man dann ein ſchwarzes Halstuch um, ſo daß durchaus nichts vom Hemde zu ſehen iſt, verſäumt man, ſich zu waſchen und ignorirt für dieſen Tag die Exiſtenz eines Raſirmeſſers, Kammes oder einer Haarbürſte, ſo kann man überzeugt ſeyn, ſo kränklich auszuſehen, daß man durch das Zeugniß des Arztes zu einer ſchwachen Bruſt und ſchwächlicher Conſtitution kommt, man weiß nicht wie. Indeſſen fürchte ich für morgen den ungewöhnlich reſpectabeln Zuſtand meiner Lenden, Arme und Bruſt. Am Ende komme ich diesmal mit allem Genie nicht durch. — Hier trennen ſich ja aber wohl unſere Wege. Es iſt mir ſehr ſchätzbar, Ihre geehrte Bekanntſchaft gemacht zu haben. Noch will ich verſuchen, einige Fluida zu erlangen und wo möglich gar nicht zu Bette gehen, das thut Wunder. Sollten Sie einmal in ähnliche Verlegenheit hinſichtlich des Rimſteins kommen, ſo ſoll es mir große Genugthuung gewähren, Ihnen dienen zu können.“

Damit ſchwankte mein Original in einen noch offen ſtehenden Laden. Ich zuckte die Achſeln und ging nach Hauſe.

Ungefähr ein Vierteljahr nachher begegnete ich ihm in der Köpnicker Straße, wie er in der Uniform des Garde-Schützen-Bataillons einen Betrunkenen zur nächſten Wache escortirte. Er ſah dabei ganz ernſthaft aus, und ſchien beſonders beſorgt, den ſeiner Obhut Anvertrauten nicht in die Nähe der Rinnſteine zu laſſen. Er mochte wohl aus Erfahrung wiſſen, wie ſchwer es iſt, wieder heraus zu kommen.

In der Parterre-Wohnung dort ſcheint es ja luſtig herzugehen! Das Zetergeſchrei eines Weibes ließ vermuthen, daß dort ein Kapitel de officiis eines Gatten und Familien-Vaters abgehandelt werde.

Die Hausbewohner ſchienen übrigens an dergleichen Scenen in der Parterre-Wohnung ſchon gewöhnt, denn nirgends ließen ſich Neugierige ſehen, die doch ſonſt ſelten zu fehlen pflegen.

Der eine Fenſterflügel ſtand ſo einladend offen, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, mich von der Treppe des Hauſes auf dem Vorſprung des Mauerwerks entlang zu ſchieben, und ſo einen Blick in das Innere des ehelichen Allerheiligſten zu werfen.

Verblüfft ſtand ich da — als ich einen Mann in langem, großgeblümtem Warſchauer Schlafrock in der Mitte des Zimmers ſtehen ſah, in der rechten Hand einen Ochſenziemer, in der linken einen Gewerbeſchein, auf den er mit dem Straf-Inſtrumente hinwies.

Vor ihm lag, halb knieend, halb aufgerichtet ein Weib, aus deſſen Augen Bosheit und Rachſucht blick-

ten, die aber, von dem drohenden Meteor in der Hand ihres Mannes in Furcht gehalten, ſich nicht unterſtand, laut zu ſchimpfen und zu toben, wie ſonſt wohl ihre Art ſeyn mochte.

Ruhig und mit einer Art von Salbung apoſtrophirte der Mann im Warſchauer die vor ihm ſich Krümmende:

„Und er ſoll Dein Herr ſeyn! ſo hieß es bei der Trauung, Du haſt Dich aber nie daran kehren wollen. — Ich bat Dich, ſey vernünftig, Du hörteſt nicht; ich drohte Dir, Du lachteſt mich aus; ich leiſtete Dir einige Ohrfeigen, Du liefſt auf das Stadtgericht und wollteſt Dich ſcheiden laſſen.“

„Ja, das will ich auch noch, wenn Du Dich unterſtehſt, mich zu ſchlagen!“

„Allerdings werde ich mich das unterſtehen, aber nicht ohne alle Vorſichtsmaaßregeln angewendet zu haben, die das Preußiſche Landrecht in ähnlichen Fällen vorſchreibt. Ich bin ein Weinhändler und darf Dich als ſolcher nicht ſchlagen, denn ich gehöre zur höheren Bürgerklaſſe, unter welcher nur geſittete und anſtändige Weiber vermuthet werden.“

„Na, da ſagſt Du es ja ſelbſt, Du darfſt mich nicht ſchlagen, ſonſt werden wir geſchieden.“

„Nein, wir werden nicht geſchieden, und ich ſchlage Dich doch, denn heute habe ich mir einen Gewerbeſchein als Zinngießer gekauft, gehöre als ſolcher zur niederen Bürgerklaſſe, ſiehſt Du, hier iſt er. Ein Zinngießer kann ſeiner Frau eine gelinde Züchti-

gung verabfolgen lassen, wenn er die Vorsicht anwendet, daß diese ebenbesagte gelinde Züchtigung wenig oder wo möglich gar keine blaue Flecken hinterläßt. — In diesem Falle, meine theure Gattin, befinden wir uns jetzt. Vergiß, daß ich Weinhändler bin und imaginire Dir lebhaft, daß dieser Gewerbeschein mich zum Zinngießer macht, dann wirst Du mit der nöthigen Hingebung die Hiebe in Empfang nehmen, die ich Dir für Dein böses Maul, Deine Zanksucht und Deine Unverträglichkeit schon längst bestimmt."

Sie warf einen zweifelnden Blick auf den Gewerbeschein, einen ahnenden dito auf den Ochsenziemer und ergab sich dann in ihr Schicksal.

Mir thaten die Füße von dem angestrengten Stehen auf dem schmalen Mauervorsprunge weh, ich sprang herab, nahm aber die Ueberzeugung mit mir nach Hause, daß die „gelinde Züchtigung" wirklich vorgefallen war, denn bis zur nächsten Ecke hörte ich ein unablässiges Schreien und Toben der „Zinngießerin."

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Der böſe Blick,

oder:

Die Queiſze in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838.

Hiſtoriſcher Roman in vier Abtheilungen

von

L. Schneider.

...dL.
...VENS.
LIPS

Erſte Abtheilung:

Berlin vor 300 Jahren.

Berlin, 1838.

Bei A. W. Hayn.

Berlin vor 300 Jahren.

Historischer Roman

von

L. Schneider.

Pues no hay seguro camino
A la fuerza del destino
Y á la inclemencia del hado.
Y asi, aunque libraros vais
De la muerte con huir
Mirad que vais á morir
Si está de Dios que murais.

Calderon. La Vida es sueño.

Berlin, 1838.
Bei A. W. Hayn.

I.

In mächtigen Wogen ſchwollen die feierlichen Klänge des Halleluja aus dem Orgelwerk des neuen Domſtifts zu den Kreuzgewölben der glänzend geſchmückten Kirche; der Kurfürſtliche Organiſt Muſerius ließ das großartige Werk mit allen Regiſtern unter der Gewalt ſeiner Hände erbeben. Die zu Tönen gewordenen Luftſtröme wuchteten fort durch den weiten Raum, brachen ſich an den ſtrebenden Pfeilern, erkletterten das Laubgewinde des Gebälkes, vereinigten ſich unter den Schallgewölben der hohen Chöre und riſſen die Seelen der gläubig knieenden Menge zur brünſtigſten Andacht fort. Noch drängte das Volk an den Thüren und ſchon war die Kirche gefüllt; der weite Domplatz vermochte kaum die Schaaren aufzunehmen, die aus der Georgenſtraße, der Brüderſtraße und dem breiten Wege immer dichter herbei ſtrömten. Aller Augen hingen an der hölzernen Gallerie, die aus dem erſten Stock des Kurfürſtlichen Schloſſes in die Sakriſtei der Dom-

kirche führte, denn dort mußte ja Joachim, der junge Held, mit der schönen Hedwig vorüber. Die Einspännigen der Kurfürstlichen Leibwache standen schon, mit den gewichtigen Hellebarden auf der Schulter, erwartend den inneren Raum der Gallerie entlang, deren Fenster aber so weit geöffnet waren, daß man deutlich die darin Vorüberschreitenden sehen konnte.

An der Ecke des breiten Weges und des Domplatzes standen unter dem Vordach einer Bude, in welcher Wachskerzen, ausgeschnittene Heiligenbilder und Rosenkränze zu kaufen waren, zwei Männer, die einem schwarzen Mönch des ehemaligen Domklosters, dessen Bewohner der Kurfürst nach Brandenburg gewiesen hatte, als er das Domkloster zum Domstifte erhob, zusahen, wie er kleine, aus Wachs geformte, menschliche Gliedmaßen: Hände, Arme, Füße u. s. w., dem Verkäufer in der Bude als von besonders heiligen Männern verfertigt und vom Bischof in Brandenburg selbst mit Weihwasser besprengt, anpriesen. Der Kaufmann war keinesweges geneigt, auf diese besondere Empfehlung des Dominikaner-Mönchs hin den verlangten Preis zu zahlen, beurtheilte die Arbeit, ohne Rücksicht auf die fromme Bestimmung, ziemlich weltlich, und bewies dem Fordernden, daß die Berliner von Tag zu Tag weniger darnach frügen, ob die Kerzen und Bildlein von einem Bischof geweiht worden wären oder nicht.

„Seit Markgraf Johann, der Bruder Seiner Kurfürſtlichen Gnaden, in Küſtrin auf Wittenbergiſch das Abendmahl genommen, iſt es böſe Zeit mit meiner Bude, Herr Pater! Seht, ich habe mir auch zur Vorſorge die linke Seite auf Wittenbergiſch Chriſtenthum eingerichtet, denn man kann doch immer nicht wiſſen, wie es kommt.“

„Heiliger Apoſtel Paul!“ murmelte entſetzt der Mönch, „auch Ihr befaßt Euch mit dem ſündigen Antichriſt?“

„Das ſage ich nicht, ehrwürdiger Pater! — Wer will mir nachſagen, daß ich mich mit ihm befaſſe! Ich verkaufe nur ſeine Traktätlein und Bildniſſe; das muß ich, weil die Berliner meine Waare nicht mehr bezahlen, wie ſonſt. Ich muß denn doch leben!“ Während er ſo den Mönch abzufertigen ſuchte, rief er einem vorübergehenden Kaufherrn aus der Heiligen Geiſtſtraße zu:

„Ehrenwertheſter Herr! Befehlt Ihr nicht eine ſchwarz angelaufene Wachskerze, fein mit Silberſchaum verziert, zur heutigen Todtenmeſſe? Sie iſt aus Aachen und ein halbes Jahr in die wahrhaftigen Windeln Jeſu eingewickelt geweſen.“

Der Bürger ſtand ſtill, beſah die Kerze und kaufte ſie. Als er vorüber gegangen war, wendete ſich der Kaufmann wieder zu dem Mönche, und ſagte, um den Eindruck dieſes Kaufes zu ſchwächen:

„Denkt nur nicht, ehrwürdiger Herr! daß der aus wahrer Andacht die Kerze gekauft hat. Es iſt

der Bruder eines Kurfürſtlichen Kämmerei-Rathes und nur ſo lange gut Päbſtlich, als des Kurfürſten hohe Gnaden. Wird der erſt Wittenbergiſch, wie ſie ſeit dem Tode unſeres vorigen Herrn munkeln, ſo kauft er auch keine Kerze mehr, und hätte ſie drei Jahre in den Aachener Windeln gelegen."

„Wie mögt Ihr nur ſo kecklich von dem Kurfürſten ſprechen", erwiderte der Mönch. „Wißt Ihr denn nicht, daß er in die Hände ſeines ſterbenden Herrn Vaters, des in Gott ruhenden Kurfürſten Joachim I., einen körperlichen Eid abgelegt hat, die reine Lehre aufrecht zu erhalten in den Brandenburgiſchen Landen? Wie dürfte er ſo freventlich einen Eid brechen."

„I nun; erſt bricht er ihn und dann bittet er um Ablaß. Glaubt er an den Pabſt, ſo kann ihm der auch Ablaß geben, glaubt er an den Doctor Luther, ſo bindet ihn der Eid ja gar nicht." — Hört, Herr!" rief er jetzt wieder einem mit Frau und Tochter vorübergehenden Rathsherrn zu, „hier habe ich ein neu Traktätlein aus Wittenberg, ſollen gar erbauliche Sachen drin ſtehen, über den abgöttiſchen Handel mit Reliquien. Wollt Ihr? Ich hole mir morgen die Bezahlung. Ihr ſeyd mir ja ein ſicherer Herr. Bemüht Euch doch nicht, das Wamms aufzuknöpfen; Ihr verderbt Euch ja die ſchön gefaltete Handkrauſe. Nehmt nur, nehmt! hat ja gute Wege.

Der Mönch ſchlug ein Kreuz, ſeufzte tief und ſprach mit tiefer Trauer im Blick: „O, heiliger Paulus! Wohin iſt es mit unſerem Glauben gekommen! Hört, Veit Vrinke! Ihr ſeyd ein falſcher, doppelzüngiger Mann. Als unſer Kloſter hier noch florirte, da genoſſet Ihr viele Wohlthaten von uns. Wie oft dampfte im Refektorium ein warmes Frühmahl für Euch. Wie reich ſeyd Ihr geworden durch die Weihgeſchenke der Gläubigen, die ſie bei Euch kauften, um ſie der Domkirche zu verehren."

„Sehr wahr, ehrwürdiger Herr! Aber jetzt florirt Euer Kloſter nicht mehr hier, jetzt dampft kein Frühmahl mehr für mich und die Gläubigen kaufen nichts mehr bei mir, denn erſtens ſind ſie nicht mehr gläubig und zweitens ſchenken ſie der Kirche nichts mehr."

„Ihr habt Recht, Veit Vrinke", ſagte hier lachend einer der beiden Männer, die bis jetzt ſchweigend dem Geſpräche zugehört hatten. „Wer wird jetzt den Kirchen noch etwas ſchenken? Wie lange dauert es, ſo räumt Joachim auf, und macht es wie Johann in Küſtrin, wo auch die Kirchen ſo kahl ausſehen, wie die Kornſpeicher, und die Klöſter Gardelegener Bier brauen, um nur etwas zur Nothdurft zu erſchwingen."

„Still, ſtill!" ſprach verweiſend der ältere der beiden Männer, „Du läßt wieder Deiner Zunge argen Lauf, Junker! Denk, wo wir ſind, und

miſche Dich nicht in Geſpräche, die Dich nichts angehen.“

„Wir ſind in Berlin, Herr! das weiß ich ſehr wohl, und denke auch, es iſt gut, daß es die Einſpännigen da oben nicht wiſſen, ſonſt möchten ſie uns auch wohl hinſetzen, wo kahle Wände und ein tüchtiger Riegel uns am Reiten hinderten.“

Mißbilligend runzelte der Aeltere die Stirn, und der Mönch ſchoß einen lauernden Blick auf die Beiden.

„Was ſteht Euch denn zu Dienſten, ehrenveſte Herren?“ ſagte jetzt Veit Brinke. „Wollt Ihr etwas Römiſches oder etwas Wittenbergiſches? Kann Euch beidhändig dienen, wenn ich nur erſt weiß, mit wem Ihr's haltet.“

„Gebt mir ein jüdiſch Breviarium“, rief lachend der Jüngere. „Das, denke ich, iſt doch das Sicherſte, denn der junge Kurfürſt wird, denke ich, ſich nächſtens beſchneiden laſſen, wenn Lippold, der Jude, ſo fortwirthſchaftet.“

„Ihr habt Recht“, ſchmunzelte Veit Brinke, „habe auch ſchon daran gedacht, mir jüdiſche Heiligkeiten in meinem Handel anzuſchaffen, denn der Judenhof wird immer voller und bei Hofe gehen ſie gar ſchon ein und aus; aber ich denke immer noch, die Berliner nehmen es krumm, und verbrennen mir wohl die Bude. Ich wollte, Lippold machte mich zu ſeinem Münzwärter, dann gäbe ich noch heute meinen Handel auf.“

Laut wirbelten jetzt die Pauken am Eingang der Gallerie, die Kurfürſtlichen Zinkenmeiſter und Trompeter bliesen vom Thurme des Domſtifts eine ſchmetternde Fanfare und die Einſpännigen ſtießen mit einem Griff die gewichtigen Hellebarden auf den Fußboden der Gallerie, daß der Staub die darunter ſtehende Menge bedeckte.

„Der Kurfürſt! der Kurfürſt!“ ſo rief freudig jauchzend die Menge, und alle Häupter entblößten ſich ehrerbietig.

Auch der ältere der beiden Männer entblößte ſeinen Kopf, aber der jüngere ſtand trotzig, rückte den Hut tiefer in's Geſicht und pfiff grellend vor ſich hin.

„Heilige Mutter Gottes“, murmelte, ſich bekreuzend, der Mönch, „erhalte den Landesherrn in unſerem heiligen Glauben, und gebe ihm Feſtigkeit, wenn er wanken will.“

„Wenn man nur erſt wüßte, ob er Wittenbergiſch wird“, dachte Veit Brinke, die Vorübergehenden dabei zum Kaufen ſeiner Waaren einladend.

Der Kurfürſt, prachtvoll in ſcharlachrothem Sammet gekleidet, die Kurmütze auf dem ſchönen, dunkelgelockten Haupte, ſchritt, die ſchöne Polniſche Hedwig führend, durch die Gallerie in die Sakriſtei. Hier empfing ihn das geſammte Kapitel des neuen Domſtifts, alles edle Herrn des Märkiſchen Adels, und führte das Fürſtliche Paar zu dem unter einem

Thronhimmel neben dem Hochaltar ſtehenden Kurfürſtlichen Kirchenſtuhl, während die Orgel das donnernde Salve Elector! intonirte.

Es war das erſte Mal ſeit dem Tode Joachim I., daß ſein Sohn und Nachfolger öffentlich in der Pracht des neuen Herrſchers unter dem Volke erſchien. Er hatte dazu den Tag der Einweihung des neuen Domſtifts gewählt, das er mit ſpezieller Genehmigung des Papſtes Paul III. zu Ehren der Maria Magdalena, des heiligen Erasmus und des Kreuzes errichtet. Die alte Domkirche, früher Eigenthum der ſchwarzen Brüder, war neu ausgebaut, mit koſtbaren Geräthſchaften begabt und ſtatutenmäßig mit Ländereien beſchenkt worden, ſo daß das neue Stift eins der reichſten im nördlichen Deutſchland und erſichtlich zum Nebenbuhler des Magdeburger Domſtifts beſtimmt war. Um dieſen Tag der Einweihung noch feierlicher zu begehen und dem neuen Stift eine noch größere Würde und Bedeutung zu geben, hatte der Kurfürſt es zum Erbbegräbniß ſeiner Familie beſtimmt, und befohlen, die ſterblichen Ueberreſte ſeines Vaters, Joachim I., ſo wie ſeines Großvaters, Johann Cicero's, an dieſem Tage in die Domgruft beizuſetzen.

In der prachtvoll geſchmückten Kirche, die von tauſend Ampeln und Kerzen erhellt war, ſo daß das Tageslicht ſich ſcheu an den Glasmalereien der hohen Fenſter brach, ſtanden vor der geöffneten Kurfürſtlichen Gruft die beiden Särge der ent-

chlafenen Herrſcher. Zwiſchen Ihnen, mit ſchwarzem Tuche verhüllt, ein Denkmal des Johann Cicero, das heute zum erſten Male enthüllt werden ſollte.

Das feierliche Hochamt begann. Die Geiſtlichkeit hatte Alles angewandt, um durch die höchſte Pracht des Gottesdienſtes, durch all' den Zauber, den die katholiſche Kirche auf das menſchliche Gemüth ausübt, die Sinne der Menge zu feſſeln und den Kurfürſten, über deſſen Geſinnungen, hinſichtlich der neuen Lehre, man immer noch nicht im Klaren war, für die heilige Sache der allein ſeligmachenden Kirche zu begeiſtern. Die verſammelte Menge in der Kirche wurde auch wirklich ſo von der feierlichen Würde der Meſſe ergriffen, daß ſich unzweideutig die Wirkung ausſprach, welche der Vorgang auf ſie machte. Draußen auf dem Platze war es ſchon anders. Hier wurden Aeußerungen laut, Meinungen ausgeſprochen, die nur zu deutlich zeigten, wie weit Luther's mächtige Lehre ſchon die Theilnahme des Volkes erregt. Nur der Kurfürſt blieb unerſchütterlich in ſeiner anſcheinenden Ruhe. Kein Zug ſeines Geſichts zeigte Mißfallen oder Beifall. Genau erfüllte er, was der Ritus der herrſchenden Kirche von ihm verlangte, aber ohne jene fromme Hingebung, jene ſich vergeſſende Andacht des gläubigen Katholiken. Wenn er das Knie beugte, geſchah es gleichgültig, ohne Theilnahme. Das Volk ſah, daß es geſchah, weil es geſchehen

mußte, aber ohne an die Aufrichtigkeit, an die Ueberzeugung des Kurfürſten deswegen zu glauben.

Während ſo die prächtige Feier in der Domkirche ſtattfand, ſtand die Gruppe an der Bude Veit Brinke's noch wie vorher. Der Mönch hatte ſeine Wachsbildchen dem feilſchenden Veit verkauft und war dann in der Menge des Volks verſchwunden. Der ältere der beiden Männer, mit ſtummem Kopfſchütteln den Trotz ſeines jungen Begleiters mißbilligend, fragte jetzt den immer geſchäftigen, ſchlauen, alten Veit Brinke:

„Sagt mir, Herr! ſeyd Ihr ſchon in den Gefängniſſen unter dem Domthurme geweſen? Ihr habt ja Euren Stand ſo dicht gegenüber, daß Ihr Alles ſehen müßt, was da aus- und eingehet. Wer mag wohl jetzt da unten ſitzen?“

„Warum fragt Ihr denn darnach, Herr Hans Kohlhaſe?“ fragte jetzt mit vielſagendem Lächeln der alte Veit.

„Ihr kennt mich?“ rief Kohlhaſe ſchnell. „Wo habt Ihr mich geſehen?“

„I! ich werde doch einen Cölner Bürger kennen, der den Ruhm Berliner Tapferkeit den Sächſiſchen vom Adel mit deutlicher Schrift auf die ſtolzen Rücken ſchreibt. Ihr habt zwar Euer Haar und Bart ſchwarz gefärbt, geht in ſchlichtem Wamms, aber ich kenne Euch doch. Geht, geht, Herr! den alten Veit Brinke verblendet man nicht ſo leicht.“

„Still, ſtill, Meiſter Veit!“ erwiderte Hans Kohlhaſe, denn er war es wirklich. „Ich ſehe ſchon, Euch läßt ſich kein Rübchen ſchaben, wie den Sächſiſchen Reiſigen. Nun denn, ſo antwortet mir auf meine Fragen. Wißt Ihr Beſcheid da unten in den Domkellern, wo der von Pritzow und Thum ſitzt? Ich denke, ich bezahle Euch Eure Nachrichten gut, wenn ich ſie brauchen kann.“

„Und ſchlage Euch die alten Knochen morſch entzwei, wenn Ihr nicht reinen Mund haltet“, fügte der junge Gefährte des Kohlhaſe hinzu.

„Ich bitte Dich, Junker Dueiß, zügele Dein ungewaſchenes Maul. Du biſt hier nicht unter den Seßbauern Deines Vaters, Du redeſt mit einem Berliner Bürger, und der antwortet grob auf eine grobe Meinung.“

„Hol der Teufel alle Berliner Bürger! Euch ausgenommen, Herr Hans. Ich wollt', ich könnte mal hier wirthſchaften, wie mein Vater in Fürſtenwalde gewirthſchaftet.“

„Seht, Junkerchen!“ antwortete nun, ſchlau lächelnd, Veit Brinke, „das geht nicht. Die Fürſtenwalder waren dumm, daß ſie Euch trauten. Hier in Berlin bieten wir nur die Schneider-Innung auf, und die gerbt Euch das Fell, ohne die Stadtwappner nöthig zu haben. Fragt nur die Ipenplitze und Köfritze, ob die Berliner Schneider nicht eben ſo gut die eiſernen wie die hölzernen Ellen ſchwingen.“

„Nicht doch, Herr Veit! Mein Junker hier iſt freilich ein wildes Blut und hat noch ſo die adeligen Nicken, aber er meint es nicht ſo böſe. Kommt, Herr! Eure Nachrichten über den Domkeller. Ich habe nicht lange Zeit und will auch nicht in's Gedränge, denn da Ihr mich erkannt, ſo bin ich doch wohl nicht verſtellt genug und es könnte Unheil geben. Nun, ſoll ich etwas von Euch hören?“

„Kommt heut Abend zu mir, Herr, ganz in der Stille, wenn es dunkelt; wohne in der Kalandsgaſſe im Lamm Jeſu, neben der Auflage der Schuſter-Innung, will Euch einen Krug Gardelegener vorſetzen, von dem Ihr den Schaum gewiß nicht mit dem Aermel abwiſchen, ſondern mit der Zunge den Bart ſäubern werdet.“

„Ich komme, Veit Brinke! ich komme“, rief, in die dargebotene Hand einſchlagend, Kohlhaſe, „und finde ich auf meinen Wegen mal einen Wagen mit Reliquien, ſo ſoll er Euch in der Kalandsgaſſe vor Eurem Hauſe den Dank Kohlhaſens ausladen.“

„I nu! das nehme ich ſchon an, ſolche Einkäufe lobe ich mir. Kommt Euch aber Wittenbergiſch Predigen, Traktiren und Zetergeſchrei in den Weg — na, ſo denkt auch an mich, und ſchickt mir ein Wäglein voll.“

„Herr Hans! ich gehe doch mit?“ rief jetzt fragend Junker Dreiß. „Bin auch ſchier durſtig

auf das Gardelegener, wenn's mir die ſchöne Urſel kredenzen wollte."

Plötzlich ernſt werdend, ſchoß der alte Veit einen beſorgten Blick auf den Junker und fragte: „Was wißt Ihr von meiner Tochter Urſel, Herr Junker? Ich denke, ſie iſt ein züchtig Mägdlein und weiß nichts von adeligen Vogelſtellern."

„Ei! wer ſollte die ſchöne Brinkinn nicht kennen? Iſt ſie doch ein Wunder und Spektakel aller Berliner. Als ſie vorhin mit Eurer Hausfrau in den Dom ging, da machte ordentlich Alles Platz, und des Flüſterns und Anſtoßens unter dem jungen Volk war kein Ende."

„Hm! hm! hat ein glatt Geſicht die Dirne, iſt aber kein Biſſen für Euch — denke ſie mit Nächſtem in Verſpruch zu geben mit einem jungen Schneidermeiſter, und der wird ſie wohl in Ehren und Züchten zu halten wiſſen vor Netzen und Fallſtricken."

„Nun, nun!" erwiderte lachend Junker Dueiß, „was ſcheltet Ihr gleich und ſchimpft mich mit loſem Zutrauen. Einer ſchönen Dirne glatt Geſicht iſt erquicklich zu ſchauen, und wär' ſie an zehn Schneidermeiſter in Verſpruch gegeben. Ihr ſollt einmal ſehen, ich mache Herrn Hanſen Ehre in Eurem Hauſe, will ſo ſittſam und ehrbar thun, als wollte ich Euch der Erbſchaft wegen um den Bart gehen. Aber los werdet Ihr mich nicht. Das Gardelegener muß ich koſten und mit der ſchönen

Urſel das Brautgeſchenk verabreden, das jetzt vielleicht noch eine Sächſiſche von Adel trägt. Ich will's ihr abnehmen, und wär' es am Gürtel feſt genietet."

„So, ſo! Nun, dann kommt nur mit, Herr Junker! ſollt mir willkommen ſeyn. Aber nun Ade, Herr Hans, Ihr ſteht ſchon zu lange an meiner Bude — da ſchnuppert der Mönch noch herum, der Euch vorhin ſo ſtarr anſah. Auf heut Abend alſo. Ade!"

So trennte ſich die Gruppe.

In der Domkirche war indeſſen das Hochamt vorüber, und die Trauerfeier für die Beiſetzung der beiden Fürſtlichen Leichname ſollte beginnen. Dies hielten die ſtrenggläubigen Prieſter für den geeigneten Augenblick, dem Kurfürſten gewiſſermaßen mit Gewalt ein öffentliches Glaubens-Bekenntniß abzudringen. Ein Profeſſor der Univerſität Frankfurt, Schüler des gelehrten Eiferers Wimpina, beſtieg die Kanzel und predigte über die Beiſetzung der beiden entſchlafenen Kurfürſten. Aber bald verließ er den Gegenſtand, hob das treue Halten Joachim I. an dem alten Glauben hervor, zeigte, daß der ehrwürdige Herr, dem Deutſchland den Beinamen Neſtor gegeben, eher ſein Eheweib, die Kurfürſtin, verſtoßen, als ſich der neuen ketzeriſchen Lehre ergeben, prieß das ſtrenge Strafgericht, welches er über Stendal ergehen laſſen, wo die Innungen Lutheriſche Geſänge unter Anleitung ihres Pfarrers

Küchelbeckers in der Kirche gesungen, und wies darauf hin, wie jeder gläubige Christ fürder in Ruhe leben könne, denn der junge Kurfürst habe ja seinem Vater auf dem Sterbebette eidlich versprochen, den alten Glauben nie zu verlassen.

Der Kurfürst befand sich während dieser Predigt in der peinlichsten Lage. Aller Augen hafteten auf ihm, um zu sehen, welche Wirkung die kühne Rede des Theologen hervorbringen würde. Kurfürstin Hedwig ließ sorgenvoll ihren Blick über die stets mehr aufgeregte Menge gleiten, und sah das drohende Ungewitter herannahen, denn nur Wenige in der Kirche waren so blind dem alten Glauben ergeben, daß sie nicht die bestehenden Mißbräuche der Priester-Herrschaft anerkannten, nur zögerten sie, sich offen der neuen Lehre zuzuwenden, bis über die eigentlichen Gesinnungen des Kurfürsten etwas Näheres bekannt war. Je heftiger der Professor Stoltenius auf der Kanzel wurde, je mehr Kopfschütteln und Murmeln gab sich, besonders in den Seitenschiffen der Kirche, kund. Unwillig stampfte der Kurfürst mit dem Fuße; selbst die Domherren und Präbendarien fingen an, das Gewagte und Unangemessene ihres Schrittes zu fühlen, aber es war geschehen. Stoltenius war ein zu leidenschaftlicher Mensch, als daß er sich in seinem Vorsatze hätte irre machen lassen. Mit Begeisterung hatte ihn sein Feuereifer für den katholischen Glauben erfüllt, er fühlte sich erhoben, verklärt, glaubte sich zum Märtyrer be-

ſtimmt, und ſprach gewaltige Worte des Bannfluchs und der Verdammniß. Endlich wendete er ſich geradezu an den Kurfürſten, und flehete mit rührendem, innigem Tone, er möge die Hand des Mächtigen nicht von der verwaiſten Kirche abziehen und ſie beſchützen gegen das Gift der Ketzerei.

Da drängte ſich ein Bürger aus Cöln unter die Kanzel und rief:

„Haſt Du vergeſſen, unnützer Knecht, daß auf derſelben Kanzel, wo Du ſchmäheſt, Gottes Finger einen Dominikaner mit dem böſen Zeuge gezüchtigt und ihn jählings getroffen, weil er ſchmähte, wie Du ſchmäheſt, und verfluchte, wie Du verfluchſt? Hör' auf oder es ſoll Dir nicht gut gehen!"

Während Alles entſetzt auf den kühnen Bürger ſah, und Stoltenius plötzlich im glühendſten Eifer von der eiſigen Hand der Todesahnung, dem mahnenden Beiſpiel des vom Schlage Getroffenen, berührt wurde, daß ihm das Wort im Munde ſtockte, winkte der Kurfürſt ſeinen Einſpännigen, die den Sarg Johann Cicero's aufheben, und herrſchte dem Organiſten Muſerius durch einen Blick zu, mit der Orgel zu intoniren. Da erdröhnten die tiefen Bäſſe des mächtigen Werks, mit zitterndem, ſchwingendem Beben ſetzten die kreiſchenden Oberſtimmen ein, und die ergreifenden Klänge des Requiems füllten die Seelen der Zuſchauer mit dem Grauen des Todes. Weit flogen die Pforten des Kurfürſtlichen Erbbegräbniſſes unter der Kanzel auf. Schwarz gähnte

eine dunkle Treppe in die hellerleuchtete Kirche, und langsam verschwand der Sarg Johann Eicero's in die Tiefe. Eine andere Abtheilung Einspänniger hoben den zweiten Sarg, und auch er glitt in die dunkle, schweigende Tiefe hinab. Die Geistlichkeit, mit Räucherpfannen und Wachskerzen in der Hand, folgte, und als auch der letzte Chorknabe die Treppe hinunter war, schloß sich die klaffende Thür hinter dem Zuge.

Der Kurfürst erhob sich, ohne die Ceremonie der Enthüllung des Monuments abzuwarten, und schritt, die Kurfürstin führend, zum Eingang der Gallerie. Die Wachen senkten die Hellebarden, die Hofbedienten drängten sich dem Herrn nach, und auch das Volk verließ die Kirche, den beschämten, niedergeschmetterten Stoltenius auf der Kanzel zurücklassend. Seine wirren Blicke suchten den Boden, und schmerzlich rief er aus:

„Fiat voluntas tua! Domine!"

II.

Der Abend dunkelte herein. Von dem Nicolai-Kirchthurme herab blies der Wächter auf dem Zinken das Abendlied, und die Schweine und Kühe waren längst die Straßen herauf und in die einzelnen Häuser getrieben worden, da schritten drei

Männer die Heilige Geiſtſtraße, von der Roßſtraße kommend, hinunter. Es war Kohlhas, der Junker Dueiß und George Nagelſchmidt. An der Ecke der Georgenſtraße hielten ſie einen Augenblick an, warfen vorſichtige Blicke zum Kurfürſtlichen Schloſſe hinüber, und gingen dann am Rathhauſe vorüber der Kalandsgaſſe zu.

„Wenn die Herren da oben wüßten", rief lachend der Junker Dueiß, „daß wir eben hier vorbeigehen, ſo könnte der Kolk ſich freuen. Seht nur, wie der verdammte Vogel mit ſeinem Menſchenantlitz und Eſelsohren ſo giftig auf uns herunterſieht. Ja, ſehe nur! in die Halseiſen unter Deinen Klauen kriegſt Du mich nicht; das wäre ſo ein Freudenfeſt für die Berliner, wenn ſie uns da unter dem Kolk ſehen könnten."

„Iſt noch nicht aller Tage Abend, Junker Dueiß!" erwiderte Georg Nagelſchmidt. „Euch könnte es wenigſtens nicht ſchaden, wenn Ihr ein wenig an Eurem guten Glücke zweifeltet, denn ſeit Ihr zum Stegereiſe geſchworen und mit uns zieht, denkt Ihr, es kann Euch nichts mehr mißglücken, und darum ſpielt Euer Zünglein ſo luſtig herum, wie ein Eidechs auf ſonnigem Geröll. Euch ſchlägt alle Augenblick das adlige Blut in den Nacken und Ihr überhebt Euch."

„Laß ihn nur, Georg!" begütigte ihn Kohlhas; „wird ſich die Hörner ſchon ablaufen, iſt gar jung und hat den wilden Muth ſeines Vaters ge-

erbt. Steht ihm auch gar gut, dem Junker, wenn er das Barett ſo auf das eine Ohr ſetzt und trotzig darunter hervorblickt. Zum Mönchlein iſt er freilich verdorben.“

„Deſto beſſer, Herr Kohlhas!“ antwortete der Junker, „das iſt in den jetzigen Zeitläuften eine ſchlechte Beſtallung; Niemand will ihnen den Bettelſack füllen, und darum laufen Sie auch in der Welt herum wie Feldmäuſe, und die Klöſter ſind ſo leer wie ein Sächſiſcher Frachtwagen, wenn wir ihm ein vertraulich Wort in's Ohr geflüſtert haben.“

Unter dieſem Geſpräche waren ſie an die Ecke der Kalandsgaſſe gekommen und ſtanden jetzt vor dem Hauſe Veit Brinke's. Rechts und links von der Thür lagen groſſe Haufen Dünger, wie vor jedem Hauſe Berlin's in jener Zeit, ſo daß nur ein enger Steig übrig blieb, um in das Haus zu gelangen. Das Haus war zweiſtöckig und hatte den erſten Stock ungefähr zwei Fuß herausgebaut. Im unteren Stock waren neben der Thür zwie große Fenſter angebracht, durch deren kleine, runde Glasſcheiben der weitläuftige Flur ſein Licht erhielt. Dieſer Flur war das eigentliche Wohnzimmer der Familie. Im erſten Stock war das Gelagzimmer mit ſeinem groſſen Tiſch von Nußbaumholz und ſeinem mächtigen ſchwarzen Ofen, der faſt das halbe Zimmer einnahm. Dahinter zwei Kammern, die eine für den Hausherrn und ſeine Ehefrau, die andere für die Tochter des Hauſes und ihre Amme.

Unter dem Giebel, im dritten Stock, war noch ein Zimmer, in welchem der alte Veit seine Vorräthe von Rosenkränzen, Kerzen, Reliquien und Lutherischen Schriften aufbewahrte. Vor diesem Hause, dem ansehnlichsten in der ganzen Kolandsgasse, standen die drei Männer still. Georg Nagelschmidt trat dicht an die starken, eichenen Fensterladen und suchte eine Ritze, um in den Flur sehen zu können, aber vergebens. Der alte Veit war gewohnt, sein Haus so fest zu verschließen und zu verriegeln, daß keiner seiner Nachbarn etwas aus seinem Hause zu erzählen wußte, wobei er freilich an die alte Amme nicht gedacht.

„Der alte Dachs hat sich sicher genug eingebaut", flüsterte Nagelschmidt, „wir müssen es schon auf gut Glück wagen; hammert nur mit dem Klopfer tüchtig an die Thür, ich bleibe hier draußen in der Gasse auf Vorsicht, und wenn ich pfeife, so giebt's Unrath."

Ein Kopfnicken gab ihm Kohlhase's Einwilligung zu erkennen, und so stellte er sich, mit dem Rücken dicht an die Fensterladen drängend, fest, als Kohlhas zweimal vorsichtig klopfte und in der Thür sich ein kleines Schiebefenster öffnete, aus welchem das Gesicht des alten Veit Brinke hervorsah. Ohne eine Frage zu thun, öffnete er dann die untere Hälfte der Thür, so daß Kohlhas und Dueiß sich tief bücken mußten, um in das Haus zu kommen. Das Klirren des eisernen

Querriegels und das Raſſeln der kleinen Verſchlußkettchen ſagten dem außen harrenden Nagelſchmidt, daß das Haus wieder wohlverwahrt und jedem unerwarteten Beſuch verſchloſſen ſey.

Der große, dunkle Flur war nur von einer kleinen, zinnernen Lampe erleuchtet, die auf dem eichenen Tiſch mit gewundenen Säulenfüßen vor dem grünen Kacheloſen ſtand. Die Wände des Flurs waren bis zur Höhe von vier Fuß mit einer hölzernen Tafelſchälung bekleidet, an welcher überall Klappſitze oder Klapptiſche ſich angebracht fanden. Ueber dieſem Getäfel war die einfache, weiße Mauer, aus den vier Ecken ſich in der Mitte wölbend, aber an der Decke geſchwärzt von dem Rauch der Lampe. An den ſchon erwähnten Fenſtern nach der Gaſſe ſtand eine Sanduhr mit vier Gläſern, welche Stunden und außerdem die Zeit des Frühmahls, des Mittageſſens und der Veſper anzeigte. Dem Ofen gegenüber hing ein friſch geſchlachtetes Kalb, vollkommen ausgeweidet, welches die Hausfrau für den Bedarf der nächſten Woche beſtimmt hatte. In dieſem Flur, deſſen Ausdehnung bei dem dunklen Schein der trübe brennenden Lampe viel bedeutender erſchien, als ſie es wirklich war, empfing Veit Brinke die erwarteten Gäſte. Er führte ſie an die Ofenbank und ſtellte einen Fußſchemel ſo auf den Tiſch, daß er zwiſchen der Lampe und den Fenſtern ſtand und ſo den Lichtſchein nach denſelben verhinderte. Drei Krüge ſchäumenden Gardelegener Bieres ſtan-

den in der Ofenhölle und wurden jetzt hervorgeholt, um den Gruß durch einen Trunk zu bekräftigen.

„Seyd willkommen, Ihr Herren, in der Wohnung eines armen Bürgers, der die Glücksgüter und Frachtwagen nicht so leicht auf den Straßen findet wie Ihr, und kaum des Nothdürftigen zum Unterhalt sich erfreut.“

„Guten Abend, Herr Brinke! Macht keine unnützen Worte von Eurer Nothdurft; ich denke, ein Kälblein zur Woche kommt immer noch bei Eurer Handthierung heraus. Kann ich Eurer Hausfrau vielleicht einen Gruß bieten oder bleiben wir allein zum Gespräch hier im Flur?“

„Ei nun, ich denke, wir sind so gerade genug zu einem vernünftigen Kosen, und Weiber möchten dabei ein Ueberfluß seyn. Ich bring's Euch, Herr Hans und auch Euch, Herr Junker! wie heißt Ihr doch?“

„Ich bin einer von Queiß!“ antwortete mit einem stolzen Werfen des Kopfes, der Junker, und strich sich den Knebelbart dabei in die Höhe.

„Ei, ein gewichtiger Name unter denen vom Stegreife. Wenn Ihr nach Eurem Vater einschlagt, so denk' ich, mögen die Städte sich freuen, vor denen Ihr liegt!“

Hans Kohlhas hatte unterdessen das tüchtige Schwert aus dem Gehenk genommen und vor sich auf den Tisch gelegt, rückte sich bequem und fragte dann seinen Wirth:

„Nun, wie ſteht's mit Euren Nachrichten über die Domkeller? Es ſitzen dort ein Paar Vöglein im Bauer, die ich gern wieder flügge machte. Ihr wißt vielleicht, daß ſie uns den von Pritzow und Thum bei der Geſchichte hinter Kloſter Zinne abgefaßt und ihnen wegen „Zugriffes" den Prozeß machen wollen. Das, denk' ich aber, darf ich nicht zugeben. Was gehen unſerem Kurfürſten die Sächſiſchen Kaufleute an. Ich hab's 'mal mit ihnen vor, und helfe mir Gott, wenn ich ihnen die ſchnöde Ungebühr nicht eintränke, die ich von ihnen habe erdulden müſſen."

„Nun, ich denke, ſie können zufrieden ſeyn mit dem Kaufſchilling, den Ihr ihnen für die beiden Mähren ſchon abgenommen habt. Und wenn die Thiere eitel Hiſpaniſches Geblüt in ſich hätten, ein Frachtwagen von den Hunderten, die Ihr ſchon gegriffen, hat ſie voll und überreich bezahlt."

„Nicht um die Mähren iſt es, Junker! Die hätte ich ihnen geſchenkt und noch drei Geſpann dazu, aber daß mir der Hund, der Sächſiſche von Adel, mein Recht verweigert und einen Bürger Berlins ſchlechten Handels verdächtigt, das ſollen ſie bereuen und Aſche auf ihr Haupt ſtreuen, oder ich müßte nicht der Hans Kohlhaſe ſeyn."

„Habe ich doch oft und mancherlei von Eurem Handel mit den Sächſiſchen auf der Gränze gehört, aber jeder erzählt es anders und auf ſeine Art.

Möchte wohl von Euch ſelbſt hören, was es denn eigentlich damit für eine Bewandtniß hat."

„Da bringt Ihr unſeren Herrn Hans gerade auf das rechte Geleiſe", meinte jetzt Junker Dueiß, „wenn er von ſeinem erlittenen Unrecht zu erzählen hat, da wird er noch eins ſo rührig. Gerade wie mein Vater; der war dreiundſechszig Jahr alt, als er ſein Müthchen an den Lebuſer Biſchof kühlte und ihm die Fürſtenwaldener ein Weniges anzapfte."

„Wer vermag erlitten Unbill ruhig zu ertragen?" rief ergrimmt Kohlhas. „Kein Wurm läßt ſich treten, ohne den Stachel nach der Ferſe ſeines Mörders zu kehren, und der Menſch ſollte ſich nicht rächen? Dein Vater, Junker! war ein ſchwacher Greis, aber ſtark wurde er durch Rache, zum Jüngling machte ihn die Hoffnung, den, der ihn gekränkt, zu vernichten, ihn den beſpornten Fuß in den Nacken zu ſetzen und zuzurufen: Sieh' Hund! es giebt noch Gerechtigkeit! O, könnte ich Günthern von Zaſchwitz ſo vor mir ſehen, wie Dein Vater den Bürgermeiſter von Fürſtenwalde, ich legte mein Haupt zur Ruhe und leiſtete einen Schwur, nicht mehr in den Stegereif zu gehen."

„Alſo ein von Zaſchwitz iſt Euer Feind, Herr Hans? Ich denke, Ihr habt es mit dem Kurfürſten ſelbſt vor?"

„Nein, der iſt ein guter Mann, ſchickt mir nur ſeine Lanzen auf den Hals, weil ihm die Leipziger und Chemnitzer Kaufleute die Ohren voll

ſingen, aber die Adeligen von Zaſchwitz auf Melaun und Schnatitz, das Otterngezücht, ſoll nicht Ruhe vor mir haben, bis ſie mich einſt zwiſchen fünf Bretter einſargen. Sind jetzt vier Jahr her, da trieb ich ein tüchtig Rudel Pferde auf die Sächſiſchen Märkte. In Melaun liege ich zur Nacht, und gedenke, ein Paar Holſteiner Füchſe, tüchtige Thiere, auf Krieg und Jagd geritten, los zu werden. Wie wir ſo handeln, ſetzt der Günther von Zaſchwitz, Gott verdamm ihn dafür! mit höhnenden Worten an, und meint, ich hätte die Mähren wohl geſtohlen und wollte auch ihn betrügen; das hatte mir noch Niemand geſagt, ſo lange ich auch ſchon mit Vieh und Thieren gehandelt. Habt Ihr je gehört, Herr Veit Brinke, daß ein Menſch dem Kohlhas hat etwas Schlechtes nachgeſagt?"

„Nein, wahrlich nicht, Herr Hans", anwortete begütigend der Wirth, denn Kohlhas gerieth während des Erzählens erſichtlich in eine immer heftigere Bewegung.

„Ich antwortete dem Melauner erſt ruhig, dann aber ſchwoll mir der Kamm und ich ſagte: Gut denn, ich ſtelle die Pferde ſo lange auf's Gericht hier zu Melaun, bis ich Euch bewieſen habe, daß die Pferde nicht geſtohlen oder mit Zugriff als unrecht Gut in meinen Händen ſind. Kann ich's Euch nicht beweiſen, ſo ſollen die Mähren ohne Kaufſchilling Euer ſeyn. Und wie ich geſagt, ſo that ich auch. Ich ſtellte die Pferde als Pfand

auf das Gehöft und zog ſtraks nach Holſtein, holte mir mein Zeugniß und ſchloß vor lauter Eile und innerer Erzürnung keinen Handel auf der ganzen Reiſe, um nur zeitig genug wieder zu meinem Ehrenräuber zu kommen. Aber wie fand ich meine ſchönen, Holſteinſchen Thiere wieder? Der Zaſchwitz hatte ſie während meiner Abweſenheit arg abgetrieben und aushungern laſſen, ſo daß ſie mir zum Hohn und Ingrimm gereichten. Als ich ihm nun den Beweis vor Augen hielt, daß die Pferde ehrlich erſtanden wären, da lachte er mir in's Geſicht, und meinte, ich möchte nur hingehen, wo ich hergekommen, er hätte mit einem Berliner Roßkamm nichts zu ſchaffen. Da brach die Wuth bei mir aus; ich nannte ihn einen Schelm und ſchlechten Adeligen. Da ließ er mich —"

Weiter konnte Kohlhas vor Wuth nicht ſprechen; er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, das Haar ſträubte ſich ihm auf dem Kopfe und die Augen ſtarrten wild aus ihren Höhlen.

„Da ließ er Euch peitſchen von ſeinen Knechten, das habe ich wohl ſchon erzählen hören", fügte Veit Vrinke, fortfahrend, hinzu. „Ja, ja! eine böſe Behandlung für einen Bürger."

„Bei meinem Eheweibe und meinen Kindern ſchwöre ich, meine Rache kommt über ihn, wenn auch in der ganzen Welt keine Gerechtigkeit mehr zu finden wäre! Aber ſo ſind die Menſchen. Dank's Euch der Teufel, Veit Vrinke! Daß

ich gepeitſcht wurde, wißt Ihr, aber nicht die Ungerechtigkeit des Zaſchwitz. Meine Schande iſt im Munde des Volks, aber meine Ehre, die erzählen ſie ſich verſchiedentlich. Den Engliſchen Schweiß über Jeden, der eines ehrlichen Mannes Schmach erzählt, ohne ſein Recht zu kennen."

„Nun, nun, Herr Hans! fahrt nur nicht auf Ich kenne wohl Euer Recht, weiß ja auch, daß Ihr zu Jüterbogk mit des Kurfürſten von Sachſen Räthen einen öffentlichen Landtag gehabt habt um der Verſöhnung willen. Das iſt doch Ehre genug für Euch."

„Ja, hat ſich was von Ehre!" grollte Kohlhas. „Erſt, wie ich beim Kurfürſt klagte, wollte Niemand auf mich hören, und wollten es Alle ſonderbar finden, daß ein ſchlichter Bürger etwas auf ſeine Ehre hielt. Erſt ſchickten ſie mich nach Düben zu Baſtian von Köhleritz, dem Kreishauptmann, dann zu Hans Metſchen, dem Landvogt in Wittenberg; aber da gab es eitel Geſpräch und Hinhalten. Um Gott! wie haben ſie mich doch gezwungen und gepeinigt, das zu werden, was ich jetzund bin. Nun, ich denke ſie haben es oft bereut. Da gab ich meinen Pferdeknechten tüchtige Stoßſtangen, bewehrte ſie ſonſt anſehnlich und beſtieg den Stegreif, den ich nun auch nicht eher verlaſſen will, bis ich mich gerächt habe. Der Erſte, den ich mir faßte, war der Wittenbergiſche Seidenkrämer Georg Reich; dem lauerte ich auf beim

Städtlein Zane und ließ ihn leichter abziehen, als er gekommen war. Seine Frachtwagen gingen aber nach Berlin, und die Juden ſangen Halleluja."

„Ei ja, ich erinnere mich noch recht wohl, welch' einen Lärm das damals gab. Der Fang wurde ruchbar, und die Berliner freuten ſich baß, daß einer von ihnen jetzt auch im Stegreife ſäße, und die Adligen es nicht mehr allein zum Voraus hätten", fügte Veit Vrinke hinzu. — „Aber was führt Euch denn diesmal nach Berlin? Ich hätte nimmer gedacht, Euch wieder hier zu ſehen, ſeit Ihr Euer Haus in der Roßſtraße verkauft. Ja ſo — ich vergaß — Ihr habt etwas im Domkeller nachzufragen. Ich ſtehe Euch gern zu Dienſte. Bin früher oft da unten geweſen, wenn die Mönche mir die Wachskerzen verkauften, die von den Hinterbliebenen der Verſtorbenen geſchenkt worden waren, um als ein Opfer angezündet zu werden; aber ſie wurden nicht angezündet, ſondern wieder an mich verkauft. So habe ich eine Kerze wohl dreißig Mal verkauft. War doch eine ſchöne Zeit, ehe der da in Wittenberg ſo arges Aufhebens davon machte. Lebte doch manches ehrlichen Mannes Sohn von den Pfennigen derer, die da glaubten. Jetzt iſt's anders. Wären die Lutherſchen Epiſteln nicht, die alle Welt leſen will, ich müßte wahrhaftig verhungern. I nu, ich muß ſagen, ich leſe ſie ſelbſt gern, verkaufe ſie aber noch lieber. Was will ich mich

freuen, wenn er nur erſt todt iſt, dann laß ich ſein Bildniß machen und verkaufe es zu Tauſenden.“

„Ich bitte Euch, Herr Veit!“ rief jetzt der Junker Dueiß dazwiſchen, „wünſcht dem alten Lutherio nicht den Tod, ſo lange Herr Hans bei Euch iſt. Der iſt ſeit ſeinem letzten Zuge nach Wittenberg ein großer Anhänger von ihm und ließe ſich todtſchlagen für die neue Lehre. Bis das aber einmal geſchieht, ſchlägt er lieber Andere todt und kommt auch beſſer dabei weg.“

„Was Ihr mir da ſagt, Herr Junker! Kennt denn der berühmte Gottesmann, der Luther, unſeren Kohlhas?“

„Wer zweifelt, daß er mich kennt? Ich habe mit ihm geſprochen, wie ich jetzt mit Euch ſpreche. Vor'm Jahre ſchickte er mir ein Schreiben, und rieth mir zu, von meinem Wegelagern abzuſtehen, denn was man mir auch für Unbill angethan, ſo könne ich doch deswegen nicht das Heil meiner Seele auf das Spiel ſetzen. Daraus erſah ich denn, daß Lutherius nicht wiſſe, was man mir angethan, und da mir an der Meinung eines ſo trefflichen Mannes gelegen war, ſo machte ich mich ganz kurz auf den Weg mit meinem Junker da und ritt nach Wittenberg.“

„Mich ließ er aber in der Herberge, als er zum Luther ging, und ich mußte da bei nichtswürdigem Bier ſeine Rückkehr erwarten.“

„Ei, das nenne ich kühn und wagehalsig", meinte Veit Brinke, kopfschüttelnd. „Recht in das Nest und das Lager derer zu reiten, deren Kaufleute man abfängt. Erkannte Euch denn Niemand?"

„Es war Abend, wie ich in's Thor ritt, und der Mantel vor'm Gesicht ließ mich unentdeckt bis vor Luther's Wohnung kommen. Ich klopfte an und fragte nach dem Doctor. Die Magd aber antwortete mir, der gelahrte Herr spräche zu Abend mit Niemanden. Ich aber bestand darauf. Da gab es wohl dreimal ein Hin- und Herschicken mit der Magd; endlich kam der Doctor selbst die Treppe herab und sagte: Numquid tu es Hans Kohlhase? worauf ich erwiderte: Sum Domine Doctor. Da hat er mich heimlich in sein Gemach geführt und einige Gottesgelahrte, Herrn Philippum, Crucigerum und Majorem, beschickt, denen ich all' mein erlittenes Unrecht erzählt. Deswegen erboßten sie sich absonderlich, und versprachen, bei ihrem Kurfürsten gut Wort für mich einzulegen, worauf ich wieder in die Herberge zurückkehrte und dann aus Wittenberg ritt."

„Nach der Herberge kamt Ihr noch zeitig genug; ich hatte gerade mit einem Wittenberger Händel angefangen, und wollte ihm den harten Schädel weichschlagen, da kamt Ihr und hindertet mich daran. Hol' der Teufel —"

In dieſem Augenblick pfiff es durchdringend draußen vor dem Hauſe.

Veit Brinke ſah ſich erſchrocken um.

Hans Kohlhas hatte ſchnell wie der Blitz ſein Schwert in das Gehänge geworfen, war aufgeſprungen und heftete ſeine Augen auf den Herrn des Hauſes, als fürchte er Verrath. Junker Dueiß, der fleißig während Kohlhaſe's Erzählung dem Biere zugeſprochen, ſah ganz verwirrt und wüſt im Flur umher, und ſo ſtanden die drei Männer ſchweigſam, bis der Klopfer an der Thür dreimal anſchlug.

Veit Brinke warf einen fragenden Blick auf ſeine beiden Gäſte, ob er öffnen ſolle, und wußte ſelbſt nicht, was er von einem ſo ungewöhnlich ſpäten Beſuch zu erwarten habe. Kohlhaſe mochte wohl ahnen, was in Veit's Kopfe vorging, denn er flüſterte ihm leiſe zu:

„Wenn Du Dich ſicher weißt, mich nicht verrathen zu haben, ſo öffne; warſt Du aber falſch gegen mich, ſo denke nicht, daß Du die nächſte Stunde erlebſt. Ich will Dich züchtigen, daß die Kinder und Kindeskinder davon erzählen ſollen."

Veit ſtellte die Lampe in die Feuerhülle und öffnete dann das kleine Schiebefenſter in der oberen Hälfte der Thür.

„Wer iſt da?"

„Ein Bote Sr. Kurfürſtlichen Gnaden an Euch, der gern etwas mit Euch verhandelte."

Kohlhas und Dueiß griffen an die Schwerter.

„An mich?“ flöhnte Veit Brinke mit einem bedenklichen Seitenblick zurück.

„Wenn Ihr Herr Brinke, mit Vornamen Veit, seyd, der am Domplatz mit Reliquien feilscht, so geht mein Auftrag an Euch. Aber laßt mich nur ein, Ihr werdet mich kennen, wenn Ihr mich näher ansieht. Ich bin Lippold, des Kurfürsten Kämmerer und Münzmeister, und habe nur einen Begleiter bei mir, der die Laterne trägt.“

„Ei, in der That“, rief jetzt laut und beruhigt Veit, „Herr Lippold! das muß ein absonderliches Gewerbe seyn, daß Euch so spät in mein armes Haus bringt. Tretet doch ein, ich bitte Euch!“ und dabei öffnete er die ganze Thür, so daß man deutlich nur zwei Männer eintreten sah. Vorsichtig schloß Veit wieder die Thür, holte dann die Lampe aus der Ofenhölle und nöthigte die Neuangekommenen zum Sitzen.

Der eine, Kämmerer Lippold, war einfach, aber doch so gekleidet, daß man schwerlich den armen Juden, von dem er sich bis zu seiner jetzigen mächtigen Stellung aufgeschwungen, in ihn geahnt hätte. Er trug ein schwarzes Spanisches Wamms mit langen Spangenhosen, und jenen bekannten schwarztuchenen Ueberwurf, der, mit braunem Pelzwerk ausgeschlagen, sich so häufig auf Bildern aus jener Zeit wiederfindet. An dem kleinen Barett, das kaum den Kopf bedeckte, war die kleine, gelbe Band-

ſchleife befeſtigt, welche damals alle Juden als Unterſcheidungszeichen tragen mußten; doch war ſie beinahe ganz von den überwallenden drei ſchwarzen Federn bedeckt, deren Stiele und Spitzen mit dünnen Goldplättchen und Puſcheln geziert waren; in ſeinem Gürtel trug er ein Tintenfaß von Horn und ein Futteral für Federn.

Der Andere trug Türkiſche Kleider und war der junge Kurde Ibrahim el Hadji, welchen der Kurfürſt bei ſeinem Türkenzuge, den er noch als Kurprinz auf Veranlaſſung des Kaiſers gemacht, vor Ofen auf dem Schlachtfelde gefangen. Ibrahim war ſeinem Herrn mit Aſiatiſcher Unterwürfigkeit ergeben und begleitete ihn überall hin. Aber auch der Kurfürſt liebte den ſchönen jungen Mann, weil er wußte, daß er im Stande war, für ſeinen Herrn durch's Feuer zu gehen. Daher ließ er ihn bei ſeinem Glauben, erlaubte ihm, ſich nach ſeiner Landesſitte zu kleiden, und gewährte ihm manchen Vorzug, manche Gunſt vor den übrigen Hofbedienten. Er trug die weiten, ſackartigen Türkiſchen Beinkleider, die einfache, bis unter die Hüfte gehende Jacke, den dickgewickelten Gürtel von geblümten wollenem Stoff und zwei Wulſte weißen Muſſelins als Turban um den, mit einer dunklen Mütze bedeckten Kopf.

Dieſe beiden Perſonen, welche die Berliner ſeit der Thronbeſteigung Joachim's II. zuſammen zu ſehen gewohnt waren, ſtanden erſtaunt, als die aus

der Ofenhölle hervorgeholte Lampe ihren düſtern Schein über den Flur warf. Befremdet ſah Lippold die beiden bewaffneten Männer in der friedlichen Behauſung Veit Brinke's, und fragend ruhte ſein Blick auf dem verlegen hin und her gehenden Veit.

„Iſt es Euch nicht genehm, ein Krüglein Gardelegener zu koſten, ehe Ihr mir mittheilt, was Euch hierherführt? Hm! Ihr ſeht die Herren da an. — Ja! — Hm! Dieſer hier iſt der Sächſiſche Hauptmann von — von —. Ja wie heißt Ihr doch, Herr? — den des Kurfürſt von Sachſen hohe Gnade mit vierundzwanzig langen Lanzen herübergeſchickt hat, um dem Kohlhas und ſeinen Geſellen das Handwerk zu legen — und der junge Herr iſt — ſein Fähnrich.“

Kohlhas ging ſchnell auf Veits Plan ein und ſagte: „Ich bin einer von Schakwitz aus Glauche, und dies hier iſt mein Fähnrich Hans, aus dem Hauſe Schapelow.“

„Das trifft ſich ja wie gerufen, Herr von Schakwitz. Es war heut Abend bei Seiner Kurfürſtlichen Gnaden viel die Rede von dem Vorfalle bei Kloſter Zinne, und ein Schreiben Eures Herrn, des Kurfürſten, iſt angekommen, wegen ſchleuniger Zuthat bei dieſer greulichen Geſchichte. Wollt Ihr mich begleiten, ſo mag ſich wohl Gelegenheit finden, Euch noch heute nähere Nachricht zukommen zu laſſen. Ich habe den Auftrag, Veit Brinken zum

Kurfürſten zu beſcheiden, und lade Euch ein, ihn auf den Schloßbau zu begleiten. Iſt es Euch genehm, nachher bei mir einen Imbiß zu Abend zu nehmen, ſo ſoll es mich freuen, einen ſo wackeren Sächſiſchen Edelmann zu bewirthen.“

Veit Brinke hatte die Augen weit aufgeriſſen und wollte ſeinen Ohren kaum trauen, als er hörte, daß er zum Kurfürſten kommen ſollte. Junker Queiß redete kein Wort, ſondern ſtarrte nur die beiden Kurfürſtlichen Boten an, während Kohlhas mit großer Geſchicklichkeit die ihm übertragene Rolle weiter ſpielte. Veit rief in eine Thür hinein, die zur Treppe führte, daß ſeine Frau raſch herab kommen möge, und zog gleich die weiten Stiefeln ab, um ſein beſtes Sonntagskleid anzulegen. Ibrahim ſetzte ſich, ohne von irgend jemand Notiz zu nehmen, in kauernder Stellung auf den Boden nieder, und Lippold that dem Willkommen Kohlhaſens mit einem tüchtigen Trunk aus dem Bierkruge Beſcheid. Da öffnete ſich die Thür, und Frau Brinke trat eilig herein, mit beſorgter Miene nach dem plötzlichen Begehr ihres Eheherrn fragend. Dieſer ſchrie und tobte wie behext umher, ſchien den Kopf ganz verloren zu haben, und verlangte von ſeiner Frau bald dies, bald das zu ſeinem Anzuge. Erſt wollte er ſein neues Feiertagskleid mit dem dunklen Fuchspelz — aber nein, dachte er, da hält der Kurfürſt dich für zu reich — und wer weiß, vielleicht will er dir etwas ſchenken; dann wollte er ſeinen

Ornat als Kalandsbruder — aber nein — die katholischen Brüderschaften mochte der Herr nicht leiden. Endlich entschloß er sich, sein bequemes Hauswamms unten und seinen Fuchspelz-Ueberwurf darüber anzuziehen, um damit anzudeuten, daß er, wie er gehe und stehe, dem Befehl des Kurfürsten nachgekommen sey, aber doch aus Demuth den neuen Pelz übergeworfen. Der Gedanke beruhigte ihn endlich. Er gab seiner Frau die nöthigen Befehle, und diese eilte hinauf in den ersten Stock, um das Verlangte zu holen.

Nach wenig Augenblicken, während welcher der alte Brinke sich vergeblich den Kopf zerbrach, was wohl der Kurfürst von ihm wollen möge, kam Frau Brinke wieder aus dem ersten Stock herunter und mit ihr die schöne Ursel, den mit Fuchspelz ausgeschlagenen Ueberwurf ihres Vaters über dem Arme. Sittig verbeugte das züchtige Mädchen sich vor den Anwesenden, und erröthete verschämt, zu ungewohnter Stunde Fremde bei ihrem Vater zu sehen. Der Junker Dr[illegible]iß stand wie angewurzelt über die Schönheit des Mädchens. Ibrahim biß sich schmunzelnd in die Lippen, und sprang aus seiner kauernden Stellung in die Höhe, aber Lippold heftete einen verwunderten, doch schlau berechnenden Blick auf die reizende Gestalt des reizenden Bürgermädchens. Nur Kohlhas grüßte gleichgültig. Dem alten Brinke entging der Eindruck nicht, den seine Tochter auf

die Anweſenden gemacht hatte. Am unruhigſten ſah er den Junker Dueiß an.

„Frau! Frau! ich ſage Dir, konnteſt Du das Kleid nicht allein die Treppe herunter tragen, was ſtörſt Du das junge naſeweiſe Ding da im Abendſegen? Hm! hm!“

„Ei, da kennſt Du unſere Urſel ſchlecht! — Als ich ihr in der Freude ſagte, daß im Flur der Jud — ich meine den Herrn Kämmerer Sr. Kurfürſtlichen Gnaden, und ſein Türke wären, da ſtand das ſchnurrende Rädchen plötzlich ſtille, der Faden blieb ungeſponnen und Jungfer Neugier mußte ja mit.“

„Hm! hm! Was ſeht Ihr an dem unreifen Dinge, Herr Junker?“ — rief unruhig Veit, während des Anziehens. „Sie hat ja nur Augen für den Anzug des Türken, recht wie ein kleines Kind. Geh hinauf, Urſel — geh hinauf. Eine Dirne gehört nicht unter Männer. — Hörſt Du nicht?“ —

Urſel ſtand da in dem Gefühl ihrer ſiegenden Schönheit. Gern hätte ihr Vater ſie zu einem jungen unreifen Dinge gemacht, nur um ſie den muſternden Blicken ſeiner Gäſte zu entziehen, aber der Tochter Haltung, ihr Blick widerſprach ſeiner Verſicherung. Es lag ein ſtolzes Selbſtbewußtſeyn, eine Unabhängigkeit in ihrem Weſen, die ſchroff dem entgegenſtand, was Veit von ihr ſagte. Das dunkelbraune, lange und von den Hüften in ſchweren Falten herabfallende Kleid, die feingefaltete, mit Silberdraht ausgenähte Halskrauſe, das wun-

verschöne blonde Haar mit den netzförmigen Knäuſen hinten und an beiden Seiten, die zarte, und doch üppige Form, das sammetne Auge und die blühende, lachende Gesichtsfarbe verbreitete einen unwiderstehlichen Zauber über die ganze Erscheinung.

„Laſt mich den Herren hier das Geleit bis zur Thür geben, Herr Vater. Ich freue mich ja so über die Ehre, die Euch widerfährt, daß ich doch nicht ruhig in meinem Kämmerlein ſitzen könnte, bis ich Euch in Eurem Staate geſehen, wie Ihr zum Kurfürſten geht.“

Ehre hin, Ehre her, dachte Veit, wenn ich nur erſt wüßte, was er von mir will. Da fiel ihm plötzlich ein, der Kurfürſt könne wohl etwas von ſeinen Waaren kaufen wollen — aber was — Katholiſches oder Wittenbergiſches? — Wie kam er dahinter? — Schon wollte er hinauf in ſeine Vorrathskammer und die Taſchen mit beiderlei vollſtopfen, da rief Lippold: „Ich bitte Euch, Herr Brinke, eilt Euch — Seine Kurfürſtlichen Gnaden begehren des Dringendſten nach Euch.“

„Soll ich vielleicht von meinen Reliquien etwas mitnehmen?“

„Nein, laſt die nur zu Hauſe!“

„I was ſage ich denn, ich meine Lutherſche“ —

„Nicht doch — Ihr werdet ſie nicht brauchen — Aber gut, daß Ihr mich daran erinnert — pflegt Ihr ein Buch über Euren Verkauf zu führen?“

„Ei, ei, Herr Kämmerer — wie mögt Ihr nur ſo fragen? Ich ſchreibe Alles auf — und meine Urſel da ſchreibt es ſauber ab in ein großes Buch — das pflege ich Abends durchzuleſen.“

„So! kann Eure Tochter wirklich ſchreiben? Ei, ei! Ihr gebt ja dem Mädchen eine Erziehung, als ſollte ſie zu Frankfurt Profeſſor werden. Hört, das Buch nehmt mit; es könnte kommen, daß wir es brauchen.“

Jetzt wurde Veit Brinke noch verwirrter. Er nahm das große Buch aus einer Lade, die unter der Sanduhr ſtand, und zerbrach ſich vergebens den Kopf, was wohl mit ihm vorgehen würde.

Unterdeſſen hatte Kohlhas angelegentlich mit dem Junker Dueiß geflüſtert, der ihm abzurathen ſchien, ſich mit dem Juden auf den Schloßbau zu begeben, aber vergebens. — Kohlhas vertraute ſeinem Glück, das ihn ſchon ſo oft aus den gefährlichſten Lagen befreite, und war entſchloſſen, mitzugehen.

Endlich war Veit Brinke fertig. Er gab ſeiner Ehefrau noch allerlei Verhaltungs-Regeln, wie ſie in ſeiner Abweſenheit das Haus gut verwahren ſolle, und verließ dann mit ſeinen vier Gäſten das Haus. Kaum war die Thür hinter ihnen geſchloſſen, und Veit hatte ſich überzeugt, daß die Riegel inwendig vorgeſchoben ſeyen, ſo beurlaubte ſich der Junker Dueiß von ſeinem vorgeblichen Hauptmann, und verſchwand, ein Liedchen vor ſich hinpfeifend, in der dunklen Straße. Während Kohlhas mit Veit

Brinke, Lippold und Ibrahim die Georgenſtraße hinunter und der langen Brücke zuſchritten, hatte Dueiß den harrenden Nagelſchmidt an der Ecke der Kalandsgaſſe gefunden, und eifriges Flüſtern verrieth, daß ſie Wichtiges verabredeten.

III.

Oede und lautlos herrſchte die beginnende Nacht über der Stadt. Die letzten Lampen in den Erkern und Giebeln der Bürgerhäuſer waren erloſchen, nur hin und wieder ſchlugen die wachſamen Hunde an, nur hin und wieder tönte die Klapper des Nachtwächters auf dem Thurme der Kloſterkirche über die Dächer in die dunklen Straßen hinunter.

Frau Brinke hatte, nach der Entfernung ihres Eheherrn, vorſichtig die Riegel und Schlußketten vorgelegt, die Bierkrüge bei Seite geſetzt, die Sanduhr umgekehrt und ein friſch befeuchtetes Tuch über das geſchlachtete Kalb gehängt, während die ſchöne Urſel die Bänke und den Tiſch abwiſchte, und alles wieder in die gewohnte Ordnung brachte.

„Kind, Kind! wie konnteſt Du den Vater nur ſo erzürnen und herunter kommen in den Flur, wenn Fremde da ſind? Du weißt, wie mißtrauiſch der Vater gegen Jeden iſt, der Dich wohlgefällig anſieht. Und wer weiß, was es uns noch für Un-

glück bringt, daß Du ſo frei aus Deinem Kämmerlein hervorgetreten biſt."

„Geht, geht, Frau Mutter! wer wird gleich an Unglück denken, wenn mich ein Mann anſieht? — Iſt's nicht wunderlich — in der Kirche und auf dem Wall vorm Köpenicker Thore, kann ich Euch nicht koſtbar und herrlich genug erſcheinen — da freut es Euch, wenn Alle ſtehen bleiben, und es murmelt hinter uns: das iſt die ſchöne Urſel Brinſin — wer mag die einſt heimführen? — und hier im Hauſe ſoll ich mich nicht ſehen laſſen, ſoll mit Niemand ſprechen. — Ei, da wird einem ja Zeit und Weile lang."

Unter ſolchem Geſpräch waren Mutter und Tochter die Treppe hinaufgegangen, hatten das Kämmerlein der Letztern betreten und ſetzten ſich jetzt in dem reinlichen, wie ein Käſichen geſchmückten Stübchen, wieder an das Spinnrad.

„Was der Vater nur beim Kurfürſten ſoll? — Ob er vielleicht die Wachskerzen und Meßgewänder für das neue Domſtift zu liefern bekommt? Gebe Gott ihm eine recht gute Stunde."

„Amen — von ganzem Herzen!" antwortete ſeufzend die Mutter; „ich weiß nicht, mir iſt ſo angſt, als ſollte mir heute noch ein recht großes Unglück geſchehen. Das Blut ſchlägt mir ſo unruhig in den Adern. — Schon heute Morgen im Dom ängſtigte ich mich, daß es zu Zerwürfniſſen kommen würde, als der Frankfurter Gottesgelehrte ſo eifrig auf die

Wittenberger hineinredete — du lieber Gott — mir iſt nicht wohler, als wenn Alles hübſch ruhig und friedlich geht.“

„Ich weiß nicht, Mütterchen — gar zu friedlich möcht' ich es auch nicht haben. Doktor Luther ſagt: Ein ſchwerer Kampf muß gekämpft werden, ehe wir die Spreu vom Korn: ſcheiden, und ohne Zerwürfniß wird es nicht abgehen. Ich habe gar nicht darauf gehört, was der häßliche geiſtliche Herr auf der Kanzel geſagt — aber den Kurfürſten habe ich mir angeſehen und immer angeſehen. Ach, Frau Mutter! was iſt das für ein ſchöner Mann — die ſchönen langen Haare, der ſtolze Bart — und die Augen — ach, die Augen!“ —

„Ei, ei, Urſel, Urſel! was gehen Dich die Augen des Kurfürſten an? das laß der Polniſchen Hedwig. Die iſt ſein eheliches Gemahl, und gar eine ſchöne Frau. Gott ſegne ſie. — Jeder gute Chriſt freut ſich, daß unſer Herr eine ſo gute Katholikin genommen und in den Ehepakten ſein Kurfürſtliches Wort verpfändet hat, ſie im echten Glauben zu bewahren. Das iſt ein ſicheres Zeichen von dem Sinne des Herrn und wie er das Wittenbergiſche Unweſen nicht zugeben und dulden wird.“

„So ſprecht Ihr nur, Frau Mutter, weil Ihr nicht leſen könnt. Wüßtet Ihr, was in den Schriften ſteht, die der Vater oben in ſeiner Vorrathskammer hat, Ihr würdet anders reden, und ehe der Papſt nicht ein Concilium auf Deutſcher Erde

zuſammenberuft, wie die Schriftgelehrten und Weltliche verlangen, wird auch kein Friede und Ruhe ſeyn."

„Um Gott ja, da magſt Du Recht haben. — Geht doch der Streit und Zank bis in die Familien. Wo iſt jetzt noch Ruhe und ordentliche, umſtändliche Gottesverehrung zu finden? Der Bruder ſtreitet ſich mit den Brüdern, der Vater mit dem Sohne und die Tochter mit der Mutter. Ach wenn Du wüßteſt, Urſel, wie Du mich mit Deinen Reden ängſtigſt; ich möchte wohl immer ſagen, Du haſt Recht, denn was Du ſagſt, begreife ich wohl, aber ich kann doch den Glauben nicht ändern, mit dem ich ſo alt geworden bin? Wie ſollt' ich ruhig ſterben können, ohne zu wiſſen, daß meine arme Seele durch Gebet und Meſſe aus dem Fegefeuer befreit wird?"

Die Tochter wußte, daß ſie nicht weiter gehen durfte, ohne der Mutter ſehr wehe zu thun. Sie kannte die Befangenheit der alten Frau, die ſich nicht von den Begriffen losreißen konnte, welche ſie mit der Muttermilch eingeſogen. Urſel ſtützte daher nachdenklich den Kopf in die Hand, ließ das Mädchen ruhen und ſang leiſe vor ſich hin ein altes Liedchen.

Da krächzte, ſcharrte und huſtete es draußen auf dem Gange vor der Thür. Das krankhafte Hüſteln und Athmen kündete beiden Frauen das Nahen der alten Amme an, die in Veits Hauſe

das Gnadenbrod genoß, weil ſie ihr Lebelang treu gedient, nun aber nicht mehr arbeiten konnte, und deswegen von Veit bis zu ihrem Tode gepflegt und gehegt wurde. Urſel erſchrak faſt über das ſo ſpäte und ungewöhnliche Erſcheinen der alten unheimlichen Frau. Leiſe ſcharrend öffnete ſie die Thür und trat in das Kämmerlein. Obgleich eigentlich noch nicht ſehr alt, hatte doch der Engliſche Schweiß — eine peſtartige Krankheit, die 1523 die Marken heimſuchte — ihre Geſundheit ſo zerrüttet, daß ſie einer lebenden Leiche glich. Ihr ganzer Körper war ſo verzehrt von jener gräßlichen Krankheit, daß die vergelbte Haut dicht über die Knochen geſpannt ſchien. Der Kopf war ihr ſo weit heruntergezogen, daß ſie nicht aufrecht gehen und nie den anſehen konnte, der mit ihr ſprach. An einem ſtarken Stock, der ihr, wenn ſie ſtill ſtand, zur Krücke diente, ſchlich ſie umher, unfähig, das Geringſte zu thun. Die ganze Erſcheinung war ſo durchaus häßlich und unheimlich, daß man nur mit Grauen ſie nahen ſah.

Mit heiſer, krächzender, oft von Huſten unterbrochene Stimme ſagte ſie, in der Thür ſtehend:

„Was giebt's denn heute in unſerm ſtillen ehrbaren Hauſe? Uf! uf! — Habe nun zum viertenmale, ſeit es dunkel wurde, den Riegel — uf! uf! — an der Hausthür klirren hören. Das iſt lange — ſehr lange nicht geſchehen.“

„Ei, Amme“, erzählte Urſel, „der Vater iſt zum Kurfürſten gerufen worden, und Lippold, der

Jude, hat ihn ſelbſt abgeholt. Dann waren auch noch ein paar Sächſiſche von Adel hier, mit denen der Vater eitel Handel und Wandel gehabt. Nun warten wir ſeiner Rückkunft, und wären faſt erſchreckt, als wir Euch ſo ſpät noch im Hauſe hörten. Was treibt Euch denn aus Eurer Bettſtatt?"

„Der Huſten, uf! uf! der böſe Huſten, und dann ſah ich in meinem Torfſtopf die Aſche abſonderliche Geſtalten annehmen, uf! das bedeutet nichts Gutes. Die rothe Gluth leuchtete grün durch die falbe Aſche, und es zuckte und — uf! uf! — kniſterte in dem Torf, als ſpräch es und wirthſchaftete darin."

„Was ſagt Ihr, Mutter Gertraud?" fragte beſorgt Frau Brinke. „Es bedeutet nichts Gutes? — Was ſollte uns denn geſchehen? Um Gott, wenn nur der Vater erſt wieder hier wäre."

Gleichgültig ſchnurrte Urſel's Mädchen während dieſes Geſpräches fort, ſie kannte die Alte und wußte, daß ſie von jeher viel auf Ahnungen, Vorbedeutungen und böſe Anzeichen gegeben, und beſonders ſeit ihrer Krankheit ſtets vor ſich hinbrüte und abergläubiſche Dinge treibe. So gern ſie ſorgte und waltete für die Bequemlichkeit der alten Amme, ſo hatte ſie doch nie jene Anhänglichkeit, jene ehrfurchtsvolle Liebe gefühlt, die ſonſt wohl Mädchen gegen ihre Ammen und Pflegerinnen haben. Stets hatte ſie das ſcheue, verſteckte und heimliche Weſen der alten Gertraud erſchreckt und das Erwachen jeder Zuneigung gehindert. Gertraud

war aus Wendiſchem Stamm in der Gegend von Dobrilugk und ſchon früh als Mädchen in das Haus gekommen, dann war ſie lange Zeit auf einer Reiſe bei ihren Verwandten geweſen, und kam erſt wieder zu Vrinke, als die kleine Urſel, wegen Krankheit der Mutter, eine Amme erhielt. Bei ihren Verwandten war ſie von dem Sohne eines benachbarten Adeligen verführt und dann verleugnet worden. Weiter wußte man nichts von ihr. Sie lebte ſtill vor ſich hin und verließ nur ſelten das Haus; wenn ſie es aber that, ſo blieb ſie jedesmal die Nacht über aus. Sie ſagte dann, dazu wäre ſie gezwungen, weil der Vetter, den ſie beſuche, ſo weit wohne, daß ſie vor der Betglocke nicht zurück ſeyn könnte, ſondern lieber dort übernachte. In ihr Kämmerlein, das oben dicht neben der Vorrathskammer des Vaters lag, ließ ſie Niemanden, und man hätte nicht gewußt, wie es darin ausſah, wenn nicht zur Zeit jener peſtartigen Krankheit die alte Gertraud gezwungen geweſen wäre, zu ihrer Pflege die Bewohner des Hauſes einzulaſſen. Da ſah man denn in der räucherigen Stube allerlei ſeltſames, ungewöhnliches Geräth. Die Wände waren voller unbekannter, ſonderbar geſtalteter Schriftzüge, und über dem Ofen ſtand ein häßliches dreiköpfiges Bildwerk aus Thon, das verzerrt und hohnlachend aus ſchwarzen Augen herunter ſah. Geſchabte Weidenruthen und Stäbe mit eingeſchnittenen Schriftzügen ſteckten über der Thür und in allen

Ecken. Hinter der ärmlichen Lagerſtatt ſaß eine alte Eule, und Mäuſe liefen in die Löcher und Ritzen, als fremde Fußtritte ſie aus ihrer Ruhe ſtörten.

„Erlaubt mir, Frau Brinke, uf! uf! daß ich — mit Euch verweile hier im Kämmerlein, bis Euer Eheherr zurückkommt. Mir iſt es immer, als wäre mein letztes Stündchen nicht weit, wenn der böſe Huſten mich ſo arg quält und faſt die Bruſt zerreißt.“

„Bleibt bei uns, Mutter Gertraud!“ ſagte Urſel, mit dem Fuße das Spinnrad wieder in Bewegung ſetzend. „Es mag freilich einſam genug oben in Eurem Kämmerlein ſeyn. Der Vater kann ja nicht lange mehr ausbleiben, und da verkürzen wir uns die Zeit mit Plaudern. Erzählt uns ein Mährlein, Mutter Gertraud. Ihr wißt ja ſo viel dergleichen und ſo abſonderlich ſchauerliche, daß man gar nicht ſatt wird, Euch anzuhören.“

Die alte Amme kauerte ſich auf einen Fußſchemel vor dem Bette nieder, murmelte unverſtändliche Worte vor ſich hin, und ſtützte endlich das Kinn auf ihre Krücke, weil ſie nur ſo im Stande war, den Kopf aufrecht zu erhalten, und wenigſtens hin und wieder die anzuſehen, die mit ihr ſprachen. Dann begann ſie mit ihrer krächzenden, oft vom Huſten unterbrochenen Stimme folgendes Mährlein zu erzählen:

„Vor langen, langen Jahren, als unſer Fürſt Jaczke, das heißt, der Wenden Herzog zu Köpenick,

lebte, da trug ſich oft Seltſames zu. Der Graf Albrecht von der Nordmark, wie die Sachſen damals unſere Altmark nannten, war ein Feind des Fürſten Jaczko's und wollte ihn aus dem Lande ſeiner Väter vertreiben, damit die alten Götter, die von Uranfang den Wenden ſich als gnädig erwieſen, vertrieben und der Gott der Chriſten und Sachſen ſein Kreuz aus ihren heiligen Bäumen zuſammen zimmern konnte. Aber die Prieſter redeten zum Volke und mahnten es ab, ſich taufen zu laſſen. Da wollte Fürſt Jaczko ſich eine feſte Burg erbauen, auf den Bergen am Müggelſee, zum Schutz gegen die Sachſen, und entbot Baumeiſter aus allen Wendiſchen Landen bis nach Polen hinein, die ihm die Steine aufeinander fügen ſollten, und ſie zogen herbei mit vielem Geräth und großem Vorſchub. Aber zu Brandenburg wohnte damals ein Chriſten-Prieſter, dem war die neue Burg ein Greuel, und er fuhr zu Waſſer die Havel und Spree herauf mit vielen Mannen des Sächſiſchen Herzogs, bis zum Fuß des Müggelberges, und legte einen Fluch auf die Grundfeſten der Burg, und fuhr dreimal mit ſeinem Stabe in die Luft, wie drohend und verbietend, ſodaß es das Zeichen des Kreuzes wurde. Von Stund an vermochten die Wendiſchen Baumeiſter nicht mehr zu bauen, und was ſie am Tage aufgeführt, das ſank zur Nacht wieder in Schutt zuſammen. Drob ergrimmte Jaczko und die Wendenfürſten der Lauſitz und Zauche in gerechtem Zorn,

und verſammelten die Druiden in dem heiligen Walde bei Cöpenick. Da ſaßen ſie zu Rathe auf den großen Druidenſteinen, und ſprachen, wie die Geweihten Bielbogs, des weißen Gottes, um die Rache Tzernebogs, des ſchwarzen Gottes, anzurufen. Die Fürſten aber harrten vor dem Walde in einem Moorgrunde unter Erlengebüſch des Ausſpruches. Der lautete: wenn Jaczko nicht das Liebſte, was er auf Erden habe, einmauere in die Grundfeſten der Burg, ſo werde er ſie nie ſich auferbauen ſehen. Und Jaczko legte all' ſein köſtliches Geſchmeide unter den Grundſtein, als die Meiſter wieder zu mauern begannen. Aber der Mörtel zerbröckelte, die Steine ſtürzten herunter und am anderen Morgen deckten Schutt und Gerölle die ſteilen Seiten des Berges. Und Jaczko, der Wenden Herr, legte ſein Schwerdt, Udarr genannt, unter den Grundſtein; aber es mußte wohl nicht das Liebſte ihm ſeyn auf Erden, denn die Mauern wollten nicht ſteigen. Da murmelten die Fürſten unter einander: „Seht, Jaczko ſtellt ſich, als ob er den Sinn des Orakels nicht verſtehe; ſollen wir ihm ſagen, was Tzernebog meint? Mila iſt es, ſein junges Weib, das er einmauern ſoll unter der Burg. Er weiß es auch, denn mit irrem Blick geht er umher und möchte gern eine andere Löſung für den Spruch der Druiden finden.

Da kam, es war zur Mittagszeit, eine Schaar von Frauen lachend und ſcherzend den Berg herauf,

die in großen weißen Körben ihren Männern das Essen brachten. Voran die edlen Wendenfrauen, und mit ihnen Mila, Jaczko's junges, blühendes Weib. Sorglos und freudig näherte sie sich ihrem Herrn, und streichelte ihm liebevoll das lange blonde Haar aus der Stirn. Da traten die andern Wendenfürsten herzu und fragten den Jaczko, ob sein schönes, junges Weib ihm nicht das Liebste wäre auf der Welt. Jaczko seufzte tief auf, drückte das süße Haupt seines Weibes an seine Brust und sagte: „Wohl ist mir Mila lieber als mein Leben, lieber als das Licht meiner Augen."

„Aber ist sie Dir auch lieber als das Wohl des Wendenvolks, als das Land Deiner Väter?" riefen ihm jetzt die Fürsten zu.

Und verzweifelnd schlug Fürst Jaczko seine Brust. „Ich verstehe Euch, verstehe Eure Meinung. O, warum verlangt Tzernebog so Schweres von mir für unser Volk? Nehmt sie hin, nehmt sie und thut mit ihr nach Eurem Gefallen."

„Was ist Euch, mein Herr und Gemahl?" rief sorglich die reizende Mila. „Was seht Ihr so traurig, wenn ich Euch so wohlbereitete Speise bringe? Was wollen die Männer, die sich um mich stellen mit ihren Kellen und Hammern?"

Jaczko wendete sich schmerzlich ab.

Die Maurer aber erfaßten die schöne, blühende Fürstin und zogen sie zu dem Bau. Dort stellten sie sich in einen Kreis und begannen rund umher

die Mauer zu bauen, die ihres Fürſten koſtbarſtes Gut umſchließen ſollte. Mila glaubte, es ſey ein Scherz, den man mit ihr mache, und ermunterte die Arbeiter mit freundlichen Worten, nur recht tüchtig zu mauern und ihr ein traulich Kämmerlein zu bauen. Die aber thürmten mit ſchweigender Eile und wuchernder Geſchäftigkeit einen Stein auf den andern. Stumm ſtanden die Wendenfürſten im Kreiſe, und ſahen mit verſchränkten Armen dem Treiben der Arbeiter zu. Nur Jaczko war den Berg hinunter gegangen und weinte bittere Thränen an dem Ufer des Müggelſees.

Als aber die Mauer immer höher wurde, als ſie ſchon die Bruſt der bejammernswerthen jungen Fürſtin bedeckte, als immer noch die Fürſten ſchwiegen und die Maurer, da ahnete das unglückliche Weib ihr Loos, und bittend ſtreckte ſie die Arme aus dem ſteinernen Grabe, das ſie umſchloß.

„Was habe ich denn gethan, daß man ſo grauſamen Scherz mit mir treibt? Bin ich nicht eine Fürſtin, und ziemt es den Wendiſchen Edlen, ein hülfloſ Weib ſo zu verhöhnen? Warum flieht mein Herr und Gemahl? warum beſchützt er mich nicht vor dieſen Knechten, die ſo furchtbar geſchäftig das Steinwerk um mich her thürmen?“

„Er kann Dich nicht ſchützen, Mila, Podzgaru's Tochter!“ rief mit tonloſer Stimme ein alter Wendenfürſt. „Tzernebog verlangt, daß Du in den Grundfeſten der Burg eingemauert werdeſt,

damit Dein Volk einen Schutz habe gegen die räuberiſchen Sachſen und die blutgierigen Chriſten.“

Ein herzzerreißender Schrei wand ſich bei dieſen Worten aus der Bruſt des geängſtigten jungen Weibes. „O, mein Kind, mein ſüßes Kind! mein Podiebrad! ſoll Deine Mutter ſterben, und läßt Dein Vater es geſchehen? O, ſchwarzer Gott, wie läßt Du mich ſo früh ſterben und mein unſchuldig Blut ohne Mutter auf der Erde? — Haltet ein, Ihr Wendiſchen Männer! mauert doch nicht ſo haſtig. O, noch eine kurze Zeit laßt mir das Licht des Tages, laßt mir den warmen Sonnenſchein! Wie ſie arbeiten und die Steine immer näher, immer höher fügen. Jaczko! Fürſt Jaczko! hörſt Du nicht den Jammer Deines Weibes? Willſt Du Dein Kind verſchmachten laſſen, wenn Du ihm die Muttermilch entziehſt?“

Und wie ſie auch laut klagte und herzzerreißend rief, keine Stimme des Antheils, des Mitleids antwortete ihr. Mit grauſenhafter Geſchäftigkeit, und immer noch ſchweigend, arbeiteten die Wendiſchen Meiſter. Schon war die Gruft gewölbt, noch wenige Steine fehlten zum Schluß, da rauſte die Fürſtin ſich das Haar, zerſchlug ſich die zarten Brüſte, wollte die Mauer hinaufklettern, aber wo ſie die Finger einkrallte, um ſich hinaufzuſchwingen, fiel ein Hammerſchlag, fügte ſich ein Stein und breitete ſich der Mörtel.

Da kam eine Magd herbei mit einem holden blondlockigen Knaben auf dem Arme, der die Händchen nach der Mutter ſtreckte, deren Kopf nur noch aus der Umwölbung hervorſah. Als das die Unglückliche ſah, rang ſich kreiſchendes Flehen aus ihrer gequälten Bruſt. Die Todesangſt ſpannte ihre Stimme zu übermenſchlicher Kraft, und ſie rief:

„Wenden! Um unſeres Volkes willen reißt eine Mutter nicht von ihrem Kinde! — Wie, ſchon wieder einen Stein? Triglaff! Triglaff! höre mich! Ein Weib fleht zu Dir in ihrer höchſten Noth. O, fügt den Stein noch nicht; ich kann ja dann mein Kind nicht mehr ſehen. Triglaff! höre mich! Strafe den treuloſen Mann, den grauſamen Vater! Strafe ihn mit dem ſchrecklichſten Deiner Flüche! Wollt Ihr mir denn gar keine Oeffnung laſſen? Keine Spalte, kein Ritzchen? Soll ich denn lebendig verweſen in der ſteinigen Gruft? Lebe wohl, mein Söhnchen! mein Podiebrad! Weh' mir! der letzte Stein. Ewige Nacht!“

Nichts hörte man mehr, als ein dumpfes Winſeln und ein Kratzen an den Steinen im Innern des Gemäuers. Schwere Hammerſchläge fielen auf den mächtigen Schlußſtein. Eine fürchterliche Ruhe folgte der Geſchäftigkeit der Arbeit. Nun ging Alles den Berg hinunter.

Jaczko aber, der Wendenfürſt, ſaß finſter brütend am See und ſtarrte in die Fluthen. Die Fürſten und Edlen kamen zu ihm und wollten jetzt

Rath holen über den Bau, der nun, nach erfüllten Orakel, raſch vorwärts ſchreiten ſollte. Aber als ſie den Fürſten anſahen, da bebten ſie zurück; Triglaff hatte ihn geſtraft und gezeichnet, denn er hatte den böſen Blick."

„Den böſen Blick?" fragte mit zitternder, theilnehmender Stimme Urſel, als die alte Gertraud geendet hatte und lange Zeit ſchwieg. „Was heißt das, der böſe Blick?"

„Laß doch, Urſel!" ſagte Frau Brinke, „heſt Du noch nicht genug an dem ſchrecklichen Mährchen gehört? Mir ſchaudert es ja noch über den ganzen Körper von der wüſten Heidengeſchichte."

„Ach, ich höre dergleichen doch gar zu gern, Mütterchen. Sagt, Amme Gertraud! was iſt das, der böſe Blick?"

„Gott beſchütze uns Alle davor", ſöhnte die alte Amme. „Der böſe Blick iſt —"

Da klopfte es unten an der Hausthür vernehmlich dreimal mit dem Hammer.

„Der Vater, der Vater kommt zurück!" rief, aufſpringend, Urſel und griff nach der zinnernen Lampe, um die Treppe hinunter in den Flur zu eilen.

„Nicht doch! ſo klopft der Vater ja nicht, das iſt ein fremdes Klopfen. Heilige Mutter Gottes! wer kommt ſo ſpät in unſer Haus und in Abweſenheit Deines Vaters?"

Noch einmal klopfte es wiederholt wie das erſte Mal.

Sogleich gingen beide Frauen in den Flur und ließen die alte Gertraud in der Kammer zurück. Als Frau Brinke das Schiebefenſter öffnete, ſah ſie fünf bis ſechs Männer in Mäntel gehüllt, von denen einer Einlaß begehrte, um eine Botſchaft vom alten Meiſter Brinke auszurichten, der jetzt beim Kurfürſten ſey.

Geſchäftig öffnete Frau Brinke die Thür. Einer der Männer trat ein und ſagte: „Ich komme von Eurem Eheherrn, der eben beim Kurfürſten iſt und Euch befehlen läßt, ihm die Tochter zu ſenden, weil der Kurfürſt ſie kennen zu lernen wünſcht, und die Frau Kurfürſtin ſo viel von der Schönheit Eures Kindes gehört hat, daß ſie ſchier neugierig iſt, ſie zu ſehen.“

Dunkle Gluth ſtieg in ſchön Urſel's Wangen, und die Mutter wußte ſich vor Stolz und Freude gar nicht zu laſſen.

„Meine Tochter ſoll ſich nur raſch in ihren Feiertagsſtaat werfen, dann mag ſie mit Euch gehen. Du mein Gott! welche Ehre, welches Glück! Der Kurfürſt will meine Tochter ſehen! Ei, ei! was werden die Nachbarn dazu ſagen und der Tuchkrämer Henning. Wollt Ihr Euch nicht ſetzen? Urſel! ſo eile doch! Wie ſiehſt Du nur ſo ängſtlich da! Hinauf! hinauf in Dein Kämmerlein, damit die Herren hier nicht ſo lange zu warten brauchen.“

Bewußtlos eilte Urſel die Treppe hinauf und kramte halb träumend in ihrem Schrein, während unten im Flur die Mutter der Höflichkeit und Ehrerbietung kein Ende wußte. Der Bote war dringend und meinte einmal über das andere, es ſey keine Zeit zu verlieren. Die Mutter rief dann jedesmal die Treppe hinauf, Urſel ſolle ſich eilen, und endlich kam ſie gerade in demſelben Kleide, wie am Morgen zum Kirchgange, küßte die Mutter und verließ, von den Männern geführt, das Haus.

Auf der Straße fanden ſich noch mehrere Begleiter dazu, und ein durchdringendes Pfeifen ließ ſich vom Nikolai-Kirchhofe her hören, als der Trupp, die ſchöne Urſel in der Mitte, dem Schloſſe zuſchritt. Während dem ſaß die Mutter oben im Kämmerlein und erzählte der alten Amme mit ſolcher Eile und ſolchem Eifer, was vorgefallen, und welche Ehre das für Tochter Urſel ſey und für ihren Eheherrn, daß die alte Gertraud nur ſchweigend den zitternden Kopf ſchüttelte und unverſtändliche Worte dazwiſchen murmelte.

IV.

In dem weiten, gewölbten Erkerzimmer des Schloßbaues ſaßen die Herren vom Hofe Kurfürſt Joachim's II. beim Abendmahl, das ihnen ſtets im Vorzimmer des Kurfürſten aufgetragen wurde. Die

Räthe des Kurfürſten, die Hauptleute der Einſpännigen, junge adelige Herren, die Küchen- und Kellermeiſter und das vornehmere Hofgeſinde überhaupt, fanden ſich nach der Veſper hier zuſammen, um die letzten Befehle ihres Herrn zu empfangen. Vor der Thür, die zu einer langen Gallerie, und durch dieſe in die Zimmer des Kurfürſten, führte, ſtanden zwei Einſpännige mit geſchulterter Hellebarde; neben ihnen ſaß auf einer hölzernen Bank der dienſtthuende Kämmerer.

Fröhlich ging der Becher im Kreiſe herum, und die Geſpräche wurden laut geführt, weil man nicht zu fürchten brauchte, daß das Geräuſch bis zu den Ohren des Kurfürſten dringen könnte. Einige Plätze an verſchiedenen Stellen der großen Tafel waren leer und ſchienen für beſtimmte Perſonen aufgehoben zu ſeyn. Stult, des Kurfürſten Hofnarr und luſtiger Rath, ſaß dem Kanzler der Frankfurter Univerſität, dem berühmten Wimpina, gegenüber, und war eben in einem Streit über das Ablaßweſen mit ihm begriffen.

„Seht, ehrwürdiger Herr Doktor! ich ſtreite ja gar nicht, daß der Ablaß eine ſchöne Sache iſt; es iſt gewiß ein Handel, wie jeder andere. Nur iſt die Waare ein wenig theuer.“

„Daß ich auch mit Euch mich in ſolche Materie vertiefe! Wahrlich, ich verdiente Eure Schellenkappe auf den Kopf zu bekommen ſtatt meines Doktorhutes!“

„Steh' zu Dienſten, Ew. Ehrwürden! Verſucht nur einmal, ſie aufzuſetzen, und ſtülpt dann Euren großen Hut darüber, ſo wette ich, man ſieht nichts von der Kappe, und dann kommt erſt an den Tag, wozu Euer Doktorhut eigentlich taugt. Freilich, ſie iſt ein wenig eng und große Ohren gehen nicht darunter, die ſind doch noch zu ſehen."

Ein ſchallendes Gelächter vom ganzen Hofgeſinde belehrte den zornigen Wimpina, daß er gegen den Narren mit logiſchen Schlüſſen nichts auszurichten vermöge, er verbiß daher ſeinen Aerger und gab ſich Mühe, mitzulachen.

Als nun die fröhliche und oft überlaute Unterhaltung ſo fort ging, öffnete ſich die Thür und herein traten, mit dem Kämmerer Lippold, der alte Veit Brinke und Hans Kohlhas. So laut und ungezwungen das Geſpräch bis jetzt auch geweſen war, die Erſcheinung Lippold's legte ihm Feſſeln an. Einige der Räthe und die höheren Hofbedienten ſtanden vom Stuhle auf, den mächtigen Günſtling zu begrüßen. Die jungen Herren von Adel aber blieben ſitzen und warfen nur trotzige Blicke auf den Eintretenden. Veit Brinke blieb voller Demuth am Eingange ſtehen, das Barett verlegen zwiſchen den Händen drehend, und Kohlhas durchflog mit einem durchdringenden Blick die ganze Verſammlung, ob vielleicht Jemand darunter ſey, der ihn kenne und verrathen möge. Als er kein Geſicht bemerkte, das ihm gefährlich ſchien,

wurde ſein Auge wieder ruhig, und mit feſter, ritterlicher Haltung ſtand er in der Nähe des Tiſches.

Mit widriger Freundlichkeit erwiderte der Kämmerer Lippold den achtungsvollen Gruß der Aufſtehenden, und ſchoß während der Verbeugung einen böſen Seitenblick auf die Sitzengebliebenen. Dann ging er auf die Thür zu, die zu den Zimmern des Kurfürſten führte, und fragte den dienſtthuenden Kämmerer, indem er den Ueberwurf und das Barett ablegte, ob Kurfürſtliche Gnaden allein ſeyen.

„Nein", war die Antwort; „der Kanzler, Herr Lamprecht Diſtelmeyer, iſt ſeit einer Viertelſtunde im Kloſet."

Leiſe fragte Lippold weiter: „Wer hat Euch erlaubt, den Kanzler zum Herrn zu laſſen in meiner Abweſenheit? Habe ich Euch nicht oft genug geſagt, daß Se. Kurfürſtliche Gnaden befohlen haben, nur in meiner Gegenwart Ihre Räthe zu ſprechen?"

„Der Herr Kanzler erſchien aber auf einen Befehl des Kurfürſten, und ich denke, es ſteht mir nicht zu, einem ſolchen Herrn den Eintritt zu verweigern."

„So? meint Ihr? Ich meine aber, ein Kämmerer iſt nur dazu da, um den Eintritt zu verweigern; ihn gewähren, das kann jede Thür, dazu braucht man keinen unverſtändigen Menſchen, wie Ihr ſeyd, davor zu ſtellen. Ich ſage Euch, folgt

meiner Welsung künftig beſſer, oder Ihr ſteht nicht lange mehr hier.“

Während dieſer ganzen Rede, deren böſer, flehender Ton nur von dem demüthigen Kämmerer gehört wurde, hatte das Geſicht Lippold's denſelben Ausdruck der Freundlichkeit behalten, den es beim Eintritt in das Vorzimmer hatte, ſo daß jedermann glauben mußte, er ſpreche auf das Freundlichſte mit dem Kämmerer.

Zur Geſellſchaft am Tiſche ſich wendend, ſagte er dann: „Ihr Herren! ich laſſe den Herrn von Schalwitz auf Glauche, Hauptmann Sr. Kurfürſtlichen Gnaden von Sachſen, in Eurer Geſellſchaft, während mein Dienſt mich zum Herrn ruft.“

Während Lippold in der Thür zu der Gallerie verſchwand, verneigte ſich Kohlhas vor den Anweſenden und nahm auf die Einladung der jungen adeligen Herren am Tiſche unter ihnen Platz. Um den alten Veit, der immer noch befangen an der Thür ſtand, bekümmerte ſich Niemand. Ibrahim ſetzte ſich, ſchweigſam, wie er ſtets war, auf die Schwelle der Thür, durch die Lippold gegangen war, legte den gezogenen Yathagan auf das gekauerte Knie und ſchien, trotz des Lärmens, einſchlafen zu wollen.

„Ihr habt da ein bös Stück Arbeit, Herr von Schalwitz!“ begann ein Herr von Kracht das Geſpräch mit Kohlhas. „Müßt hinter dem Roßkamm, den Kohlhas, herreiten, wie es bei uns hier ver-

lautet. Der Gauch soll aller Künste voll seyn, und absonderlich alle Wege, Furthen und Bergeplätze der Mark so genau kennen, daß er entschlüpft ist, wenn man eben denkt, starke Hand auf ihn zu legen."

„Ihr mögt Recht haben, Herr! es soll ein schlauer Bursch seyn. Man erzählt sich von ihm gar sonderliche Dinge. Oft soll er in einer Herberge mit mir übernachtet und mit meinen Lanzknechten allerlei Frohsinn vollführt haben, so daß ihn keiner erkannt und seiner hat habhaft werden können. Ja, er hat Dokter Lutherum in Wittenberg besucht, wo jedes Haus Zeter gegen ihn schreit."

„Möchte ihn wohl einmal sehen, den Kerl, der den Stegereif so adelig und mannhaft treibt, wie wir Adeligen selbst."

„Ei nun, ich hoffe ihn wohl zu fangen, da Se. Kurfürstliche Gnaden von Brandenburg uns erlaubt haben, mit Sächsischen Lanzen ihn in der Mark zu fangen, und Ihr mögt nur glauben, daß ich ihn Euch vorstelle, darum thut nur so, als ob er schon hier im Zimmer wäre."

„Was führt Euch denn her zu uns auf das Schloß, Herr Hauptmann! und noch dazu in Lippold's Gesellschaft?"

„Er fand mich, wie ich allerlei feilschte im Hause des alten Veit Brinke, der dort an der Thür steht und auf des Kurfürsten Befehl hierher beschieden ist. Da nun Briefe vom Sächsischen Kur-

ſtuhle hier zu Hofe eingelaufen ſind, die meinen Auftrag und die Feſtigung des Kohlhas betreffen, ſo lud mich der Kämmerer ein, mit ihm zu gehen.“

„Veit Vrinke?“ riefen einige der Ritter, „iſt das der Vater des ſchönen Kindes, das heut Morgen im Dome mehr angeſehen wurde, als der verrückte Stoltenius?“

„Veit hat eine Tochter, ſo viel ich weiß, und hübſch iſt ſie auch, ob ſie aber das Mägdlein iſt, von dem Ihr ſprecht, müßt Ihr ihn ſelbſt fragen.“

„Laßt uns den Alten warm halten, Ihr Herren!“ flüſterten ſich nun die jungen Ritter zu, ſtanden auf und holten den verwunderten und ängſtlichen Veit an den Tiſch.

Während dies geſchah, rief Stult, der Hofnarr, ſeinem Gegner Wimpina zu: „Seht her, da halten die Herren wieder einen Frankfurter Gottesgelahrten für verrückt, und doch trägt er groß und breit ſeinen Doktorhut, wie irgend einer. Ja, ja, ſo ſind die Meinungen der Leute verſchieden.“

Wimpina zuckte wieder mitleidig die Achſeln und ſchabte mit dem Meſſer auf dem zinnernen Teller, weil er keine Antwort auf dieſen abermaligen Ausfall wußte.

Veit mußte ſich auf einen Schemel in die Reihe der Ritter ſetzen und that, mit Beſorgniß auf Kohlhas ſehend, dem wiederholt dargebotenen Becher Beſcheid.

„Wie geht Euer Handel, Veit Brinke?“ rief ihm ein Herr von Köckeritz zu, um das Gespräch einzuleiten. „Ihr sollt einen schönen Groschen bei Eurer Mühe verdienen, wie man sagt.“

„Ach, du lieber Gott, gnädiger Herr! das sagt mir die böse Zunge meiner Nachbarn nach. Ja, wenn noch Alles so ginge wie früher; aber seit die Leute den Wein selbst trinken wollen, den sonst der Priester für sie trank, ist nichts mehr zu holen, man müßte denn eine Handlung mit eitel Wein haben.“

„Der Wein“, rief jetzt Stult überlaut in's Gespräch hinein, „ist auch das beste Mittel, selig zu werden, nicht wahr, Herr Kanzler Wimpina?“

„Laß doch, Stult, laß doch!“ begütigte ein Kurfürstlicher Rath den Narren. „Du läßt Deinem ungewaschenen Maul wieder einmal heut arg die Zügel schießen.“

„Wie kommt es aber, Veit Brinke!“ sagte Herr von Kracht, daß Ihr so spät zu Abend aus Eurem Hause geht? Habt Ihr auch genugsam Leute im Hause gelassen, daß Eurem Weibe nichts zustoßen mag?“

Bestürzt sah Veit den Fragenden an. Der Gedanke, daß seinem Weibe und Kinde in seiner Abwesenheit etwas geschehen könne, hatte er vor lauter Eile, Neugierde und Freude über die Ehre noch gar nicht gefaßt. Jetzt fuhr es ihm wie ein Messer durch den Kopf. Schnell aber suchte er

seiner Bestürzung Herr zu werden und meinte lächelnd: „Ei, mein Haus ist gut behütet und sicher bewahrt, das weiß hier der Herr Hauptmann, der mit seinem Fähnrich bei mir war, als die Botschaft von des Kurfürsten hohe Gnaden kam.“

Kohlhas nickte bejahend.

Die Antwort Veit's hatte ihm selbst Ruhe geben sollen, aber ein Wort darin machte ihn unruhiger, als er vorher gewesen war. Es war die Erwähnung des Junker Queiß, den er zum Fähnrich gemacht. Wenn nur — doch nein, er mochte gar nicht daran denken, konnte es auch nicht, denn von allen Seiten trank man ihm zu, redete auf ihn hinein und suchte das Gespräch auf seine Tochter zu bringen.

„Es soll ja ein wunderschönes Mägdlein seyn, Eure Tochter?“ begann wieder einer der Herren.

„Ja, das ist wahr!“ rief plötzlich Ibrahim, der von der Thürschwelle, auf der er kauerte, aufgesprungen war und sich dem Stuhl des alten Brinke genähert hatte. „Sie ist so schön wie die Houris des Paradieses und wollte ich trinken Euren Wein, ich tränke darauf, daß sie lange lebe und gesund lebe.“

„Ei, sieh da, unser Ibrahim! Das muß in der That eine gar absonderliche Schönheit seyn, die den zu solchem Spruch begeistert und von seiner Schwelle austreibt.“

„Hm!“ antwortete kopfnickend Veit, und ſuchte dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, „warum ſitzt denn der Türke immer auf der Thürſchwelle, Ihr Herren? das iſt doch eben kein ſonderlich weiches Lager zur Nacht. Seht nur, da geht er wieder hin und kauert mit unter-geſchlagenen Beinen nieder.“

„Das iſt ſeine Treue und ſeine Liebe zu unſerem Herrn, dem Kurfürſten. Seit er mit dem damaligen Kurprinzen, unſerem jetzigen Herrn, aus Ungarn hierher gekommen iſt, hat er nie anders geſchlafen, als auf der Schwelle vor ſeiner Thür, und wo er jetzt liegt, das iſt dieſelbe Thür, wo der von Ottenſtädt mit Kreide angeſchrieben hatte:

„Jechinken! Jechinken! hüte Dich,
We wir Dich kriegen, henken wir Dich!“

„Ei, laßt das ruhen, Herr von Kracht!“ rief hier unwillig Herr von Köckeritz; „das iſt geſchehen unter dem vorigen Herrn und braucht nicht jetzt noch erzählt zu werden. Der arme Ottenſtädt und mein Vetter haben den tollen Streich ſchwer genug gebüßt. Hinrichten hat ſie der Kurfürſt laſſen, wie gemeine Bürger und Knechte, und keine Rückſicht hat er genommen auf ihr adeliges Blut.“

„Wer unadelig handelt“, ſagte ruhig einer der älteren Räthe, „der werde auch unadelig gezüchtigt. Wie viel Jammer und Noth hat das Stegreif-

reiten der Adeligen nicht über unser armes Land gebracht!"

„Das ist ein neues Gesetz! Der Adel ist frei, und was er thut, ist recht gethan! Keinem Kurfürsten des Reiches wird es gelingen, den Adel aus dem Sattel zu bringen, wenn die Bürger und Händler im Vollen prassen, und wenn er noch mehr adeliges Blut vergösse, als Joachim I. vergossen hat."

„Erlaubt mir, Herr von Köckeritz!" erwiederte ruhig Kohlhas, „nicht Alles, was der Adel thut, ist recht gethan. Seht, der von Zaschwitz auf Melaun that nicht, was Recht ist, als er den armen Kohlhas arg beschimpfte und ihn mißhandelte, und viele hundert Sächsische Kaufleute haben es bitter gefühlt, daß Kohlhas jetzt die Sporen an beiden Füßen trägt."

„Wie mögt Ihr nur, der Ihr selbst von Adel seyd, Herr Hauptmann, das Theil des schuftigen Berliner Roßkamms gegen einen von Adel ergreifen? Unrecht that der auf Melaun, das ist wahr, aber nicht, weil er ihn behandelt, wie es einem Bürgerlichen zukommt, sondern weil er ihn nicht so lange hat peitschen lassen, daß ihm die Sehnen zusammengekrümmt sind, wie von dem bösen Zeuge, denn da hätte er den Stegreif doch vor der Schande bewahrt, vom Fuße eines Bürgers besudelt zu werden."

Furchtbar blitzten die Augen Kohlhase's unter den zusammengezogenen Brauen hervor, und krampfhaft krallte sich die linke Faust um den Griff seines Schwerdtes. Die blassen Lippen zuckten vor innerer Erregung, und hätte Brinke, der aus eigener Erfahrung den Ausbruch der Heftigkeit bei Kohlhas kannte, nicht dem Gespräch abermals eine andere Wendung zu geben versucht, so wäre das Schlimmste zu erwarten gewesen.

„Weiß denn keiner der edlen Herren hier, warum Se. Kurfürstliche Gnaden mir die Ehre angethan, mich auf den Schloßbau rufen zu lassen und zu so später Abendzeit?"

Alle sahen sich fragend an, aber Niemand vermochte eine Antwort zu geben. Nur Stult rief nach kurzem Bedenken lustig herüber:

„Vielleicht sollt Ihr den Herrn barbieren!"

„Barbieren?" fragte erstaunt Veit; „bin ich denn ein Bader und Scheerer?"

„Ei nun, ich meine, vielleicht kauft der Herr etwas von Euren sieben Sachen, und da werdet Ihr doch nicht unterlassen, ihn zu barbieren, das heißt, zu scheeren, und zwar recht tüchtig, wie man das von Euch gewohnt ist."

„Ei! ei! ich habe noch Niemand geschoren in meinem Leben und handle ehrlich und schlicht mit meinem Eigenthum."

„Geht! geht! Ihr seyd ein Barbier so gut wie jeder andere Handelsmann. Geht Ihr den

Leuten nicht um den Bart, wenn Ihr Eure Lumpen und Lappen anpreißt? Schmiert Ihr ihnen nicht etwas in's Maul, wenn's auch keine Seife iſt? Sind das etwa nicht geſchorene Leute, die mit Euch handeln und feilſchen?"

Ein unauslöſchliches Gelächter brach am ganzen Tiſche aus über dieſe Narrenſpäße Stult's. Nur Veit Brinke lachte nicht mit, ſondern fühlte ſich noch ängſtlicher, noch beklommener in der ungewohnten Geſellſchaft.

Da öffnete ſich die Thür der Gallerie und Lippold, der Kämmerer, trat ein. Seine Erſcheinung wirkte ſo ſchnell auf die Lachluſt der Anweſenden, daß bald wieder eine vollkommene Stille eingetreten war.

„Veit Brinke!" rief Lippold mit lauter Stimme, „der Kurfürſt befiehlt nach Euch."

Raſch ſprang der Gerufene auf, näherte ſich der Thür und erwartete demüthig das Weitere, während Lippold zu Kohlhas ſagte:

„Iſt es Euch genehm, Herr Hauptmann von Schakwitz, in dieſe Gallerie zu treten? Der Kurfürſt wünſcht auch Euch zu ſprechen, wenn anders die luſtige Geſellſchaft hier nicht größeren Reiz für Euch hat."

Die Herren an der Tafel fühlten den Vorwurf, der in dieſen Worten Lippold's für ihre zu laute Fröhlichkeit lag, und ſchwiegen, nur Stult rief:

„Ei was, wenn die Herren nicht lachen ſollen, dann muß der Kurfürſt auch mich nicht mit ihnen zur Tafel ſitzen laſſen. Gute Verrichtung, Herr Veit Brinke! Scheert erſt Se. Gnaden und dann ſcheert Euch — und zwar nach Hauſe.“

Während die alten Räthe und Herren mit Mühe ihr Lachen verbiſſen und die jungen Ritter deſto lauter ausbrachen, verſchwand Lippold mit Kohlhas und Veit Brinke in der Thür zur Gallerie der Kurfürſtlichen Zimmer.

Kaum hatte ſich die Thür geſchloſſen, ſo ſtaken die alten Herren die Köpfe zuſammen, um wo möglich über den ungewöhnlichen Eintritt zweier ganz unbekannten Perſonen beim Kurfürſten etwas Näheres zu erfahren. Sieben oder acht der jungen Ritter aber verließen die Tafel und traten in eine tiefe Fenſterniſche, wo ſie ſich eifrig unter einander beſprachen und eine wichtige Abrede zu nehmen ſchienen.

V.

In einem kleinen, hochgewölbten Erkerzimmer von eirunder Form, deſſen eines Fenſter auf die Spree hinausging, ſaß der Kurfürſt Joachim II. in dem bequemen Hauspelz und dem kleinen Sammetbarettlein, wie es damals die Vornehmen in ihrem Hauſe zu tragen pflegten.

Auf dem kleinen, mit einer reichen Türkiſchen Decke behangenen Tiſch ſtand in einem ſilbernen Becher, deſſen hoher Fuß auffallend gegen den kleinen Kelch abſtach, der Nachttrunk, gekochtes und mit Gewürz verſetztes Bier. Den rechten Fuß hatte Joachim auf einem kleinen, gepolſterten Schemel liegen, weil er ſich am Morgen, gleich nach dem Herausgehen aus der Kirche, einen Splitter in das Knie geriſſen hatte. Vor ihm ſtand der Kanzler des Kurhutes, Herr Lamprecht Diſtelmeyer, in ſeiner ſchwarzen Amtskleidung, die Ordenskette des Schwanen-Ordens um den Hals. Der Kurfürſt war eben nicht in der beſten Stimmung, denn der Auftritt in der Kirche, ſo wie eine Unterredung mit der Kurfürſtin nach dem Mittagsmahl, hatte ihn unangenehm aufgeregt, und den ganzen Abend hindurch war eine Audienz der anderen gefolgt.

„Nun, was ſagt Ihr denn dazu, Herr Kanzler! gebt Ihr etwa dem Stoltenius Recht? Hat er Euch etwa zu Sinne geredet?“

„Wie mögt Ihr ſolches glauben, Herr Kurfürſt! Ich halte die ganze Sache für ein zwar fein angelegtes, aber doch gewagtes Stückchen des Kardinal-Legaten. Man wollte Euch gewiſſermaßen zu einem öffentlichen Bekenntniß Eurer Glaubensmeinung zwingen, und die Sache hätte leicht eine Wendung nehmen können, die dem klug

berechneten Vorgang einen für die Päpſtlichen günſtigen Erfolg geſichert."

„Ihr ſprecht wieder mit vielen Worten, Lamprecht! redet ſchlicht Eure Meinung und laßt das viele Geſchwätz, bis ich den Reichstag mit Euch beſchicke; da iſt es am rechten Orte. Eure Meinung will ich wiſſen, Herr Kanzler!"

„Es iſt ſchwer, eine Meinung abzugeben, ohne die Umſtände und Verhältniſſe genau erwogen zu haben, die auf den künftigen Gang der Dinge wirken können. Und wenn ich Euch recht verſtehe, ſo verlangt Ihr bloß deswegen meine Meinung in kurzen Worten, damit ſie einem ſchon von Ew. Kurfürſtlichen Gnaden gefaßten Entſchluſſe als Entſcheidung diene."

„Nun, und wenn es ſo wäre?"

„So wäre das ganz ſo gehandelt, wie das Oberhaupt eines Landes wohl zu handeln pflegt; ich aber handele, wie es dem Kanzler und erſten Diener deſſelben zukommt."

„Ihr wißt, Lamprecht! daß ich vom Grunde meines Herzens der Lutheriſchen Lehre zugethan bin. Bei Lebzeiten meines Vaters, des hochſeligen Herrn Joachim, durfte ich es nicht wagen, offen meine Ueberzeugung auszuſprechen, denn es iſt Euch erinnerlich, wie er meine arme Mutter, die Kurfürſtin, dafür verfolgt. Mein Weib bindet mich mit ihrem Ehepakt, der Kaiſer bindet mich mit ſeinen Warnungen, das Magdeburger Erzbisthum muß ich für meinen Sohn haben, es koſte, was es

wolle, — und ſo ſtehe ich denn zwiſchen Thür und Angel.“

„So iſt es, mein gnädiger Herr und Kurfürſt! Ihr befindet Euch in jener ſchwierigen Lage, wo die eigene Ueberzeugung und die eigenen Wünſche des Landesherrn dem Wohl ſeines Landes entgegen ſtehen. Hier iſt Rath ſchwierig, und nur aus einer Zuſammenſtellung deſſen zu ſchöpfen, was dafür und dawider ſpricht. Den Rath nehmt Euch dann ſelbſt daraus.“

„Nun, ſo redet wenigſtens, ſagt mir Eure Meinung von den Umſtänden, ich will Euch ruhig und geduldig mit anhören. Aber ſetzt Euch, Lamprecht! ſetzt Euch zu mir, ich will Euch auch nicht unterbrechen.“

Nach höflichem Abwehren ſetzte ſich der Kanzler vor den Kurfürſten, der, um ruhiger hören und nachdenken zu können, den Kopf hinten auf die Lehne ſeines Stuhles legte und mit den Augen auf das Blätterwerk der gewölbten Decke ſah.

„Ihr wollt das öffentlich ſeyn, Herr Kurfürſt! was Ihr längſt im Geheimen ſeyd: ein Bekenner des Lutherthums. Auch ich bin es, wie Ihr wißt, aber noch Niemand es ahnet. Wäre ich ein Bürger oder Freiſaß, ich wäre es längſt öffentlich, aber als erſter Diener des Kurhuts Brandenburg darf ich es nicht eher ſeyn, bis das Wohl der Marken es erlaubt. Die Macht der Kirche iſt noch nicht ſo gebrochen, als ihre Gegner heut zu Tage es wohl

vermeinen. Sie ſteht feſt in dem blinden Glauben ſo vieler Millionen, als Tauſende in den Marken jetzt den Lutherum anbeten. Schon ſcheiterten Kaiſer und große Kriegshelden, Gelehrte und kühne Eiferer an jenem wunderbar mächtigen Gebäude, deſſen Grundmauern in dem Wahne der Menſchen ſußen. Luther iſt ein Mann voller That und Kraft, aber um ſeine Lehre zur allgemeinen zu machen, müßte er ſterben, — ſterben als ein Verfolgter ſeiner Gegner und als Märtyrer dem Volke erſcheinen. Aber auch nicht zu früh, nicht jetzt, das könnte wieder ſchaden. Seine Lehre iſt Wahrheit, davon bin ich überzeugt, aber gefährliche Wahrheit, denn noch ſind wir nicht am Ende dieſer welterſchütternden Begebenheit. Nach ihm werden Andere kommen, die auch das Abſchaffen, was wir jetzt noch glauben, und Millionen werden mit ihrem Blut den Boden düngen müſſen, aus dem der Baum der wahren Erkenntniß einſt erblüht. Wer ſagt Euch, daß nicht Einer kommt und eifert wider Jeſum Chriſtum ſelbſt, weil er ihn nicht begreift. Iſt die Lehre gut, ſo muß ſie vom Volke ſich Bahn nach oben brechen, nicht von oben herab ihm aufgedrungen werden. Mit dem Glauben an den Papſt iſt es daſſelbe, wie mit dem Glauben an den von Gott verordneten Herrn des Landes. Rüttelt man erſt an einem Stein dieſer feſten Mauer, ſo fällt ein Stein nach dem anderen, unmerklich vermerſcht die Zeit den Mörtel, und im Stürzen begräbt die Mauer ein

ganzes Volk. — Der Kaiſer iſt Euch wohlgeſinnt, weil er Euch braucht. Noch hat er nicht vergeſſen, daß Ihr die Türken bei Peſth auf das Haupt geſchlagen, und drohen ſie wieder, ſo iſt jetzt kein Deutſcher Fürſt an Kriegsruhm Euch gleich; darum wird Euch der Kaiſer ſein Heer anvertrauen, gleichviel, ob Ihr katholiſch oder Lutheriſch ſeyd. Die übrigen Kurfürſten ſind Euch eben nicht ſonderlich gewogen; während Brandenburg ſich vermehrt und ſteigt, ſtehen ſie ſtill, und gehen alſo zurück. Gern würden ſie einen Vorwand ergreifen, um gemeinſchaftliche Sache gegen Euch zu machen. Entſchiedene Gegner habt Ihr an den geiſtlichen Kurhüten. Ich brauche Euch nicht zu ſagen, wie Polen und Pommern gegen uns denken, aber viel Troſt erſehe ich von dorther nicht. — Was Eure Perſon angeht, ſo iſt die Mutter Kurfürſtin Lutheriſch. Ihr habt ſie aus der Verbannung zurückgerufen, in die Euer Vater Höchſtſeliger ſie ihres Glaubens wegen geſchickt. Ihr habt dem ſterbenden Vater einen Eid leiſten müſſen, dem alten Glauben treu zu bleiben. Ihr habt eine katholiſche Fürſtin geehlicht und in den Pakten verſprochen, ihr die Religion nicht anzugreifen. Euer Bruder Johann hat ſich dagegen in der Neumark offen für das Lutherthum erklärt, iſt von ſeinen Unterthanen geliebt, wie ſelten ein Fürſt, und die Augen Eures Volkes ſehen mit Sehnſucht nach dem kräftigen, furchtloſen jungen Herrn. Das iſt gefährlich und wohl zu bedenken!

So ſieht Ihr, Herr Kurfürſt! das iſt die Lage der Dinge, das Handeln iſt an Euch! denn zu ſchwere Verantwortlichkeit würde den treffen, der Euch jetzt beſtimmt rathen wollte."

Ein langes Schweigen folgte dieſer Rede. — Des Kurfürſten Auge ſah noch immer ſtarr an die Decke, während die Finger der linken Hand bewußtlos auf dem Fuße des ſilbernen Bechers ſpielten. Plötzlich ſagte er:

„Seht, Lamprecht! wenn nur der Luther nicht auch gegen all' die Pracht und das herrliche Gepränge der Kirche eiferte! Ich denke immer, das könnte man dem Gottesdienſte doch laſſen. Ich habe es gern, wenn Alles recht prächtig und reich um mich her ausſieht, und die kahlen Wände einer Kirche ſprechen doch auch ſo gar nicht zu dem Gemüthe des Menſchen. Wenn Luther mir das zu Gefallen thun wollte, ſeht, ich nähme morgen öffentlich den Wein aus den Händen eines Lutheriſchen Predigers."

Da öffnete ſich leiſe die Thür, und herein trat Lippold, der Kämmerer, der, anſcheinend ohne ſich um das Geſpräch zu bekümmern, gleich auf den Kurfürſten zuging, mit ſorglicher Geſchäftigkeit das Knie deſſelben unterſuchte, und eine Salbe aufſtrich, welche die unbedeutende Geſchwulſt heilen ſollte.

„Nun, Polde! biſt Du da?" rief der Kurfürſt, ſeinen Kämmerer mit der vertraulichen Abkürzung ſeines Namens anredend. „Der Diſtel-

meyer hier hat mich wieder einmal am Barte, und zwickt und reißt mich mit ſeinen Reden und Gründen und Beweiſen, daß ich ganz vergeſſen habe, meinen Nachttrunk zu trinken."

„Ei, Ihr opfert Euch zu ſehr den Geſchäften, gnädigſter Herr! — Sieh, ſieh! das Knie iſt ja viel röther und auch dicker, als es heute Morgen war. Nun fangt Ihr gar noch an, zur Nacht Euch zu kümmern und zu ſorgen um das Wohl des Landes. Wenn man den verdammten Splitter nur faſſen könnte! So! ſo! die Salbe wird Euch wohlthun. — Wenn ich Euer Kanzler wäre, ich würde Euch nicht zum Schaden Eurer Geſundheit — ſeht! ſeht! wenn Ihr das Bein biegen wollt, thut es weh — Eurer Geſundheit zum Schaden, ſage ich, ſpät zur Nacht von Noth und Zuthun reden."

„Ei, da kennſt Du meinen Kanzler nicht, Polde! Wenn ſpitzfindige Reden und kluger Rath den Splitter da heraustreiben könnten, da wäre er ſchon weit, aber ſo — Ei! ei! das fängt ja an weher zu thun, als ich dachte; was machſt Du denn, Lippold?"

„Ich drücke die Geſchwulſt ein wenig; vielleicht kann ich den Splitter erfaſſen. Was würde die Frau Kurfürſtin ſich ängſten und ſorgen, wenn ſie wüßte, daß Euer Knie — da! da! ich ſehe den Splitter; wenn ich doch jetzt ein Zänglein hier hätte! — aber was beſinne ich mich?"

Und ſo ſagend, beugte Lippold ſich mit dem Munde auf das Knie und ſuchte den nur kaum hervorragenden Splitter mit den Zähnen zu faſſen.

„Was machſt Du denn, Lippold? Du thuſt mir ja weh'! Ei, Du wirſt doch nicht? Wahrhaftig, ich glaube gar, Du willſt ihn mit den Zähnen herausziehen. Ei, ſo wiſch doch wenigſtens erſt die Salbe ab. Au! au!"

Und ſchon hatte Lippold glücklich den Splitter herausgezogen. Mit beſcheidener Miene legte er ihn in die Hände des Kurfürſten, der ihm vertraulich und liebkoſend die Backen klopfte und ſagte:

„Sieh, Polde! das iſt doch hübſch von Dir, ſcheueſt Dich nicht, Deinem Herrn ſelbſt ekle Dienſt zu thun. Danke Dir dafür! danke, Polde!"

„Kurfürſtliche Gnaden haben mir weiter nichts aufzutragen?" fragte, mit einer tiefen Verbeugung, der Kanzler, der wohl fühlte, daß ſeine Gegenwart anfing, überflüſſig zu werden.

„Nein, heute nichts mehr, aber morgen nach dem Frühmahl, um ſieben Uhr, denke ich länger mit Euch zu verhandeln. Bringt mir doch die Schriften mit, die ſich auf den Erbzins vom Kloſter Lebus beziehen; wenn wir mit der Aufhebung vorſchreiten wollen, müſſen wir doch wenigſtens genau wiſſen, was es einbringt. Ade, Herr Kanzler! ſchlaft wohl!"

Mit dieſen Worten wurde Lamprecht Diſielmeyer, der Kanzler, entlaſſen. Als die Thür ſich

hinter ihm schloß, fragte der Kurfürst seinen Kämmerer, ob er den alten Veit Brinke auf das Schloß geholt.

„Er wartet draußen in der Gallerie, Kurfürstliche Gnaden! und ich denke, seine Aussagen werden Euch klarer in den Zweifeln, die Euch quälen, sehen lassen, als stundenlange Reden Eures würdigen Herrn Kanzlers. Soll ich den Alten hereinlassen?"

Ein Kopfnicken des Kurfürsten beantwortete diese Frage.

Durch die von Lippold geöffnete Thür trat der alte Veit wie an allen Gliedern gelähmt durch das Bewußtseyn, jetzt vor dem Kurfürsten stehen zu müssen. Verlegen suchte er nach einer Anrede und drehte dabei das Barret nach allen Seiten in den Händen herum. Glücklicherweise ersparte ihm der Kurfürst die Anrede, indem er ihm zurief:

„Ich danke Euch, Brinke! daß Ihr noch so spät Abends mich besuchen wollt. Nun, nun, steht nicht so da, Mann! an der Thür. Kommt, setzt Euch zu mir her an den Tisch; wir wollen eins zusammen kosen.

Mit einer Verbeugung, die fast bis auf den Boden reichte, schlängelte sich Veit bis an den Tisch, setzte sich und zog beide Beine so ehrfurchtsvoll unter den Stuhl, daß es das Ansehen hatte, als sollte ein Knabe zum ersten Male beichten.

Jetzt trat eine kleine Pause ein. Der Kurfürst wußte nicht recht, wie er das Gespräch ein-

leiten ſollte, um das von dem alten Veit zu erfahren, was er zu wiſſen wünſchte, und Veit ſchwieg natürlich, denn er konnte ja nicht wiſſen, was man eigentlich von ihm verlange.

Da ſah der Kurfürſt ſeinen Kämmerer wie fragend an, und dieſer begann:

„Des Kurfürſten hohe Gnaden hat aus ſeinem Erkerfenſter oft auf den Domplatz geſchaut und Eure Bude beobachtet. Da mußte er denn bemerken, wie oft ein groß Gedränge vor derſelben war, und ſchließt daraus, daß es Euch wohlgeht in Eurem Handel. Nun will er mit Euch ſelbſt darüber ſprechen, will hören, wie ſich Handel und Wandel unterſtützen oder verbeſſern laſſen und derlei mehr.“

Während Veit ſich tief mit dem Kopfe neigte, dachte er innerlich: Der Jude lügt Dir etwas vor, deswegen hat der Kurfürſt Dich nicht rufen laſſen. Alſo vorſichtig! ſo pfiffig, wie der Jude, biſt Du auch; hier iſt es auf etwas Anderes abgeſehen.

„Womit handelt Ihr denn eigentlich, Brinke?“ fragte jetzt, das Geſpräch einleitend, der Kurfürſt.

„Wenn es Ew. Kurfürſtliche Gnaden genehm iſt, ſo handele ich mit heiligen und frommen Dingen. Echte, aufrichtige Reliquien aus Achen und Loretto; Roſenkränze, die in der Nähe des Wunderblutes zu Wilsnack gelegen; Breviers aus Trier und Worms, das heißt, eigentlich ſind ſie in Frankfurt gedruckt; Wachskerzen und Weihgeſchenke zu

Gelöbniſſen und Verheißungen, und Alles, was ein gläubiger Chriſt nur irgend zu einem frommen und gottgefälligen Wandel braucht."

„Ei! das ſind freilich gar ſeltene und koſtbare Sachen; aber man ſagt auch, Ihr handelt mit Wittenberger Traktätlein und Schriften gegen den Ablaß. Iſt dem ſo?"

Mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck des Geſichts, der theils Beſtürzung, theils ein Errathenwollen der Abſicht des Kurfürſten, theils ein ſchlaues, vielſagendes Lächeln zeigte, antwortete Veit:

„Je nun, ein durchreiſender geiſtlicher Herr aus Wittenberg hat 'mal ſo einige Schriftlein bei mir zurückgelaſſen, die ich ihm aufheben ſoll; wenn ich aber wüßte, daß Eure Kurfürſtliche Gnaden vielleicht Verlangen darnach trügen, dergleichen Traktätlein zu leſen, ſo könnte ich mir mehr dergleichen anſchaffen."

Mit dieſer Frage hoffte Veit den Kurfürſten zum Ausſprechen ſeiner eigentlichen Meinung zu zwingen, aber vergebens; der Kurfürſt ſchwieg einige Sekunden, dann fuhr er fort:

„Könnt Ihr mir nicht ungefähr angeben, wie viel gut Päpſtlich und wie viel gut Lutheriſch Geſinnte jetzt hier in Berlin ſind? Ihr müßt das wiſſen, denn da Ihr mit katholiſchen Kirchen-Requiſiten handelt, ſo ſeyd Ihr im Stande, die Zahl der Gläubigen zu kennen."

Die Frage hatte eine ſo beſtimmte Form, und eine Ausflucht war durch die letzten Worte des Kurfürſten ſo unmöglich, daß Veit vergebens einen Ausweg ſuchte.

„Ja — ich könnte es eigentlich wohl wiſſen — das heißt, — eigentlich auch wieder nicht. Nach meinem Handel zu ſchließen, giebt es nur wenige Päpſtliche hierorts, denn der geht täglich ſchlechter; aber dafür können ſie innerlich deſto andächtiger ſeyn. Wer kann das wiſſen? Ich möchte wohl ſagen, wie viel ich ungefähr glaube, — aber das hat auch wieder ſeinen Haken. Wer kann dem Menſchen in das Herz ſehen? Eins nur weiß ich gewiß; die Geheimbden Räthe, die Herren vom Hofe und die Kämmerer, die Bürger und Innungen, die für das Haushalten und den Gelag Eures Hofes ſorgen, die ſind mit Weib und Kind und auch Vettern und ſonſtige Verwandtſchaft und Anhang gerade das, was Eure Kurfürſtliche Gnaden ſind; alſo — alſo — nun, es ſteht ja nur in Eurer Gnaden Hand, zu ſagen, was ſie ſind.“

Auch dieſe ſchlau eingeleitete Frage ſcheiterte an der Ruhe des Kurfürſten, der ernſt weiter fragte:

„Aber die Anderen?“

„Ja, du lieber Gott! die Anderen; — alſo die Anderen meinen Eure Kurfürſtlichen Gnaden? Ja — das weiß ich nicht!“

Hier unterbrach Lippold das Geſpräch und rief:

„Ich ſehe ſchon, der alte Brinke will mit der Sprache nicht recht heraus. Nun, auch das habe ich voraus bedacht und gleich für genauen Bericht geſorgt. Gebt uns doch einmal Euer Handelsbuch, das ich Euch mitzunehmen hieß.“

Mit kleinen Augen, die pfiffig und doch verlegen lächelten, wickelte Veit das mitgebrachte Buch unter ſeiner Schaube hervor und legte es auf den Tiſch. Lippold öffnete es und verglich prüfend die tägliche Verkaufsliſte; dann legte er es dem Kurfürſten vor, mit dem Finger auf die Seiten zeigend, die den Verkauf beſonders günſtiger Tage enthielten.

Da fand ſich denn, daß, im Verhältniß zu dem verfloſſenen Jahre, jetzt der Abſatz der Lutheriſchen Bibel-Ueberſetzung, aller ſeiner Schriften, der Traktate anderer Geiſtlichen und ihrer Bildniſſe ſo zugenommen hatte, daß nur hin und wieder eine Wachskerze, ein Roſenkranz, ein Chriſtus am Kreuz und Gefäße für Weihwaſſer vorkamen. Beſonders auffallend war die Lieferung von Bibeln nach der Neumark und der Ukermark, dagegen die Sendungen von koſtbaren Stoffen zu Meßgewändern, Kelchen, Kerzen und ſolchen Dingen nach Magdeburg, Brandenburg, Zehdenick, Lebus und anderen Städten, wo Bisthümer, Domſtifte oder Klöſter beſtanden.

Genau vergleichend ſah der Kurfürſt, von ſeinem Kämmerer auf anſcheinend unbedeutende Poſten aufmerkſam gemacht, das Buch durch, und Lippold

hatte ſein Schreibzeug aus dem Gürtel genommen, um ſich die Summen und deren Verhältniß unter einander zu notiren. Während der Zeit ſtand Veit wie auf glühenden Kohlen. Was wird der Kurfürſt ſagen? Will er deinen Handel beſchränken? will er dich ſtrafen für den Handel mit den Wittenbergiſchen Schriften? — Er verlor den Kopf. All' ſeine Schlauheit ſcheiterte an der Ruhe des Kurfürſten, und er wußte nicht, was er thun oder ſagen ſollte.

Das Buch zuſchlagend, rief jetzt, mit einem bedeutenden Blick auf Lippold, der Kurfürſt:

„Ade, Herr Brinke! gehabt Euch wohl auf die Nacht; ich will nun auch zur Ruhe gehen."

Veit nahm das Buch, ſchob ſich, ohne ein Wort zu ſagen, rückwärts, und fortwährend tiefe Bücklinge machend, zur Thür hinaus, und athmete erſt draußen in der Gallerie, wo Kohlhas nachdenkend und erwartend in einer Fenſterniſche ſtand, wieder frei und tief auf.

„Nun, was hat der Kurfürſt von Euch gewollt, Veit?" fragte flüſternd Kohlhas.

„Weiß ich es etwa? Wenn ich nicht eben ſo klug herausgekommen bin, wie ich hineinging, ſo will ich ein Jahr lang kein Fleiſch eſſen. Ei, über das vertrackte Heimlichthun! Da kommt ja der Menſch nicht ordentlich zur Beſinnung, und ich weiß nicht, ob ich dumm oder klug geweſen bin."

Während Veit ſo ärgerlich vor ſich hinbrummte und vor Neugier und Verdruß faſt weinte, ſagte Kohlhas zu ihm:

Hört, Veit! ich werde nun wohl auch hinein müſſen. Gott gebe, daß es zu einem guten Ende führt! Ihr erwartet mich aber unten am Thor des Schloßbaues; ich habe noch mit Euch zu verkehren. Hört Ihr? Vielleicht erfahre ich, was der Kurfürſt von Euch wollte."

„Herr von Schakwitz!" rief jetzt Lippold durch die ſich öffnende Thür, „iſt es Euch genehm?"

Mit feſtem Tritt ging Kohlhas in das Gemach des Kurfürſten, während Veit durch das Vorzimmer eilte, in welchem es jetzt öde und leer war. Außer dem auf der Schwelle kauernden Ibrahim und dem dienſtthuenden Kämmerer hatte alles Hofgeſinde daſſelbe verlaſſen. Veit machte, daß er an die freie Luft kam, denn der Kopf that ihm weh von dem eben Erlebten.

„Was haben Kurfürſtliche Gnaden Ihrem Knecht zu befehlen?" fragte Kohlhas, als er dem Kurfürſten gegenüber ſtand.

„Ich grüße Euch, Herr Hauptmann von Schakwitz! Es ſind heut Briefe hier zu Hofe eingegangen von Eures Herrn, des Kurfürſten von Sachſen, Gnaden. Sie betreffen Euch und Euer Reiten auf den Schelm, den Kohlhas. Mein guter Vetter bittet mich, Euch alle Unterſtützung angedeihen zu laſſen, deren Ihr bedürfet. Ich denke

aber, wenn ich Euch ſchon erlaubt, mit vierundzwanzig Sächſiſchen Lanzen in meinen Marken zu reiten, ſo habe ich genug gethan. Kohlhas hat in meinen Landen nichts Böſes gethan und jedes Zugriffs ſich enthalten, darum will und kann ich nicht auf ihn reiten laſſen. Seht zu, wie Ihr ihn bekommt. Ich glaube faſt, es ſoll Euch ſchwer werden, denn nach Allem, was ich von dem Kohlhas höre, muß er ein tüchtiger Kerl und wackerer Reiter ſeyn."

Kohlhas vermochte kaum die innere Bewegung der Freude, die ihn bei dieſen Worten des Kurfürſten durchſchauerte, zu verbergen. Stolzer warf er ſeinen Kopf zurück, da fiel ihm noch zur rechten Zeit ſein angenommener Name wieder ein und er entgegnete:

„Wenn Eure Kurfürſtliche Gnaden denn gemeint ſind, uns keinen weiteren Vorſchub zu leiſten, ſo möchte ich unterthänigſt fragen, ob mir vielleicht die Briefe zu Geſichte kommen dürften, die aus Sachſen für mich eingelaufen ſind?"

„Lippold! gieb doch einmal die Briefe, zuſammt dem Gelde, dreißig Thaler in Böhmiſchen Groſchen, die für den Hauptmann zur Haltung ſeiner Lanzen beſtimmt ſind."

Lippold gab Beides in die Hände Kohlhaſe's, der kaum ſeinen Sinnen traute, als ihm ſo unvermuthet die Mittel in die Hände fielen, ſeinen Verfolgern noch länger zu entgehen.

„Ade, Herr Hauptmann von Schakwitz! wünsche Euch gut Glück und Zufall auf Eurer Fahrt. Grüßt meinen lieben Vetter, den Kurfürsten, freundnachbarlichst, und sagt ihm, ich würde es nie vergessen, daß unsere Mutter in ihrer Verleugnung eine sichere und fürstliche Stätte bei ihm gefunden. Seit sie in Spandow wohnt, spricht sie stets mit Liebe und Güte über ihr Bleiben in Sachsen. Ade, Herr Hauptmann!"

Kohlhas verließ, nach einer Verbeugung, mit leichtem Herzen das Kurfürstliche Closet, und eilte, den alten Veit am Thore des Schloßbaues zu finden.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als der Kurfürst sich auszuziehen begann und Lippold die schweren Vorhänge der nußbaumenen Bettstatt zurückschlug. Während des Ausziehens sprach der Kurfürst:

„War doch ein guter Einfall von Dir, Lippold! durch das Verkaufsbuch des alten Brinke herauszubekommen, wie das Volk gegen Lutherum gesinnt ist. Jetzt weiß ich, woran ich bin, besser, als ob alle meine Geheimen Räthe stundenlang mit mir gesprochen."

„Gelt, Herr Kurfürst! der schlichte Menschenverstand bringt oft näher an das Ziel, als all' das Gewäsch von hohen Staatsangelegenheiten."

„Weißt Du wohl, Polde! daß der Kanzler Dich eben nicht besonders leiden kann? — Mach'

mir doch 'mal den Hosenbund hinten auf; so! — Er meint, Du bekümmerteſt Dich um Dinge, die Dich nichts angehen. — Reich' mir das Nachtuch."

„Kurfürſtliche Gnaden wiſſen ja, daß ich mich nur um das bekümmere, was mir befohlen wird. Kann ich dafür, daß ich hin und wieder von Euch gefragt werde? — Welche Kleider ſoll ich morgen herauslegen?"

„Das dunkelgrüne Wamms, ich will auf die Jagd nach Wuſterhauſen. — Ja, über den Kanzler! Neidiſch ſind ſie Alle auf Dich, weil ich Dir gut bin. — Sieh doch dazu, daß ſie mir künftig das Kopfkiſſen höher hinauf legen. — Aber ich kenne ſie Alle; keiner von ihnen hätte mir mit den Zähnen den Splitter aus dem Knie gezogen, wie Du. Drum mögen ſie auch reden, ſo viel ſie wollen, ich weiß, was ich an Dir habe. Na, gute Nacht, Polde! Haſt Du auch das Scharlachkleid vom heutigen Kirchgange gut aufheben laſſen, daß es mir keine Flecke bekommt?"

„Ich habe es ſelbſt fortgepackt und Tücher mit Spike dazwiſchen gelegt. — Darf ich morgen früh der Kurfürſtin melden, daß ſich die Geſchwulſt am Knie gebeſſert?"

„Ja, das kannſt Du thun. — Gute Nacht, Polde!"

Lippold hatte die kleine Nachtlampe angezündet, nahm die größere mit ſich hinaus und küßte mit

ſichtbarer Ergebenheit des Kurfürſten Hände, als er ihn für dieſe Nacht verließ.

Indem er, leiſe durch die Gallerie gehend, über das eben Gehörte nachdachte, ſtand er einen Augenblick ſtill und murmelte vor ſich hin:

„Alſo ſo iſt es gemeint, Herr Kanzler? Nun, wer weiß, was uns die nächſte Zukunft bringt!“

VII.

An der Pforte des Schloßbaues, dem Dome gegenüber, ſtand der alte Veit fröſtelnd und die Ankunft Kohlhaſe's erwartend. Es war ihm heut ſo viel geſchehen, ſo mancherlei Unerwartetes und Ungewöhnliches begegnet, daß er ſich noch gar nicht recht wiederfinden konnte. Was hatte nur um aller Welt Willen der Kurfürſt von ihm gewollt? Und wie wird die Unterredung mit Kohlhaſe ablaufen? Wenn ſich der nur nicht verräth! Und das thut er gewiß, wenn der Kurfürſt von dem Rechtshandel und den beiden Mähren anfängt, um die Kohlhaſe jetzt im Stegreife reitet. Gern wäre er nach Hauſe gegangen, denn der Gedanke an Frau und Tochter beunruhigte ihn um ſo mehr, als er immer noch nicht die Fragen der Ritter an der Abendtafel aus dem Kopfe bekommen konnte. Während er ſo ſtand und von der Nachtluft frö-

ſtelte, bemerkte er, daß in der Gegend des Dom-thurmes ſich mehrere dunkle Männergeſtalten hin und her bewegten und Jemanden zu erwarten ſchienen. Aufmerkſam blickte er dorthin, konnte aber nur hin und wieder ſchwarze Schatten vorüberſchlüpfen ſehen. Auch ging einmal ein, in einen dunklen Reiter-mantel gehüllter Mann mit ſchwerem, klirrendem Sporentritt an ihm vorüber, ſah ihm in's Geſicht, als wolle er ſich überzeugen, was der einzelne Mann ſo ſpät zur Nacht hier auf dem öden Domplatze zu ſuchen habe. Unſerem Veit wurde bei dieſem Vor-gange unheimlich zu Muthe, und er wußte nicht, ſollte er fliehen oder Kohlhaſe's Ankunft erwarten. Faſt hätte er das erſtere gethan, denn es fiel ihm ein, daß, nach der Unterredung mit dem Kurfürſten, Lippold den vermeintlichen Sächſiſchen Hauptmann noch zu einem Abend-Imbiß eingeladen. Da kam ihm aber das Erſcheinen Kohlhaſe's zuvor, der erſt vom Schloſſe geradesweges nach dem breiten Wege hinüber ging, dann aber vorſichtig zum Dome zurückſchlich und auf Brinke zuſchritt.

„Gott ſey Dank", ſagte Veit, „daß Ihr geſund und glücklich aus dem Schloſſe wieder heraus ſeyd. Maria Joſeph, was habe ich für Angſt um Euch ausgeſtanden! Ich dachte, der Schlag rührt mich, als der Jude Euch zum Kurfürſten beſcheidet, und nun gar Eure Kühnheit, geradezu hinein zu gehen! Um Gott, was hätte daraus werden können?"

„Allerlei Schlimmes, Veit Brinke! das iſt wahr. Was iſt aber daraus geworden? Dreißig Thaler Böhmiſche Groſchen und die Briefe, die meine Verfolger von den Sachſen erhalten, ſind in meinen Händen. Aber jetzt iſt keine Zeit mehr zu verlieren. Den Imbiß beim Juden habe ich abgelehnt. Ihr wißt, Veit! warum ich heut Abend zu Euch kam. Ich muß die beiden Leute aus dem Domkeller befreien, die ſie mir wegen der Geſchichte bei Zahne abgefangen haben. Es ſind der Pritzow und Thum. Ihr wißt Beſcheid unten in den Kellern des Doms, alſo ſagt mir die Gelegenheit, das Uebrige überlaßt mir."

„Du mein Gott! wie wollt Ihr nur daran denken, da unten hinzugelangen? Ihr ſeyd ja allein, und mit zwei Händen läßt ſich da nichts ausrichten."

„Wenn das Eure einzige Sorge iſt, Brinke! ſo beruhigt Euch. Hände wollen wir genug haben, das ſoll nicht lange dauern."

Kaum hatte Kohlhas ausgeſprochen, ſo fing er an, auf das Täuſchendſte das Miauen einer Katze nachzuahmen. Veit ſah ihn verwundert an; wer beſchreibt aber ſein Erſtaunen, als er plötzlich vom Dom, von der Kirchhofsmauer und von der Brüderſtraße her viele dunkle Geſtalten über den Platz ſchleichen und zu Kohlhas ſich geſellen ſah. So fanden ſich faſt augenblicklich dreizehn vermummte

Männer ein, die ſämmtlich unter ihren Mänteln Waffen zu tragen ſchienen.

Kohlhas ſchüttelte mehreren unter ihnen die Hand, und ſagte, als Alle beiſammen waren, zu Brinke:

„Nun, jetzt iſt Euer Skrupel doch gelöſt? Sind wir unſerer genug für das, was wir vorhaben? Wo nicht, ſo ſoll es nicht ſchwer werden, noch einmal ſo viel von meinen Zuhaltern herbeizuſchaffen.“

„Nein, nein!“ rief der jetzt immer ängſtlicher werdende Veit, der nun erſt einzuſehen anfing, daß er ſich in ein gefährliches Spiel eingelaſſen; „ich denke, es ſind Euer genug für den alten Wärter des Domkellers.“

„Wo wohnt der?“ fragte Kohlhas haſtig, denn daß er nicht bei ſeinen Gefangenen übernachte, das hatte er ſchon im Laufe des Tages erfahren; „das Beſte iſt, wir zwingen ihn, uns die beiden Gefangenen auszuliefern, das iſt beſſer, als wenn wir mit Werkzeug einbrechen; das könnte Lärm geben.“

„Er wohnt gleich hier in der Brüderſtraße, hinten am Waſſer. Ich will Euch wohl ſein Haus zeigen, aber mit hineingehen kann ich nicht, das werdet Ihr mir nicht zumuthen, ſonſt wäre ja Alles verrathen.“

„Seyd ohne Sorge, ich verlange nichts, was Euch Umlaſt und Verantwortung zuziehen könnte.

Erſt will ich nur mit meinen Zuhaltern hier berathen, und dann raſch an's Werk."

Während die Männer leiſe unter einander ſprachen, Kohlhas ihnen kurz ſein Zuſammentreffen mit dem Kurfürſten erzählt und gehört hatte, was jeder Einzelne zu berichten hatte, bemühte ſich Veit vergebens, aus der Haltung und dem Benehmen irgend eines der Männer den Junker von Queiß zu erkennen. Als ihm das nicht gelingen wollte und die ganze Gruppe ſich nach der Brüderſtraße aufmachte, konnte er nicht unterlaſſen, Kohlhas zu fragen, ob denn der „treffliche Junker" nicht mit unter der Zahl ſeiner Begleiter ſey?

„Nein", antwortete Kohlhas, „wie mir Georg Nagelſchmidt ſagt, ſo iſt er auf ein Liebesabenteuer aus und hat ſich mit einigen Anderen dazu in der Heiligen Geiſtſtraße zuſammengefunden. Ich weiß nicht, auf wen ſie es abgeſehen haben, aber eine Bürgerstochter wird's wohl ſeyn, und morgen früh wird's was zu weinen und zu wehklagen geben."

Da fuhr dem aufmerkſamen Veit wieder ein Schauder über den Rücken hinunter, er dachte an weiter nichts, als wie er ſich von ſeinem gefährlichen Gaſte losmachen könne, um nach Hauſe zurückkehren zu können."

Gern theilte er Alles mit, was er von früher her über die Lage und Einrichtung der Kellergefängniſſe unter dem Domthurme wußte, beſchrieb die Lage der einzelnen Zellen genau und ſchilderte auch den

Charakter des alten Domwärters Brunzlow, wie ihm nämlich am beſten beizukommen ſey. Mit Geld, meinte er, ließe ſich gewiß viel bei dem alten Sünder ausrichten."

Vor dem bezeichneten Hauſe angelangt, ſtellten ſich einige der Männer an beide Eingänge der Straße, andere drückten ſich in die Vertiefungen der Thorwege, während Kohlhas ſelbſt den alten Veit mit einem Händedruck, den zwanzig Böhmiſche Groſchen begleiteten, entließ, ihm Schweigen und Vorſicht zu ſeinem eigenen Beſten anempfehlend. Veit eilte mit leichtem und auch ſchwerem Herzen durch die Quergaſſe auf den breiten Weg und zurück zur Kalandsgaſſe in ſein verlaſſenes und, wie er mit Grauen dachte, unbeſchütztes Haus.

Kohlhas klopfte an die Thür, während zu beiden Seiten derſelben zwei ſeiner Leute ſich an die Mauer ſchmiegten, um gleich beim Oeffnen ſich hineindrängen zu können. Auf abermaliges Klopfen hörte man im Innern das Pinken eines Feuerzeuges und unwilliges Gemurmel einer alten Frau, die einer Männerſtimme verdrießlich zu antworten ſchien. Endlich klapperten Holzſchuhe auf den Flieſen des Flurs und der Schlüſſel drehte ſich im Schloſſe, aber ehe die Thür ſich öffnete, hielt der Aufſchließende plötzlich inne, und eine Frauenſtimme fragte:

„Wer iſt denn da?"

„Macht nur auf um Gotteswillen, Frau Brunzlow! Im Dom iſt Feuer und der Thürmer wird gleich Lärm blaſen. Sagt's Eurem Manne, es iſt die größte Gefahr!" ſo rief Kohlhas mit verſtellter Stimme.

„Jeſus Maria Joſeph!" rief die Frau im Hauſe, indem ſie die Thür raſch öffnete. Kaum aber war ſie nur zollweit offen, ſo klemmten ſich die beiden zur Seite ſtehenden Männer hinein, warfen die Frau zur Erde, hielten ihr den Mund zu und zogen, als noch fünf andere in den Flur geſprungen waren, die Hausthür gleich wieder zu.

„Ein Laut, und Du biſt des Todes! Wo ſchläft Dein Mann? Raſch vorwärts! keine Zeit verloren!"

Von dem Ausruf ſeines Weibes erſchreckt, war der Domwärter aus dem Bette aufgeſtanden und ſtand im Hemde, noch ganz ſchlaftrunken, in der Thür, die aus ſeiner Schlafkammer in den Flur führte. Kaum ſahen ihn die Eingedrungenen, ſo ſtürzten ſie auf ihn zu, drohten ihm mit den gezogenen Gnadegotts und hielten ihn an beiden Armen, während Kohlhas zu ihm ſprach:

„Brunzlow! zieh Dich an, nimm die Schlüſſel zum Domkeller und komm mit. Ich will den Pritzow und Thum beſuchen und Du ſollſt mir aufſchließen. Ein Laut, und Du biſt ein todter Menſch! Schlapſe und Schmider! nehmt ihn in die Mitte, haltet ihm Eure Gnadegotts in die Rippen, und

wenn er Miene macht, ſich zu widerſetzen, ſo rennt ihm von beiden Seiten das Eiſen in die Weichen; klemmt ihm auch einen Knebel in den Mund. — Bindet das Weib da auf dem Bette feſt! — ſo. Machſt Du Lärmen, Weib! ſo ſiehſt Du Deinen Mann nur als Leiche wieder. — Raſch, raſch! Brunzlow! ich habe keine Zeit."

Zitternd und unfähig, ein Wort hervorzubringen, hatte der Domwärter die Kleider übergeworfen, ein Bund ſchwerer Schlüſſel unter dem Kopfkiſſen des zweiſchläfrigen Bettes hervorgezogen und ſchritt jetzt zwiſchen den beiden Führern, die ihm hin und wieder die Spitzen ihrer Dolche durch den Mantel fühlen ließen, aus dem Hauſe auf die Straße. Leiſe ſchreitend, ſchlüpften die Männer die Häuſerreihe entlang, und hin und wieder ertönte das bekannte Miauen als ein Zeichen für die ausgeſtellten Wachen, daß es jetzt nach dem Dome ginge.

Ungeſtört und ungehindert gelangten Alle vor dem Domthurme an. Zitternd ſchloß Brunzlow die ſchwere eiſerne Thür zu der Kellertreppe auf, und ſechs der Männer, Kohlhas mitgerechnet, verſchwanden in der dunklen Oeffnung. Als die Thür wieder leiſe herangezogen worden war, ſtanden ſie einen Augenblick ſtill; Schlapſe ſchlug Feuer und ſteckte eine Blendlaterne an, die den Weg in die Tiefe erleuchten ſollte. Vorſichtig ſchritten Alle die Stufen hinunter und ſtanden jetzt an einem langen,

dunklen Gange, zu deſſen beiden Seiten kleine Thüren in die einzelnen Zellen führten.

„Jetzt ſchließt uns die Thür auf, wo Pritzow und Thum ſitzen. Mach fort, die Zeit drängt. Halt! was war das?“

Ein dumpfes Geräuſch wurde am anderen Ende des Ganges hörbar; es klang wie das regelmäßige, taktmäßige Sprechen einer Litanei und zwar von vielen Stimmen. Bald intonirte eine Stimme, bald antworteten ihr Reſponſorien mehrerer Stimmen, aber ſo dumpf, ſo hohl, daß dieſe Töne, die ſo unerwartet hier tief unter der Erde erklangen, einen ſchauerlichen Eindruck auf die Männer machten.

Die Blendlaterne fuhr unter den Mantel Schlapſe's und ſchwarze Finſterniß umhüllte noch ſchauerlicher Kohlhas und ſeine Begleiter. Alle ſtanden unbeweglich und hörten, von woher die Töne kämen. Als ſie aber ohne Unterbrechung fortdauerten, flüſterte Kohlhas dem Domwärter in's Ohr:

„Was iſt das? wie kommt die Litanei in die Domkeller?“

Brunzlow konnte nicht antworten, denn der Knebel ſaß ihm ja noch im Munde; er gab dies durch Bewegungen zu verſtehen und man nahm ihm daher den Knebel ab.

„Das ſind wahrſcheinlich die geiſtlichen Herren des Domſtiftes, die da unten in der neuen Kur-

fürſtlichen Domgruft die erſte Nachtwache bei den Särgen der hochſeligen Kurfürſten halten. Sie ſingen die Exequien."

„Stehen die Gefängniſſe mit der Gruft in Verbindung?"

„Nein; der Gang führte ſonſt in die Gruft, iſt aber kürzlich zugemauert worden."

„Genug!"

Die Blendlaterne wurde wieder unter dem Mantel vorgenommen und erleuchtete den Gang bis auf einige Fuß. Der Domwärter ſchloß faſt am Ende des Ganges, wo die Exequien in der Gruft noch deutlicher durch die Mauern tönten, eine kleine Thür auf, die ſo ſchmal war, daß nur ein Menſch ſeitwärts ſich durchdrängen konnte, und Kohlhas fragte mit leiſer Stimme hinein:

„Hans Pritzow! Jörge Thum! kommt heraus; der Kohlhas iſt hier und will Euch an die freie Luft führen."

„Ja, die können nicht, Herr!" flüſterte der gefängſtete Brunzlow Kohlhas zu, „ſie ſitzen in Ketten. Laßt mich hinein, ich habe den Schlüſſel zu ihrem Geſchmeide am Gurt."

Er ging hinein, von Kohlhas gefolgt. Thum ſaß auf einem Stein und riß die Augen weit auf, als er ſeinen Hauptmann ſo unvermuthet eintreten ſah; Pritzow aber lag auf der Erde mit blutendem Kopfe und faſt beſinnungslos, denn daß er nicht

ſchlief, konnte man aus der gezwungenen Lage erſehen.

„Was iſt hier geſchehen?“ fragte Kohlhas, während der Domwärter die Geſchmeide der Gefangenen öffnete; „warum liegt der Pritzow ſo ohnmächtig da?“

„Ei“, erwiderte Thum mit ſchlecht gerathenem Lächeln, aber zu Boden geſenktem Blick, „wir haben uns ein Bischen gezankt. Der Kerl, der Pritzow, hat keine Religion. Wie wir mit Einbruch der Nacht hier unten in den Kellern geiſtliche Lieder ſingen hörten, da wollte ich beten und kreuzigte mich als ein armer Sünder, aber der Pritzow iſt Wittenbergiſch geſinnt und wollte mich nicht in Ruhe beten laſſen, ſondern ſang luſtige Zotenlieder und ſchimpfte auf die Katholiken. Da konnte ich mich nicht halten und ſchlug ihm ſo lange mit meinen Ketten auf den Kopf, bis er ſtill wurde; nun liegt er da und wird wohl ein Bischen blutrünſtig geworden ſeyn. Das iſt Alles, kaum der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren.“

Kopfſchüttelnd beugte ſich Kohlhas zu dem faſt leblos daliegenden Pritzow hinunter, rüttelte ihn und forderte ihn auf, mit ihm den Kerker zu verlaſſen, aber vergebens. Geronnenes Blut quoll dem ſchwer Verletzten aus dem Munde und das Auge ſchien gebrochen.

„Nimm Dich in Acht, Thum! wenn Du hier Unrath angerichtet, Du kennſt mich! Ich will

Ordnung unter Euch halten, und ſollte ich zum abſchreckenden Beiſpiel einen von Euch mit Steigriemen zu Tode ſchlagen laſſen. Ihr Hunde, Ihr! Wartet, ich will Euch lehren, derlei ſchnöde Ungebühr anzugeben.“

Aber es war keine Zeit mehr zu verlieren. Thum, Schlapſe und Schmieder mußten den beſinnungsloſen Pritzow auf einen Mantel legen und dieſen, wie eine Sänfte, zwiſchen ſich tragen. Man verließ durch den Gang, die Treppe hinauf und durch das eiſerne Kellerthor, den Domkeller, und zwei von Kohlhaſe's Leuten gingen mit dem Domwärter nach ſeinem Hauſe zurück, banden ihn dort neben ſeiner Frau auf dem Bette feſt und erlaubten ihm, wenn der Tag anbräche, ſo laut zu ſchreien als er wolle, um Hülfe für ſich herbeizurufen. Schrie er aber früher, ſo würde ihm das Haus über dem Kopfe in Brand geſteckt.

Während dieſer Zeit hatte Kohlhas mit ſeinen Begleitern ſich an der Spree entlang bis zum Spandauer Thor geſchlichen, dort waren ſie in das Haus eines ihrer Vertrauten geſchlüpft, das mit ſeinem kleinen Garten an den Wallgraben und die Mauer ſtieß, und gelangten auf die nur ihnen bekannte Art aus der Stadt, nachdem ſie noch bis zur Rückkunft der beiden mit dem Domwärter Gegangenen gewartet hatten. In einer Schenke am Eingang des Spandauer Waldes ſtanden die Pferde dieſer Wegelagerer. Pritzow, der ſich nach und

nach wieder erholte, wurde auf eines derſelben gebunden, und luſtig trabte jetzt der ganze Trupp unter den Mauern Berlins nach Rummelsburg und Stralow, ließen ſich dort durch einen vertrauten Fährmann überſetzen und ritten dann im ſchnellſten Trabe nach Cöpenick.

VII.

Veit Brinke war indeſſen wieder in ſeinem Hauſe angekommen. Ihm ſank ein Stein vom Herzen, als er ſeine Ehefrau auf ſein bekanntes Klopfen vorſichtig den Riegel und das Verſchlußkettchen der Thür öffnen hörte. Mit wichtiger Miene, denn jede Beſorgniß war geſchwunden, trat er in den Flur, legte ſchweigend und mit vielſagendem Blick das Einnahmebuch in ſeinen alten Verſchluß und hielt dann die beiden Arme ausgeſtreckt vor ſich hin, damit ſeine Frau ihm die Schaube hülfreich ausziehen könnte. Dabei beſann er ſich auf eine Lüge, was er ihr nämlich von des Kurfürſten Anliegen an ihn Alles erzählen wollte, denn ſeiner Frau zu geſtehen, daß er eben ſo klug vom Schloßbau zurückgekehrt ſey, als er hingegangen, das ſchien ſeiner ehelichen und hausväterlichen Würde zuwider. Doch wußte er auch nicht, was er eigentlich lügen ſolle. Wie er ſich noch

den Kopf ſo zerbrach und ſeine Verlegenheit hinter der angenommenen wichtigen Miene zu verbergen ſuchte, traf ihn die Frage ſeiner Frau wie ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel:

„Aber Brinke, warum bringſt Du denn unſere Urſel nicht wieder mit?“

„Biſt Du bei Troſte, Weib? Wie ſoll ich denn unſere Urſel mitbringen? habe ich ſie etwa mit mir auf das Schloß genommen?“

„Das weiß ich wohl; aber Du haſt ſie doch auf des Kurfürſten Geheiß holen laſſen?“

„Weib, ich ſage Dir, ſcherze nicht ſo zur Unzeit! Urſel wird zu Bett gegangen ſeyn, weil ich ihr zu lange ausblieb, und nun willſt Du mich erſchrecken.“

„Um Gott, Brinke! mache mir nicht Angſt. Die alte Gertraud hat mich ſchon mit ihrem gräulichen Geſchwätz gepeinigt, daß ich faſt verzagte, und nun willſt Du noch ein grauſames Spiel mit mir treiben?“

„Weib! mache mich nicht toll! Wo iſt unſer Kind? wo iſt unſere Urſel?“

„Du haſt ſie ja holen laſſen von fünf jungen Rittern, auf den Schloßbau zu Dir zu kommen, weil der Kurfürſt ſie zu ſehen wünſcht.“

„Herr, mein Gott! ich verlorner Mann! Das iſt der Schuft, der Dueiß! der Schelm! der Wegelagerer! der Strolch! der Buſchklepper! der Dieb! O, wie konnte ich ſo blind ſeyn, das nicht zu ſehen?

ſo blödſinnig, das nicht zu ahnen? Fahrläſſiges Weib! wie konnteſt Du mein Kind ſolchem verruchten Geſindel überliefern? Großer Gott! Mein armes Kind! Du in den Händen ſolcher abgeſeimten Schelme?!"

Die unglückliche Mutter ſchrie laut auf. Angſtvoll wollte ſie ihren Eheherrn über die näheren Umſtände ausforſchen, aber er ſtand ihr nicht Rede. Außer ſich, lief er in dem Flur umher, ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn und verfluchte den Tag, der ihm ſolches Unglück in ſein Haus führen mußte. Was ſollte er thun? Zu Kohlhas laufen, während er die Gefangenen aus dem Domkeller befreite? Wie durfte er das? Wie leicht konnte er bemerkt werden, und war dann ein Mitſchuldiger des geſetzloſen Treibens; überdem hatte Kohlhas ihm ja geſagt, Dueiß ſey nicht mit ihm, ſondern auf ein Liebesabenteuer ausgegangen. Ja, ja, es war richtig, der freche Burſche hatte ihm mit ſeinen Geſellen die Tochter entführt. Sie war verloren, denn er kannte die Rohheit ſolcher Junker, die nichts hatten, als ihr Schwerdt und eine Mähre zwiſchen den Sporen.

Still! Was war das? —

Im oberen Stockwerke klirrte es wie zerſchlagene Fenſter, und ein dumpfer Fall, als ob eine ſchwere Laſt auf die Dielen fiele, dröhnte in den Deckenbalken des Flurs.

Aengſtlich ſchmiegte ſich Frau Brinke an ihren Mann, der ſelbſt ſprachlos und mit weit aufgeriſſenen Augen plötzlich wie erſtarrt ſtehen blieb.

„Was war das? Mann!“

„Stille! laß mich horchen. Das war ein Tritt — ein Mannstritt — noch einer. Iſt denn mein Haus heute eine Herberge böſer Geiſter? Gieb mir mein Fangmeſſer, Weib! ich will denn doch ſehen, was hier vorgeht; das ſind die Räuber meines Kindes, ſie wollen auch noch mein Hab und Gut in ihren Klauen haben. Aber wartet, Ihr ſollt es mit mir zu thun bekommen. Bleib unten, Weib! öffne die Thür, und wenn Du hörſt, daß ich rufe, ſo ſchrei Mord in die Gaſſe hinaus, rufe alle Nachbarn herbei, mache Lärm; aber nicht eher, bis ich rufe; wir können uns auch getäuſcht haben.“

Während Frau Brinke, zitternd vor Angſt, die Thür öffnete, eilte ihr Mann die Treppe hinauf und ſtand oben vor dem Kämmerlein ſeiner Tochter, in dem er mehrere Stimmen hörte. Raſch öffnet er die Thür und bleibt erſtarrt ſtehen, als er den Junker Queiß mitten im Kämmerlein ſtehen ſieht, wie er die alte Gertraud fragt, wo die ſchöne Urſel ihre Bettſtatt habe. Ein anderer junger Mann von wildem Anſehen ſtand am Fenſter, das auf den nächſten Hof ging, und hielt das Ende einer hohen Leiter, auf deren oberſter Sproſſe eben

ein Dritter hing und im Begriff war, den Schenkel über die Fenſterbrüſtung zu werfen.

Veit ſtand ſprachlos vor Erſtaunen und ſuchte vergebens die Entführung ſeiner Tochter mit der Frage nach ihrer Bettſtatt zuſammen zu reimen.

Junker Queiß ſchlug, wie er den alten Veit in die Kammer treten ſah, ein unmäßiges Gelächter auf, das dieſen noch mehr verblüffte, und rief:

„Ha ha ha ha! Schade darum, nun kommt der alte Kuckuk eher nach Hauſe geflogen, als wir ihm ſein Junges ein Weniges flügge gemacht. Na, thut nichts, auf ein andermal; aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben! Das Jüngferlein hat ſich wahrſcheinlich verſteckt. Nichts für ungut, alter Kuckuk! Kommt, Burſche! wollen Valet ſagen, und den Andeken nach.“

Mit dieſen Worten ging Queiß auf das Fenſter zu, um mit derſelben ſorgloſen und gleichgültigen Miene das Kämmerlein auf dem Wege zu verlaſſen, auf dem er es betreten; aber Veit trat ihm in den Weg und rief:

„Halt da, Herr Junker! denkt nicht, ſo mit einem Bürger Berlins verfahren zu können. Iſt das der Dank für das Vertrauen, das ich Euch bewieſen, und die Gaſtfreundſchaft, die ich Euch angethan? Wo habt Ihr mein Kind hingebracht? Leugnet mir nicht! Kein Anderer, als Ihr, kann gewußt haben, daß ich zum Kurfürſten gerufen worden bin; und Ihr habt es ſchlau benutzt. Ich

laſſe Euch nicht aus dieſer Kammer, bis Ihr mir mein Kind wiedergeſchafft."

„Was ſchwatzt Ihr, alter Roſenkranz-Krämer? Ich wollte Eurem Mägdlein wohl einen Beſuch machen und mein Glück bei ihr verſuchen, aber ſie zu entführen, iſt mir nicht eingefallen."

Veit wußte nicht, was er glauben ſollte. Trotz der Wildheit und dem rohen Benehmen des Junkers, lag doch jene Offenheit, Wahrheit und Ritterlichkeit in ſeiner Miene, die an keine Lüge glauben ließ. Und was ſollte er auch hier oben im Kämmerlein ſuchen, wenn er die ſchöne Urſel ſchon vor Stunden entführt?

Beide gaben ſich nun Erklärung deſſen, was vorgefallen war. Queiß erzählte mit ſelbſtgefälliger Offenheit, daß er allerdings durch den Anblick der reizenden Urſel auf den Gedanken gekommen ſey, das Mädchen zu gewinnen. Er habe mit Georg Nagelſchmidt darüber geſprochen und dieſen um ſeinen Beiſtand gebeten, der habe aber die nothwendigere Befreiung der beiden Gefährten Pritzow und Thum aus den Gefängniſſen des Domkellers als Hinderniß angeführt, worauf er ſich mit zwei der jüngſten von Kohlhaſe's Geſellen zu einem nächtlichen Beſuch in Veit's Hauſe verbunden. Da ſie wußten, daß Veit zum Kurfürſten gerufen worden ſey, und ſpäterhin von Kohlhas gezwungen werden würde, bei der Befreiung der beiden Gefangenen aus dem Dom-

thurme gegenwärtig zu ſeyn, ſo glaubten ſie freies Spiel zu haben, verſchafften ſich eine Leiter und ſtiegen von dem Gehöft des Nachbars, das an einem Durchgange lag, in das Kammerfenſter des Mägdleins, in der Hoffnung, ſie dort allein zu finden.

Veit erzählte dagegen das von ſeiner Frau Gehörte, rief dieſe auch herauf, um alle näheren Umſtände anzugeben, und ſo wurde es denn klar und klarer, daß Andere ſeine Tochter, ſein Liebſtes auf der Welt, entführt hatten. Aber wer? Sollte Ibrahim, der Türke? — aber nein, den hatte er ja auf der Schwelle des Kurfürſten kauernd verlaſſen. Sollte Lippold ſelbſt? — Das wäre möglich; — aber wie wäre das zu ergründen?

Der Junker wurde bei der Erzählung des Alten immer wüthender. Bis jetzt war es nur Wohlgefallen, was er an dem züchtigen, wunderſchönen Mädchen zu finden glaubte, aber das Bewußtſeyn, ſie in den Händen Anderer zu wiſſen, ließ die glühende Leidenſchaft, die ihr Anblick ihm eingeflößt, zur hellen, lodernden Flamme ausbrechen.

„Bei Gott und meinem adeligen Blut, Alter! ich ſchaffe Euch die Dirne wieder, oder ich will mein Pferd nicht wieder beſteigen. Solche Hunde! wollen ein züchtiges Mägdlein gewältigen. Das Kreuz über ſie! Wartet, ich will Euch meine Sporen in die Rippen ſetzen oder zur Buße meines verpfändeten Wortes den Fürſtenwaldenern Abbitte thun.“

So mißgünstig Veit bis jetzt auf die ungebetenen und unerwarteten Gäste gesehen hatte, so freundlich und vertraut machte ihn jetzt der Antheil, den der Junker an seinem Unglück nahm. Er bat den noch draußen auf der Leiter Harrenden höflichst, ebenfalls hereinzusteigen, und wollte nun mit seinen ungeladenen Gästen die Mittel verabreden, sein Kind aus den Händen der Mädchenräuber wieder zu befreien.

„Ich bitte Euch, Herr von Queiß! nehmt Euch meines armen, gewältigten Kindes an; reitet auf die Schelme, die sie mir entführten, und seyd der Dankbarkeit eines Vaters, eines armen, gequälten Mannes, gewiß. Freilich, viel habe ich nicht, Euch zu lohnen, aber seht, Herr von Queiß —"

Da stieß die alte Gertraud, die bis jetzt antheillos und ächzend am Fußende des Bettes gesessen, einen gellenden, unheimlich heiseren Schrei aus. Schon bei der ersten Erwähnung des Namens Queiß durchfuhr sie der Laut wie ein elektrischer Schlag, sie richtete sich auf und sah dem alten Veit nach dem Munde, ob sie auch recht gehört; als dieser aber den Namen wiederholte, stieß sie einen Schrei aus, daß alle Anwesenden entsetzt zurückbebten.

„Queiß! von Queiß! das böse Zeug über das sündige Geschlecht! Verflucht sey der Name von Anbeginn bis fort und fort in alle Ewigkeit!"

An allen Gliedern zitternd, hatte die Alte mit der höchſten Anſtrengung und kreiſchend dieſe Worte geſprochen. Hoch aufgehoben drohte ihr Stock, wie fluchend, dem Junker, da ergriff ſie ein heftiger Anfall ihres böſen Huſtens und ſie ſtürzte zuſammen, ſo daß Veit nicht wußte, was zu thun ſey.

„Iſt das Weib verrückt, Herr Veit?“ fragte, ſich den Schnurrbart keck aufwärts drehend, der Junker. „Flucht meinem Stamm?! — Was haben die Queiße mit einem alten, krächzenden Weibe zu thun? Den Fluch über ſie ſelbſt!“

Frau Brinke war mit der am Boden liegenden Gertraud beſchäftigt, und fürchtete, daß die Anſtrengung, mit der ſie die letzten Worte geſprochen, ſie getödtet; aber das konvulſiviſche Zucken ihres ganzen Körpers bewies, daß noch Leben in ihr ſey. Sie murmelte abgebrochene Worte vor ſich hin:

„Queiß! Queiß! Unheil und Fluch über ſie! O, o! meine Bruſt! Wie die Rache kocht — ohne Befriedigung! Mein Kind, mein armes Kind! Aber er hat ſeinen Lohn — das Unheil wirkt fort — Sünde und Verderben! Sterben muß, was ſie lieben. — Hei, hei! das iſt Triglaff, der Wendengott!“

„Was ſchwatzt das verrückte Weib?“ rief jetzt verächtlich der Junker. „Hat ihr vielleicht einer von uns was Leides gethan, daß ſie ſo ſchimpft und raſet? Ha, ha! werden ſich ſo an ein aſtes Schickſal kehren, die Queiße.“

Bei dieſen Worten wollte die Alte ſich, mit Hülfe Frau Brinke's, vom Boden aufrichten, faßte, ohne zu merken, wen ſie berührte, nach dem Fuße des Junkers, um ſich zu ſtützen, der aber zog raſch den Fuß zurück, wodurch die Alte auf's Neue zu Boden ſtürzte und an dem Sporen deſſelben ſich den Kopf beſchädigte, ſo daß Blut die reinlichen Dielen färbte. Beſinnungslos blieb Hertraud liegen, während Veit, dem es nun nach gerade des Ungewöhnlichen und Entſetzlichenfür heute zu viel wurde, ſie der Fürſorge ſeiner Frau empfahl und mit ſeinen Gäſten hinunter in den Flur ging.

Noch einmal beriethen ſie ſich über das, was nun zu thun ſey. Veit wollte erſt den Junker auf ſeinem Ritt begleiten, das verweigerte dieſer aber, und verſprach, ſo bald als möglich dem bekümmerten Vater Nachricht von ſich zu geben. Er wollte dem Kohlhas erzählen, was dem Hauſe, in dem er bewirthet worden, ſo Unglückliches begegnet ſey, und war überzeugt, daß dieſer gewiß Alles aufbieten würde, die ſchöne Urſel zu befreien. Herzlich ſchlug Veit in die dargebotene Hand des Junkers und ließ ſie aus der Thür, ihr Vorhaben ſegnend. Queiß und ſeine Geſellen gingen erſt in den Durchgang, nahmen die Leiter weg und eilten dann in das ihnen bekannte Haus am Spandauer Thore, um ſich dem Kohlhas anzuſchließen, kamen aber zu ſpät und verließen auf demſelben Wege die Stadt.

Draußen in der Schenke erfuhren ſie, welchen Weg er genommen und ritten ihm nach.

Oede und einſam war es den übrigen Theil der Nacht in Veit Brinke's Hauſe; die alte Gertraud wurde oben in ihr Kämmerlein gebracht, wo ſie noch immer halb beſinnungslos tolles Zeug vor ſich hinmurmelte. Vater und Mutter der verlorenen Urſel aber ſaßen in ihrer Kammer, weinten und ſuchten ſich gegenſeitig zu tröſten. So brach unter Kummer und Herzeleid der neue Tag herein.

VIII.

Dumpf rauſchte und wogte der Wind in dem Föhrenwalde zwiſchen Cöpenick und Berlin. Der Wind hatte ſich nach Mitternacht aufgemacht und furchte die breiten Flächen der Spree, beugte die Wipfel der mächtigen Föhren und ſchüttelte ſauſend das Laub der Erlen und Birken, die ſich an dem moorigen Ufer mit ihren ſchwarzen, knorrigen Wurzelblöcken in den fetten Wieſengrund klammerten. Kein lebendes Weſen unterbrach durch einen Laut das fluthende Sauſen des Waldes, nur hin und wieder huſchte ein Schuffut durch das Geäſt, ſeinen ſchlafenden Raub in lautlos ſtreichendem Fluge zu erhaſchen.

Im geſtreckten, weit ausgreifenden Trabe eilten fünf Reiter mit einer Jungfrau den ſandigen Waldweg hinunter. Zwei derſelben hatten das Roß, auf dem die Jungfrau bewußtlos hing, in die Mitte genommen, hielten die Reiterin im Sattel aufrecht und unterſtützten ſie, wenn ſie zu ſinken drohte. Hinter ihnen ritten drei bewaffnete Knechte in Mänteln, die aber ſo gelegt waren, daß die Hand gleich das Schwerdt ergreifen konnte, welches, der größeren Bequemlichkeit im Reiten wegen, an der linken Seite des Sattelknopfes befeſtigt war.

Düſter und unzufrieden grollte das Auge des einen Ritters vor ſich hin, während der andere ſich die größte Mühe gab, die Jungfrau zu ſtützen, wenn eine Unebenheit des Weges ſie mehr als gewöhnlich im Sattel ſchwanken ließ.

„Wir haben doch eigentlich gar unbedacht und loſe gethan, daß wir die Dirne da aus ihres Vaters Hauſe fortgeführt. Hätten länger daran überlegen ſollen! Wenn man Euch nun erkannt? wenn die Mutter Euch einſt wiederſieht, Herr von Köckeritz? Wir machen uns ein ſchlimmes Spiel mit dem Kurfürſten.“

„Ei was, der Kurfürſt!“ antwortete Herr von Köckeritz dieſen Worten des mürriſchen Herrn von Kracht. „Iſt ja ein junger Herr, der Kurfürſt, weiß, wie uns das Blut in den Adern jagt, und wird dem alten Griesgram, ſeinem Vater, nicht gleichen wollen. Wenn wir es ihm zur Liebe thun,

nicht mehr Nachts auf den Stegreif zu reiten, so soll er uns gewähren laſſen, wenn wir 'mal ein Weniges über die Schnur hauen."

„Hm, hm! die Berliner Schöppen werden uns das Ding gewaltig krumm nehmen und dem Kurfürſten mit Klagen in den Ohren liegen. Nun, komme es, wie es komme, ich habe Euch einmal zugeſagt, Euch zuzuſtehen, und denke, mein Wort zu halten. Aber was denkt Ihr denn mit der Dirne anzufangen?"

„Nach Kölpin denke ich ſie zu bringen zu meinem Vetter, dem von Strevenow. Der hat manchen Ritt früher mit mir gemacht, als wir noch den Frankfurter Studenten die Börſen und Wämmſer ausklopften. Er ſoll mir ein Plätzchen für ſie geſtatten, und ich hoffe, dann bald mit ihr zu Ende zu kommen. Vor der Entdeckung bin ich nicht ſo beſorgt, wie Ihr. Wir haben es ja klug genug angelegt; ſelbſt der Alte kann nicht ahnen, daß wir ſeine Abweſenheit vom Hauſe ſo ſchnell benutzt."

Da ritt einer der Knechte näher an die Ritter und rief im Reiten:

„Herr Ritter! durch das Sauſen des Windes höre ich hinter uns Pferdegetrappel; ſie reiten in ſtärkerem Trabe, als wir; wenn der Schall nicht täuſcht, ſo ſind es ſo an die zwanzig Pferde."

Beſorgt blickte Herr von Köckeritz auf ſeinen Begleiter, der griff aber, ohne den Ausdruck in

seinem Gesichte zu ändern, ruhig nach seinem Schwerdte, schlug den Mantel zurück und schien sich zum Gefechte zu bereiten.

„Sollten das Leute seyn, die uns verfolgen? Das ist unmöglich! Was meint Ihr, Herr von Kracht?"

Ich meine, daß wir das bald genug sehen werden. Wer sollte jetzt hier reiten? Wenn Ihr Euch so gut auf Euer Schwerdt verlassen könnt, wie ich mich auf das meinige, nun, so erwarten wir ruhig, was da kommen wird."

Jetzt war das Pferdegetrappel immer deutlicher zu hören. In der That schienen es einige zwanzig Pferde zu seyn; die beiden Ritter überließen daher das Pferd, auf dem die schöne Ursel ohnmächtig lag, einem Knechte, hüllten die zarten Glieder derselben in einen Reitermantel und nahmen dann den Platz hinter den Knechten ein, um so dem ersten Anlauf besser Rede stehen zu können. Ein Ausweichen in den Wald war nicht möglich, denn dichtes Fichten- und Tannengestrüpp und junger Kiefernwuchs schlossen zu beiden Seiten den Sandweg ein.

Endlich kamen die Reiter näher, die diese Vorsichtsmaßregeln bei den beiden Rittern hervorgerufen hatten. Es waren siebzehn Pferde; vorauf ein stattlicher Mann auf kräftigem, Mecklenburgischem Pferde, ihm nach, in unregelmäßigen Zwischenräumen, die Reiter, von denen zwei ebenfalls beschäftigt waren,

einen dritten im Sattel zu unterſtützen. Als der Vorderſte den vor ihm langſamer reitenden Trupp bemerkte, ſtutzte er, hielt ſein Pferd einen Augenblick an und ein durchdringender, gellender Pfiff übertönte das heftiger werdende Sauſen des Nachtwindes.

Auf den Pfiff ritten die übrigen Reiter ſogleich an ihren Führer heran und leiſe flüſternd wurde berathen; dann ſprengte ein junger Reiter vor und rief mit lauter, herrſchender Stimme:

„Wer reitet da?"

„Leute zu Pferde!" antwortete kurz Herr von Kracht.

Dieſe Antwort kam Allen unerwartet, während Herr von Köckeritz, trotz der Beſorgniß über den Ausgang dieſes ſonderbaren Zuſammentreffens, doch ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

„Wer iſt es, der uns hier freche Antwort geben will?" rief mit drohender Stimme der Führer. Wenn Ihr nicht ſagen wollt, wer Ihr ſeyd, ſo ſollt Ihr bald Leute ohne Pferde ſeyn und Eure ungeſchlachten Glieder im Sande zuſammenſuchen. Wer ſeyd Ihr? Seht zu, daß Ihr mir Antwort gebt, ſonſt will ich Euch übel berathen."

„Wenn ich nicht irre", rief jetzt Herr von Kracht ſeinem Freunde zu, ſo iſt das die Stimme des Sächſiſchen Hauptmanns, den wir heut Abend beim Kurfürſten im Schloſſe ſahen — wie heißt er doch?"

„Von Schackwitz. Meiner Treu, Ihr habt Recht. Gewiß reitet er auf den Schelm, den Kohlhas. Nun, das trifft ſich ja ganz glücklich. Wir reden ihn an.“

„Nun wird's bald! Antwort! oder ich ſchlage Euch Eure hartnäckigen Hirnſchaalen entzwei!“ herrſchte jetzt Kohlhas den Rittern zu, indem ſeine Leute ſchon die Stoßſtangen zum Anlauf ſenkten.

„Ei, guten Abend, Herr Hauptmann von Schackwitz! „Was führt Euch denn zur Nacht nach Cöpenick? Wir haben uns ja erſt vor wenig Stunden im Kurfürſtlichen Schloſſe verlaſſen. Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte, heran reitend, Kohlhas, indem er ſchnell wieder, der angenommenen Rolle treu, den Ton eines Ritters annahm. „Seyd gegrüßt, Ihr Herren! Ich habe wichtige Briefe aus Sachſen erhalten, die mir befehlen, noch dieſe Nacht auf den Kohlhas zu reiten. Darum habe ich meine Lanzen zuſammen genommen und denke noch einige Meilen zu machen, ehe ich aus dem Sattel komme.“

„Wir wollen zur Jagd nach Muſterhauſen und machten uns darum zur Nacht auf, um zeitig auf dem Geſtelle zu ſeyn. Leider iſt uns ein Edelknecht, ein zartes, junges Bürſchchen, krank geworden und darum müſſen wir langſamer reiten.“

„Gute Jagd, Ihr Herren! Meine Lanzen dürfen nicht langſam reiten; wir müſſen Cöpenick

noch vor Tage erreichen und Ihr reitet wohl rechts an der Dahme vorbei nach Wusterhausen. Schade, daß wir nicht zusammenreiten können. Fahrt wohl! Gut Glück zur Jagd!"

Mit diesen Worten gab Kohlhas seinem Pferde die Sporen und in gestrecktem Trabe griff es kräftig aus. Ihm war daran gelegen, ohne weiteres Gespräch von der unerwarteten Begegnung loszukommen und darum brach er das Gespräch rasch ab. Auch war die Angabe, nach Cöpenick zu wollen, mit Bedacht falsch, um die möglichen Verfolger von der wahren Fährte abzubringen, denn er wollte nach einer Schenke, Rüdersdorf gegenüber, in der er den übrigen Theil seiner Leute zu finden wußte.

Auch den beiden Rittern fiel ein Stein vom Herzen, als sie den Hufschlag der Pferde sich entfernen hörten. Sorgfältig untersuchten sie, ob ihre reizende Beute keinen Schaden genommen, und setzten dann ihren Weg fort. Eine halbe Stunde mochten sie so geritten seyn, als abermals Reiter hinter ihnen erschienen. Es konnte drei Uhr Morgens seyn, und schon flimmerte es in grauen Streifen am Horizonte, während der scharfe, naßkalte Morgenwind pfeifend an den Mänteln der Reiter vorüberstrich. Diesmal waren es aber nur drei Reiter, die, als sie der Ritter ansichtig wurden, stutzten und einen Augenblick anhielten; als aber ein sonderbarer Ton, fast wie das Wiehern eines Pferdes, nicht beantwortet wurde, da jagten sie im

ſchnellſten Lauf der Pferde vorbei, ohne ſich weiter um einander zu bekümmern. So wurde es vier Uhr und ſchon färbte das Frühroth den Himmel, als die Ritter rechts von der Cöpenicker Straße abbogen und in einen Waldweg hineinritten, der zu einer Fähre unterhalb Cöpenick über die Spree führte.

Unterdeſſen hatte der Junker Queiß mit ſeinen beiden Gefährten, denn dies waren die letzten drei Reiter, den großen Trupp Kohlhaſe's eingeholt. Freudig wurde er von ſeinen Geſellen begrüßt; aber er hatte nur für eins Sinn, die ſchöne Urſel, und unterrichtete daher Kohlhas von dem, was nach ſeinem Beſuch in Veit Brinke's Hauſe vorgegangen war. Kohlhas knirſchte mit den Zähnen, als er hörte, daß Veit zuerſt den Verdacht auf Queiß geworfen, lachte dann laut auf über das ſeltſame Zuſammentreffen in der Kammer des ausgeflogenen Vögelcins und ſann am Ende nach, wer wohl der Mädchenräuber ſeyn könnte.

„Halt! ich hab's. Queiß, mein Junge! ich ſchaffe Dir einen Dank vom alten Veit und einen von der ſchönen Urſel, der Dir gewiß noch lieber iſt. — Die Pferde umgewendet, Burſche! Laßt die Mähren tüchtig ausgreifen, wir müſſen ein Paar Adelige klopfen, ehe die Sonne heut noch ihre Köpfe beſcheint. Vorwärts!“

Ohne dem fragenden Queiß weiter Rede ſtehen zu wollen, lächelte er ſchlau vor ſich hin und pfiff

ein fröhlich Stückchen in das heller gewordene Frühroth hinein. Vergebens bemühte ſich der Junker, etwas Näheres zu erfahren; der raſche Trab der Pferde machte jede weitere Unterhaltung bald beſchwerlich. So kamen ſie an den Waldweg, den die Ritter eingeſchlagen hatten, und Kohlhas unterſuchte den Sand, ob die Zahl der Pferdeſpuren vermuthen ließe, daß die Ritter hier von der Straße abgebogen wären.

Zwanzig Hufe waren deutlich zu erkennen, und zwar drei Pferde dicht neben einander, von denen das mittelſte im regelmäßigen Schritt gegangen ſeyn mußte, während die beiden daneben gehenden Spuren von Unruhe im Gang verriethen.

„Das ſind ſie! und hoffentlich noch nicht bis zur Fähre gekommen. Links abgebogen, Kinder! friſch! vorwärts!“

Gegen halb ſechs Uhr, die Sonne leuchtete ſchon hell über den thaubetropften Wald, ſahen ſie die ſechs Pferde vor ſich. Beſorgt blickten ſich die Ritter nach den Kommenden um, und Kohlhas ließ ſeine Leute zur Carriere anſetzen. Als Herr von Köckeritz abermals die Lanzen des Sächſiſchen Hauptmanns hinter ſich ſah, vermuthete er nichts Böſes und ritt ſorglos weiter, indem er nur ſeine Verwunderung gegen Herrn von Kracht ausſprach, was denn den Schackwitz ſo plötzlich auf einen anderen Weg führe. Dabei deckte er aber vorſichtig den Reitermantel völlig über die ſchöne Urſel, die indeß zwar, von

dem frisch kalten Morgenwind gestärkt, wieder zu sich gekommen war, aber heftige Schmerzen von dem ungewohnten Reiten empfand und leise vor sich hinwimmerte. Die Kapuze des Mantels wurde ihr über den Kopf gezogen, so daß sie nicht hören und sehen konnte, was um sie her vorging, und ihre Füße so in den Mantel gewickelt, daß sie nicht fähig gewesen wäre, die geringste Bewegung zu machen.

„Gruß zuvor, Ihr Herren! Ihr sagtet mir ja vor einigen Stunden von einem kranken Edelknecht. Ich sehe, Ihr habt ihn da recht sorgfältig in Euren Mantel eingewickelt; hat sich wohl durchgeritten, das Jüngelchen, daß Ihr ihn nicht, wie ein Mann schreitend, sondern wie ein zimperlich Frauenzimmer über das Pferd gehängt habt? Bringe Euch da einen Doktor für den Edelknecht mit. He! Queiß! Junker! hole doch einmal Deine Lanzette heraus und fühle dem kranken Burschen auf den Zahn."

„Was soll das heißen, Herr von Schackwitz? Wollt Ihr Euren Scherz mit uns treiben? Dazu ist Ort und Stunde wahrlich schlecht gewählt."

„Laßt mich mit Eurem Schackwitz zufrieden! Mir ist ganz krank zu Muthe von dem tollen Schwank. 'Den Kohlhas für einen von Adel zu halten! — Ihr habt gestern Abend ja gewünscht, den Kerl 'mal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Nun seht, den Gefallen habe ich Euch gethan; thut mir nun aber auch einen und gebt ohne Vorent-

halt die Dirne da heraus; denn mit dem Edelknecht, das sind Flausen.“

Betroffen sahen sich Herr von Köckeritz und Kracht an. Sie merkten wohl, daß sie es mit geschickten und auf derlei gut abgerichteten Kerlen zu thun hatten, denn schon hatten einzelne Reiter jeden Ausgang versperrt; wo eine Lücke im Gesträuch war, wurde sie besetzt, und zwanzig Mann gegen fünf — ein Kampf war nicht denkbar.

Noch zögerten sie indeß. Da rief Kohlhas: „Na, Junker! denn in Gottes Namen, wedele ihnen mit Deinem Flederwisch eins um die Ohren und laß Dir Deine Kranke nicht nehmen.“

Wie der Blitz flog Queiß auf Herrn von Kracht zu, der eben in gemächlicher Ruhe sein Schwerdt ziehen wollte, um, wenn es denn nicht anders wäre, auch sich seiner Haut zu wehren, hieb dem Ueberraschten flach, aber mit so ungeheurer Kraft über den Kopf, daß er betäubt auf den Hals des Pferdes niedersank. Köckeritz wollte nach dem Pferde der schönen Ursel greifen, um zu versuchen, ob Flucht vielleicht noch möglich sey; aber der Junker war hinter ihm, ehe er es ahnete, riß sein Pferd in die Höhe, daß es sich wild aufbäumte, und, mit den Vorderhufen schlagend, den Ritter herab schleuderte. Die drei Knechte sahen besorgt auf die eingelegten Stoßstangen der Wegelagerer und rührten kein Glied zur Vertheidigung ihrer Herren, die beide, unfähig zu fernerem Widerstande, auf dem Boden

lagen. Jetzt ſchnitt der Junker die Stricke los, die den Mantel um die Füße ſeiner ſchönen Beute befeſtigten, ſchlug die Kapuze von ihrem Haupte und ließ ſie vom Pferde ſanft in ſeine Arme gleiten. Sorglich trug er ſie auf den mooſigen Rand des Grabens, der den Weg einfaßte, und ließ ſich aus den Satteltaſchen ſeiner Gefährten Stärkung für ſie reichen. Während er ſo Alles that, um das faſt erlöſchende Leben des geliebten Mädchens wieder zu wecken, lachte Kohlhas die am Boden liegenden Ritter aus und rief:

„Ei, ei! Ihr Herren habt Euch ja gar raſch von Euren Mähren herunter bemüht. Ja, mit meinem Junker da, iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Schade darum, daß Ihr den feinen Biſſen Euch nun aus der Naſe gehen laſſen müßt. Nicht wahr, iſt ein tüchtiger Junge, mein Junker. Könnte Euch eigentlich von Gott und Rechtswegen Eure Pferde und Euer Stechzeug abnehmen, und wären wir auf Sächſiſchem Boden, Ihr ſolltet wahrlich mit aufgeſchlitztem Hoſenbunde und im Hemde nach Hauſe laufen; ſo aber iſt das Märkiſche Erde, und da hat der Kohlhas noch nie Zugriff getrieben. Setzt Euch auf, Männer! ſetzt Euch auf und macht, daß Ihr nach Berlin zurückkommt, ehe ich Euch heimgeleite. Kann Euch hier nicht länger brauchen, habe noch Allerlei zu verrichten, und zu ſorgen, daß Euch die ſchmucke Dirne nicht wieder in die Klauen fällt.“

Stumm vor Beſchämung und mit den Zähnen knirſchend vor Wuth und Ingrimm, ſetzte ſich Herr von Kracht zu Pferde, indem er ſich den betäubten und dröhnenden Kopf hielt. Auch ſein Freund zögerte nicht länger; mit einem Seitenblick auf den um das ſchöne Mädchen beſchäftigten Queiß, warf auch er ſich auf das Pferd, und von ihren Knechten gefolgt, ſprengten ſie, den körperlichen Schmerz, ſo gut es gehen wollte, verbeißend, den Waldweg zurück, um die große Cöpenicker Straße zu gewinnen. Auf den Wink Kohlhaſe's folgten einige ſeiner Knechte den Rittern, um zu ſehen, ob ſie ſich wirklich entfernten und die Straße nach Berlin einſchlugen.

Als ſie aus dem Geſichte waren, ritt Kohlhas an das fieberhaft zitternde und immer noch ängſtliche Mädchen heran, grüßte ſie als die Tochter ſeines alten Freundes und wünſchte ihr Glück, aus den Händen jener wüſten und verderbten Ritter durch ſeinen Junker befreit worden zu ſeyn.

„Laßt Euch die Zeit nicht lang werden in der Geſellſchaft meines Junkers, Jungfer Brinke! denn vor der Hand kann ich Euch noch nicht ohne Gefahr für mich wieder zu Eurem Vater nach Berlin ſchicken. Aber Ihr ſollt deshalb doch ſicher aufgehoben ſeyn. Queiß bringt Euch nach Kohlhaſenbrück zwiſchen Potsdam und Teltow; da ſeyd Ihr ſicher. Ich ſchicke indeß einen unverdächtigen Bauer an Euren Vater und laſſe ihm ſagen, daß Ihr aus

den Händen Eurer Räuber befreit ſeyd, und dann kann er Euch mit einem Karren holen. Na, lebt wohl! Kommt nur erſt wieder zu Euch, und haltet Euch den Junker da hübſch vom Leibe. Iſt ein gutes Blut, aber wild, wild wie ein Füllen."

Jetzt beſprach Kohlhas mit ſeinem Junker noch Manches, trug ihm auf, hier im Walde verſteckt zu warten, bis er ihm von der nahen Fähre einen Karren ſchicke, auf dem er die Dirne über Teltow nach Kohlhaſenbrück geleiten könne. Auch nannte er den Bauer, den er in die Stadt zu ſenden gedachte, drückte dann dem unaufmerkſam zuhörenden Junker die Hand und trabte mit ſeinen Leuten, von denen nur einer zurückblieb, auf die Fähre zu, denn es war ſchon zu hell, als daß er jetzt noch unbemerkt, bei Cöpenick vorbei, in die Schenke kommen konnte, wo die Uebrigen ihn erwarteten. Er ſendete daher die eben von der Begleitung der nach Berlin eilenden Ritter zurückkehrenden Knechte nach Rüdersdorf und gab an der Sächſiſchen Gränze den Ort an, wo ſie ſich treffen wollten.

Bald verhallte der letzte Hufſchlag unter den Tannen des engen Waldweges und Kneiß befand ſich jetzt mit dem Mädchen allein, das ſeit geſtern Abend ſein einziger Gedanke, ſein einziges Sehnen war. Vorſichtig trug er, mit Hülfe des zurückgebliebenen Knechtes, die Jungfrau tiefer in den Wald, breitete mit ſorglicher Geſchäftigkeit den

Mantel auf das weiche Moos und nahm unter dem Sattel ſeines Pferdes das Reitkiſſen hervor, das er als ein Kopfkiſſen unter das Haupt ſeines Schützlings legte. Mit dem Fortreiten Kohlhaſe's und ſeiner wild ausſehenden Geſellen war Urſel auch ruhiger geworden. Die vernichtende Angſt, die ſie bis jetzt gequält, verbunden mit dem körperlichen Schmerz, den ihr die ungewohnte Bewegung auf dem Pferde verurſacht, hatte ſie eigentlich nicht zum klaren Bewußtſeyn ihrer Hülfloſigkeit kommen laſſen. Als ſie ſich aber aus der Hand ihrer Räuber befreit ſah, um gleich darauf in die Hände anderer ihr eben ſo unbekannter Männer zu fallen, da erfaßte ſie erſt das ganze Weh, das über ſie ſelbſt und über ihre Aeltern hereingebrochen war. Wer war der junge Ritter, der jetzt ſo aufmerkſam und ſcheu für ſie ſorgte? Sie hatte ihn zwar am vergangenen Abend im Hauſe ihres Vaters geſehen, aber wenig auf ihn geachtet, weil die ſeltſame Tracht Ibrahim's und der Kämmerer Lippold, von dem ſie ſchon ſo viel gehört, ihre ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatte. Mit Wohlgefallen ruhte ihr Auge auf den jugendlich ſchönen und doch männlich ausgeprägten Zügen ihres Beſchützers. Mit dem wohlthuenden Bewußtſeyn der Sicherheit ſah ſie ſich unter dem Schutze eines tapferen jungen Mannes, der — wie ſie als Mädchen aus dem, was vorging, bald merkte — ſie liebte. Bunt ſah es in ihrem Kopfe aus; ein Gedanke drängte den anderen; dabei quälte ſie der körper-

liche Schmerz; wie konnte ſie aber das dem jungen Manne ſagen? Troſtlos war die Ausſicht für ſie, vielleicht noch einige Tage weiblicher Pflege und Umgebung, an die ſie ſo ſehr gewöhnt war, entbehren zu müſſen.

Mit dem wiederkehrenden Gefühl der Sicherheit, und innerlich geſtärkt durch den Labetrunk, den Junker Dueiß ihr gereicht, mehr aber noch von dem warmen, belebenden Sonnenſtrahl erquickt, der durch das Nadelholz auf den mooſigen Waldboden fiel, kehrte auch das mädchenhafte Weſen zurück, und mit Beſorgniß blickte ſie auf ihren ganz in Unordnung gebrachten Anzug. Das ſchöne Sonntagskleid aus ſchwerem Wollenſtoff war beſchmutzt und alle Falten gequetſcht, das künſtliche Haargeflecht aufgegangen, ſo daß das Haar auf der einen Seite unordentlich und zerzauſt herabfiel. Das mußte in Ordnung gebracht werden. Auf ihre Bitte brachte ihr der Junker Waſſer in dem Hute ſeines Gefährten, in dem ſie ſich wuſch, während ein bittender Blick dem Junker zu verſtehen gab, daß ſeine Gegenwart bei ſo mädchenhaftem Thun ſie ängſtige. Das war genug für ihn, und er ging mit dem Anderen auf den Weg hinaus, um die ſchöne Urſel nicht zu ſtören. Nur mit Mühe ſtand dieſe auf, denn die Füße verſagten ihr faſt den Dienſt. Mit den Händen, denn einen Kamm hatte ſie ja nicht, ordnete ſie ihr Haar, ſäuberte das Kleid, und ſuchte ſich, ſo gut es gehen

wollte, von der Unordnung zu befreien, in die ihr ganzer Anzug gekommen war. Als ſie fertig war, rief ſie ſchüchtern ihren Beſchützer; aber ſie mußte lauter rufen, bis der Junker ſie hörte, denn der hatte ſich weit weg geſtellt, um das ſchöne, züchtige Mädchen nicht zu ängſten. Kaum war aber ein Ton an ſein Ohr gedrungen, ſo eilte er wie ein Pfeil herbei und fragte nach ihrem Begehr.

„Verzeiht, Herr Ritter! wenn ich Euch ungeziemend rief, aber ich weiß ja Euren Namen nicht.“

„Ich bin ein Adeliger von Dueiß“, antwortete der Junker mit ſo ſanftem Tone, wie er ihn ſelbſt noch nicht von ſich gehört hatte.

„Dueiß? Dueiß? — Iſt mir doch, als ob ich den Namen oft gehört, weiß aber nicht, wo ich ihn hinbringen ſoll.“

„Vielleicht habt Ihr von den Händeln meines Vaters mit dem Lebuſer Biſchof, der vertrackten Spitzmütze, und ſeinem Zug auf Fürſtenwalde gehört, wo unſer Name ſo in Anſehen ſteht, daß die Aeltern ihre Kinder damit in's Bett jagen.“

„Nein, davon weiß ich nichts. Was ſollte ein unerfahrenes Bürgermädchen von dem Thun der adeligen Ritter wiſſen? Ich glaube faſt, meine alte Amme hat den Namen oft genannt.“

„Iſt das die alte, unheimliche Frau, die ich geſtern Abend in Eurem Kämmerlein gefunden?“

„In meinem Kämmerlein?“ fragte erröthend und verwundert die ſchöne Urſel; „wie kamt Ihr da hinein?“

Verlegen und eine Ausflucht ſuchend, antwortete der Junker:

„Euer Vater führte mich dahin, oder vielmehr, ich traf ihn dort, als ich ſchon nach Euch ſuchte.“

„Was habe ich denn gethan, Herr von Dueiß! daß Ihr Euch ſo edelmüthig und ehrenhaft eines armen, verfolgten Mägdleins annehmt? Alſo ſchon geſtern Abend ſetztet Ihr meinen Räubern nach?“

„Iſt es Euch nun eingefallen, wo Ihr meinen Namen früher gehört?“ fragte, um der Antwort auszuweichen, der Junker.

„Ja, ja! die Amme pflegte den Namen oft zu nennen, wenn ſie uns Mährlein und Geſchichten aus alten Zeiten erzählte: aber wenn ich mich nicht irre, ſo hieß immer der böſe Mann und der, den die Anderen haßten, ſo, wie Ihr Euch nennt. Vielleicht war es auch nur ein ähnlicher Name; genau beſinne ich mich nicht darauf.“

Da kam der Knecht von dem Waldwege her in das Holz und rief dem Junker zu:

„Es kommt ein Bauernkarren, von der Fähre her, den Waldweg herauf: der Bauer ſieht ſich nach allen Seiten hin um, als ob er Jemand aufſuche. Ob das wohl der Karren iſt, den der Herr uns ſchicken wollte?“

„Frag' einmal nach; wahrſcheinlich iſt er es.“

Als der Knecht wieder dem Wege zuging, fragte der Junker die schöne Ursel:

„Wie wollt Ihr es aber anfangen, Jungfer Brinke! für ein einfältig Bürgermädchen gehalten zu werden? Euer Kleid ist reich, das goldene Haarnetz und die schönen Flechten werden sonderbar abstechen, wenn Ihr neben mir auf dem Karren sitzt. Und wir dürfen uns nicht verrathen, sonst sind die Herren von Adel alsbald hinter uns her."

„Ja, wenn Ihr meint, Herr Ritter, so will ich die Zierrath fortthun und ein einfach Geflecht, wie eine vom Lande, behalten."

„Thut das; das Kleid läßt sich unter den Mantel verbergen, aber das gefältete Brusttüchlein und die Haarnetze müßten Aufsehen erregen."

Schon war Ursel geschäftig, die Netze aus dem Haare zu nehmen, aber sie brachte es nicht zu Stande; zu sehr an die Hülfe der Mutter gewöhnt, wollte es mit dem Abnehmen nicht recht gehen, denn die großen Nadeln hatten sich durch den Druck der Mantelkapuze so in das Haar verwickelt, daß sie mehrere Male aufhören mußte, weil es zu sehr schmerzte.

Als der Junker das sah, erbot er sich scheu und schonend, ihr zu helfen. Erröthend nahm schön Ursel das Anerbieten an und beugte das Köpfchen zu ihm hin. Hastig, und doch auch zögernd, mit Lust und Bangen berührte er das Haar des geliebten Mädchens, zog schonend die ganz ver-

bogenen Nadeln heraus, und löſte das Netz, in dem der ganze Reichthum des goldglänzenden Haares eingeflochten geweſen. Je mehr aber die Fülle des weichen, ſammetwelligen Haares ſich der engenden Feſſel entwand, je mehr zögerte er, ihr zu ſagen, daß er ſchon fertig ſey. Wunderbare, nie gekannte Gefühle durchſchauerten ſein Inneres, und faſt zitternd ließ er die goldigen Streifen durch ſeine Hand gleiten. Aber auch ſchön Urſel fühlte, was ſie nie bisher gefühlt. Zum erſten Male berührte ſie die Hand eines Mannes, eines Mannes, dem ſie Dank ſchuldig war, der ſie errettet von unausſprechlicher Schmach, der jung und ſchön, — —

„Thue ich Euch auch nicht weh, Jungfer Brinke?“ fragte freundlich lächelnd, ſich vorn herüber beugend, der Junker, während beide Hände geſchäftig in den Haaren wirrten.

„Wie Ihr auch fragt? Ihr handet mich ja ſo ſanft!“ antwortete ſchön Urſel, das Köpfchen nach oben kehrend, um ihren Beſchützer anzuſehen. Der freundliche Blick ihres feuchtſchwimmenden Auges traf das Auge des Ritters, das, wie berauſcht von ſo vieler Schönheit, mit glühender Luſt auf dem Mädchen weilte.

„Geht, geht, Jungfer Brinke! anſehen müßt Ihr mich nicht dabei, das macht mich wirre und unaufmerkſam. — So, jetzt bin ich bald zu Ende. — Wie ſchön iſt doch Euer Haar! Ich kann mich nicht ſatt ſehen an dem Reichthum, und denke,

Ihr müßt viel Mühe haben, es jeden Tag zu ordnen."

Noch wollte er nicht enden, obgleich das Haar längſt entwirrt war, da pfiffen und knarrten aber die Räder des näher kommenden Karrens durch das Holz, und der Junker, wohl fühlend, daß es ſchicklicher ſey, vor der Rückkehr des Knechtes ſein ſonderbares Geſchäft beendigt zu haben, legte das gelöſte Netz in den Schooß der ſchönen Urſel, ihr ſelbſt das Ordnen des Haares zu einfacher Flechte überlaſſend.

Endlich war Alles in Ordnung. Der Junker ſchickte den Knecht mit ſeinem Pferde voraus nach Kohlhaſenbrück, legte auf dem Karren eine Schütte Stroh zurecht, und ſagte dem Bauer, daß er über Teltow nach Kohlhaſenbrück zu fahren habe, aber ſo viel wie möglich Waldwege aufſuchen ſolle; dann ging er zu ſeinem ſchönen Schützling zurück und zeigte ihm an, daß Alles bereit ſey. Freudig wollte Urſel aufſtehen und zum Karren gehen, aber die Füße verſagten ihr den Dienſt und ſchmerzlich rief ſie aus:

„O, mein Gott! wie weh!" Schwankend hielt ſie ſich an einen Baum, aber es war ihr unmöglich, zu ſtehen; langſam glitt ſie wieder zu Boden.

Beſorgt ſprang der Junker zu und fing ſie in ſeinen Armen auf, verlor aber, weil er zu zart und ſorglich die ſchlanke Geſtalt umfaſſen wollte, das

Gleichgewicht und fiel neben ihr auf das Moos. So ſehr auch Urſel mit körperlichem Schmerz zu kämpfen hatte und ſo ſehr unſeren Junker dieſer unverhoffte Fall auch beſchämte, Beide mußten lächeln; lächelnd ſahen ſie ſich an und das Sonderbare der Lage brachte ſie endlich zum lauten Lachen. Schnell erzeugte dieſes Lachen einen Grad der Vertraulichkeit, den Junker Dueiß vor einer Viertelſtunde noch nicht geahnet hatte. Scherzend bot er ihr an, ſie auf ſeinen Armen zum Wagen zu tragen und lächelnd willigte ſie ein. Wie Kinder ſcherzten ſie über ihre Lage, er hob ſie an ſeine Bruſt, umfaßte ihre blühend ſchlanke Geſtalt und ſie ſchlug mit hold verſchämtem Blick ihre Arme um ſeinen Hals. So trug er die ſüße Bürde zu dem wartenden Karren, ſetzte ſie auf das Stroh, ſich ſelbſt aber zu ihren Füßen auf das nackte Brett, weil er ihr den Sitz ſo weich wie möglich gemacht und lieber ſelbſt das Bequeme eines weicheren Sitzes entbehrte, als der Geliebten etwas zu wünſchen übrig ließ. Das Schwerdt hatte er abgelegt und unter das Stroh verſteckt, den Dolch aber in der Bruſttaſche des Wamſes verborgen, ſo daß es ausſah, als fahre ein Krämer mit ſeinem Weibe oder ſeiner Schweſter über Land. Die ſchon höher am Horizont brennende Sonne und die gleichmäßige Bewegung des im tiefen Sande mahlenden Karrens wirkten ſo betäubend auf die ſchöne Urſel, daß die Natur jetzt ihre Rechte forderte und ein bleierner

Schlaf ſich auf ihre Augen ſenkte. Kaum gewahrte dies der Junker, als er ſich neben ſie ſetzte, ihr Köpfchen in ſeine Arme auffing und ſie, mit einem dankbaren Lächeln auf den Lippen, entſchlummern ließ.

Wie betäubt und träumend fuhr der Junker, die mit dem Mantel bedeckte Urſel ſchlafend an ſeiner Bruſt, bis Teltow, wo ſie Nachmittags gegen drei Uhr ankamen. Wer ihm geſtern prophezeiet hätte, daß er heute, ſtatt mit dem Kohlhas auf Sächſiſche Kaufleute zu reiten, auf einem Karren fahrend, ein Mägdlein geleiten würde, das ihm geſtern höchſtens eines kühnen Abenteuers werth ſchien, den hätte er gewiß verlacht. Und ſie war ja jetzt in ſeiner Gewalt, Beide allein, ſie hülflos, ohne andern Schutz, als ihn ſelbſt; aber warum fiel es ihm denn nicht ein, jetzt den Zufall zu benutzen, der ihm geſtern nicht günſtig war. Wie fühlte er ſich ſo ſcheu, ſo unbeholfen in der Nähe der ſchönen Urſel. Wie ſo gar nicht mahnte ihn ſeine frühere Wildheit, das Mädchen ſich ſelbſt zu überlaſſen und im Stegreiſe kühnen Thaten entgegen zu reiten. — Ihm war ſonderbar zu Muthe.

In Teltow hielt der Bauer ſich nicht auf, fuhr durch den Ort und hielt erſt draußen in einem Buſche an, um auf des Junkers Geheiß zurück zu gehen und ein Maaß Milch mit etwas Gerſtenkuchen und hartgekochten Eiern zu holen. Damit bewirthete er die unterdeß erwachte Urſel, und dann

ging es durch den Havelforſt nach Kohlhaſenbrück, einem einzelnen, tief im Walde an einem Waldbache gelegenen Hauſe, wo ſie Nachts gegen elf Uhr ankamen.

Als der Karren ſich dem Hauſe näherte, ſchlugen die Hunde gellend an; der Junker ſprang ab und eilte allein voraus an das Haus. Nach mehrmaligem Klopfen, deſſen bekannte Schläge dem Bewohner des Hauſes einen Bekannten ankündigten, öffnete ſich die Thür. Der Junker beſprach ſich mit dem alten Klaus Hurt, der dieſen Schlupfwinkel der Kohlhaſeſchen Bande ſtets für dieſelbe in Bereitſchaft hielt, und die ſchöne Urſel wurde vom Karren gehoben, in ein kleines Kämmerchen unter dem Dache, dicht neben dem Heuboden, geführt, wo ſie erſchöpft und todtmüde auf die ärmliche Bettſtatt ſank und kaum daran dachte, die Thür mit der hölzernen Kramme zu verriegeln, ſo überwältigte das körperliche Weh und all' das Ungewöhnliche, Nieerlebte deſſen, was in den letzten vierundzwanzig Stunden mit ihr vorgegangen war, das arme Mädchen. Der Junker Queiß zog ſich, als er die Uebermüdung der ſchönen Urſel ſah, beſcheiden zurück, wies den Bauer, der ihn hergefahren, an, mit dem Karren etwas weiter in den Wald hinein zu fahren, dort auszuſpannen und mit dem Pferde zurück zu kommen, damit man nicht ſehen möge, daß die Wagenſpur bei Kohlhaſenbrück geendet, ſondern am Hauſe vorbei gegangen ſey.

Dann erzählte er dem alten Klaus Hurt, was geſchehen ſey, kündigte ihm an, daß die Dirne und er noch einige Tage in ſeinem Hauſe verweilen würden, und ging dann, unruhig an ſeinen ſchönen Schützling denkend, zur Ruh. Aber er fand ſie nicht. Immer dachte er daran, wie er das ſchöne Mädchen auf ſeinen Armen getragen und ihr das ſeidene Haar entwirrt.

IX.

Eben ſchlug es fünf Uhr am Morgen des 19. Juli, als auf dem Hofe des Schloßbaues ſechs Kurfürſtliche Jäger mit einer Meute von einigen vierzig Jagdhunden ſich verſammelten. Die Sonne ſchien freundlich über die Spree und verſilberte ihre glitzernde Oberfläche an der langen Brücke, war aber noch nicht hoch genug am Himmel emporgeſtiegen, um ſchon den engen und finſteren Schloßhof erleuchten zu können. Vor dem Stalle hatten die Pferdeknechte die Pferde angebunden und muſterten nur noch hin und wieder an der Zäumung und dem Sattelzeuge.

„Iſt doch ſchade darum", ſagte der eine Stallknecht, „daß der Lebuſer Biſchof nicht mehr mit zur Jagd reitet. Das ſchöne geiſtliche Sattelzeug mit der Stickerei von Krummſtab, Mitra und

Roſenkranz muß nun einen Weltlichen tragen. — O, über die böſen Zeiten!"

„Nein, das ſind gerade die guten Zeiten", erwiderte ein anderer der Knechte. „Was haben geiſtliche Herren auf unſeren ſchönen Hengſten zu thun? Ehe ſie nicht wieder demüthig und gottesfürchtig auf Eſeln einherreiten, wird es auch nicht gut mit der Welt, denn die Schrift ſagt: auf einer Eſelin ſaß der Herr, als er einzog zu Jeruſalem. Was brauchen ſeine Diener auf prächtigen Jagdroſſen zu eitel Luſt und Gelag zu reiten?"

„Schweig, ſchweig! mit Deinem Wittenbergiſchen Geträtſch. Warum ſollten ſie nicht eben ſo gut auf ſchönen Pferden und prächtigen Sätteln reiten, als die Ritter, wenn die gläubigen Chriſten ihnen Roß und Prachtſättel ſchenken und ſie dafür die Gewißheit haben, in das Reich der Herrlichkeit einzugehen?"

„Schon gut! aber jetzt geben es ihnen die gläubigen Chriſten nicht, und mit der Gewißheit auf die ewige Seligkeit iſt das auch eine ungewiſſe Sache. Gottes Wort hören wir jetzt umſonſt und auf Deutſch, und viel mehr und viel länger als ſonſt und wie es Gott ſelbſt in die heilige Biblia sacra geſchrieben hat."

So ging der Streit zwiſchen beiden Stallknechten noch einige Zeit fort. Da ſchlich ſich Stult, des Kurfürſten luſtiger Rath, die Wendeltreppe am grünen Hut hinab, ging unter den an-

geſchirrten Pferden umher und ſuchte das für den Kämmerer Lippold beſtimmte auf. Als er es gefunden, zog er zwei ungeheuer große gelbe Bandſchleifen heraus und heftete eine derſelben an das Stirnband, die andere an den Schweif des Roſſes. Alle Jäger und Knechte ſtießen ſich, heimlich lachend, unter einander an und flüſterten freudig zuſammen; keiner dachte daran, Stult in ſeinem Beginnen zu ſtören, und dieſer ſchlug, ſich keck auf einem Fuße drehend, den kurzen hellgrünen Mantel über die Schulter, als er die Wendeltreppe mit verſchmitztem Lachen wieder hinaufſtieg.

Jetzt wurde es immer lebendiger. Durch das Thor des Schloßbaues ritten einzelne adelige Herren in den Hof, welche der Kurfürſt entweder zur heutigen Jagd eingeladen hatte oder deren Dienſt ihre Gegenwart erforderte. Laute Grüße und munteres Geſpräch ertönte da, wo die Diener vorher nur geflüſtert hatten, und die Knappen und Jäger beeilten ſich, ihre Herren auf das mit gelben Bandſchleifen geſchmückte Pferd des Juden Lippold aufmerkſam zu machen.

„Nun, bei Gott!“ rief ein Herr von Dehna, „das nenne ich mir doch einen prächtigen Spaß; dafür muß der luſtige Bube, der Stult, ein Quartmaaß Rheinwein mit mir trinken.“

„Der vertrackte Jude“, antwortete Herr von Redern, „trägt ſein gelbes Abzeichen immer ſo verſteckt unter den Federn ſeines Barettleins, daß man

es kaum gewahr wird; aber so ist es Recht, nun sieht es doch Jedermann am Kopf und Schweif seiner Mähre. Ha ha ha ha!"

„Ha ha ha ha!" fielen lachend alle Anwesenden ein, und der stille Schloßhof hallte laut das Echo dieser frühen Lustigkeit wieder. Mitten darin ertönte aber plötzlich ein kleines Glöckchen mit hellem, durchdringendem Tone, ein Zeichen, daß der Kurfürst eben die Frühmette höre, was gewöhnlich gleich nach dem Frühmahl geschah. Alsobald entblößte die Mehrzahl der Ritter und adeligen Herren das Haupt, schlugen ein Kreuz, während einige andere zwar ebenfalls still wurden, aber die Baretts nicht abnahmen, sondern nur das Auge auf den Boden hefteten und ein Deutsches Morgengebet vor sich hinmurmelten.

Der eine Stallknecht sah mit triumphirenden Blicken die Mehrzahl derer, die nach den Vorschriften der Römischen Kirche ihr Haupt entblößten, und blickte dann auf seinen Gegner, der still und mit wahrer Andacht sein Lutherisches Morgengebet vor sich hinsprach.

„Siehst Du wohl, wie sie Alle auf den Klang des Glöckleins hören? Eurer sind nur wenige, und auch die thun es nur wie verstohlen."

„Was man still und ohne Ruhmredigkeit thut", erwiderte der Andere, „ist darum noch nicht verstohlen gethan. Unserer sind wenige, aber sieh' zu, wie viele unserer seyn werden, wenn des Kurfürsten

Hehe Gnaden erſt nicht mehr die ausländiſche Lateiniſche Frühmette, ſondern ein herzlich Deutſch, ehrlich und aufrichtig Wort mit dem lieben Gott ſelber ſpricht."

„Das hat noch Zeit und wird mit Gottes Hülfe noch lange genug dauern, denn die Heiligen werden es ſchwerlich zugeben, daß die Menſchen ſich ſo geradezu und ohne ihre Vermittelung an den lieben Gott wenden. Aber ſtill, da kommt der Herr."

Mit raſchem, ritterlichem Weſen ſchritt der Kurfürſt die Wendeltreppe hinab auf den Hof. In dem ſchönen, leichten Jagdwamms, den hohen, braunen Reiterſtiefeln und dem langen, lockigen Haupthaar, auf deſſen Pflege der Kurfürſt viel hielt, feſſelte ſeine männlich ſchöne Geſtalt die Augen Aller. —

„Schönen guten Morgen, Ihr Herren!" rief in fröhlicher Laune der Kurfürſt, als Alle ſich verbeugten. „Ich denke, wir haben gut Wetter zur Jagd. Oben, aus meinem Fenſter, habe ich geſehen, daß der Himmel ein gut Anſehen hat. Hier freilich, in dem engen Hofe, kann man nichts ſehen und iſt Einem wahrlich zu Muthe, als ſtecke man in einem Keller. Nun, ich denke, das ſoll hier luſtiger und freier werden, ehe wir zweimal Oſtern gefeiert. Zu Pferde, Ihr Herren! zu Pferde!"

Alles ſaß auf. — Als Lippold, der Kämmerer, der ſeinem Herren gefolgt war, unbemerkt und ſtill

an ſein Pferd trat, um aufzuſteigen, bemerkte er die beiden gelben Bandſchleifen. Ein dunkler Blitz fuhr unter den geſenkten Augenlidern hervor, aber kein Zug des Geſichts verrieth die innere Bewegung der Scham und der Rachſucht, die ihm das Blut in den Adern kochen machte. Scheinbar ruhig griff er nach den Schleifen und ſuchte ſie unbemerkt herunter zu reißen; aber das ging ſo ſchnell nicht, denn der Schelm Stult hatte die Stirn- und Schweifhaare des Pferdes ſo feſt darunter zu verwickeln gewußt, daß das Thier unruhig ſich bäumte und nach des Kämmerers Hand ſchlug.

Die allgemeine Aufmerkſamkeit, welche bisher auf die Rede des Kurfürſten gerichtet geweſen war, wendete ſich jetzt zu Lippold, und abermals ſchlugen alle Anweſenden ein unmäßiges Gelächter auf.

„Was giebt's, Ihr Herren? was iſt geſchehen, daß Ihr ſo aus vollem Halſe lachet?“

Keiner antwortete, aber der Kurfürſt ſah ſelbſt bald genug die Urſache und ſtimmte eben ſo herzlich in das allgemeine Lachen ein. Während Lippold ſich vergeblich bemühte, die gelben Schleifen herunter zu reißen und das Pferd ſchlug und biß, wurde das Gelächter immer heller, der Aerger Lippold's aber immer größer. Stult, der ſich bisher hinter den Türken verſteckt, um abzuwarten, wie ſein Schelmenſtück vom Kurfürſten aufgenommen werden würde, glaubte nun, als er den Herrn lachen ſah, gewonnenes Spiel zu haben, trat hervor, nahm

einem der Jäger das Hüfthorn aus der Hand und fing, indem er ſich neben den Kämmerer ſtellte, ein widerliches und höhnendes Blaſen an, ſo daß der Jubel im Schloßhofe immer ſtärker wurde. Ein bittender, demüthiger Blick Lippold's gegen den Kurfürſten machte aber dem tollen Gewirr ein ſchnelles und unerwartetes Ende. Joachim fühlte in demſelben Augenblick einen unbedeutenden Schmerz in dem Knie, welches ſein Kämmerer ihm ſo ſorgſam geheilt, und dies erinnerte ihn an die Treue und Anhänglichkeit deſſen, der jetzt ein Gegenſtand der allgemeinen Verhöhnung war. Das kecke Weſen Stult's ſprach nur zu deutlich dafür, daß er den ganzen Handel angeſtiftet, und der Kurfürſt rief:

„He da, Burſche! Du ſchlechter Schalk und räudiger Schelm! haſt Du meinem Kämmerer da das Reitzeug ſchimpfirt?"

Dieſe Frage ſtellte faſt augenblicklich die Ruhe wieder her, denn an der gerunzelten Stirn des Herrn ſahen Alle gar bald, daß die Sache kaum ſo fröhlich enden würde, wie ſie begonnen.

Stult machte einen Katzenbuckel, kratzte ſich, wie bibbe, hinter'm Ohr und antwortete:

„Ja, Vetter Türkenbezwinger! Ich habe die Schleiflein mit beſonderem Fleiß zuſammengefügt; denn wenn ich vor allen Leuten ein Narrenkäpplein tragen muß, ſo denke ich, iſt es gut, wenn Jeder das trägt, woran er gleich zu erkennen iſt. Der Herr Kämmerer liebt die gelbe Farbe ſo ſehr, denn

trägt ja immer ein ſolch Schleiflein am Barett, und da dacht' ich, die Farbe, die der Herr trägt, kann auch ſein Thierlein tragen. Seht nur, wie es ſich bäumt, Vetter, es will die Zierrath gar nicht laſſen."

Der Kurfürſt merkte wohl, daß, wenn er ſeinen Narren erſt zu Worte kommen ließe, er ſchwerlich ernſthaft dabei bleiben dürfte, kurz brach er alſo ab, rief einigen Knechten zu, einen Eſel herbei zu bringen, den Narren verkehrt darauf zu ſetzen, und das Pferd, das für denſelben beſtimmt geweſen, wieder in den Stall zu führen.

Der Befehl des Kurfürſten war bald ausgeführt. Stult wurde rückwärts auf den Eſel geſetzt, was ihm gerade recht zu ſeyn ſchien, denn nun hatte er ja die beſte Gelegenheit, tolles Zeug zu treiben, und während dies geſchah, hatte Lippold glücklich die beiden gelben Schleifen von dem Geſchirr ſeines Pferdes abgelöſt. Ruhig, und ohne die Erbitterung merken zu laſſen, die er über dieſe unerwartet erlittene Kränkung empfand, ſetzte er ſich zu Pferde und eben wollte der Zug zum Thore des Schloſſes hinausreiten, als ein Schöſſe der Stadt Berlin, gefolgt von zwei Stadtwappnern, unter dem engen und langgewölbten Thore erſchien, ſich ehrfurchtsvoll vor dem Kurfürſten beugte und erſchrocken ſchien, daß der Herr ſo früh ſchon zur Jagd reite, denn aus dem Stoß Papier unter ſeinem Arme ließ ſich ſchließen, daß er wichtige Kunde auf das Schloß bringen wollte.

„Sieh da, Herr Schöffe Schurzfleiſch! ehrſamer Anwald unſerer guten Stadt Berlin. Mit was für Nachricht bedroht Ihr uns denn ſchon ſo früh? — Laßt Eure Wappner da hübſch draußen vor dem Thor, ich ſtehe ſonſt nicht dafür, daß meine Einſpännigen ihnen mit den Hellebarden eins auf die breiten Rücken geben. Ihr wißt, eine Kurfürſtliche Burg nimmt kein fremd reiſig Volk auf; das iſt gegen Sitte und Gebrauch im Kriege.“

Schöffe Schurzfleiſch dachte nun erſt daran, daß der Kurfürſt es nicht leiden konnte, wenn die Stadt Reiſige und Kriegsknechte hielt, und ärgerte ſich, ſo zur Unzeit ſich von ihnen haben begleiten zu laſſen. Er winkte ihnen mit der Hand zurück und ſprach:

„Ich komme des Eiligſten, Ew. Kurfürſtlichen Gnaden zu melden, wannenhero in jünſtverwichener Nacht einige derer, durch Haft befeſtigten und allhier in denen Domkellern geſeſſenen Strolche und Stegreifreiter mit gewaltthätiger Hand ihrer Haft entledigt worden und ſolchergeſtalt verſchwunden ſind, daß ſie fürder nicht mehr innerhalb der Ringmauern unſerer guten Stadt angetroffen werden möchten.“

„So? ſchöne Wirthſchaft hier! Wozu ſchleppen die Tagediebe, die Wappner, ſo ſchwere Stoßſtangen auf der Schulter, wenn ſie nicht ſieben und Ordnung halten wollen? Iſt das ein Thun und Verfahren! Zu Prunk und eitel Gepränge ſteigen die hochbeinigen Schelme hinter dem hochweiſen Rath einher, aber Nachts liegen ſie auf der faulen

Haut, ſtatt zur Haft zu ſehen und das Land vor dem Raubgeſindel zu bewahren. Wie ging's zu? Wer iſt fort? — Macht raſch, Ihr ſeht, ich will zur Jagd."

„Kann ich des Kürzeſten zu vermelden befliſſen ſeyn. Jüngſtverwichene Nacht vor Mitternacht ſoll es ſich begeben, zugetragen und ereignet haben, daß der von der Stadt des förderſamſten angeſtellte, poſtirte und vereidete, auch geprüfte Wärter in denen Domkellern ein Geräuſch gehört —"

„Ich bitte Euch, Herr Schöffe! holt nicht ſo entſetzlich weit aus, ſonſt halte ich hier drei Stunden auf dem Pferde, ehe Ihr mit der Oration fertig ſeyd. Antwortet lieber kurz auf meine kurze Fragen. Wer iſt fort?"

„Zween Strolche von des Kohlhaſe's ſeiner Bande, wenn es Ew. Kurfürſtlichen Gnaden anders genehm —"

„Wie heißen ſie?"

„Pritzow und Thum, wenn es Ew. Kurfürſtlichen Gnaden anders —"

„Weswegen ſaßen ſie in Haft?"

„Wegen der Zuthat und des böſen Handels bei Kloſter Zinne, wenn es —"

„Wie kamen ſie fort?"

„Der Wächter ſagt aus, daß Kohlhas ſelbſt mit mehr als ſechzig oder achtzig Zuhaltern ihn gewältigt, gezwungen, gebunden, auch geknebelt und

ſchnöde behandelt, auch mit ſtarker Hand ihn vermocht habe, die Keller aufzuſchließen."

„So ſeht zu, wie Ihr ſie wieder bekommt. Mich ſoll es wenig ſcheeren, wenn Ihr ſchlechte Wache haltet. Bleibt mir mit Euren Klagen vom Leibe. Statt auf das Schloß zu kommen, hättet Ihr hübſch nachſetzen ſollen."

„Haben wir auch unmaßgeblich zu thun uns befliſſen ſeyn laſſen und die nöthigen Informationes heute ſchon in der Frühe angeſtellt, daraus ſich denn ergeben, daß gegen, um oder nach Mitternacht fünf Reiter mit einem Saumpferde, auf dem, aller Vermuthung nach, der Pritzow, aber anſcheinend in Weiberkleidern, geſeſſen, zum Cöpenicker Thore hinausgeritten ſind."

„Ade! Herr Schöſſe, Ade! Das iſt Eure Sache. Wenn's ſo fort geht, werde ich am Ende noch aufſitzen müſſen und reiten auf den Kohlhas. Erſt laſſe ich Sächſiſches Volk in meinen Marken umherreiten und nun ſetzt ihm vielleicht die geſammte Kriegsmacht Berlins nach, lauter Schneider, Schuſter und —"

„Und Tuchmacher!" rief hier mit ſtolzem, männlichen Tone einer der beiden Stadtwappner, an denen der Kurfürſt eben vorüberritt, um den Schöffen Kurzfleiſch ſtehen zu laſſen.

Verwundert ſah der Kurfürſt den unberufenen Sprecher an. Der aber ſtand ehrerbietig, die Spitze ſeiner Hellebarde auf den Boden geneigt, wie ange-

wurzelt an ſeiner Stelle und blickte feſt dem Kurfürſten in die Augen. Unter dem heroldsartigen Ueberwurf, auf dem vorn und hinten das Berliner Wappen, der Bär, auf vier Füßen gehend und mit einer Kette um den Hals, ſich befand, trug er ein dunkelrothes, gefilztes, ſteif wie Leder ſtehendes Wams, eben ſolchen Faltenſchooß über der Hüfte und an der Mütze das Burgundiſche Kreuz.]

„Wer biſt Du, daß Du ungefragt mir in die Rede fällſt?“

„Ich bin ein Tuchmacher und ehrlicher Kriegsknecht von des Kaiſers reiſigem Volk, war voriges Jahr mit dem Kaiſer in Tunis, bin auf der Rheinbrücke bei Straßburg mit meinen Geſellen entlaſſen und ſtehe einſtweilen als Wappner im Dienſt des Raths, bis ich genug verdient habe, um eine Meiſterei und Werkſtatt einzurichten.“

„Was trägſt Du da an Deiner Mütze? Wie kommt das Burgundiſche Kreuz an Deinen Kopf?“

„Das hat, zuſammen mit den Königlichen Zeichen, der Kaiſer jedem aus der Tuchmacher- und Krämper-Innung verliehen, der mit ihm die Heiden geſchlagen und den Burgundiſchen Herzog gedemüthigt. Und wer das Kreuz trägt, läßt ſich nicht ſchimpfen und verunglimpfen, wäre es auch von ſeinem Landesherrn und Kurfürſten.“

„Aha! Wir merken ſchon! — Hört einmal, Herr von Redern! das iſt einer von der weltbe-

rühmten Truppe des Kaisers, die aus eitel Deutschen Tuchmachern bestanden und die so tapfer gewesen, wie lauter von Adel. — Du gefällst mir, komm morgen oder übermorgen auf's Schloß, will des Weiteren mit Dir verkehren. — Lippold! sieh zu, daß der Mann vorkommt."

Mit diesen Worten sprengte der Kurfürst, gefolgt von seinen Rittern, am Dom vorbei, dem Spandauer Thore zu. Die Jagd sollte bei Spandau statt finden und lustig trabte der Zug unter Hundegebell und dem Blasen der Hüfthörner in den schönen, lustig hellen Sommermorgen hinein. Neu aufgeathmet hatte die Natur. Glänzende Thautropfen hingen an dem Nadelholz des Waldes und gierig saugten die schon wärmer werdenden Sonnenstrahlen das perlende Naß. Die Hirten der Berliner Heerden standen im starken Koller von Elenshaut, auf ihre Spieße gelehnt, in der Mitte ihrer Heerden, und vor der Jungfernhaide lugte auf seiner Warte der Heerdewächter aufmerksam umher, ob den weidenden Heerden keine Gefahr oder Ueberfall drohe. Am rechten Ufer der Spree hin, über den kleinen Höhenzug neben den Sümpfen der weit ausgedehnten Wiesen ging der Jagdzug und Alles war froh und heiter gestimmt, denn der Kurfürst selbst war der besten Laune. Stult, der auf seinem Esel rückwärts mittrabte und zu diesem Zwecke zwischen zwei Pferde genommen worden war, schnitt entsetzliche Kapriolen und verhöhnte durch Zeichen und

Stellung den dicht hinter dem Kurfürſten reitenden Lippold. Die Knechte, die hinter ihm ritten, hatten alle Mühe, den Ausbruch des lauten Lachens niederzukämpfen, weil Stult wirklich die ausgelaſſenſten Streiche machte, indem er ſo am beſten hoffen konnte, den Herrn wieder zu verſöhnen.

Am Eingang der Jungfernhaide hielt der Kurfürſt plötzlich an, rief den Kämmerer heran und ſagte:

„Nun ſieh' einmal, Lippold! da habe ich ganz und gar vergeſſen, daß ich den Kanzler auf heute nach dem Frühmahl zu mir beſtellt — um die Lebuſer Kloſterrechnung. Hm! hm! Möchte faſt umkehren und die Jagd bis morgen laſſen; der Kanzler wird warten."

Lippold, der mit innerer Freude hier eine Gelegenheit ſah, den Kanzler kränken zu können, erwiderte mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit:

„Warum will Euer Kurfürſtliche Gnaden ſich eines ſo geſunden und ritterlichen Zeitvertreibs, wie die Jagd iſt, entſchlagen? Es iſt ja noch früh und wenn ein Knecht raſch zurückreitet, ſo findet er den Kanzler noch in ſeiner Wohnung in der Heiligen Geiſtſtraße, kann es ihm abſagen und auf einen anderen Tag beſtellen. Die Rechnungen haben ja keine Eile und dann werdet Ihr doch die Frau Kurfürſtin in Spandau mit einem Zuſpruch erfreuen wollen? Wenn Ihr befehlt, reite ich ſelbſt gern zurück und —"

„Nein, nein, bleib Du nur bei mir, ſchicke aber gleich einen Knecht zurück an den Kanzler, hörſt Du? und ich würde ſchon einen anderen Tag beſtimmen.“

Lippold verbeugte ſich und blieb hinter dem raſch weitertrabenden Zuge zurück, indem er ſich einen der Reitknechte winkte und dieſem folgenden Auftrag gab:

„Du reiteſt zurück nach Berlin, warteſt auf der Wendeltreppe, die zu dem Kloſet des Kurfürſten führt, bis der Kanzler Herr Diſtelmeyer kommt und zum Herrn will. Dann ſagſt Du ganz kurz: Des Herrn Kurfürſtliche Gnaden hätten heute keine Luſt gehabt, mit dem Kanzler der Geſchäfte zu pflegen und wäre mit mir auf die Jagd geritten. Er möchte vielleicht morgen oder übermorgen oder wenn er wolle, wiederkommen, es hätte ja keine Eile, oder ſage, noch beſſer: Ich, der Kämmerer, würde es ihn wiſſen laſſen, wenn die Zeit gelegen wäre.“

Der Knecht eilte zu Pferde den eben durchmeſſenen Weg zurück und Lippold ſchloß ſich dem Jagdzuge wieder an, innerlich triumphirend über den Hohn, der durch ſein Anſtiften den würdigen Kanzler traf.

Höher ſchon ſtand die Sonne am Himmel, als die Jungfernhaide durchritten war und Spandau vor den Augen des Kurfürſten lag. Die Kurfürſtin Mutter, welche bereits am vorigen Tage durch einen eigenen Boten von dem Vorhaben ihres Sohnes unterrichtet worden war, hatte ſchon früh ſich auf-

gemacht und war ihm in Begleitung des Bürgermeisters, ihres lutherischen Haus-Predigers und aller ihrer Frauen entgegengeeilt. Unter einigen alten Weiden am Ufer der Havel hielt dieser Trupp und schnell sprang der Kurfürst vom Pferde, als er ihn ansichtig wurde, um zu Fuß auf seine geliebte Mutter zuzugehen. Diese, eine würdevolle Matrone, kam ihm in dem tiefen Trauer-Anzuge jener Zeit, mit dem langen, schwarzen Schleier und das Gebetbuch in der Hand, entgegen. Herzlich war der Empfang, den die Mutter dem geliebten Sohne angedeihen ließ, und die Art, wie Joachim sich in Gegenwart seines Hofes benahm, ganz so fürstlich, ritterlich und edel, wie immer, wenn er sich dem Antrieb seines Herzens und seiner Neigung überließ.

„Sey mir gegrüßt, mein Sohn Joachim! Wie erfreust Du in Christo Jesu, unserem Erlöser, Deine Mutter mit Deinem Besuche. Ich habe mich aufgemacht, um Dir zu begegnen auf Deinem Jagdzuge, weil ich Kunde erhalten, daß Du im Potsdamer Forst auf's Gehirr ziehst, ja Prätorius, mein Prediger, mußte mir den letzten Theil seiner Frühpredigt hier draußen unter diesen Weiden halten, damit ich Dich nur nicht verfehlte."

„Warum habt Ihr mir das gethan, Frau Mutter? Ich hatte mich darauf gefreut, Euch unerwartet heimzusuchen und nun stehe ich beschämt, daß Ihr mir zuvorgekommen seyd. — Ich grüße Euch, ehrwürdiger Herr! Wäre ich früher gekom-

men, ich hätte gern Theil gehabt an dem erbaulichen Worte der Wahrheit, das Ihr meiner Mutter, der Kurfürstin Liebden, gespendet."

„Zum guten Werk und zur guten That ist es nie zu spät, Herr Kurfürst!" erwiderte jetzt mit Salbung und Ruhe Prätorius. „Ist es Euch genehm, so fahre ich fort in meiner Predigt und denke, sie kommt zur rechten Zeit, da Ihr gestern erst zugegen waret, als ein Römischer Doktor so laut die reine und wahre Lehre des Evangelii blasphemiret."

„Nein, nein, ehrwürdiger Herr! nicht heute, nicht jetzt, ich komme schon später einmal wieder; heut muß ich zur Jagd. Das Wetter ist so schön und einladend, und eine Predigt gehört in die Kirche."

„Dem ist nicht so, die reine Lehre, Herr Kurfürst! der ich diene, bedarf keines äußeren Glanzes. Das Wort, das lebendige Wort, der Athem Gottes, bedarf nicht des Schaugepränges von Bildern, Altären und Kanzeldecken. Gottes weite Welt, die grünen Baumsäulen, die das blaue Gewölbe dieser allgemeinen Kirche tragen, ist der beste Betstuhl. Auf Sand kniet der wahre Christ, nicht auf sammetnen Polstern, wenn er gesammelt und gewärtig das Wort des Evangelii hören will."

„Ja, auf Polstern kniet es sich aber doch bequemer, und ich mag nicht denken und kann nicht gesammelt seyn, wenn die schöne frische Sommerluft mir das Haar lüftet, auf ein andermal also, ehrwürdiger Herr! — Darf ich Euch bis nach Span-

dau hinein das Geleit geben, Frau Mutter? Setzt Euch zu Pferde, ich bitte Euch! — So, und nun, Ihr Herren! laßt mich mit der Kurfürstin Liebden ein wenig allein fürder reiten."

Das Gefolge zog sich zurück und ließ den Kurfürsten mit seiner Mutter, der er ehrerbietig stets zur linken Seite blieb, eine Strecke vorausreiten.

„Du hast mich schwer betrübt, mein Sohn!" begann die Kurfürstin das Gespräch, die ganze Nacht habe ich geweint und mit mir gerungen in großer Beängstigung. Du weihst dem Römischen Götzendienst ein Stift und beugst die Gläubigen, die auf Dich gehofft und nach Dir gebetet, durch Dein Thun."

„Nicht also, Frau Mutter! Was ich gethan, mußte ich thun. Ihr wißt, daß ich Lutherum im Herzen trage, denn ich habe ihn gesehen zu Worms und zu Wittenberg, und wenn Gott mir hilft, so denke ich, hört die Mark kein anderes Wort Gottes, als das seinige; aber bedenkt meinen Oheim, den Mainzer, bedenkt, daß das reiche, mächtige Erzstift Magdeburg ein gefährlicher Nachbar oder Gegner, aber ein gar schmucker Sitz für einen Brandenburgischen Kurprinzen ist, denn es lebt ein altes Wort in unserem Stamm, daß wir nicht eher ruhen sollen, bis Magdeburg den Brandenburgischen Adler auf seinem Dome horsten sieht."

„Sprich mir nicht von weltlichen Rücksichten, mein Sohn Joachim! Das waren auch Deines Vaters, meines in Gott ruhenden Kurfürstlichen

Eheherrn, Worte, wenn ich ihn mit Thränen beſchwor, ſein Herz den Wahrheiten der neuen Lehre zu öffnen; aber das Werk des Herrn erfüllt ſich doch. Sey mit ihm, Sohn Joachim! ſey mit ihm, denn wenn Du Dich dagegenſetzeſt, ſo reißt es Dich fort in ſeiner Macht und Wahrheit."

„Verzagt nur nicht, Frau Mutter! was ich verſprochen, halte ich, aber ich mag nichts raſch, nichts unbedacht und nichts nach meinem Herzen thun, wenn das Land, das mir Gott in die Hände gelegt, darunter leiden könnte. Ich habe mit Euch das Abendmahl in beiderlei Geſtalt genommen und will es öffentlich dem Papſte ins Angeſicht nehmen, wenn die Zeit ſich erfüllt und wir dem Lande gerecht werden. Bis dahin aber, Frau Mutter, habt Geduld mit mir und mit dem Gange der Dinge.;— Ich jage heut hier in der Gegend und denke bei Euch in Spandau zu nächtigen, denn morgen mit dem erſten Strahle der Sonne geht es in die Teltower und Potsdamer Forſt. Dort will ich einmal nach Herzensluſt und Begehr lagern und jagen. Für Euren Haushalt will ich auf einen ganzen Monat Sorge tragen."

Unter dieſem Geſpräche waren ſie bis zum Ufer der Havel gekommen, wo eine breite Fähre ſie erwartete. Die Pferde wurden gekuppelt auf dieſe geführt, die Reiter ſtiegen ab und bald ſtand man am Thor von Spandau, das damals ſchon von einer ſtarken Mauer und Thürmen umgeben war.

Der Kurfürſt trennte ſich hier von ſeiner Mutter und ſprengte mit ſeinem Gefolge die Havel entlang nach den Pichelswerdern und dem Wannſee, wohin die Kurfürſtin noch lange dem enteilenden Zuge nachſah und den theuern Sohn mütterlich ſegnete.

X.

Junker Dueiß war ſchon mit dem erſten Strahle des jungen Morgens auf den Beinen, ſtöberte im Hauſe umher, beſprach ſich mit dem alten Klaus Hurt und ließ den Bauer, der ihn mit ſeinem ſchönen Schützlinge hergeführt, die Pferde vor den, im Walde ſtehen gebliebenen, Karren legen, bezahlte ihn mit zwei Böhmiſchen Groſchen und ſchickte ihn dann nach Berlin, um dem alten Veit Brinke ſagen zu laſſen, daß er kommen und ſein Töchterlein holen möge, im Falle der ſchon geſtern von Kohlhas geſchickte Bote ſeinen Auftrag nicht ausgerichtet. Als nun der Wagen gen Teltow zu fortgefahren war, ging Dueiß oft um das Haus, ſtets die Augen auf das kleine mit einer hölzernen Lade roh verſchloſſene Fenſter gerichtet, welches zu der Bodenkammer gehörte, in der die ſchöne Urſel zur Nacht geruht. Ob ſie die Nacht über wohl geſchlafen? Ob ſie ſich wohl erholt von ihrer Angſt und Bedrängniß? Er ſann nach, was ſie wohl brauchen, was ſie bedürfen könne, wenn ſie erwache, und ging mit ſich

zu Rathe, ob er ſie wecken, den alten Klaus zu ihr ſchicken oder ſelbſt gehen ſollte. Er hieß den Hauswärter eine Suppe von Milch und Gerſtenbrod bereiten und bedauerte nichts mehr, als daß in dem einſamen Hauſe kein weibliches Weſen ſich befand, um der ſchönen Urſel die gewohnte Hülfe und Handreichung zu leiſten. Die Sonne war ſchon hoch herauf, als er den Laden ſich öffnen und das liebe Köpfchen des Mädchens an dem Fenſter erſcheinen ſah.

„Guten Morgen, Jungfer Brinke! Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte Urſel, ſanft erröthend, daß ſie den am frühen Morgen zuerſt ſah, deſſen Bild ſie im Traume die ganze Nacht hindurch nicht verlaſſen hatte. „Ich danke Euch für Euren Morgengruß, Herr Junker. Wird mein Vater nicht bald kommen?“

„Wo denkt Ihr hin? Erſt dieſen Morgen habe ich den Bauer, der uns geſtern fuhr, zu ihm nach Berlin geſchickt und ihm zwar Eile, aber auch große Vorſicht empfohlen. Er ſoll über Cöpenick und Teltow kommen, um keinen Verdacht und Schaden für uns zu erregen. Vor morgen früh rechne ich nicht auf ſeinen Zuſpruch.“

„So muß ich alſo den ganzen Tag und noch eine Nacht hier allein bleiben in dem öden, einſamen Waldhauſe?“ klagte, mit mädchenhafter Angſt, die ſchöne Urſel.

„Kann Euch nicht helfen, Jungfer Brinke! Müßt Euch ſchon gedulden. Soll ich hinauf kommen und Euch das Frühmahl bringen, das ich für Euch habe bereiten laſſen?"

„Nein, nein, ich komme ſchon zu Euch hinunter. Du mein Gott! wie ſieht es hier noch aus! Die Bettſtatt noch nicht gemacht, die Kleider — nein, nein, das dürft Ihr nicht ſehen, ich komme ſchon hinunter. Will nur erſt ein wenig aufräumen und zur Reinlichkeit ſehen."

Bald darauf war die ſchöne Urſel die ſteile, aus roh behauenen Baumſtämmen zuſammengefügte Bodentreppe herabgeſtiegen und trat in die einzige große Stube des Hauſes, wo auf dem blank und weiß geſcheuerten Tiſche das Frühmahl in einer großen, hölzernen Schüſſel dampfte. Den Fußboden hatte Dueiß von dem alten Hurt mit weißem Sande und kleingehackten grünen Tannenzweigen beſtreuen laſſen und ſo hatte die Stube ein viel freundlicheres Anſehen, als man hier mitten im tiefſten Walde hätte vermuthen können. Am andern Ende des Tiſches ſtand ein Krug dünnes Bier und auf einem kleinen Brettchen eine angeſchnittene Rehkeule, neben welcher ein mächtiges Laib Gerſtenbrod lag.

Schüchtern und erröthend reichte Urſel beim Eintreten in die Stube ihrem Beſchützer die Hand, die er kräftig und zutraulich drückte und ſo lange in der ſeinigen behielt, bis er ſie zum Tiſche geführt hatte. Sie ſetzte ſich, das Kleid ſogleich ordnend,

auf die Bank und warf einen dankenden Blick auf den Junker, der ſich nicht neben ſie ſetzte, ſondern ſtehend ſeinen Imbiß nahm.

„Warum habt Ihr denn mit Euerm Frühmahl ſo lange gewartet, Herr von Queiß? Ihr ſeyd doch gewiß ſchon länger auf als ich faules, müdes Mägdlein.“

„Ei, was denkt Ihr von mir? Werde doch die Sitte beobachten und das Frühmahl mit Euch zuſammen nehmen? Und ſoll ich es Euch ſagen? heut zum erſtenmale, ſo lange ich denken kann, habe ich nicht nach dem Morgenimbiß verlangt und doch ſchmeckt er mir gar ausnehmend. Glaube aber wohl, das macht die Geſellſchaft.“

„Ei, wie ſorglich und rein iſt die Stube hier gehalten, Herr Ritter! Man ſollte faſt meinen, eine Hausfrau ſähe hier zum Rechten.“

„Hm! was thut man nicht einem ſo lieben Gaſte zur Freude?“

Urſel erkundigte ſich, wenn ihr Vater wohl eintreffen und ſie abholen könnte; wie es zugegangen, daß Kohlhas ſich überhaupt ihrer angenommen und ob denn das Haus wirklich ſo einſam liege, daß aus der Nähe nicht eine Bauerfrau zu ihrer Geſellſchaft kommen könne.

Queiß dachte nach und glaubte es endlich vor Kohlhas verantworten zu dürfen, wenn er den alten Klaus Hurt in das nahe Stolp ſende, um von dort eine Frau für den einen Tag herbeizuholen. Er

gab dem Alten demgemäß den Auftrag, vorſichtig in ſeiner Wahl zu ſeyn und die Frau eines bekannten Bauers, der durch Kohlhas ſchon manchen Vortheil gehabt, nach Kohlhaſenbrück zu holen. Eine Viertelſtunde darauf waren nun Beide allein in dem einſamen Hauſe, denn Klaus Hurt hatte ſich aufgemacht, und ſonderbar wirkte das Bewußtſeyn, ſo ganz allein und ungeſtört im tiefen Walde zu ſeyn, auf Nueiß und ſeinen Schützling. Aengſtlich und drückend wurde der ſchüchternen Urſel das Haus und ſie bat den Junker, ihr einen Gang in den Wald, in Gottes freie Luft zu erlauben.

Gern war Nueiß dazu bereit und Beide traten aus dem Hauſe in den friſchen, grünen Wald. An dem kleinen Bache entlang, der durch Tannenſchluften ſich in dem Sandgrunde hin und wieder ein tiefes Bett gewühlt, wandelten Beide auf dem feſten mooſigen Waldboden, mit vollen Zügen die klare, erquickende Sommermorgenluft trinkend. Bald war die alte Vertraulichkeit, die nur auf Augenblicke dem drückenden Gefühle des Alleinſeyns gewichen war, wieder da und unbefangen ſcherzten und ſprachen Beide über die Vorgänge des geſtrigen Tages.

Mit mädchenhafter Neugierde erkundigte ſich Urſel nach Allem, was ihrer Entführung durch die beiden Ritter vom Hofe des Kurfürſten vorangegangen war, und ſo kam das Geſpräch von ſelbſt auf Kohlhas und auf das Verhältniß, in dem der Junker zu dieſem gefürchteten und doch auch beim Volk: ſo beliebten Manne ſtand.

„Seht, Jungfer Brinkin, so seltsam es sich auch anläßt, daß einer von Adel aus dem alten Geschlechte der Queiße mit einem Berliner Roßkamm auf dem Stegreife reitet; doch ist es so, der Kurfürst hat uns geächtet und mein Vater weiß schier nicht, wo er sein Haupt zur Ruhe legen soll vor arger Verfolgung und Treiben gegen ihn."

„Geächtet? Einen von Adel? Ei, da muß er sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht haben."

„Denkt das nicht, Jungfer Ursel! Seit wann ist es ein Verbrechen, sich selbst Recht zu verschaffen, wenn es uns versagt wird? An dem ganzen Handel ist nur der Lebuser Bischof schuld. Gott verdamm ihn dafür! Er hatte meinem Vater, einen alten siebzigjährigen Mann, die Heerde von der Hutung wegtreiben lassen, weil er die Klostergefälle und den Schoß nicht mehr bezahlen wollte.

„Also haltet Ihr es auch mit der neuen Lehre Luther's?"

„Nun, das wohl eben nicht; um das, was er lehrt, haben wir uns eigentlich nicht viel bekümmert; aber daß er sagt, man soll den faulen Bäuchen in denen Klöstern keine Gefälle und keinen Schoß mehr bezahlen, das war uns eben recht und wendet ihm auch alle Märkischen und Sächsischen von Adel zu. — Nun klagte mein armer Vater beim Kurfürsten und beim Magdeburger Erzstift; aber was kam dabei heraus? Nichts und wieder nichts. — Da verbanden wir uns mit dem von Minkwitz auf Sonnen-

walde und dem Otto von Schlieben auf Barnth. Die machten denn zuſammen kurz Federleſens. Sie zogen mit ſechszig berittenen Knechten gen Fürſtenwalde, wo der Lebuſer Biſchof gerade ſich verhielt, ich war als ein ganz junger Burſche auch dabei, und fielen ihm in das alte Krähenneſt. Hei! das gab einen Lärmen und ein Geſchrei unter den Fürſtenwaldenern, als ihnen unſere Klingen um die Ohren flirrten und wir ihnen die alten ſtaubigen Wämſer ausklopften.“

„Um Gott! das muß ja ſchrecklich ſeyn, ſo ruhige, friedliche Bürger mit Gewalt zu überfallen und zu ſchlagen.“

„Freilich, es mag nicht ſo luſtig ſeyn, geſchlagen zu werden als zu ſchlagen; aber wir von Adel halten es mit dem Schlagen. — Der Minkwitz hatte es ſchlau angefangen, um zur Nachtzeit in Fürſtenwalde hinein zu kommen. Einige Fuhrleute aus Preußen hatte er beredet, Einlaß mit ihren Frachtwagen zu begehren und dem Thorwart weiß zu machen, daß die Reiſigen zur Bedeckung der Wagen gehörten. So kamen wir hinein; aber den geiſtlichen Schmeerbauch erwiſchten wir doch nicht; der hatte ſich ſchon ſalvirt. Das ärgerte meinen Vater und den Minkwitz und den Schlieben; da wurde die Burg, der Dom und die Bürgerhäuſer geplündert, und wir ſchleppten zehnfach den Werth von meines Vaters Heerde heraus. — Seht, daher die Aechtung meines Vaters, daher der Verluſt un-

seres Erbgutes und daher der Eifer, den ich habe, unter Kohlhas im Stegreife zu ſtehen und auf all das ſchlechte Pack zu reiten, das ihm etwas anhaben will."

„Zürnt mir nicht, Herr Junker von Queiß! aber ich meine doch, Ihr führt ein gar wildes, unſtätt und mühſeliges Leben, und die Bürger, die Ihr verfolgt, leben wohl beſſer und gottesfürchtiger als Ihr."

„Ihr mögt wohl Recht haben, ſchöne Jungfer! Wenn ich bei Euch bin, ſo freut mich wahrlich mein Thun und Treiben nicht. Wenn ich nur denke, wie ich ſonſt von meinem Zuge mit dem Vater auf Fürſtenwalde erzählte und jetzt. — Bei meinem Schwerdt! ſonſt hatte ich Freude daran, und heut, wie ich es Euch erzähle, ſchäme ich mich faſt. Wahrlich, ich fange an, die Bürgerſöhne zu beneiden, die ruhig und ehrbar leben und täglich Gelegenheit haben, mit züchtigen Jungfern und ehrbaren Mägdlein, wie Ihr eins ſeyd, zu verkehren."

„Geht, geht, Herr Junker! wenn Euch nicht die Ruhe und ehrbare Handthierung eines Bürgers anzieht, eines albernen Mägdleins wegen werdet Ihr ſicherlich nicht Unluſt an Eurem freien Reiten und Thun haben."

„Doch, doch, Jungfer Brinkin! Seit ich Euch vorgeſtern zu Abend zum erſten Male geſehen, warum ſollt' ich Euch das nicht ſagen, iſt mir ganz anders zu Muthe. Euch zu lieb könnt' ich faſt den

Stegreif abſchwören, in dem ich zu leben und zu ſterben gedachte. Und wenn ich wüßte, ob Euch —"

Plötzlich hielt hier der Junker inne. Horchend wandte er den Kopf nach der Seite des Waldes, von woher der Holzweg aus Stolp führte, und ſagte leiſe:

„St! St! Jungfer Urſel! beugt Euch zur Erde; ich höre etwas kommen."

Während Queiß ſein Ohr auf den feſten Moosboden legte und aufmerkſam horchte, beugte auch Urſel ſich hinter einen Buſch jungen Nadelholzes, froh, daß der Zufall ihren Beſchützer unterbrochen und das über ſeine Rede in ihrem Geſichte aufſteigende Erröthen ſeinem Blick entzogen hatte.

Unruhig ſprang Queiß bald auf, bald legte er das Ohr wieder an den Boden. Urſel hörte zwar noch nichts, aber endlich glaubte ſie menſchliche Stimmen und das Schnaufen eines Pferdes zu unterſcheiden. Zweige kniſterten, als würden ſie zurückgebogen, und Queiß empfahl ihr durch Zeichen die tiefſte Stille. So lagen Beide, tief gebückt, hinter dem Nadelgebüſch, als die Stimmen immer näher kamen und zwei Ritter in leichtem, ledernem Jagdwamms, gefolgt von drei Knechten, langſam den engen, von Wurzeln durchſchnittenen Waldweg hinaufritten. Zu ihrem Schreck erkannten Beide in den Vorüberreitenden die Herren von Köckeritz und Kracht, deren Händen die ſchöne Urſel vor kaum vierundzwanzig Stunden erſt entgangen. Zum

guten Glück waren keine Hunde bei dem Zuge, ſonſt hätte ihr Schnuppern unfehlbar die ſo nahe am Wege Verborgenen verrathen. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit hörte Queiß auf ihr Geſpräch.

„— Und ſo können wir ganz ruhig dem Kurfürſten unter die Augen treten", endigte Herr von Kracht, mit ſeiner gewohnten Gleichgültigkeit, eine Rede, deren Anfang Queiß nicht zu hören im Stande geweſen.

„Hol' das Wetter den verdammten Kerl, den Roßkamm, ohne ihn ſäß' ich jetzt auf Kölpin mit der Dirne, und Strevenow ſollte ſchon ſorgen, daß wir nicht geſtört würden. — Ich halte doch nichts Gutes von dem Verhör am Cöpenicker Thor. Was unterſtehen ſich die ſchuftigen Berliner Schöffen, Einen von Adel am Thore fragen zu laſſen, warum wir zur Nacht ausgeritten und wer das Weibſen im Mantel geweſen. Das böſe Zeug über die ſchmutzigen Tintenkleckſer! Wahrlich, wäre mir der Kopf von dem unvorſichtigen Fall nicht ganz wüſt und toll geweſen, ich hätte dem Wappner mit meinen Sporen den faulen Pelz zerſetzt."

„Nun, unvorſichtig könnt Ihr Euren Fall eben nicht nennen", entgegnete der ruhige Kracht ſeinem heftigen Freunde. „Der Burſche ritt Euch herunter, daß es eine wahre Freude war, mit anzuſehen."

„Macht mich nicht toll mit Eurer Ruhe, Kracht! Ich denke —"

So viel konnten die im Gebüſch Verborgenen nur hören. Das Schnauſen der Pferde und die hinter ihren Herren jetzt auch vorbei reitenden Knechte hinderten jedes weitere Verſtehen. Die Reiter zogen den Waldweg entlang und gerade auf das Haus zu, das Queiß mit ſeinem Schützling vor Kurzem verlaſſen und das nun ganz öde und leer ſtand.

Als die Reiter hinter einer Wendung des Weges verſchwunden waren, athmete das geängſtete Mädchen wieder auf. Schüchtern ſchmiegte ſie ſich an ihren Begleiter an und ſah fragend auf ſeine gerunzelte Stirn.

„Was führt die Schnapphähne und Mädchenräuber nur hierher?“ ſo erwiderte Queiß den fragenden Blick des Mädchens. „Sollten ſie Eure Spur gefunden haben? Aber nein, ſie kommen ja von Stolp herüber, ganz entgegengeſetzt dem Wege, den wir genommen. Und doch, ſie könnten mit Eurem Vater — nein, auch das nicht; Euer Vater weiß jetzt kaum ſelbſt, wo Ihr geblieben ſeyd. Hm! und nun will das Unglück, daß der alte Klaus nicht im Hauſe iſt. Wir dürfen nicht eher zum Hauſe zurück, bis wir wiſſen, daß Jene es verlaſſen haben, denn einkehren werden ſie wohl.“

„Um Gott! was ſoll aus mir werden? Ihr werdet mich doch nicht verlaſſen wollen in meiner Noth?“

„Nein, nein! ſeyd nur ruhig, liebe, ſüße Urſel! So lange ich noch den Arm rühren kann, ſoll Euch gewiß nichts geſchehen.“

„Aber was vermögt Ihr gegen fünf wehrhafte Männer. Ihr ſeyd allein, und wenn der böſe Köckeritz Euch erſieht, ſo nimmt er gewiß Rache an Euch wegen des geſtrigen Schimpfes.“

Ei ja, ich denke, ich hab's ihm eingetränkt, und hold iſt er mir nicht dafür. Aber laßt uns keine Zeit verlieren; hier gilt es raſches Handeln, nicht Berathen und Denken. Ihr müßt hier am Stolper Wege verweilen, bis der alte Klaus zurückkommt und Euch die Bauersfrau zur Geſellſchaft bringt. Ich ſchleiche an das Haus und erſpähe, was der Köckeritz vorhat; erſt dann kann ich handeln.“

„Wie, Ihr wolltet mich hier im Walde allein laſſen? Jeſus Maria Joſeph! wenn nun ein Wolf oder ein wildes Schwein kommt und mich anfällt? Nein, nehmt mich mit, ich bitte Euch, liebſter Herr Junker von Queiß! laßt mich nicht in dem dunkeln Walde; ich begleite Euch, und wenn Ihr Schaden nehmt, ſo kann ich doch —“

Urſel hielt inne und umklammerte mit beiden Händen den Arm ihres Beſchützers. Mehr als die Sorge für die eigene Sicherheit quälte ſie der Gedanke, daß Queiß Schaden leiden könnte beim Zuſammentreffen mit dem wilden, böſen Köckeritz.

Queiß ſah die Angſt des ſchönen Mädchens, umſchlang ſie mit dem Arme, an dem ſie ihn zurück-

halten wollte, drückte ihr zartes Köpfchen an ſeine höher ſchlagende Bruſt und redete ihr freundlich begütigend zu. Sie ſah ihm forglich in die Augen und hing aufmerkſam an ſeinen Lippen, um jedes Wort, was er ſprach, zu errathen. Mehr, als ſie ſich zu geſtehen wagte, fühlte ſie, wie theuer ihr der Junker geworden ſey, und wie vom Blitz getroffen, durchfuhr es ſie, als plötzlich, von der Schönheit des Mädchens übermannt, Queiß einen glühenden Kuß auf ihre Lippen drückte.

Sprachlos ſtand ſie da, kraftlos ſanken die Arme, und keines Wortes war ſie fähig, als Queiß, mit einem Blick auf ſie, in dem ſeine ganze Seele lag, den Rittern nacheilte. Als er aber aus ihren Augen war, da begriff ſie erſt, daß dieſer Augenblick über ihr ganzes künftiges Leben entſchieden habe. Sie breitete die Arme nach dem Enteilenden aus, warf ihm Küſſe nach und ſank dann weinend, im ſüßen, überwältigenden Schmerz, auf den ſchwellenden mooſigen Boden, drückte das Köpfchen in das duftige Haidekraut, und wieder perlte Thau auf dem Mooſe, von dem die Sonne erſt vor wenigen Stunden den Frühthau eingeſogen.

XI.

„So ſchlag der Blitz in das verhexte Haus! Hat ein Menſch je ſo etwas geſehen! Keine Seele darin und doch Alles in Ordnung, wie an einem

Feiertage!" ſo rief unmuthig Herr von Köckeritz, als er ſich auf dieſelbe Bank warf, wo kurz vorher noch die ſchöne Urſel das Frühmahl eingenommen.

„Wenn wir es uns recht überlegen, ſo wird der Bewohner des Hauſes ausgegangen ſeyn, vielleicht im Walde, haut Holz; denn wer ſollte hier anders wohnen, als ein Forſthüter oder Wildpart", erwiderte gleichgültig Herr von Kracht indem er das ſchwere Schwerdt aus dem Gehenk nahm und auf den Tiſch legte. „Ich denke, wir thun ſo, als ob er uns angeboten hätte, hier auszuruhen. Nachher iſt Zeit genug, zu fragen, ob es ihm auch genehm iſt."

„Wenn der Kurfürſt nicht hier vorbei müßte, bliebe ich wahrhaftig nicht hier. Ich weiß nicht, in dem Hauſe ſieht mir Alles ſo verdächtig aus. Mitten im Walde — rings von Dickicht umgeben — Alles reinlich und nett um uns her — was meint Ihr, Herr von Kracht?"

„Ich meine gar nichts, werther Herr! bis Leberecht, mein Knappe, mir ſagen wird, was ich meinen ſoll; denn der ſchnuppert ſchon im ganzen Hauſe herum und wird uns wohl bald Nachricht bringen." Dabei ſchlug Herr von Kracht die Arme über einander, ſtreckte beide Beine weit von ſich und gähnte ſo bequem als möglich."

In der That kam gleich darauf der Knappe Leberecht und erzählte, daß er im Hauſe keine

Seele angetroffen. Unter der Treppe habe er eine Schlafbucht gefunden, im Stall ſey ein Heuhaufen eingedrückt, als ob vor Kurzem Jemand darin geſchlafen, und oben im Bodenkämmerlein ſtehe eine Bettſtatt, auf der ein goldenes Haarnetz liege.

„Ein goldenes Haarnetz?“ fuhr Herr von Köckeritz auf. „Alle Wetter! trug die Brinkin nicht vorgeſtern Nacht ein ſolches, als wir ſie auf der langen Brücke über's Pferd warfen? Wo iſt die Kammer, Leberecht? führe mich hinauf. Wollt Ihr nicht mit, Kracht?“

„Nein, ich will hier bleiben“, ſagte antheillos der Gefragte. „Ich habe ſchon Haarnetze genug in meinem Leben geſehen, und denke, eine Treppe iſt mir zu mühſam, um noch eins mehr zu betrachten. Wenn ich nicht irre, werde ich hier die übrige Rehkeule derweile verzehren, und wundere mich eigentlich nur, daß ich nicht ſchon längſt damit angefangen.“

Köckeritz murmelte einige unverſtändliche Worte vor ſich hin und eilte dann die Treppe hinauf. Während deſſen war Queiß näher an das Haus geſchlichen, ſah, daß die Pferde der Ritter vor dem Eingange angekoppelt ſtanden, zwei Knechte bei ihnen lagerten, und hörte, daß oben in der Bodenkammer laut geſprochen wurde.

Was ſollte er thun? Das Haus durfte er nicht wagen, zu betreten, denn, wurde er erkannt, ſo konnte er nicht hoffen, allein gegen fünf bewaff-

nete Männer etwas auszurichten. Wie er noch ſinnend ſtand und vergeblich jede Möglichkeit überdachte, etwas Näheres von der Abſicht der Ritter zu erfahren, da hörte er hinter ſich Männerſtimmen und ſah einen Trupp Stolper Bauern auf ſich zu kommen, von denen er mehrere als Zuhalter Kohlhaſe's erkannte. Sie mußten an der ſchönen Urſel vorübergegangen ſeyn, ohne ſie bemerkt zu haben, und der Junker fühlte lebhaft in der Seele des armen Mädchens, welche Angſt ſie bei dem Vorübergehen der unbekannten Männer ausgeſtanden haben mußte. Er ging den Ankommenden entgegen, gab Einigen herzlich die Hand und fragte, was ſie in den Wald führe.

„Grüß Euch Gott, Herr Junker!“ rief einer der Bauern freudig in die dargebotene Hand einſchlagend. „Wir ſind auf dem Treiben für den Kurfürſten, der heut von Spandau hier herüber jagt. An der großen Teltower Schneize iſt das Geſtell und die Jagd iſt ſchon an dem Wannſee vorüber; es dauert nicht mehr lange, ſo iſt der ganze Troß hier. — Iſt etwa der Herr im Hauſe?“

„Nein, ich bin allein. Der Herr iſt an der Grenze und bringt Euch gewiß wieder etwas für Eure Weiber mit. Aber es ſitzen ein Paar ungebetene Gäſte drinnen, die ich gern heraus haben möchte. Ich darf mich nicht ſehen laſſen, denn geſtern erſt habe ich ihnen einen argen Schimpf angethan, und kommt der Kurfürſt hierher, ſo muß

ich überhaupt fort. Seht zu, daß die Jagd nicht an das Haus kommt, und macht, daß die Ritter fortreiten; Ade! Ich will nach Teltow; mein Pferd habe ich dort tief im Walde angebunden. Ade!"

Während Dueiß dies sprach, tönten Waldhörner durch das Holz und Hundegebell schlug von fern herüber. Ohne sich weiter um die Bauern zu bekümmern, eilte er daher den Waldweg zurück und fand das bebende Mädchen hinter demselben Gebüsche, wo er sie verlassen. Hocherfreut flog sie ihm entgegen, und obgleich sie sich vorgenommen, scheuer und zurückhaltender als noch vor einer Stunde gegen ihn zu seyn, so vernichtete doch bald die neue drohende Gefahr diesen Vorsatz und vertrauungsvoll hing sie an seinem Arme, als er, durch den Wald nach Stolp eilend, ihr das eben von den Bauern Gehörte mittheilte. Er wollte sie nach Stolp bringen und dort so lange in dem Hause eines Zuhalters seiner Gefährten verweilen, bis die Jagd des Kurfürsten den Wald verlassen und Alles wieder sicher wäre. Darum hatte er auch die Bauern, unter denen einige ihm unbekannte waren, getäuscht und Teltow als das Ziel seiner Reise genannt.

Schon hatten Beide die kleine Brücke erreicht, die über das Waldwasser nach Stolp führt, da kam die Jagd drüben aus dem Walde auf ein großes Getreidefeld, das zwischen der Brücke und dem Dorfe lag. Dueiß sah wohl ein, daß es nicht

möglich ſey, unbemerkt in das Dorf zu kommen, und eilte daher mit ſeinem Schützling in den Wald zurück; aber vergebens. Von allen Seiten dröhnten die Hörner, jubelte der Jagdruf, ſchlugen die klaffenden Hunde an, und in wenigen Augenblicken ſah er ſich von einigen vorüberjagenden Reitern entdeckt, ſprang ſtolz hinter dem verrätheriſchen Gebüſch auf und ging feſten Schrittes am Arme des zitternden Mädchens, den Weg entlang, auf die Brücke zu. Verwundert hielten die Reiter an und ſahen dem vorübergehenden Paare nach, Andere fanden ſich dazu, man flüſterte, lachte höhniſch hinter ihnen drein, und während die ſchöne Urſel, blutroth vor Scham und Erniedrigung, die Augen auf den Boden heftete, biß der Junker ſich in die Lippen und die Fauſt zuckte nach dem Schwerdte. Das Begegnen eines jungen, bewaffneten Mannes mit einem ſo auffallend ſchönen Mädchen zu Fuß, allein im tiefen Walde, war etwas zu Ungewöhnliches und Unerwartetes, als daß die Reiter dem gewohnten Vergnügen der Jagd hätten folgen und Beide unangefochten vorüberziehen laſſen ſollen. Es fehlte nicht an höhnenden, ja unſittigen Scherzreden, und es bedurfte der dringendſten Bitten der ſchönen Urſel und ihres faſt krampfhaften Händedrucks, daß Dueiß nicht losbrach und Händel mit den Spottenden ſuchte.

Nur eine kurze Strecke waren ſie über die Brücke hinaus, da wollte das Unglück, daß Lippold,

der langſam der Jagd folgte und überhaupt nicht aus Vergnügen an dem edlen Waidwerk, ſondern nur um ſtets in der Nähe des Kurfürſten zu ſeyn, auch heute gegenwärtig war, auf ſie zugeritten kam. Er ſtutzte ob der beiden ſonderbaren Wanderer, hielt ſein Pferd an und erkannte ſtaunend in dem jungen Mann den Fähnrich des Sächſiſchen Hauptmanns, den er vorgeſtern zur Nacht im Hauſe Veit Brinke's getroffen und der ihm als ein Junker Hans von Schapelow von Kohlhas vorgeſtellt worden war. Wie aber die ſchöne Tochter des alten ſchlauen Brinke hierher käme, drei Meilen von Berlin im Walde, das war ihm unerklärlich.

„Guten Morgen, Herr Fähnrich von Schapelow", rief er dem Junker zu. „Was führt Euch denn ſo früh ſchon in die Teltower Forſt und in ſo trauter Geſellſchaft? — Sieh da, Jungfer Brinkin! wo iſt denn der Vater oder die Mutter? denn ich kann doch nicht glauben, daß Ihr ſo ganz allein mit dem Junker von Schapelow — —?"

Urſula wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Warum nannte der häßliche Jude ihren Geliebten von Schapelow? Durfte ſie erzählen, was mit ihr geſchehen ſey? Brachte ſie dadurch ihren Retter nicht vielleicht in neue Gefahr? Alles das durchflog ihren Kopf und ſchweigend heftete ſie das Auge auf den Boden.

Aber Queiß faßte ſich ſchnell. Er ſah wohl ein, daß ſein zufälliges Zuſammentreffen im Hauſe

des alten Brinke jetzt vom größten Nutzen für ihn sey. Es galt daher, einen schnellen Entschluß zu fassen. Mit fester Stimme und indem er der verlegenen Ursel durch einen verstohlenen Druck des Armes zu verstehen gab, daß sie auf seine Worte eingehen solle, antwortete er dem Kämmerer:

„Ich ergehe mich hier mit meiner Braut. Unsere Pferde stehen in Stolp und wir sind auf einer Reise nach Sachsen begriffen, um meine Ursula hier den Eltern vorzustellen. Der Vater hat noch Geschäfte in Berlin, kommt uns aber heut noch nach und im Walde hier bei der Brücke wollten wir uns treffen."

„Wie kommt es denn, daß Ihr Euern Hauptmann von Schackwitz verlassen habt und nicht mit ihm auf den Wegelagerer, den Kohlhas, reitet?"

„Ich habe das unnütze Reiten satt, denn soviel sehe ich nun wohl ein, den Kohlhas kriegen wir nimmermehr. Darum verließ ich den Hauptmann und kehre mit meiner Braut nach Hause zurück."

Während dieses Gesprächs, das Niemand unterbrach, als die übrigen Ritter hörten, Lippold kenne Beide und der Führer des Mädchens sey ein Sächsischer von Adel, hatten sich immer mehr Herren von der Jagd herangefunden und auch der Kurfürst kam, da eben ein Edelhirsch an dem Uferabhange des Baches erlegt worden war, langsam im Gespräch mit dem Johanniter Heermeister Hans von Thümen an die Gruppe herangeritten.

Ehrerbietig machten die zu Pferde halten-den Ritter Platz und der Kurfürſt fragte ſeinen Kämmerer:

„Wer iſt das?“

„Der Sächſiſche Junker von Schapelow, Kurfürſtliche Gnaden! mit ſeiner Braut, der Tochter des alten Reliquien-Krämers Veit Brinke, den Ihr vorgeſtern zur Nacht geſprochen.“

„So, iſt das die ſchöne Jungfer Brinke, von der Du mir erzählt? Ei, in der That, Du ſiehſt mit klaren Augen. — Der Kurfürſt grüßt Euch, Jungfer Brinke! Das nenn' ich eine glückliche Jagd, auf der man ſo unvermuthet ſchöne Waldfräulein und bezaubernde Feien antrifft. Ich bin Eurem Vater wohlgewogen, Jungfer Urſula! ſo heißt Ihr ja wohl, und freue mich über ſein Glück, eine ſo ſchöne Tochter zu haben.“

Mit dieſen Worten beugte ſich der Kurfürſt vom Pferde herab, gab dem Mädchen die Hand und ritt dann, freundlich das Barett rückend und oft ſich umſehend, langſam nach Kohlhaſenbrück zu. Die ganze Jagd folgte dem Herrn und Beide ſtanden wieder allein.

„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ rief Daniel, dem eine ſchwere beängſtigende Laſt von der Bruſt gefallen war, als der letzte Reiter über die kleine Brücke in den Wald verſchwand.

„In Ewigkeit, Amen!“ fügte Urſula hinzu.

„Ihr zürnt mir wohl, Jungfer Brinke! daß ich in drängender Noth Euch zu meiner Braut gemacht? aber es war das einzige Mittel, mich zu retten, denn ich wäre verloren gewesen, hätte der Kurfürst gewußt, daß ein Queiß hier so nahe seinem Hoflager vor ihm stehe. Und mein Unglück wollt Ihr doch nicht, Ursula?"

„Wie könnt Ihr nur fragen? Seit Ihr mich gerettet aus schnöder Schmach und Entehrung ist Euer Glück, Euer Leben mir so theuer als mein eigenes; und dann", fügte sie mit Scham und Erröthen hinzu, „habt Ihr doch, als Ihr mich vorhin verließet, das Recht eines Bräutigams geübt, warum solltet Ihr nicht auch den Namen tragen?"

Queiß schloß das süße Mädchen in seine Arme, was sie nur schwach widerstrebend geschehen ließ und rief:

„Nun denn, so wahr mir Gott helfe! Du bist vor Gott meine Braut, meine geliebte und ehrliche Braut! Ich will das Wort, was ich Dir heut gegeben, lösen und vor dem Altar des Berliner Doms mit Dir stehen, ehe noch ein Jahr ins Land geht. Aber willst Du denn auch? Willst Du mein treues, gutes Weib seyn und mich annehmen zu Deinem Herrn und Gemahl?"

Fest umschlang das liebende Mädchen den schönen jungen Mann, verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Brust und stammelte ein leises verschämtes „Ja!"

Lange hielten ſich Beide ſo umarmt, da rief die Stimme des alten Klaus Hurt, der mit einer Bauerfrau aus dem nahen Stolp zurückkehrte.

„Laßt Euch nicht ſtören, Herr Junker! Ich wundere mich nur, warum Ihr das hier auf offenem Felde thut. Dazu wäre ja im Hauſe beſſere Gelegenheit und Zeit geweſen.“

Betroffen riſſen die Liebenden ſich los. Die ganze Wirklichkeit mit ihren Gefahren und ungewöhnlichen Begebniſſen ſtand wieder klar vor ihrer Seele und die Träume künftigen Glücks und künftiger Seligkeit verſchwanden in dem Gefühle gegenwärtiger Bedrängniß.

Raſch theilten ſich die Männer Alles mit, was bisher vorgegangen und beriethen, was nun zu thun ſey. Der fernere Aufenthalt in Kohlhaſenbrück war nun unmöglich geworden, denn Beide wußten nicht, wie lange der Kurfürſt noch in dieſen Forſten jagen würde. Klaus hatte unter den Weibern der Treiber in Stolp von acht Tagen ſprechen hören und ſprach ſeine Sorge über den vielen Verkehr bei ſeinem Hauſe aus. Endlich wurde beſchloſſen, Klaus ſolle nach Kohlhaſenbrück zurück und dort die Ankunft des alten Veit Brinke erwarten, ihm ſagen, daß Urſula in Stolp bei der mitgekommenen Bauerfrau ſich aufhalte und überhaupt dem Junker Nachricht zukommen laſſen von Allem, was dort vorgehe. So trennte man ſich. Dueiß, Urſula und die Bauer-

frau eilten nach dem vor ihnen liegenden Dorfe und Klaus ſchritt, ſorgenvoll den Kopf ſchüttelnd, durch den Wald nach Kohlhaſenbrück.

XII.

Ein luſtiges, lebendiges Treiben umwogte das Haus zu Kohlhaſenbrück. Der Kurfürſt hatte im Vorbeireiten die Luſt geäußert, hier das Waidmahl zu halten und war vom Pferde geſtiegen, um ſich mit dem Heermeiſter von Thümen im Geſpräch zu ergehen. Zwei Saumroſſe, die mit Speiſevorräthen von Spandau aus der Jagd gefolgt waren, kamen jetzt im Trabe herbei und die Knechte packten emſig aus. Unter einer mächtigen Fichte auf hartem Waldboden breiteten ſie einen großen Türkiſchen Teppich aus, den der Kurfürſt in ſeinem Türkenkriege einem Paſcha abgenommen, während die Jäger alles erlegte Wild, welches die Treiber von allen Seiten auf Tragen oder an Hebebäumen hängend herbeiſchleppten, dem Teppich gegenüber aufſchichteten und zwar alles Schwarzwild beſonders, denn nach damaliger Sitte wurde es nach Berlin gefahren und die Judenſchaft gezwungen, die Schweine für einen hohen Preis zu kaufen. Dabei war Stult, der Narr, abſonderlich geſchäftig. Er ſchrie und tobte herum, ſchimpfte die ſäumigen Treiber, lobte die

tüchtigen erlegten Thiere und rühmte den Geſchmack der Juden, daß ſie ihren Nebenmenſchen den Speck nicht vertheuerten. Obgleich jede ſeiner Spottreden auf den Kämmerer Lippold zielte, ſo behielt dieſer doch ſtets ſeine gleichgültige Miene und man wußte nicht, ob er die Späße Stults wirklich nicht hörte oder nur nicht hören wollte. Die Herren vom Hofe hatten ſich theilweis in das Haus begeben und dort die ſpäter gekommenen Herren von Köckeritz und von Kracht gefunden, die ſich ſogleich erkundigten, ob der Kurfürſt ſie noch nicht vermißt habe.

„Wie könnt Ihr nur fragen, Herr von Köckeritz? Mehrere Male fragte Se. Kurfürſtliche Gnaden nach Euch und noch heute Morgen, wie wir von Spandau ausritten; aber keiner von uns wußte eine genügende Antwort zu geben. Wo habt Ihr nur geſteckt?“

„Ei, ein ſeltſames Mißverſtändniß hat uns geſtern früh nach den Müggelsbergen geführt. Mein Knapp Leberecht muß falſch verſtanden haben und ſtatt der Pichelsberge hat er uns die Müggelsberge als den Ort genannt, wo der Kurfürſt jagen wollte. Erſt in Cöpenick hörten wir, daß das Treiben hier herüber ſey und ritten nach Berlin zurück. Heut Morgen aber dachten wir die Jagd hier beſſer einzuholen, als wenn wir über Spandau ritten, von wo Ihr Herren doch gewiß früh am Tage aufgebrochen ſeyd.“

„So früh", antwortete einer der Herren, „daß der Kurfürſt nicht einmal die Frühmeſſe gehört hat, ſondern gleich ausgeritten iſt."

„Das hat er aber nicht aus großer Eile gethan, ſondern um ſeiner Frau Mutter kein Aergerniß zu geben", erwiderte Herr von Schlieben. „Das Meßglöcklein in ihrem Hauſe zu hören, hätte ihr den Tod gegeben, aber den Lutheriſchen Prediger hat der Herr auch nicht vorgelaſſen, obgleich ſich der ſchon vor Tages-Anbruch vor dem Cloſet des Kurfürſten eingefunden."

„Ich denke aber, es wäre nicht übel, wenn wir uns nun endlich einmal zum Kurfürſten begäben und ihm unſern Hof machten", ſagte jetzt Herr von Kracht, indem er ſich langſam aus ſeiner bequemen Stellung erhob und das auf dem Tiſche liegende Schwerdt in das Gehenk ſteckte.

Während dies im Hauſe vorging, hatte der Kurfürſt mit dem Heermeiſter von Thümen im eifrigen Geſpräch ſich immer mehr von dem Hauſe entfernt und nur Lippold wagte es, ihm nachzugehen, um ſeinem Herrn einen kleinen goldenen Becher mit Wein und ein kleines Weißbrod mit rohem Schinken zum Imbiß zu bringen.

„Seht, Thümen, der Biſchof Matthias von Jagow treibt es zu raſch und bringt mich in allerlei Ungelegenheiten und Zwieſpalt mit dem Kaiſer. Er läßt in Brandenburg das Abendmahl in beiderlei Geſtalt geben, läßt ſeine Prieſter heirathen und treibt

den Gottesdienſt ſo einfach und ohne allen Pomp, daß ſelbſt ein Wittenbergiſcher Theologe gewiß nichts daran zu tadeln fände. Das iſt zu früh, das Domkapitel plärrt mir die Ohren voll über die Drangſale, die der Biſchof ihnen auferlegt; aus Mainz bekomme ich einen Mahnbrief über den andern und der Kaiſer ſieht meine Räthe ſcheel an. — Hol' mir noch einen tüchtigen Schnitt Schinken, Polde, ich bin ſo hungrig geworden von dem ſcharfen Ritt, daß ich ſchier einen lebendigen Hirſch anbeißen könnte. — Und die Weiber, Thümen, die Weiber! Meine Mutter ringt die Hände, wenn ſie ein päpſtliches Brevier ſieht und meine Kurfürſtin Hedwig mit ihrem hitzigen Polniſchen Blut bekommt Krämpfe, wenn ſie ein Lutheriſches Wort hört. Ich ſag's Euch, ich hab's herzlich ſatt!"

„Und doch werdet Ihr nicht anders können, gnädigſter Herr, als treu an dem alten Glauben zu halten. Der Papſt wird ſchon noch nachgeben und einiges ändern, anderes abſchaffen, was allzugroßes Aergerniß giebt; aber ganz ſich den Wittenbergiſchen Sätzen zu fügen, das wird er nicht, das kann er nicht."

„Hört, Thümen! vom Papſt will ich nichts wiſſen. Ich kenne das Geträtſch und die ganze Römiſche Cleriſey, das mäſtet ſich und ſchwillt von unſerm Fett. — Da nimm mir das Barett ab, Polde, es wird heiß. — Wir ſind hier zu vernünftig in der Mark für ihren Spuk, und lange dauerts

doch nicht mehr, ſo nimmt es mit all' dem Römiſchen Unfug in der ganzen Welt ein ſchnödes Ende. Seht, ein Schwerdt iſt ſcharf, aber das Wort iſt doch ſchärfer; eine Karthaune ſchießt weit, aber der menſchliche Gedanke und das Grübeln trifft doch beſſer."

„Mit dem Grübeln und der Vernunft kommt der Menſch nicht immer durch, gnädigſter Herr! Nicht der Gedanke, ſondern der Glaube hat Jeruſalem erobert; nicht Ueberredung, ſondern die begeiſterte Frömmigkeit unſerer Altvordern hat die Wenden in den Marken gedemüthigt, und da Kirchen gebaut, wo ſonſt Menſchenopfer auf den Opferſteinen bluteten."

„Ja damals, Thümen! damals. Wäre unſer Glaube das geblieben, was er war, als Albrecht der Bär das Kreuz predigte und die ſchmutzigen Heiden bändigte, dann — aber was kommt denn da für ein Karren durch das Holz? — Sieh doch einmal, Lippold! iſt das nicht der alte Brinke drüben vom Schloßplatz?"

„In der That, gnädigſter Herr! das iſt er; wahrſcheinlich denkt er ſeine Tochter hier zu finden, die mit ihrem Bräutigam vor Kurzem von Ew. Kurfürſtlichen Gnaden geſehen wurde, als ſie nach dem Dorfe Stolp ging."

„Was hat er ſich denn da für Weibsvolk auf ſeinen Karren geladen? Die eine ſieht ja mit ſo glotzenden

Augen d'rein, daß man ſie ſchier für eine alte Eule halten möchte."

„Die neben ihm ſitzt, iſt ſein Eheweib, die Andere kenne ich nicht. Befehlen Ew. Kurfürſtliche Gnaden, daß ich den Alten fragen ſoll?"

„Nein, laß nur, Polde! ich will ſelbſt ein Wörtchen mit ihm reden. Sage doch dem Stult, er ſoll mir nachher beim Mahle auf einen tüchtigen Spaß ſinnen; ich habe heute Luſt zu lachen; das muß das ſchöne Wetter und die gute Jagd machen. — Kommt mit, Thümen! ich will Euch gleich den beſten Beweis geben, daß es mit dem Meſſeleſen hier nicht mehr lange dauern wird."

Der alte Veit glaubte, ihn rühre der Schlag, als er den Kurfürſten ſo gerade auf ſich zukommen ſah. Das fehlte noch, um ihn ganz außer Faſſung zu bringen. Die Angſt und Sorge der beiden letzten Tage, das Weinen und Wehklagen ſeiner Frau geſtern, ihre Ungeduld, Eile und Erwartung heute, beſonders aber das unheimliche und ängſtigende Gemurmel der alten Amme, die ihn um Gotteswillen gebeten hatte, ſie mit zu nehmen, weil ſie vielleicht großes Unheil verhüten könne, Alles das hatte ihm den Kopf ganz wirbelnd und drehend gemacht, ſo daß er mit offenem Munde und ſtieren Augen auf dem Karren ſtand, und einmal über das andere Purr! Purr! zu ſeinen Pferden rief, obgleich ſie längſt ſtille ſtanden und froh waren,

in dem ſandigen und wurzeligen Waldweg einen Augenblick ausruhen zu dürfen.

„Was giebt's Neues in Berlin, Veit?“ fragte der Kurfürſt mit fröhlichem Tone den immer noch Purr! Purr! rufenden alten Vrinke.

„Nichts, zu Ew. Kurfürſtlichen Gnaden Befehl!“ ſtotterte dieſer.

„Nichts? Ei, was Ihr mir da ſagt, haben denn der wohlweiſe Rath und die blitzklugen Herren Schöffen es noch nicht herausgebracht, wer die Wegelagerer aus dem Domkeller geholt?“

„Nein, noch weiß man nichts, das heißt, man weiß wohl, daß ſie fort ſind, aber nicht, wie ſie wieder zu fahen ſind, wenn es Ew. Kurfürſtliche Gnaden ſo genehm iſt.“

„Ha ha ha ha! Bin gar nicht bange, daß ſie die Kerle wieder kriegen; das wäre der erſte kluge Streich, den die Herren Schöffen ausrichteten.“

„Ja, aber etwas Neues giebt es doch, Kurfürſtliche Gnaden! Ein Geſandter iſt angekommen von dem Polniſchen Könige Sigismund, der wohnt im „hohen Hauſe.“ Er hat einen langen undeutſchen Namen, den kein Menſch behalten kann, und denkt der Frau Kurfürſtin heut zur Veſper aufzuwarten, ſo erzählen ſie ſich die ganze Georgenſtraße entlang.“

Der Kurfürſt ſchien über dieſe unerwartete Nachricht betroffen, ſah ſeinen Kämmerer an und wechſelte leiſe einige Worte mit ihm, worauf dieſer

ſchnell die kurze Strecke bis zum Hauſe zurücklegte und dort einige Herren aus dem Gefolge des Kurfürſten zu demſelben beſchied.

„Was habe ich Euch geſagt, Thümen! ſie laſſen mir keine Ruh; aber der Pole ſoll eine Weile warten, ehe er mich zu ſehen bekommt. Ich will ihm Zeit genug laſſen, ſich eine wohlgeſetzte Rede einzulernen, ehe er ſie an meiner Geduld prüfen kann.“

„Zweifelsohne bringt der Geſandte eine Mahnung ſeines Herrn, die Ehepakten gewiſſenhaft zu halten.“

„Gut, daß Ihr mich daran erinnert, Thümen! Ich will Euch gleich einen Beweis geben, wie es in den Marken ſteht mit dem alten päpſtiſchen Unweſen und ob Ehepakten einen Fürſten hindern können, ſich dem Wunſche ſeiner Unterthanen zu fügen. — Heda, Veit! Veit Brinke! was verkauft Ihr mehr, Roſenkränze, Heiligenbilder, Wachskerzen und all den Firlefanz, oder Luthers Bibel und Gottes Wort? — Der Veit hier hat nämlich einen Handel mit derlei, Thümen! damit Ihr's wißt!“ ſetzte er, zu dieſem gewendet, noch hinzu.

Jetzt hatte Veit Oberwaſſer. Die Worte „Päpſtiſches Unweſen“ und „Firlefanz“ öffneten ihm mit einemmale die Augen über die Meinung des Kurfürſten. Jetzt wußte er, woran er war, und mit einem triumphirenden Blick auf ſeine Frau,

der er unglaubliche Dinge von seiner Unterhaltung mit dem Kurfürsten vorgelogen, antwortete er:

„Nicht der Rede werth, Kurfürstliche Gnaden! was ich an Zubehör zum Römischen Gottesdienst und Messe verkaufe, — — müßte verhungern, wenn die Herren Prediger in Wittenberg nicht so fleißig Traktätlein schrieben, die von Gottes Wort handeln. Nimmt schrecklich ab, der Firlefanz und das Päpstische Unwesen, wie Ew. Kurfürstliche Gnaden es nennen, und wenn ich meinen Mitbürgern nun erst gar sage und erzähle, daß Ihr nichts mehr davon haltet, so ist es gar vorbei."

„Das verbiete ich Euch!" rief schnell und ernst befehlend der Kurfürst, der jetzt erst fühlte, daß er in der Aufwallung zu viel gesagt. „Bei meiner schweren Ungnade und Kurfürstlichen Zorn verbiete ich Euch das!"

„Ich verstehe", sagte mit eingekniffenem vielsagendem Augenblinken Veit. „Es soll unter uns Beiden bleiben. Na, ich werde ja doch schweigen können."

„Jetzt fahrt nur zu, Eure Tochter ist mit ihrem Bräutigam nach Stolp voraus. Ihr könnt sie bald einholen."

„Wa — was? — mit ihrem Bräutigam!?" rief entsetzt und mit weit offenem Munde Veit. Die Zügel fielen ihm aus der Hand und ängstlich mußte er wieder einmal über's andere „Purr! purr!" rufen.

„Mit ihrem Bräutigam?“ wiederholte mit unterdrückter Stimme Frau Brinke.

„Hei, hei! das iſt Czernebogs Walten; der Fluch kommt!“ kreiſchte die alte Gertraud. „Blut zu Blut, das iſt der Fluch!“

Alle ſahen befremdet auf die Alte, die ſich eben hoch aufrichten wollte, aber durch einen kräftigen Druck Veit's wieder zum Niederſitzen auf die Strohſchütte gezwungen wurde.

„Nun, was verwundert Ihr Euch? Geſchieht es nicht mit Eurem Willen, daß Eure Tochter mit dem Fähnrich von Schapelow geht?“

„O — ja wohl! — Lieber Gott! warum ſoll ſie nicht mit einem Fähnrich gehen können, wohin es ihr beliebt. — Purr! purr! die Pferde werden immer unruhiger. Nur — ich möchte gern wiſſen — verſteht ſich, geht ſie mit meinem Willen, denn — hm! — ja — ob —“

In des alten Veit's Kopfe ſah es jetzt bunt aus. Wahrſcheinlich war es Kohlhas, den der Kurfürſt mit ſeiner Tochter geſehen, ſo glaubte er; denn daß Dueiß unter dem Namen Schapelow dem Kämmerer Lippold vorgeſtellt worden war, das hatte er vergeſſen. Oder hätte ein Anderer ſich der Tochter bemächtigt? Er durfte ja nicht nein ſagen, ſonſt hätte er ſeinen Verkehr mit Kohlhas eingeſtehen müſſen und vielleicht den Retter ſeines Kindes in's Unglück geſtürzt. Sein Verſtand ſtand ſtill; er wußte nicht mehr, was er ſagen ſollte.

In dieſem Augenblick kamen die von Lippold herbeigerufenen Herren und fragten nach dem Begehr des Kurfürſten; unter ihnen von Köckeritz und von Kracht.

„Sieh' da, Ihr Herren!“ rief der Kurfürſt ihnen entgegen; „iſt es Euch auch endlich genehm, unſere Jagd mitzumachen? Ich habe einen Auftrag für einen von Euch, vergleicht Euch unter einander, wer ſtracks nach Berlin reiten und den Geſandten meines Königlichen Schwiegervaters in meinem Namen bewillkommnen will.“

Alle verbeugten ſich und antworteten, daß Jeder begierig wäre, dem Kurfürſten zu dienen.

„Nun denn, von Schlieben! ſo reitet Ihr; nach dem Mahl ſpreche ich Euch noch und ſage Euch das Weitere. — Was habt Ihr denn da für ein ſeltſames Goldgezindel in Eurem Wams ſtecken, Köckeritz?“

Verlegen griff der Gefragte nach der Bruſttaſche ſeines Wamſes und wollte das hervorhängende goldene Haarnetz, das er auf der Bettſtatt in der Bodenkammer gefunden, hineinſtecken, aber der Kurfürſt hinderte ihn daran und rief:

„Nein, nein! zeigt doch einmal, Köckeritz! Gewiß das Liebeszeichen eines Frauenzimmers, bei der Ihr unſere Jagd verſäumt habt.“

Zögernd reichte der verlegene Ritter ſeinem Kurfürſtlichen Herrn das Verlangte und kaum war es in deſſen Hand, ſo rief Frau Brinke:

„Um Gott! das iſt das Haarnetz meines Kindes, meiner armen Urſel!“

„So? — Alſo der ſchönen Urſel gehört es?“ fragte, mit einem ernſten Blick auf Köckeritz, der Kurfürſt, während Veit ſeine Frau mit dem Ellenbogen in die Seite ſtieß und ihr dadurch zu verſtehen gab, ſie ſolle ſchweigen.

„Ich fand den Zierrath im Bodenkämmerlein jenes Hauſes dort, wo ich Eurer Ankunft gewärtigte, gnädigſter Herr! und wußte bis dieſen Augenblick nicht, wem es zugehörte. Die Tochter dieſer Frau kenne ich gar nicht.“

„Hm! das wird ja immer beſſer! Der Vater verwundert ſich, daß der Fähnrich von Schapelow mit ſeiner Braut allein geht, und kommt doch, um ſie zu begleiten, — Ihr findet das Haarnetz in jenem Hauſe und die Mutter erkennt es für das ihrer Tochter, — das alte Weib dort murmelt und kreiſcht tolles, verwirrtes Zeug; — wahrlich, ſeltſam! — Das ſoll ſich aber ſchon aufklären! — Herr von Kracht und Ihr, Köckeritz! reitet Beide nach Stolp und holt mir den von Schapelow mit ſeiner Braut her. Sie ſollen es ſich bei meinem Mahle gefallen laſſen; ſagt ihnen, der Vater und die Mutter ſeyen auch hier.“

Beide Ritter verbeugten ſich, gingen zum Hauſe zurück, wo ſie ſich auf ihre Pferde ſetzten und nach Stolp jagten. Der Kurfürſt winkte dem ganz verblüfften Veit, daß er die kurze Strecke noch bis

zum Hause fahren solle, und folgte dann im Gespräch mit dem von Schlieben und dem Heermeister Thümen, indem er dem Ersteren seine Befehle, hinsichtlich der Bewillkommnung des Polnischen Gesandten in Berlin, ertheilte.

XIII.

Junker Queiß war mit seinem geliebten Mädchen unterdessen bis nach Stolp gekommen und übergab der Bauersfrau seinen Schützling, denn Ursel sehnte sich nach weiblicher Hülfe und Umgebung. Er selbst ging von einem Hause in's andere, fragte, ob er kein Pferd bekommen könnte, aber wie wären die armen Fischer zu Pferden gekommen? Er sah wohl ein, daß er im Fall der Noth am Besten thäte, in einem Nachen über den Wannsee und die Havelseen nach Spandau zu fahren, um von dort aus dem alten Brinke Nachricht von sich zu geben. Er wurde vorläufig mit einem Fischer Handels einig, daß dieser ihn gegen Abend zu Wasser nach Spandau fahre, und eilte nun, die Gelegenheit im Dorfe und um das Dorf her zu erspähen. Eben wollte er in das Haus treten, wo seine Braut auf dem Bett der Bauersfrau einer kurzen Ruhe genoß, als er plötzlich die beiden Ritter von Köckeritz und von Kracht in das Dorf

ſprengen, und als ſie ihn gewahr wurden, auf ſich zu jagen ſah.

Er vermuthete nichts Gutes, ſuchte mit dem Rücken die Wand des Hauſes neben der Thür zu gewinnen und erwartete, da er nicht mehr Zeit hatte, ſeine Geliebte von der drohenden Gefahr zu unterrichten, was geſchehen würde.

Köckeritz hielt zuerſt vor dem Junker und verlangte, daß er ſogleich mit ſeiner Braut, der ſchönen Brinkin, zum Kurfürſten kommen ſolle, um dort an dem Mahl deſſelben Theil zu nehmen und die Tochter den unterdeſſen angekommenen Aeltern zuzuführen.

„Klug erſonnen, Herr von Köckeritz!“ antwortete ihm Junker Queiß; „aber der Kurfürſt hätte einen Anderen als Euch ſchicken ſollen, um mich zu bethören. Wollt Ihr Euer arg Gelüſten nach meiner Braut mit ſolch' ſchlechter Liſt durchſetzen? Seht Euch vor! Noch habe ich daſſelbe Schwerdt an der Seite, das Euch geſtern abfertigte.“

„Mäßigt Euch, Junker! oder es ſoll Euch übel bekommen. Ich ſag' es Euch noch einmal, der Kurfürſt ſchickt mich und ich rathe Euch Gutes. Kommt bald, oder ich nehme Euch das Mädchen fort und bringe ſie gegen Euren Willen zu ihren Aeltern.“

„Recht geſprochen; jetzt kommt die Wahrheit an den Tag. Ihr ſeyd ein ſchlechter Adeliger mit Eurem Mädchenraub und Liſten.“

„Alle Wetter über Eure ſchnöde Zunge, Herr von Schapelow! Nehmt das Wort zurück oder es geht nicht gut. Nie hat ſich ein Köckeritz ſolchen Schimpf bieten laſſen.“

Ruhig war während dieſer ſich ſchnell auf einander folgenden Reden Kracht vom Pferde geſtiegen, hatte es an den Viehtrog vor'm Hauſe gebunden und wollte, ohne ſich um den Zank weiter zu kümmern, in das Haus gehen, um das Mädchen von dem Willen des Kurfürſten in Kenntniß zu ſetzen.

Queiß ſprang wie der Blitz vor die Thüre, zog ſein Schwerdt, ſtreckte es dem Nahenden entgegen und rief:

„Laßt Euch rathen, Herr! Noch einen Schritt weiter und Ihr bereuet es.“

„So?“ — antwortete ruhig von Kracht. „Na, wenn Ihr es durchaus wollt! — Mir kann es gleich ſeyn, ob ich Euch ein wenig Sitte lehre und etwas ſpäter in das Haus komme oder nicht.“

„Nein, Kracht! nein, laß mich den großmäuligen Sächſiſchen Junker, der ſich nicht entblödet, mit dem Schelm, dem Kohlhas, zu reiten, die Ohren ein wenig ſtutzen. Er iſt von Adel und ich kann mich alſo ohne Schande mit ihm ſchlagen.“

„Wie Ihr wollt, Köckeritz! Wenn Ihr fertig ſeyd, oder vielleicht wieder ein unvorſichtiger Fall dazwiſchen kommt, ſo fange ich an. Hübſch nach

der Reihe, jedes Ding will seine Zeit. Nun, Kinder, in Gottesnamen drauf!"

Köckeritz war abgesprungen und hatte seinem Freunde die Zügel seines Pferdes zugeworfen, der dasselbe gleichgültig neben das seinige band, war dann in die Mitte der Dorfstraße geeilt, hatte das Schwerdt gezogen und erwartete seinen Gegner. Dieser warf noch einen sorgenvollen Blick auf das Haus, in dem sein geliebtes Mädchen ruhte und trat dann dem verhaßten Feinde entgegen.

Blitzend fuhren die Klingen gegen einander. Nur wenige Hiebe und das Gefecht war geendet. Queiß war schwer zwischen der Schulter und dem Halse verwundet und Köckeritz trug eine leichte Wunde an der Hand davon.

Mit einem Fluche sank der Junker zu Boden. Herr von Kracht untersuchte aufmerksam die Wunde und sagte dann zu seinem Freunde:

„Du kannst zufrieden seyn, Köckeritz! Er hat es tüchtig weg, und mir ist es auch lieb, denn das verdammte Frühstück liegt mir so schwer im Magen, daß es mich heut' ganz ungeschickt zum Fechten macht."

Köckeritz band sich schnell ein Tuch um die verletzte und blutende Hand; Kracht winkte einige Bauern und ihre Weiber herbei, die schon beim Beginn des Kampfes neugierig ob des ungewöhnlichen Vorgangs in ihrem Dorfe vor die Thüren getreten waren, und hieß ihnen sich des verwundeten Junkers anzunehmen, dann eilte er in das Haus,

und trat in das Zimmer, in welchem Urſel erſchöpft auf dem Bette ihrer Wirthin ſchlummerte.

„Ermuntert Euch, Jungfer Brinkin! Ermuntert Euch!“

Erſchreckt öffnete Urſel die Augen und richtete ſich voll Angſt in die Höhe, als ſie den vor ſich ſtehen ſah, der ihr unter allen Menſchen allein fürchterlich erſchien.

„Ich komme im Auftrage des Kurfürſten hohe Gnaden. Er wünſcht Eure Gegenwart in dem Hauſe dort im Walde, wo Ihr übernachtet habt. Eure Aeltern ſind in einem Karren angekommen und verlangen nach Euch.“

„Um Gott, Herr Ritter! wollt Ihr mich abermals verlocken und unter dem Schein, daß der Kurfürſt nach mir verlange, ein armes, einfältiges Mädchen gewältigen?“

„Ich fühle wohl, daß ich eben nicht Euer beſonderes Vertrauen verdiene, aber Ihr müßt mir diesmal ſchon glauben. Bei meinem Wort und der Ehre und Untadelhaftigkeit meines Adels, der Kurfürſt verlangt nach Euch, folgt mir alſo!“

„Wo iſt denn der Junker von Queiß?“

„Wer iſt das?“ fragte erſtaunt Köckeritz.

„Mein Bräutigam, der mich geſtern aus Euren Händen befreit, der mich hierher gebracht und unter deſſen Schutz ich ſtehe.“

„So? iſt das ein Queiß? — Ei, über die ſchlaue Entdeckung! Warum giebt ſich denn der

Junker für einen von Schapelow aus? — Wahrlich, das Wort ist Gold werth!"

„Jesus Maria! ich habe ihn verrathen, ich habe ihn in's Unglück gestürzt! — Wo ist er? Wo ist er?"

Mit diesem Ausrufe der höchsten Angst sprang sie, die Unordnung ihrer Kleider in Gegenwart des fremden Mannes nicht achtend, vom Lager auf, stürzte an das Fenster und kam gerade in dem Augenblicke, als ihr Geliebter von einigen Bauern unter Leitung des Herrn von Kracht in das gegenüber liegende Haus gebracht wurde.

Ein Schrei des Entsetzens rang sich aus ihrer gequälten Brust; ohne die Schuhe anzuziehen, die noch vor ihrem Lager standen, eilte sie aus der Thür über die Straße und drang gleichzeitig mit den Bauern, welche den Junker trugen, in das Haus.

Mit schmerzlichem Blick antwortete der schwer Verwundete dem Jammerruf seiner Geliebten, die mit sorglicher Angst die klaffende Wunde am Halse untersuchte und das noch immer strömende Blut durch ihr Tuch aufzuhalten meinte.

Theilnehmend sahen die Bauern die liebevolle Angst des schönen Mädchens. Nur die beiden Ritter blieben kalt bei dem, was vorging, weil solche Auftritte ihnen nichts Neues waren; doch bestanden sie darauf, daß Ursula ihnen zum Kurfürsten folgen solle.

Jetzt schien Alles verloren. Obgleich das unglückliche Mädchen die Anwesenheit ihrer Eltern für möglich hielt und auch den Kurfürsten selbst hatte dorthin reiten sehen, so stand doch der Raub, den beide Ritter an ihr begangen, zu lebhaft vor ihrer Seele, als daß sie sich hätte entschließen können, ihnen zu folgen. Als Beide aber vereint baten, dessen, was vorgestern zwischen ihnen vorgefallen, vor dem Kurfürsten nicht zu erwähnen, und Alles zu verschweigen, was sich auf die gewaltsame Entführung bezog, da fing sie an, ihren Versicherungen Glauben zu schenken. Köckeritz versprach ihr dagegen, den Junker von Queiß weder zu nennen, noch ihn weiter zu verfolgen, auch ihm künftig behülflich zu seyn.

Das Unglück stärkt oft wunderbar selbst den Schwachen. Rasch hatte Ursula ihren Entschluß gefaßt. Sie willigte ein, den Rittern zu folgen, küßte den jetzt durch den starken Blutverlust besinnungslos Daliegenden noch einmal, und eilte, jetzt erst die Nachlässigkeit ihres Kleides bemerkend, in das gegenüber liegende Haus zurück, um dort die zurückgebliebenen Schuhe anzuziehen. In hastiger Eil nestelte sie, von ihrer Wirthin unterstützt, das Kleid zu, und verließ dann auf dem Pferde des Herrn von Kracht, der zurückblieb, um für die ersten Bedürfnisse des schwerverwundeten Gegners zu sorgen, das Dorf.

Unterweges klärte Köckeritz, der jetzt ſchon jede Hoffnung auf das Mädchen aufgab, ſeit er ihre Liebe und Sorge für den Junker Queiß geſehen, ſeine Begleiterin über Alles auf, was ſeit der Zeit geſchehen. Er erzählte, daß nach dem kurzen Kampfe in der Cöpenicker Haide beide Ritter langſam zur Stadt zurückgeritten wären, gefolgt von einigen Knechten Kohlhaſe's, die ſich indeſſen ſtets in ſorglicher Entfernung hielten. Da ſie nur langſam ritten, ſo kamen ſie erſt gegen Mittag zur Stadt und wurden am Thore von Stadtwappnern angehalten, die ſich erkundigten, wohin und mit wem die Ritter in der vergangenen Nacht ausgeritten wären. So betroffen ſie auch über dieſe ganz ungewohnte Frage am Thore waren, die gewöhnliche Art der Antwort Adeliger gegen Bürgerliche in jener Zeit half ihnen durch; das heißt, ſie fluchten und ſchimpften über die Anmaßungen des Bürgervolks und gaben gar keine Antwort. Was ſpäter bis zum Eintreffen des Kurfürſten in Kohlhaſenbrück geſchehen, wiſſen wir bereits und Köckeritz ließ nicht ab, das Mädchen zu beſtürmen, von dem Vorgefallenen nichts zu verlauten. Er kannte die Strenge des Kurfürſten gegen das Wegelagern der Ritter ſeines Hofes, und die blutigen Beiſpiele des feſten Willens Joachim's I. und ſeines Sohnes, des jetzt regierenden Kurfürſten, waren zu friſch in der Erinnerung, als daß Köckeritz nicht die Entdeckung ſeines Mädchenraubes hätte fürchten ſollen. Urſula durch-

ſchaute nun klar Alles, was mit ihr geſchehen war und ihr Entſchluß ſtand feſt. Alle Schüchternheit, alles mädchenhafte Zagen hatte das Gewaltſame, der Begebenheiten, die in ſo kurzer Zeit auf ſie eingeſtürmt, vernichtet und eine Feſtigkeit und Kraft der Seele in ihr hervorgerufen, deren Möglichkeit ſie ſelbſt kaum geahnet. Mit Zuverſicht ritt ſie dem Hauſe zu, unter deſſen Dache ſie mit dem Geliebten eine Nacht geruht, und wo ſie jetzt Entſcheidung ihres künftigen Schickſals finden ſollte.

XIV.

In ſengender Schwüle brannte die Sonne auf den Wald herab. Kein Blättchen rührte ſich. Ringsum kniſterte der Moosboden und nur das Klopfen des Spechts oder das Schwirren eines Holzkäfers belebte die mächtige Säulenhalle der Fichtenſtämme unter dem lautlos unbeweglich grünen Dach ſeiner verſchlungenen Wipfel. Seltſam kontraſtirte das frohe, rege Leben vor dem Hauſe mit der ſchwülen Stille der Umgebung. Der Kurfürſt hatte ſich auf den für ihn ausgebreiteten Türkiſchen Teppich gelagert, die Ritter ſaßen rings umher und hörten dem ausgelaſſenen Stult zu, der in dem Befehle des Kurfürſten, einen guten Spaß zum Mahle zu erdenken, die Verzeihung ſeines

frechen Streichs von gestern Morgen sah. Brinke stand, nachdem er den Karren, auf dem seine Frau und die alte Gertraud sitzen geblieben waren, hinter das Haus gefahren hatte, in einiger Entfernung von dem Teppich und nagte an einem ungeheuren Rinderknochen, den ihm ein Jäger mit einem halben Laib Gerstenbrod und einer hölzernen Kanne Bier auf Befehl Lippold's gegeben. Das Wort „Bräutigam" wollte ihm nicht aus dem Kopfe; vergeblich suchte er jede Möglichkeit hervor, wer das wohl seyn könne und ängstigte sich im Voraus über die Fragen, die er jetzt zu beantworten haben würde, wenn seine Ursel nun urplötzlich mit einem wildfremden Manne hier erscheine. So lustige Positionen Stult auch machte, so lächerliches Zeug er auch vorbrachte, Brinke konnte nicht lachen, und obgleich er fortwährend an dem Knochen nagte und herumbiß, so aß er doch nicht, weil er vor lauter Gedanken gar keine Zeit hatte, Hunger zu fühlen. Da es der Kurfürst aber einmal befohlen, so gab er sich die größte Mühe, recht hungrig auszusehen und schwitzte entsetzlich bei seiner Arbeit.

Der Kurfürst vergaß Essen und Trinken über die lustigen Schwänke des Narren, und lachte so herzlich und anhaltend, daß alle Ritter es für ihre Pflicht hielten, noch viel lauter und lärmender zu lachen. Die Lustigkeit ergriff alle Anwesenden, die Jäger und Knechte hörten auf, den Hof zu bedienen, standen mit offenem Munde um den Narren

her, ja ſogar die von der Jagd ermüdeten Hunde hoben klagend ihre Köpfe und begannen ein fürchterliches Geheul, ſo daß das lärmende Lachen noch übertönt wurde. Veit ſah mit ſtiller Theilnahme auf die winſelnden Hunde und dachte: Ihr ſeyd viel vernünftiger als die da, Gott mag wiſſen, wie Euch und mir zu Muthe iſt.

Jetzt hatte Stult ſeine Schwänke beendet. Mit einem ungeheuren Satze ſchlug er zweimal Rad und ging einige Schritte auf den Händen, die Füße in der Luft, ſo daß der Mantel ihm über das Geſicht fiel. So kam er auf den Kurfürſten zu, ſprang dann geſchickt auf ſeine Füße und machte eine zierliche Reverenz. Der Kurfürſt klepfte ihm die Backen und ſagte:

„Du Schelm Du! Na laß Dir auch einen tüchtigen Trunk geben! Die Späße waren gut, die mußt Du mir nächſtens machen, wenn der Biſchof von Brandenburg bei mir zu Gaſt iſt. Jetzt noch ein Liedchen, Stult! gröle mir eine von Deinen luſtigen Litaneien, hörſt Du? Aber nichts von gelben Bandſchleifen und von Schweinen. Du verſtehſt mich, ſonſt —!“

„Pfui, Vetter Türkenfreſſer! werde doch nichts von Schweinefleiſch ſingen; das eſſen Manche nicht gern. Nein, ein luſtig Liedlein von der Liebſchaft eines Dachs mit einem Igel und noch von anderem Gethier. Gebt Acht, Ihr Herren! ſo räuſpere ich mich und ſo ſinge ich:

Die Liebes-Pein ſtach einſt den Dachs,
Da lief er ſtracks
Zum Loch am Hügel,
Da ſaß ein Igel.
Und ſprach: O, liebſte Iglin mein,
Willſt Du mein Weibchen fürder ſeyn?

Der Igel ſträubt die Stacheln ſein
Und kriecht hinein;
D'rinn hört man ſchnurren,
Und garſtig knurren;
Der Dachs wollt' luſtigen Zeitvertreib,
Die Iglin wahrte ihren Leib."

Mit dem Anfange dieſes Liedchens war Herr von Köckeritz mit Urſula am Ausgange des Waldweges erſchienen, war ihr beim Abſitzen behülflich geweſen und führte ſie jetzt, während der Knappe Leberecht die Pferde abzäumte und zu füttern begann, auf den Kurfürſten zu. Als der alte Veit ſeine Tochter zuerſt wieder ſah, ſtürzten ihm beinahe die Thränen aus den Augen, doch wußte er nicht, ob es anſtändig ſey, in Gegenwart des Kurfürſten ſich ſeinen väterlichen Gefühlen zu überlaſſen. In ſeiner Verlegenheit kaute er nur noch heftiger und ſah dabei überall nach dem verſprochenen Bräutigam ſeiner Tochter, aber nirgends war ein ſolcher zu ſehen. Dabei winkte er ſeiner Frau, die neugierig hinter der Ecke des Hauſes hervorſah, daß ſie ſich ohne Scheu nähern möchte.

Der Kurfürſt winkte dem ſingenden Stult, aufzuhören, als er Herrn von Köckeritz mit der

ſchönen Urſula näher kommen ſah, denn er wußte wohl, daß Stult's Späße keineswegs für Frauen gemacht waren. Er ſtand auf und ging auf das Mädchen zu, was Veit für den rechten Augenblick anſah, ebenfalls näher zu kommen.

„Nun, Jungfer Brinke! wo habt Ihr Euren Bräutigam? Hat Herr von Köckeritz ihm meine Einladung nicht gebracht? Nun? Fürchtet Euch nicht! Euer Vater und Mutter ſind ja hier. Da ſteht er und dort kommt auch Eure Mutter. Nun?"

„Verzeiht, mein gnädigſter Herr und Kurfürſt, ich bin ein gar einfältiges Mägdlein und habe nie Zwieſprach geführt mit Rittern und vornehmen Herren. Darum bin ich ſchier ängſtlich und weiß die Worte nicht zu ſtellen."

„Ei, ohne Zagen, Jungfer Brinke! Sprecht, warum iſt Euer Bräutigam nicht mitgekommen?"

Statt der Antwort ſtürzte ein Thränenſtrom aus den Augen Urſula's und das Bild ihres blutenden, zum Tode verwundeten Geliebten ſtand plötzlich in den lebhafteſten Farben wieder vor ihrer Seele.

„Der Junker von Schapelow", ergriff jetzt Herr von Köckeritz das Wort, „war gerade fortgeritten, um die Eltern aufzuſuchen, als ich nach Stolp kam, und wollte nicht eher wiederkehren, bis er ſie gefunden, denn er vermeint, ſie hätten ſich im Walde verirrt."

„Glaubt ihm nicht, Herr Kurfürſt!“ rief mit ſchluchzender Stimme Urſula, „es iſt ein falſcher, böſer Mann, der meinen Bräutigam mit dem Schwerdte blutig geſchlagen und ihn erlegt. O, mein Gott! mein Gott! ich unglückliches Mädchen!“

„Was ſoll das heißen, Herr von Köckeritz? Könnt Ihr denn keinen Frieden halten? Habe ich Euch deswegen fortgeſandt, um Händel und Unfrieden anzuſtiften? Gebt Acht! gebt Acht! daß Euch nicht fürder meine Gunſt entſteht. Nun? werde ich Antwort haben? Was heißt das Alles?“

„Ich Thor, auf die Zunge eines Weibes zu bauen!“ murmelte Herr von Köckeritz vor ſich hin. „Nun denn, Herr Kurfürſt! wenn es denn geſagt ſeyn ſoll; ja, ich habe den Bräutigam dieſes Mädchens geſchlagen im ehrlichen Kampf mit dem Schwerdte und für Euch habe ich das gethan, denn wißt, es iſt keiner von Schapelow, ſondern ein Junker von Dueiß, den Eure Acht getroffen und der mit dem Schelm, dem Kohlhas, im Stegreiſe reitet.“

„Was iſt mir das? — Geht es ſo zu in meinen Marken und bei meinem Hoflager? — Alter Schelm! gebt Ihr Euer Kind einem Vogelfreien zur Ehefrau? Sprecht, Brinke! Iſt es ein von Schapelow oder der wilde Burſche, der Dueiß, der mit dem Minkwitz mir Fürſtenwalde überfallen und geplündert?“

„Kurfürſtliche Gnaden! — ich — ſo will ich doch gleich verkümmern, wenn ich ein Wort von dem Allen verſtehe. Meine Tochter, die Urſel, das

Ding da hat noch gar keinen Bräutigam — das heißt, so viel ich weiß — denn — möglich iſt es zwar. — Beim heiligen Kaland! mir iſt wirr im Kopfe und ich weiß nicht mehr, was ich rede."

Lippold, der eben ſo befremdet und erſtaunt über das war, was er hörte, erkannte bald mit dem ihm eigenthümlichen ſcharfen Blick, daß leicht durch die Erklärung deſſen, was er ſelbſt noch nicht zu durchſchauen vermochte, Mancher verletzt, gefährdet und ſonſt Unangenehmes aus dem Handel entſtehen könnte, daher flüſterte er leiſe dem Kurfürſten ins Ohr:

„Wollen Ew. Kurfürſtliche Gnaden die Sache nicht lieber allein mit denen unterſuchen, die hier verdächtigt werden? Mir ahnt, daß offenes Verhör hier nicht gut thut."

Der Kurfürſt warf erſt einen ernſten Blick auf Lippold, dann auf die neugierig umherſtehenden Ritter ſeines Hofes, nickte dann mit dem Kopfe und ſchritt in das Haus, indem er laut rief:

„Herr von Köckeritz, alter Veit, Urſula, Lippold, dort hinein!"

Die Genannten folgten.

In demſelben Zimmer, wo Urſula heute früh ſorgenlos das Frühmahl an der Seite des geliebten Jünglings verzehrt, ſaß jetzt der Kurfürſt auf der Ofenbank, als die vier Geforderten eintraten und Lippold vorſichtig die Thüre ſchloß; den Narren

aber, der ſich mit hineindrängen wollte, mit einem heftigen Stoße vor die Bruſt zurückſchlenderte.

„Alter Brinke! erzählt mir, was Ihr von dem Allen wißt, ohne Scheu, Mann, ohne Scheu! Ich will Wahrheit!“ herrſchte der Kurfürſt den Eintretenden an.

Unter allen Anweſenden hätte der Kurfürſt keinen wählen können, der ihm weniger zu erzählen gewußt hätte, oder das, was er wußte, zu erzählen Luſt gehabt hätte, als gerade den alten Veit. Was ſollte er auch ſagen? Eingeſtehen, daß er mit Kohlhas Verkehr getrieben? Das wollte er nicht. Den Retter ſeiner Tochter vielleicht in's Unglück ſtürzen? Das erlaubte ihm die Dankbarkeit ſeines Vaterherzens nicht, alſo was nun? Verlegen drehte er ſeine lederne Kappe in der Hand, ſah bald ſeine Tochter, bald den erboſten Ritter an und kam aus dem Räuſpern und Huſten gar nicht heraus. Endlich faßte er ſich ein Herz und platzte los:

„Ich will Pönitenz thun mein ganzes Leben lang, Kurfürſtliche Gnaden! wenn ich weiß, wie meine Tochter, das unreife Ding, zu einem Bräutigam, noch dazu zu einem Junker gekommen iſt, der zwei Namen führt. Gott beſſer's! ich denke, an einem Namen kann jeder Chriſtenmenſch genug haben. Nichts für ungut, Kurfürſtliche Gnaden!“

Verdrießlich ſchlug der Kurfürſt auf den Tiſch.

„Wollt Ihr mir Mährlein und tollen Spuk vormachen? Jungfer Brinkin! jetzt frage ich Euch

und rathe Euch Gutes. Was iſt das mit dem Bräutigam, den Euer Vater nicht kennt? Ihr habt Zeit, daß Ihr redet, denn Euer Thun ſteht im böſen Licht und Ihr ſcheint mir eine leichtfertige Dirne, die ohne Wiſſen ihres Vaters mit wilden Junkern im Walde herumläuft."

Was die Drohungen des Kurfürſten nicht vermocht, das bewirkte ſein Verdacht, den er über ihre Tugend und Sittſamkeit äußerte. Urſula erzählte Alles, die Entführung durch die beiden Ritter, ihre Befreiung durch ihr unbekannte Leute, die Flucht hierher, die Ankunft ihrer Verfolger und den Zweikampf in dem Dorfe.

Während der Erzählung hatte das Auge des Kurfürſten mit flammendem Grimm auf dem Ritter geruht, deſſen Auge jetzt den Boden ſuchte.

„Pfui über Euer Schwerdt, Herr von Köckeritz! Tragt Ihr es zu ſchnödem Jungfernraube und mit Mißbrauch meines Kurfürſtlichen Namens und ſichern Geleits? Jetzt iſt mir Alles klar! Aber ich denke, ich bin der Sohn meines Vaters und weiß, was er mir auf dem Sterbebette empfahl; dem unbändigen Adel will ich Sitte lehren, ſo wahr ich den Brandenburgiſchen Kurhut trage! Gott helfe mir! Woher wißt Ihr, daß der Befreier des Mägdleins hier ein Dueiß iſt?"

„Die Jungfer hat es mir ſelbſt geſagt, als die Angſt um das Leben ihres Buhlen ſie die Verſtellung vergeſſen ließ."

„Das iſt nicht möglich, gnädigſter Herr!“ fiel hier Lippold dem Ritter in's Wort. „Ich ſelbſt habe den Junker vorgeſtern Abend in Geſellſchaft des Sächſiſchen Hauptmanns von Schackwitz bei dem alten Brinke hier geſehen. Wie wäre es möglich, daß Einer aus Kohlhaſe's Bande mit dem Hauptmann zuſammen käme, der auf ihn reitet?“

„Spart Eure Weisheit, Herr Kämmerer! Der, den Ihr einen Sächſiſchen Hauptmann nennt, war Kohlhas ſelbſt. Er rief es uns zu, als ſeine Knechte uns im Cöpenicker Forſte den Weg verrannten.“

„Seyd Ihr bei Sinnen!“ fuhr jetzt der Kurfürſt wild auf. „Geht es ſo fort, ſo macht Ihr mich ſelbſt zu Einem aus des Kohlhas Bande. Hat man je ſolchen Unſinn gehört? Das iſt aber Euer böſes Gewiſſen. Ja und wäre es ein Dutzend, ich ſtattete Eurer böſen Luſt zum Trotz das Mädchen hier ſo aus, daß er ſich mit denen von Köckeritz ſoll meſſen können.“

Da klopfte es an die Thüre und Ibrahim rief dem öffnenden Lippold zu: „Die Frau Kurfürſtin und Geſellſchaft und Polniſcher Geſandter und Kanzler kommen von Spandau bei Herrn Kurfürſten.“

Beſtürzt ſah Lippold auf den Kurfürſten, der mit dem Ausdruck unangenehmer Ueberraſchung ſich an den Tiſch lehnte, doch verrieth kein Wort ſeine Empfindung, und indem er allen Anweſenden befahl, hier ſeine Zurückkunft zu erwarten, eilte er,

von Lippold begleitet, aus der Thür, um die Kurfürstin zu empfangen.

Während draußen die Jagdhörner ein lustig schmetterndes Fanfare bliesen, um die Kurfürstin zu begrüßen, war Köckeritz aus der Thür geeilt, die nach dem Stalle führte, hatte sich auf das Pferd seines Knappen geschwungen, diesem gewinkt, augenblicklich das noch fressende Pferd aufzuzäumen und ihm zu folgen, und war, unbemerkt von dem bei der Ankunft der Kurfürstin beschäftigten Gefolge, durch den Wald nach Stolp gesprengt, hatte dort den wartenden Freund von Allem, was vorgegangen war, in Kenntniß gesetzt und beide eilten, den Zorn des Kurfürsten fürchtend, über Spandau und Nauen auf die Güter eines befreundeten Ritters.

Veit Brinke war mit seiner Tochter allein geblieben. Jetzt, wo er sich sicher wußte, auch Alles erfahren, was geschehen, brach sein langverhaltener Zorn los.

„Du ungerathene Dirne! Hab' ich Dich deswegen in Ehrbarkeit und Gottesfurcht erzogen, daß Du Dir einen Stegreifreiter auserwählst zu Deinem ehelichen Gemahl? Muß ich das in meinen alten Tagen erleben?"

„Scheltet mich nicht, Vater! scheltet mich nicht! Was ich gethan, bereue ich nicht. — Er rettete mich aus Entehrung und schimpflicher Schmach. Erst seit ich ihn gesehen, lebe ich; laßt mich fort, fort zu ihm, er liegt auf den Tod verwundet um meinet-

willen. Wer ſoll ihn pflegen und heilen, wenn ich, ſeine Braut und künftiges Eheweib, nicht um ihn bin? Um Gott! Vater, laßt mich hin zu ihm.“

„Daß ich ein Narr wäre! Denkſt Du, ich bin ſo thöricht wie Du? Haſt Du nicht geſehen, wie der Kurfürſt die Augen rollte, als er den Namen Duciß hörte? Einen Strolch und Buſchklepper zum Schwiegerſohn, das wäre mir etwas! Ach! was wird Deine Mutter zu all' dem ſagen, und die alte Gertraud! Wir wollen doch gleich hinaus zu ihnen. — Ja ſo! wir ſollten ja hier bleiben, bis der Herr Kurfürſt zurückkommt. Na, wenn ich heut nicht wirr im Kopfe werde von Allem, was mir begegnet, — und die Bude iſt nun auch zu, — während ich hier in Geſellſchaft von Kurfürſten, Juden, Türken, Rittern, Narren, verlaufenen Dirnen und Strolchen mich herumdrehe. Was iſt das für ein Schade für meinen Handel, einen ganzen Tag die Bude zu! Den Engliſchen Schweiß über Alle, die einen ehrlichen Bürger aus ſeiner ehrbaren Behauſung in verdammte, verhexte Wälder locken.“

Mit ſtierem Blick ſah Urſula während dieſer Klagen ihres Vaters aus dem Fenſter, um zu erſpähen, ob der Kurfürſt noch nicht bald zurückkomme. Dieſer aber fuhr fort:

„Am Ende geht es mir doch noch ſchlecht, wenn ſie erfahren, daß Kohlhas bei mir geherbergt; ſie werden mich anklagen, die Flucht der verdamm-

ten Diebe aus dem Dunkeller begünstigt zu haben. Na, einen Trost habe ich doch wenigstens. Ich will kein guter Christ seyn, wenn ich nicht nach Wittenberg reise und mir einen mächtigen Vorrath Lutherischer Traktätlein und Bibeln hole, denn mit dem Päpstischen Unwesen ist es nun bald vorbei. Das hat mir der Kurfürst im Vertrauen gesagt. — Ja so, ich soll es ja nicht weiter sagen! — Nein, der Kurfürst hat mir nichts gesagt, Ursel, verstehst Du? — Kann ich denn mein Maul nicht halten?"

So fuhr der alte Veit noch lange fort, seiner Tochter Vorwürfe zu machen, seine Unvorsichtigkeit zu verwünschen, sich mit dem Kohlhas und seinem wilden Junker eingelassen zu haben, und ängstigte so das arme, fast sinnlose Mädchen nur noch mehr. Niemand störte sie, denn draußen hatte sich Alles um den Kurfürsten versammelt, der eben seiner Gemahlin vom Pferde half und, ohne ihre Umgebung zu beachten, sie am Arm zu dem Teppich führte, auf den die Diener schnell einen Feldstuhl für die Kurfürstin gestellt.

XV.

„Was verschafft mir denn das Glück, Euer Liebden hier auf meiner Jagd zu sehen?" fragte der Kurfürst seine Gemahlin, als sie auf dem Feldstuhle Platz genommen.

„Mich trieb die Sorge her, mein Herr und Gemahl! ob Ihr auch Eurer Quetſchung am Knie nicht zu viel thut, und dann lüſtete es mich, bei dem ſchönen Wetter ein wenig zu reiten und Euch heimzuſuchen auf der Jagd.“

„Ei, ſo unvermutheter Zuſpruch und in ſo ſtattlicher Geſellſchaft ſoll mich ſchon erfreuen! — Seyd mir willkommen! Was ich erlegt, lege ich Euch zu Füßen, wie die alten Ritter zu thun pflegten. Nur für meine Frau Mutter bedinge ich mir ein paar tüchtige Hirſche von Euer Liebden aus.“

„Ich würde ſelbſt Eure Mutter Liebden heimſuchen mit dem, was Ihr erlegt, aber ich muß fürchten, daß mein Glaube und meine Religion von ketzeriſchen Predigern angegriffen wird, deren ſich eine immer größere Zahl dort verſammelt.“

„Wer einen feſten Glauben hat, auf Ueberzeugung und Zuverſicht gegründet, Frau Kurfürſtin! der braucht das vernünftige Argument eines gelehrten und gottesfürchtigen Mannes nicht zu ſcheuen. Keiner iſt ſo weiſe, daß er nicht der Belehrung und Hinweiſung bedürfte.“

Die Kurfürſtin wußte aus Erfahrung, daß ein Geſpräch dieſer Art zwiſchen ihr und ihrem Gemahl ſelten einen erfreulichen Ausgang zu nehmen pflegte, ſie brach alſo ab und fragte, auf den Polniſchen Geſandten deutend:

„Wißt Ihr denn ſchon, mein Herr und Gemahl! daß mein Königlicher Vater uns einen Beſuch ge-

ſchickt, der uns ſeinen Königlichen Gruß und Willfährigkeit bringt?“

„Wenn er es bei dem Gruß und der Willfährigkeit der Polniſchen Krone bewenden läßt, ſo denke ich den Herrn freundlich zu bewillkommnen, aber Ermahnungen und Nemenſtranzen bin ich nicht gewillt, mir vorerzählen zu laſſen. Wie heißt Euer Landsmann?“

„Bielovezki, Kaſtellan von Lublin, mein Herr und Gemahl! Ein mächtiger Staroſt, deſſen Stimme weit reicht auf unſeren Wahltagen.“

„Ja, das glaube ich; leider ſind aber immer ſo viele Stimmen, die weit reichen, auf Euren Wahltagen bei einander, daß keiner am Ende ſein eigen Wort hört. — Nun, wir wollen ſehen, was er bringt. — Herr Kanzler Lamprecht Diſtelmeyer! Iſt es Euch genehm? Wir haben mit Euch zu verkehren.“

Der ſo Gerufene näherte ſich dem Kurfürſten mit ehrfurchtsvoller Verbeugung und ſagte mit kalter, gemeſſener Stimme:

„Nur der Befehl der gnädigen Frau Kurfürſtin konnte mich bewegen, ohne den Willen Eures Kurfürſtlichen Gnaden Kämmerers hier zu erſcheinen, denn da mein Rath keine Eile hat und ich kommen kann, wenn es mir genehm iſt, ſo glaubte ich Ew. Kurfürſtliche Gnaden nicht auf eigene Hand in deren Jagdvergnügungen ſtören zu dürfen.“

„Aha, Lamprecht! Ihr habt es mir krumm genommen, daß ich Euch geſtern früh abſagen ließ!

Na, na! jedes Ding hat ſeine Zeit; will ſchon wieder einmal ſtill ſitzen und Euch geduldig zuhören dafür. Wißt Ihr, was der Pole da von uns will?"

„Trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, ihn unterweges zum Reden zu bringen, ſo iſt er doch ſchweigſam geblieben und hat nichts außer denen gewöhnlichen Redensarten und Umſchweifen verlauten laſſen. Mich bedünkt faſt, es wäre nur eine freundnachbarliche Beſchickung Eures Königlichen Schwiegervaters."

„Ja, da kennt Ihr meinen Schwiegervater ſchlecht, freundnachbarliche Beſchickung! den Guckuk auch! — Ich höre es ſchon, eitel Remonſtranzen und zur Güte reden wird es geben. Na, aber eine gute Weile ſoll er warten, bis er zu Worte kommt. Jetzt müſſen wir aber doch Anſtalten machen, den Herrn von — wie heißt er, Frau Kurfürſtin?"

„Bielovecyi, Kaſtellan von Lublin, Euer Liebden."

„Na ja! das iſt auch wieder ſo ein Name, den man nur an langen Winterabenden ausſprechen kann. — Diſtelmeyer! holt ihn mir 'mal her, und wenn er von andern Dingen anfängt, als von Gruß und Beſchickung, ſo helft mir und laßt ihn nicht zu Worte kommen."

Während der Kanzler auf den Polniſchen Geſandten zuging, um ihn zum Kurfürſten zu geleiten, rief dieſer ſeinen Kämmerer heran und gab ihm den Auftrag, die Angelegenheit mit dem alten Veit

Brinke und deſſen Tochter nach ſeiner Meinung in Ordnung zu bringen, weil nun doch keine Gelegenheit für ihn ſelbſt mehr dazu ſey, ſeit die Kurfürſtin mit dem Polniſchen Herrn angekommen. Ehrerbietig verbeugte ſich Lippold und eilte, dem Befehle ſeines Herrn nachzuleben.

Unterdeſſen war der Kaſtellan von Lublin, von dem Kanzler geführt, an den Kurfürſten herangetreten, hatte ſich dreimal verbeugt und begann ſeine Anrede: „Salve! Domine Elector!“ In wohlgeſetzter lateiniſcher Rede wollte er fortfahren, aber der Kurfürſt unterbrach ihn gleich bei den erſten Worten.

„Seyd mir willkommen, Herr Kaſtellan! Was macht der Königliche Vater meiner Kurfürſtin? Iſt er wohl auf mit ſeinem Hofe? Denkt er zuweilen an uns?“

„Mit hoher Freude ſpricht mein gnädiger Herr, der König, ſtets von dem Kurfürſtlichen Hofe. Se. Majeſtät hat mir aufgetragen, Euer Kurfürſtliche Gnaden alle freundnachbarliche Liebe und Zuhaltung zu verſichern, die in ſeinen Kräften ſteht.“

„Das höre ich gern, Herr Kaſtellan! wie heißt Ihr doch? Meine Hedwig hier hat mir zwar Euern Namen genannt, aber die Polniſchen Namen ſind ſo ſchwer zu behalten.“

„Bielovezi, Kurfürſtliche Gnaden! ein nicht unbekannter Name unter den Polniſchen von Adel, ſo gut wie irgend einer, der je auf dem Polniſchen Thron geſeſſen.“

„Ich weiß, ich weiß, Herr Kaſtellan! Man nennt Euern Namen weit und breit mit hoher Achtung", erwiederte der Kurfürſt, während er bei ſich dachte: „Habe in meinem Leben nichts von dem Großmaul gehört!" — „Schönes Wetter zur Jagd heute, Herr Kaſtellan! ſelbſt meine Kurfürſtin hat es angelockt, mich heimzuſuchen auf meinem Waidmannszuge, und es thut mir faſt leid, Euch kein beſſeres Obdach bieten zu können, als dieſe alten Fichten; aber ich denke, hier in den Forſten mir ein Jagdſchlößlein zu erbauen, in dem ich einen Polniſchen Herrn von Eurer Fürtrefflichkeit auch anſtändig bewirthen kann. — Was meint Ihr, Frau Kurfürſtin?"

„Mir iſt genehm, was mein Herr und Gemahl auch beſchließen mag. Iſt es mir aber erlaubt, einen Wunſch zu äußern, ſo hätte ich nicht übel Luſt, Euch ein Plätzchen zu zeigen, wo ich heut' vorbeigeritten und einen Augenblick geraſtet habe. Es liegt an einem kleinen See mitten im Spandauer Forſt, ich denke, die Jäger nennen ihn den Schlachtenſee."

„Das ſoll ein Wort ſeyn, Hedwig! Ich baue Euch dort ein Schlößlein, wo Ihr mich erwarten könnt, in Kurfürſtlicher Pracht und Umgebung, wenn Ihr mich wieder einmal auf der Jagd in ſo angenehmer Geſellſchaft heimſuchen wollt. Aber wie ſoll das Schlößlein heißen? Es ſollte mich freuen, wenn Ihr es ſelbſt taufet, und Herr von Wiellowiſchky ſo lange an meinem Hofe verweilte, bis er Pathenſtelle bei dem Kindlein vertreten kann."

„So nennt es „zum grünen Wald“, mein Kurfürstlicher Herr und Gemahl! denn dort stehen mächtige Fichten, deren dunkelgrünes Laub gar anmuthig und schweigsam sich in dem stillen See spiegelt.“

„Was meint Ihr dazu, Herr Kastellan! sollen wir es „zum grünen Walde“ taufen?“

„Ich dächte, der Name eines Heiligen wäre, wenn doch eine christliche Taufe geschehen soll, besser als der Name „zum grünen Wald“, und der Papst würde gewiß gern aus besonderer Willfährigkeit gegen Eure Kurfürstliche Gnaden —“

„Hört, auf die Willfährigkeit des Papstes habe ich kein rechtes Vertrauen. In Rom ist man nur willfährig, wenn wir Säcklein mit Böhmischen Groschen hinschicken, und auch dann nur, wenn es deren recht viele sind. Den grünen Wald haben wir wohlfeiler. Ich denke, es bleibt dabei. Gleich morgen soll Hand an's Werk gelegt werden und noch heute will ich dort vorbereiten und mir den Ort näher ansehen.“

„Wollen denn Eure Kurfürstliche Gnaden heute schon nach Berlin zurückkehren?“ fragte ehrerbietig der Kanzler Distelmeyer.

„Das versteht sich! Ihr würdet mir ja ein schönes Gesicht machen, acht Tage lang, wenn ich morgen nicht süße und geduldig stille hielte Eurem Reden, Meinen und Dafürhalten. Na, na! seyd mir nur nicht böse! Ich weiß, es meint es keiner von meinen Dienern ehrlicher und treuer mit mir

und meinem Kurhute, als Ihr, meinen Kämmerer ausgenommen. — Zu Pferde, Ihr Herren, zu Pferde! Wir wollen heut' noch ein neues Jagdschlößlein gründen, und denken vor Abend noch in Berlin zu seyn."

Wie ein Zauberschlag wirkte dieser Befehl des Kurfürsten auf alle rings umher. Unbeweglich hatten die Ritter und Diener gestanden, während der Kurfürst mit dem fremden Polnischen Herrn sprach. Nun aber war Alles Leben und Bewegung. Die Pferde wurden aufgezäumt, die Saumrosse wieder mit dem Geräth und dem erlegten Wild beladen; Alles packte, sattelte, lärmte und war thätig, das Abreiten zu betreiben. Lippold war unterdessen in das Haus gegangen und hatte dem alten Brinke aufgetragen, seine Tochter mit auf den Karren zu nehmen, der ihn hierher gebracht, dann aber nach Stolp zu fahren, zu dem verwundeten Junker, und dort zu harren, bis er selbst nachkommen würde.

Unter allerlei Redensarten hatte Veit seinen Karren wieder bestiegen, wies die neugierigen Fragen seiner Frau verdrießlich an die Tochter und trieb das müde Pferd den Waldweg nach Stolp entlang, während Lippold, von der Flucht des Ritters von Köckeritz in Kenntniß gesetzt, zum Kurfürsten eilte, um das Vorgefallene zu berichten.

Eben stieg der Kurfürst zu Pferde, als Lippold heran trat und meldete, daß Herr von Köckeritz dem Befehle des Kurfürsten getrotzt und durch den Wald fortgesprengt sey.

„Da haben wir's! Nichts als Trug und Tücke, was der Köckeritz von dem Junker von Schapelow ausgesagt. Dacht' ich es nicht gleich? Ist mir übrigens lieb, daß er fort ist. Ich war mit der Strafe in Verlegenheit, denn daß er das hübsche Mägdlein, die Jungfer Brinkin, geraubt, kann ich ihm eigentlich nicht verdenken. Ist gar ein schönes herziges Frauenzimmer, und daß er sich mit dem Schapelow gerauft, war auch wohl nur Eifersucht. Ich denke, wir thun gar nicht, als ob er fort wäre; ich nehme ihm eins seiner Erbgüter und damit soll's gut seyn, erinnere mich daran, Lippold!"

Mit diesen Worten hatte der Kurfürst sich im Sattel zurecht gesetzt, wobei Lippold ihm die Steigbügel hielt, und sprengte nun an der Seite der Kurfürstin und gefolgt von dem ganzen Troß der Jagd den Weg nach Stolp hinab.

Kaum unter den Blumen und Büschen des engen wurzeligen Waldweges angelangt, wurde der rasche Lauf des Pferdes von dem in den tiefen Gleisen knarrenden Karren des alten Beit aufgehalten. Auf die Seite zu fahren, war diesem unmöglich, denn von beiden Seiten faßte dichtes Tannengebüsch den Weg ein, er mußte also anhalten und zog ehrfurchtsvoll das Barett, während Frau und Tochter aufstanden und verlegen die Augen zu Boden schlugen.

Der Kurfürst grüßte lächelnd im Vorbeireiten den alten Beinke, und trug ihm einen Gruß an

ſeinen künftigen Schwiegerſohn auf. Der ſchönen Urſel warf er einen beſonders gnädigen und mehr als freundlichen Blick zu, den Lippold aufzufangen und auf ſeine Art zu deuten ſchien, dann er ließ das ganze Gefolge vorbereiten, hielt neben dem Karren und ritt langſam mit dieſem bis Stolp, während der Hufſchlag der enteilenden Pferde ſich ſchon längſt in der Stille des Forſtes verloren hatte.

XVI.

Noch lag der Junker von Dueiß, erſchöpft von dem ſtarken Blutverluſt und geſchüttelt von den Vorboten des Wundfiebers auf dem ärmlichen Binſenlager in einer Bettlade des Bauernhauſes, wohin ihn die mitleidigen Bauern gebracht, als Urſula, von Lippold begleitet, in das Zimmer ſtürzte und mit namenloſer Angſt fragend in die matten Augen ihres Geliebten ſtarrte. Ein flüchtiger Glanz belebte den kraftloſen Blick des Schwerverwundeten und er ſtreckte beide Hände nach dem Mädchen aus, für das er gern ſein Leben, ja ſeine ewige Seligkeit gegeben; aber die Arme ſanken matt wieder herab und kaum fühlte er den Druck, als Urſula ihr glühendes Geſicht auf ſeine Hände preßte und mit ihren Thränen benetzte.

Der alte Veit, der unterdeſſen den Karren in den Hof des Bauernhauſes gefahren, kam nun auch und ſah den Junker faſt bewußtlos auf ſeinem Lager. Gleich rief er:

„Da haben wir's! Richtig, 's iſt der Dueiß! Na, nun ſehe ich gar nicht hin! Iſt es die Menſchenmöglichkeit! O ich alter ſchnöder Eſel! Warum muß mich der Teufel reiten, Strolche in meinem ehrlichen Hauſe zu Gardelegener Bier einzuladen! Nun haben wir die Geſchichte! — Herr Geheimer-, Ober-, Hof-, Leib- und Haupt-Kämmerer! ich bitte Euch um Gotteswillen, ſagt dem Herrn Kurfürſten nichts wieder, ſonſt bin ich ein verlorner Mann und verderbener Bürger.“

So leicht ſonſt Lixyold auch die ſchwierigſten Verhältniſſe zu erkennen und zu durchſchauen vermochte, hier begriff er den Zuſammenhang nicht; erſt nach mehreren Fragen gelang es ihm, aus den unzuſammenhängenden Antworten des alten Brinke, der Betheuerungen ſeiner gänzlichen Unſchuld, Vorwürfe für ſeine Tochter und allerlei verwirrtes Zeug untereinander ſchwatzte, zu erkennen, wie es geſchehen, daß er von Kohlhas und ſeinem Junker getäuſcht worden ſey. In tiefes Sinnen verloren hörte er nicht mehr auf das Gewäſch des alten Brinke, verließ das Haus und ging nachdenkend vor dem Dorfe ſpazieren, während Brinkes Frau und Urſula den Verband des Verwundeten neu ordneten und dann ſelbſt die ermüdeten Glieder auf

eine Streu ſtreckten, welche die gaſtfreien Bauern ihnen zurechtgemacht. Scheltend und kaum den bewußtloſen Zuſtand des Junkers beachtend, warf ſich Veit auf dem Strohlager von einer Seite auf die andere und brummte zwar über die eifrige Sorge ſeines Kindes für den „Buſchklepper", wie er ihn nannte, wagte es aber doch nicht, ihr die Pflege des Unglücklichen zu verbieten, der eigentlich um ſeines Kindes willen die ſchwere Wunde erhalten.

So war der Abend herangekommen. Raſch dunkelte es herein und den ganzen öſtlichen Himmel bedeckte eine ſchwere ſchwarze Wolkenmaſſe, die immer höher heraufzog und ein Gewitter zur Nacht befürchten ließ. Lippold war nachdenklich an dem kleinen Arm des Wannſee's entlang gegangen, hatte ſich hin und wieder geſetzt, mit einem abgebrochenen Weidenſtabe Figuren in den Sand geſchrieben und die Grüße der vorbeigehenden oder von dem nun aufgehobenen Treiben zurückkommenden Bauern kaum erwiedert. Seine angeborne Schlauheit und die Leichtigkeit, mit der ſich ſein ſchmiegſames Weſen in alle Verhältniſſe fügte, ließ ihn über die Angelegenheit des Junker Dueiß, die ſo zufällig zur Kenntniß des Kurfürſten gekommen und deſſen Theilnahme erweckt hatte, ſorglicher nachdenken als gewöhnlich. Fern von allem Zwange, den ſeine Stellung am Hofe ihm auferlegte, athmete er hier in der freien Natur, von dem dunklen Walde umrauſcht und vor ſich den ſpiegelglatten, tiefen, dunklen Wannſee,

freier, bewußter, und konnte ſich ganz ſeinen Neigungen, ſeinem Hang zum Denken und Sondern überlaſſen.

„Darf der Kurfürſt es je erfahren", ſo überlegte er, „daß ich mich auf ſo grobe handgreifliche Weiſe von einem Straßenräuber und einem alten ſchwachköpfigen Reliquienkrämer habe hintergehen laſſen? Nein! Wer in der nächſten Umgebung eines Mächtigen dieſer Erde lebt, darf nie eingeſtehen, daß er ſich geirrt, während ſein ganzes Beſtreben dahin gehen muß, jenen zu Handlungen zu verleiten, die dem von ihm gegebenen Rathe widerſprechen, ſich aber in ihren Folgen als übereilt, unzeitig oder ſchädlich beweiſen. Nur dadurch ſtellt ſich der geiſtige Einfluß eines Untergebenen feſt. Der Junker von Dueiß darf in des Kurfürſten Meinung zur Zeit ſeines Beſuchs bei Brinke nicht mehr zu Kohlhaſens Bande gehört haben, und Kohlhas ſelbſt — die Hand verdorre dem kecken Burſchen dafür — muß untergehen, damit der Kurfürſt nie erfahre, daß nicht der Sächſiſche Hauptmann von Schackwitz, ſondern er ſelbſt in ſeinem Kloſet verkehrt. Den Sächſiſchen Hauptmann hoffe ich ſchon vom Kurfürſten fern zu halten, und das Geld, die Briefe und Nachrichten muß ich indeſſen zu erſetzen ſuchen. Aber der Junker! hm! das Mädchen liebt ihn — ſie iſt ſchön! Der Kurfürſt ſah ſie freundlicher, bedeutender an, als je zuvor ein anderes Weib, ſie muß mir und meinen Abſichten ergeben bleiben. Dueiß iſt ſchwer verwundet, ſtirbt vielleicht —"

„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ ſo unterbrach der Gruß eines vorübergehenden Bauers die Berechnungen Lippold's, und dieſer dachte bei ſich:

„Von Euch Chriſten ja, aber von mir nicht“, dann fügte er laut antwortend hinzu: „In Ewigkeit, Amen!“

„Und wenn er nun ſtürbe? Freilich dann läge die Sache anders, aber noch iſt er nicht todt, kann alſo reden und das darf er nur, wie ich will. Bringe ich ihn wieder zu Ehren, verſchaffe ich ihm ſein Erbgut wieder, ſo könnte er bei Hofe eine mächtige Stütze für mich werden, ſelbſt durch ſein Weib. Wahrlich, ſo muß es ſeyn! Ein gutes, feuriges, mit dem Schwerte drein ſchlagendes und ſüß blikkendes Gegengewicht für die hämiſchen Adeligen des Schloſſes. An's Werk denn! Heut Nacht will ich noch hier bleiben und morgen mit dem Früheſten Hand anlegen, Kohlhas todt, Schackwitz nach Sachſen zurück, Dueiß an den Hof, die ſchöne Urſel ſein Weib und dann eine eiſerne Hand in das Genick meiner Widerſacher.“

So die nächſte Zukunft ſich auferbauend, ging Lippold langſam auf dem hohen Uferrande zum Dorfe zurück und hatte es kaum beachtet, daß die Dunkelheit ſchon ihre dichten Schatten auf die ganze Umgegend gelagert. Plötzlich hörte er neben ſich unverſtändliches Gemurmel wie aus der Erde heraufſtönen. Er ſtand ſtill und warf einen prüfenden Blick um ſich her. Links neben ihm zog ſich eine

tiefe Schlucht, von dem Waldwaſſer geriſſen, das bei ſtarkem Regen von dem hochliegenden Waldboden ſich Bahn in den Wannſee gebrochen; aus dieſer Schlucht tönten die unverſtändlichen Laute herauf. Lippold näherte ſich dem oberen Rande derſelben, der, dicht mit Gebüſch bewachſen, dem Aufrechtſtehenden das Hinunterſchauen erſchwerte, und ſah neben einem kleinen, aus dürrem harzigen Tannenreis aufkniſternden Feuer ein altes Weib kauern, die unter ſeltſamen Bewegungen der Hände ein eintöniges Wendiſches Lied ſang. Ueber dem Feuer dörrten an einem ſchon ſchwarz gebrannten ſpitzigen Holze Kröten, Eidechſen, Unken und Fledermäuſe, während das alte Weib Kräuter und Wurzeln aus einem großen neben ihr liegenden Haufen ſonderte und ſorglich in kleine Büſchelchen zuſammen legte. Hinter dem Feuer ſtanden kleine Weidenſtäbe mit ſonderbaren, ungewöhnlichen Schriftzügen und Figuren, die durch theilweiſe Ablöſung der Rinde eingeſchnitzt erſchienen und, von der flackernden Gluth des Feuers beſchienen, wie in leuchtender zuckender Bewegung bald aufblitzten, bald von dem dicken, harzigſchwarzen Qualme dem Auge entzogen wurden, wenn ein leiſer Luftzug vom Waſſer her die Gluth heller anſchürte und den Rauch den Abhang der Schlucht hinauftrieb.

Lange bemühte Lippold ſich vergebens, zu verſtehen, was das alte Weib dort unten vor ſich hinmurmelte, endlich hörte er wohl aus einzelnen faſt

kreiſchend ausgeſtoßenen Worten, daß ſie Wendiſche Beſchwörungsformeln herſage, deren Sinn er zwar nicht verſtand, aber wohl aus Allem, was er ſah, ſchließen konnte, daß irgend ein alter heidniſcher Gebrauch, der ſich aus früheren Zeiten her erhalten, das alte Weib zu ſo ſonderbarem Thun hierher geführt. Als die Gluth durch immer neu hinzugelegte Tannenzapfen und Kienreiſig heller und heller aufflammte, da erkannte Lippold endlich das alte Weib, die heut morgen auf dem Karren Veit Brinke's geſeſſen und durch ihre unheimliche Häßlichkeit dem Kurfürſten aufgefallen war. Neugierig, was die Alte hier zu treiben und zu verkehren habe, näherte er ſich vorſichtig und geräuſchlos immer mehr dem Abhange der Schlucht und konnte ſo die ganze Ausdehnung derſelben überſehen. Jetzt erſt gewahrte er unter den dichten Büſchen, die den ſteilen Rand der Schlucht bewuchſen, einen roh behauenen Baumſtubben, deſſen oberer Theil die ungefähre Form eines Menſchengeſichts trug. Die grinſend verzogenen Züge ſchienen durch Abſchälen der dicken Rinde oder durch einige Hiebe mit der Axt hervorgebracht worden zu ſeyn, ſo roh, ſo wüſt ſah der Klotz in das vor ihm brennende Feuer.

Zu dieſem Fratzenbilde, das Lippold bald für ein Wendiſches Götzenbild erkannte, hatte die alte Gertraud ihre Sprüche und Formeln geſungen und ihm galt wahrſcheinlich das Opfer, das ſie ihm mit dem ekeln Gewürm brachte. Was konnte die Alte

zu ſo ſonderbarem Thun veranlaſſen? die ganze Erſcheinung hatte ſo viel Fremdartiges, ſo viel Unheimliches, daß Lippold ſelbſt ſich eines tiefen Grauens nicht erwehren konnte. Er ſah um ſo geſpannter hinab in die Schlucht, als er unter den unverſtändlichen, Wendiſchen Worten zu wiederholten Malen den Namen Dueiß zu hören geglaubt, und in der That, er irrte ſich nicht, eben rief ſie wieder mit widerlich lachendem Krächzen: „Queiſs proklatt! Queiſs proklatt!“ Lippold wußte, daß die Wenden ihre Flüche und Verwünſchungen durch das Wort proklatt bezeichneten und konnte es ſich nicht erklären, wie Dueiß, der jugendlich ſchöne, adelige Junker von einem Weibe aus der Familie des alten Brinke verflucht werden könne. Wie ſollte er aber erfahren, was die Alte dazu veranlaßt. Länger ſie belauſchen, wäre unnütz geweſen, denn er verſtand zu wenig Wendiſch, und fortgehen hätte ihm vielleicht für immer jede nähere Erklärung entzogen; er beſchloß alſo, ſeine Zuflucht zu einer Liſt zu nehmen, bog, von dem ſich aufmachenden Gewitterwinde und fernen Donner begünſtigt, die Büſche noch mehr auseinander, glitt vorſichtig von Wurzel zu Wurzel den Abhang hinab und kam ſo, ungeſehen von der eifrig beſchäftigten Alten, faſt dicht hinter dem Baumſtoß zu ſtehen, vor dem das Feuer brannte und die geſpaltenen Weidenſtäbe in der Erde ſteckten.

Eben folgte ein heftiger, weit durch die aufgetürmten Föhren hallender Donnerſchlag einem blen-

denden Blitze, da rief Lippold mit verſtellter, tiefheiſerer Stimme aus ſeinem Verſteck: „Was willſt Du, Weib aus der Wenden Stamm?“

Entſetzt ſtarrte Gertraud die grinſende Fratze vor ſich an. Die großen, roth geränderten Augen traten faſt aus ihren Höhlen und kraftlos ſank die Kauernde zur Seite nieder.

„Czernebog hat geſprochen! Czernebog ſey mir gnädig!“

„Warum fluchſt Du dem Dunkß?“ fuhr Lippold fort, und freute ſich über die gelungene Liſt, als die Alte, durch den jähen Schreck bethört, nicht Wendiſch, ſondern Deutſch ihm antwortete:

„Heiliger, neun Mal heiliger Gott meiner Väter! Gott der Rache und der Nacht! Hilf mir ihn verderben! Fluche ihm, wie ich ihm fluche! Er iſt der einzige Sohn eines Verführers, der mich in's Elend ſtieß, als er noch reich und mächtig war, mich, die Tochter Deiner geweihten Wendenfürſten, mich, den letzten Zweig des Hauſes Jaczko.“

Abermals rollte der Donner, brauſender durchfuhr, das ausbrechende Gewitter verkündigend, der Sturm den Wald, da kreiſchte Lippold:

„Was ſoll ich thun, um ihn zu verderben?“

„Czernebog! Czernebog! laß' ihn ſterben an der Todeswunde, die ihm heut' die Hand eines anderen, unreinen Chriſtenritters ſchlug! Laß' ihn ſterben unter Qualen der Nacht, reiße ihm das Herz aus der ſchnöden Bruſt und rühe es auf dem

Feuer der Rache, wie Dir dies Nacht-Gethier jetzt röſtet. Er liebt mein Kind, meine Sareſſa, die der hündiſche Chriſt ſeine Tochter glaubt. Er liebt ſeine Schweſter, er reißt ſie mit in ſein Verderben, wenn er Blut zu Blut verbindet in ſchnöder Luſt. Rette mein Kind und vernichte den Stamm deſſen, der mich entehrt."

Erſtaunt ſtarrte Lippold das entſetzliche Weib an. Wie ſollte er ſich erklären, daß Urſula nicht des alten Brinke Tochter, ſondern aus dem Stamm der Dueiße ſey. Gern hätte er weiter gefragt, aber der Donner ſchwieg, in Strömen ſtürzte der Regen herab und ſo ſchien es ihm nicht rathſam, die gewagte Täuſchung noch weiter zu treiben. Er ſchwieg alſo, riß einen Stein aus dem lockeren Sandboden und warf ihn mit jähem Schwunge in das Feuer vor ſich, daß es, von der ſchweren Laſt erſtickt, nur dicken Dampf emporwirbelte. Dann kletterte er an dem Gebüſch empor zum Rande der Schlucht und eilte, von dem dunklen Dach der Baumwipfel geſchützt, nach Stolp zurück. Beim erſten Hauſe des Dorfes klopfte er und ſagte den nach einigen Zögern öffnenden Bewohnern, daß an der Waldecke, wo der Wannſee ſich ausbreitet, in einer Schlucht ein armes, altes Weib liege, und in dem böſen Wetter verkümmern müſſe, wenn ihr nicht Hülfe würde, gab zugleich den Leuten einen Böhmiſchen Groſchen, und befahl ihnen, die Gerettete in das Haus zu bringen, wo der verwundete Ritter liege. Erſtaunt

und mit ehrfuchtsvoll abgenommener Mütze hörten die Bauern Lippold an und machten ſich gleich auf den Weg nach der bezeichneten Stelle. Lippold aber eilte dem Hauſe zu, wo Urſula noch an dem Lager ihres Geliebten wachte und ſchlich ſich in das Kämmerchen ein, das man ihm zur Nachtruhe angewieſen.

XVII.

„Guten Morgen, Herr Brinke!“ rief Lippold aus dem kleinen Fenſter ſeines Kämmerleins in die Dorfſtraße hinab, als er den alten Veit um vier Uhr in der Frühe vor dem Hauſe ſich mit friſchem Waſſer das Geſicht waſchen ſah. „Wie habt Ihr geſchlafen, alter Herr?“

„Schönen guten Morgen, Herr Geheimer-, Ober-, Hof- und Leib-Kämmerer! I nu, wie ſoll ich geſchlafen haben? Schlecht, hundeſchlecht! mit Eurer Erlaubniß. Das Stroh bin ich nicht mehr recht gewohnt, und die alten Glieder ſind ganz ſteif und ſtörriſch von dem harten Pfühl. Dabei ſteckt mir der Kopf voller Sorgen — was werden meine Kunden ſagen, wenn heut' meine Bude wieder nicht aufgemacht wird? Na, ſo will ich es doch auch verſchwören, jemals wieder Strolche und Buſchklepper

in mein Haus zu laden! Nichts als Sorge und Plage hat man davon, Gott beſſer's!"

„Was macht denn der Junker? Hat er die Nacht geruht?"

„Bis Mitternacht hat er geſtöhnt und geächzt, allerlei verwirrtes Zeug geſchwatzt, von Kämmen und Küſſen, vom Kurfürſten und einem alten Manne, den er nur den alten Eſel nennt. Gott weiß, was er damit ſagen will! Meine Urſel hat ihm das Kiſſen zurecht gerückt, hat ihm Waſſer zu trinken gegeben und nicht eher ein Auge zugethan, bis er eingeſchlafen war."

„Ein recht ſanftes, gutes Mädchen, Eure Tochter, Herr Veit!"

„I ja! Wenn ich nur in aller Welt wüßte, was ihr ſo plötzlich in den Kopf gekommen iſt. Das Ding hat ihr Lebtage immer ſcheu und züchtig gethan mit jungem Mannsvolk, und nun iſt ſie wie ausgewechſelt, müht ſich ab und iſt ſo zuthunlich, daß ich vor lauter Verwunderung ſie nur immer anſehe und wieder anſehe. Gott beſſer's!"

„Wartet doch ein wenig! Ich komme zu Euch hinunter. Wir wollen in der ſchönen Morgenfriſche eins zuſammen plaudern."

„Wie es Euer Geſtrengen genehm iſt", antwortete der alte Veit und dachte dabei: „Hol' der Teufel den verdammten pfiffigen Juden! Was der ſich nur um uns zu bekümmern hat?"

Lippold war jetzt heruntergekommen, gab dem wartenden Brinke die Hand und bot ihm auf's Neue einen guten Morgen, dann ſetzte er ſich mit ihm auf eine Bank des kleinen neben dem Hauſe liegenden Kohlgärtchens und begann das Geſpräch mit der Frage:

„Verſteht denn Eure Tochter etwas von der Wundarzeneikunſt, daß ſie ſo eifrig den Verband des Junkers beſorgt?“

„Ei, was wird ſie nicht, nur zu viel verſteht ſie von allerlei Dingen, die ſie auf der Welt Gottes nichts angehen, das hat ſie aber Alles von der alten Gertraud, die kocht auch Tränklein und kräftige Würzen, daß es nur ſo eine Art hat. Wird wohl auch 'mal ſo ein unheimlich altes Weſen werden, wie die Alte. Na, der liebe Gott wird die Gertraud hoffentlich bald zu ſich nehmen. Mir iſt ſie ſchon längſt zur Ueberlaß.“

„Ihr habt Recht, Veit! es iſt ein gar häßliches, widerwärtiges altes Weib, ſo häßlich, daß ſelbſt des Kurfürſten hohe Gnaden ſich darüber verwundert und beinahe entſetzt. Wie kommt's nur, daß Ihr Euch die Laſt in's Haus genommen?“

„Ja ſeht, Herr Geheimer-, Ober-, Hof- und Leib-Kämmerer! Als ſie zu uns kam, da war es ein gar ſtattlich Frauenzimmer und in meinem Leben hab' ich noch kein Weibſen ſo raſch alt werden ſehen, als die. Sie war da an der Wendiſchen Spree hinter Cöpenick zu Hauſe, und ich habe oft in dem

Hauſe ihrer Eltern gewohnt, als ich noch ein losleidiger Burſche war und mit meinem Päckchen dort herumhauſirte. Aber einen Nagel hatte ſie immer ſchon im Kopfe, und das Wendiſche Volk da in der ganzen Gegend that ihr Ehre und Unterthänigkeit an, weil ſie von einem alten Wendiſchen König oder Kaiſer, Gott weiß, was die Kerle damals vorſtellten, abſtammen und herkommen ſoll. Sie that auch immer ganz ſtolz und hochmüthig, bis ſie denn endlich zu Falle kam. Ein adeliger Herr machte ſich an ſie, und wie ſie an einem ſchönen Morgen 'mal aufſtand, da war's nicht richtig. Der Ritter hatte ſie angeführt, und wie das die Eltern und das Wendenvolk merkten, da jagten ſie das arme Ding hinaus, daß ſie nicht wußte, wo ſie ihr Haupt niederlegen ſollte. Endlich genas ſie eines Kindleins und hatte alſo eher ein Kind in der Wiege, als einen Eheherrn in der Bettlade. Na, Gott beſſer's! Zur ſelben Zeit genas auch meine Ehefrau eines Töchterleins, das war unſre Urſel, und da ſie ſchwach und kränklich war, ſo mußte ich ihr 'ne Amme ſchaffen. So kam die alte Gertraud mit ihrem Kinde in mein Haus. Aber das Wohnen in der Stadt bekam ihr nicht, ich ſchickte ſie mit den Kindern auf's Land und da ſtarb ihr eigenes Kind, mein Kind aber, meine Urſel, wurde ſtark und kräftig, ſie brachte es mir wieder und ſeit der Zeit iſt ſie ſo wie ein altes Hausgeräth in meinem Hauſe geblieben und meiner Frau zur Hand gegangen."

„Hm! alſo ihr eigenes Kind ſtarb?“

„Ja, geſtrenger Herr Kämmerer! aber das rührte ſie gar nicht, ſie hat nicht einmal geweint, wie mir die Dorfleute ſagten, denn ſie liebte mein kleines Urſelchen mehr, wie ihr eigenes Kind. Es iſt auch recht gut für das arme Wurm, daß es geſtorben iſt, denn der adelige Vater hätte ſich doch nicht darum bekümmert, weil er die Gertraud mit den Hunden vom Gehöft hetzen ließ, als ſie es ihm zeigen wollte.“

„Und wißt Ihr nicht, wer der von Adel war, der ſo unmenſchlich an dem armen Mädchen handelte?“

„Ich hab's gewußt, aber mein Lebtage wenig mich um anderer Leute Treiben bekümmert. Ich glaube, es war ein Quitzow oder ein von Quitz, aber beſtimmt kann ich es nicht ſagen, ungefähr ſo ein Name war es.“

„Was denkt Ihr denn aber nun anzufangen, oder was ſoll ich dem Kurfürſten von dem Verlaufe der Dinge ſagen, wenn er mich nach Euch fragt?“

„Ja, das mag Gott wiſſen! Aus lauter Gutmüthigkeit nahm ich den Kohlhas und ſeinen wüſten Geſellen bei mir auf, konnte ich denn ahnen, daß ſolch' Unheil daraus entſtehen würde? Wenn der Kurfürſt oder unſere Schöppen das erfahren, bin ich ein verlorner Mann!“

„Nun, beruhigt Euch nur, ich denke Euch diesmal noch heraus zu helfen! Der Kurfürſt darf nie erfahren, daß Kohlhas im ſeinem Kloſet geweſen,

und der Junker von Queiß wird wohl einwilligen, vorzugeben, daß er zur Zeit, als er bei Euch im Hause war, schon nicht mehr dem Kohlhas zugehalten. So denke ich, wird sich die Sache noch besser enden, als es jetzt den Anschein hat."

„Gott gebe es, Herr Kämmerer! mir wird unter den Haaren angst und bang, wie es noch kommen wird. Wenn Ihr Euch aber meiner annehmt, so hoffe ich zu einem gedeihlichen Ende zu gelangen. Nun will ich auch gleich wieder hinein und der Dirne, der Ursel, Vermahnungen geben und verbieten, sich weiter um den wunden Junker zu bekümmern."

„Das thut nicht, Veit! laßt dem Junker die Pflege des Mägdleins. Nehmt Ihr sie fort, so wird er gewiß nicht wieder gesunden. So lange er krank ist, hat es ja keine Gefahr, aber desto mehr, wenn er wieder gesund ist. Dann rathe ich Euch, habt ein wachsames Auge auf Euer Mägdlein, daß es ihr nicht geht, wie der alten Gertraud. Ist ein wildes Blut, der Junker, wie ich mir habe sagen lassen."

„Ihr habt Recht, Herr Kämmerer! ganz recht, ich will ihm das Mägdlein nicht fortnehmen, denn er hat sie doch eigentlich gerettet, und die Wunde hat er ja auch für sie bekommen. Alles, was recht ist! Sie soll ihn pflegen. Meine Hausfrau kann mit der Tochter und der alten Gertraud hier blei-

ben, ich muß aber nach Berlin zurück, denn meine Bude kann nicht länger zu bleiben."

„Wohlan denn, ſo kommt mit mir, ich reite langſam und Ihr könnt auf Eurem Karrengaul nebenher traben. Von Berlin aus ſchicke ich dann Jemand, der hier zur Ordnung ſieht. Und geht das Glück gut, wird Queiß wieder geſund, ſo reiten wir auch wohl zuſammen wieder heraus und holen die ganze Sippſchaft hier in die Stadt."

Der alte Veit ging in das Haus, theilte ſeiner Hausfrau den gefaßten Entſchluß mit und empfahl ihr Sorge und Aufſicht für die Tochter, eilte dann in den Schuppen, unter dem Karren und Pferd ſtand, legte eine wollene Decke als Sattel auf das letztere und war ſo bereit zum Ritte mit dem Kämmerer. Dieſer hatte ebenfalls ſein Pferd gezäumt und gegen ſieben Uhr Morgens ritten Beide durch den Forſt nach Teltow, von da aber geradeswegs nach Berlin.

XVIII.

Hoch ſtand die Sonne ſchon am Himmel, als Urſula erſt erwachte. Von den Vorgängen des geſtrigen Tages geiſtig und körperlich auf's Höchſte erregt, hatte ein tiefer, dumpfer Schlaf ſie zwar nicht erquickt, aber doch den Körper ſo geſtärkt, daß ſie ſich wieder aufrecht halten konnte. Ihr erſter

Blick fiel auf das Lager des Junkers, der noch immer im tiefen Schlaf lag und ſo blaß, ſo entſtellt ausſah, daß ſie kaum ihren Augen traute. Als ſie erwachte, lag es wie ein dunkler Nebel auf ihrer Stirn und ſie konnte gar keinen beſtimmten Gedanken faſſen, aber das Bild des leidenden Geliebten ſcheuchte augenblicklich dieſes dumpfe Hinbrüten weg und alles Erlebte ſtand wieder mit vernichtender Klarheit vor ihrer Seele. Leiſe erhob ſie ſich von dem Strohlager, ſchlich auf den Zehen zu dem Junker und lauſchte aufmerkſam auf jeden Athemzug, der ſich ſeiner fiebernden Bruſt entrang. Sein ſchönes Haar lag wild zerſtreut auf dem Kiſſen und war auf der Seite, wo der Verband ſaß, mit geronnenem Blute bedeckt. Die Augenlider zuckten hin und wieder wie von innerer Angſt und die Lippen kniffen, wie von peinigendem Schmerz durchzogen, ſich feſt an die Zähne. Leiſe, wie Urſula ſich dem Lager genähert, entfernte ſie ſich auch und verließ die Stube, um die Mutter aufzuſuchen, die draußen mit der Frau des Hauſes in der Küche verkehrte und für die Bereitung des Mittagsmahls ſorgte.

„Wo iſt denn der Vater, liebe Mutter?“ fragte ſie, als dieſe ihr mütterlich die Stirne küßte.

„Der Vater iſt fort, nach Berlin zurück, und hat uns hier zur Pflege Deines Retters zurückgelaſſen. Wir werden wohl acht Tage hier bleiben müſſen und nun haben wir keine reine Wäſche. Denke nur Kind, morgen iſt Sonntag, und wir ha-

ben keine reine Wäſche! Das iſt mir nicht geſchehen, ſeit ich Deinen Vater geehelicht. Keine reine Wäſche!"

Ei, ich denke, der Vater wird uns ſchon ſchikken, was wir zur Nothdurft gebrauchen."

„Wo denkſt Du hin! Der Vater ſollte mir über meine Schränke gehen? Nein, lieber wollte ich einen ganzen Monat lang ohne reine Wäſche leben, ehe der Vater mir die Ordnung in dem Leinenzeug ſtört. Denke nur, wie er Alles in Unordnung bringen würde. Ich glaube, der Schlag träfe mich, wenn ich meine Wäſche herumgeriſſen und in Unordnung ſehen müßte! Ach Gott! ach Gott! was ſind das Alles für ungewöhnliche und jämmerliche Begebenheiten!"

„Hat denn der Vater die alte Gertraud mitgenommen? ich ſehe ſie ja nirgend?"

„Alſo das weißt Du auch noch nicht? Die hatte ſich geſtern Abend aufgemacht, um gute geſunde Kräuter für Deinen Junker zu ſuchen, wie ſie ſagte; da hat das Gewitter zur Nacht ſie überraſcht und die Leute aus dem Dorfe haben ſie, ganz entkräftet, naß und erkältet von dem heilloſen Regen, nach Hauſe gebracht. Ich war heute in der Frühe ſchon bei ihr, aber ſie ſchwatzt wieder einmal ſo viel tolles, verwirrtes Zeug, daß Niemand aus ihr klug wird. Jetzt liegt ſie hinten in der Scheune zwiſchen Strohbündeln und ächzt und huſtet, daß man ganz angſt wird, ihr zuzuhören."

„Wißt Ihr nicht, Mutterchen, ob der Junker erwacht iſt, während ich ſchlief?“

„Nein, mein Kind, er ſchlief ſo feſt, wie Du. Nicht einmal der Vater hat ihn geſtört, als er um vier Uhr aufſtand und vor das Haus nach friſchem Waſſer ging. Der Schlaf thut ihm gut. Gott gebe ſeinen Segen dazu, er hat es um Dich reichlich verdient. Sieh', ich habe Dir auch einen ſchönen Buchweizenbrei gekocht, der ſoll uns gut thun nach der geſtrigen Sorge und Plage.“

Urſula ging jetzt wieder in die Stube zurück, fand den Junker noch immer im tiefen Schlafe, räumte leiſe, und mit ſtets ſorglichen Blicken auf ihn, die Strohſchütten hinweg, ſetzte Alles an ſeinen ordentlichen Platz, kehrte und ſäuberte die Tiſche, Schemel und Geräthe, und ſetzte ſich dann in dem arm, aber reinlich ausſehenden Zimmer an das Laget des Geliebten, ſeine Hand in der ihrigen, ängſtlich die Pulsſchläge zählend. So kam elf Uhr heran und zur gewöhnten Zeit brachte Frau Brinke eine hölzerne Schüſſel mit Buchweizenbrei herein, zu dem ſpäter noch ein Gericht geröſteter Fiſche kam, das ihrer Kochkunſt Ehre machte.

„Sieht das nicht lecker und einladend aus, Urſelchen? Na, nun ſetze Dich aber auch hier zu uns. Sollteſt Du es wohl glauben, habe ich auf meine alten Tage hier bei den Bauersleuten noch etwas gelernt. Sieh' nur, unſere Wirthin macht die Fiſche nicht ſo, wie ich, ja, jeder hat ſo ſeine eigene

Art, und wenn ich es recht bedenke, iſt ihre Art beſſer, ſie reiben die Fiſche erſt mit Zwiebeln und Suppenkraut, ehe ſie ſie röſten. Na koſte einmal! was man doch Alles erlebt und erfährt."

Mit bittendem Blick auf die Mutter, daß ſie durch das laute Sprechen den Schlummer des Kranken nicht ſtören möge, ſetzte Urſula ſich zum Tiſch und lobte gern, was die Mutter gekocht, denn ſie wußte ja, wie wohl ihr das that.

Nach Tiſche ſchlug der Junker die Augen auf. Wie aus langem, quälendem Traum erwacht, ſah er ſich erſtaunt rings um, wollte ſich aufrichten, aber der Schmerz ſeiner Wunde rief ihm ſeine Hülfloſigkeit zurück. Nur die Arme ſtreckte er nach der Geliebten aus und ein ſeliges Lächeln belebte das bleiche Geſicht, als ſie herbei eilte und, liebevoll ihn ſtützend, behülflich war, ſich auf die andere Seite zu wenden.

„Wie iſt Euch, Herr Junker? Hat der Schlummer Euch erquickt? Wie fühlt Ihr Euch?"

„Wie im Himmel, mein ſüßes Mädchen! da Du mir beim Erwachen entgegentrittſt. Ich habe ſchwer geträumt. Liebſt Du auch den wilden Junker noch, der Dir ſo viel Sorge, ſo viel Kummer macht?"

„Von ganzem Herzen liebe ich Euch, das weiß Gott und die heilige Jungfrau, aber nun ſtrengt Euch auch nicht an, folgt mir und laßt mich Eure Pflegerin ſeyn. Ich weiß, daß Verwundete und

Sieche nicht viel reden dürfen, es thut Euch wahrlich Schaden. Nicht wahr, Ihr folgt mir? Ich will Euch ſchon heilen. Ihr ſollt mir geſunden, oder mein Gebet müßte keine Kraft haben im Himmel, und ich habe doch noch nie etwas gethan, was ſolche Züchtigung des Himmels verdiente."

Gern hätte Queiß geantwortet, gern dem holden Mädchen die geſchäftigen Finger geküßt, wie ſie an dem Verbande ſo zart und vorſichtig neſtelten, aber er ſollte ja nicht, und regungslos lag er, nur mit den Augen jede Bewegung, jedes Nähern oder Entfernen verfolgend. Urſula nahm den Verband ab, reinigte die klaffende Wunde von dem geronnenen Blute, legte neues Linnen mit Kräuterſäften auf, die eine alte Frau des Dorfes in dienſtfertiger Eile ihr gebracht und als ſie geendet, das Ganze ſchützend bedeckt, da bat ſie ihn, ob er nicht erlauben wolle, daß ſie nun auch das dunkle, ſtarre Blut aus ſeinen Haaren waſche. Mit froh gewährendem Blick antwortete ihr Queiß und mit Luſt machte Urſula ſich an das Entwirren der Haare.

„Seht, Herr Junker! ſo geht es in der Welt, vorgeſtern kämmtet und flochtet Ihr mein Haar in der Cöpenicker Heide, heut' kämme und ſondere ich das Eure. Möchte ich doch faſt daſſelbe ſagen, was Ihr damals ſagtet, wißt Ihr noch? Ei, das ſchöne Haar! Und um meinetwillen, um eines armen Mägdleins willen habt Ihr es Euch mit Blut befleckt und verwirrt. Seht nur, ſchon fügt es ſich

unter meinen Händen. Ei, ich habe faſt Luſt, Euch Flechten aufzurollen und an die Seiten zu ſtecken wie einer Dirne. Ach, das ſollte Euch ſchon kleiden! Aber der Bart, ja der Bart müßte dann doch erſt fort. Das ginge nicht zuſammen, Flechten auf dem Kopfe und einen Zwickelbart auf der Lippe. So, nun bin ich ſchon fertig! Ich habe Euch doch nicht weh gethan? Nicht etwa gerupft? Nein, antwortet mir nicht. Ihr ſollt ja nicht reden, weil es Euch ſchaden könnte."

So ſtark ſich Dueiß auch beim Erwachen gefühlt, das Anlegen des neuen Verbandes und der von ihm unterdrückte Schmerz, als die Wunde von der Luft berührt wurde, hatte ihn ſchon wieder erſchöpft. Ermattet ſchloß er die Augen und Urſula beeilte ſich, ihm das Kiſſen zurecht zu rücken, ihn ganz in die Decke von Schafpelzen einzuhüllen, die der Wirth des Hauſes in chriſtlicher Barmherzigkeit hergegeben, und durch ein leiſes Entfernen die Ruhe des Geliebten nicht zu ſtören.

Es war ein wunderſchöner, ſonnenwarmer Sommertag geworden nach dem Gewitter geſtern zur Nacht. Die friſche Luft wehte ſo kühlend und erquickend in die Thür des Hauſes hinein, daß Urſula beſchloß, dem Beiſpiel der Bauernweiber, die vor ihren Häuſern ſaßen und ſpannen, nachzuahmen. Sie ſetzte ſich mit ihrer Mutter und der Wirthin auf eine Bank, dicht unter dem Fenſter, wo der

Junker lag, so daß sie bei einer geringen Wendung des Kopfes das Innere des Zimmers und die Bettstatt leicht übersehen konnte. Die Räder schnurrten lustig und Frau Brinke verlor sich bald in ein Gespräch mit der Bauersfrau über die beste Art, Wäschlauge aus Büchenasche zu bereiten. Lange dauerte es nicht, so kam wie zufällig eine der anderen Bauerfrauen herbei und erkundigte sich nach kleinen Wirthschaftsangelegenheiten, verweilte auch so lange, bis sie eingeladen wurde, sich mit ihrem Spinnrade doch freundnachbarlichst zu ihnen zu setzen, und so sammelten sich, da Andere diesem Beispiele folgten, bald alle Weiber des Dorfes mit ihren Rädern um Frau Brinke und ihre Tochter, hoffend, nun das Nähere über die seltsamen Vorgänge des vorigen Tages zu hören.

Besorgt, ob der Junker nicht vielleicht erwacht sey und irgend einen Wunsch hege, stand Ursula öfter auf und ging an die Thür des Zimmers, die auf den Flur führte, der vorn von der Dorfstraße und hinten vom Gärtchen her einen Eingang hatte. Eben stand sie wieder lauschend, den Kopf zwischen die Thür gesteckt, da zupfte sie Jemand am Kleide, und erschreckt, aber den lauten Ausruf unterdrückend, sah sie den alten Klaus Hurt, den Wärter aus Kohlhasenbrück, vor sich stehen, der, als er die spinnenden und schwatzenden Weiber vor der Hausthür bemerkt, es vorgezogen hatte, ungesehen durch den Kohlgarten in das Haus zu kommen.

„Mit Verlaub, Jungfer! Nun, nun, erſchreckt nur nicht! Ich bin ja der alte Klaus Hurt, bei dem Ihr geſtern übernachtet, ich wollte mich nur nach unſerem Junker erkundigen, der hier ſo ſchwer verwundet liegt. Wie geht es ihm denn? Gelt, Ihr pflegt und wartet ſein?“

„Wie ſollte ich den Retter meiner Ehre nicht pflegen und ſeiner nicht warten, wenn er um meinetwillen leidet? Ich hoffe, es geht gut, und iſt es mir nur vergönnt, bis zu ſeiner Geneſung um ihn zu ſeyn, ſo denke ich, wird er in drei Wochen das Lager wieder verlaſſen können.“

„Hm, Gott vergelt es Euch, was Ihr an unſerem Junker thut! Seht, ich komme eigentlich, um zu fragen, ob Ihr irgend etwas braucht und vonnöthen habt. Der Herr hat neulich einen ganzen Frachtwagen mit Kräutern und Wurzeln, Salben und Wundbalſam angehalten, und das Zeug liegt nun alles in meinem Keller. Vielleicht könntet Ihr etwas davon brauchen. Auch Geld kann ich Euch geben, wenn Ihr deſſen bedürft; ſo eine funfzig Böhmiſche Groſchen denke ich beim Herrn wohl zu verantworten.“

„Ich danke Euch, alter Mann! das Geld mögt Ihr dem Bauersmann geben, in deſſen Hauſe wir ſind, aber von den Kräutern und dem Wundbalſam bringt mir, ſo viel Ihr tragen könnt. Die alte Gertraud und ich wir wollen dann ſchon ausſuchen, was dem Junker vielleicht heilſam iſt.“

„Das ſoll ein Wort ſeyn! Ich erwarte den Herrn jede Nacht zurück. Er muß Aufenthalt an der Grenze haben oder die Sächſiſchen Fuhrleute mit zu ſtarker Bedeckung reiſen, ſonſt müßte er letzte Nacht ſchon gekommen ſeyn. Na, er wird einen ſchönen Schreck bekommen, wenn er hört, daß ſein Junker darniederliegt und der Kurfürſt bei meinem Hauſe gejagt und das Waidmahl gehalten hat. Jetzt lebt wohl, Jungfer! In zwei Stunden bin ich wieder da und bringe Euch ſo viel ich tragen kann von dem Zeuge."

Mit dieſen Worten entfernte ſich der alte Claus Hurt eben ſo unbemerkt, wie er gekommen war und Urſula kehrte wieder in den Kreis der ſpinnenden und erzählenden Frauen zurück. Sanft ſchlummerte der Junker fort und nur gegen Abend regte er ſich ein wenig, nach Trank und Speiſe verlangend. Kaum hatte Urſula ihm gereicht, was ihr dienlich ſchien, ſo entſchlummerte er auf's Neue und ließ ihr Zeit, dem alten Claus entgegen zu gehen, der auch beim Anbruch der Dämmerung, mit einem großen Korbe auf dem Rücken, aus dem Walde kam und auf die Harrende zuging.

„Der Herr kommt heut zur Nacht! eben iſt ein Knecht von uns gekommen und hat mir geſagt, ich ſoll für Vorrath an Bier und Wild ſorgen. Er hat neun große Frachtwagen angehalten, die Kaufleute geſchlagen und jetzt ſind ſie auf dem Wege nach unſerem Hauſe; das wird ein Leben geben und

einen Jubel zur Nacht! Da nehmt, was ich habe ſchleppen können! Gott geſegne es dem guten Junker! Ich muß jetzt im Dorfe herum bei unſeren Zuhaltern und Fiſche kaufen und das geſtohlene Wild von der geſtrigen Kurfürſtenjagd. Gehabt Euch wohl! mir brummt der Kopf von Allem, was ich noch zu thun und herzurichten habe.“ Damit eilte der Alte auch ſchon wieder fort.

Urſula dachte mit ſorgenvoller Unruhe daran, daß Kohlhas den Geliebten ihrer Pflege entziehen, ihn vielleicht mit ſich fortnehmen und wieder zu dem wilden Stegreifreiten verführen könnte. Was hätte ſie, das ſchwache Mädchen, wohl dagegen thun ſollen? Aber nein, Queiß hatte es ihr ja feierlich gelobt, dem ſündigen Treiben zu entſagen, und feſt vertraute das liebende Mädchen dem Worte des Geliebten. Sie fand Troſt in der tiefen Ruhe des heiteren Sommerabends, der ſie umgab und malte ſich mit reizenden Farben die Zukunft an der Seite des Erwählten. So ging ſie langſam in das Dorf zurück, nachdem ſie, unter einem Buſche ſitzend, erſt den Inhalt des Korbes gemuſtert und das genommen hatte, was ſie der frühe Unterricht ihrer Amme als heilſam erkennen laſſen. Raſch dunkelte der Abend herein, als ſie das Zimmer wieder betrat, und kaum ließen ſich die Gegenſtände im Zimmer noch erkennen, als ſie ſich über das Kiſſen des Schlafenden lehnte und ſeine Athemzüge belauſchte. Dann ſetzte ſie ſich zur Seite des Lagers

nieder und sah den dunkel verglühenden Abendhimmel durch das kleine Fenster mit immer schwärzeren Wolken sich umziehen. Frau Brinke war unterdessen mit den Bauerfrauen in die große Spinnstube des gegenüber liegenden Hauses gegangen, und lustig schnurrten die Räder bei eifrigem Gespräch, das kaum auf Augenblicke unterbrochen ward, wenn ein neuer Kienspahn in die eiserne Klammer am Heerde gesteckt wurde.

In tiefes Sinnen verloren, schreckte sie plötzlich ein seltsames Scharren und Kratzen an der anderen Seite des Lagers auf. Es raschelte und krächzte, hob sich und wankte etwas da, wo sie sich allein geglaubt hatte. Bald erkannte sie in dem unheimlichen Gast ihre Amme Gertraud, die wahrscheinlich während ihrer Abwesenheit in das Zimmer gekommen und nach dem kranken Junker gesehen hatte.

„Seyd Ihr es, Mutter Gertraud?" flüsterte sie leise über das Lager hinüber zu der sich Aufrichtenden.

„Wohl bin ich's, mein Töchterlein! Ist er noch nicht todt?"

„Um Gott! wie fragt Ihr nur so sonderbar? Er wird doch nicht sterben?"

„Warum sollte er nicht sterben? Fleisch und Blut muß sterben und auf wem der Fluch ruht, der kann nicht leben. Wahrlich, Dir wäre besser, er läge schon eingesargt unter welkem Rasen, und

ich könnte einen Stein der Verwünschung auf das Grab werfen!"

„Wie sprecht Ihr nur so sonderbar, Mutter Gertraud, was hat Euch mein Bräutigam gethan, daß Ihr so Böses über ihn wünscht?"

„Hi hi hi hi! Dein Bräutigam? Armes, betrogenes Ding! Er ist nicht Dein Bräutigam und nie wird er es werden. Er stirbt, das hat mir der gesagt, dessen dunkle Boten jetzt auf dem Kissen des Sünders sitzen und an dem Verbande zerren, daß er ihn nicht heile. In Blitz und Sturm hat er zu mir gesprochen und er hält sein Wort, denn er ist der Born der Rache und der Vergeltung."

„Sprecht Ihr vom Ritter von Köckeritz, Mutter Gertraud? Wer könnte sich sonst an dem Junker rächen wollen?"

„Du fragst noch? Kind der Sünde und der Angst! Hätte ich doch nicht gedacht, daß Ihr so Euch wiedersehen würdet. Er lag in schönen Windeln und von drei Wärterinnen gepflegt, als sein Vater mich mit Hunden aus seinem Gehöft hetzen ließ. Damals hatte ich Dich auf dem Arm, Du warst in elende Lumpen gehüllt und suchtest vergebens nach der Milch in meinen vor Hunger versiegten Brüsten. Nun liegt er in Blut und Wunden, und Du nennst ihn Deinen Bräutigam? Hi hi hi hi!

„Schwatzt nicht so unheimliches, seltsames Zeug, Mutter! Ihr macht mir Grauen und Angst. Ihr

habt Euer Kind im Sinne, das ist ja längst todt. Wie wäre ich in Lumpen auf Euren Arm gekommen? Mein Vater sorgte ja reichlich für mich, so hat mir die Mutter immer gesagt."

„Ja ja, mein Kind, meine Saressa ist todt! Hi hi! Du hast recht, mein Töchterchen! Ich schwatze tolles Zeug durcheinander! Ich wollte, sie lebte, dann könnte ich sie doch offen vor aller Welt mein Kind, mein Blut nennen. Nun darf ich's nicht, denn wo ist das Rabenweib, das ihrem Kinde, statt Armuth, Elend und Leibeigenschaft, nicht gern das Glück der Welt-Ehre gönnte?"

„Still, still, Mutter Gertraud! der Junker regt sich."

„Ursula, Ursula, meine traute Braut! Bist Du bei mir?" so fragte der Erwachende jetzt, als er sich rings von Dunkelheit umgeben sah.

„Wohl bin ich hier, Herr Junker! Hat Euch die Ruhe erquickt?"

Wie neugeboren fühle ich mich! Die Wunde brennt zwar, aber die quälenden, dumpfen Träume, die mich in der Nacht gepeinigt, sind jetzt fort, frei ist die Stirn, und Deine Nähe scheucht jeden Schmerz."

„Euer Kohlhas wird zur Nacht in das Haus kommen, wo Ihr mich gestern hingebracht. Er hat einen reichen Fang gethan und der alte Wärter Claus wird ihm erzählen, daß Ihr so schwer darniederliegt."

„O, nun iſt Alles gut! Nun iſt er ſelbſt da, und ich kann ihm ſagen, Mann gegen Mann, Auge in Auge, daß ich ihn verlaſſe, mich losſage von dem wilden Reiten auf Sächſiſche Krämer, und den Kurfürſten um Löſung des Banns bitten will.“

„Hi hi hi hi! Das wirſt Du nicht, mein Bürſchchen!“ krächzte da die Alte. „Du ſtehſt von dieſem Lager nicht wieder auf, bis die Leichenwäſcherin Dir die Glieder ſtreckt, und ein weiß Hemdlein den letzten Dueiß zum letzten Gange deckt.“

„Wer ſpricht hier neben meinem Lager!?“ rief der Junker entſetzt, die Hand ſeiner Geliebten drükkend, die vergebens der alten Gertraud zurief, ſie möge ſchweigen.

„Eine ſtattliche, Wendiſche Leibeigene, mein Junkerchen, deren Elend und Jammer Dein ſchnöder Vater auf ſeinem Gewiſſen hat! O, was gäbe ich darum, läge er ſo vor mir, wie jetzt ſein Sohn vor mir liegt! Wie wollte ich ihm ſein Sterbeliedlein ſingen!“

Da unterbrach ein Geräuſch vor dem Hauſe die Sprechende. Der Schein brennender Kienſpähne fuhr an dem dunklen Fenſter hin und beleuchtete mit rother Gluth die Wände. Stimmen ſprachen durcheinander und ein Pferd ſchnaubte, ungeduldig mit dem Hufe den Boden ſchlagend. Bald darauf öffnete ſich die Thür und ein großer, ſtattlicher Mann, in dem Kleide eines Einſpännigen des Kurfürſten, trat, von Frau Vrinken geführt, in das Zimmer,

das der Schein einer Lampe jetzt vollständig erleuchtete. Die alte Gertraud kauerte sich murrend in dem Winkel zusammen und Ursula hatte die größte Mühe, den Junker zurückzuhalten, denn der wollte sich aufrichten, als er den gewaffneten Mann hereintreten sah.

„Liegt hier der Junker von Schapelow oder von Queiß, wie er sich nennt?" fragte mit rauhem, aber gutmüthigem Tone der Eingetretene.

„Ich bin es! Was verlangt Ihr von mir?" erwiederte der Junker.

„Nichts, Herr! Der Kurfürst schickt mich, um Euch zu schützen, und Acht zu haben auf den von Köckeritz. Ich soll bei Euch bleiben und Wache halten mit meinem Pferde, bis Ihr genesen seyd und nach Berlin könnt, denn der Kurfürst will selbst mit Euch verkehren."

Ursula und ihre Mutter, die erst ängstlich die Ankunft des Kurfürstlichen Einspännigen gedeutet, beruhigten sich jetzt und sahen in dieser Sendung neue Hoffnung für eine gnädige Erlösung des Junkers aus der Acht, die seinen Vater so schwer getroffen.

Der Einspännige ging, um sein Pferd erst unterzubringen und kam dann in das Zimmer zurück, untersuchte das Fenster, den Lehmofen, die Wände, ob außer der Thür kein anderer Eingang vorhanden sey, legte dann das schwere Schwerdt und den Dolch auf den Tisch, rückte sich Stühle zurecht, auf

die er ſitzend die Beine ſtrecken konnte, und verlangte eine Kanne Bier von der Wirthin des Hauſes. Das Gewünſchte wurde ihm gebracht und gemächlich ließ er die hohen Reiterſtiefel über das Knie hinab, dehnte ſich auf ſeinem Stuhl zurecht und wiſchte ſich nach dem erſten Trunk ſchnalzend den Schaum von Lippe und Schnurrbart.

„Iſt Jemand den Tag über hier geweſen oder hat vorgefragt, ſeit der Herr Kämmerer und Euer Vater hier abgeritten ſind, Jungfer?“ fragte er nun.

„Nein, Herr! Niemand, kein Menſch hat ſich um den Verwundeten bekümmert.“

„Hm, das iſt gut, denn der Herr Kämmerer will nicht, daß irgend Jemand mit dem Junker verkehre, bis er ſelbſt von Berlin wieder zurück iſt.“

Weiter ſagte der Einſpännige nichts, aber er ſaß trotz des ſpäter werdenden Abends feſt auf ſeinem Stuhl und fragte auch nicht, wo er wohl die Nacht zubringen könnte. Urſula und ihre Mutter mußten alſo glauben, daß er den Auftrag habe, den Junker nicht aus den Augen zu laſſen. Und ſo war es in der That. Beide Frauen mußten alſo darauf bedacht ſeyn, die Nacht über bei der Wirthin in einem Bodenkämmerlein zu ſchlafen, was ſich um ſo leichter thun ließ, als der Mann zum Nachtfiſchfang mit anderen Bauern nach Sakrow gefahren war. Nur mit Widerſtreben ließ ſich die alte Gertraud hinter dem Bette des Junkers hervorholen und

in die Kammer zu den Frauen führen. Man sah, wie sie beschäftigt gewesen war, die einzelnen hervorstehenden Binsenhalme zusammen zu flechten und Knoten daraus zu machen, so daß die ganze Seite des Lagers, wo sie gekauert, mit Knoten und Geflecht bedeckt war. Ursula bemerkte das kaum, als sie alle die Binsenhalme, deren Spitzen von der Alten so verflochten worden waren, emsig herausriß und in der Schürze hinaustrug, um sie in der Küche zu verbrennen, denn sie kannte den alten Volksglauben wohl, daß verflochtenes Stroh und Binsen im Lager eines Kranken dessen Genesung verhindere.

So befand sich der Einspännige bald ganz allein in dem Zimmer des kranken Junkers. In langen Zügen schlürfte er das Bier aus der Kanne und starrte gleichgültig vor sich hin, während eine Grille hinter dem Lehmofen ihr eintöniges Zirpen begann. Eine Stunde mochte er wohl so gesessen haben, als draußen in der Dorfstraße sich der Hufschlag eines Pferdes hören ließ. Augenblicklich fuhr der Einspännige aus seiner trägen Ruhe auf und eilte an das Fenster; aber draußen war es dunkle Nacht und das an das Licht der Lampe im Zimmer gewöhnte Auge vermochte nichts zu erkennen. Bald hörte er einen Reiter vom Pferde springen, die Stimmen mehrerer Männer und Frauen, und dann die klirrenden, schweren Tritte eines Bewaffneten in dem Flur des Hauses.

In der aufgehenden Thür ſtand ein Mann von hohem, kräftigem Wuchs in braunem, ledernem Koller und großem Reitermantel von ſtarkem Fries. Mit feſtem Blicke maßen ſich die beiden Männer, als erwartete jeder die Herausforderung des andern, endlich fragte der Einſpännige: „Wer ſeyd Ihr, Herr? im Namen des Kurfürſten!“

„Ei, der Sächſiſche Hauptmann von Schackwitz, der ſich erkundigen will, wie es ſeinem Junker geht!“ antwortete lächelnd Kohlhas, denn er war es ſelbſt, der, kaum in dem bergenden Waldhauſe angekommen und von ſeinem alten Wärter von dem, was vorgefallen, unterrichtet, ſich aufgemacht hatte, um ſeinen Liebling zu ſehen.

„Womit könnt Ihr beweiſen, Herr, daß Ihr der ſeyd, für den Ihr Euch ausgebt?“

„Mit nichts, als mit meiner Fauſt hinter Dein ungeſchlachtes Ohr, wenn Du es mir nicht glauben willſt.“

„Oho! pfeift der Kuckuk aus dem Loche? — Seht Euch vor, Herr! Ich habe in Tunis und Tripolis andere Burſche, als Ihr ſeyd, zur Ruhe gebracht. Ich ſtehe hier im Namen des Kurfürſten und frage Euch, weil mir befohlen worden iſt, Niemanden in die Nähe des Junkers zu laſſen, bis er geneſen iſt.“

„So ſo, das klingt gleich ganz anders! Du ſollſt gleich ſehen, daß mich der Junker als ſeinen Hauptmann erkennt. Dann wirſt Du es mir doch

glauben", und an das Lager des aufmerksam zuhörenden Queiß tretend, rief er aus:

„Grüß Dich Gott, Junker! Nun, wie geht's? So schlimm ist es wohl nicht, als der alte Claus es mir gemacht?"

Statt aller Antwort drehte der Junker den Kopf auf die andere Seite und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Er kennt Euch nicht oder will Euch nicht sehen!" rief jetzt der Einspännige; „also erspart mir die Mühe, Euch hinauswerfen zu müssen und geht von selbst."

„Die Mühe will ich Dir wirklich sparen, denn Mühe sollte es Dir schon machen, dafür stehe ich Dir; aber ich sehe wohl, mein Junker liegt im Wundfieber und erkennt mich nicht. Doch möchte ich wissen, wie es kommt, daß der Kurfürst Dich hergeschickt, um ihn zu bewachen. Wenn Du einen tüchtigen Trunk gut alt Bier nicht verschmähst, so komm, wir setzen uns vor das Haus und Du erzählst mir, was Du weißt. Daß ich der Hauptmann von Schackwitz wirklich bin, das mag Dir dies große Siegel an dem Briefe beweisen, den mir der Kämmerer Deines Herrn vor wenigen Tagen selbst gegeben, und wenn Du lesen kannst, auch die Aufschrift."

Der Einspännige betrachtete den Brief von allen Seiten und glaubte dem Siegel, auch ohne lesen zu können; er willigte daher in das Vorge-

ren Kohlhasen's, und Beide saßen bald darauf vor dem Hause auf derselben Bank, wo Nachmittags die Frauen gesponnen hatten, bei einem Kruge besseren Bieres, als die Wirthin vor Kurzem dem Einspännigen vorgesetzt.

„Des Kurfürsten hohe Gnaden langes Leben und Gesundheit!" begann Kohlhas beim ersten Trunke das Gespräch. „Seyd Ihr schon lange unter den Einspännigen?"

„Seit heute früh, Herr Hauptmann!" antwortete der Gefragte.

„Wie ist mir das? Seit heute früh und schon ein Auftrag vom Kurfürsten selbst? Ei, das nenn' ich mir Beförderung!"

„Laßt Euch sagen, Herr! Ich war bis heut' Stadtwappner des wohlweisen Rathes, aber der Kurfürst beschied mich vor einigen Tagen zu sich, und ich kam heute früh, als die Jagd vorbei war, auf den Schloßbau. Der Herr fand Gefallen an mir, weil ich unter dem Kaiser in Tunis und Burgund mit dreingeschlagen, und ich mußte gleich den Wappenrock der Einspännigen anziehen. So bin ich's geworden, weiß selbst nicht recht wie. Dann nahm der Kämmerer mich mit in sein Closet und befahl mir, hierher auf die Wacht zu reiten."

„So so! Nun ich denke, der Herr Kämmerer wird zufrieden mit Euch seyn. Ihr seyd ein bärbeißiger Bursche und ich wünschte mir fast auch so einen, wie Ihr seyd, unter meinen Lanzen. Aber

für bloßes Geld kriegt man ſolche Leute nicht, es muß auch Ehre dabei ſeyn, und die iſt bei Kurſächſiſchen Lanzen zur Zeit nicht zu holen. Hat denn der Kurfürſt ſelbſt nicht mit Euch über den Junker geſprochen?"

„Nicht ein Wort! Der Herr Kämmerer ſagte mir aber, es ſey der eigene Befehl des Herrn. Eigentlich weiß ich auch nicht recht, was ich hier ſoll. Bald ſchien es, als wollte der Herr Kämmerer mir eine recht lange Geſchichte erzählen, bald war er wieder ſtumm und maß mich mißtrauiſch vom Kopf bis zu den Füßen. Endlich blieb es dabei, ich ſollte hier ordentlich Wacht halten und zum Rechten ſehen, auch ſo lange hier einliegen, bis der Herr Kämmerer ſelbſt käme."

„Von dem, was hier vorgegangen, wißt Ihr mir alſo auch nichts zu ſagen, als was die Leute hier im Dorfe wiſſen?"

„Nichts, gar nichts, nicht einmal, wie Euer Junker eigentlich heißt. Der Herr Kämmerer nannte ihn bald von Ducitz und bald von Schapelow. Einen Namen muß er doch haben und wer zwei führt, mit dem iſt es nicht recht richtig, das iſt ſo meine ſchlichte Meinung."

Während der Einſpännige ſo ſprach, fühlte Kohlhas, daß ihm von hinten Jemand am Mantel zupfe, er ſah ſich um und bemerkte in der Thüre eine weibliche Geſtalt, die den Finger auf den Mund hielt und mit der anderen Hand ihm winkte,

als habe ſie ihm etwas zu ſagen; etwas ſchärfer hinſehend, erkannte er die Tochter des alten Brinke und deutete durch Nicken und Zeichen mit den Augen an, daß er ſie verſtanden, und ſuchen würde, allein und unbemerkt von dem Einſpännigen, zurück zu kehren. Urſula verſtand ihn und verſchwand wieder in die Tiefe des Hausflurs, während Kohlhas aufſtand, zu ſeinem Pferde ging und die Bezahlung für das Bier auf den Tiſch warf. Er empfahl dem Einſpännigen, gute Wacht zu halten und ſprengte dann die Dorfſtraße hinab in die laue, dunkle Sommernacht hinein. Während der Einſpännige in das Zimmer des kranken Junkers zurückkehrte und ſich den Schlaf durch die Erinnerung an ſeine Kriegesfahrt in Tunis zu vertreiben ſuchte, kam Kohlhas zu Fuß in das Dorf zurück, ſchlich ſich an das Haus und fand Urſula ſchon ſeiner harrend, die ihm nun Alles, was vorgegangen war, erzählte, ſo daß er kopfſchüttelnd rief:

„Armer Junker! Es ſteht ſchlimm um Dich!"

XIX.

Eben war der Kämmerer Lippold vom Kurfürſten zurückgekommen. Alles war ſchon ſtill und öde in dem weitläuftigen Schloßbau. Der Kurfürſt hatte bei ſeiner Gemahlin das Abendmahl einge-

nommen und war früher, als gewöhnlich, in seine Gemächer zurückgegangen, weil einige Hoffräuleins einen Streit unter sich über die Vorzüge der Lateinischen vor der Deutschen Messe begannen, in den die Kurfürstin sich gemischt und endlich ihren Gemahl zum Schiedsrichter aufgerufen. Statt aller Antwort war der Kurfürst aufgestanden und hatte das Gemach verlassen. Beim Ausziehen war er einsilbig gewesen und Lippold kannte seinen Herrn zu gut, als daß er nach dem Grund seiner üblen Laune hätte fragen sollen. Kaum war es neun Uhr, als der Kämmerer das Closet des Kurfürsten verließ und Ibrahim sein Lager auf der Thürschwelle wieder einnahm. Eilig schritt Lippold durch die langen, schwach erleuchteten Gänge zu seiner Wohnung in dem Giebelhause neben dem Schloßbau, wo jetzt die Schloß-Apotheke sich befindet, und fand auf dem Flur vor seinem Zimmer schon mehrere Personen, die seiner zu harren schienen. Rasch überflog sein Blick die Wartenden, dann fiel die kleine Thür hinter ihm zu und er war allein in seinem niedrig gewölbten Zimmer, dessen Fenster auf die Spree hinaus gingen. Ein Diener in langem, schwarzem Talar und eine Mütze von Fuchspelz auf dem Kopfe, rückte ihm den Stuhl zurecht, nahm den Mantel ab und schnürte die hohen Schuhe auf, deren Sohlen, mit dickem Filz belegt, die Schritte Lippold's fast unhörbar machten.

„Ist das Nachtessen bereit, Jedidjah?" fragte Lippold den geschäftigen Diener.

„Zu Eurem Befehl, Herr!“ antwortete dieſer.

„Wer war hier heut' Abend, während ich auf dem Schloßbau mich befand?“

„Der Schwerdtfeger Rolpin, Herr! er brachte Euch das gehärtete Eiſen zu den neuen Münzſtempeln, die Ihr zu ſchneiden gedenkt.“

„Gut, ſonſt Niemand?“

„Der Polniſche Geſandte hat Euch einen koſtbaren Fuchspelz geſchickt, und denkt Euch morgen aufzuwarten.“

„Wie viel iſt er werth, Jedidjah?“

„Mehr als alle Eure anderen Pelze zuſammen genommen, Herr! Am Kragen iſt eitel Gold und ſchwerer Zindel.“

„Mein Weib ſoll es abtrennen, Jedidjah! hörſt Du, Mann? Nichts von Zindel und Gold an mir. Geh' morgen früh um fünf Uhr zu dem Polniſchen Herrn und ſage ihm, ich würde ſelbſt kommen und ſeine Befehle vernehmen. Jetzt laß' mir den Ephraim herein, er ſteht draußen hinter der Thüre; führe ihn durch das Cloſet, daß die Andern nicht ſehen, wie ich ihn früher vorlaſſe, als ſie.“.

Während Lippold das gehärtete Eiſen zu den Münzſtempeln genau unterſuchte und dann einen kleinen Kaſten von ſchwarzem Holze, mit ſchweren Eiſenbändern und Schlöſſern verwahrt, [illegible]nete, kam der Jude Ephraim demüthig durch das Cloſet und ſtand, leiſe huſtend, an der Thüre.

„Gelobt ſey der Gott unſerer Väter, Herr Kämmerer! Was ſteht Euch zu Befehl?"

„Du weißt Beſcheid in der Prignitz und Zauche, Ephraim! Gürte Deine Lenden und nimm den Stab des Wanderers in Deine Hände; Du ſuchſt dort den Sächſiſchen Hauptmann auf, der auf den Kohlhas reitet, er heißt von Schackwitz. Du mußt ihn finden binnen drei Tagen und ihm dies Geld und dies Schreiben von mir übergeben. Dann bleibſt Du bei ihm und verläßt ihn nicht eher, bis er die Marken verlaſſen und in Sachſen iſt. Iſt das geſchehen, bringſt Du mir Antwort. Sprich unterweges bei unſeren Leuten ein und frage, wie es geht mit der neuen Münze. Was ſie von alten Stücken erübrigt haben, ſollen ſie ſchicken, ich präge es um, ſie haben Vortheil davon. Sag' ihnen, es ginge gut und feſt ſtünde ich beim Herrn. Hörſt Du?"

„Soll mich die Sonne nicht wärmen und der Regen nicht näſſen, wenn ich nicht thue, wie Du geſagt", antwortete Ephraim, nahm Geld und Brief und entfernte ſich demüthig, wie er gekommen.

„Jedidjah!" rief jetzt Lippold, „geh' dem Ephraim nach und vertraue ihm, als wenn es von Dir käme, daß ich noch einen andern Boten abſchicken würde, der ihn beobachten und berichten ſoll, ob er genau thut, wie ich geheißen."

Während Jedidjah dem Entlaſſenen nacheilte, öffnete Lippold die Thür nach dem Flur und rief:

„Herr Brinke, iſt es Euch genehm, in mein ſchlechtes Gemach einzutreten? Ich ſtehe ganz zu Euren Dienſten!“

Verwundert, daß Lippold ihn, trotz des trüben Lichtes, beim Durchgehen im Flur erkannt, eilte der Gerufene in das Zimmer und ſchloß vorſichtig die Thür hinter ſich. Lippold zog auch noch einen ſchweren Vorhang davor, ſo daß draußen nichts von dem gehört werden konnte, was im Zimmer geſprochen wurde.

Aengſtlich erwartend, was der gefürchtete Hofjude ihm zu ſagen habe, ſtand Brinke dicht an der Thüre und ſah ſich aufmerkſam in dem Zimmer um. Große Nußbaumſchränke faßten es von allen Seiten ein, nur ein Tiſch und Stuhl ſtanden in der Mitte, ſonſt war weder Geräth noch Bequemlichkeit zu ſehen. Aber die ſchweren, eiſernen Doppelſchlöſſer und Krammen an den Schränken bewieſen deutlich, daß Lippold Wichtiges und Koſtbares in ihnen aufbewahre, äußerlich indeſſen ſeine Einfachheit und Demuth zur Schau tragen wollte, von der er im Innern ſeiner Wohnung, in den Gemächern ſeines Weibes, und namentlich in ſeinem Cloſet, nichts wußte.

„Meiſter Brinke! Ihr habt Urſach, Euch zu freuen! Ich habe den Strick, der ſchon ſo ſicher und feſt um Euren Hals lag wie Eure Halskrauſe, gelöſt, habe vorſichtig daran gezupft und gerüttelt, bis er locker und immer lockerer geworden. Nun

seyd Ihr aus aller Gefahr. Der Kurfürst weiß durch mich, daß der Junker v. Queiß schon längst den Kohlhas verlassen und mit dem Sächsischen Hauptmann ihn verfolgt hat. Es sey Eure Sache, Euren Schwiegersohn dazu zu vermögen, daß er dasselbe aussagt. | Dann hab' ich es durchgesetzt, daß das eingezogene Erbgut derer v. Queiß dem Junker wiedergegeben wird, wenn er verspricht, seinen Vater, den alten bösen Mann und unruhigen Ritter, nicht dort zu herbergen. So gleicht sich das Geschehene aus. Ihr aber werdet hoffentlich nie vergessen, wem Ihr Eure Rettung verdankt?"

„Ei, ich werde doch nicht, Herr Geheimer-Ober-Hof-Kämmerer! Ich habe einen hohen Schwur gethan, mich nicht wieder in solche Irrsale einzulassen, und wenn mein Urselchen gar eine Edelfrau wird, dann weiß ich gar vor Dankbarkeit nicht, was ich aufstellen soll."

„Noch sind wir aber nicht so weit. Ich habe erst noch einen Auftrag für Euch. Ihr reitet heut zur Nacht noch nach Stolp, wo Eure Tochter des kranken Junkers wartet. Dort werdet Ihr einen Einspännigen von des Kurfürsten reisigen Knechten finden, dem bringt diesen kleinen Ring zum Zeichen, daß ich Euch sende, und wartet da, bis Ihr Nachricht bekommt von Kohlhas, der gewiß dort in der Nähe lauert, und wenn mich nicht Alles trügt, seinen verwundeten Junker besuchen wird. Merkt Ihr, daß er in der Nähe oder sonst wo zu treffen ist,

ſo ſchickt mir eiligſt den Einſpännigen und laßt mich rufen. Ich habe Zwieſprach zu halten mit dem wilden Vogel, auch Euretwegen! Habt Ihr mich verſtanden?"

„Ganz und gar, Herr Kämmerer! aber wer ſoll denn morgen meine Bude aufmachen, wenn ich in Stolp ſitze? Und dann habe ich ein Gelübde gethan, in meinem Leben kein Geſpräch mehr mit Wegelagerern und Strolchen zu vollführen."

„Gut, Herr, ſo laßt Euch hängen! Mir kann es recht ſeyn. Ich bin wohl ein rechter Thor, mich Eurer anzunehmen. Geht, geht, Herr Brinke! Auf ſolche Antwort war meine Dienſtfertigkeit freilich nicht gefaßt."

„Um's Himmelswillen, Herr Geheimer-Ober-Hof-Kämmerer! Nehmt doch meine einfältige Rede nicht gleich ſo krumm! Ich reite ja ſchon! — Hängen ſoll ich mich laſſen? — Den Henker auch! Nein, lieber verkehre ich noch drei Jahre mit eitel Buſchkleppern und Geſindel!"

„So lebt wohl, Herr Brinke! reitet tüchtig zur Nacht und laßt mich bald von Euch hören. Auf Wiederſehn!"

Tief gebückt ſchlich Brinke zur Thür hinaus und holte erſt Athem, als er unten vor dem Giebelhauſe wieder in der freien Luft ſtand. Kaum in Ruhe gekommen, ſollte er ſchon wieder hinaus in neue Fährlichkeiten. Von ganzem Herzen verwünſchte er den Juden, den Junker und alle, die ihm in den

Kopf kamen; aber was war zu machen? Derselbe Gaul, der ihn erst vor Kurzem auf einem Karren nach Stolp geführt, trabte um 11 Uhr schwerfällig und steif mit dem hin und her wankenden Brinke durch den Spandauer Forst.

Kaum hatte die Thür von Lippolds Zimmer sich hinter Brinke geschlossen, als der Diener Jedidjah einen Mann im Kleide eines Bürgers einführte, den Lippold kurz begrüßte und fragte:

„Nun, ist Alles verladen? Stehen die Wagen bereit, Herr Fuhrherr Niklas Krampe?"

„Ich warte nur noch auf Euren Befehl, Herr, um abzufahren."

„Gut, seht zu, daß die Fässer gut verpackt sind und unscheinbar von außen. Das Geld ist richtig gezählt, 100 Mark neugeprägte Joachimsgroschen. Ich weiß noch nicht, wenn es des Kurfürsten hohe Gnaden genehm seyn wird, Euch abfahren zu lassen, aber ich denke, es kann jeden Tag, ja, jede Stunde seyn. Den Befehl dazu bringt Euch ein Einspänniger. Hier auf diesem Papiere findet Ihr das Verzeichniß der Orte, wo Ihr rastet. Bis zur Sächsischen Grenze geht es langsam, dort verweilt Ihr Euch ein oder zwei Tage in der Gegend und kommt dann zurück bis Brandenburg, wo Ihr das Geld abliefert an die Kämmerei. Fragt Euch Jemand unterweges, wo die Fuhre hin soll, so sagt Ihr nach Wittenberg. Ich gebe Euch keine Reisigen mit, damit das Fuhrwerk keinen Verdacht erweckt,

und in den Raſtorten ſagt Ihr, es wäre eine Ladung Blei."

„Ich denke, Ihr werdet zufrieden ſeyn, Herr Kämmerer, und mir mehr dergleichen anvertrauen!" Mit dieſen Worten verließ der Fuhrherr Niklas Krampe den Kämmerer, der jetzt ſeinem Diener den Auftrag gab, die Uebrigen, die noch draußen harrten, auf morgen früh um 5 Uhr zu beſtellen, und dann in das Zimmer ſeines Weibes ging, die ihn ſchon längſt erwartete.

„Laß Dich küſſen, Du guter lieber Mann!" ſo empfing das ſchöngeſchmückte Weib den Eintretenden, indem ſie ihn mit beiden Armen umſchlang und zu dem Seſſel führte, der hinter einer mit ſchwerem Silbergeſchirr beſetzten Tafel des Hausherrn erwartete.

„Du biſt wohl ermüdet, Lippold? Den ganzen Tag habe ich Dich nicht geſehn! Soll ich Dir das Wamms ausziehen? Hier, Dein Pelzkäppchen!"

„Dank Dir, mein gutes Weib Sarah! In der That, ich bin müde, erſchöpft und läßig. Aber bei Dir finde ich neue Stärkung, neuen Muth für mein ſchweres Thun. Laß' uns eſſen!"

Schweigend trug Jedidjah eine ſilberne Schüſſel mit duftend gewürzter Bierſuppe auf den Tiſch und Sarah füllte ſorglich des Gatten Teller, mit ſüßem Kuß die Geſchäftigkeit begleitend.

„Wie war heut' der Herr?" fragte Sarah, während Lippold aß.

„Ei, wie immer! Launisch, je nachdem ihn Geschäfte und Schwierigkeiten plagen; aber für mein Vorhaben war er günstig. Ich habe erreicht, was ich gewollt. Geht Alles gut, so ist mir eine sichere Stütze am Hofe gewonnen. Sarah, ein neues Reich beginnt für mich und mein Thun! Kann ich den Kurfürsten mit der That dahin bringen, wohin Wünsche ihn jetzt schon führen, so stehe ich fest für alle Zeiten und nichts vermag mich zu stürzen."

„Du sprichst in Räthseln, Mann! Ich kann Dir nicht folgen."

„So höre denn: Fünf Mal, seit er von der Jagd zurück ist, hat er schon von der Schönheit des Mädchens gesprochen, von der ich Dir erzählt. Er beneidet den glücklichen Junker und findet keine Freude bei seiner Kurfürstlichen Gemahlin, wo er sonst spät zu Abend blieb. Siehst Du das Netz noch nicht, dessen erste Faden sich schon verschlingen und, von meiner Hand geleitet, uns einen gar kostbaren Fischzug versprechen?"

„Lippold, Du spielst ein hohes, verwegenes Spiel! Aber ich sorge nicht. Dein Geist beherrscht, was Dich umgiebt, und Du wirst Unglück abzuwenden wissen. Führe mir das Mädchen zu, ich bin doch neugierig, dies Wunder von Schönheit kennen zu lernen und was ich thun kann für Deine Zwecke. Du weißt, Lippold, ich bin Dein treues liebendes Weib, nichts wird mir schwer, was ich für Dich und Deine Pläne thun kann."

„Gieb mir von dem gebratenen Lammfleiſch, Sarah! — Du ahneſt noch nicht, wie feſt ich das Mädchen in meiner Hand halte und wie ſie meinem Willen ſich beugen muß. Ihre Zukunft iſt mein Eigenthum, ich kann ſie verderben, ſie erhöhen oder vernichten. Ein glücklicher Zufall ließ mich erfahren, daß ſie nicht die Tochter des alten verwirrten Brinke, ſondern aus dem Hauſe derer v. Queiß und eine Schweſter des Junkers iſt.“

„Um Gott, Lippold! willſt Du zugeben, daß ein Bruder ſeine Schweſter ehlicht und heimführt als ſein Weib?“

„Warum nicht, Sarah? Sind es nicht Chriſten? Sind ſie nicht aus dem Volk, das uns verfolgt und peinigt, um ihres tollen Glaubens willen? Sie ſollen in verbrecheriſchem Bunde vor dem Altar ihres unreinen Tempels eingeſegnet werden und dann ihr Lebelang in meiner Hand ſeyn, der ich das Geheimniß ihrer Geburt kenne!“ rief Lippold mit dem Ausbruch lang verhaltenen Grolls und erhobener Stimme.

„Du biſt fürchterlich, Mann, in Deinen Plänen, in Deiner berechnenden Klugheit!“ ſeufzte eingeſchüchtert ſein Weib.

„Nicht doch, nicht fürchterlich! Gut bin ich Dir, Sarah! von Herzen gut; aber laſſe jetzt das Geſpräch von dem, was künftig ſeyn wird. Komm, laß mich Dein ſchönes, ſchwarzes Haar löſen, laß mich die Augen küſſen, in denen ich

mein Glück gefunden. Du biſt mein ſchönes, liebes Weib!"

Feſt umſchlungen trank Lippold von dem Munde des geliebten Weibes die Seligkeit des Beſitzes und ſpät erſt erloſch der Schimmer der Ampel in dem Cloſet Lippolds, des Hofjuden.

XX.

Urſula fühlte ſich leichter, ſicherer, ſeit ſie wußte, daß Kohlhas, der entſchloſſene, feſte Mann und Freund ihres Vaters, denn für dieſen mußte ſie ihn ſeit dem Beſuche jenes Abends halten, in der Nähe ſey und über das Wohl des Junkers wache. Queiß aber theilte die Sicherheit ſeiner Geliebten nicht, als dieſe ihm am andern Morgen, während der Einſpännige ſein Pferd fütterte, erzählte, daß ſie ſeinem Hauptmann, unbemerkt von dem Kurfürſtlichen Wächter, Alles mitgetheilt, was von dem Zorn des Kurfürſten zu fürchten und der Verwendung Lippolds zu hoffen ſey. Eine trübe Zukunft ſah er vor ſich und beklagte es doppelt, gerade jetzt, in dem entſcheidendſten Augenblicke ſeines Lebens, an das Schmerzenslager gefeſſelt zu ſeyn und jeder ſelbſtſtändigen Thätigkeit entrathen zu müſſen. Doch tröſtete ihn das Gefühl eines baldigen Geneſens, denn das Wundfieber war vorüber und die Wunde

zeigte beim Umlegen des neuen Verbandes die entſchiedenſte Hoffnung eines ſchnellen und gefahrloſen Heilens. Dankbar und voll Liebe hing ſein Auge an der ſorglichen Geſchäftigkeit ſeiner Geliebten und immer feſter wurde ſein Entſchluß, dem wüſten, geſetzloſen Treiben zu entſagen und durch ehrliches, ritterhaftes Thun wieder gut zu machen, was er bis hierher verſchuldet.

Die Rückkehr des Einſpännigen von ſeinem Pferde unterbrach das vertraute Geſpräch der Liebenden, und Urſula beeilte ſich, die Anlegung des Verbandes zu enden. Da hörte ſie plötzlich die Stimme ihres Vaters vor dem Hauſe und eilte erfreut, aber auch beſorgt hinaus, um zu hören, ob der Vater gute Nachricht vom Kurfürſten bringe. Sie fand ihn ſchon im Geſpräch mit der Mutter, die ihm behülflich war, das Pferd abzuzäumen, und ſich dabei erkundigte, ob das Haus noch in Ordnung ſey, ob die Magd auch in ihrer Abweſenheit alle Zimmer gefegt und geſäubert und ob er ihr vielleicht reine Wäſche mitgebracht.

Kurz beantwortete Veit alle dieſe Fragen, aber ſein Geſicht verklärte ſich, als Urſula aus dem Hauſe trat und mit kindlichem Gruße entgegen kam.

„Ah ſieh da! Frau Junkerin v. Dueiß! Was macht denn mein achtbarer Herr Schwiegerſohn und Ritter? Geht doch hoffentlich gut mit ihm?“

Zweifelnd ſah Urſula dem Vater nach den Augen, um zu erfahren, ob er ihrer ſpotte; aber er

blieb ernſt und die faſt ehrfurchtsvolle Art, mit der er zu ihr ſprach, ließ ſie hoffen, daß ſich Alles zum Guten gewendet. Sie erzählte ihm, daß der Junker das Wundfieber überſtanden und auf dem Wege der unzweifelhaften Beſſerung ſey.

„Der liebe, herrliche junge Mann! Kein Menſch wünſcht ihm gewiß eine raſchere Geneſung, als ſein künftiger Schwiegervater, die junge Frau Junkerin ausgenommen!"

„Haſt Du denn auch dafür geſorgt, Brinke, daß das friſch geſchlachtete Fleiſch gut bewahrt wird?" unterbrach ihn jetzt die Mutter.

„Weib, laß jetzt das friſch geſchlachtete Fleiſch in Ruh, wenn ich von unſerem theuren Schwiegerſohn rede! — Sag' mir 'mal, mein Urſelchen, meine gute Tochter, auch Junkerin, war Niemand hier, während Ihr allein verkehrtet?"

Jetzt erfuhr Brinke, daß Urſula mit Kohlhas geſprochen, daß er ſich auch bei dem Einſpännigen für den Sächſiſchen Hauptmann ausgegeben und ſich vorgenommen habe, bis zur Geneſung ſeines Junkers in Kohlhaſenbrück einzuliegen. Nichts konnte dem alten Brinke erwünſchter kommen, als dieſe Nachricht. Mit großer Wichtigkeit trat er vor den Einſpännigen hin, zeigte ihm den von Lippold erhaltenen Ring und befahl ihm, ſtracks nach Berlin zu reiten. Genau beſah der Einſpännige das Erkennungs-Zeichen, ließ ſich drei- und viermal wiederholen, was er dem Kämmerer beſtellen ſolle und

ritt dann im schärfsten Trabe von Stolp ab. Der alte Veit war seit der letzten Unterredung mit Lippold ein ganz anderer Mensch geworden. Er lachte, wirthschaftete im Hause herum, rieb sich die Hände und hatte so viel zu ordnen, zu meistern und zu verfügen, daß die Bewohner des Hauses ihn gar nicht wieder erkannten. Den kranken Junker trug er fast auf Händen, erzählte ihm, wie sich Alles zum Guten wende, stieß aber auf unvermuthete Schwierigkeiten, als er ihn bereden wollte, vor dem Kurfürsten auszusagen, daß er den Kohlhas schon längst verlassen, als Lippold ihn in seinem Hause gefunden.

„Wie!?" rief entrüstet der Junker, „verleugnen soll ich den, mit dem ich so lange Gemeinschaft gehabt? Nimmermehr! Ich will Buße thun, will fürder gut machen, was ich gesündigt, aber mein früher Thun abschwören und verleugnen will ich nicht. Ich denke, ein gut Wort findet zur Zeit auch eine gute Statt, und geht's nicht, nun so ist's darum auch kein Unglück. Ich werde darum doch nicht verderben."

„Liebster Herr Schwiegersohn und guter Junker! ich bitte Euch um Gotteswillen, laßt mir nur diesmal Eure adeligen Nicken. Wird ja weder Huhn noch Hahn darnach krähen, ob Ihr den argen Sünder ein paar Tage früher oder später verleugnet. Der rennt doch in sein Unglück und Ihr könnt Euer Erbgut wieder bekommen, Ihr wißt nicht wie.

Denkt nur, Euer eigenes Erbgut, das jetzt verkümmert in den Händen schlechter Verwalter.“

Ursula drückte schweigend die Hand des Geliebten, sah ihm bittend in's Auge, vermochte aber, seine Gefühle ehrend, nicht, laut ihre Bitten mit den Vorstellungen ihres Vaters zu vereinigen. Dueiß fühlte, was in ihrer Seele vorging, ahnete die Sorge des geliebten Mädchens und beruhigte Beide durch das Versprechen, wenn Kohlhas selbst ihn seines Wortes entbinde, so handeln zu wollen, wie es von ihm gefordert werde.

So verging der Tag ruhig in Gespräch, Pflege und Hoffnung auf die glückliche Lösung jeder Fährlichkeit, und mit hereinbrechendem Abend erschien Lippold, der ganz allein, von keinem Diener gefolgt, zu Pferde Berlin am Nachmittage verlassen und sich beim Kurfürsten Urlaub erbeten hatte, um an den neuen Münzstempeln ungestört arbeiten zu können. Der alte Veit stürzte im höchsten Diensteifer vor das Haus und wollte dem Ankommenden behülflich seyn beim Absteigen, dieser aber war schon vom Pferde gesprungen, hatte es dem Wirth des Hauses zur Wartung übergeben und nahm ohne Weiteres den verdutzten Veit unter den Arm, ihn zum Ausgange des Dorfes mit fortziehend. Mit wenigen Worten fragte er dem eifrigen, geschwätzigen Brinke Alles ab, was er von dem Junker, der schönen Ursel und dem, was seit seiner Abreise aus Stolp vorgegangen, wissen wollte, dann aber kün-

digte er dem Erſchrockenen an, daß er ihn nach Kohlhaſenbrück zu dem gefürchteten Wegelagerer begleiten ſolle. Vergebens wand und krümmte ſich Veit, Lippold ließ ihn kaum zu Worte kommen und wies ihn an, ſich möglichſt ſtill zu verhalten, im Geſpräch mit Kohlhas aber nur das zu wiederholen und zu bekräftigen, was er, Lippold, ſprechen würde.

Als ſie den Wald betraten und dunkle Nacht ſie unter den hohen Bäumen umfing, holte Lippold eine kleine Laterne unter dem Mantel hervor, zündete ſie mit einem Schwefelfaden am glimmenden Zunder an und ſuchte jetzt langſam mit ſeinem ängſtlichen Begleiter den engen Weg, den er erſt vor wenigen Tagen mit dem ſtolzen Jagdgefolge des Kurfürſten durchritten. So näherten ſie ſich dem Hauſe, aus dem ſie indeſſen keine Spur von Licht ſchimmern ſahen. Hinter einem Buſche hervor ſchallte plötzlich neben ihnen ein gellendes Duiken wie von einem aus ſeiner Ruhe geſtörten Raubvogel und ſogleich ſchlugen Hunde in dem einſamen Hauſe an. Brinke zupfte den Kämmerer Lippold bedeutungsvoll am Mantel, denn er erinnerte ſich ja, bei der Befreiung der Gefangenen aus den Domkellern ähnliche Laute und Pfiffe, wie von wildem Gethier, bei den Geſellen des Kohlhas gehört zu haben. Ohne darauf zu achten, ſchritt Lippold weiter und das immer lautere Bellen der Rüden führte ihn endlich vor das Haus, in dem er den

geächteten Räuber zu finden hoffte. Keine Spur von den Bewohnern des Hauses war von außen zu bemerken. Kein Laut unterbrach das Sausen des Nachtwindes in den sich schüttelnden Föhren, und Alles schien dunkel und öde.

Da klopfte Lippold stark, aber nicht ungestüm; lange dauerte es, bis eine Stimme im Hause „Wer ist da?" rief.

„Macht nur auf, Claus Hurt!" rief jetzt geschäftig Veit Brinke, „es sind gute Freunde, die mit Eurem Herrn zu berathen und zu verkehren haben. Macht nur auf, Mann! laßt uns nicht länger draußen stehen und macht die Hunde fest, sonst giebt es noch Unrath."

„Hm!" brummte der alte Claus im Hause, „das ist mir ein später Einspruch. Hat man nicht einmal Ruhe, sich ein wenig auf seinem Lager zu recken. Still, ihr verdammten Rüden! Still! sage ich oder ihr sollt einen Knebel in euren Rachen haben, ehe ihr's euch versehtl"

Unter diesen, mit verdrießlichem Tone gesprochenen Worten, schob er die Riegel an der Thür zurück und warf einen prüfenden Blick auf die beiden Ankömmlinge. Da er den alten Brinke sah, so wurde er freundlicher und fragte, was eigentlich zu ihrem Willen sey?

„Ich will Herrn Kohlhas sprechen", antwortete mit festem Ton und unbefangener Zuversicht der Kämmerer.

Claus Hurt machte große Augen und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Daß beide Fremde die Anweſenheit des Geſuchten im Hauſe kannten, ging ſchon daraus hervor, daß ſie zu ſo ungewöhnlicher Zeit gerade hier nach ihm fragten, aber konnten es nicht gefährliche Gäſte ſeyn? Er ſchwieg daher ſtill und beſchäftigte ſich, um Zeit zu gewinnen, damit, die ſich herbeidrängenden Hunde zurückzuhalten.

Lippold errieth die Zweifel des Alten und ſagte ihm: „Geht nur zu ihm und nennt unſere Namen, ſo wird er Euch ſchon aufgeben, was Ihr zu thun habt, entweder ihn verleugnen oder uns eintreten zu laſſen.“

„Das will ich, Ihr Herren! laßt es Euch nur derweile hier im dunklen Flur gefallen, gleich bin ich wieder hier.“ Die Hunde lockend entfernte er ſich durch eine Thür nach der Küche, nachdem er aber die Hausthür erſt vorſichtig verriegelt und einen großen Balken quer davor gelegt hatte.

Kaum fünf Minuten vergingen, ſo hörten Beide deutlich durch die ſich wieder öffnende Küchenthür mehrere Männerſtimmen und der alte, jetzt freundlich gewordene Claus führte ſie in daſſelbe Zimmer, in dem vor wenigen Tagen der Kurfürſt den Köckeritz verhört. Auf der Ofenbank ſaß Kohlhas, den Eintritt ſeiner Gäſte erwartend.

„Ei ei, Ihr Herren!“ rief er ihnen entgegen, „was verſchafft mir armen, reiſigen Mann das hohe

Glück, ſo ehrenwerthe Gäſte in dem Hauſe eines Waldhüters und zu ſo ſpäter Abendzeit zu ſeh'n?"

„Ja", nahm der alte Veit gleich das Wort, „was erlebt man nicht alles in unſerer Zeit. Habt Ihr mich beſucht vor Kurzem in meinem ſchlechten Hauſe, warum ſollte ich Euch nicht auch beſuchen, noch dazu in ſo vortrefflicher Geſellſchaft? Geht ja ſo jetzt Alles bunt über Eck. Ruhige Bürger und Einſaſſen laufen in den Wäldern umher zum Beileid aller Menſchen, und Bürgermägdleins werden adelige Frauen. — Hm! Ja!"

Kohlhas hatte nur wenig auf das Geſchwätz des alten Veit gehört, ſondern unverwandt den Kämmerer in's Auge gefaßt, deſſen Beſuch er ſich nicht enträthſeln konnte. Dieſer hatte unbefangen Platz neben Kohlhas genommen, ihm die Hand gedrückt und unterbrach nun Veits Begrüßung mit den Worten:

„Ich komme, Herr Kohlhas, um eine Bitte! Ihr ſeyd ein kluger, vorſichtiger Mann und nicht ohne Wohlgefallen an Eurem kühnen, unternehmenden Weſen kann ich daran denken, daß Ihr mich und durch mich auch des Kurfürſten, meines Herrn hohe Gnaden, als Sächſiſcher Hauptmann ſo tüchtig angeführt. Iſt ſo etwas erhört, Briefe und Geld, zu Eurer Habhaftwerdung beſtimmt, laßt Ihr Euch in des Kurfürſten eigenem Cloſet übergeben? Ein männliches Thun, wahrlich einer anderen und beſſeren Zeit werth!"

„Ha ha ha! Nun, wenn Ihr es denn ſelbſt ſo findet, Herr Kämmerer! es war nicht das Dümmſte, was ich je gemacht. Sie waren mir oft ſchon arg auf der Ferſe, aber wenn ſie gedachten, feſte Hand auf mich zu legen, ſo hatten ſie einen Strohwiſch beim Kragen! Ha ha ha ha! Ein gut Weilchen ſoll's ſchon noch dauern, eh' mich die Sächſiſchen Krippenſetzer erwiſchen und gewältigen!"

„Das läßt ſich erwarten, und geht es nach meinem Wunſch und dem jedes Ehrenmanns, der nicht ungerächt einen erlittenen Schimpf zu ertragen gewillt, ſo kriegen ſie Euch nimmer. Aber ſo gut und erfreulich der Beſuch auf dem Schloßbau auch für Euch iſt, denen, die Euch wohlwollen, werdet Ihr dadurch nicht Schimpf und Folgen zuziehen wollen und deshalb komme ich eben mit einer Bitte."

„Sprecht, Herr Kämmerer! wenn es in meinen Kräften ſteht, Euch gewärtig zu ſeyn, ſo ſoll Euch nicht entſtehen, was Ihr von mir verlangt, denn wer mir mit Vertrauen entgegen kommt, der fährt ſicher mit mir."

„Nun denn, ſo bitte ich Euch, gebt mir die Briefe wieder und ſagt es mir mit Eurem männlichen und ehrenwerthen Handſchlag zu, nie und nirgend bis zu Eurem letzten Stündlein zu verrathen, daß Ihr Euren Herrn, den Kurfürſten, ſo getäuſcht!"

„Von Herzen gern, Herr Kämmerer! die Wiſche ſtehen Euch zu Dienſten wie das Geld. Ich weiß jetzt, was darinnen ſteht und mehr brauch' ich nicht, und an Geld fehlt es mir Gott ſey Dank auch nicht, wird mir auch nicht fehlen, ſo lange es noch eine Sächſiſche Grenze im Römiſchen Reiche giebt. Hier meine Hand, Herr Lippold! ich will es abſchwören, mich an denen v. Zaſchwitz auf Melaun zu rächen, wenn aus meinem Munde je ein Wort von dem Schwank kommt. Das iſt ein hoher Schwur, Herr, denn eher gebe ich mein Leben als die Hoffnung, dieſen ſchuftigen von Adel meine Peitſche um die Ohren zu hauen!"

„Euer Wort genügt mir, Herr Kohlhas! auch ohne Euren Schwur", erwiederte jetzt Lippold mit herzlichem Händedruck und leichterem Herzen. „Die ganze Mark kennt Euch als einen Ehrenmann und wünſcht Euch Vergeltung an Euren Beleidigern. Ich kann Euch ſagen, daß die Sächſiſchen Lanzen mit ſammt ihrem Hauptmann jetzt auf meine Veranſtaltung ſchon die Marken verlaſſen haben und ich müßte das Ohr des Kurfürſten nicht haben oder ſie kommen nie wieder, das Geld aber nehme ich nicht zurück. Vertheilt es unter Eure Zuhalter und laßt uns jetzt nach abgemachter Sache einen Krug Bier zuſammen leeren, wenn es Euch genehm iſt, denn gern plaudere ich mit einem ſo wackeren Mann und tüchtigen Reiter."

Veit, der bis jetzt still geschwiegen, theils aus Neugier, was Lippold eigentlich von Kohlhas verlange, theils aus Furcht vor Kohlhas, fing jetzt desto eifriger an, Theil am Gespräch zu nehmen.

„Ich wollte, Ihr Herren! wir wären jetzt in meinem Hause und meine Hausfrau könnte Euch einen Krug schäumenden Gardelegeners aus dem Keller heraufbringen, denn hier sieht's doch nicht darnach aus, als ob ein guter Trunk vorhanden sey."

„Wer weiß, Herr Veit!" antwortete lächelnd Kohlhas, „so unscheinbar hier meine Herberge auch aussieht, mancher Frachtwagen hat hier doch schon seinen Bauch öffnen und die Keller füllen müssen. Mit dem Bier ist es freilich nichts, aber ein paar Stückfaß Rheinwein möchten Euch doch wohl noch zu Diensten stehen. — Heda Claus! bring' uns doch ein paar Kannen von dem Wein herein, den ich vor drei Wochen dem Chemnitzer Fuhrmann abgenommen. — Ich denke, Ihr Herren, der soll Euch schon munden, während die Dresdener Clerisey sich getrost den Mund dazu wischen kann."

Der Wein wurde gebracht und zugleich mit dem alten Claus trat Georg Nagelschmidt, der erste unter Kohlhase's Zuhaltern, in's Zimmer.

„Grüß Gott! Ihr Herren bei einander! — Was Teufel, Kohlhas! Du hast ja vornehmen Besuch! Wollt's kaum glauben, wie mir der alte Scheim da erzählte, wer bei Dir sey! Nun! Glück zu!"

Die vier Männer wurden bald beim Wein vertrauter und mit jedem Trunke ſchien das Mißtrauen, das anfangs die Unterhaltung gefeſſelt, mehr und mehr zu ſchwinden. Lippold wußte das Geſpräch geſchickt auf Kohlhaſe's Feinde, die Sächſiſchen Ritter, zu bringen und ſah mit Freude, wie der Gereizte immer mehr in Feuer gerieth. Durch den alten Veit wußte er, daß Kohlhas um den Finger zu wickeln ſey, wenn man ihm Recht gäbe gegen ſeine Unterdrücker, und eifrig ſchürte er die Glut, um ihn empfänglicher für ſeine Abſichten zu machen.

„Ich will mein Recht haben, nichts als mein Recht, aber das volle, ungeſchmälerte Recht!" ſo rief Kohlhas in höchſter Aufregung, als er abermals die Erzählung des erlittenen Schimpfs beendet, ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Kannen bebten und ſtrich ſich mit der andern Hand das wild um die Stirn hängende Haar aus dem Geſicht.

„Es muß Euch werden, Kohlhas!" beſänftigte Lippold den Aufgebrachten, „aber von den Sachſen erwartet es nicht, die ſchnitten ſich ja eher den Finger ab, als daß ſie einen Märkiſchen Inſaſſen zu ſeinem Recht verhülfen. Warum wendet Ihr Euch nicht an unſern Kurfürſten?"

„Und habe ich es etwa nicht gethan? Beim Brandenburger Schöppenſtuhl habe ich mich beklagt, bei der Kurfürſtlichen Kammer, aber was half's?

Kein Menſch nimmt ſich eines armen geſchlagenen, verfolgten Roßkamm's an!"

„Die Herren haben auch wohl viel und mancherlei Anderes zu thun, und was kümmert's ſie, ob Sächſiſche Kaufleute ſchreien und winſeln. Selbſt der Kurfürſt würde ſich Eurer annehmen, wenn er Euch erſt fürchten müßte; aber gegen ihn thut Ihr ja nichts, was ſoll er ſich für Euer Recht verwenden?"

„Das habe ich ſchon lange geſagt!" rief jetzt Nagelſchmidt. „Wie ich noch beim Puttlitz diente, da erfuhr ich's, wie man ſeinen Willen beim Kurfürſten durchſetzt. Man reitet gegen ihn, dann giebt's mit einemmale gut Blut!"

„Das wollt' ich nicht ſagen, Herr Nagelſchmidt! Behüte, daß ich Jemand aufreizen ſollte gegen unſern Herrn; aber wahr iſt's, bei Hofe bekümmern ſie ſich nicht eher um Jemand, bis ſie ſich vor ihm fürchten."

„Nun, das kann kommen!" rief Kohlhas. „Ich konnt's nur immer nicht über's Herz bringen, etwas gegen unſern Herrn den Kurfürſten zu unternehmen, aber wenn er durch Wegelagern dazu zu bringen iſt, mir zu meinem Rechte zu verhelfen, ſo denke ich ihm zu dienen."

„Stoßt an, Ihr Herren! Auf einen baldigen Spruch zum Recht für unſern Herrn Kohlhas!"

Alle ſtießen an und ſchon wurde der Boden der Kannen ſichtbar. Da ſtand Lippold auf, um

Abſchied zu nehmen, denn er mußte vor Anbruch des Tages ſchon wieder in Berlin ſeyn.

„Ich beurlaube mich nun bei Euch, Herr Kohlhas! denn meine Anweſenheit in Berlin iſt morgen früh nöthig. Der Kurfürſt ſchickt ſeinen Factor Drahtzieher morgen mit einer Ladung neugeprägter Joachimsgroſchen nach Sachſen hinüber und ich muß bei der Abfahrt zugegen ſeyn, damit nicht Unrath geſchieht. Die Fuhre geht über Teltow nach der Grenze und ich will es dem Factor noch auf's Gewiſſen binden, daß er die Ladung für Blei ausgiebt. Lebt wohl, Ihr Herren! Ich habe Euer Wort, Herr Kohlhas, und vertraue ihm blindlings! — Kommt, Veit! es wird ſpät und ſpäter! Wir müſſen nach Stolp zurück!“

So trennten ſich Lippold und ſein Begleiter von Kohlhas, der ſie bis nach jenem Dorfe begleitete und dann in das einſame Waldhaus zurückkehrte. Lippold ſprach noch einige Worte mit dem erſichtlich geneſenden Junker und ſeiner Braut und trabte dann gegen Mitternacht nach Berlin zurück.

XXI.

Vier Wochen waren ſeit dieſem Abende vergangen. — Der Auguſtmonat näherte ſich ſeinem Ende, und brennende Schwüle hielt bei Tage jeden

Einwohner Berlins, den nicht wichtige Geschäfte zum Ausgehen veranlaßten, im Hause zurück. Am 26. August aber drängten sich, trotz der sengenden Hitze, schon früh die Bürger in der Spandauer und Georgenstraße zum Rathhause, wo heute das peinliche Halsgericht über den gefangenen Hans Kohlhas und seinen Gesellen Georg Nagelschmidt gehalten werden sollte. Vor dem Rathhause standen die Neugierigen Kopf an Kopf und erwarteten die Ankunft der beiden Angeklagten; weiter hin in den Querstraßen und Gassen sah man einzelne Gruppen, die sich alle von den Vorgängen der letzten Tage unterhielten. Frauen, Mägde und Kinder standen in den Hausthüren oder an den Fenstern, neugierig die Gespräche der Männer belauschend.

„Ich sag's Euch", rief lebhaft, mit den Händen fechtend, ein kleiner magerer Schneider, „als ob ich ihn nicht selbst gesehen hätte, den Grasmuß? Er lief wie eine Katze über die hohen Giebeldächer — als ob das so seyn müßte — das soll 'mal einer nachmachen, wenn er nicht eben so viel von der schwarzen Kunst versteht, als unser Meister Krohf, der Scharfrichter."

„Ach was — schwarze Kunst", entgegnete ein Hutmacher, „wenn er etwas von der schwarzen Kunst verstünde, dann würde er sich nicht zusammen mit dem Kohlhas und dem Nagelschmidt nach Berlin haben locken lassen."

„Wie das — wie das?“ fragte man den Sprechenden von allen Seiten.

„Wißt Ihr denn nicht, daß des Kurfürsten hohe Gnaden sich den Meister Krohf hat kommen lassen, weil der ein ausbündiger Schwarzkünstler ist, daß er den Kohlhas sollte durch seine Kunst nach Berlin verlocken, wie man die Katzen mit Baldrian auf einen Haufen zusammenlockt — und so kam es, daß sie ihn gewältigt.“

„Was Ihr da sagt“, seufzte der Schneider. „Also deswegen hat der Kohlhas nach Berlin gemußt? Du lieber Gott! wie wird es nur dem armen Thomas Meißner gehen, in dessen Hause auf dem Nicolai-Kirchhof sie ihn in einem Kasten gefunden?“

„Wie Ihr nur fragt, Meister Hinkeldey? — gerichtet wird er mit dem Schwerdte, was der Kurfürst allen verheißen und angedroht, die den Wegelagerer und seinen Anhang in ihrem Hause herbergen oder Unterkunft geben.“

„Wie steht's, Ihr Herren, wie steht's?“ fragte jetzt, zu der Gruppe tretend, Veit Brinke, der schon von Morgens früh an sich auf der Straße herumgetrieben hatte und mit innerer Herzensangst Jedermann nach dem Vorgefallenen fragte.

„Gut steht's, Herr Brinke! Sie werden ihn wohl bald bringen; die Herren Schöppen sind schon versammelt und halten Rath mit dem Sächsischen

Gerichtsboten, der die Anklage führen soll und auf der Verurtheilung besteht."

„Wenn ich nur wüßte, was die holzköpfigen Sachsen sich in unsere Gerichtsbarkeit mischen! So selten wie wir 'mal ein Halsgericht haben, könnten sie uns wohl selber das Vergnügen lassen, den armen Sünder hinzurichten", meinte der Hutmacher.

„Es ist aber doch hart für den Thomas Meißner und den Pudlitz, daß sie auch gerichtet werden sollen für das Herbergen des Kohlhas, besonders Pudlitz und seine Ehefrau, die haben ja doch nichts davon gewußt, daß der Nagelschmidt sich hinter ihre Feuermauer versteckt."

„Hart hin, hart her, Herr Brinke! der Kurfürst kann sich doch nicht damit begnügen, die beiden Stegreifreiter allein hinzurichten? Von der Bande hat er keinen einzigen Mann gekriegt, nun müssen die Hehler die Zahl vollmachen helfen."

„Gott besser's!" seufzte Brinke, der vor Angst nicht wußte, was er anfangen sollte, denn auch er hatte ja den Kohlhas bewirthet und geherbergt, war mit ihm im Walde zusammen gewesen und hatte einen großen Ballen geraubter Meßgewänder und Chorhemden zum Geschenk von ihm genommen.

„Wie geht es denn in Eurem Hause, Herr Veit?" fragte jetzt einer der Bürger, „giebt's bald Hochzeit mit dem Fähnrich der Einspännigen, dem Junker von Dueiß?"

„Nun, ich denke wohl", antwortete Veit, „hat ja gewaltige Eile das junge Blut. Ueber acht Tage ist die Hochzeit angesetzt, und der Kurfürst will sie auf dem Schlosse feiern lassen; aber weiß der Henker, ich kann mich gar nicht recht darüber freuen, bis die Geschichte mit dem Kohlhas vorbei ist. Der Meißner und der Pudlitz gehen mir doch gar zu sehr zu Herzen."

„Da bringen sie ihn, da bringen sie ihn!" so lief es, wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde. Alles eilte dem Rathhause oder der Georgenstraße zu, um den gefürchteten, aber im Munde des ganzen Volkes lebenden Kohlhas zu sehen.

Die Hände mit Stricken auf den Rücken gebunden, schritten Hans Kohlhas und George Nagelschmidt, von einer Gespannschaft Stadtwappner umgeben, die Georgenstraße herauf dem Rathhause zu. Mit freiem offenem Blick grüßte er hier und da manches bekannte Gesicht und schien voll Vertrauen und wohlgemuth. Anders sah sein Geselle drein. Der finstere Blick Nagelschmidt's wurzelte am Boden, und mit bitterem Groll sah er auf die Menge, die nur Auge für Kohlhas, für den tapferen, männlichen Kohlhas hatte.

Als er die Treppe zum Rathhause hinaufgegangen war, schlossen die Stadtwappner die Thür mit ihren kreuzweis gestellten Lanzen und hielten die nachdrängenden Bürger zurück. Im Thurm an der Ecke über dem Pranger läutete das arme

Sünderglöcklein, und das peinliche Halsgericht begann über die beiden schwer Angeklagten.

Der alte Veit trippelte unruhig vor dem Rathhause auf und nieder. Wie gern hätte er sich mit in den Gerichtssaal gedrängt, wie gern gehört und gesehen, was Kohlhas ausgesagt und begonnen; aber die Furcht, vielleicht auch ein freundliches Kopfnicken von ihm zu erhalten und dadurch der Mitwissenschaft verdächtig zu werden, hielt ihn zurück. Endlich eilte er nach Hause, wo er den Junker von Queiß in der Tracht eines Fähnrichs der Einspännigen schon bei seiner Tochter fand, denn jeden Augenblick, den er vom Schlosse abkommen konnte, brachte er bei seiner Braut zu. Wie so ganz anders erschien der Junker jetzt dem alten Veit, wenn er an den Abend dachte, wo er als Kohlhase's Begleiter in demselben Zimmer gesessen. Das wilde rohe Wesen war fast ganz verschwunden, das nachlässige gemeine Lederwamms vor der farbigen Schaube eines Kurfürstlichen Leib-Trabanten gewichen, und die überstandene Krankheit, vor Allem aber der stete Umgang mit der züchtigen, liebreizenden und immer schöner, bräutlicher erblühenden Ursula hatten einen ganz anderen Menschen aus dem Junker gemacht.

„Grüß' Euch Gott, alter Herr!" so rief dem verdrüßlich und sorgenvoll eintretenden Veit sein ritterlicher Schwiegersohn entgegen. „Was bringt Ihr Neues mit vom Rathhause? Verfahren sie

glimpflich mit meinem ehemaligen Herrn und Meister?"

„Gott beſſer's, Herr von Queiß! Eben haben ſie ihn vor, und wer kann wiſſen, was ſie ihm für einen Teig einkneten werden. Ich wollte, die Geſchichte wäre vorbei und im Guten vorbei, dann könnte man ſein Haupt doch wieder einmal ruhig auf das Kopfkiſſen ſeiner Bettſtatt legen."

„Seyd nicht ſo ängſtlich, alter Herr, und ſchlagt Euch die Sorgen aus dem Kopf. — Der Kämmerer hat mir geſagt, das ganze Verfahren iſt nur ſo zum Schein; geht's zum Ende, ſo läßt der Kurfürſt nichts über den ehrlichen Kerl, den Kohlhas, kommen, und ich wette drauf, er ſagt es ihnen tüchtig in den Bart, dafür kenne ich ihn. Nicht wahr, mein liebes trautes Urſelchen, er iſt ein echtes Reiterherz? — hat Dir auch gefallen, ſein grades, offenes Weſen damals in der Cöpenicker Heide, nicht ſo?"

Das Köpfchen auf die Schultern des Geliebten legend und ſeine Locken mit den Fingern ringelnd, antwortete das liebliche Mädchen:

„Ei wohl! wie adelig und ehrenhaft hielt er nicht die Räuber an, die mich gewältigt hatten. Ich kann ihm nicht gram ſeyn, denn er war ja Dein Hauptmann jahrelang."

„Geh, geh! Du haſt ja gar ein nächtlich Stelldichein mit ihm gehabt, als Dein künftiger Eheherr todtwund darnieder lag", ſcherzte Queiß, die Ge-

liebte an ſich drückend. — „Denkſt Du, ich kenne Deine verliebten Streiche nicht?“

„Thut mir den einzigen Gefallen, Herr von Schwiegerſohn, und ſeyd jetzt nicht ſo zärtlich mit dem unreifen Ding da. Mir brummt der Kopf, wenn ich an alles das denke, was uns noch begegnen und geſchehen kann, bis wir wieder 'mal ruhig und vergnügt ſeyn können. Dabei liegt' mir mein Handel garſtig im Kopf. Wo ſoll ich gleich mit all' dem Päpſtlichen Firlefanz und dem Unweſen hin, wenn die Sache ſchief geht mit den Römiſchen? Welcher Menſch kauft mir den Plunder ab? Ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann und ein ſchlechter Bürger. — Die Wittenberger haben ja nicht übel Luſt, ſogar den Kalk von den Kirchenwänden zu kratzen, auf daß er keine ſündliche Pracht und Außenwerk bei ihrem Gottesdienſt ſey. O böſe Zeit! Gottes Wort iſt ein wohlfeil Ding geworden, ſeit die Schneidergeſellen anfangen zu predigen wie in Baruth, es iſt ſchändlich, ganz umſonſt predigt das Volk. — Wo ſoll da noch ein ordentlicher Mann ſein Auskommen finden?“

„Wißt Ihr nicht, wie es der alten Gertraud geht, Vater? Iſt ſie wohl beſſer geworden, ſeit Ihr nicht bei ihr wart?“

„Das iſt auch ſo eine Umlaſt und Sorge ohne Ende, die ich auf den Schultern habe, Gott weiß, warum. Wenn ich nur in aller Welt begreifen könnte, was der Herr Hofjude, unſer theurer Freund,

darunter hat, daß die alte Eule im Kalandsſpital und nicht in meinem Hauſe in ihrer alten Bucht da oben wohnt. Lauter verhunzte und unbegreifliche Geſchichten."

„Laßt's Euch lieb ſeyn, alter Herr, daß Ihr das alte unheimliche Weſen los ſeyd. Mir war ſie ſtets ein Grauen und eine Widerwärtigkeit, ſo oft ich ſie ſah. — Saß ſie neben meinem Lager, ſo bemächtigte ſich eine unſägliche Angſt meiner Sinne, und dann zupfte ſie an den Binſen und krächzte und murmelte unverſtändliche Worte, daß oft ein jähes Entſetzen mich erfaßte. — Hätte mein ſüßes Bräutlein hier mich nicht gepflegt und aufgerichtet, ich wäre vergangen vor innerer Angſt und Herzweh!"

„Ja! es war ein altes unheimliches Weſen, die Gertraud, aber wir hatten uns nun 'mal an ſie gewöhnt. — Na, lange wird ſie es wohl nicht mehr machen; der Wärter ſagte mir geſtern, ſie würde immer toller und ſchwatzte immer verrückteres Zeug. Und Euch kann ſie nun gar nicht leiden, Herr von Schwiegerſohn! ich glaube, das kommt daher, weil Euer Sporn ſie oben in meiner Tochter Kämmerlein blutig geritzt."

„Meinetwegen!" antwortete mit ſtolz zurückgeworfenem Haupt der Junker. „Wenn die Hexe ſich an Verwünſchungen alter Weiber kehren ſollten, ſo hätten ſie ein tüchtiges Päcklein mit ſich herum zu tragen. Ich wollte mich nicht wundern, wenn ſie aus Fürſtenwalde wäre, die haben Urſache dazu;

aber die alte Wendiſche Amme, wüßt' ich doch nicht, was wir der gethan."

Da trat Frau Brinke mit einer dampfenden Schüſſel herein und ſetzte ſie auf die mit einem blendend weißen Leintuche bedeckte ſchwere Tafel, während ihre Tochter mit holder Wirthlichkeit alles Geräth herbeiholte und den blank geſcheuerten zinnernen Napf vor den Geliebten ſtellte. Der alte Veit ſprach mit kurzen, verdrießlich herausgeſtoßenen Worten den Segen und Alle ſetzten ſich zum Mahle nieder, denn ſchon war die elfte Stunde vorüber.

„Ich hoffe, der Kalbskopf mit der ſauren Brühe ſoll Euch ſchon ſchmecken, Herr Fähnrich!" ſagte die Hausfrau zum Junker. „Es iſt freilich nicht ſo vollauf, wie an der Kurfürſtlichen Tafel, aber es iſt doch reinlich gekocht, dafür ſtehe ich Euch, ſehr reinlich und —"

„Ach was, Weib! laß den Junker eſſen und quärulire ihm nicht die Ohren voll. Als ob das ein Verdienſt wäre, reinlich zu kochen? Die Weiber bilden ſich's alle ein, jede will beſſer kochen, als die andere; Kalbskopf bleibt Kalbskopf, das weiß ich aus Erfahrung, und ob er ſauer iſt oder ſüß, wer Hunger hat, der ißt ihn, und wer keinen hat, der läßt ihn ſtehen, und das bin ich, denn mir ſchmeckt heute kein Biſſen."

„Und ich bin gerade heut froh und guter Dinge, denn ich habe Briefe von meinem alten Vater aus Wittenberg. Er hat vernommen, daß der Kur-

fürſt, unſer gnädiger Herr, mir das Erbgut unſeres adeligen Hauſes zurückgegeben und verſprochen, wenn ich gut thue in Ehre und Dienſt dem Landesherrn, mich auch mit dem von Köckeritzſchen zu belehnen. Nun ſchreibt er an mich, daß ich eine Fürbitte für ihn einlegen ſoll beim Herrn, damit auch er der Wiederverleihung theilhaftig werde. — Noch heut zu Abend denke ich mit dem Kanzler zu ſprechen, und ich meine wohl, daß ich es durchſetze, dann ſitzen wir alle wieder in Glück und Friede."

„Gott geb's, Herr von Schwiegerſohn, wenn ich nur erſt den Thomas Meißner und den Pudlitz geſund wieder vom Rathhauſe herunter kommen ſähe. — Ich weiß nicht, mir ahnet es, das Ding geht ſchief, und wenn unſer theurer Freund, der verdammte, liſtige Jude, nicht hilft, ſo bleiben wir in der Brühe ſitzen und die möchte wohl noch etwas ſaurer ſeyn, Weib, als Dein reinlich gekochter Kalbskopf. Na, wenn ich je wieder ſolchem vertrackten Geſindel und ſchuftigen Kumpanen Unterkünft in meinem Hauſe gebe, ſo ſoll mich doch —."

„Ei, ei, alter Herr! ich war auch mit dabei!" antwortete lächelnd der Fähnrich. „Wißt Ihr denn nicht mehr, hier war es ja auf derſelben Stelle, wo uns Kohlhas von ſeinem Zuſpruch bei Lutherum in Wittenberg erzählte. Alſo bin ich auch ein ſchuftiger Kumpan und vertracktes Geſindel?"

Verdutzt ſah Veit den Junker an. „Hm! das heißt, Ihr ſeyd ein Herr von, und wenn Ihr auch

ein Kumpan ſeyd, ſo ſeyd Ihr doch nicht ſchuftig, und wenn Ihr auch vertrackt ſeyd, ſo ſeyd Ihr doch kein Geſindel — alles mit Unterſchied. Ihr habt das nur ſo zu ſagen aus Vergnügen gethan, aus Liebhaberei, ſo gewiſſermaßen aus Verſehen, Euch meinte ich nicht. — Wie ſollte mir wohl ſolches einfallen?" und mit dieſen Worten aß Veit, nicht aus Hunger, aber aus Verlegenheit große Biſſen.

„Iſt denn unſer gnädiger Herr Kurfürſt noch immer ſo gnädig gegen Euch, Herr von Kneiß?" fragte Urſula, welche die Verlegenheit des Vaters bemerkte und dem Geſpräch dadurch eine andere Wendung geben wollte.

„Und wie gnädig?" antwortete liebkoſend der Junker. Nie geht er an mir vorüber, ohne einige Worte mit mir zu ſprechen. Immer erkundigt er ſich nach Dir und wann unſere Hochzeit iſt, beſonders ſeit wir das Schimpfgefecht im Schloßhof gehabt und ich, trotz meiner vor Kurzem erſt ganz vernarbten Wunde, alle die adeligen Junker zu Boden rannte. Das haben wir aber Alles dem Kämmerer zu verdanken. Er hat ſich als unſer wahrer Freund und Beſchützer erwieſen und wenn ich's ihm je vergelten kann, ſo ſoll er nicht vergebens auf mich gerechnet haben."

Da klopfte es draußen an der Pforte mit dem ſchweren Thürring, und Veit fuhr zuſammen, weil er ſich keinen Augenblick ſicher glaubte, aber er

hatte ſich ohne Grund geängſtigt. Es war Jedidjah, des Kämmerers Diener, der demüthig an der Pforte ſtehen blieb und dem Fähnrich v. Queiß eine Botſchaft ſeines Herrn überbrachte. Der Junker ſollte ſich alſobald in die Wohnung des Kämmerers verfügen und dort harren, bis er ſelbſt käme, um ihm beſonders heimliche Befehle des Kurfürſten zu bringen.

Raſch erhob ſich der Fähnrich vom Tiſche, ſchüttelte dem alten Veit die Hand und küßte ſeine Braut, dann eilte er durch die noch immer vor dem Rathhauſe ſich drängenden Volkshaufen die Georgenſtraße hinunter durch den Hof des Schloßbaues nach der Wohnung Lippold's.

Veit murmelte ihm nach: „Es iſt recht hübſch, ſo ein adeliger Schwiegerſohn, aber ein Schneider, Schuſter oder ſonſt ein ehrlicher Handwerker wäre mir d'rum lieber, mit dem könnte man doch reden, wie es einem um's Herz iſt; aber der Herr Junker, jetzt Fähnrich, ehemals Strolch, jetzt ein Herr von Schwiegerſohn und vor vier Wochen ein Buſchkleppper! Gott beſſer's! — Will doch ſehen, ob meine Bude in Ordnung iſt, vielleicht verkaufe ich bei der Hinrichtung meiner lieben Mitbürger einige Traktätlein von der Gottesfurcht und von ſeligem Hinſcheiden."

XXII.

In dem groſsen Rathssaale hatte ſchon vom frühen Morgen an ein reges Leben und eifrige Geſchäftigkeit ſich getummelt. Die Stadtdiener hatten die Tiſche auf erhöhte Unterlagen geſtellt und mit ſchwarzem Tuch behangen. Der Verſchlag für die armen Sünder wurde der Thür zunächſt aufgeſchlagen und dem Kurſächſiſchen Gerichtsboten ein eigener Seſſel und Tiſch dieſen gegenüber geſtellt. Die Schöppen verſammelten ſich früh, um über den Prozeſs zu berathen, und der Sächſiſche Gerichtsbote, Doktor jur. Fluderus, ſaſs emſig hinter ſeinen Papieren, denn es galt, die peinliche Anklage ſo kräftig und einleuchtend zu machen, daſs dem Berliner Gerichtsſtuhl nichts Anderes übrig bleiben konnte, als den Tod für Recht zu erkennen. Ehe die Gefangenen noch das Rathhaus betraten, hatte ſich der Kämmerer Lippold in dem kleinen Zimmer eingefunden, das dicht hinter dem Rathsſaale dem Bürgermeiſter zur Erholung und zum Aufenthalt in der Zwiſchenzeit beſtimmt war. Hier beſprach er ſich lange mit dem Doktor Fluderus, machte ihn aufmerkſam, daſs es wünſchenswerth ſey, wenn der Prozeſs dieſes frechen Straſsenräubers bald zu Ende gebracht würde und empfahl ihm, beſonders die Anklage auf den Raubanfall beim Kloſter Zinne und auf die Wegnahme der Kurfürſtlichen Gelder im Walde zwiſchen Teltow und Potsdam zu grün-

den. Fluderus, der wohl wußte, eine wie einflußreiche Person Lippold dermalen sey, glaubte in diesen Vorschriften den Willen des Kurfürsten zu erkennen und versprach, Alles anzuwenden, was in seinen Kräften stehe, um den Kohlhas demnächst auf das Rad zu bringen, und unterließ nicht, dem Kämmerer bei dieser Gelegenheit alle die Mörder, Räuber, Diebe, Mordbrenner und Hexen zu nennen, die er schon zum Schwerdte, Feuer, Galgen und Rad gebracht.

Sie wurden unterbrochen, denn das Läuten des armen Sünderglöckleins im Thurme über ihnen verkündete die Ankunft der Gefangenen, und Lippold nahte sich dem Bürgermeister mit der Bitte, den Kohlhas vor Anfang des Verhörs einen Augenblick in dies Zimmer führen zu lassen, denn der Kurfürst habe eine große Begierde, zu erfahren, wie der übelberüchtigte Straßenräuber eigentlich aussähe, und er wäre deshalb gekommen, um sich den Kerl anzusehen; dann aber seinem gnädigen Herrn Bericht davon zu erstatten.

Mit wichtiger Miene und einigen Bedenklichkeiten, welche dem Kämmerer die Gunst der Bewilligung in ein noch helleres Licht setzen sollten, gewährte der Bürgermeister den Wunsch Lippold's, den dieser mit jener Geschmeidigkeit und Unterwürfigkeit ausgesprochen, die ihm seine Stellung bei Hofe zur Gewohnheit gemacht.

Kaum hatte der Bürgermeiſter und die Schöffen den Rathsſaal betreten, als ein Stadtdiener zu Lippold in das Zimmer trat und den entfeſſelten Kohlhas hereinführte. Auf einen Wink Lippold's, den er mit einer Handvoll neuer Joachimsgröſchlein begleitete, zog ſich der Stadtdiener wieder zurück, in der geöffneten Thür Wache haltend.

„Ich grüße Euch, Herr Kohlhas!" ſo redete Lippold den erſtaunten Kohlhas an. „Wir ſehen uns gar anders wieder, als wir uns das letzte Mal verlaſſen; aber ich denke, wir leben noch ein gut Weilchen zuſammen, um wieder einmal eine tüchtige Kanne guten Rheinweins auszuſtechen."

„Nun, wenn es nach den Schwarzkitteln da drinnen geht, ſo möchte es wohl zu Ende ſeyn", erwiederte frohen Muthes Kohlhas; „aber ich habe mein Vertrauen auf Gott geſtellt, der kann nicht zugeben, daß ich ungerächt an dem Sächſiſchen Hunde von Adel d'rauf gehe!"

„Ich habe Euer Wort, Herr Kohlhas! Nichts von dem, was zwiſchen uns geſchehen vor Eurem Richter. Es geht Alles gut. Der Kurfürſt iſt Euch gewogen. Die Schöffen werden Euch zum Tode verurtheilen, aber darüber könnt Ihr lachen. Sie werden Euch auf's Hochgericht führen, aber wenn ſie Euch die Augen verbunden haben, dann kommt die Gnade des Kurfürſten, und Alles iſt wieder, wie es war; den Mummenſchanz und Faſtnachtsſpiel mit dem Prozeß mußte unſer Herr denen Sächſiſchen

zu Gefallen thun; aber baut auf mich! Es endet Alles gut.“

Mit treuherziger Freundlichkeit drückte Kohlhas die dargebotene Hand und ging dann, von dem Stadtdiener gerufen, in den Rathssaal, wo jetzt sein Prozeß beginnen sollte.

Lippold lächelte verschlagen und triumphirend, als Kohlhas ihm den Rücken gewendet, und legte dann sein Ohr an die halbgeöffnete Thür, mit Aufmerksamkeit dem Gange der peinlichen Anklage folgend.

Im Saale herrschte jetzt eine feierliche Stille. Das Läuten des armen Sünderglöckleins hatte aufgehört und der Bürgermeister sprach mit entblößtem Haupte ein kurzes Gebet. Während der Dauer desselben hatte Kohlhas Zeit, sich umzusehen. Zwölf Schöffen saßen zu beiden Seiten des Bürgermeisters hinter der langen Tafel und bildeten eine vollständig besetzte peinliche Gerichts-Bank. An den beiden Ecken des Tisches saßen Rathsschreiber, die den Verlauf der Verhandlungen niederschrieben. Neben dem Abschlag für die Angeklagten standen zwei, mit eisenbeschlagenen Knütteln bewaffnete Stadtdiener. An der Thüre die Wappner der Stadt, die den draußen stehenden und neugierig hereinschauenden Bürgern die Hellebarden verschränkt vorhielten. Auf seinem Sessel saß Doktor Fluderus, hinter ihm ein Kursächsischer Wappenherold mit der Rautenkrone auf der Herolds-Schaube.

Das Gebet war vorüber und der Bürgermeiſter begann das Verhör mit der Frage nach Namen, Stand und Alter der Angeklagten.

„Ich heiße Johannes Kohlhas, Bürger allhier und Roßkamm, 46 Jahre alt.“

„Und ich Georgius Nagelſchmidt, früher Lanzenknecht bei denen Herrn v. Puttlitz, 51 Jahr alt.“

„Seyd Ihr geſtändig, ſeit ſechs Jahren im Stegereif geritten, Zugriff getrieben und atrociter Wege gelagert zu haben?“

„Ich für meinen Theil bin's geſtändig“, antwortete Kohlhas mit feſter Stimme; „aber nicht in den Marken bin ich im Stegereif geritten, nicht Brandenburgiſchen Zugriff habe ich verſchuldet und nur auf Sächſiſchen Wegen gelagert. Ihr habt kein Recht an mich! Ich lege Proteſt ein gegen Euer Verhör!“

„So thue auch ich! Was Kohlhas geſtändig iſt, kann auch ich geſtehen; ich that, was er gethan, ich theilte, was er erlangt.“

„Genügt dies Geſtändniß, Ihr Herren Schöffen? Können wir dem Ankläger das Wort geſtatten? Sind beide Angeklagten genügend als diejenigen ausgewieſen, deren wir zur Hegung des Gerichts bedürfen?“

„Es genügt! Wir können's! Sie ſind's!“ lautete beim Stimmenſammeln die Meinung ſämmtlicher Schöffen.

„Nun denn, Herr Doktor Fluderus! so verfahrt gegen den Johannem Kohlhasium, Bürger allhier, 46 Jahr alt, und Georgium Nagelschmidtum, früher Lanzenknecht, 51 Jahr alt.“

Der Doktor erhob sich, räusperte und begann mit dem hochtrabenden, pathetischen Tone der Rechtsgelehrten jener Zeit:

„Ich klage, klage und klage gegen diesen Kohlhas und seinen Gesellen, daß sie geraubt und gemordet, gestohlen, gesengt und gebrannt zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Orten, auf daß ihnen Recht werde von einem freien Schöppenstuhle der semper treuen Stadt Berlin. Obgleich die Zahl ihrer Unthaten und Contraventionen Legion, so will ich doch nicht Alles nennen, was ihnen zur Last und Verantwortung fällt, sondern nur etzliches aufzählen und argumentiren, was ihnen an den Hals gereicht, damit die Gerichtsbank ein klares Einsehen habe und zu Recht urtheile:

Besagter Kohlhas hat Anno Domini 1533 am 12ten des Heumonds den Seidenkrämer Georg Reich aus Wittenberge, meines Kurfürstlichen Herrn von Sachsen eigener Stadt, hart an dem Flüßlein Zahne überfallen, gewältigt und beraubt, seiner Ehefrauen die goldenen Reife vom Finger gezogen und genommen, was sie bei sich gehabt, ihn weggeführt mit gewaltsamer Hand und etzliche Wochen an einem Ort, dahin Niemand gekommen, auf einem geschlossenen Werder an der krummen Spree in

einem Berge, allwo er mit ſeinen Zuhaltern einen ſicheren Gewahrſam gehabt, gefänglich gehalten, bis er ſich mit Geld gelöſet. Dieſer Georg Reich iſt anweſend als Zeuge.

Beſagter Kohlhas hat 31 Sächſiſche Dörfer geplündert und einige auch verſengt, das ganze Städtlein Zane niedergebrannt, auch etliches verwüſtet, endlich auch die Vorſtadt von Wittenberg, als welche vor dem Schloßthore gelegen iſt, angeſteckt, wodurch das Volk in großen Schrecken und Angſt verſetzt wurde.

Beſagter Kohlhas hat vor einem Jahre Freitags vor Pfingſten zween Schneidergeſellen, welche, ſeiner Zugehörigkeit verdächtig, beim Kloſter Zinne auf's Rad gelegt worden waren, in der Nacht von denen Rädern gelöſet, die Räder abhauen und den Berg hinab gegen den Buſch laufen laſſen, die Körper weggeführt und einen Zettel mit zween Hufnägeln an die Stangen genagelt. Auf dieſem Zettel ſtanden die Worte: O filii hominum, si vultis judicare, recte judicate ne judicemini! allwodurch er die Juſtiz verhöhnt und angeben wollen, als ſeyen die zween Schneidergeſellen unrecht gerichtet. Darauf hat er zu Jüterbogk in der Vorſtadt einen Kaſten gekauft, die beiden gerechtfertigten Leichname hineingepackt, mehrere Schreiben an des Kurfürſten hohe Gnaden dazu und ſie nach Wittenberg, als Waare, in das Haus eines Kaufmanns allda geſchickt, bis darnach gefragt werden würde. Bald

hat es aber angefangen, in dem Hause übel zu ſtinken, daß man nicht gewußt, wo es her komme, und wie es für Geſtank ſo überhand genommen, daß man ſchier im Hauſe nicht hat bleiben können, ſo wurde der Kaſten von Gerichtswegen geöffnet, die Körper und Briefe gefunden. Darauf wurden die Körper begraben, die Schreiben aber an des Kurfürſten hohe Gnaden befördert.

Beſagter Kohlhas hat ſchließlich und letztlich den Conrad Drahtzieher, Factor Sr. Kurfürſtlichen Gnaden in Brandenburg, angefallen im Walde zwiſchen Teltow und Potsdam, wie er eine Fuhre neugeprägter Joachimsgroſchen nach der Stadt Brandenburg geführt, den Knecht blutig geſchlagen und des Geldes ſich bemächtigt, ſo daß bis jetzt keine Spur davon zu finden geweſen, worauf der Kurfürſt zum Recht geſehen und die Straßenräuber hier in ſeiner semper treuen Stadt Berlin, allwohin ſich der Kohlhas begeben, fangen und befeſtigen laſſen.

Ich klage, klage und klage gegen dieſen Kohlhas und ſeinen Geſellen, auf daß ſie gerechtfertigt und hingerichtet werden, Anderen zum erſchrecklichen Beiſpiel und Exempel."

Der Dokter hatte geendet. Es trat eine tiefe Stille ein, während welcher die Schöffen untereinander flüſterten, dann rief der Bürgermeiſter:

„Johannes Kohlhas! was habt Ihr auf dieſe ſchwere Beſchuldigung zu antworten? Seyd ohne Furcht, Mann, wir ſitzen hier zu Recht, und habt

Ihr nicht gethan, was man Euch Schuld giebt, ſo ſeyd getroſt und vertheidigt Euch.“

„Ich habe gethan, was man mir Schuld giebt und bin doch ohne Furcht, Herr Bürgermeiſter!“ antwortete jetzt Kohlhas, mit feſtem zuverſichtlichem Blicke, ſeinen Richter ins Auge ſchauend; „aber warum habe ich es gethan, weil man mir das Recht verſagt, das Ihr jetzt den von mir Beſchädigten angedeihen laßt. Fragt nach in Berlin und Kbln, fragt nach, ſo weit ich gehandelt und verkehrt mit meinen Pferden, ob ich nicht ein ruhiger fleißiger ehrſamer Bürger und Roßkamm war; aber ſie haben mich entehrt und geſchlagen, die beiden Sächſiſchen von Adel auf Melaun, und ich wollte mein Recht. — Ich habe den Reich angehalten und gewältigt, weil er Güter führte für meinen Verfolger. Ich habe Zane verbrannt, weil der Melauner ein Haus darin hat, das habe ich verderben wollen, meine Schuld iſt's nicht, daß das ganze Neſt Feuer fängt. Ich habe die Wittenberger Vorſtadt angeſteckt, weil mich der Landvogt Hans Metſchen dort hingehalten mit eitel Vertröſtung. Ich habe die armen Schelme, die zween Schneidergeſellen, vom Rade genommen und in einen Kaſten gepackt, denn ſie ſind unſchuldig hingerichtet und haben ihr Lebtage nichts mit mir zu thun gehabt. Ich habe die Juſtiz verhöhnt, weil ſie aus eitel Vortheil und Wucher die beiden Burſchen gerechtfertigt, denn es iſt ein altes Recht des Kloſters Zinne, daß in allen

Dörfern, vier Stunden in der Runde, bei jeder Hinrichtung die Hüfner jeder ein Ei und die Koſſäthen jeder 6 Pfennige geben müſſen. Darum ſind ſie dort mit der Gerechtigkeit ſo flugs bei der Hand. Ich habe die Fuhre mit neugeprägtem Gelde dem Factor Drahtzieher abgenommen, weil mein Geſchrei um Gerechtigkeit dem Kurfürſten endlich zu Ohren kommen ſoll. Ich habe das Geld verſenkt, tief ins Waſſer an einen heimlichen Ort, und will es wieder herausgeben, wenn ich gehört werde mit meiner Klage gegen meine Unterdrücker. — Wo iſt der Wurm, der ſich nicht krümmt, wenn er getreten wird und mit ſeinem Stachel die Ferſe deſſen zu ſtechen und zu vergiften ſucht, der auf ihn tritt. — Ich habe gerungen und gebetet, ich habe geflucht und gebettelt, wie der ſchlechteſte Leibeigene, aber ſie haben mich verlacht und haben mich geſcholten, daß ich war wie eine Hündin, der man ihre Jungen genommen und nicht weiß, wen ſie zuerſt beißen ſoll vor Ingrimm und Verlangen nach ihrer Brut. — Warum ſitzt Ihr jetzt zu Gericht über mich und habt doch nicht ſitzen wollen, als ein Bürger von Berlin Euch bat und nach Rache ſchrie. Schreibt mir's nicht zu, wenn ich etzwelche geſchlagen, Andere beraubt und gewältigt, denn Ihr habt's verſchuldet, nicht ich. — Nehmt meinen Kopf, aber laßt ihn erſt ehrlich ſeyn vor dieſen Sächſiſchen Leuteverderbern. Peitſcht und geißelt mich, aber laßt meinen Rücken erſt heil ſeyn von den Strei-

chen derer, die mich geſchändet. Ich habe gethan, was Ihr mir Schuld gebt. Hier ſtehe ich, ſprecht Euer Urtheil. Amen in Nomine Domini."

Tiefen Eindruck hatte dieſe männliche Rede auf die Gerichtsbank gemacht. Kohlhas ſchwieg und noch immer herrſchte tiefe Stille in dem weiten Saale. Endlich ſprach der Bürgermeiſter:

„Johannes Kohlhas! Ihr habt ſelbſt gewollt, daß kein Vertheidiger Eure Sache führe, ſondern ſelbſt wolltet Ihr ſprechen vor uns. Habt Ihr Alles geſagt, was Euch zur Entſchuldigung dienen kann? Habt Ihr nichts mehr vorzubringen?"

Kohlhas ſchüttelte verneinend mit dem Kopf.

„So führt die Angeklagten hinaus und ſchließt die Thür, auf daß wir ſitzen und beſchließen, was Recht iſt."

Kohlhas und Nagelſchmidt wurden hinausgeführt und warteten draußen auf der Treppe, bis das Gericht ſich berathen. Die Thüren ſchloſſen ſich und die Berathung der Gerichtsbank dauerte anderthalb Stunden. Dann läutete das arme Sünderglöcklein abermals und der Stadtdiener erſchien in der Thüre, um die Angeklagten wiederherein zu führen. Bald ſtanden ſie nun in ihrem Verſchlage und der Bürgermeiſter bedeckte aufſtehend ſein Haupt mit dem rothen Baret der peinlichen Gerichtsbarkeit.

„Johann Kohlhas und Georg Nagelſchmidt! Ihr habt gehört, was gegen Euch geklagt iſt; wir

haben gehört, was Ihr dagegen vorgebracht und jetzt hört, was wir für Recht erkannt."

Einer der Schreiber ſtand auf und las das Urtheil:

„Wir Bürgermeiſter und Schöffen der ehrſamen und semper getreuen Stadt Berlin erkennen für Recht, daß die des Mords, Raubs, Brands und Zugriffs geſtändigen Straßenräuber und Wegelagerer Johannes Kohlhas, Bürger und Roßkamm allhier, und Georg Nagelſchmidt, vormaliger Lanzenknecht, morgen Mittag auf unſerem Hochgericht durch das Rad zum Tode gebracht und dann auf daſſelbe mit zerbrochenen Gliedmaßen zu flechten ſind zur Warnung und erſchrecklichem Beiſpiel für alle Zeit. Der Thomas Meißner, Conrad Pudlitz mit ſammt ſeiner Ehefrau aber ſind mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode zu bringen, weil ſie die Angeklagten gehauſt und geherbergt. Als welches wir wohlweislich berathen und reiflich beſchloſſen."

Ein Stadtdiener trat jetzt vor, nahm ein weißes Stäbchen von der Gerichtstafel, brach es über dem Knie entzwei und warf es den Verurtheilten vor die Füße. Das Gericht war zu Ende. Heiß brannte die Mittagsſonne herab, als die Angeklagten wieder in ihre Kerker zurückgeführt wurden, und bald ſprach Alles in Berlin nur von der morgenden Hinrichtung.

XXIII.

Kaum hatte Lippold im Nebenzimmer des Rathssaales das Urtheil sprechen und das verhängnißvolle Stäbchen knicken hören, so eilte er, das Rathhaus zu verlassen. Mit schnellen Schritten machte er sich durch die unten wartenden Bürgerhaufen Platz und gewann so bald seine Wohnung, in der ihn der Fähnrich von Queiß schon voller Ungeduld erwartete.

Es galt jetzt, den aufbrausenden, immer noch mit herzlicher Zuneigung an seinem ehemaligen Hauptmanne hängenden Junker aus Berlin fortzuschaffen, ehe er von dem Ausgange des Prozesses etwas erfuhr. Der ihm bekannte Wunsch desselben, seinem Vater, dem alten Herrn von Queiß, Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter vom Kurfürsten zu erbitten, gab ihm den Vorwand dazu, denn nicht eher durfte er nach Berlin zurückkehren, bis Kohlhas aufgehört hatte, zu leben.

„Seyd mir gegrüßt, Herr von Queiß!“ rief Lippold dem Harrenden entgegen. „Verzeiht, daß ich Euch warten ließ, vielleicht über die Gebühr, aber Ihr wißt, Herrendienst geht über eigenen Willen. Ich komme vom Rathhaus, wo ich mit der Gerichtsbank zum Besten Eures Freundes verkehrt, ich hoffe, mein Fürwort soll die gewünschte Folge haben. Unterdeß habe ich einen Auftrag für Euch von unserem gnädigen Herrn. Ihr sollt

nach Küſtrin zum Markgraf Johann reiten und bei ihm anfragen, ob er geſonnen, Eurem Vater Verzeihung angedeihen und ihn wieder in den Beſitz ſeiner Erbgüter kommen zu laſſen. Aber gleich müßt Ihr fort, kein Abſchied von der Braut, kein Verweilen, bis Ihr ins Küſtriner Thor reitet; es hat Eile. In dieſem Briefe hier ſind noch andere wichtige Aufträge des Kurfürſten, und hier habt Ihr Euren Zehrpfennig, ich habe reichlich für Eure Nothdurft beim Reiten geſorgt. Gehabt Euch wohl, Herr Junker, und laßt mich hören, daß Ihr verläſſig und anſtellig ſeyd. Unten hab' ich Euer Pferd vorführen laſſen. Gehabt Euch wohl!"

So unangenehm es dem Junker auch war, ohne Abſchied von der Braut auf einige Tage Berlin verlaſſen zu müſſen, raſch war er entſchloſſen, beſtieg, Brief und Geld ſorglich verwahrend, ſein Pferd und wurde von demſelben Einſpännigen begleitet, der ihn in Stolp bewacht. Im raſchen Trabe durchſprengte er die Straßen, und hatte bald das Frankfurter Thor hinter ſich.

Eine halbe Stunde darauf ſtand Lippold in des Kurfürſten Cloſet. Leiſe auftretend ging er hinter dem ſchreibenden Kurfürſten auf und nieder; die Bücher, Kleider und was ſonſt von Geräth unordentlich umherſtand, ordnend. Lange dauerte es, ehe der Kurfürſt ſeine Gegenwart bemerkte, denn ſie war ihm ſchon zur Gewohnheit geworden; endlich hatte er das Schreiben beendet und griff ſchon

nach dem Siegelwachs, um es zu ſiegeln, da war auch Lippold bei der Hand, reichte ihm alles Nöthige, erwärmte das Wachs zum Schließen des Briefes und holte den auf der Fenſterbrüſtung liegenden Dolch, auf deſſen Knopf des Kurfürſten Inſiegel angebracht war.

„Nun, Polde, was giebt's Neues? — Mir iſt der Kopf ganz wüſt von dem Geſchreibſel. — Wenn die Wittenberger Theologen ſo viel Luſt zum Schreiben hätten, wie ich, ſo wäre es nichts mit ihren Traktätlein. — Mach das Wachs nicht zu warm, es verliert ſonſt die ſchöne rothe Farbe!"

„Ich war auf dem Rathhauſe, gnädigſter Herr! Sie haben dort zu Recht geſeſſen und den Kohlhas mit ſeinem Geſellen und ſeinen Hehlern zum Tode verurtheilt. Morgen zu Mittag ſollen ſie gerichtet werden."

„Gott ſey Dank, daß die Marken den verdammten kecken Burſchen los ſind! — Wart', ich will Euch zeigen, was es auf ſich hat, mein Kurfürſtliches Eigenthum und Zubehör anzufallen und zu gewältigen! Alſo morgen Mittag? Laß morgen früh Jagd anſagen, Polde, ich will nach der Wendiſchen Spree!"

„Soll ich Jemand von den fremden Herren dazu einladen? Vielleicht den Geſandten Eures Königlichen Schwiegervaters?"

„Nein, Polde! den wollen wir hübſch zu Hauſe laſſen mit ſeiner Stimme, die weit reicht auf den

Polnischen Landtagen. Ha ha ha! Bei mir reicht sie auch weiter wie manche andere Stimme, das heißt, sie geht mir bei einem Ohr hinein und beim anderen wieder hinaus. Was beschlossen ist, bleibt beschlossen, lange dauert es nicht mehr, so sage ich mich ganz los vom Papste."

„Der Kastellan pocht wohl gewaltig auf die Ehepakten und die Clausel von wegen des Verbleibens bei der katholischen Religion?"

„Nun, das kannst Du glauben, Polde! Das dritte Wort sind die Ehepakten und wieder die Ehepakten. Siehst Du, Polde! wenn ich wüßte, davon los zu kommen mit Ehren und ohne mein Kurfürstliches Wort zu brechen, ich ginge noch eins so froh an das Werk, denn mein Gewissen läßt mir keine Ruh."

„Ei, gnädigster Herr! Nun Ihr mich danach fragt, darf ich schon reden. Ich weiß ein unfehlbar Mittel, von jenen lästigen Pakten los zu kommen. Aber ich bin Euer Kämmerer und treuer Leibdiener, nicht Euer Rathmann, also schweig ich, obgleich es mich schon längst dauerte, daß Euer kluger Kanzler nicht einen so nahe liegenden Rath und Dafürhalten gegeben."

„Sprich, Polde! sprich!" rief eifrig der Kurfürst. „Ich will doch hören, was Du zu rathen hast."

Ruhig mit dem vollständigen Ausdrücken des Siegels beschäftigt und ohne auch nur mit einem Zuge den Triumph über die abermals gewonnene

Stufe in der Meinung des Kurfürſten zu verrathen, antwortete Lippold:

„Heißt es nicht in den Ehepakten: Und verſpricht der Herr Kurfürſt von Brandenburg mit Hand und Mund, fürder an der alten Religion feſthalten und die neue nicht confeſſiren zu wollen.“

„Leider ja — wörtlich ſo. — Aber wozu ſoll das?“

„Ei, gnädigſter Herr, ſagt nicht leider! Verſteh ich es anders Recht, ſo ſchreiben und predigen die Wittenberger Doctoren und Gottesgelahrten, daß ſie nichts wollten, als die alte urſprüngliche reine Lehre und Religion wiederherſtellen und vom Schmutz des Papſtthums und den Mißbräuchen reinigen, die nicht zur alten eigentlichen Religion gehören. Nun habt Ihr aber Euer Kurfürſtliches Wort gegeben, bei der alten Religion zu verbleiben, alſo müßt Ihr Euch losſagen vom Papſt, denn der iſt das Neue, das Hinzugekommene, zur alten Religion.“

Der Kurfürſt ſtarrte ſeinen Kämmerer wie ſprachlos an. Aber der leuchtende Blitz der Freude verklärte ſeine Augen und bewies dem lauernden Lippold, welch mächtig zündende Funken er in die Seele ſeines Gebieters geworfen, während er ruhig und unbefangen im Zurechtlegen des Schreibgeräthes fortfuhr.

„Polde, Polde, Du biſt ein ganzer Kerl!“ rief endlich der Kurfürſt. „Ja ſo geht's. — Na war-

ter, Ihr Wortklauber und Sylbenſtecher, jetzt heb' ich Euch aus dem Sattel!" Dabei ſprang er auf, nahm Lippold bei beiden Schultern und ſchüttelte ihn voller Freude aus Leibeskräften, gab ihm dann einen Streich auf die Wangen und zupfte ihm den Knebelbart keineswegs allzuſanft.

Lippold küßte die Hand ſeines gütigen Herrn und ſagte demüthig: „Nur eine Bitte habe ich, mein gnädiger Herr und Kurfürſt: Laßt es nicht verlauten, daß ich, ein ſchlichter Mann und unterwürfiger Leibdiener, einen ſolchen Gedanken gehabt. Es will ſich nicht ſchicken für mich, daß ich mitrede in ſolchen Dingen. Ihr ſelbſt müßt erklären, daß dies ſchon Eure Meinung geweſen, als Ihr die Pakten unterſchrieben."

„Schon gut, ſchon gut, Polde, Du ſollſt nicht genannt werden. Du haſt Recht, ſie können Dich Alle nicht leiden, und würden wieder ein gewaltig Geſchrei erheben. Gut, gut! Da nimm die Hand voll Goldgülden, und thue Dir mit Deinem Weibe gütlich. Du biſt und bleibſt mein treuer Polde!"

Abermals küßte der Kämmerer des Kurfürſten Hand, bat aber, das Gold dem Kalandshofe, einem Spital und Krankenhauſe, ſchenken zu dürfen, er ſelbſt wolle nur einen davon als Gnadenzeichen behalten und ſorglich aufheben.

Auch das gewährte der Kurfürſt, der jetzt ſo heiter, ſo guter Dinge wurde, daß er ſingend im

Closet umherging und mit den Fingern an die Fenſterſcheiben trommelte, wenn er hin und wieder hinunter nach der Spree und die Hinterhäuſer der heiligen Geiſtſtraße ſah.

„Weißt Du wohl, Polde, daß ich dem Kerl, dem Kohlhas, faſt Gnade angedeihen laſſen möchte? Ich bin ſo guter Laune heute, und dann hat er auch eigentlich Recht. Warum haben die hochmüthigen Sachſen ihn geſchlagen und beſchimpft?“

„Wahrlich, ein ſolcher Entſchluß wäre Eures gnädigen Gemüths würdig; aber kaum hat die Wegelagerei aufgehört und Ihr wollt ſchon gnädig ſeyn? Was hat der Roßkamm und Bürger für Recht auf Eure Gnade, wenn Adelige, wie der von Lindenberg und der von Otterſtedt, haben bluten müſſen für gleiche That? Und dann war es kein gewöhnliches Gut, was er geraubt, es war Kurfürſtliche Münze.“

„Hm, ja ja, Du haſt Recht! Das würde eine ſchöne Geſchichte werden, wenn der ſo durchkäme. Leid thut es mir aber doch um ihn, war ein kräftiger, ritterlicher und zuverſichtlicher Burſche. — Kommt er unter's Schwerdt?“

„Nein, gnädiger Herr, er kommt unter's Rad; die Hehler aber ſollen enthauptet werden.“

„Nun, Polde, ſo bleibt's bei der Jagd. Sage mir, wie iſt es denn mit der Hochzeit meines neuen Fähnrichs? Wird denn bald etwas daraus, und wenn? Ich habe den Jungen lieb, ſeines ehrlichen

Weſens halber, und die Urſel iſt doch ein gar ſchönes und ausbündiges Frauenzimmer.“

„Ich habe gehört, daß der Junker in der nächſten Woche ſich in die Ehe zu begeben gedenkt, er will nur erſt abwarten, ob Euer Kurfürſtliche Gnaden nicht vielleicht ſeinen Vater, den geächteten Dueiß, wieder in Gunſten aufnehmen werden?“

„Nun und nimmermehr! Den alten Störenfried und Bluthund, über den die Fürſtenwalder Wehe ſchreien bis in alle Ewigkeit. Das ſollte mir auch noch fehlen! So lange ich den Kurhut trage, ſoll er keinen Fuß in meine Marken ſetzen. Dem jungen aufbrauſenden Blut kann ich wohl Manches zu Gute halten, aber dem alten eingefleiſchten Sünder — nie, nie! ſprich mir nicht wieder davon, Lippold, wenn wir gute Freunde bleiben ſollen.“

„Nicht ich lege ein Fürwort für ihn ein, gnädiger Herr, im Gegentheil, ich habe den Junker abgerathen, eine ſolche Bitte zu ſtellen, und wenn Ihr befehlt, ſo ſchicke ich ſofort einen Einſpännigen nach Wittenberg, wo der alte Dueiß jetzt ſitzt, und laſſe ihm verbieten, Euch mit Bitten läſtig zu fallen.“

„Thue das! Der Junge ſoll das Erbgut haben, da kann er mit ſeiner jungen Hälfte wirthſchaften. Die wird ihm wohl nicht das Ohr voll ſingen von Ehepakten und ſolchem Zeug. — Wie iſt denn das mit dem Köckeritz? Iſt ihm das Gut da, bei Nauen, genommen, für ſein ſchnödes Reiten auf Mädchenraub?“

„So viel ich gehört, verwaltet es ſchon ein Factor für die Kurfürſtlichen Gefälle.“

„Weißt Du wohl, daß ich nicht übel Luſt habe, den Queiß darauf zu ſetzen? Ich habe keine Freude an adeligen Gütern, die für meine Gefälle verwaltet werden; nun, und Vortheil erſt gar nicht. Aber den Queiß würde ich dadurch zu meinem treuen Ritter und ehrlichen Vaſallen machen.“

„Euer Wille iſt ſtets gerecht und fürſtlich, gnädiger Herr!“

„So laß die Hochzeit auf heut über acht Tage anſagen. Ich will dabei ſeyn, und es ſoll ein luſtig Gelag geben, für meinen ganzen Hofhalt. Haſt Du Geld in der Münze, Polde? Kann ich wohl etwas drauf gehen laſſen?“

„Gutes Wirthſchaften macht reinen Haushalt, gnädiger Herr! Ich denke, Ihr ſollt zufrieden ſeyn. Ein 200 Thaler könnt Ihr ſpringen laſſen.“

„Gut das, ſehr gut! Eine wahre Perle habe ich an Dir gefunden, Polde. Ordne Alles an, daß es ein vorzüglich Gelage wird, und an Eſſen und Trinken nicht fehlt.“

Der Kämmerer beurlaubte ſich jetzt beim Kurfürſten, denn der Rath von Schlieben kam eben, um ſich mit dem Landesherrn über Staatsangelegenheiten zu berathen. — Bald war ausgeführt, was der Kurfürſt befohlen. Ein Einſpänniger ritt nach Wittenberg, um dem alten Queiß das geſchärfte Verbot und die Aechtung zu überbringen. Die Münz-

kasse mußte 200 Thaler hergeben, und dem alten Brinke wurde angezeigt, daß der Kurfürst die Hochzeit auf heute über acht Tage festgesetzt habe.

Beim Abendmahl sagte Lippold zu seinem Weibe Sarah: „Alles geht gut! Der Kurfürst dankt mir einen guten Rath, den besten vielleicht, den er seit Jahren erhalten, und versteht sich dazu, vor den Leuten ihn als eigene Eingebung zu vertreten. Eine doppelte Fessel für ihn! Kohlhas stirbt, und schweigt, weil er bis zum letzten Augenblick an Gnade glaubt. Der Sächsische Hauptmann ist auf Nimmerwiederkehr aus den Marken, und Queiß ganz in meiner Hand. — Ich trinke es Dir zu, Sarah! Thue mir lieben Bescheid."

XXIV.

Am frühen Morgen des anderen Tages hörten die Bürger in den Häusern, die den neuen Markt umgeben, ein geschäftiges, lärmendes Hämmern und Sägen auf der Mitte des Platzes. Ein Blick aus den Fenstern zeigte ihnen die schon in die Erde gerammten Pfähle zu dem Schaffot, für die Hinrichtung des Kohlhas und seiner Mitverbrecher. Rasch fügte sich Planke an Planke. Die Querbalken wurden mit starken Bohlen belegt, und eine Treppe baute sich, Stufe an Stufe fügend, zu der oberen Fläche empor. Gegen 10 Uhr Vormittags war das

Schaffot fertig, der Boden rings umher mit Sägespänen und Sand beſtreut. Zwei ſchwere, gewichtige Räder hinaufgeſchafft, und die Knechte des Meiſter Krohf, Nachrichter der Stadt Berlin, rückten die Armenſünderſchemmel zurecht, ſchlugen die ſtarken eiſernen Ringe in das Holzwerk, an die der Verbrecher gebunden wurde, wenn das Rad ihn abfertigte. Von allen Seiten, aus jedem kleinen Gäßlein ſtrömten die Bürger herbei, um dem Schauſpiele dieſer Hinrichtung beizuwohnen, und ſtanden bald, Kopf an Kopf gedrängt, ſo eng bei einander, daß es den Stadtwappnern die größte Mühe koſtete, bis zum Schaffot durchzudringen, um welches ſie angewieſen worden waren, einen Kreis zu ſchließen.

Die Fenſter aller Häuſer waren beſetzt, und ſelbſt auf dem Thurme der Marienkirche lugten aus jeder Oeffnung, von jeder Gallerie ſo viel Zuſchauer, als nur Platz hatten.

An der Ecke der Biſchofsſtraße ſtand der alte Veit vorſichtig in der Vertiefung einer Hausthür, und deckte den Eckſtein, auf den er ſteigen wollte, wenn die Hinrichtung beginnen würde, mit ſeinem Mantel, ſo daß kein Anderer dieſen guten Platz bemerken und ihn wegnehmen konnte. Vor ihm hatten ſich Gruppen ihm bekannter Bürger gebildet, deren Geſpräche er mit anhörte.

„Bleibt er denn wirklich nicht auf dem neuen Markte?“ ſagte der eine.

„Nein! Mir hat es Meiſter Krohf ſelbſt geſagt. Sie flechten ihn hier auf's Rad und legen ihn dann vor das Spandauer Thor auf den Schindanger mit ſammt dem Nagelſchmidt.“

„Das iſt ſchade! Warum ſie nur ſolche Neuerungen jetzt vornehmen? — Früher hatte man es doch behaglicher, wenn man einen auf dem Rade ſehen wollte, aber jetzt erſchweren ſie es den Bürgern, wo ſie können und wiſſen.“

„Ich glaube, der Probſt von der Marienkirche und der Biſchof von Havelberg, der da drüben wohnt, haben Klage eingelegt gegen die Räder hier auf dem neuen Markte. Sie können das Winſeln und Aechzen nicht hören, das die Geräderten Nachts vollführen.“

„Iſt es denn wahr, daß der Pudlitz und ſein Weib, auf einem Stuhle ſitzend, enthauptet werden ſollen?“

„Das verſteht ſich, weil es ſo alte verlebte Leute ſind, das hat mir Meiſter Krohf auch geſagt. Na, mancher Bürger kann ſich freuen, daß ſie den Angeklagten nicht die „ſcharfe Frage“ angelegt haben, ſonſt hätten die Kerle wohl noch mehr an's Meſſer gebracht; denn das iſt ausgemacht, daß Kohlhas immer in Berlin verkehrt hat, und bei verſchiedenen Zuhaltern genächtigt.“

Dem alten Veit ſank ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß Kohlhas Niemand weiter genannt; frohen Muthes miſchte er ſich in das Geſpräch.

„Iſt denn das Geld noch nicht wieder gefunden, was der Kohlhas dem Factor Drahtzieher abgenommen?"

„Sie ſind noch immer beim Suchen. Der Nagelſchmidt hat ihre Herberge verrathen, ein Haus zwiſchen Stolp und dem Wannſee, das nennen ſie Kohlhasenbrück, und da ſoll er das Geld ins Waſſer verſenkt haben. Werden's ſchon finden, da iſt mir gar nicht bange!"

„Seht nur, ſeht! da kommen ſchon die Herren vom Rath. Was ſie für Geſichter machen, als ſollten ſie ſelbſt hingerichtet werden. Da kommt auch der Sächſiſche Gerichtsbote mit ſeinem Wappenherold."

„Der Engliſche Schweiß über die fremden Ausländer! Was haben die ſich in unſere Gerichtsbarkeit zu miſchen?"

„Sollen wir ihm einen Denkzettel mitgeben? ſollen wir mit Steinen nach ihm werfen?"

„Kommt, kommt, das iſt ein guter Gedanke, wir wollen ihm den Sächſiſchen Schädel weich ſchlagen."

Aber Doctor Fluderus war ſchon durch eine dichte Menſchenmaſſe von den aufgeregten Bürgern getrennt und begab ſich in das Haus des Biſchofs von Havelberg, da, wo jetzt die Hauptwache ſteht, an ein Fenſter, aus welchem er die Hinrichtung mit anſehen wollte. Neben ihm ſaß ein Schreiber, der den Verlauf der Execution zu Protokoll nehmen ſollte.

Endlich, Mittags 12 Uhr, die Sonne brannte heiß auf die dichte Menſchenmenge herunter, ließ

ſich das Armeſünder-Glöckchen vom Rathhauſe her hören. Der Ruf: „Sie kommen, ſie kommen!“ flog über den Platz, und Alles wendete den Kopf nach der Seite, von wo her die Verbrecher auf dem Platze ankommen mußten. Auf zwei Leiterkarren, unter Bedeckung von wehrhaften, mit Stoßſtangen bewaffneten Bürgern, näherten ſich die armen Sünder. Kohlhas und Nagelſchmidt ſaßen auf dem erſten, den Scharfrichter-Meiſter Krohf in ſeinem rothen Mantel hinter ſich. Auf dem zweiten ſaßen oder vielmehr lagen Thomas Meißner, Conrad Pudlitz und ſeine Ehefrau. Der enge Weg, den die Volksmaſſe den Karren ließ, um bis an das Schafot zu gelangen, ſchloß ſich wie ein wogendes Getreidefeld hinter denſelben; und ſchlagend, fluchend, und drängend ſuchte jeder einen guten Platz, auf Koſten ſeines Nachbars, zu bekommen. Was um das Schaffot vorging, konnte man nicht ſehen, denn dicht heran hatte das neugierige Volk die Stadtwappner gedrängt. Da erſchien auf der Höhe des Schaffots der Scharfrichter, nahm den Mantel ab, und prüfte mit ſchnellem, erfahrenen Blick die vor ſeinem Erſcheinen getroffenen Zurüſtungen. Nach ihm kam Kohlhas mit losgebundenen Händen herauf, gefolgt von Nagelſchmidt. Man ſah, daß eine Gerichtsperſon den Verurtheilten noch einmal das Urtheil vorlas, aber hören konnte man nichts, denn das Summen und die Bewegung unter dem unruhigen Volke war zu groß. Kohlhas war ruhig, und

ſah aufmerkſam, wie ſuchend, auf dem Platze umher; ſein Geſelle zitterte heftig, und mit Entſetzen ſah er auf die Zurüſtungen um ſich her. Als aber die Henkersknechte herbei kamen, Beiden das Wamms mehr abriſſen als auszogen, ihnen die Stricke um Arme und Fußgelenke ſchlangen und dann den Kohlhas mit einem Ruck zu Boden riſſen, als Meiſter Krohf die Aermel aufſtreifte und nach dem Rade griff, es, wie prüfend, einmal um den Kopf ſchwang, da wurde es plötzlich ſtill — todtenſtill! — Alles hielt den Athem an.

Mit ungeheurem, gewichtigen Schwunge ſauſte das mächtige Rad abermals in die Höhe, kreiſte mit überwältigender Wucht um den Kopf des hochaufgerichteten Nachrichters und fuhr mit zerſchmetterndem Schlage nieder. Ein dröhnender Schlag — ein dumpfer Schrei —

„Gott ſey dem armen Sünder gnädig!“

XXV.

Schon warfen die Bäume ihre Schatten weit hin über das Feld, ſchon verglühte im Weſten die Sonnenſcheibe hinter den purpur- und goldgeränderten Wolken, da jagte auf der Frankfurter Straße ein Reiter daher. Das ſchon mit Schweiß bedeckte,

faſt zuſammenſtürzende Roß zu immer geflügelterer Eile, zu immer wilderem Laufe anſpornend.

Es war der Junker von Queiß, der in einem Dorfe, auf der Hälfte des Küſtriner Weges, von Bauern, die vom Markte in Berlin zurückgekehrt waren, erfahren hatte, daß der Kohlhas heute hingerichtet werden ſollte. Wie der Blitz hatte dieſe unerwartete Nachricht bei ihm eingeſchlagen. Er war gegen Tagesanbruch in Küſtrin angekommen, hatte den Markgrafen nicht mehr vorgefunden, weil derſelbe über Frankfurt eben ſelbſt nach Berlin auf dem Wege war, und hatte ſich raſch entſchloſſen, gleich mit einem andern Pferde nach Berlin zurückzureiten. So kam er Abends ſtaubbedeckt vor dem Frankfurter Thore an, und die erſte Frage, die er einem vor dem Thore ſich ergehenden Bürger that, erhielt zur Antwort, daß Kohlhas, Nagelſchmidt und ſeine Zuhalter ſchon heute Mittag hingerichtet worden ſeyen. Verſteinert ſaß der Junker auf dem dampfenden, ſchnaubenden Pferde, und eine Thräne des Mitleids, der Theilnahme an dem Schickſal des unglücklichen Freundes, füllte ſein Auge. Langſam ritt er durch das Thor in die engen Straßen der Altſtadt, und gedachte mit Rührung der oft erprobten Freundſchaft des ſo gräßlich Hingeopferten. Trübe Gedanken füllten ſeine Seele, und ließen, Bilder früherer Tage, Erinnerungen froh und in ungemeſſener Freiheit mit ihm verlebter Stunden, ſeinem geiſtigen Auge vorübergleiten. Aber auch

ihn hätte daſſelbe Schickſal ereilen können, auch er würde ſein Leben heute unter dem Rade des Henkers verblutet haben, wenn Lippold ſich ſeiner nicht angenommen, und die Liebe zu ſeiner theuren Urſula ihn nicht auf den Weg der Tugend, des unbeſcholtenen Wandels, zurückgeführt hätte.

Schritt vor Schritt, dem Pferde Zeit laſſend, ſich zu erholen, war er ſo in die Nähe der Roßſtraßenbrücke gekommen, an welcher die Ställe für die Einſpännigen lagen. In den engen Straßen unter den ſteilen Giebeldächern war es ſchon dunkle Nacht, während auf der Spree noch hin und wieder ein Lichtſchein des verglühenden Abends blitzte, Tobendes Geſchrei erſcholl von dem Köllniſchen Rathhauſe her und zog die Aufmerkſamkeit des Junkers auf ſich. Ein Menſchenhaufe wälzte ſich die Straße herab der Brücke zu, hin und wieder glänzte eine Fackel, wurde auf das Pflaſter geſchlagen, daß ſie heller aufflammte und ſprühte Funken über die wildtobende Menge hin. Er konnte ſchon in der Entfernung bemerken, daß der Haufe ein altes Weib der Brücke zuſchleppte, die, ſich zur Erde kauernd und am Boden windend, vergebens ihren Peinigern Widerſtand zu leiſten verſuchte.

„In's Waſſer, in's Waſſer mit der Hexe!“ ſo tönte der deutlicher werdende Ruf zu den Ohren des Junkers, der nun wohl einſah, daß der Volkshaufe irgend ein altes Weib zur Roßſtraßenbrücke zerrte, um die damals gebräuchliche Hexenprobe

mit ihr vorzunehmen. Als sie näher kamen, erkannte er in der Unglücklichen die alte Amme seiner Braut, jenes unheimliche, gespenstische Weib, deren grauenhaftes Murmeln und Zupfen ihn auf seinem Schmerzenslager in Stolp so gequält. Obgleich er die Alte haßte, ohne sich Rechenschaft geben zu können, warum? beschlich doch ein Gefühl des Mitleids, der Theilnahme seine Seele, denn er gedachte, daß sie die Amme, die Erzieherin seiner Geliebten sey. Er hielt die ersten des herbeieilenden Menschenhaufens auf und fragte sie nach der Ursache dieses wilden Beginnens.

„Es ist eine Hexe, eine verfluchte giftige Hexe, die schon lange Jahre ihr Zauberwesen im Verborgenen treibt!" rief der Eine.

„Sie war im Kalandshof; aber als heut' Mittag die Wärter zur Hinrichtung gegangen waren, machte sie sich auf und davon!" rief ein Anderer.

„Wir haben sie erwischt, wie sie ihre vermaledeiten Kräuter kochte und Zauberſprüche murmelte!" schrie ein Dritter.

„In's Wasser, in's Wasser mit ihr!" brüllte der Haufe.

„Wartet noch ein wenig, Ihr Herren! wenn es Euch genehm ist, um der Liebe Gottes willen! Ich kenne die Alte. Sie ist ein unheimlich Weib, das ist wahr, aber was hat sie gethan, daß Ihr sie für eine Hexe haltet?"

„Im Kalandshof sagen es alle alte Weiber, und sie hat rothgeränderte Augen, und sie spricht Wendische

Flüche, wir haben ſie vor Veit Brinke's Hauſe verhexte Figuren an die Fenſterladen malen ſehen!"

„In's Waſſer, in's Waſſer!" brüllte abermals ungeduldig der Hauſe. Was hat uns der Einſpännige da auszufragen? Werft ihm einen Stein zwiſchen die Zähne, wenn er das Maul nicht halten will! Hinein!"

Mit furchtbarer Gewalt riſſen die Wüthenden das alte Weib auf die Brücke, ſo daß dieſe jetzt erſt den Junker ſehen konnte. Da ſtieß ſie einen ſchneidenden Wehſchrei aus, wie das letzte Heulen eines zu Tode gequälten Thieres und rief:

„Fluch, Fluch über Dich! Du aus dem Stamm der Queiße! — Blut zu Blut! — Die Stunde kommt! — Der böſe Blick ſey das Erbtheil der Queiße auf Kind und Kindeskind. — Czernebog hat mich erhört! — Dies Jahr und hundert Jahr und wieder hundert Jahr! — Wehe, wehe über Euch Alle!" —

Mehr konnte ſie nicht ſagen. Von ihren Peinigern gehoben, einige Mal hin und her gewuchtet und dann über das Geländer der Brücke geſchleudert, flog ſie mit heftiger Gewalt in das Waſſer hinunter. Hoch auf ſpritzte und ſchäumte das Waſſer, die Unglückliche in den ſich öffnenden Abgrund reißend; bald aber kam ſie wieder herauf, mit unverſtändlichem Todesgeſchrei um Erbarmen flehend. Zu beiden Seiten des Ufers ſtanden, Kopf an Kopf gedrängt, die Bürger, und weit in den Fluß hinein hielten ſie die Fackeln, um zu ſehen, ob die

Hexe unterginge oder vom Waſſer getragen wurde. Es dauerte einige Minuten, ehe die weiten Kleider derſelben ſich ſo voll geſogen hatten, daß ſie langſam und ſicher in die Tiefe gezogen wurde; als aber das Waſſer über ihrem Kopfe zuſammengeſchlagen war und die Oberfläche wieder ruhig leiſe Furchen über dem feuchten Grabe zog, da brach das Volk in ein Freudengeſchrei aus und rief:

„Es war eine Hexe! Gott ſelbſt hat ſie gerichtet! Wir haben Recht gethan!“

Die Fackeln erloſchen, der Haufe verlief ſich und bald herrſchte da tiefe Stille, wo nur eben noch wildes Mordgeſchrei getönt. Nur der Junker hielt noch, in tiefe Gedanken verloren, auf der Brücke und ſah ſtarr auf die dunkle Waſſerfläche des Fluſſes.

„Was trieb jenes Weib zu ſo wüthendem Haſſe gegen meinen Stamm?“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Ein Fluch gegen uns iſt ihr letztes Wort! Eine Verwünſchung ihr Todesgebet! Schweres Unrecht muß ihr geſchehen ſeyn von den Meinigen. Gern hätt' ich gut gemacht, was mein Name verſchuldet, aber was vermochte ich gegen ſo wüthenden Haß?“

Langſam ritt er den Ställen der Einſpännigen zu, übergab ſein Pferd dort der Wartung der reiſigen Knechte und eilte dann auf das Schloß zu dem Kämmerer, dem er Bericht von ſeiner Sendung abſtatten mußte. Er fand ihn bei der Abendtafel der Hofherren, während der Kurfürſt mit ſeinem Bruder, dem Markgrafen Johann, noch bei ſeiner

Gemahlin verweilte, theilte ihm mit, daß er den Markgrafen nicht mehr in Küstrin getroffen und es daher für seine Pflicht gehalten habe, sogleich zurückzureiten, dann setzte er hinzu:

„Aber gab es denn keine Gnade, keinen Ausweg für den armen Kohlhas, daß er gerichtet werden mußte wie ein gemeiner Dieb?"

„Mein guter Herr von Queiß!" antwortete Lippold mit gutgeheucheltem Bedauern. „Der Gott meiner Väter ist Zeuge, wie ich wegen unseres armen Freundes gesprochen. Aber der Kurfürst will nun einmal kein eigenmächtig Reiten und Rechtsuchen mehr leiden. Er ist auf's Höchste ergrimmt über jeden, der auf eigene Hand im Stegreife reitet. Selbst Euer Vater, für den er, Euch zu Liebe, gern ein Uebriges thäte, ist abgewiesen auf ewige Zeiten; schon ist die Botschaft fort nach Wittenberg und ich rathe Euch, wenn Euch die Gunst Eures Herrn und Kurfürsten etwas gilt, nie wieder ein Wort davon fallen zu lassen."

„Wie kann ich ruhig meines Glücks genießen, Herr Kämmerer, wenn ich meinen Vater in Armuth und Verfolgung weiß?"

„Macht das mit Eurem Gewissen ab, Herr von Queiß, aber bedenkt, wo und was Ihr jetzt wäret ohne die Gunst des Kurfürsten und mein schwaches Fürwort? Was sich mit der Zeit thun läßt, soll geschehen, aber nichts übereilt, Herr von Queiß, nichts Ungestümes und nichts vor der Zeit!"

Da trat ein Diener zum Kämmerer und ſagte leiſe, doch ſo, daß der Junker es hören konnte: „Sie iſt todt, Herr Kämmerer! von der Roßſtraßenbrücke hat ſie den Sprung in's Waſſer zur Hexenprobe machen müſſen und iſt untergegangen.“

Ein böſes Lächeln zuckte ſchnell um Lippold's Lippen, aber ſchnell wieder gefaßt fragte er den Junker:

„Wißt Ihr ſchon, daß die alte Amme Eurer Braut, die ich aus Vorſorge in den Kalandshof ſperren ließ, von dem Volk als Hexe in die Spree geworfen worden iſt und die Probe nicht beſtanden hat?“

„Ich war Zeuge des Auflaufs, Herr Kämmerer! und wollte durch gute Worte ſie retten, aber ich ſprach vergebens, vor meinen Augen ging ſie unter und ihr letztes Wort war ein Fluch gegen mich und mein Haus, auch rief ſie: Blut zu Blut!“

„So? rief ſie das? Nun, Herr von Queiß! behaltet das gut im Gedächtniß, ich erinnere Euch vielleicht bald einmal daran, hört Ihr? Es hat eine ſeltſame Bewandniß mit dem alten Weibe. Jetzt aber muß ich in das Cloſet des Kurfürſten. Gehabt Euch wohl, Herr Junker! und ruht Euch wacker aus von dem ſtarken Ritt.“

Verwundert ſah Queiß dem Kämmerer nach, als dieſer durch die Gallerie in das Cloſet des Kurfürſten ging. Die Herren an der Tafel luden ihn zwar ein, Theil an ihrem fröhlichen Schmauſe

zu nehmen; aber er war zu ermüdet, zu ergriffen von den Erlebniſſen dieſes Tages, zog ſich zurück und ſuchte auf dem einſamen Lager Ruhe, nach der der Körper ſich ſehnte; die der aufgeregte Geiſt aber erſt ſpät ihn finden ließ.

XXVI.

Acht Tage nach der Hinrichtung des Kohlhas gab es ein feſtliches Treiben in des alten Brinke's Hauſe. Der Bürgerſteig der Straße war mit Sand und kleingehackten Tannenzweigen beſtreut, ein Hochzeitsbitter ſtand mit bunten Bändern und Blumenſträußen am Barett vor der Thüre und im Flur ſaßen ehrſame Bürger in Feſttagsmänteln bei mächtigen Bierkrügen, ſich auf die feierliche Kirchhandlung vorzubereiten. In ihrem Kämmerlein ſaß Urſula in dem weißen Brautkleide, unter den Händen der jungen Mädchen aus der Nachbarſchaft, die ſich zum Brautkranze ſchon früh eingefunden hatten. Alles flocht, neſtelte und ordnete an ihr herum. Die Mutter bot mit verklärtem Geſicht gewürztes Warmbier herum und ſchnitt von dem ungeheuren Roſinenkuchen große Stücke, die ſie allen Anweſenden zuſteckte. Die Freude im ganzen Hauſe war ſehr groß. Alles Unangenehme, Entſetzliche der jüngſtvergangenen Zeit ſchien vergeſſen und am

lauteſten, am geſchäftigſten wirthſchaftete der alte Veit überall umher. Bald war er unten im Flur und ſchüttelte ſeinen Gäſten die Hand, klopfte ihnen mit vornehmer Vertraulichkeit auf die Schulter, ließ hin und wieder ein Wörtchen von ſeinem adeligen Schwiegerſohne fallen und that fröhlich in dem dargebotenen Trunke Beſcheid, bald war er oben bei ſeinem Urſelchen, trieb die Mädchen zur Eile an, die ihm mit Kichern und Lachen antworteten und bald lief er vor das Haus, um zu ſehen, ob denn auch alle Weiber der Nachbarſchaft im Fenſter lägen oder vor den Hausthüren ſtänden. Endlich kam der Junker mit mehreren Herren vom Hofe, begrüßte freundlich die ſchon verſammelten Gäſte und herzlich ſeinen Schwiegervater, dem die Thränen beinahe in den Augen ſtanden, als er des Junkers anſichtig wurde, dann eilte er die Treppe hinauf zum Gemache ſeiner Braut, das ihm die neckenden jungen Mädchen gar zu gern verſperrt hätten. Nur mit Mühe konnte er ſich durch die verſchränkten Hände der muthwilligen Dirnen drängen und der hold erröthenden Braut den Gruß auf die Stirne drücken.

„Gott ſey gelobt und gedankt, daß Ihr da ſeyd, Herr Junker!“ rief die Mutter, mit inniger Freude die Tochter muſternd. „Mir wurde ſchon ganz angſt und bange, denn Urſelchen iſt heut' ſo trübe und ſo voller ſeltſamer Ahnungen, daß gar mit ihr nicht auszukommen iſt. Na, Ihr werdet ſie

ſchon wieder fröhlich machen. Ich möchte wohl wiſſen, was ſie vorhat. Alles geräth und gelingt ihr, ſie bekommt zum Eheherrn, den ſie liebt. Alle Welt beneidet und bemißgünſtigt ſie, und ſie ſitzt da, als ob es zur Leiche ginge und nicht zur Hochzeit."

„Ei, ei, was muß ich hören, mein ſüßes Bräutchen! Thränen, Thränen an unſerem Ehrentage? Iſt das wohl recht?"

„Weiß ich doch ſelbſt kaum, was mir iſt!" erwiederte Urſula wehmüthig lächelnd. „Ich mag wohl ſchlecht geſchlafen haben vor Freude und Erwartung. Nun iſt mir heut ſo trüb, ſo wüſt zu Sinne, ich möchte immer fort weinen und habe doch gewißlich keine Urſache dazu."

„Iſt denn etwas geſchehen, Frau Mutter?" fragte beſorgt der Junker, „hat vielleicht Euer Eheherr wieder einmal mit ihr gezankt und geſchmählt?"

„Wo denkt Ihr hin, Herr Junker? Herr Brinke möchte heut die ganze Welt mit eitel Sandelzucker überziehen, ſo vergnügt iſt er. Ach Gott! Worüber ſollte er wohl zanken?"

Leiſe flüſternd trat der Junker mit ſeiner Braut an daſſelbe Fenſter, durch das er vor ſechs Wochen ſo plötzlich den erſchreckten Frauen erſchienen war und fragte ſie zärtlich bittend nach dem Grund ihrer trüben Stimmung. Da ſchrie und verlautbarte ſich der alte Veit auch ſchon von unten herauf:

„Na, wo iſt denn der Herr Fähnrich von Dueiß, mein geliebter Schwiegerſohn? Es wird Zeit! Sie

warten ſchon in der Kirche auf uns. Auf der Straße ſtecken ſie Alle die Köpfe zuſammen und tuſcheln und ſchwatzen, daß es nicht mehr auszuhalten iſt!"

Der Junker antwortete, daß er gleich kommen würde und bat die Mädchen, welche ſeiner Braut den Kranz aufgeſetzt, einſtweilen voran zu gehen, weil er mit der Geliebten noch zu ſprechen habe. Kichernd und die Freundin neckend verließen dieſe das Zimmer und eilten in den Flur, um ſich Sträuße für den Kirchgang zu binden.

„Soll ich es Dir geſtehen, Urſula?" begann der Junker, als Jene das Gemach verlaſſen, „auch mir iſt gar trübe und ſorgenvoll zu Muthe. Unruhige Träume und böſe, böſe Gedanken quälen mich, ſeit Deine alte Amme uns noch im Tode geflucht. Eine innere, unerklärliche Angſt treibt mich von Ort zu Ort und nur bei Dir fand ich Ruhe. Gott ſey Dank, daß dieſer Zuſtand der Erwartung und des Harrens endet! Meinſt Du nicht auch, Geliebte?"

„Alſo auch Du? Auch Du litteſt dieſe Qual, dieſe unerträgliche Pein? Uns bedroht etwas Schweres, Unerhörtes und nicht zu wiſſen was, nicht zu wiſſen wo, wann das Unglück über uns hereinbrechen kann, das iſt entſetzlich! Dein Blick ſagte es mir nur zu deutlich, daß auch in Deiner Seele etwas vorging, was Du mir zu verbergen ſtrebteſt. O, Dein Blick war oft fürchterlich, Dein

ſonſt ſo ſchönes Auge lag ſo flehend, ſo ängſtigend auf mir, daß ich den Kopf an Deiner Bruſt verbergen mußte, um nur Deinen Blick nicht zu ſehen.“

„Aber Urſula, Frau von Queiß und geliebter Herr Schwiegerſohn, kommt Ihr denn nicht? Aller Augen warten ja auf Euch!“ rief der alte Veit abermals die Treppe herauf.

„Gleich, gleich! — Nun ſo komme denn, mein geliebtes Weib! laſſ' uns vor Gottes Altartiſch den Schwur wiederholen, den wir uns damals im Stolper Forſt gegeben. Sey mein trautes, treues Ehrenweib und trage mit mir, ob Glück oder Unglück komme. Nicht verſchuldet haben wir es, das ſey unſer Troſt!“

Eine herzliche, dauernde Umarmung gab Beiden wieder feſten Muth und Zuverſicht. Urſula überflog noch einmal mit prüfendem Blicke ihren Anzug, ordnete und fältelte das blendendweiße Buſentuch und erſchien dann am Arme ihres Bräutigams im Flur vor den verſammelten Gäſten.

Ein freudiges „Ah!“ begrüßte das Brautpaar. Der Junker ſah in ſeinem Feſtkleide von ſcharlachrothem Lah, mit der langen, wallenden Feder auf dem Barett und dem Brandenburgiſchen Scepter auf der Bruſt, ſchön wie ein Kriegsgott aus. Neben ihm ſtand die ſchüchterne Urſula in der Allgewalt ihres unausſprechlichen Liebreizes, und allgemein murmelte es:

„Was iſt das für ein ſchönes Paar!“

Der alte Veit hatte jetzt erschrecklich viel zu reden und anzuordnen. Alles stellte sich zu dem feierlichen Kirchgange. Voran der Hochzeitbitter mit seinen bunten Bändern, dann Vater und Mutter der Braut, dann die zu Gast geladenen Männer, dann der Bräutigam, von einem zünftigen Werkmeister geführt, dann die Frauen und Mädchen und in ihrer Mitte die holde Braut, von dem Hauptmann der Einspännigen, Herrn Leberecht v. Trauschnitz, geführt. Hinterher alle Kinder der ganzen Straße mit kleinen gelben Wachslichtern in der Hand und weiße Tücher schwenkend, vor deren Wehen jedes sein Licht brennend zu erhalten bemüht war.

Bis zur Maxienkirche, in welcher die Trauung geschehen sollte, stand Alles gedrängt voll. Veit blieb in einem Nicken und Grüßen. Die alten Weiber tadelten am Anzuge der Braut, die jungen Mädchen stießen sich mit den Ellenbogen unter einander an und winkten auf den stattlichen Bräutigam, und die jungen Burschen sahen wie geblendet die wunderbare Schönheit der Braut.

So gelangte der Zug in die Kirche. Die Orgel intonirte bei dem Eintritt des Hochzeitsbitters und bald stand Braut und Bräutigam vor dem Altar, wo der Priester sie auf ewig mit einander verband. Das Cingulum verband die Hände der jungen Leute. Die Ringe wurden gewechselt und ein deutliches, aus voller Seele gesprochenes „Ja" antwortete der feierlichen Frage des Priesters,

ob ſie ſich treu ſeyn wollten und geduldig ausharren in Freud' und Leid.

Nach beendigter Trauung beglückwünſchten alle Anweſende das neue Ehepaar. Die Einſpännigen, die ihrem jungen Fähnrich die Ehre angethan, ſich ſämmtlich in ihren Feſttags-Wämmſern in der Kirche einzufinden, ſchüttelten ihm herzlich die Hand, und die Frauen nahmen die faſt ohnmächtige Urſula in ihre Mitte, Glück und Freude verheißend.

Da drängte ſich auch ein Mann hinzu, der während der Trauung beobachtend an einem Pfeiler der Kirche geſtanden und nun den Junker bat, ihm einige Augenblicke geheimes Gehör zu verleihen. Erſtaunt ſah dieſer den unbekannten, ſchlecht gekleideten Menſchen an, gewährte ihm aber das gewünſchte Geſpräch.

„Ich habe Euch den letzten Gruß des Roßkamms Kohlhas zu bringen, Herr Junker! ich war ſein Kerkerknecht und er hat mir einen Eid abgenommen, Euch das an Eurem Hochzeitstage zu beſtellen, was ich Euch jetzt ſagen werde: Er ſetzt Euch zum Erben ein alles deſſen, was er verborgen und geſpart auf ſein Alter. Grabt nach da, wo Ihr mit dem Verſtorbenen am Pfingſtfeiertage vorigen Jahres geſeſſen und er Euch von dem erſten Angriff auf Sächſiſches Gut erzählt. Ihr würdet es Euch wohl erinnern, meinte er, denn er hätte bemerkt, wie Ihr zum Zeitvertreib Euren Namen in die dortſtehende Ulme geſchnitten. Das

Geld aber, das er dem Drahtzieher abgenommen, iſt an derſelben Stelle verſenkt, wo vorigen Herbſt Euer Pferd vor dem Waſſer ſcheute und Euch faſt in das Waſſer warf. Er wünſcht Euch Glück und Segen in der Ehe und bittet Euch, wenn Ihr den Sächſiſchen von Adel etwas anhaben könnt, ſo thut's."

Der Junker drückte dem Boten die Hand und bat ihn, in einigen Tagen wieder zuzufragen, dann wolle er ihm ſein Botenlohn für das getreue Ausrichten geben, auch ſonſt ſich nach den letzten Augenblicken des armen, hingerichteten Freundes bei ihm erkundigen.

Der alte Veit war ſchon wieder bei ihm, trieb ihn zum Heimgange und wußte ſich vor Freude und väterlichem Stolze kaum zu laſſen. Der ganze Hochzeitszug verließ den Tempel des Herrn und begab ſich nach dem Rathhauſe, wo ein überſchwengliches Mahl in demſelben Saale für die Hochzeitsgäſte aufgetragen war, in dem vor Kurzem noch Kohlhas vor ſeinen Richtern geſtanden. Kurze Zeit nur blieben die jungen Eheleute dort, erwiederten im Reihentrunk die ihnen gebrachte Geſundheit und begaben ſich dann, die Braut in einer Sänfte, der Junker auf ſeinem Pferde daneben, auf das Schloß, wo der Kurfürſt in dem großen Vorſaal ein glänzendes Bankett bereitet hatte, an dem alle Einſpännigen, die adeligen Herren des Kurfürſtlichen Hofes und die Frauenzimmer der

Kurfürſtin Antheil nehmen ſollten. Kaum war der Junker und Urſula erſchienen, als der Kämmerer Lippold die frohen Begrüßungen der Gäſte unterbrach und den erſtaunten Junker zum Kurfürſten beſchied, der ihm Wichtiges mitzutheilen habe.

Beide betraten die Gallerie, in der Ibrahim auf und nieder ging, die Thür zum Cloſet des Kurfürſten bewachend. Auf ein Wort Lippold's entfernte er ſich und Beide waren allein. Mit niedergeſchlagenem, ausdrucksloſem Blick ſah Lippold ſich überall um, ob ſie nicht behorcht würden, dann zog er den Junker in eine der tiefen Fenſterniſchen und begann alſo:

„Mein armer junger Freund! Ich beklage Euer Schickſal. — Ihr wißt, wie eifrig ich Euch gedienet und losgemacht von aller Fährlichkeit. Seyd ſtandhaft — ertragt mit männlichem Sinn das Entſetzliche, was Euch zu verkünden meine peinliche Pflicht iſt.“

Lippold ſchwieg jetzt eine kurze Zeit, den Eindruck beobachtend, den dieſe unheilverkündende Rede auf den Junker gemacht, dann fuhr er fort:

„Ihr erinnert Euch, Herr von Queiß, daß ich Euch vor acht Tagen geſagt: gedenkt der alten Gertraud und ihres Fluchs über Euch in dem Augenblick ihres Todes. Was ich damals nur ahnte, und eben deshalb, weil ich es nicht glaubte, nicht glauben wollte, iſt leider eben durch Begebenheiten, die mein Amtseid mir verbietet, Euch mitzutheilen,

bewahrheitet worden. Euch trifft ein entsetzliches, unverdient hartes Schicksal. Wißt, Ursula, die schöne Ursula, die Ihr gechelicht in Eurer Kirche, ist Eure Schwester."

„Herr Jesus, Gottes Sohn! meine Ahnung!" schrie wie vernichtet der Junker. Ein heftiges Zittern überfiel ihn, er mußte sich an der Fensterbrüstung halten, das Haar sträubte sich auf seinem Kopfe und stier traten die Augen aus ihren Höhlen.

In diesem Augenblick trat Ibrahim mit Briefen in die Gallerie mit den Worten: „Für Herrn Kurfürsten" wollte er sie dem Kämmerer übergeben, dieser aber wies ihn an, sie selbst in das Closet des Herrn zu tragen. Ibrahim that es und kehrte gleich darauf durch die Gallerie wieder in den Vorsaal zurück.

Kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, so fuhr Lippold mit der Kälte und der Wollust eines Henkerknechts an dem Gefolterten fort:

„Faßt Euch, Herr von Queiß! Noch ist nichts verloren, noch ist kein Verbrechen geschehen. — Noch kann Alles gut werden! Hört mich an, die Zeit ist kostbar. — Ich gab vor, daß der Churfürst Euch gerufen, um allein mit Euch zu seyn. Die alte Gertraud wurde von Eurem Vater, dem alten Queiß, verführt und die Frucht ihrer Schwäche ist Ursula. Das Kind des alten Brinke starb in ihren Armen und sie schob ihm das ihrige unter, um nicht Hungers zu sterben und ihrem Kinde nicht

den Makel geſchändeter Geburt mitzugeben. Niemand als ich weiß jetzt etwas von dieſem entſetzlichen Geheimniß, und in meiner Bruſt ſoll es ruhen, wenn Ihr Euch deſſen würdig macht und treu ſtets mir und meinen Zwecken dient. Was geſchehen iſt, kann nicht ungeſchehen gemacht werden, aber Ihr ſeyd ein Chriſt und kennt den Fluch, den Eure Kirche auf blutſchänderiſche Umarmung ſchleudert. In Eurer Hand ſteht es, ihn unſchädlich zu machen. Ihr verſteht mich."

Wie ein zu Tode gehetztes Thier hatte Dueiß dieſe Worte Lippold's mit angehört. So von der höchſten Spitze ſeines Glücks in den tiefſten Abgrund des Verderbens geſtürzt zu werden, erfüllte ihn mit namenloſem Grauen. Urſula, das geliebte Weib, mit dem das heilige Sakrament ihn auf ewig verbunden, ſeine Schweſter! Wie ſpitzige Dolche bohrte jedes Wort des vermeinten Freundes ſich in ſein Herz. Ohne Faſſung, ohne Bewußtſeyn lehnte er in der Fenſterniſche und fieberhaft bebte der ganze Körper.

Da ſchellte es heftig in des Kurfürſten Cloſet, und Lippold eilte, dem Unglücklichen noch einige Worte des Troſtes zurufend, zum Herrn hinein.

Da ſtand der Junker! — Dem Wahnſinn nahe, vermochte er keinen anderen Gedanken zu faſſen, wie den ſeiner verbrecheriſchen vom Himmel verfluchten Liebe. Vergebens ſuchte er nach Troſt

— nach Hoffnung, überall ſtierte ihn die ſchwarze Nacht der Verzweiflung an. Er rang mit ſich, ob er ſeinem ſündhaften Leben ein Ende machen ſollte, aber ſein Weib, ſeine Schweſter, was hatte ſie geſündigt, daß er auch dieſen Gram noch über ſie bringen ſollte? —

Schnell öffnete ſich da die Thür des Kurfürſtlichen Cloſets. Lippold rief mit neugierigem und dem Junker Vorſicht empfehlenden Blick ihn zum Kurfürſten.

Zuſammenſchauernd und das entſetzliche Bewußtſeyn ſeines Elends niederkämpfend, zwang dieſer ſich zu einer gefaßten Haltung, als er die Schwelle des Cloſets überſchritt.

„Was werdet Ihr für Augen machen, Herr Fähnrich von Dueiß!“ rief ihm lachend und in der fröhlichſten Laune der Kurfürſt entgegen. Ich bekomme da eben ein gar nettes Schreiben von dem alten von Dueiß, von dem ich ein für allemal meine Marken ſauber halten will. — Leſ't ſelbſt und fallt nur nicht in Ohnmacht, denn ich denke, das, was der alte unruhige Schlagetodt mir in der Abſicht ſchreibt, Euch zu ſchaden und zu ſtürzen, hebt Euch nur höher in meiner Meinung. Ihr ſeyd ja ganz verſtört, hat Euch mein Lachen zuſammen mit der Botſchaft ſo erſchreckt? Na, Polde, lies Du ihm den Brief vor, denn wie ich ſehe, ſtirbſt Du auch faſt vor Neugierde und Erwartung.“

Der Kämmerer nahm das Schreiben und las mit einem bedeutsamen Blicke auf den Junker:

„Gnädigster, auch Mächtigster Kurvörst und Herr!

Alldieweilen ich in die Erfahrung gebracht, auch Kenntniß genommen, wie Euer Gnaden nicht gewillt, mir die Güter derer von Queiß, so sie von Alters her besessen, wiederzugeben, auch in Besitz zu lassen, sondern gegentheiligen Falls sie meinem Sohne, dem Lebrecht von Queiß, Zuhalter des Kohlhasen und jetzo Fähnrichen in Dero Kurfürstlichen reisigen Wache der Einspännigen, zu übergeben, auch zu bestätigen, so werde ich derohalben mein Recht bei Kaiser und Reich des Weiteren verfolgen. Bis dannen aber kann ich mich nicht entbrechen, Euer Kurfürstlichen Gnaden zu benachrichtigen, wie jener vermeintliche Junker Leberecht von Queiß nicht mein eheleiblicher Sohn ist, weil ich deren keinen in meinem Ehebette erzielet habe, sondern eines Bauern Sohn aus Cöpenick, welches der Abt und der Pförtner des Klosters Corin bezeugen und mit Urkunden beweisen können, weil ich nicht gewillt war, damals meinen Stamm aussterben zu lassen, sondern alle Welt glaubend gemacht, daß dieses besagten Bauern Sohn mein eheleiblicher Sohn und Erbe ist, für welchen ich ihn aber jetzo nicht mehr erkenne, da Euer Kurfürstlichen Gnaden ihm zu meinem Schaden und Verderben mit denen Queißschen Erbgütern belehnen wollen. Ich protestire daher gegen solches Arbitra-

rium und werde meine Klage zuſammt der vorigen vor Kaiſer und Reich zu bringen nicht verfehlen.

Gottlieb, Kemphahn von Dueiß.

Wittenberge, den zweiten des Septem-
ber-Monats Anno Domini Ein Tau-
ſend Fünfhundert dreißig und acht."

Ende des erſten Theils.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Der böſe Blick,

oder:

Die Queiſze in den Jahren

1538, 1638, 1738 und 1838.

Hiſtoriſcher Roman in vier Abtheilungen

von

L. Schneider.

KGL. UNIVERS. LIBS.

Zweite Abtheilung:
Berlin vor 200 Jahren.

Berlin, 1838.
Bei A. W. Hayn.

Berlin vor 200 Jahren.

Hiſtoriſcher Roman

von

L. Schneider.

There are more things in heaven and earth, Horatio
Than are dream't of in your philosophy.
Shakspear. Hamlet. Act I. Scene V.

BIBL.
WUVERS
LEIS

Berlin, 1838.

Bei A. W. Hayn.

I.

Der Abend dunkelte herein. Nach einem ſchönen Herbſttage ſank die Sonne in purpurner Glut dem weſtlichen Horizonte zu und eine ſchwarz heraufdrohende Wolkenſchicht mit hellem Goldglanz geränderte, öffnete ihren dunkeln Schooß, um das ſtrahlende Geſtirn des Tages in ſich aufzunehmen. Auf den breiten Stromflächen der Havel und Spree bei Spandau verglühten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne und ein leiſer Abendwind kräuſelte die ausgedehnten Waſſerſpiegel, auf denen nur hin und wieder ein kleiner Fiſcherkahn, wie ſcheu und verſtohlen, vorüberglitt. Die ganze Natur athmete Ruhe und Frieden, aber in der Stadt war es lebendig und vor den Thoren ſollte es bald noch lebendiger werden.

Auf einem Baſtion, der jetzigen Citadelle gegenüber, ſtand bei einem ſchweren Feſtungsgeſchütze ein alter Conſtabler von der Artolerey, auf ſein mächtiges Spaniſches Rohr gelehnt, zwölf Zeugknechte

über seine Kunst belehrend. Der Abendschuß sollte gegeben werden und die Schweden unter Bannier standen auf dem Plateau zwischen Berlin und Spandau, Einlaß in die Festung begehrend. Dies hielt der alte, seiner Zunft leidenschaftlich ergebene Constabler, für eine geeignete Gelegenheit, seine unschuldigen Lämmer, wie er die großentheils noch jungen Stückknechte zu nennen pflegte, über die Geheimnisse der Feuerwerkerkunst zu belehren.

„Vorliegendes Rohr, meine unschuldigen Lämmer, oder Büchse ist Nachtigall oder Singerin benamset; sie scheußt eine Kugula von 60 Pfund Eisenum, wird nicht auf ihrer Laffeten, sondern auf einem Blokwagenum transportiret und braucht 20 equusse oder Pferdorum, um aus der Stelle fortbeweget zu werden. — Wie heißt also vorliegende Büchse?“

„Nachtigall oder Singerin, gestrenger Herr Constabler.“

„Bonus, bona, bonum,“ antwortete dieser mit zurückgeworfenem Kopfe, den grauen Schnurrbart streichend, „und wie viel Pfund scheußt sie?“

„Zwanzig Pfund, gestrenger Herr Constabler,“ antwortete ein anderer Zeugknecht.

„Asinus! sie scheußet 60 Pfund Eisen und wird durch 20 equusse fortbeweget. Ich sage Dir, Lamm, der Steckenknecht wird eine Sarabande auf Deinem Buckel tanzen, wenn Du den Verstand nicht an den vier Zipfeln nimmst und den Knoten der

Wissenschaft oder Sciencium daraus bindest. Weiter! Wie wird verfahren, wenn eine Büchse den Abendschuß thun soll?"

„Der Büchsenmeister ladet sie mit bloßem Kraut auf der Ladeschaufel," antwortete einer der Stückknechte, „richtet sie, wie auf einen wirklichen Schuß und brennt sie ab."

„Gut erklärt, Agnus. Nach unserer Zunftregel darf kein anderer als ein Büchsenmeister seine Büchse laden; aber um Euch zu instruiren und Moribus beizubringen, soll Stückknecht Klempenow heut die Nachtigall mit Kraut bedienen."

Nach dem Befehl des alten Constablers, der keinen Augenblick seine stolze Stellung verließ, wurde das Geschütz mit allen damals gebräuchlichen Ceremonien geladen und gelöst. Weit in die Gegend donnerte der Schuß den Nachtgruß der Festung und auf dem Plateau antwortete ein Schwedisches Geschütz dem Brandenburgischen.

„Wie sagt man, wenn der Schuß gelöst ist, meine Lämmer?"

„In nomine Domini!" antworteten alle zwölf Stückknechte wie aus einem Munde.

„Bonus, bona, bonum! — Jetzt geht und seht, wo Ihr was zu essen bekommt, bis auf zwei, die hier bei der Büchse bleiben. In einer halben Stunde seid Ihr wieder hier, denn die Nacht bleibt die Artolerey auf dem Bastion von wegen derer Schweden."

Die Stückknechte verließen bis auf zwei das Bastion und der alte Constabler, Herr Niklas Schwichow, ging an die Brustwehr, stützte den Kopf auf beide Ellenbogen und sah in die Gegend hinaus. Auf dem Plateau vor dem Grunewalder Forst flammten Wachtfeuer auf und zeigten in ihrer Ausdehnung das ganze Lager des Schwedischen Corps, welches von Schwedt und Küstrin nach Berlin gezogen war und jetzt die Auslieferung der Festung Spandau vom Kurfürsten George Wilhelm als ein Unterpfand verlangte. Der Anblick war dem alten Constabler nichts Neues. Er hatte, seit er als Mönch einem Kloster in Thüringen entlaufen, sein ganzes Leben im Kriege zugebracht und bald dieser, bald jener Macht gedient, wie es ihm gerade eingefallen war. Seit drei Jahren stand er im Dienste des Kurfürsten von Brandenburg und hatte, wie alle Brandenburgischen Truppen, seit 1631 dem Kaiser schwören müssen. Seine Kriegserfahrung und das gelehrte Ansehen, das er sich vor dem rohen Kriegsvolk durch Einmischung Lateinischer Brocken in seine Rede zu geben wußte, hatte ihn bei dem Obersten von Burgsdorf, dem Commandanten von Spandau, in besondere Gunst gesetzt und dieser hatte ihn zum Oberaufseher der Kurfürstlichen Artolerey in der Festung gemacht. Da er auch bei den Schweden gedient, so wußte er, daß sie rasch und kühn in ihren Unternehmungen waren, daher befürchtete er einen Ueberfall und hatte

eben ſeine Runde um die Wälle der Feſtung beendet, um ſich zu überzeugen, ob Alles auf ſeinem gehörigen Poſten ſei.

Noch ſtand er ſo im Beſchauen der immer dunkler werdenden Gegend verloren, da hörte er Geſchrei und Laufen hinter ſich. Er drehte ſich um und ſah einen jungen Mann in der Montur eines Piqueniers den Wall herauflaufen, während mehrere ſeiner Kameraden ihn verfolgten und Mordgeſchrei hinter ihm her tönte. Athemlos und zitternd nahte der Verfolgte ſich mit der Schnelligkeit eines gejagten Rehes und klammerte ſich feſt an das unbehülfliche Geſchütz, hier Rettung ſuchend.

Conſtabler Schwichow, mit ſolchen Scenen vertraut, ſtellte ſich vor den Schutzſuchenden, hob den Stock und winkte den jetzt auch auf den Wall gekommenen Verfolgern zurück.

„Verflucht!“ rief Einer derſelben, Athem ſchöpfend, „da hat er die Nachtigall umklammert. Wir können ihm nichts anhaben auf 24 Stunden.“

„Nein, das könnt Ihr nicht,“ erwiederte ſehr ruhig Schwichow; „er hat die Lade berührt und ſteht jetzt unter dem Schutze unſerer Hochlöblichen Zunft; kommt wieder, wenn 24 Stunden herum ſind, aber jetzt packt Euch! Wir haben keine Piqueniere hier auf dem Walle vonnöthen.“

„So haben wir nicht gewettet, Herr Conſtabler!“ rief jetzt, ſich vordrängend, ein anderer Piquenier; „24 Stunden hat er Zeit, ſich auf ſeinen

Tod vorzubereiten und wir wollen ihm nichts anhaben; aber denkt Ihr, wir werden so dumm sein und nicht hier bleiben, um ihn zu bewachen, daß er nicht entkommt?"

„Ob Ihr das dumm nennt oder nicht, das geht mich nichts an; aber hier bleiben wird nemo oder Niemand von Euch, das weiß ich ganz gewiß. Die Artolerey ist ein freies Corps und braucht Eure Piquen nicht, um einen Verbrecher zu bewachen. Scheert Euch vom Walle, Militibus oder Soldaten, sonst lasse ich Euch von meinen Stückknechten mit Setzkolben kopfüber das grüne Gras hinunter kugeln."

„Nun, nun! nur nicht so böse", Herr Constabler, „wollt Ihr uns dafür stehen, daß er bei Eurem Stücke bleibt, bis 24 Stunden herum sind?"

„Mir hat er nichts gethan! Meinetwegen kann er hier bleiben oder weglaufen, wie es ihm beliebt. Beschädigt er mir eine Büchse oder thut er irgend etwas Giftiges in das Zündloch, so ist er der Lade verfallen; aber Euch habe ich keine Rechenschaft davon zu geben. Macht, daß Ihr fortkommt, oder Ihr habt ein Feuerwerk um den Kopf, ehe ich meinen Stock ausstrecke."

„Großmäuliges Geschützvolk, Grobschießer, Niesewurz ohne Prosit", murmelten die Piqueniere vor sich hin, als sie die Wallauffahrt hinuntergingen, immer noch drohende Blicke dem am Geschütz stehenden jungen Piquenier zuschleudernd. Unten an-

gekommen, blieben ſie ſtehen, vertheilten ſich einzeln hinter den am Walle liegenden niedrigen Häuſern und ſchienen von weitem den Flüchtigen zu beobachten.

Als die Piqueniere den Wall verlaſſen hatten, näherte ſich Conſtabler Schwichow dem jungen Mann, der ſich ſo plötzlich in ſeinen Schutz begeben. Als er vor ihn trat, nahm er wieder ſeine majeſtätiſche Stellung an, betrachtete den Ankömmling von Kopf bis zu den Füßen und fragte dann mit der höchſten Würde, deren er nur fähig war.

„Homo! Wer biſt Du? und welches Vergehens beſchuldigt man Dich?“

„Ich bin Piquenier in des Oberſten von Burgsdorfs Regimente. Meinen Namen laßt mich Euch zur Zeit noch verſchweigen, ich habe den Hauptmann Freyen von Arnheimb erſchlagen.“

„Alſo ein Homo sanguinarius? Schlimm, ſehr ſchlimm, mein Lamm! Da wirſt Du durch die Spieße laufen müſſen, wenn es anders gut Regiment und Ordnung unter Deinen hominibus cum picorum giebt.“

„Ich fand ihn, wie er meiner Geliebten Gewalt anthun wollte, und da habe ich ihn erſchlagen“, erwiederte mit finſterem, an den Boden gewurzelten Blick der Piquenier.

„Das iſt einerlei, mein Lamm!, Du mußt doch daran glauben, und ich ſehe Dich ſchon im Geiſte denen Piquen und Partiſanen entgegenlaufen; Du

hatteſt Recht, daß Du ihm auf den Kopf ſchlugſt, wenn er Deinem Mägdlein Allerlei zumuthete; aber die vom Regimente haben auch Recht, wenn ſie Dich abthun im Wege Rechtens, ſo hat jeder Recht auf ſeine Art. Wann iſt denn das geſchehen?"

„Vor einer halben Stunde. Er hatte einige von ſeiner Compagnie zur Wache aufgeſtellt, daß Niemand ihn ſtöre, als aber ſein Hülferuf mich anklagte, da eilten ſie herbei und verfolgten mich bis hierher an Euer Stück."

Ein Trompetenſtoß auf dem gegenüberliegenden Ufer der Havel unterbrach dies Geſpräch. Man hörte vom Brückenthore das Zeichen erwiedern und bald darauf erſchien bei Fackelſchein ein Schwediſcher Offizier unten am Wall, begehrte ein Geſpräch mit dem Kurfürſten und wurde von einem Brandenburgiſchen Offizier in die engen Straßen der Stadt geführt.

„Aha!" rief der alte Schwichow, als er das Vorgehende beobachtet, „das ſind Schwediſche Kniffe, die kenne ich, ſeit ihr König todt iſt. Die Kerle haben jetzt gerade ſo viel Ehrlichkeit beim Kriegshandwerk im Leibe, als ein Kugelzieher. Gebt Achtung, Lämmer! Kaum iſt der Offizier vom Kurfürſten wieder herab, ſo werfen ſie uns ein Paar Bomben ins Genick. Ich kenne ſie, alſo aufgepaßt! Die Conſtabler Derer Schwedorum ſchießen gut, ich habe bei ihnen manch' eine Büchſe losgebrannt; aber ich denke, wir bleiben ihnen die Antwort nicht

schuldig. Hört mal, junger Miles cum Picum oder Piquenier, wißt Ihr wohl, daß Ihr uns hier beträchtliche Hinderung angedeihen lassen werdet? Ich dächte, Ihr nähmet Eure Hacken in die Hand, Eure Beine auf den Rücken und machtet, daß Ihr fortkommt. — Hei!"

„Ihr habt gut reden", Herr Constabler, „aber wo soll ich mich hinwenden? Schwimmen kann ich nicht, sonst lief ich zu den Schweden und wenn ich den Wall hinuntersteige, so falle ich meinen Verfolgern in die Hände."

„Wie Ihr fortkommt, ist mir gänzlich einerlei, Homo! das ist Eure Sache; aber ich dächte, es wäre immer besser, Ihr versuchtet Euer Glück auf eigene Hand, denn, wenn morgen Abend die Sonne sieht, wie sie heut stand bei Eurer Zukunft, so muß ich Euch ausliefern, und Ihr könnt darauf rechnen, daß ich mit großer Ruhe also thun werde."

Unentschlossen warf der Geängstete seine Blicke nach allen Seiten. Das Bastion schloß sich links und rechts an Ravelins, deren Fuß von tiefen nassen Gräben umgeben war, die ihr Wasser aus der Havel erhielten. Auf dieser Seite war jede Rettung unmöglich. Wenn es ihm aber gelang, ungesehen von den lauernden Piquenieren den Wall nach innen hinunter und an die nächsten Häuser zu kommen, so war er gerettet, denn er kannte dort jede Gelegenheit, jede Thür, jeden Durchgang und war ja sicher, das väterliche Haus offen zu finden. Mit

Falkenblicken musterte er jede Stelle des Walls. Auf dem Bauche liegend, rutschte er bis an den Rand, übersah so, ungesehen, jeden Ausgang und kroch endlich unter dem Schutz der Brustwehr und von ihrem Schatten ganz verdeckt bis zum Ravelin rechts. Als der Schwedische Offizier wieder vom Kurfürsten zurückkam, bemerkte er, daß die hinter den Häusern versteckten Verfolger neugierig auf den Fackelschein an jener Stelle sahen, diesen Augenblick benutzte er, ließ sich langsam mit dem ganzen Körper rutschend den Wall hinunter und gelangte so, auf den Händen kriechend, bis an den nächsten hölzernen Zaun. Es wurde ihm nicht schwer, diesen zu überspringen; aber fast hätte ihn das Knarren der morschen Bretter verrathen. Jetzt war er im Garten und schlich langsam, vom Schatten des Zaunes begünstigt, über ein Kohlrüben-Feld hinweg dem Hause zu. Konnte er hier einen Durchgang auf die Straße gewinnen, so durfte er Rettung hoffen. Aber die Thüre war verschlossen, die Fenster in den Lehmwänden zu klein, um einen Menschen durchzulassen und schon wurden die Schweine in den Kofen, die zwischen dem Hause und dem Garten standen, unruhig. Da hörte er eine rauhe Stimme im Hause rufen:

„Was haben denn die verhenkerten Thiere? Gewiß sind ihnen ein Paar Ratzen in den Trog gekommen, und nun grunzen sie und schnalzen, daß man nicht einmal Ruhe hat nach dem schweren Tagewerke!“

Ein glücklicher Gedanke kam jetzt unserem Flüchtling in den Kopf. Leise klopfte er an die Thür und flüsterte, als drin wie vor plötzlichem Schrecken alles still wurde: „Macht auf! Macht auf! wenn Ihr nicht wollt, daß man Euch die Schweine aus den Kofen stiehlt!“

Nach einigem Zögern öffnete sich die Thür und mit einem Sprunge stand der nächtliche Gast im Hause. Eilig sagte er dem erstaunten und erschreckten Bürger, daß er auf seiner Hut sein solle. Die Piquenniers von der Arnheimbschen Compagnie hätten sich zusammengethan, ihm heute Nacht seine Schweine zu stehlen, weil sie seit Pfingsten kein Fleisch im Topfe gesehen hätten. Er solle sich nur überzeugen, sie ständen hinter allen Häuserecken und lauerten, bis er eingeschlafen sein würde. — Ihn hätte das böse Gewissen aber gerührt und er wolle ihn daher warnen.

Dankbar drückte der Bestürzte die Hand seines Warners, ließ ihn dann durch die vordere Hausthür auf die Straße und hielt die ganze Nacht hindurch gute Wacht bei seinen Kofen.

So war es ihm also gelungen, seinen Verfolgern zu entkommen. Er befand sich in der ihm wohlbekannten Straße, und eilte im Schatten der Häuser, denn die eine Häuserreihe war ganz von dem aufgehenden Monde beleuchtet, während die andere desto dunkler dagegen zurücktrat, der Hauptkirche zu. Bis zur zweiten Ecke war er gekommen, da hörte

er die Tritte mehrerer Männer auf ſich zukommen und ſah blitzende Lanzenſpitzen im Monde glänzen. Es war ein Trupp Piqueniere, der zur Verſtärkung der Wache an das Brücken-Thor zog. Schnell war der Entflohene in eine Vertiefung der hinter ihm ſich ausdehnenden Mauer geſprungen und drückte ſich ſo feſt wie möglich hinter einen ſtarken Vorſprung. Aber zu ſeinem Schrecken wurde er gewahr, daß der Mond eben hinter einer Wolke hervortrat und ihn faſt ganz beleuchtete. Indem er ſich bückte, geriethen die Füße in eine Kelleröffnung, die theilweis mit Stroh verſtopft war. Schon waren die Piqueniere ganz nahe an den Vorſprung heran — da galt es einen raſchen Entſchluß. Mit der Kraft eines, ſeine Höhle findenden Thieres, räumte er das hindernde Stroh bei Seite und ließ ſich rücklings in die Kelleröffnung hinunter, die Hände klammerten ſich an einen hervorſpringenden Stein des Mauerwerkes, aber noch erreichten die Füße den Boden des Kellers nicht. In dieſer Lage, hängend an den Händen und vergeblich nach einem Stützpunkte mit den Füßen ſuchend, ſah er die Piqueniere vorbeigehen und hörte ihr Geſpräch:

„Den Teufel auch!“ ſagte der eine. „Wir haben dem Kaiſer geſchworen — feierlich — bei fliegenden Fähnlein und brauchen dem Kurfürſten nicht zu gehorchen!“

„Aber der Kurfürſt bezahlt uns doch, und wer bezahlt, kann auch befehlen,“ wandte ein jüngerer ein.

„Wie Du das verstehst! Der Kurfürst bezahlt uns mit dem Gelde, was er als Kriegszubuße dem Kaiser für seine Völker geben muß, darum brauchen wir ihm nicht zu gehorchen, sondern dem Obersten, den uns der Kaiser gesetzt. Spandau soll keinen Schweden in seinen Mauern sehen, so lange wir Kaiserlich sind!“

Soviel konnte der Flüchtling nur hören. Der Trupp Piqueniere war vorüber und er versuchte den Körper wieder aus dem Keller hinauf zu schwingen. — Aber vergeblich waren alle seine Anstrengungen. An der Unmöglichkeit, mit den Knieen irgend einen Stützpunkt zu finden, erlahmte endlich die letzte Kraft, und mit einem tiefen Seufzer mußte der Unglückliche sich in den Keller sinken lassen, so daß er der Länge lang auf den feuchten Boden des dunklen Gewölbes stürzte. Jetzt schien jeder Ausweg unmöglich. Geduldig ergab er sich in sein Schicksal und bittre Thränen füllten sein Auge. So nah' der Rettung, sah er sich auf's Neue gefangen und jede Hoffnung entschwunden. Da hörte er ein sonderbares Geräusch. Aus der Erde herauf tönte es wie die Werkstatt eines Schmiedes oder eines Schlossers. In kurzen Zwischenräumen hämmerte, feilte und raspelte es. Manchmal erdröhnte das Gewölbe wie von schweren Hammerschlägen, dann wuchtete und stöhnte wieder die schwere Kellerluft wie von der Arbeit eines Blasebalges.

Aufmerksam horchte der wider seinen Willen Eingedrungene und konnte sich diese Regsamkeit zur Nachtzeit nicht erklären. Doch ließ die wahrscheinliche Nähe von Menschen einen neuen Hoffnungsschimmer in ihm erwachen, und vorsichtig begann er den Keller, in dem er sich befand, näher zu untersuchen. Mit den Händen die Wände entlang gleitend, fühlte er Tonnen und schwere Kisten, auch einen Amboß glaubte er durch Fühlen zu erkennen; endlich kam er an eine Thür, deren schwere eichene Bohlen sich nur widerstrebend in den alten verrosteten Angeln drehten. Doch öffnete sie sich, denn obgleich von der andern Seite ein Schlüssel in dem ungefügigen Schlosse steckte, war sie doch nicht verschlossen. Ein ähnlicher Kellerraum schien sich dem Eintretenden zu öffnen, eben so dunkel gähnte ihn der Raum an, eben so dumpf schlug Kellerluft ihm entgegen. Das Geräusch tönte hier stärker und deutlich hörte er unter dem Handhaben eiserner Werkzeuge menschliche Stimmen. An den Wänden entlang tappend, traf plötzlich ein Lichtstrahl sein Auge, und er sah, daß er sich einer Thür nähere, durch deren Ritzen ein schwacher Lichtschein in diesen Keller fiel. Er würde diesen Schein schon bei seinem Eintreten in den zweiten Keller bemerkt haben, aber eine Tonne stand so, daß das Licht der Spalte grade hinter dieser auf den feuchten Boden fiel. Neugierig legte er sein Auge an die Fuge in der Thür, und sah am Ende eines ziemlich langen Kellerganges eine glänzend

helle Schmiedewerkſtätte, in der ſich ſchwarze Figuren hin- und herbewegten. Doch konnte er nur hin und wieder Einzelne zur Eſſe kommen und den Blaſebalg in Bewegung ſetzen ſehen. Der Ort, wo die Arbeiter ſaßen und feilten oder raſpelten, was er deutlich hören konnte, war nicht zu ſehen. Leider war dieſe Thür verſchloſſen, und alle Bemühung, ſie ohne Geräuſch zu öffnen, war vergeblich. Lange ſtand er unentſchloſſen, was er thun ſollte, da wurde der Lichtſchein plötzlich verdunkelt, und er ſah einen Mann in dem engen Gange auf die Thür zukommen, hinter welcher er ſtand. Bis an die Thür gelangt, hob ſich der auf ihn Zukommende plötzlich, ohne die Füße zu bewegen, vom Boden und bewegte ſich langſam in die Höhe, ſo daß es den Anſchein hatte, als würde er hinauf gewunden. Dabei ließ ſich ein ſonderbares Knarren hölzerner Rollen und das Pfeifen ſtarker Taue hören, während dicht neben ihm ein ſchweres Gewicht ſich in derſelben Schnelligkeit ſenkte, wie vor der Thür die Geſtalt ſich in die Höhe bewegte. Sollte er Geräuſch machen, ſich zu erkennen geben? Aber in weſſen Hände fiel er, wenn die Thür ſich wirklich öffnete? Was ſind das für Menſchen, die ſo ſpät Geheimes und Verborgenes treiben? Noch ſann er, was zu thun ſei, als das Gewicht neben ihm wieder erſchüttert wurde und langſam vom Boden ſich hob. Durch die Fuge bemerkte er, daß ein Menſch diesmal von oben herab ſank, und rüttelte darum, ehe dieſer ſich durch den Gang entfer-

nen konnte, so stark er konnte, an der Thüre. Erstaunt blieb dieser stehen und fragte:

„Ist einer von Euch im Vorrathskeller?"

Der Gefragte wußte nicht, was er darauf antworten sollte und rief nur: „Macht auf Herr, um Jesu Willen!"

Statt zu öffnen, eilte der Gebetene, mit dem Ausdruck der Angst und Besorgniß, den Gang hinunter; in dem erleuchteten Raume wurde es stille, die Arbeit stockte und gleich darauf stürzten 7 bis 8 Männer, mit Pistolen und kurzen Partisanen bewaffnet, der Thür zu. Sie wurde geöffnet, und der vorderste der Männer, zwei große Sattelpistolen vor sich in den Keller haltend, rief:

„Ergebt Euch — oder Ihr seid des Todes!",

Der junge Piquenier trat vor, faltete bittend seine Hände, und als die Anderen mit Laternen und Feuerbränden die Keller untersucht hatten, ob er wirklich nur allein sei, warfen sie sich auf ihn, knebelten ihn und schleppten den Wehrlosen den Gang entlang in das hell erleuchtete Arbeits-Gewölbe.

Dort sollte sein Schicksal sich entscheiden.

II.

In dem hohen Hause des Grafen Rochus von Lynar, wo der Kurfürst George Wilhelm von Brandenburg seit einem halben Jahre bei seinem Kanzler, dem Grafen von Schwarzenberg, wohnte, war spät zur Nacht noch in den Zimmern des Kurfürsten Licht. Der Kanzler war seit der Abfertigung des schwedischen Offiziers noch nicht vom Kurfürsten herausgekommen, und im Vorzimmer wartete der Oberst von Burgsdorf, die Hauptleute Jakob Holst, Hydde Hörenker und der alte Geheimderath von Queiß. An der Thür stand ehrerbietig der Bürgermeister von Spandau und zwei kurfürstliche Hartschierer hielten daselbst Wacht.

Unruhig und sorgevoll harrten Alle, daß der Graf von Schwarzenberg vom Kurfürsten kommen, ihnen Verhaltungsbefehle geben, oder sie entlassen sollte; aber anderthalb Stunden waren schon vergangen und noch immer blieb die Thür verschlossen.

„Warum man uns nur hat rufen lassen," murmelte endlich mit ausbrechender Ungeduld der Oberst von Burgsdorf. „Statt daß wir hier stehen und die Wände ansehen, könnte man wohl unseren Rath hören so gut als den des Herren Kanzlers! Was meint Ihr, Herr Geheimderath von Queiß?"

„Ich meine, daß wir nicht wohl eher über die Dringlichkeit der Umstände urtheilen können, ehe

wir wiſſen, was zu berathen iſt, und denke, wir warten es ab. Endlich müſſen wir ja doch erfahren, was es giebt und was es geben ſoll?"

„Ja ſo," grollte der Oberſt; „ich weiß, es muß freilich hart hergehen, ehe Ihr einmal Eure Meinung ſagt. Ich wollte, meine Feldwaibel hätten Eure Ruhe und Langmuth, aber die ſchreien nach Brot und nach Löhnung, wenn's irgend fehlt, und Gott mag's wiſſen, wir haben jetzt nichts übrig!"

Ein tiefer Seufzer des an der Thür ſtehenden Bürgermeiſters ſchien des Oberſten Worte zu bekräftigen.

„Da haben wir's," fuhr der Oberſt immer unmuthiger fort, „unſer Herr Bürgermeiſter giebt mir das Reſponſorium auf mein Miſerere. Wahrhaftig, ſeit die Lehnpferde Sr. Kurfürſtlichen Gnaden und das Land-Regiment aus Berlin auch noch nach Spandau gekommen ſind, gewöhnt man ſich das Eſſen ganz ab."

„Wahrlich, Herr Oberſt," antwortete leiſe der Bürgermeiſter, Herr Eſaias Kremper, „es iſt eine Schande und Spott für den Berliner Magiſtrat, daß ſie des Kurfürſten, unſeres Herren, eigene Truppen und Lehnpferde nicht haben wollen, wenn die Schweden vor den Thoren ſind. Nun kommt das Alles auch noch zu uns herüber, und Gott weiß es, wir ſind ſo zu Grunde gerichtet, daß wir nicht wiſſen, woher uns morgen das tägliche Brot kommen ſoll!"

„Es ist allerdings eine böse Zeit, Herr Bürgermeister," nahm jetzt der Geheimderath von Queiß das Wort, „aber ist hier der Ort, über das Unabwendliche Klage und Beschwerde zu führen? Wer leidet mehr unter diesem allgemeinen Unglück, als wir, deren schwachen Händen die Sorge für das Wohl der Kur-Marken übertragen ist. Haben wir die Kaiserlichen Völker und die Schweden jahrelang in die Marken geführt? Haben wir nicht geklagt bei Kaiser und Reichs-Kammergericht über die Erpressungen der Kaiserlichen Generale? Wie aber hätten wir einer so ungeheuren Fluth wohl widerstehen sollen? — Wallenstein, Tilly, Gallas, Mansfeld, Bannier, haben uns gedrückt, beleidigt und mit roher Kraft gewältigt! — Hatten wir Macht zu widerstehen? Haben uns die Marken gegeben, was wir zu ihrer Vertheidigung bedurften? Sagt selbst, Herr Bürgermeister, hätten die Städte Anno 1628 nur die Hälfte von dem freiwillig gegeben, was ihnen jetzt von Freund und Feind gewaltsam geraubt wird, so würde der Kurfürst kräftigen Widerstand haben leisten können. Jetzt tragt in Geduld, was Eure eigne Schuld. Die Kurfürstliche Kammer hat es zur Zeit nicht an Warnungen und Ermahnungen fehlen lassen."

Da öffnete sich die Thür des Kurfürsten und der Graf von Schwarzenberg selbst rief heraus: „Die Herren Hauptleute Holst und Hörenker!"

Beide Gerufene traten in das Zimmer des Kurfürſten, verbeugten ſich ehrerbietig und ſtanden der Befehle ihres Herrn gewärtig. Der Kurfürſt grüßte ſie mit leichtem Neigen des Kopfes, und ſah lange vor ſich auf den Boden, ehe er zu ſprechen begann. Tiefer Kummer und Rathloſigkeit lag in ſeinen Augen, und der unentſchloſſene Blick, bald auf dem Kanzler, bald auf den beiden Hauptleuten ruhend, ſprach deutlich genug die Hülfloſigkeit aus, in die das Ueberwältigende dieſer unglücklichen Zeiten den gutmüthigen, nachgiebigen George Wilhelm verſetzt.

„Was meint Ihr Herren," begann nach langem Schweigen der Kurfürſt, „ſind die Werke wohl ſtark genug, um eine Belagerung der Schweden auszuhalten. Wir verſtehen nichts von der Feſtungsbaukunſt, Schwarzenberg und ich, darum wollen wir erſt den Rath Sachverſtändiger hören, ehe wir den endlichen Entſchluß faſſen."

„Jede Feſtung iſt ſtark, gnädigſter Herr Kurfürſt," antwortete der Ingenieur-Hauptmann Jakob Holſt, „die man ernſtlich vertheidigen will. Ein Erdhaufen läßt ſich mit 100 entſchloſſenen Männern beſſer vertheidigen, als die ſchönſte flandriſche Citadelle mit 1000 feigen Kerlen. Spandau iſt nicht ſo ſtark, daß es ſich ohne brave Soldaten vertheidigen könnte, aber ſtark und überſtark, wenn alle, die jetzt darin ſind, es ehrlich mit der Feſtung meinen."

„Was Ihr da anführt, Herr Hauptmann," unterbrach der Graf von Schwarzenberg den Sprechenden, „kann auch ein Professor der Theologie uns erzählen; es handelt sich um einen genauen Bericht über die Werke, nicht um Cicero's Buch von den Pflichten."

Verdrießlich über diesen Verweis des verhaßten Kanzlers schwieg Holst und Hauptmann Hydde-Hörenker sprach:

„Die Citadelle steht jetzt 43 Jahr, seit der Graf Rochus von Lynar sie erbaut. Zwar ist manches nicht wie es sein sollte, aber die Werke sind nicht schlecht. Mit 8 Tagen tüchtiger Arbeit bietet sie auch dem heftigsten Angriff Trotz, aber freilich alle Hände in der Festung müssen dann anfassen. Am festesten ist das Johannis-Bastion, obgleich es beinah 30 Jahr älter ist. Doch muß auch ich dem Hauptmann Holst hier Recht geben. Die größte Stärke besteht in den Vertheidigern und deren haben wir zur Zeit genug."

„Ich danke, Ihr Herren," antwortete der Kurfürst. „Begebt Euch gleich auf die Werke, untersucht und prüft Alles noch einmal genau, wartet das Tageslicht ab und berichtet mir dann Eure Meinung."

Beide verbeugten sich und verließen das Zimmer, in welchem der Kurfürst abermals mit seinem Kanzler allein blieb.

„Was habe ich gesagt?" begann der Graf, als sich die Thür geschlossen hatte. „Man braucht der-

gleichen Leute nur zu fragen, so bekommt man guten Rath und weise Lehren statt des verlangten Berichtes."

„Aber der Holst hatte doch Recht, lieber Schwarzenberg. Nicht in Erd und Steinen ist Treue und Ausdauer zu finden, sondern in dem Muth und der Todes-Verachtung der Menschen."

„Es bleibt sich aber besser treu und die Ausdauer hat auch einen guten Vorwand mehr, wenn sie bis an das Kinn hinter guten Brustwehren verschanzt steht."

„Ich soll also Spandau auf keinen Fall den Schweden einräumen, Schwarzenberg?" fragte der Kurfürst unentschlossen weiter.

„Wollt Ihr flüchtig werden und Euch verbannen lassen aus Euren Kurlanden, gnädiger Herr? Wollt Ihr die einzige Stadt, die Euch nach Cüstrin noch bleibt, auf's Neue von Feinden brandschatzen und plündern sehen? Euer Kurhut ist in der höchsten Gefahr, gebt Ihr diesmal dem frechen Bännier nach."

„Aber wir haben doch vor sechs Jahren die Stadt schon einmal den Schweden übergeben, und sie kämpfen doch für unseren Glauben, halten dem Kaiser doch das Gegengewicht."

„Damals lebte der König noch. Er war ein großmüthiger Herr und Vertrauen vergalt er mit Vertrauen. Damals war der Kaiser auch übermächtig und zum Gegengewicht die Schweden gut

genug. Wehe aber unſerem Vaterlande, wenn ſie mehr als Gegengewicht werden, wenn ihre ganze Kraft auf Deutſchland drückt und laſtet. Uebergebt Ihr diesmal Spandau, ſo ſagt Ihr Euch vom Kaiſer los und werdet Schwediſcher Statthalter in Eurem Eigenthum."

„Wie ſoll ich treu an dem Kaiſer halten, wenn ſeine Generale meine Marken mit Feuer und Schwert verwüſten, wenn er mich nicht ſchützt gegen Gewalt und Uebermacht?"

„Wie gern ſchützte er Euch gegen die Schweden, wenn er es vermöchte; aber er vertraut auf die Hülfe der Kurfürſten, und wer thut etwas, oder vielmehr wer kann etwas thun? Zwietracht und Neid führen den Vorſitz im Kurfürſtenrathe — und Einigkeit herrſcht weder im Glauben, in Sitte, in Meinung, noch in Nothdurft. Aber deſſenungeachtet hoffe ich, gnädigſter Herr, daß der Sturm ſich diesmal noch beſchwören laſſen wird. Ich habe heute ſchon zwei Expreſſen nach Landsberg geſchickt, wo Gallas ſteht und ihm unſere Bedrängniß zu wiſſen gethan. Gewiß kommt er uns zu Hülfe und treibt den Bannier wieder nach Pommern hinauf.

„Nun, wir wollen's hoffen, Schwarzenberg; aber gute Nacht, es iſt ſpät und ich bin müde, müder als ich ſeit langer Zeit geweſen bin; das macht aber die Unruhe, jeden Augenblick eine andere Nachricht, nicht einmal eſſen kann ich mit der gehörigen Ruhe. Gute Nacht, Schwarzenberg."

Der Graf verbeugte ſich und wollte eben gehen, als der Kurfürſt ihn noch einmal zurückrief und gähnend fragte:

„Sind' keine Nachrichten von meinem Sohne aus Holland da, Schwarzenberg? Ich bin recht unruhig über das Weſen da in meinen Rheinländern. Mag's zwar nicht denken, daß der Friedrich ſchlimme Abſichten hat; aber es iſt doch nicht Alles, wie es ſein ſollte; alſo keine Nachrichten?"

„Seine Kurfürſtliche Durchlaucht, der Kurprinz iſt noch immer in Weſel. Die Bürger machen immer noch daſſelbe Aufhebens von dem jungen Herrn als vordem, ſie geben ihm eine Wache, fegen die Straßen beſonders, durch die er zu gehen pflegt, küſſen ihm den Mantel, wenn er zu Fuß und die Sporen, wenn er zu Pferde ſitzt, kurz, thun und treiben es, als ob er ſchon ihr regierender Herr wäre."

„Hm! hm! das ſollte der Junge, der Friedrich doch nicht leiden. Es thut gewiß nicht gut, daß ein achtzehnjähriger Burſche ſich ſchon einbildet, er ſei etwas; ſchlimm, ſchlimm! das hat er aber wahrſcheinlich in Holland gelernt, wo ſie, Gott ſei es geklagt, zwiſchen einem Kurfürſten und einem Pfefferkrämer keinen Unterſchied machen; — nun gute Nacht, Schwarzenberg, ich will jetzt zu Bette gehen. Morgen mit dem früheſten wollen wir weiter darüber ſprechen."

Der Graf ging, ſtatt aber ſich in ſeine Wohnung zurückzuziehen, die auf dem linken Flügel des

weitläuftigen Gebäudes lag, begab er sich in die Wachtstube, setzte hier eine Pickelhaube auf, nahm einen Soldaten-Mantel um und eilte, in Begleitung eines bewaffneten Dieners, auf die Straße. Alles war öde und still. Der Mond warf sein bleiches, zitterndes Licht auf die schweigende Stadt und ließ die Gegenstände rings umher deutlich erkennen. An der Nikolai-Kirche vorüber, näherte sich der Graf dem Havelthore, um von hier aus seinen Weg um die Festungswerke zu beginnen. Er fand die Musquetiere und Piqueniere des von Burgsdorfschen Regiments gut vertheilt und achtsam auf jedes Geräusch von der Flußseite her, wechselte einige Worte mit den wachthabenden Offizieren und beschritt dann die Wälle. Auf dem Johannis Bastion fand er den Constabler Schwichow allein auf der Bettung eines Geschützes sitzend, während die Stückknechte sich in einiger Entfernung gelagert hatten und meist schliefen. Der auf Posten stehende Stückknecht rief den Grafen an, als er näher kam und verlangte das Losungswort. Es wurde gegeben und der Graf redete den wohlbekannten alten Schwichow freundlich an:

„Nun, Herr Constabler, Eure Kindlein hier mit den eisernen Rachen haben lange genug geruht. Vielleicht bekommen sie bald Gelegenheit, einmal wieder laut mitzusprechen."

„Soll mir eine wahre Herzensfreude sein, Domine Comes atque princeps", antwortete Schwichow,

indem er mit der einen Hand den breiten Hut vom Kopf nahm, mit der anderen aber den Stock in die Hüfte ſtützte und ſeine Helden-Stellung wieder annahm.

„Glaubſt Du, daß der Bannier uns zur Nacht noch angreifen wird?“

„Quod non! Domine Comes. Wenn ſie ernſtliche Luſt auf Spandau hätten, ſo ſähen wir jetzt die Brandkugeln ſchon fliegen. Als ich noch bei ihnen war, pflegten ſie ſich nicht ſo lange mit Parlamentiren und Interlocutionibus abzugeben. Freilich jetzt, wo das alte Gebetbuch ihr König oder Rex Guſtavus Adolphus das Zeitliche geſegnet hat, mag's anders ſein. Morgen früh, denk' ich, erleben wir allerlei.“

„Kannſt Du Dich auf Deine Leute verlaſſen, Schwichow“, ſagte leiſer der Graf:

„So lange mein Stock nicht auf ihren breiten Buckeln zerbricht, zuverläſſig. Sind gar unſchuldige Lämmer meine Stückknechtlein, gehen mit dem Stück um, wie mit dem Pfluge; aber ich denke, mit Gott und dieſem troſtreichen Nebelſtreif hier in meiner Hand, denke ich ſie in der Zunft ſchon vorwärts zu bringen.“

„So gehab Dich wohl, halte mir gute Wacht, und wenn ich den erſten Stückſchuß höre, will ich denken, das iſt Schwichow mit ſeiner Nachtigall und dem Kurfürſten von Dir Rühmens machen.“

Der Graf ging, und zwar den Wall hinunter, weil er glaubte, ſich nun ſchon genügend von der ſicheren Bewachung der Wälle überzeugt zu haben. Kaum erreichte er aber das erſte Haus, ſo ertönte ein gellender Pfiff; von allen Seiten ſtürzten Piqueniere hinter den Mauern und Zäunen hervor, warfen den Grafen zu Boden, banden ihm die Arme auf den Rücken und zwängten ihm einen Knebel in den Mund. Ehe der Graf ſich von dem Schrecken des erſten Angriffs erholen konnte, war er unfähig gemacht, ſich zu wehren, und der begleitende Diener ergriff, in höchſter Angſt die Flucht. Er wußte, wie verhaßt der Kanzler beim Volke war und glaubte, daß es hier auf einen Mordanfall abgeſehen ſei. So blieb der Graf in den Händen der wüthenden Soldaten und ſann vergeblich auf ein Mittel, ſich erkennen zu geben. Der Mond war von vorüberziehendem Gewölk bedeckt und die frühere Klarheit und Helle hatte ſich in dichte Finſterniß verwandelt.

„Haben wir Dich, Du Hund von Piquenier. Wart', wir wollen Dir den Fürwitz ſchon eintränken, Du Bluthund! Du Mörder!"

„Schleppt ihn fort, bringt ihn in das Haus des alten Rohloff, wo der Hauptmann noch liegt."

„Er will ſich wohl gar noch vertheidigen! Stoßt den Hund vorwärts; ſchlagt ihm die Knochen entzwei, dem Mörder."

So ſchrieen und lärmten die aufgebrachten Piqueniere durcheinander, während ſie den geknebelten

Grafen vor ſich hin durch enge Gaſſen nach dem Nikolai-Kirchhof ſtießen. Dort an der Ecke einer kleinen Sackgaſſe fanden ſie vor der Thür eines Hauſes mehrere Piqueniere, welche die Kommenden zu erwarten ſchienen und im Hauſe ſelbſt herrſchte Verwirrung und Unruhe. Der alte Rohloff beruhigte die jammernde Frau und die vor Angſt bebende Tochter. Auf einem Strohſack in der Mitte des unteren Zimmers lag der Freye von Arnheimb ſchwer blutend an der erhaltenen Wunde und ſcheinbar mit dem Tode ringend. Ein Bader ſtand bei ihm und bemühte ſich, dem Leidenden zu helfen; aber vergebens, der Verwundete wurde immer ſchwächer, und ſchon ſtarrten die Augen, wie brechend unter den verzerrten Brauen hervor.

In dies Zimmer ſtießen die Piqueniere den gebundenen Grafen und riefen:

„Wir haben ihn, Herr Hauptmann, wir haben den verruchten Mörder!“

Da aber ſahen ſie, beim Scheine der das Zimmer erhellenden eiſernen Lampe, daß ſie einen anderen und zwar, nach ſeinem koſtbaren Kleide zu ſchließen, einen vornehmen Mann ergriffen, ſtanden verdutzt und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. Endlich löſte man ihm den Knebel aus dem Munde, leuchtete ihm mit der Lampe in's Geſicht und Alle ſtanden ſtumm vor Schrecken und Beſorgniß, als ſie den Grafen Schwarzenberg, Kanzler und Oberſten Kriegshauptmann der Brandenburgiſchen Regimenter erkannt.

„Was iſt hier geſchehen?“ herrſchte der Graf den Piquenieren zu.

Demüthig und beſorgt antwortete einer der Piqueniere: „Verzeiht uns, gnädigſter Herr. Im Eifer ſind wir vielleicht zu rauh verfahren; aber wir ſuchten und verfolgten den Mörder unſeres Hauptmanns!“

„Wer hat den Hauptmann ermordet?“

„Ein Piquenier des Burgsdorfſchen Regiments, Gottlieb Knorre.“

„Und wie iſt das Verbrechen geſchehen?“

„Der Knorre iſt der Bräutigam der Jungfer Rohloff hier im Hauſe, und wie er den Hauptmann bei ihr gefunden, da hat er ihn durch und durch gerannt mit ſeiner Hartſche.“

Da ſchluchzte das Mädchen, die Alles mit angehört, noch lauter und ſagte: „Gott iſt mein Zeuge, daß Gottlieb heute noch gar nicht hier war. Ach Gott! Ach Gott! Herr Graf, fragt doch nur nicht, wenn es herauskommt, giebt's noch mehr Unglück.“

Der Graf erkannte in dem ſchluchzenden Mädchen eine Dirne, die er oft bei ſeiner Tochter Renata geſehen, von der ſie zu allerhand kleinen Dienſtleiſtungen gebraucht wurde.

Vergebens befragte der Graf den ſterbenden Hauptmann; er wollte ſprechen, rang in der Todesangſt, krampfte die Hände zuſammen und verſchied

mit einem dumpfen Schrei, während ein Strom dunklen Bluts ihm aus dem Munde ſtürzte.

„Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig", rief der alte Rohloff und faltete betend die Hände, der Graf wendete ſich von dem ſchauerlichen Anblick ab und befahl dann den Piquenieren, die Leiche ihres Hauptmanns in deſſen Quartier zu tragen; ehe er das Haus aber verließ, winkte er dem alten Rohloff und ſeiner Tochter und verlangte, ſie ſollten ihn nach ſeiner Wohnung begleiten, weil er erfahren wolle, was eigentlich vorgegangen und den Tod des Hauptmanns herbeigeführt.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſaß der Graf Schwarzenberg auf dem ſchön geſchnitzten Stuhl von Nußbaumholz vor ſeinem großen mit ſchweren geblümten Vorhängen verſehenen Bette. Es war ſchon nahe an Mitternacht und im Vorzimmer wartete noch der alte Bürger Rohloff mit ſeiner weinenden Tochter. Der Graf hatte das Wams und die Beinkleider abgelegt, einen weiten Schlafrock angezogen und fragte ſeinen Leibdiener:

„Alſo eine Ohnmacht hat meine Tochter gehabt? Sonderbar! Das Mädchen war ja immer die Geſundheit ſelbſt! Weißt Du nichts Näheres, Erhardt?"

„Die junge Gräfin hat ſich vielleicht erkältet," antwortete dieſer, „denn ich ſah, wie ſie gegen halb 9 Uhr ausging in einem ganz einfach bürgerlichen Kopftuch und Schleier. Ich habe es ſchon ihren Stubenmädchen geſagt, die meinen aber, die

junge Gräfin ſei den ganzen Abend nicht über die Schwelle gekommen. Ich begreife nicht, warum ſie das leugnen, da ich es doch ſelbſt geſehen."

Der Graf ſaß in tiefes Sinnen verloren, und wagte es kaum, ſeinen Leibdiener anzuſehen, dann fragte er nach kurzem Schweigen:

„Haſt Du denn meine Tochter ſchon öfter ſo um die Abendzeit ausgehen ſehen?"

Der Leibdiener antwortete nicht. Dieſe Frage ließ ihn plötzlich einen Blick in das Innere des Grafen thun, obgleich ſie ſcheinbar mit der größten Unbefangenheit geſchehen war. Hier konnte eine beſtimmte Antwort Folgen haben, die ſich nicht berechnen ließen; denn in der Frage lag ein Familien-Verhältniß plötzlich vor den Augen des Dieners aufgedeckt, an das zu denken er bis jetzt kaum gewagt. Nach kurzem Schweigen, welches er durch das Aufdecken des Bettes zu verbergen ſuchte, antwortete er:

„Nein, gnädiger Herr, nur zur Frau Geheimderäthin Queiß, ſonſt nicht."

Der Graf kämpfte ſichtbar mit ſeinem Stolz und dem Wunſch, Licht über dies ungewöhnliche Ausgehen ſeiner Tochter und die unbegreifliche Ohnmacht zu erhalten, in der ſie, nach der Ausſage der Dienerſchaft, über eine Stunde gelegen hatte. Aber die zögernde Antwort ſeines Leibdieners ließ ihn fürchten, jetzt ſchon tiefer die Verhältniſſe durchſchauen zu müſſen, und er ſchwieg.

Auf einen Wink des Grafen ließ Erhardt den alten Rohloff mit seiner Tochter in das Schlafzimmer und entfernte sich dann.

„Seid ohne Furcht, alter Rohloff," begann der Graf, den Kopf sorgevoll in die Hand gestützt, „und erzählt mir, was diesen traurigen Vorfall heute zur Nacht in Eurem Hause veranlaßt?"

„Ach Gott, Euer gräfliche Gnaden, ich bin selbst nicht recht klug daraus geworden. Mein ganzes Haus ist unschuldig an der heillosen Mordthat, das soll Gott wissen. Meine Tochter hier, die Catherine, ist mit einem Piquenier schon seit 4 Monat versprochen — 's ist ein Spandäuer Stadtkind, der Gottlieb Knorre, und da hat er sie immer besucht, wie wir auch gar nichts dagegen hatten. Heute Abend, so gegen 9, dachte ich auch, er wäre bei ihr, denn das konnte ich nicht wissen, wenn er kam. Mein Haus hat auch hinten einen Eingang vom Kirchhof her; und da pflegt er immer durchzukommen, so daß wir es vorne gar nicht wissen. Mit einem Male werden wir gewahr, daß vorn in der Gasse mehrere Piqueniere auf und nieder gehen, die sich mein Haus ansehen, gerade als ob sie es bewachten. Nun wurde es immer dunkler und plötzlich hören wir ein fürchterliches Geschrei oben in meiner Tochter Kämmerlein. Ich sehe meine Frau ganz erschrocken an und laufe aus der Thüre. Da kommt mir die Catherine schon mit zerzausten Kleidern und wirrem Haar die Treppe herunter entgegen, und schreit und

jammert und zeigt sprachlos nur immer die Treppe hinauf. Wie ich die Treppe hinauf will, kommen auch schon die Piqueniere vorne ins Haus und stürmen mit mir zusammen bis in das Kämmerlein meiner Catherine. Wie wir aber die Thür öffnen, stürzt uns in der Dunkelheit der Gottlieb entgegen, rennt uns über und ist in zwei Sätzen die Treppe hinunter. Wir sehen den Hauptmann von Arnheimb, der sich in seinem Blute auf dem Boden wälzt und immer schreit: Der Hund hat mich erstochen! Der Hund hat mich erstochen! Greift ihn! Das ließen sich die Piqueniere nicht zweimal sagen und eilten ihm nach, konnten ihn aber nicht einholen, denn er hatte sich, wie sie nachher aussagten, in den Schutz der Artolerey und Feuerwerkerlade begeben. Wie ich nun so oben in dem Kämmerlein stehe und mir bei dem blutenden Hauptmann nicht zu rathen und nicht zu helfen weiß, da treibt und drängt meine Catherine, daß ich nur einen Bader holen soll. Das thue ich denn auch, und wie ich wieder mit dem Bader zurückkomme, da war das Haus schon voller Leute, und die Piqueniere waren auch schon wieder da und sagten, daß sie den Gottlieb nicht gekriegt hätten. Das ist Alles, was ich von der Geschichte weiß, gnädigster Herr Graf!"

Der Graf sah während dieser ganzen Erzählung unverwandt das Mädchen an, die bald roth, bald blaß wurde und diesen festen fragenden Blick nicht ertragen konnte. Als der Vater geendigt hatte,

ſchwieg der Graf einige Augenblicke, und verlangte dann mit ſanfter Stimme von der Tochter, daß auch ſie ihm erzählen ſollte, was ſie von dem Verfall wüßte. — Oft ſtockend und nach Worten ſuchend, ſprach das ängſtliche Mädchen:

„Ach Gott! der Herr Hauptmann iſt an Allem Schuld. Ich war allein in meinem Kämmerlein, das heißt, eigentlich war noch eine Freundin bei mir, ſo zum Beſuch, und ich erwartete den Gottlieb, weil er mir verſprochen hatte, gegen Abend zu kommen. Statt ſeiner kommt aber plötzlich der Herr Hauptmann leiſe die Treppe herauf und tritt zu uns herein. Nun weiß der Vater, daß der Herr Hauptmann mir ſchon längſt nachgeſtellt und allerlei Schlingen gelegt. Ich erſchrak und meine Freundin auch. Die verſteckte ſich aber gleich hinter den Bettvorhang, ſo daß der Hauptmann ſie gar nicht geſehen hat. Ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte, und bat den Herren Hauptmann, er möchte doch weggehen, weil der Gottlieb jeden Augenblick kommen könnte. Er meinte aber, den Gottlieb habe er für die ganze Nacht mit einem Auftrage in die Citadelle geſchickt und der würde uns nicht ſtören. Dann wollte er mich küſſen, und riß mich auf ſeinen Schooß und zerrte mich, daß ich gern geſchrieen hätte, wenn meine Freundin nicht dabei geweſen wäre, aber die wollte ich doch nicht verrathen. Wie ich mir nun gar nicht mehr zu helfen wußte, da weinte ich bitterlich und wand mich los. Es gelang

mir auch glücklich aus der Thür zu kommen und vor Angſt lief ich die Bodentreppe hinauf. Wie ich die Bodenthür hinter mir zugeworfen hatte, ſtand ich wohl eine ganze Weile ſo zitternd und weinend, und wußte mir nicht zu rathen und nicht zu helfen, denn der Hauptmann war in meinem Kämmerlein geblieben. Da hörte ich Jemand die Treppe hinauf kommen und zum Hauptmann hineingehen. Ich glaubte, es wäre mein Gottlieb und kam vom Boden herunter. Da ſchrie aber der Hauptmann in meiner Kammer: Herr Gott, ich bin verwundet! und ich ſah, als ich hineinlief, wie ein fremder Piquenier — denn mein Gottlieb war es nicht, das kann ich beſchwören — den Hauptmann ermordete. Ich lief herunter und da kam der Vater mir entgegen. Das iſt Alles, was ich weiß!"

„Alſo Dein Bräutigam war es nicht, Catherine, das willſt Du beſchwören?" fragte langſam der Graf.

„Mit tauſend heiligen Eiden vor unſerm Herrn Prediger. Nie will ich des Abendmahls mehr theilhaftig werden, wenn es nicht ein fremder Piquenier war."

„Hm! Wer war denn aber die Freundin, die ſo zufällig bei Dir in der Kammer war?" fuhr jener fort.

„Ach Gott! — ich weiß nicht — ich kenne ſie nicht — ſie hat mich nur ſo beſucht — ich weiß gar nicht, wer ſie iſt."

„Nun ſehen Euer gräfliche Gnaden nur das dumme Ding da an," unterbrach ſie der Vater, „hat eine Freundin, und weiß nicht einmal wie ſie heißt. Sie hat den Kopf ganz verloren vor lauter Angſt und Beſtürzung."

„Ich weiß wohl, wer ſie iſt; aber ich habe es ihr verſprechen müſſen, Niemanden zu ſagen, daß ſie bei mir geweſen iſt. Sie hat ſo ſtrenge Eltern!"

„Na, das wäre mir 'ne ſchöne Geſchichte. Du kennſt mich, Catherine. Wirſt Du gleich ſagen, wer die Freundin iſt, oder —"

„Ach Gott! Ach Gott!" rief händeringend die Tochter und ſtürzte vor ihrem Vater auf die Kniee — „ich darf nicht — ich darf nicht —"

„Still, alter Rohloff," ſagte jetzt der Graf, der den Zorn des Vaters ausbrechen ſah. „Ich verbiete Euch, Eure Tochter weiter nach dem Namen des Frauenzimmers zu fragen. Nur eine Frage beantworte mir noch, Catherine, hatte Deine Freundin Schleier und Kopftuch, als ſie bei Dir war, ſo wie es Bürgermädchen wohl zu tragen pflegen?"

Catherinens Blicke ſuchten den Boden; mit ſchluchzender Stimme antwortete ſie: „Ja — ein Kopftuch und einen Schleier hatte ſie wohl — es war —"

„Still! kein Wort weiter," rief da mit furchtbar ernſter Stimme der Graf, winkte Beiden, raſch ſich zu entfernen, rang, als er allein war, verzweifelnd die Hände und rief ſchmerzlich:

„Groſser Gott! Auch das noch! Du häufſt ſchweres Leid auf meine Schultern! Verkannt von dem Lande, für das ich mich opfere, verfolgt von denen, die ich erhöht — und auch mein Kind! — Herr, Dein Wille geſchehe! In Deine Hände befehle ich mich!“

III.

Unterdeſſen lag der gebundene Piquenier in dem hellerleuchteten Arbeitsgewölbe neben dem Heerde, und harrte ſorgenvoll der Wiederkehr jener unbekannten Männer, die ſich ſämmtlich in ein neben anliegendes Gewölbe zurückgezogen hatten, um Rath zu halten miteinander, was ſie mit dem ſo plötzlich unter ihnen erſchienenen Soldaten anfangen ſollten. Unruhig ließ er die Augen rings umher ſchweifen — und überzeugte ſich bald, daß er in die Hände einer Bande Kipper und Wipper gefallen ſei, durch die ſeit einer Reihe von Jahren ſchon das Geld ſo verfälſcht worden war, daß es faſt allen Werth verloren hatte. Er ſah in den herumſtehenden Kübeln und Molden eine groſse Menge von neu geprägten Münzgroſchen, denen das Volk damals den Namen „Schreckenberger“ gegeben hatte. — Was ſtand ihm noch bevor? — Wie viel Unglück ſollte dieſe

eine Nacht noch auf ihn häufen! — Schmerzlich dachte er der Geliebten, die er unter roher Umgebung zurückgelassen, sorgenvoll des von ihm erschlagenen Hauptmanns. — Da öffnete sich die Thür, durch welche die Männer sich entfernt, und bald umstanden sie alle den am Boden Liegenden. Mit bösem, drohenden Tone fragte einer unter ihnen:

„Wie heißt Du? und wie kommst Du in diese Keller?"

Der Gefragte vermied es seinen Namen zu nennen, erzählte aber wie er zufällig in die Kelleröffnung gefallen und so zu ihnen gekommen sei.

„Das kommt davon, wenn die Kellerlöcher nicht von innen geschlossen werden", grollte der Sprechende; „Ich habe es oft genug gesagt, aber da ist es Euch zu dumpfig, zu feucht. Alle Wetter, lieber dumpfig und feucht in unsern Kellern, als luftig und trocken unterm Galgen. Gleich geht und stopft die kleinste Oeffnung zu."

Auf diesen Befehl eilten einige der Männer den Gang entlang in die vorderen Gewölbe, um sich vor jeder ferneren Entdeckung sicher zu stellen.

Als sie sich entfernt hatten, sah der Erste unter den Falschmünzern die Andern fragend an und meinte:

„Wer von Euch will ihn abfertigen? es ist zwar ein schlechtes, widerwärtiges Geschäft, einen Menschen abzuthun, wie ein gebundenes Kalb, aber es muß doch sein. Ich dächte, wir erwürgten ihn mit

einem Strick. Ich möchte nicht gern Blut in unserer Werkstatt sehen."

Ein kalter Schauder rieselte bei diesen Worten durch des Unglücklichen Adern. So elend sollte er umkommen? Voll Entsetzen sah er, wie zwei der Kerle nach einigem Zögern einen dünnen Strick herbeiholten und eine Schlinge daraus banden. Sie beriethen sich, wie sie ihm die Schlinge am besten umlegen, wie sie beim Zuziehen sich stellen und nicht eher nachlassen wollten, bis der letzte Lebensodem entflohen. Schon wollten sie Hand an das gräßliche Werk legen, da rief der Unglückliche:

„Habt Erbarmen, was habe ich Euch gethan, daß Ihr mich so elend ermorden wollt? Fürchtet nicht, daß ich Euch verrathe; auch mein Leben ist verwirkt, ich habe den Hauptmann von Arnheimb erschlagen, und werde Euch nicht verrathen; wenn Ihr mir Schutz angedeihen lasset, und mich nicht meinen Verfolgern ausliefert."

„So so, also einen Mord hast du begangen? Ei, das ändert freilich die Sache. — So bist Du wohl der Gottlieb Knorre, der bei dem alten Rohloff den Hauptmann ermordet? — Wir haben schon davon gehört. Wenns so ist, bindet ihn los — da läßt sich schon ein vernünftig Wort mit dem Burschen reden."

Im Nu hatte man seine Bande gelöst — und der kaum noch mit augenblicklichem Tode Bedrohte, stand aufrecht, sorglos, zuversichtlich unter den neuen

Freunden. Bald war die groſse Werktafel in der Mitte des Gewölbes abgeräumt und mit schäumenden Bierkannen beſetzt. Alles nahm Platz und Peter Voorſt, der erſte unter den Kippern ſetzte ſich neben den flüchtigen Soldaten, fragte nach allen Umſtänden ſeines Entkommens, und vergewiſſerte ſich über die Wahrheit ſeiner Angaben. Dann gebot er Ruhe, und redete alſo:

„Gottlieb Knorre, der Zufall hat Dich zu uns geführt und mit dem bekannt gemacht, was der Graf Schwarzenberg, dieſer Blutegel und Nachtalp unſeres Kurfürſten, ſeit Jahren mit aller Macht und Klugheit, die er angewendet, nicht hat erfahren können. Wir ſind Kipper und Wipper. Seit eilf Jahren ziehen wir alles gute Geld ein, und bringen ſchlechtes unter das Volk. Gräſsliche Eide binden uns, und ein ſicherer Tod wäre der Lohn deſſen, der es wagen wollte, etwas zu verrathen. Unter den Augen des Kurfürſten und ſeiner Rentei-Kammer haben wir unſere Werkſtatt, und niemand ahnet unſere nächtlichen Zuſammenkünfte. Noch ein Jahr und wir geben die fernere Arbeit auf, dann wird das Gewonnene getheilt, bis dahin erhält jeder nur ſo viel vom Gewinn, daſs ſeine gröſsere Wohlhabenheit niemandem auffallen kann, dann aber hat jeder für ſeine übrige Lebzeit genug und kann lachen über die Zeitläufte. Du biſt von dieſem Augenblick an der Unſere und gehörſt uns zu mit Leib und Seele. Wir ſorgen brüderlich dafür,

daß Du unentdeckt und unbeſtraft bleibſt, dafür arbeiteſt Du in jeder Woche zweimal die Nacht durch in dieſen Kellern. Sonſt biſt Du ein freier Mann, kannſt leben wie Du willſt, aber zu hüten haſt Du Dich, denn wo Du auch ſeiſt: in der Kirche oder im Feldlager, unter Freunden oder ſelbſt im Kloſet des Kanzlers, überall biſt Du von uns beobachtet. — Ich ſage Dir das voraus, denn bald genug wirſt Du Dich überzeugen, wie Recht ich habe."

Erſtaunt und über das Gefährliche der Verbindung nachſinnend, in die er ſo zufällig gerathen, hing der junge Mann an den Lippen des Sprechenden. Als dieſer aber geendet und ihm freundlich zutrank, ſagte er:

„Ihr hofft alſo, mich der Strafe zu entziehen, die meiner wartet für den Mord des Hauptmanns, und ſichert mir Freiheit zu, wenn ich der Eurige werde."

„Nicht wenn Du der Unſrige wirſt, Du biſt es ſchon, mußt es ſein, ſonſt haſt Du in fünf Minuten zu leben aufgehört. — Was die unſichtbare Macht der Kipper und Wipper vermag, ſoll für Dich geſchehen, und unſer Arm reicht weit, aber ſei treu und fleißig, ſonſt iſt der Tod Dein Loos."

„Laßt ihn zum Schwur, Herr Peter Voorſt, laßt ihn den Eid ablegen, riefen jetzt mehrere, er ſcheint ein tüchtiger Burſche, reſolut und hat einen Mord auf dem Gewiſſen, das bindet ihm die Zunge beſſer, als Eure Vorſtellungen."

„Wohlan denn! Laßt uns zur Aufnahme schreiten. Schließt das kleine Gewölbe auf.“

Hinter dem Heerde, halb durch den Rauchfang versteckt, der durch Krümmungen bis in eine Ziegelbrennerei führte, deren Beſitzer mit zu den Kippern und Wippern gehörte, ſo daß das Rauchen zur Nachtzeit niemand auffallen konnte, befand ſich eine kleine Thür, durch einen Querbalken zugehalten. Dieſe wurde jetzt geöffnet, und der neu Aufzunehmende in ein kleines Gewölbe geführt, an deſſen Wänden große Pechfackeln in eiſernen Ringen ſteckten, die beim Eintreten angeſteckt, ein düſteres dunkelrothes Licht verbreiteten, während der ſchwarze Dampf an dem Gewölbe entlang dem Rauchfange zuwirbelte. Als Alle das Gewölbe betreten hatten, ſchloſſen die Kipper einen Kreis um Voorſt und den neuen Gefährten, der mit folgenden Worten angeredet wurde:

„Wer ſeinen Eid dem Bunde bricht, wer durch Wort oder That die Worte, Erkennungszeichen Gefährten und Arbeiten der Kipper verräth, dem wird die Zunge ausgeriſſen, der Körper ermordet und verſcharrt. Sieh dort, Gottlieb Knorre, die Zungen zweier ſolcher Verräther. Sie hielten das Geheimniß nicht, und vertrauten es ihren Weibern an. Sie ſtarben, und auch ihre Weiber büßten die Mitwiſſenſchaft mit dem Tode.“

Bei dieſen Worten zeigte Peter Voorſt auf zwei unförmliche, zuſammengetrocknete Stücken

Fleiſch, die an der Mauer unter einer Pechfackel hingen, und der Kreis öffnete ſich um den neuen Mitbruder die Ausſicht zu erleichtern.

„Du ſiehſt", fuhr Peter Voorſt fort, daß wir raſche und ſtrenge Juſtiz üben. Jetzt ſprich mir nach und ſchwöre den Eid, der Dich in Zukunft unauflöslich an uns bindet.

Peter Voorſt ſprach einen furchtbaren Eid, den jener Wort für Wort nachſprach. — Bei allem was dem Menſchen heilig und theuer iſt, unter Androhung der gräßlichſten Strafen, ſchwor er dem Bunde treu und gewärtig zu bleiben.

Nach Beendigung dieſer Ceremonie führte ihn Peter Voorſt in der ganzen Werkſtatt der Falſchmünzer in allen Kellern und Gewölben dieſer unterirdiſchen Wohnung herum, gab ihm das Erkennungszeichen und das Loſungswort der Kipper. Ein Zurechtrücken der Halskrauſe mit dem Daumen und vierten Finger und der Ausruf: „Gott gebe dem Kurfürſten langes Leben" mit der Betonung des Wortes „gebe". Unterdeſſen hatten die Andern ſchon wieder ihre Arbeit begonnen und alles feilte, hämmerte und klopfte wieder wie kurz zuvor. Der neue Bruder erhielt den Namen Torſtenſohn und begann ſogleich ſeine Arbeit an den Blaſebälgen, während er von Allem unterrichtet wurde, was ihm noch zu wiſſen nöthig war. Man kam überein, daß er vorläufig einige Tage in den Kellern verborgen bleiben ſollte, bis man genaue Nachrichten über den Zuſtand

seiner Angelegenheiten eingezogen, und Alles schien geordnet. Da kam ungefähr gegen 3 Uhr Morgens einer der Kipper mit Nachrichten aus der Stadt zurück. Er erzählte, daß man mit Anbruch des Morgens einen Angriff der Schweden erwartete; und daß erst fälschlich der Graf von Schwarzenberg als Mörder des Hauptmanns von Arnheimb ergriffen, jetzt aber der eigentliche Mörder Gottlieb Knorre von den Piquenieren aus der Citadelle gefänglich eingebracht worden sei.

Alle lachten laut auf, indem sie triumphirend den neuen Gefährten ansahen, dieser aber erblaßte und schlug die Augen nieder.

„Ha! ha! ha!" rief Peter Voorst, „das Gelüsten können sie sich vergehen lassen. Unser Bruder Torstensohn hier weiß am besten, wo jetzt der wahre Gottlieb Knorre sich aufhält."

„Ich habe ihn aber selbst gesehen", betheuerte Jener. „Der Offizier schickte ihn in Begleitung von 6 anderen Piquenieren in des Oberst Burgsdorf's Quartier, weil ihm das Gerücht zu Ohren gekommen, daß er seinen Hauptmann erschlagen haben solle. Was aber das Wunderbarste dabei ist, so läßt der Offizier sagen und die 6 Piqueniere beschwören es, daß der Gottlieb Knorre den ganzen Nachmittag und Abend, ja bis Mitternacht bei ihnen gewesen, nicht einen Schritt aus der Citadelle gethan und gerade zur Zeit des Mordes mit der Gespannschaft unter einem Drillmeister die Pique geschwungen."

Die ausgelaſſene Laune der Kipper verſtummte, und befremdet richteten ſich alle Blicke auf den Bruder Torſtenſohn, der noch immer ſtumm und mit niedergeſchlagenen Augen, mechaniſch den Blaſebalg bewegte.

„Du haſt ihn ſelbſt geſehen, Bruder Gallas?“ fragte Peter Voorſt.

„Selbſt geſehen — und war dabei, wie er vom Oberſten auf der Stelle verhört wurde.“

„Hat dieſer hier Aehnlichkeit mit dem Knorre?“ fragte Peter Voorſt mit furchtbarer Ruhe.

„Keine Spur! wenn der farbige Kurfürſtliche Rock nicht wäre, auch nicht in der Kleidung. Man ſieht's ja, das feine Hoſenzeug, die vornehmen Stiefel, das trägt kein Piquenier.“

Der Kipper hatte Recht. Nicht allein die Unterkleidung, auch die Form des Zwickelbartes, das Haar, der Anſtand und das ganze Weſen des jungen Mannes widerſprachen dem groben Monturkittel eines Piqueniers.

Die Stirn Peter Voorſt's runzelte ſich, die ſchwarzen Augenbrauen zogen ſich drohend zuſammen, mit ſtechendem Blicke maß er den jungen Mann, winkte dann den beiden Kippern, die ſich vorher ſchon bereit erklärt hatten, ihn zu erdroſſeln und rief ihnen zu:

„So erdroſſelt den Hund, der uns hier täuſchen und betrügen will.“

Mit Stolz und Ruhe antwortete der Beſchuldigte: „Ich habe Euch nicht getäuſcht. Wer von Euch hat es aus meinem Munde gehört, daß ich der Gottlieb Knorre ſei — der Mörder des Hauptmanns bin ich — das habe ich nie geleugnet und jener Piquenier, den ſie jetzt ergriffen, iſt unſchuldig. Wer ich bin, wollte ich Euch nicht ſagen, jetzt aber, wo ich Euch geſchworen, mögt Ihr es immerhin wiſſen, daß Gerhard von Dueiß, Sohn des alten Geheimbderathes Seyfried von Dueiß, Euer Mitſchüldiger geworden. Was jener Mann da ſagt, iſt wahr, der Piquenier Gottlieb Knorre iſt unſchuldig, und war gar nicht im Hauſe des alten Rohloff, ich hatte eine Montur angezogen, um unerkannt dem Mädchen nachzuſtellen und fand den Hauptmann ſchon bei ihr. Wir kamen heftig aneinander und ich erſchlug ihn.“

Alle ſahen ſich fragend an. Der Sohn des erſten Kurfürſtlichen Geheimbderathes hatte ihnen den Eid der Treue und Gewärtigkeit geſchworen, und wollte ihr eigen ſein. Keiner erinnerte ſich, von ihm gehört zu haben, daß er ſich Gottlieb Knorre genannt. — Was ſollten ſie thun?

Peter Voorſt brach dieſes Schweigen zuerſt. „Alſo Ihr ſeid ein Herr von Dueiß? deſto beſſer! Ehe wir Euch aber vertrauen, müßt Ihr Euch gefallen laſſen, eine Woche in dieſen Kellern zu leben. Findet ſich Alles, wie Ihr es angegeben, ſo ſeid Ihr frei und von dem Eifer, mit dem Ihr uns dient, ſoll es abhängen, ob wir Euch vielleicht ganz

von der Arbeit hier frei laſſen, und nur Euren Beiſtand von Außen beim Hofe des Kurfürſten in Anſpruch nehmen. Bringt ihn in das kleine Wohngewölbe und ſchließt ihn ſicher ein!"

Schnell war der Befehl Peter Voorſt's ausgeführt. Der junge Gerhard von Queiß ſah ſich kurz darauf in einem kleinen, gar zierlich und wohnlich eingerichteten Gewölbe, deſſen kleine Fenſteröffnung in der Höhe auf einen einſamen Hofraum ging, wo hohe Holzſtöße aufgerichtet waren. Unruhig warf er ſich auf das weichgepolſterte Lager, als die raſſelnden Riegel ihm Kunde von ſeiner engen Haft gegeben und rang vergeblich nach Schlaf. — Das Bild der geängſteten Geliebten, des todtwunden Hauptmanns und des entſetzlichen Bundes, an den ihn in Zukunft ſein Eid feſſelte, ſchwebte vor ſeiner Seele und jede Hoffnung ſchien ihm geſchwunden. Wie verhöhnend lachte ihn ein Tiſch mit Speiſen und einem gefüllten Weinkruge an und die ganze Einrichtung des kleinen Gewölbes, ſeine reinliche Nettigkeit und bequeme Ausſchmückung kontraſtirte ſeltſam mit dem Bewußtſein, daß es ihm ein Gefängniß ſei. Nur ſpärlich drang mit anbrechendem Morgen ein heller Schein der aufgehenden Sonne durch das enge Luftloch hinter den Holzſtößen, und die ermattete Natur beſiegte endlich die geiſtige Aufregung des Jünglings. Die ſchweren Augenlieder ſchloſſen ſich und ein bleierner Schlaf forderte ſeinen Tribut von der überbotenen Kraft des Menſchen.

IV.

Hoch ſtand ſchon die Sonne am Himmel, als Renata, die junge Gräfin von Schwarzenberg, aus dem ſchweren Schlaf erwachte, in dem ſie ſeit ihrer geſtrigen Ohnmacht gelegen. Zwei ihrer Frauen ſaßen vor ihrem Bette und hefteten mit ängſtlicher Sorge ihre Blicke auf das bleiche Geſicht ihrer Gebieterin. Als ſie aber die Augen aufſchlug, riefen ſie: „Gott ſei gelobt, ſie erwacht!“ Sogleich entfernte ſich eine derſelben, um dem Vater die Nachricht zu bringen und die andere war Renaten behülflich, aufzuſtehen, den Morgenrock anzulegen und mit friſchem Waſſer die matten Augen zu kühlen. Wie bewußtlos ließ die junge Gräfin mit ſich machen, was man wollte, denn ſie hatte nur für einen Gedanken Sinn. „Was iſt aus ihm geworden?“ Als die andere Kammerfrau zurückgekommen war und gemeldet hatte, daß der Graf ſchon zum Kurfürſten herüber ſei und beſtellt habe, daß ſeine Tochter, wenn ſie erwache, das Zimmer nicht verlaſſen ſolle, bis er mit ihr geſprochen, wurde Gräfin Renata ruhiger und verſuchte in ihrer gewöhnlichen Arbeit, Halskrauſen für den Vater zu ſticken, fortzufahren. Nicht lange hatte ſie ſo anſcheinend ruhig, aber die Qual der Unruhe im Herzen, geſeſſen, als Catherina Rohloff ſchüchtern eintrat und ſich nach dem Befinden der Gräfin erkundigte. Sie

blinkte mit den Augen, wenn es die beiden Kammerfrauen nicht bemerkten, und gab durch Zeichen und Winke zu verstehen, daß sie Renaten gern allein sprechen möchte. Ein Vorwand, ein Auftrag war bald gefunden und als sie sich allein befanden, rief Catherine:

„Ach Gott, ach Gott, gnädigste Gräfin! der Vater weiß, daß Ihr gestern in meinem Kämmerlein waret, als der böse Hauptmann mich ängstete. Er hat meinen Vater und mich gestern spät zur Nacht noch in seinem Closet verhört und hat mich gefragt, ob die Freundin — denn ich habe Euch nicht nennen wollen und gesagt, es sei eine meiner Freundinnen gewesen — ob sie nicht ein Kopftuch und einen Schleier getragen? Ich begreife nicht, woher er erfahren haben kann, daß —"

„Mein Vater weiß also", rief mit schmerzlichem Seufzer, Gräfin Renate.

„Du lieber Gott, und was er noch nicht weiß, wird er wohl bald genug erfahren. Meinen Gottlieb haben sie schon verhört; aber der konnte nichts sagen, und nun ist mir der auch gram, weil er hören mußte, wie sich Junker Gerhard und der Hauptmann in meinem Kämmerlein getroffen. Er meint, ich wäre eine böse Dirne, daß ich Verkehr mit einem anderen Piquenier und gar mit seinem Hauptmann gehabt und will mir die Ehe nicht halten. Du lieber Gott, was sind das Alles für schlimme Dinge und Zerwürfnisse."

„Weißt Du denn nicht, was aus ihm geworden ist, aus dem Herrn Gerhard von Queiß?“ fragte zitternd die junge Gräfin.

„Der hatte sich gestern zur Nacht auf den Wall geflüchtet und bei der Geschützlade die Nacht zugebracht. Heute Morgen aber bei Sonnenaufgang war er fort, und der alte Constabler, Herr Schwichow stellt sich, als ob er nicht wüßte, wo er hingekommen ist. Gebe nur der liebe Gott, daß er nicht in die Havel gestürzt, oder gar den Schweden in die Hände gefallen ist.“

„Wie geschah es nur, daß der Hauptmann von Arnheimb — — —?“

„Ach, das ist ein gar böser, gewaltiger Mann gewesen; er hat mir schon lange nachgestellt, seit der gnädige Herr Kurfürst hier ist und wie Gottlieb mich vorgestern in sein Quartier bringt, um die Erlaubniß zur Heirath zu holen, da sah ich es ihm schon an, daß er Schlimmes gegen mich im Schilde führe. Wie hätte ich aber denken können, daß er sich nicht scheuen würde, im Hause meines Vaters — — Ach Gott, der gute Vater ist auch ganz verdreht und wüst im Kopf von all' dem Unheil, — — und da kam er nun, wie Ihr gerade bei mir waret, und auf den jungen Herrn wartetet, und, — — nun Ihr habt ja selbst gesehen, oder doch gehört, was er mir anthun wollte; aber ich habe nicht geschrieen, weil ich Euch nicht verrathen wollte — ach du guter Gott,

wie mir dabei zu Muthe war, kann ich Euch gar nicht beſchreiben. Ich dachte, wenn ich aus der Kammer fortliefe, würde er auch nicht darin bleiben, aber da muß das Unglück wollen, daß er Euch entdeckt und daß Herr Gerhard dazu kommt."

Gräfin Renate ſeufzte tief und ſchauderte zuſammen, als ſie des fürchterlichen Auftrittes gedachte. Die Rohheit des Hauptmanns, die plötzliche Erſcheinung des Geliebten, der Wortwechſel Beider, der Kampf und das unglückliche, blutige Ende desſelben, traten wieder mit der ganzen Kraft der Gegenwart vor ihre Seele und troſtlos brach ſie in Thränen aus. Vergebens wollte die arme Catherine ihr Troſt zuſprechen. Grauſam hatte der Zufall das Geheimniß ihrer Liebe verrathen und ſie in eine fürchterliche Begebenheit verwickelt, von der nicht abzuſehen war, in wie mannigfaches Unglück die Betheiligten durch das ſeltſame Zuſammentreffen ſo vieler Umſtände und Perſonen geſtürzt werden konnten. Unfähig, ſelbſt etwas zu thun, um den drohenden Sturm zu beſchwören, fühlte ſie ſich hülflos dem Drange der Begebenheiten gegenüber, und ſann vergebens auf eine Möglichkeit, die ihr und dem Geliebten Rettung bringen könnte.

Da erklirrten die Fenſterſcheiben von einem Kanonenſchuß. Erſchreckt fuhren beide Frauen zuſammen. Gleich darauf dröhnten die Wände des Zimmers von einem zweiten Schuſſe, der näher und wahrſcheinlich aus der Feſtung zur Antwort gefal-

len war. Wilder Lärmen tönte alsobald von der Straße herauf. Das Angstgeschrei der Bürger, die ihre Häuser von den schwedischen Kugeln bedroht sahen, das Waffengeklirr der nach dem Walle eilenden Soldaten, und das immer raschere Aufeinanderfolgen der Kanonenschüsse ließ die Gräfin für den Augenblick der eigenen Noth vergessen. Sie eilte durch den Gang zu dem Zimmer ihres Vaters, der sich eben den Küraß anlegen ließ, um persönlich die Vertheidigung der Festung zu leiten. Mit liebevoller Sorge näherte sie sich dem Grafen, dieser aber achtete ihrer nicht, beantwortete keine ihrer Fragen, und eilte, sich auf das vor dem hohen Hause bereitstehende Pferd zu schwingen. Trostlos ließ er die Tochter zurück, da sie aus der Kälte und der absichtlichen Nichtachtung ihres Vaters erkennen mußte, daß er sie für strafbar halte. Auch Catherine hatte sie verlassen, um zu ihren Eltern zurückzueilen, deren Haus ja ebenfalls in Gefahr stand, von den feindlichen Kugeln zertrümmert zu werden. Und so befand sich Gräfin Renate allein — allein mit ihrem Schmerz — ihrer Angst — ihrer trüben Zukunft.

General Bannier, der sich mit seiner Armee von den Kaiserlichen unter General-Lieutenant Gallas bedroht sah, wollte versuchen, durch einen raschen und heftigen Angriff Spandau zu erobern, da er wohl wußte, daß er sich nicht lange ohne den Besitz dieser Festung in der Mark würde halten können.

Das Land war aufs Aeußerſte gebracht. Mangel, Krankheit und das tiefſte Elend hatten Städte und Dörfer entvölkert. Kein Pflug furchte mehr die brachliegenden Aecker, kein Schiff belebte mehr die Flüſſe; nur in den Lagern herrſchte noch Regſamkeit, wechſelte Ueberfluß mit Entbehrungen aller Art, je nachdem die Feldherren ihre Truppen das Land durchziehen ließen. Seit dem Tode Guſtav Adolph's hatten die Schweden aufgehört, durch Mannszucht ſich auszuzeichnen; ihre Führer folgten verſchiedenen Intereſſen, und nicht die Vertheidigung des proteſtantiſchen Glaubens, ſondern politiſche Vortheile waren jetzt die Triebfedern ihres Handelns. Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar kämpfte fern am Rhein um den Beſitz von Breyſach; General Wrangel, der unter Bannier ſtehen ſollte, führte auf eigene Hand Krieg in Pommern und Meklenburg und wollte ſich dem Oberbefehl Banniers nicht unterwerfen, Bannier ſelbſt aber fühlte wohl, daß Sachſen und Brandenburg durch die jahrelange Mißhandlung des ſchwediſchen Bündniſſes überdrüſſig wären und ohne die Mitwirkung dieſer beiden Kurſtaaten ein endlicher Sieg der Schweden unmöglich ſei. Er hatte verſucht, durch einige Kanonenſchüſſe die Feſtung vielleicht zur Uebergabe zu bringen, denn zu einer förmlichen Belagerung war er nicht vorbereitet, und ließ daher nur von einer Batterie auf dem Streſow Granaten in die Stadt werfen.

Auf dem Flügel-Baſtion der Feſtung ſtand der alte Conſtabler Niclas Schwichow am Morgen dieſes Tages neben ſeinem Geſchütz. Jeden Augenblick gewärtig, drüben den Blitz eines ſchwediſchen Kanonenſchuſſes zu ſehen, ſtarrte er auf die Bruſtwehr gelehnt, nach der Gegend, wo jetzt das Vorwerk Ruhleben liegt; denn dort bemerkte er ein reges Leben, die gelb und blauen Federbüſche wehten dort von reichgallonirten Hüten, Harniſche blitzten in der Sonne und Fußvolk zog ſich aus dem Grunewalde her nach dem Streſow und der Spree hinunter. Die 4 Geſchütze des Baſtions waren geladen, die Stückknechte ſtanden erwartungsvoll hinter denſelben mit Ladeſchaufeln, Wiſchern und Setzkolben verſehen, während eine Lunte, an ihrem Stock in den Boden geſteckt, langſam niederſchweelte. Unten am Walle, die Häuſer entlang, zogen die Soldaten des Land-Regiments dem Havelthore zu, und die erwartungsvolle Stille Aller war das deutlichſte Zeichen des nahenden Sturmes.

„Ecce! Meine Lämmer!“ rief plötzlich der alte Schwichow. „Jetzt werden die Schwediſchen Büchslein alsbald nieſen und wir müſſen ihnen dann ein höfliches Proſit ſagen. — Dort hinter dem niedrigen Buſchwerk haben ſie 6 halbe Karthaunen aufgeſtellt, und eben kommt ein Reiter von jener Höhe herab, der ſeine Richtung dahin nimmt. Wenn ich mich auf den Casus belli verſtehe, ſo bringt er derer Batterie entweder das Mandat zu feuern oder zum

Abzug. — Hände an die Lade! die Nachtigall dorthin auf den Abhang gerichtet, wo die Harniſche ſo unruhig blitzen, die anderen Büchſen auf das Gebüſch! Praeter propter auf 1000 Schritt! — Ruhe dahinten!"

Raſch waren die Befehle des Conſtablers befolgt und Aller Augen hingen nun an den Lippen des Befehlenden, der aufmerkſam jenen Reiter verfolgte, welcher der feindlichen Batterie zujagte. Kaum war er dort angelangt, als man eine beſondere Geſchäftigkeit hinter dem Gebüſch gewahrte und bald darauf blitzte ein Schuß auf. Der weiße Dampf ballte ſich zuſammen und zog, vom Winde getrieben, der Spree zu, die rechter Hand ruhig ihre Waſſer der Havel zuwälzte. Noch ehe der Knall des Geſchützes das Baſtion erreichte, kommandirte der Conſtabler ſchon:

„Hände von der Lade! — Luntirer vor! — In Nomine Domini! Nachtigall! Feuer!" —

Schmetternd ſchlug der Geſchützdonner an die Brüſtung des Baſtions und an die dahinter liegenden ſchlechtgebauten Häuſer. Der Dampf wirbelte in die Höhe, und ein Kranz, aus weißem Qualm gebildet, ringelte ſich ſchräg vor der Mündung des unbehülflichen Geſchützes in die Luft.

„Ein gutes Signum oder Zeichen", murmelte der Conſtabler. „Seht da, meine Lämmer, wenn eine Büchſe ſolch' Ringlein ſchießt, ſo iſt das ein Merkmal, daß der Schuß laderecht und gottgefällig

war. Ich denke, die Herren Schweden da drüben werden mich loben. Jetzt die Hände gerührt! Was hält sich der lange Schlingel dort die Ohren? Denkt er, die Nachtigall singt nur zum Spaß? — 1stes Doppelkarthaun, Hand von der Lade! Luntirer vor! In Nomine Domini! Feuer!" —

Wieder antwortete ein Schuß dem feindlichen Feuer. Die Schwedischen Geschosse schlugen in die Stadt und richteten bedeutende Verwüstungen an, ohne indessen zu zünden, dagegen thaten die wohlgezielten Schüsse der Brandenburgischen Karthaunen den schlecht gedeckten Schwedischen Batterieen empfindlichen Schaden. Kaum eine Viertelstunde hatte das gegenseitige Schießen gedauert, als die Schwedischen Geschütze schwiegen, auch die Festung hörte auf zu feuern, es trat eine Stille ein, in welcher die Schweden wahrscheinlich erwarteten, eine Botschaft aus der Stadt kommen zu sehen. Als diese aber nicht erfolgte, bemerkte man deutlich, daß der Feind die Geschütze abfuhr und lange Reihen von Truppen dem Abhange gegen Lützow zu zogen. In der Festung war die Freude über diese rasche Beendigung der Feindseligkeiten allgemein und gab sich bei allen Bürgern, die aus ihren Häusern wieder auf die Straße eilten, unzweideutig kund. Auf die Kunde von dem Abzuge der Schweden in der Richtung auf Berlin, verließen 4 Compagnieen des von Burgsdorffschen Regiments Spandau und zogen langsam vorrückend über den Stresow hinter

dem Feinde her, um seine Bewegungen zu beobachten.

Der alte Schwichow verließ, sobald er diese 4 Compagnieen über die Havelbrücke marschiren sah, das Bastion, nachdem er seine Knechte belobt und darauf geachtet hatte, daß alles Geschütz-Zubehör wieder in die Lade verschlossen worden. Mit gravitätischem Schritt ging er durch die Straßen bis auf den Markt, in das bekannte Bierhaus, um dort, gleich einem gewissen Cincinnatus, wie er meinte, nach dem Kampfe der Ruhe zu pflegen. Der Hut jedes vorbeigehenden Bürgers lüftete sich, als er auf den Markt kam, wo große Lebendigkeit herrschte. Mit vornehmen herablassenden Gebehrden dankte er selbstbewußt, antwortete höchstens ein: Gratias! auf jede Frage nach seinem Befinden und trat in das niedrige aber geräumige Gastzimmer des Bierwirths Thomas Keller. Sein gewöhnlicher Platz an einer Ecke des Schenktisches war unbesetzt, da der Wirth viel darauf zu halten pflegte, daß seine täglichen Gäste auch ihre gewohnten Plätze fanden, und Herr Schwichow, der Constabler, ging daher geradesweges auf seinen Stuhl los, während ihn alle Anwesenden auf das Herzlichste willkommen hießen. Da das allgemeine Gespräch sehr natürlich sich nur um das eben Erlebte drehte, so wurde bei der Erscheinung des Constablers Alles still, und man erwartete nun von ihm die besten und zuverlässigsten Nachrichten. Dieser fühlte, was man von

ihm erwarte und ließ es um ſo mehr an ſich kommen, da er um Alles in der Welt keine Gelegenheit hätte vorübergehen laſſen, wo er die eigene Wichtigkeit zeigen konnte.

„Einen Krug, Thomas! Einen Krug, beſonders friſchen, Thomas! Hoffentlich iſt das Bier von dem eben ſtattgefundenen Gewitter am Kriegshimmel nicht ſaurer geworden, als es ſonſt wohl hin und wieder zu ſein pflegt.“

„Ei bewahre, Herr Ober-Conſtabler! Ich habe Euch ſchon ein abſonderlich friſches Krüglein abgezapft, als ich Euch durch das Fenſter dort über den Markt kommen ſah. Sauer? der Herr Ober-Conſtabler belieben wohl zu ſcherzen, das Bier des alten Keller iſt nie ſauer! Aber eine Scherzrede geziemt dem Helden wohl, und es kommt mir immer vor, als ob der kriegeriſche Löwe mit einem ſchüchternen Mäuslein ſpiele, wenn Ihr Euch in ſolchem Muthwillen ergeht.“

„Recte dicisti!“ erwiederte geſchmeichelt und den langen grauen Schnauzbart vom Bierſchaum ſäubernd, der Conſtabler.

„Und wir haben uns Alle ſchon gefreut, daß wir nun endlich etwas Genaues und Gewiſſenhaftes über die Schlacht erfahren werden.“

„Hm!“ —

„Ja, denn wer könnte wohl beſſer einen unerfahrenen Bürger von denen Kriegshändeln unter-

richten, als ein Mann, wie unſer Herr Ober-Conſtabler, auch Büchſen-Aufſeher.“

„Hm!“ —

„Ja! Ja! — und da wir ſchon öfter von Euch gehört haben, wie es im Felde zugeht, was Ihr immer ein Prüglium nennt.“

„Proelium, Mann!“ —

„Alſo Proelium, ſo dachte ich, Ihr erquicktet unſereins mit dem Manna Eurer Rede, und erzählt et uns, was draußen los geweſen iſt.“

„Hm! hm! Homunculus Koller! Seit wann iſt es Sitte hier in einem öffentlichen Hospitium, daß die Gäſte ihre Zeche mit Redensarten und Erzählungen bezahlen? Ich dächte, man könnte einem Krieger, atque bellator nach des Tages Laſt und Hitze einen kühlen Trunk in Ruhe gönnen! hm!“ —

In ihrer Hoffnung getäuſcht, zogen ſich die Gäſte auf ihre Plätze zurück, ſchüttelten den Kopf, zuckten die Achſeln und ſetzten hinter den Krügen ihre vorige Unterhaltung fort. Der alte Schwichow ärgerte ſich nun, daß jene ſo ſchnell aufgehört hatten, in ihn zu dringen und brummte, in den Bart: „Keine Lebensart, dieſe Spandauer!“

In der anderen Ecke des Gaſtzimmers war es unterdeſſen lebhaft geworden. Dort ſammelten ſich mehrere Gäſte um einen Mann, deſſen ſonderbares Aeußere Jedem auffallen mußte, der ihn zum erſtenmale ſah, während er den täglichen Gäſten des Bierſchänkers Thomas Koller eine gewöhnlich be-

kannte Erſcheinung war. Sein Anzug trug die deutlichſten Spuren des Mangels und der Entbehrung, obgleich er auf ſeltſame Weiſe buntſcheckig und abentheuerlich war. Wams, Hoſe und kurzes Mäntelchen waren von ganz verſchiedenen Farben und mit alten verſchoſſenen Treſſen beſetzt. Der Hut ganz gegen die Sitte der Zeit, klein und mit bunten Hahnfedern geſchmückt, ſaß ihm keck auf der einen Seite des ganz kurz geſcherenen Kopfes. In den Ohren trug er meſſingene Ringe, die einen bunten Glasſtein einfaßten, und der Schnurrbart war keck und zierlich nach oben in die Spitze gedreht, während der lange Kinnbart in ſchmale Zöpfchen geflochten, ihm faſt bis auf die Bruſt reichte. Die bleichen Züge zeugten von Armuth und Elend, aber das Auge war lebendig, luſtig, ja übermüthig. Zu dieſem Mann nun kam Thomas, der Wirth, ſchob ihm einen Krug friſchen Bieres zu, klopfte ihm auf die Schulter und ſagte:

„Nun Herr Junker, Hanns von Stockfiſch, wie iſt es mit Euch, wo habt Ihr denn während des Proelium» geſteckt? Wohl in irgend einem Keller?“

Junker Stockfiſch, der Hof-Komödiant des Kurfürſten, den der Graf von Schwarzenberg vor 11 Jahren mit einer Truppe Engliſcher Schauſpieler an den Hof des Kurfürſten hatte kommen laſſen, der aber durch den Krieg und die Verarmung des Landes längſt außer Brod gekommen war und in Wirthshäuſern ſeinen Lebensunterhalt erhielt, wenn

er die Gäſte zu unterhalten wußte, verſtand dieſen Wink des alten Thomas nur zu gut. Der hingeſchobene Krug Bier bedeutete ſo viel, als: kurzweilt meine Gäſte, da der alte Conſtabler nicht mit der Sprache heraus will, und ſchnell war er bei der Hand, einen Verſuch zu machen, ob er ihn nicht zum Sprechen zu bringen vermöge?

„In einem Keller? Was denkt Ihr von mir. Ich war auf den Wällen, wo jeder rechtſchaffene Kurfürſtliche Bediente hingehört und ſah zu, wie die Karthaunen gelöſ't wurden. Auf der Potsdamer Seite ging es zuerſt los. Da ſchoſſen ſie, was das ——"

„Falsus, falsa, falsum!" rief der alte Schwichew da von ſeinem Tiſche herüber. Baſtion Nr. 1 ſchoß zuerſt, und wer es anders ſagt, iſt ein Homo fallax, ein Falsarius!"

„So? Nun mir war es, als ob mir das rechte Ohr zuerſt dröhnte; aber wenn Ihr es ſagt, Herr Schwichew, muß es wohl wahr ſein, denn, wie es heißt, iſt Euch gleich auf den erſten Schuß ein Stückknecht erſchoſſen worden."

„Einen Setzkolben in das Lügenmaul, das ſolches ſagt und behauptet. Nicht eins meiner Lämmer hat auch nur eine Schramme davon getragen. Doch ja, daß ich nicht lüge, dem Klempenow habe ich ſelbſt mit dieſem meinem treffreichen Hirtenſtabe eins über ſeine Gehirnlade gegeben, als er den Spruch in nomine domini beim Löſen vergaß. Er wird wohl eine Schramme beſitzen."

„Na, dann wird der wohl gemeint gewesen sein, Ihr habt Recht gethan, ihn zu züchtigen, denn zwei Hauptleute vom Land-Regimente meinten, das Bastion Nr. 1 schösse schlecht, weil —"

„Daß Dich ein Donnerwetter! Mein Bastion schlecht? Was versteht solch' Piquen-Volk von der Artolerey? — Thomas! noch einen Krug! Schlecht? Seht mir doch! Ich war der erste, der schoß, und durch meine Büchsen ist die Schwedische Batterie auf dem Stresow ruinirt worden. Bringt nicht solche Lügen unter die Leute, Herr Junker!"

„Ich erzähle nur, was man mir erzählt."

„Relato refera! Wer kann etwas erzählen, als unsereiner, der mitten drinn gewesen ist."

„Im Proelium", ergänzte der Wirth, der dem Junker vertraulich nickte.

„Ja im Proelium, und dem noch die Augen beißen vom Dampf, Dunst, Dualm, Kraut und Loth!"

„Das sage ich auch immer! Man sollte nur diejenigen wirklich etwas erzählen lassen, die dabei gewesen sind, aber es ist ihnen nicht zuzumuthen, nach des Tages Last und Hitze, denen bellatores, daß sie erzählen und von sich geben, was in Wahrheit geschehen ist, besonders beim Biere, obgleich man sagen könnte: „In cerevisium veritas!" rief mit erzwungenem Ernst der Junker.

„Solche Maulhelden, solche Kerle, die nichts verstehen, als mit der Pique drauf loszustoßen,

wollen über die Artolerey reden. Daß Euch das Wetter! — Hört zu! Ich werde Euch ſagen, wie's ging und die Peſt über jeden, der es anders ſagt."

Nun war der alte Conſtabler im Zuge. Ereifert führte er das Wort ganz allein und erzählte Alles, was geſchehen, ſo ausführlich als möglich. Die Gäſte rückten immer näher zu ihm heran und hörten aufmerkſam zu. Niemand unterſtand ſich, ihn zu unterbrechen, bis auf den Junker von Stockfiſch, der jede Gelegenheit ergriff, um die Gäſte zum Trinken anzuſpornen, ſo daß der Wirth ihm zum Dank abermals einen friſchgefüllten Krug und eine geröſtete Schweinerippe mit etwas Brod und Salz hinſchob.

So war das Geſpräch im Wirthshauſe im beſten Gange, als draußen vor der Thür der Hauptmann Hydde Hörenker hereinfragte, ob Conſtabler Schwichow hier ſei?

„Hic praesens!" antwortete dieſer, zog ſeinen Hut ab und trat an die Thür, um die Befehle des Hauptmanns zu empfangen.

„Des Kurfürſten hohe Gnaden haben befohlen, daß ſämmtliches Volk von der Artolerey ſofort nach Berlin abgehen ſoll. Oberſt von Burgsdorf hat vom Grafen von Schwarzenberg das Kommando dort erhalten, weil die Schweden, wie berichtet wird, Berlin brandſchatzen wollen. Auch das Land-Regiment marſchirt in einer Stunde. Der Graf hat Euch dazu auserſehen, ſeine Tochter, die Gräfin

Renata nach Berlin zu bringen, ſie ſoll die Gelegenheit benutzen, um unter dem Schutz der Regimenter Spandau zu verlaſſen. Macht Euch fertig, Herr Conſtabler!"

Junker Hanns von Stockfiſch hatte ſich während dieſer Mittheilung auch herangedrängt und fragte den Hauptmann:

„Geht auch der Kurfürſt nach Berlin, Herr Hydde?"

„Nein Herr Junker! Es ſind wichtige Nachrichten aus Holland eingegangen. Seine Gnaden bleiben einſtweilen noch in Spandau. Seyd nicht läſſig, Herr Conſtabler, in einer Stunde ſteht Ihr im Hofe des Hohen Hauſes, von wo die Gräfin abzureiten gedenkt. Ade!"

„Zur Zeit Ade! Herr Hauptmann!" Thomas noch einen Krug zu guter letzt. Wer weiß, wann ich wieder unter Euch ſitzen werde, Ihr Herren!"

„Unſer vortrefflicher Herr Schwichow", ſetzte Junker von Stockfiſch mit einem Seitenblick auf den ſchäumenden Krug hinzu, der dem alten Conſtabler eben gebracht wurde, „hat einen ganz außerordentlichen und abſonderlich ehrenhaften Auftrag bekommen. Denkt Euch nur, der Herr Statthalter hat ihn auserſehen, ſeine Tochter, die ſchöne Gräfin Renata nach Berlin zu geleiten, das iſt eine Begebenheit, die ihres Gleichen nicht hat, ſeit es Statthalter und Conſtabler in der Mark giebt."

„Hm! Ihr ſeyd zu gütig, Herr Junker!"

„Nicht doch, es iſt vielmehr ein Beweis des Vertrauens, welches nur einem ſo ausbündigen Manne, wie Ihr ſeyd, zukommt.“

„In der That, es ſcheint beinah — aber wollt Ihr Euch nicht aus meinem Kruge bedienen, Herr Junker — ich ſage, es ſcheint beinah, als ob die Kriegs-Oberſten und Feldhauptleute endlich einzuſehen anfangen, daß nur in der löblichen Zunft der Büchſenmeiſter außer der valorem belli auch einiges an virtutem civilis vorhanden iſt, was ſo viel als Treue und Glauben bedeutet.“

„So glaube ich auch mein werther Herr Conſtabler“, fügte Peter Boorſt hinzu, der in das Gaſtzimmer getreten war und vertraulich dem Redenden auf die Schulter klopfte, „Ihr ſeyd ein Ehrenmann und ich denke, ein Vater kann in dieſen bedrängten Zeitläuften nichts Beſſeres thun, als Euch ſeinen Sohn zur Erziehung in der Zunft zu übergeben.“

„Wenn er Luſt zur Lade hat, Euer Sohn, ſo kann ſchon Rath dazu werden, Herr Boorſt. Wir reden weiter davon, wenn ich von Berlin wieder zurück bin.“

„Im Gegentheil, Herr Conſtabler, wenn es Euch genehm iſt, ſprechen wir jetzt darüber, denn da Ihr in kurzem Spandau verlaßt, ſo möchte ich Euch den Jungen wohl mitgeben, hier thut er mir doch nicht gut. Kommt, ſetzt Euch einen Augenblick her zu mir, auf daß wir das Nöthige verabreden.“

Während Beide abgesondert Platz nahmen und eifrig mit einander sprachen, zog sich der Junker von Stockfisch mit den anderen Gästen an den Schenktisch zurück. Die Erscheinung Peter Voorst's war Allen unangenehm. Zwar wußte Niemand etwas Böses von diesem Menschen, aber sein stets ernstes finsteres Wesen, sein unerklärlicher Reichthum in dieser Zeit der bittersten Noth, und vor Allem der unverkennbar jüdische Schnitt seines Gesichtes verbreitete eine gewisse Scheu überall, wo er sich sehen ließ. Nur sehr selten sah man ihn in einem Wirthshause, meist lebte er einsam in einem stets verschlossenen Hause und die Gäste steckten daher verwundert und flüsternd die Köpfe zusammen, als Peter Voorst, der holländische Jude, wie das Volk ihn nannte, so plötzlich mitten unter ihnen erschien. Gewiß hätte der Junker von Stockfisch die Gelegenheit benutzt und die Anwesenden auf Kosten des seltenen Gastes belustigt, aber er hütete sich wohl, da er wußte, daß Peter Voorst öfter geheimes Gehör bei dem Grafen Schwarzenberg habe, was er von der Dienerschaft erfahren, zu der er sich gern in Küche und Keller hielt. Gern hätte er gehört, was jene Beiden so eifrig zusammen zu sprechen hatten, aber sie thaten so leise und heimlich, daß kein Wort bis zum Schenktische hinüber drang.

„Wie gesagt", fuhr Peter Voorst fort, „erst kürzlich aus Holland gekommen, macht mir der Junge große Noth, da will ich ihn denn gewisser-

maßen zur Probe Euch mitgeben nach Berlin. Zeigt er Geſchick zu Eurer Kunſt, nun ſo mögt Ihr ihn zur Lade ſchwören laſſen, wo nicht, laßt ihn los, Ihr werdet mich nicht undankbar finden."

„Laßt den Juvenis am Thore ſtehen, wenn wir ausziehen, er kann dann mit an die Lade treten."

„Auch möchte ich Euch bitten, die fahrende Habe meines Sohnes mit unter Euren Troß aufzunehmen. Ich weiß, Alles was zur Lade Eurer Hochlöblichen semper freien Zunft gehört, iſt frei und darf nicht unterſucht werden. Ich gebe dem Jungen allerlei ſchweres Geräth mit nach Berlin an meinen Bruder und in den harten Zeitläuften möchte ich nicht, daß ihm Schaden geſchehe an ſeinem Eigenthum."

„Werde das Heergeräth Eures filii zur Lade legen und wehe dem, der ſich unterſtehen wollte, ſie zu berühren."

„Nehmt meinen Dank im Voraus und dieſe 3 Holländiſchen Goldgülden als einſtweilige Zubuße."

„Gratias, Herr Peter Voorſt! Ade denn! Alſo in einer Stunde am Thor, pax vobiscum!"

„Ade! Herr Conſtabler!"

Feierlich den Hut lüftend gegen die Anweſenden, verließ der alte Schwichow das Haus. Peter Voorſt warf ihm einen zufriedenen Blick nach, lächelte bedeutend vor ſich hin und trat dann an den Schenktiſch zu den übrigen Gäſten.

„Einen Krug, Herr Wirth! Guten Gruß Ihr Herren und ein frohes Zusammensein. Weiß wer von Euch etwas Sicheres über das Unglück von gestern Abend, ich höre, sie haben den Mörder des Hauptmanns von Arnheimb gefänglich eingebracht.“

„Ja! aber es ist nicht der Mörder, sondern ein anderer, der einstweilen entkommen ist“, antwortete ein Bürger.

„Und sie werden ihn auch wohl nicht bekommen, denn man sagt, er sei zu den Schweden gegangen“, sagte ein Zweiter.

„Die Jungfer Rohloffin ist die einzige, die weiß, wie Alles zugegangen ist, aber die hat der Graf Schwarzenberg ins Hohe Haus kommen lassen, kein Mensch weiß warum“, fügte ein Dritter hinzu.

„Also wißt Ihr Herren nicht“, rief der Wirth dazwischen, „daß der alte Rohloff vom Herrn Statthalter die Nachricht bekommen hat, seine Tochter müsse zum Verhör nach Berlin und würde vorerst wohl nicht wieder kommen.“

„Das ist seltsam und ganz absonderlich! Was haben die Berliner mit einem Mord zu thun hier in Spandau?“ riefen die Bürger aus.

„Also Graf Schwarzenberg hat die Rohloffin selbst holen lassen“, fragte spähend Peter Voorst.

„Ja, ich habe es von einem Nachbar gehört, gleich nachdem das Schießen aufgehört.“

„Ei, was iſt dabei zu verwundern", meinte der Wirth, „die Rohloffin iſt ja mit der jungen Gräfin bekannt und näht die feine Stickarbeit für ſie, da wird der Graf ſie bei der Gelegenheit mit nach Berlin nehmen."

„So, ſo, alſo bekannt iſt ſie mit der jungen Gräfin", wiederholte forſchend Peter Voorſt, „ja, dann iſt es freilich kein Wunder. Wenn etwas dahinter ſteckt, und Gräfin Renate ſich bei ihrem geſtrengen Herrn Vater für das Mädchen verwendet, ſo wird die ganze Geſchichte wohl niedergeſchlagen und weder Huhn noch Hahn kräht nach dem todten Hauptmann."

„Das ſoll Gott wiſſen, daß dieſer Graf und Statthalter eine rechte Geißel Gottes über unſere armen Marken iſt. Recht und Gerechtigkeit tritt er mit Füßen und wenn einmal ein Mord geſchieht, daß die Bürger ſich doch freuen könnten und erholen von all' dem Drangſal an einem ordentlichen Gericht, da ſchlägt er den Handel nieder und Keiner getraut ſich, ihm das läſterliche katholiſche Handwerk zu legen."

„Still Ihr Herren, um Gotteswillen", rief mit einem kläglich verzogenen Geſicht Junker von Stockfiſch, „wollt Ihr den Statthalter verunglimpfen in Gegenwart eines Mannes, der, wie ich, heute früh in ſeiner Küche den erſten Imbiß gethan. Thut nicht ſo unrecht an meinem Hunger! Ich müßte mich ja ſchämen, wenn ich zu Abend mich

wieder einfinden wollte bei seinem Gesinde, mit Unbill gegen ihn in den Ohren und blinde Verehrung für ihn im Magen."

„Laßt Euch nicht mit unserem Junker hier in Wortgefechte ein, Ihr Herren", meinte Thomas Koller, „er stößt Euch mit seinen Späßen aus dem Sattel und am Ende hat doch immer der Recht, auf dessen Seite die Lacher sind."

Schwerlich würde das Begütigen des Wirthes dem Gespräch seiner Gäste eine andere Richtung gegeben haben, wenn nicht draußen auf der Straße das Wirbeln der Trommeln den Abmarsch des Land-Regimentes nach Berlin verkündigt hätte. Nicht lange dauerte es, so war das Gasthaus des alten Thomas leer und seine Gäste strömten nach dem Thore, um mit frohem Herzen die ungern bewirtheten Gäste aus der Stadt scheiden zu sehen.

V.

Vor dem tiefgewölbten Thore des Lynarschen Hauses hielt zu derselben Zeit ein Tragsessel von zwei Maulthieren getragen. 24 Stückknechte saßen und standen erwartend umher, während die Trommeln des abziehenden Land-Regiments schon immer ferner den Festungswerken zu wirbelten. An der Treppe, die zu des Grafen Zimmer führte, stand

der alte Schwichow und harrte ſeiner Schutzbefohlenen, der jungen Gräfin Renata, die wenige Minuten vor der, von ihrem Vater feſtgeſetzten Abreiſe noch zu ihm beſchieden worden war. Mit banger Furcht hatte die Tochter das Gemach des Vaters betreten, und erwartete ſeine Befehle, als ſie ſah, daß er noch mit der Durchſicht wichtiger Papiere beſchäftigt war. Endlich wendete er ſich zu ihr und ſprach mit ernſter, aber ſichtbar tief bewegter Stimme:

„Renata, mein Kind! mein einziger Troſt in den herben Trübſalen, die mich umgeben, höre mich ruhig an. Deine Bläſſe, dein niedergeſchlagenes Auge ſagt mir deutlich genug, daß Du des Vaters Blick zu ſcheuen, Urſach haſt. Es iſt unter meiner und Deiner Würde, das zu beſprechen, was vorgegangen iſt, ich will nichts davon erfahren haben, und durchſchaue auch in der That das ſeltſam Verkettete nicht klar genug, um den Grad Deiner Schuld zu ermeſſen. — Still! Still! unterbrich mich nicht mit nutzloſen Betheurungen. Das Eine, was nothwendig iſt, geſchieht jetzt. Du gehſt nach Berlin und lebſt abgeſchloſſen in unſerem Pallaſte, in der Brüderſtraße, bis ich ſelbſt Dir nachkommen kann. Jede Spur deſſen, was hier geſchehen, was Dich ſchänden, mir Unehre bringen könnte, werde ich mit der Gewalt, die mein Kurfürſt und Herr mir gegeben, vernichten, ja verlöſchen aus dem Gedächtniß der Menſchen. Alſo ſei ohne Furcht, die Ehre unſeres Hauſes wird gerettet werden vor der

Welt; Du selbst sollst mir später, wenn Einsamkeit und Abgeschlossenheit Dir Nachdenken und Reue über das Geschehene gebracht, sagen, was ich zu denken, zu glauben habe. Bedenke es wohl, Du bist die Tochter des Grafen Adam von Schwarzenberg, bist Katholikin, und es lebt in den Marken kein Weib, daß sich Dir gleichstellen könnte. Du wirst unter der Obhut des alten Constablers Schwichow mit den Truppen Spandau verlassen, um Dich den Einwirkungen des Vorgefallenen zu entziehen. Wir sehen uns wieder, sobald der Drang der Zeit es erlaubt. Jetzt lebe wohl, meine Renata, mein Kind. Gedenke Deines Vaters, Deines Standes, Deines Glaubens! Lebe wohl!"

Keine Antwort wagend, fühlte Renata den Kuß des Vaters auf ihrer Stirn, benetzte seine Hand mit Thränen, und verbarg die weinenden Augen unter dem Schleier, als der alte Schwichow, auf ein Zeichen des Kanzlers, hereintrat, und seine Verhaltungs-Befehle empfing.

„Die Schweden haben den Obersten Jens von Haderslef, der vor 2 Jahren schon so unbarmherzig in Berlin gewirthschaftet, abermals vor die Stadt gelegt, während Banner uns hier in Spandau berannte. Das haben mir Boten aus Berlin hinterbracht. Kann Berlin sich nur halten, bis General Gallas mit Kaiserlichen Regimentern von Landsberg her zu Hülfe kommt, so ist es gerettet. Das Land-Regiment und 6 halbe Karthaunen unter

Deinem Kommando, auch 100 Lehnpferde marſchiren auf dem dieſſeitigen Ufer der Havel bis gegenüber Heiligenſee, ſetzen dort über und werfen ſich dann über Tegel durch das Spandauer Thor in Berlin. Dieſer Umweg iſt nothwendig, damit Hadersleſ, der die Stadt von der Köpenicker Seite berennt und ängſtigt, Euch nicht den Weg verlegt. Bannier ſelbſt iſt über Köpenick nach Küſtrin gegangen und zieht ſich wahrſcheinlich nach Pommern zurück. In Berlin angekommen, befährſt Du mit Deinem Geſchütz die Wälle und thuſt, wie Du hier gethan als tüchtiger Brandenburgiſcher Kriegsmann, der dem Kaiſer geſchworen. Die Gräfin Renata wirſt Du beſonders behüten und in Obhut nehmen! — Ade! Fahre wohl und hüte mein Kind, wie Deinen Augapfel.“

„Optime!“ war die einzige Antwort des alten Conſtablers; er gab ſich Mühe, eine höfliche Miene anzunehmen, was ihm um ſo ſchwerer wurde, als er es lange nicht gethan, bot der Gräfin ungeſchickt die Hand, führte ſie die Treppe hinunter und wäre beinahe kopfüber voran geſtürzt, als er die Füße zierlich ſetzen wollte, wobei aber der lange Degen, das ſpaniſche Rohr, der große Hut und das Führen der Gräfin gewaltige Hinderung verurſachten. Kaum im Thorwege angekommen, fand er ſich ſeinen Stückknechten gegenüber wieder in ſeine gewohnte Art, handete die Gräfin bis zum Tragſeſſel, ſetzte dann den Hut auf und kommandirte:

„In Ordnung, meine Lämmer! Valgame Dios, wie es bei den Spaniſchen Püchſenſchützen heißt, 12 vor, 12 hinter die Maulthiere! Ich ſtelle hiermit ſelbigen Seſſel ſammt ſeinem hochgräflich weiblichen Inhalt unter den Schutz der Lade. In Nomine Domini! Vorwärts!“

Der kleine Zug bewegte ſich ſo dem Thore entgegen, an welchem die 6 Halb-Karthaunen, jede mit 18 Pferden beſpannt, die Munitionskarren und Vorrathswagen, ſo wie die übrige Mannſchaft der Ankunft des Conſtablers harrten. Obgleich im Range unter dem Püchſenmeiſter-Hauptmann, der den ganzen Zug kommandirte, hatte der Conſtabler Schwichow doch als Aufſeher der Geſchütze in der Feſtung eine Bedeutung, die ihm das eigentliche Kommando verſchaffte, während der Püchſenmeiſter-Hauptmann ſchon mit den Capitains des Land-Regiments voraus geritten war. Eine Wache vom Burgsdorfſchen Regiment, welches zurückblieb, ſtand am Thore aufmarſchirt, um den abziehenden Truppen die Ehre zu geben und unter ihnen der Piquenier Gottlieb Knorre, der verächtlich vor ſich ausſpuckte, als er neben der Gräfin Renata im Tragſeſſel ſeine verlobte Braut Katharina Rohloff ſitzen ſah, die vergeblich mit Blicken und Winken dem Geliebten ihre Treue und Unſchuld verſichern wollte. Sie brach in heftiges Weinen aus, als ſie ſah, daß ſie Spandau verlaſſen müſſe, ohne ſich wenigſtens bei dem gerechtfertigt zu haben, der ſie nach dem

äußeren Schein für treulos halten mußte. Als die Maulthiere in dem dunklen Feſtungsthore verſchwanden, ſchloß ſich das erſte Geſchütz ihnen an, und in dieſem Augenblicke erſchien Peter Voorſt, Niemand wußte woher, mit einem jungen Mann in der vollſtändigen Montur eines Stück-Junkers, während 4 Männer eine ſchwere mit Eiſen beſchlagene Truhe ihm nachtrugen. Peter Voorſt trat an den Conſtabler heran, der mit prüfendem und wohlgefälligem Blicke die Geſchütze eins nach dem anderen abfahren ſah, und ſtellte ihm den neuen Stück-Junker vor, während er auf die ſchwere Truhe zeigte und ſich einen Platz für ſie in den Vorrathswagen erbat, weil ſie die fahrende Habe des jungen Mannes enthielte. Ohne ſich viel um den Neueintretenden zu bekümmern, wies er ihm ſeinen Platz im Zuge an, zeigte auf einen der Vorrathswagen, auf welchen die Männer ſofort die Truhe luden und dann ſich unter die gaffende Menge verloren.

„Heda! pro dolor! Was macht denn die dritte Karthaune? Will der Bauernknecht wohl die Pferde antreiben. Glaubt er, er hat eine Egge hinter ſich? — ſo, ſo! Dort hin, junger Herr van Voorſt, — dort hin! und aufgepaßt, wenn die Räder in dem verdammten Pflaſter ſtecken bleiben. Ordentlich angefaßt! — So! jetzt bin ich zu Euren Dienſten, Herr Peter Voorſt! — Nun? wo iſt er denn hingekommen? — Weg! wie weggeblaſen! — 4te Karthaune vorwärts! — item da ſteckt das Rad feſt!

Wollen die Kerle wohl anfaſſen. Den Stein weg! denn Cessante causa, cessat effectus! — ſo, ſo! meine Lämmer! 5tes Karthaun vorwärts! Hat Euch ein Schweden-Donnerwetter zu nahe an das 4te Karthaun? Gebt Acht und ſeht wohl zu, daß ich Euch nicht krumm an die Lade ſchließen laſſe. 6tes Karthaun vorwärts! — So! jetzt Klempenow mein Pferd! Sind mir die Reiter-Stiefel doch ordentlich ungewohnt. Heda! Die Packwagen fahren nach!"

„Erlaubt, Herr Conſtabler", fragte in dieſem Augenblick der Feldwaibel der Burgsdorfſchen Thorwache, „was war das für eine ſchwere Truhe, die eben von vier unbekannten Männern auf den erſten Packwagen geladen wurde. Wir haben ſtrengen Befehl, nichts an ſchweren Kiſten, Truhen, auch Säcken paſſiren zu laſſen, wegen des Kipper- und Wippergeldes."

„Erlaubt, Herr Feldwaibel", erwiederte im gröbſten Tone, den er nur finden konnte, der alte Schwichow, „danach hättet Ihr fragen ſollen, ehe der Kaſten aufgeladen war, jetzt gehört er zur Lade und geht Euch nichts mehr an. Kennt Ihr die Artikelsbriefe der Artolerey. — Nicht? — Thut mir leid um Euch! allda ſteht geſchrieben, Artikel 55: item, wenn ein Büchſenmeiſter oder Handlanger von einem unreifen, grünen, halbfertigen, ſpürnaſigen Miles cum picum nach etwas gefragt wird, was ihm dumm oder unzeitig vorkommt, ſo läßt

ſelbiger ihn ſtehen und geht weg! Alſo werde ich thun! Iſter Vorrathswagen vorwärts! Handlanger die Hebebäume zur Hand! und drauf geſchlagen, wenn Fußvolk an die Lade will. Ade! Miles miserabilissimus!"

Der Feldwaibel wagte es nicht, dem alten eigenſinnigen und auf die Vorrechte ſeiner Zunft haltenden Schwichow gegenüber auf ſeinem Verlangen zu beſtehen und bald hatte auch der letzte Wagen das Thor verlaſſen, welches ſich in ſeinen ſchweren Angeln ſofort knarrend wieder ſchloß. Die Thorwacht ſtellte die Hartſchen an die Wand, und trat in die Kaſematte, die Zuſchauer verliefen ſich und bald herrſchte wieder die frühere Stille in der Stadt. Peter Voorſt hatte nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach ernſter Berathung mit ſeinen Helfershelfern für gut befunden, den jungen Gerhard von Queiß unter dem Namen ſeines Sohnes vor der Hand aus Spandau fort und nach Berlin zu ſchaffen, bis die Verhältniſſe ſich aufgeklärt und günſtig für das Wiedererſcheinen deſſelben ſich geſtaltet haben würden. Er benutzte die Gelegenheit, gewann den alten Schwichow und ſandte gleichzeitig eine Summe von 3000 Thalern falſchen Geldes nach Berlin zu einem dortigen Hehler der Bande, der die Mittel und Wege kannte, das falſche Geld im Lande unterzubringen. Froh über das Gelingen des verwegenen Planes, eilte er in ſein Haus zurück, das durch ſeine Keller mit der Werk-

ſtatt der Falſchmünzer in Verbindung ſtand. Seit Gerhard von Queiß ſich ihm genannt, waren dunkle Erinnerungen in ihm wach geworden, dieſen Namen in alten Papieren ſeiner Vorfahren oft geleſen zu haben. Es war ihm, als ſtände dieſer Name mit wichtigen Begebenheiten in naher Beziehung, durch welche ſein Urgroßvater, der Kämmerer und Münzmeiſter des Kurfürſten Joachim des 2ten, Lippold, vor langen Zeiten geſtürzt und ſchmählich hingerichtet worden war. Er benutzte daher die jetzt eingetretene Ruhe, aus einem alten beſtäubten Schranke einige ſorgfältig aufbewahrte Bücher und Papiere hervorzuſuchen, prüfte ihren Inhalt und lächelte ſchadenfroh, als er die Wichtigkeit erkannte, welche der Beſitz dieſer Papiere für die Familie der Queiße haben müſſe. Raſch zog er ſich die wichtigſten Notizen aus, überblickte die ganze Verkettung ſonderbarer Begebenheiten, die ſeinen Vorfahren geſtürzt, die Queiße aber erhoben hatten, noch einmal, prüfte, welche Vortheile ſich daraus für die Gegenwart gewinnen laſſen würden und verſchloß dann vorſichtig den gefundenen Schatz wieder in jenen Schrank, deſſen Inhalt außer ihm keine lebende Seele kannte.

Am Abende dieſes Tages ſtand Peter Voorſt in dem Cloſet des Geheimbderathes von Queiß, von welchem er ſich in wichtigen Angelegenheiten Gehör erbeten hatte. Erſtaunt, dieſen Menſchen bei ſich zu ſehen, den der würdige Staatsmann als einen

Spion des Kanzlers kannte, welcher aus Holland und aus den Cleveſchen Ländern ſeinen Beſchützer mit Nachrichten über den Kurprinzen Friedrich Wilhelm, wahrlich nicht zu Gunſten dieſes hochherzigen Prinzen verſorgte, fragte er kurz nach deſſen Begehren und zeigte durch ſein ernſtes gemeſſenes Weſen, daß ihm die Gegenwart dieſes verdächtigen Menſchen keine angenehme ſey.

„Möchte ich Nachſicht bei Euer Geſtrengen finden", begann mit ſtechender Freundlichkeit Peter Voorſt, „wenn der Antheil, den ich an dem Wohle der achtbaren Familie nehme, deren Oberhaupt Ihr ſeyd, mich ſo dreiſt gemacht hat, Eure koſtbare Zeit für einen armen holländiſchen Kaufmann in Anſpruch zu nehmen, der dem Kurfürſten und ſeinen ehrſamen Räthen gern nützt, wo er kann."

„Ich weiß, Herr Voorſt, durch Eure Hände gehen die Berichte, welche uns vom Rheine über unſeren Durchlauchtigen Kurprinzen zugehen. Gebe Gott, daß ſie nicht noch größeres Unheil anrichten, als ſie ſchon angerichtet haben."

„Nur was mir berichtet wird, berichte ich wieder, Herr Geheimderath, aber es iſt freilich nicht das erſtemal, daß meine Familie für das Gute, was ſie den Marken und ihren Fürſten gethan, ſchwer verdächtigt worden iſt. Mein Glaube heißt mich, mit Geduld tragen die Ungerechtigkeit, die ſchon meine Väter getragen vor mir, aber es ſteht keiner ſo niedrig, daß er nicht nutzen oder ſchaden

könnte den Mächtigen dieſer Erde, die mit Stolz herabſehen auf das verfolgte und ſchwer geprüfte Volk Gottes."

„Aus Euren Reden zu ſchließen, ſeyd Ihr ein Jude? Aber gleichviel, was führt Euch zu mir."

„Zunächſt Euer Sohn Gerhard, der geſtern den Hauptmann von Arnheimb erſchlagen, ſich die Nacht bei mir verborgen und heute Vormittag von mir auf ſicheren Wegen nach Berlin geſchafft worden iſt — —"

„Du lügſt, Menſch! Mein Sohn ſollte? — Aber nein! Komme ich nicht ſo eben von dem Kanzler, der mir deutlich genug zu verſtehen gegeben hat, daß er ſelbſt in dem Hauſe des alten Rohloff bei einem hübſchen Bürgermädchen geweſen ſei, und dort im Streit den Hauptmann ermordet?"

„Der Graf Schwarzenberg ſelbſt?" wiederholte erſtaunt Peter Voorſt.

„Allerdings! Iſt er nicht in dem Mantel und der Pickelhaube eines Piqueniers ergriffen worden? Er ſelbſt leugnet es gar nicht, und ſcheint ſogar zu wünſchen, daß es unter die Leute komme."

„So habe ich nichts mehr zu ſagen, Herr Geheimderath! — Das eine aber wißt: Der Graf war es nicht, wohl aber Euer Sohn Gerhard. Das hübſche Bürgermädchen aber war — — doch nein! — Glaubt mir oder glaubt mir nicht, Euer Sohn hat ſich mir als den Mörder genannt; ich habe ihn beherbergt, geſchützt und aus der Stadt

geholfen. Hat er mich getäuſcht, ſo mag Gott ihm die Angſt vergeben, die er mir gemacht. Was könnte ihn auch bewogen haben, heute mit dem Land-Regimente heimlich aus Spandau zu entweichen?"

„So iſt Gerhard wirklich fort?"

„So gewiß als ich hier vor Euch ſtehe!"

„Herr Peter Voorſt, treibt nicht Euer Spiel mit der Angſt eines Vaters!"

„Gelüſtet es Euch nach Ueberzeugung, ſo reitet den Truppen nach; ſie marſchieren über Heiligenſee durch den Tegeler Forſt, in dem ſie wahrſcheinlich übernachten."

„Das will ich, aber Ihr begleitet mich; denn wenn Ihr wahr geſprochen, ſo ſoll mein Dank — —"

„Verſpart Euch den, bis ich Euch Wichtigeres erwieſen. Hört mich an, Herr von Queiß. Durch meinen Urgroßvater, den Kämmerer Lippold, der als Mörder ſeines Herrn, des Kurfürſten Joachim II., ſchmählich und unſchuldig hingerichtet worden, bin ich im Beſitz wichtiger Papiere, die Eure Familie betreffen. In meiner Macht ſteht es, Euch große Freude oder ſchweres Leid zu bereiten. Nehmt dieſe Papiere, es ſind Abſchriften und Auszüge ächter Dokumente. Leſet ſie aufmerkſam durch, prüft danach, ob ich Euer Freund ſein will oder nicht, und ſagt mir Euren Willen, wenn ich um 9 Uhr komme, um Euch auf Eurem Ritt nach Heiligenſee zu begleiten. Ihr werdet mich anders empfangen,

als Ihr mich vor einer halben Stunde empfingt, dessen bin ich gewiß. — Ade! Herr Geheimbde Rath."

Erstaunt die erhaltenen Papiere betrachtend, entließ Herr von Dueiß nur mit einem Kopfnicken den räthselhaften Menschen, vor dessen widrigem Wesen er eine unerklärliche Scheu fühlte, und begann, sobald er allein war, die Durchsicht der Papiere. Mit jeder Zeile stieg der Antheil, den er an ihrem Inhalte nahm, und kaum traute er seinen Augen, als er Folgendes las:

I.

Verzeichnuß

derer Geschenke, Gaben auch Angebinde, welche des Kurfürsten hohe Gnaden an Freifrau Ursula von Dueiß zu unterschiedentlichen Zeiten zu machen für gut befunden.

Anno Domini 1546 begonnen, auch folglich fortgesetzet.

1) Primo Januario: Ein roth geblümter Schanzläufer mit edlem Fuchspelz verbrämt, als Neujahrsgabe . . . . . 35 Thaler 3 böhm. Groschen.

2) Am 12ten des Monats May: Ein gülden Schaukettlein mit Schlössern und Haken von eitel Rubin . . . . . 100 Goldgülden.
(Wurde ihr ohne Vorwissen ihres Eheherrn von meinem Knecht Jedidjah gereicht.)

3) Am 15ten deſſelbigen Monats: 50 Roſenobles, (da ſie ein koſtbar Geſchmeide nicht annehmen wollen, aus Furcht vor ihren Eheherrn) . 50 Roſenobles.

4) Am 2ten des Heumonats: Ein roſa ſeidene Kontuſche, auch Kleid und Hauben von Silberglanz, anzuziehen wenn ſie die ſchöne Gießerinn und die Sydowen beſuchet . . . 52 Goldgülden.
(Iſt aus Holland gekommen.)

5) Am 12ten des Erndtemonds: Abermahls 50 Roſenobles, von wegen des geſtrigen Verſprechens. . . . . 50 Roſenobles.

6) Am 14ten deſſelben Monats: Kettlein, Gürtelſpange, Armringe, Halsgeſchmeide, Riechfläſchlein und Biſampüchſe von getriebenem Golde zur Aufwartung bei der Frau Kurfürſtin hohe Gnaden . . . . . 200 Goldgülden.
(Arbeit eines Goldſchmieden aus Italia. Quittung liegt ad M. 3.)

2.

Copia

eines Schreibens de dato Berlin den 15ten November 1545. an den Freien von Dueiß, von des Kurfürſten hohe Gnaden.

Ehrſamer, auch lieber Getreuer!

In Verfolg Unſerer gnädigen Geſinnung, verſehen Wir Uns des gnädigen Entſchluſſes, Euch ſofort nach Dresden an das Hoflager des Kurfürſten

von Sachsen Durchlaucht zu senden, wegen derer entstandener Differenzen auch Mißhelligkeiten an den Grenzen derer Marken. Beiliegende Acta werden Euch des Näheren mit der Obliegenheit bekannt machen. Nöthig ist jedoch die dringliche Abreise und schnelle Ankunft in Dresden. Was Euer ehcliches Gemahl, die Freiin von Queiß betrifft, so kann diese einstweilen an der Kurfürstin Gnaden ihrem Hofe verbleiben und unter guter Obhut stehen, bis Ihr das Negozium zu Unserer landesherrlichen Zufriedenheit ausgeführt und beendet.

Verbleiben Euch in Gnaden gewogen

Joachim, Kurfürst.

Ad Marginem. Mußte ich ohne Vorwissen des Herrn Kanzlers Distelmeyer ausfertigen und absenden.

3.

In Nomine Domini!

Wir, Abt, Guardian und Religiosen des Klosters Corin bekennen, bezeugen und versichern hiemit:

daß am 6ten October 1514. bei dem Pförtner unseres Klosters sich ein kleines Kind in Windeln, männlichen Geschlechtes und gesunden Aussehens auf der Schwelle liegend gefunden, welches ein schwer goldenes Cruzifixlein bei sich gehabt und einen Zettel auf der Brust getragen, auf welchem die Worte gestanden:

Leberecht eines Bauern Sohn aus Ebenik. Chriſtliche Münche, erbarmt Euch des Kindleins, erzieht es im Glauben und bewahrt das Cruzifixlein wohl, denn einſt wird Nachfrage geſchehen nach dem Pfunde, welches wuchern und gedeihen mag in Euren Händen:

Da nun Abt, Guardian und Religioſen, nicht wiſſende, was in einem Münchskloſter mit einem ſolchen annoch ſäugenden Knäblein anzufangen ſei, ſich keines Raths gewußt, kam Ritter Gottlieb Kemphahn von Dueiß, der nächtlich im Kloſter geherbergt hatte und erbarmte ſich desſelbigen. Er verſprach es zu ſich zu nehmen als ſeinen Sohn, weil ſeine Gemahl unfruchtbaren Leibes ſei, welches ihm derohalben und in Betracht ſeiner Wohlthaten, die er dem Kloſter gewährt hatte, ſofort zugebilligt wurde; ſo daß alſo der Findling, Lebrecht benamſet, als ein Freier von Dueiß an- und zu Ehren aufgenommen iſt. Das Cruzifixlein, die Windeln und ſonſtigen Kennzeichen wurden jedoch im Kloſter zurückbehalten.

Anno Domini 1514, am 7ten des Oktobers.

Abbas. Johann Wellmert

(L. S.) et sequens die Unterſchriften der Münche.

4.

Gutachten

des Aſtrologen und Doktoren der Chiromantie Pe-

dro Santorius in Sachen der Möglichkeit in wiefern der „böſe Blick" eines Menſchen wohl einem andern den Tod bringen könnte. De Dato Cöpenick den 12ten July 1550.

„Auf das Begehren des Münzmeiſters auch Kämmerers Sr. Churfürſtl. Gnaden, Lippoldii, habe ich mich nicht entbrechen können im vorliegenden Falle der Tödtung eines zweiten Kindes, durch den „böſen Blick" ſeiner Mutter, Folgendes der Wahrheit gemäß zu bezeugen und auszuſagen. Es iſt dieſer „böſe Blick" ein Superstitio derer ſlaviſchen Völker, welche behaupten, daß einer, auf dem der Fluch eines Menſchen, Vorfahren oder ſonſt Verwandten ruhe, mit einer ſonderbaren Kraft des Auges begabet werde, welche ſich durch das Tödten desjenigen Gegenſtandes, welchen der alſo Behaftete am meiſten liebet und veneriret, kund giebet, ohne daß man ein äußerliches Zeichen des Auges gewahr würde, außer etwa ein bedrohliches Zucken derer Wimpern und eine ſeltſamliche dunkle, feurige aber auch wäßrige und merkurialiſche Glut deſſelben. Die Fälle dergleichen „böſen Blickes" ſind hier Orts zwar ſelten und kommen vorzugsweiſe bei denen illyriſchen, dalmatiſchen und überhaupt allen Völkern vor, die wie Böhmen, Serbier, Polen und Wenden von Slavoniern abſtammen, doch ſind mir Vorkommenheiten in der Lauſitz, dem Oderbruch, und dem altwendiſchen Oberlande bekannt, welche deſſen Exiſtenz auch in hieſigen Marken un-

zweifelhaft darthuen. Wenn nun in dem Falle, welchen mir der sehr venerirte Herr Münzmeister Lipoldus jedoch mit Verschweigung der Namen solcher Personen, zur Begutachtung mitgetheilt, sich erweisen läßt, daß die Patientinn, welche mit dem bösen Blicke behaftet ist, von slavischem Abkommen ist, das heißt von solchen Eltern stammet, wenn auch nur einerseits, so kann ich nach Maßgabe meiner Forschungen nicht verläugnen, daß das zweitgeborene Kind, da es, nach Aussage des Species facti in Sünden empfangen und geboren worden ist, wohl an dem „bösen Blick" seiner Mutter ohne andere medicinsche Ursache verstorben sein kann. Auch bin ich erbötig, wenn mir Stunde, Tag und Monat der Geburt, das Wetter zu selbiger Zeit, so wie die Vornamen derer Patientinn gegeben werden, ein Horoscop für sie und ihre Nachkommen zu stellen nach allen Regeln der sehr geheimen und untrüglichen Wissenschaft Astrologia, zu der ich mich bekenne.

Pedro Santorius, Astrologus.

Ad marginem. Gehört mit zu denen von Queißischen Papieren den Tod des zweiten Söhnleins der Ursula von Queiß, Joachim genannt, betreffend, und findet sich das gestellte Horoscop ebenfalls unter M. 12.

5.

Schreiben

des ehemaligen Abtes vom Kloster Corin, Johannes Wellmert aus Cöln am Rhein, im Jahre der Gnade 1542., an den Churfürsten.

Ad marginem. Kam glücklicher Weise nicht in des Churfürsten Hände, sondern blieb mit denen beiliegenden Aktenstücken in meinem Gewahrsam.

L. p. d.

Gnädigster, auch mächtigster Churfürst und Herr!

Obgleich durch die Zeitläufte und die immer mehr um sich greifende neue Lehre aus dem Kloster vertrieben, welchem ich als Abt in Ehren vorgestanden, auch durch den öffentlichen Beitritt Euer Churfürstlichen Gnaden entmuthigt und der Hoffnung beraubt, je wieder in mein verwaistes Kloster als Hirt einer verlassenen und zerstreuten Heerde einzutreten, kann ich doch nicht umhin, auf meinem schweren Siechbette, von dem ich nach allem menschlichen Ermessen nicht wieder erstehen werde, Euer Churfürstlichen Durchlaucht einen Fall vorzutragen, der mein Gewissen beunruhigt und mich schwer beängstigt. Aus beiliegendem Testimonium de dato Corin 1514. werden Euer Churfürstlichen Durchlaucht ersehen, was sich dort mit einem angeblichen Findelkinde begeben, welches der Freie Kemphahn von Dueiß an Sohnes statt zu sich genommen. Selbiges Kind war aber keines Bauern

Sohn aus Cöpenick, ſondern das eheleibliche Kind der Gräfinn von Thumb, welches ſie auf der Reiſe nach dem wunderthätigen Muttergottesbilde unſeres Kloſters, insgeheim in der Gaſtzelle deſſelben geboren. Die Frau Gräfinn ließ mich, den Abt, nach geſchehener Erlöſung von ihrer Leibesfrucht zu ſich entbieten und eröffnete mir, daß ihr Ehegemahl, der Graf von Thumb, einen Schwur gethan, wenn ſie ihm nach dreien Söhnen abermals einen Sohn zur Welt bringen würde, welcher den Erſtgebornen das Erbtheil noch mehr ſchmälern müſſe, ſo wolle er ſie verſtoßen und das Kind mit ihr. Als ſie ſich daher geſegneten Leibes gefühlt, ſei eine Angſt über ſie gekommen, daß ſich erfüllen möchte, was ihr Eheherr gedroht und habe daher eine Pilgerreiſe nach Corin unternommen. Nun habe der Himmel ſie abermals eines Knäbleins geneſen laſſen und in ihrer großen Bangigkeit wiſſe ſie nicht was zu thun. Dies war eine traurige Lage der Sache und ſuchte ich vergeblich nach Rath. Da bat und beſchwor mich die Gräfinn, ich möge den Knaben bei mir behalten und im Kloſter erziehen. Ich gedachte aber des Aergerniſſes, welches in der Meinung der Leute aus einem ſolchen Vorfall entſtehen könnte, und beſchloß, das Kindlein ſelbſt unter dem Vorgeben eines Bauerſohnes aus Cöpenick, an die Pforte des Kloſters auszuſetzen. Was fürder geſchehen, beſagt beregtes Teſtimonium des Weiteren. Ich bedachte mich nicht dem Freien von Duciß den jungen Gra-

fen von Thumb zu übergeben, weil ich hoffte, daß die Zeit den Sinn des alten Grafen ändern würde, was aber nicht also geschehen ist. Aus den zunächst beiliegenden Akten werden Eure Churfürstliche Durchlaucht ersehen, wie die Gräfinn, wohlunterrichtet von dem glücklichen Stande ihres Söhnleins, früher starb als ihr Eheherr, der Graf, wie sie ferner die Dokumente ins Kloster niedergelegt, welche die eheleibliche und rechtmäßige Abkunft des sogenannten Junkers Lebrecht von Queiß von denen Grafen von Thumb vollgültig beweisen, wie ferner erst der Graf Thumb selbst, dann kurz nacheinander zwei seiner Söhne gestorben, der dritte aber im Besitz der großen gräflichen Erbgüter gelangt ist, und endlich wird Eurer Churfürstlichen Durchlaucht bewußt sein, daß bei dem Absterben des letzten kinderlosen Grafen Vizthum von Thumb, die Güter an den Churhut gefallen und zwei davon dem Kämmerer und Münzmeister Lippoldum zur Verwaltung übergeben worden sind. Da ich nach meiner Austreibung aus dem Kloster wohl erfahren, daß der von Queiß, oder eigentlich Graf von Thumb, in den Besitz derer Queißischen Güter, so wie des von Kökleritzschen Gutes bei Nauen gesetzt worden ist, so wollte ich nicht hervortreten mit denen, in meinem Verwahrsam befindlichen Dokumenten. Jetzt aber, wo ich bald vor dem Richterstuhle des Allmächtigen stehen werde, kann ich selbige nicht länger zurückhalten und lege sie sämmtlich in die Hände Eurer Churfürstlichen

Durchlaucht, damit der Churhut ſich eines Beſitzthums entäußere, welches ihm im Unrecht zuſteht, denn der Freie Lebrecht von Queiß iſt der rechtmäßige Beſitzer aller Graf Thumbſchen Güter.

Ad marginem. Soll, ſo lange ich lebe, wahrlich nicht dem Churfürſten zu wiſſen kommen; den Queiß noch einflußreicher machen — nimmermehr! — Wollens aufheben und die Zeit ſich erfüllen laſſen. L. p. d.

Hier endeten die Papiere, deren Durchſicht den Geheimbden Rath wunderbar angezogen und gefeſſelt hatte. Was er nur aus unbeſtimmten, undeutlichen Andeutungen ſeines Vaters, der, wie er ſelbſt Kurfürſtlicher Rath unter Joachim Friedrich geweſen war, ſich erinnerte, ſah er hier plötzlich in ganzer Klarheit ſich entfalten, und wichtige Aufſchlüſſe, ein wunderbares Licht auf manches Dunkle in den Verhältniſſen ſeiner Familie werfen. Ungeduldig erwartete er den Mann, durch den ihm dieſe Aufſchlüſſe geworden, und als er erſchien, empfing er ihn mit Rückſicht und Aufmerkſamkeit. Schon im Reitkleide, und gerüſtet für die Begleitung des Geheimbden Rathes, trat Peter Voorſt in das Zimmer, und ſeiner Zuverſichtlichkeit konnte man anſehen, daß er die Wirkung der mitgetheilten Papiere berechnet. Nicht er war es jetzt, der das Ge-

ſpräch begann, im Gegentheil beſchränkte er ſich nur darauf, die Fragen zu beantworten, welche der Geheimbde Rath ihm vorlegte.

„Und die Original-Dokumente dieſer Copien ſind wirklich ſämmtlich in Eurer Hand, Herr van Voorſt?“

„Sämmtlich, und noch wichtigere, die ich zur Zeit noch nicht für Euch abſchreiben konnte.“

„Und was beabſichtigt Ihr damit?“

„Sie Euch zu überantworten, wenn Euch an dem Beſitze etwas liegt.“

„Viel liegt mir daran. Die darin erwähnten gräflich Thumbſchen Güter ſind gegenwärtig in den Händen des Grafen von Schwarzenberg. Mit dieſen Dokumenten aber —“

„Müſſen ſie an Eure Familie übergehen. Ich weiß. Eben deswegen übergebe ich die Papiere Eurer Einſicht.“

„Und was fordert Ihr für die Auslieferung dieſer Dokumente; denn ohne allen Vortheil werdet Ihr mir keinen Dienſt leiſten wollen?“

„Viel und wenig, wie man will — doch davon ſpäter. Erſt laßt uns Eurem Sohne nacheilen. Soeben kommt die Nachricht nach Spandau, daß geſtern in der Jungfernheide ſchwediſche Soldaten geſehen worden ſind. Wenn das wahr iſt, ſo muß das Land-Regiment und die Geſchütze auf dem Marſche nach Berlin auf den Feind ſtoßen, und ich habe Urſachen zu wünſchen, daß dieſer Zug glücklich abläuft. Droht

Eurem Sohne wirklich keine Gefahr für den Mord, den er nun einmal begangen, nimmt der Kanzler wirklich die Schuld auf ſich, deſto beſſer, ſo kann Herr Gerhard auch zurückkommen und hier verweilen. Aber es iſt ſpät, Herr Geheimde Rath. Die Pferde ſtehen bereit, laßt uns reiten."

Eine Viertelſtunde nachher ritten Beide auf dem ſandigen Waldwege der Spandauer Heide an dem Ufer der Havel entlang nach der Fähre bei Heiligenſee. Wenn die Roſſe in dem tiefen Sande nicht traben wollten, ließen die Reiter ſie im Schritt gehen und ſetzten dann das Geſpräch über den Inhalt jener Papiere fort. So klar auch manche Einzelheit ſeit der Durchſicht derſelben ſich für das jetzige Oberhaupt der Familie Dueiß geſtaltet hatte, war doch keine rechte Verbindung unter den einzelnen Angaben, und Peter Boorſt mußte, den dringenden Aufforderungen, deſſelben nachgebend, erzählen, was er von den Begebenheiten längſt vergangener Jahre wiſſe.

VI.

„Daß ich ein Jude bin," hub Peter Boorſt an, „wißt Ihr ſchon, auch daß jener Lixpold, von deſſen Hand ſich Margimalia unter den Dokumenten befinden, mein Urgroßvater war, habe ich Euch

ſchon geſagt. Nach ſeinem Tode — und die Welt weiß jetzt, daß er unſchuldig hingerichtet iſt — wurden alle Juden aus den Marken verjagt. Johann George, der Nachfolger des edlen Joachim II., zog alles bewegliche und unbewegliche Gut des Münzmeiſters ein, und vertrieb ſein Weib und ſeine Kinder, die im tiefſten Elende nach Holland entflohen. Doch hatte ein Wink Lippolds bei ſeiner Verhaftung dem getreuen Jedidjah empfohlen, die wichtigſten Papiere, welche ſich auf ſeine Geſchäftsführung bezogen, bei Seite zu bringen. Mein Großvater kam ſo in den Beſitz jener Dokumente, die er zwar nicht zu brauchen wußte, aber doch ſorgfältig aufhob. Mein Vater lebte viele Jahre in Portugal, wo ich geboren wurde, aber auch von dort vertrieb mein unglückliches Volk ein Bannſtrahl der Inquiſition. Wieder nach Holland zurückgekommen, richtete ich meine Wünſche hierher auf die Marken, und ich verhehle Euch nicht, Herr Geheimde Rath, der Preis dieſer Papiere iſt die Aufhebung des Verbannungsgeſetzes, das meinen Glaubensgenoſſen die Brandenburgiſchen Churſtaaten verſchließt. Seht zu, wie Ihr das bewirkt. In Eurer Hand liegt Gewährung oder Zurückweiſung. Ich dringe nicht in Euch, denn mir und meinem unterdrückten Volke werdet Ihr nichts zur Liebe thun, wohl aber Euch ſelbſt und dem Wohle Eurer Familie.

Jener Lebrecht von Queiß oder, nach Ausweis jener Dokumente, Graf Lebrecht von Thumb, hei-

rathete, wie Ihr wiſſen werdet, eine Tochter des alten Kemphahn von Queiß, die durch ihre Mutter, eine alte wendiſche Amme, vertauſcht, für das Kind eines Bürgers, Namens Brinke, gehalten wurde. Unter den Papieren befindet ſich auch eine Ausſage dieſer alten Wendinn vor den Gildemeiſtern des Kalandshofes de dato 1538., nach welcher ſie unzweifelhaft bekräftigt, daß Urſula eine Tochter des Ritters Kemphahn ſei, was auch ſpäter von dem Vater ſelbſt durch eine, Wittenberg 1539. ausgeſtellte Urkunde beſtätigt wurde. So waren alſo die Güter der Queißiſchen Familie, trotz der wunderbaren Umſtände, die jene Heirath begleiteten, doch eigentlich in den rechten Händen, als der alte Ritter kurz darauf in Wittenberg ſtarb. Was nun vorging mit den jungen Eheleuten, weiß ich nicht, und findet ſich nirgends eine Spur in den Papieren bis zum November 1545., alſo 7 Jahre nach der Hochzeit, wo der ſchwelgeriſche und ſchönen Frauen ſo ergebene Joachim Euren Urgroßvater nach Dresden ſchickt und ausdrücklich bemerkt, Urſula von Queiß könne unterdeſſen unter der Obhut des Kurfürſtlichen Hofes bleiben. Auffallend genug beginnt die Liſte der koſtbaren Geſchenke, welche der ſchönen Frau vom Kurfürſten gemacht wurden und die der Kämmerer beſonders aufgezeichnet hatte, mit dem 1. Januar 1546., alſo während Herr Lebrecht von Queiß noch in Dresden war. Ich brauche Euch wohl nicht zu ſagen, Herr Geheimde Rath, daß wir keinen zu ſchweren

Stein auf die schöne Ursula werfen dürfen, wenn sie den Versuchungen jenes schwelgerischen Hofes erlag. Wenigstens scheint dies aus den Marginalien des Kämmerers hervorzugehen. Das erstgeborne Kind derselben war Hanns von Dueiß, durch den sich Eure Familie fortgepflanzt; ein zweitgebornes Kind aber, mit dem Taufnamen Joachim, scheint früh gestorben zu sein, wenigstens deutet das Gutachten jenes Hof-Astrologen Sartorius darauf hin. Ob Lebrecht von Dueiß je die Schuld seines Weibes gekannt, weiß ich nicht, daß aber diese sie tief gefühlt und gewiß auch bereut, liegt wohl am Tage, und Ihr müßt doch besser wissen, als ich, was in Eurer Familie geschehen."

„Nur dunkel erinnere ich mich unbestimmter Andeutungen meines Vaters und Großvaters. Lebrecht von Dueiß starb 1551. unmittelbar nach dem Tode seines Weibes und seines zweiten Kindes, so daß sein Sohn Hanns minderjährig zurückblieb und erst unter Johann George genannt wird. Mein Großvater liebte es nicht, von jener Zeit zu sprechen, und brach gern davon ab, wenn kindische Neugier oder Zufall das Gespräch darauf brachte. Deutlich erinnere ich mich, daß der ehrwürdige Greis dann gewöhnlich ausrief: Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet! Fast scheint es mir, als hätten gewaltsame, unglückselige Begebenheiten das stille Glück einer ungetrübten Ehe vernichtet. Auch glaube ich oft

der Sage vom „bösen Blick“ und seinen unheimlichen, grauenhaften Wirkungen erwähnt gehört zu haben, finde aber in meinen Erinnerungen nirgend einen Anknüpfungspunkt.“

„Was den raschen Tod Eurer Voreltern auch herbeigeführt haben mag, gewiß ist, es lebte ihnen ein Sohn, der, wenn seine Vormünder in den Besitz der Dokumente gekommen wären, die jener vertriebene Abt aus Cöln — wie heißt er doch gleich — nun gleichviel — an den Kurfürsten gesandt, mit den von Queißischen Gütern auch die der Grafen Thumb hätte erben müssen. Wie das Schreiben mit jenen Dokumenten in des Kämmerers Hände gelangte, läßt sich leicht errathen. Bei seiner Feindschaft gegen den damaligen Kanzler Distelmeier und der Arbeitsscheu des Kurfürsten, mag Lippold wohl das Recht erlangt haben, Briefe für seinen Herren zu öffnen; so kann es ihm gelungen sein, die Dokumente zu unterschlagen. Seine Absicht liegt klar am Tage. Als Verwalter von zweien dieser Güter, und als treuer Diener des Kurfürsten, wollte er sich und seinem Herren den einträglichen Besitz derselben erhalten, fürchtete aber von der Gerechtigkeitsliebe Joachims, daß er, einmal davon in Kenntniß gesetzt, dem unmündigen Knaben Hanns von Queiß die ganze reiche Erbschaft zuwenden würde. Als er später selbst ein Opfer seiner Schlauheit und Berechnungen fiel, wird er auch nicht gewollt haben, daß so wichtige Papiere ein

Beweis mehr gegen ihn werden möchten, daher die hartnäckige Geheimhaltung und das Wiederauffinden derselben bei unserer Familie in Holland."

„Das Alles sind wichtige und gefährliche Umstände, Herr Peter Voorst, und fast wünschte ich, Ihr hättet mich nicht davon in Kenntniß gesetzt. Wahrlich, gälte es meinen Vortheil, so würde ich — denn ich bin alt und sehne mich in diesen schweren Zeitläuften nach Ruhe — Nichts thun, was Streit und Zwistigkeit erregen kann; aber ich habe zwei Söhne, deren Rechten ich nichts vergeben kann. Ihr setzt einen hohen Preis auf die Auslieferung dieser Papiere, aber ich will mit meinem Gewissen zu Rathe gehen, ob —"

„Was war das? — Ein Schuß? — Noch einer! — Grad vor uns. — Hört Ihr nichts, Herr Geheimbde Rath?"

„Allerdings, so viel das Sausen des Nachtwindes es erlaubt, höre ich Musquetenschüsse. — Jetzt wieder! — Was kann das sein? Meiner Berechnung nach sind wir weit über den Teufelssee hinaus und höchstens eine Viertelstunde Weges von der Fähre entfernt. — Ja, ja! dort drüben über der Havel flimmert Licht. Das ist Heiligensee! Seht Ihr wohl? — noch mehr Lichte. — Sollten unsere Truppen dort mit den Schweden handgemein geworden sein?"

„Wohl möglich! — Auf jeden Fall ist das Schießen drüben über dem Wasser und wir mögen

getrost auf die Fähre zu reiten. Ist es Euch genehm, so lassen wir unsere Thiere weiter ausgreifen. Ein Gefecht scheint es nicht zu sein — die Schüsse fallen zu selten. — Aber was sonst?"

In gestrecktem Trabe eilten beide Reiter jetzt dicht an der Havel entlang, bis gegenüber dem Dorfe Heiligensee, welches auf einer angeschwemmten Landzunge weit in den Fluß hineingebaut war und dessen Breite um die Hälfte einengte. Noch standen einige Wagen diesseits, aber die Fährleute weigerten sich, die Zurückgebliebenen nach dem Dorfe überzusetzen, weil dort eine Meuterei im Land-Regimente ausgebrochen sei. Rasch eingezogene Erkundigungen erklärten den Fragenden, was drüben im Dorfe vorgehe. Ein Stadtdiener des Berliner Magistrats war den Truppen hier entgegengekommen und hatte dem Obersten von Burgsdorf die Nachricht gebracht, daß Berlin sich weigern würde, die Kurfürstlichen Soldaten einzulassen. Der Magistrat, sich auf die Erfahrungen der letzten Zeit berufend, wollte nicht durch eine nutzlose Vertheidigung der schlecht befestigten Stadt den Feind zu noch größeren Erpressungen berechtigen. Stets hatten die Kurfürstlichen Truppen sich bei Annäherung Kaiserlicher oder Schwedischer Regimenter aus Berlin zurückgezogen und die unglückliche Stadt den unmenschlichen Brandschatzungen der Feinde überlassen. Darum glaubte man auch jetzt nicht an die Aufrichtigkeit der gesandten Hülfe, und fürchtete

ſich eben ſo ſehr vor dem zügelloſen Weſen des Land-Regiments und der Lehnpferde, als vor den Schweden. Oberſt von Burgsdorf gerieth bei dieſer Nachricht in den heftigſten Zorn, konnte aber nicht verhindern, daß die Kunde von der Weigerung Berlins ſich auch unter den Soldaten verbreitete. Dieſe, längſt des verhaßten Waffendienſtes überdrüſſig, glaubten ſich den Vorfall zu Nutze machen zu müſſen, verlangten die Abreißung der Fähnlein von den Fahnenſtöcken und damit Entlaſſung aus dem Dienſte, weil die meiſten als Garde-Brüder ſich leichter und beſſer auf Koſten des wehrloſen Bürgers und Bauern ernähren zu können glaubten, als verſammelt bei den Fahnen, — Garde-Brüder nannten ſich zu jener Zeit alle Soldaten, die des Dienſtes entlaſſen worden waren und nach einer Beſtimmung der Kurfürſtlichen Kammer das Recht hatten, von jedem anſäſſigen Bürger oder Bauer 1 Pfennig oder Lebensmittel zu verlangen. — Die gänzliche Mittelloſigkeit der Regierung erlaubte ihr nicht, etwas für die Soldaten zu thun, ſobald die Dringlichkeit des Augenblickes vorüber war, und das zügelloſe Geſindel, welches damals durch das allgemein herrſchende Elend bald den Schweden, bald den Kaiſerlichen, bald dem eigenen Landesherrn zulief, je nachdem eine Schlacht, ein Marſch, eine politiſche Begebenheit einer der ſtreitenden Partheien das Uebergewicht verſchaffte, benutzte die hülfloſe Lage des Landes, um durch „Garden", wie dies

Plünderungssyſtem von ihnen genannt wurde, ſich zu bereichern und ſo jene Unabhängigkeit zu erreichen, die durch das ſich ausbildende Militairweſen, durch die Leichtigkeit auf Koſten anderer zu leben und durch die gänzliche Kraftloſigkeit aller kleineren Staaten, das höchſte Ziel war, nachdem jeder ſtrebte, der ein paar geſunde Fäuſte hatte.

Die Compagnieen des Landregiments, 5 an der Zahl, hatten ſich vor dem Quartiere des Oberſten von Burgsdorf zuſammen rottirt und verlangten die Auslieferung der Fähnlein, um ſie abreißen zu können und ſo ihres dem Kaiſer geſchworenen Eides los und ledig zu werden. So berichtete der Fährmann. Die Artolerey habe zwar auch einige Widerſpenſtige, aber der alte Conſtabler Schwichow halte ſie zuſammen und noch habe die Meuterei ſich nicht bis auf das Geſchützvolk erſtreckt. Peter Voorſt drang vergeblich in den Schiffer, ſie Beide ſogleich nach dem Dorfe überzuſetzen; der Fährmann wollte durchaus nicht ſein Leben der Gefahr ausſetzen. Endlich ſprang Peter Voorſt in einen kleinen Nachen, der unbenutzt an der Fähre hing, half dem Geheimde Rath ebenfalls hinein, während die Pferde einem der noch wartenden Wagenknechte übergeben wurden und ruderte trotz des Widerſtandes, den der Schiffer zu leiſten verſuchte, nach dem Dorfe hinüber.

Während dies auf dem diesſeitigen Ufer der Havel geſchah, tobte drüben im Dorfe die Meuterei und drohte mit den gefährlichſten Folgen. In dem

äußerſten Hauſe des Dorfes, nach den Baumbergen hin, hatte der Oberſt von Burgsdorf ſchon beim Eintreffen des Boten aus Berlin die Gräfin Renata von Schwarzenberg einſtweilen abtreten laſſen. Die Hauptleute waren in dem engen Flur des armſeligen Fiſcherhauſes verſammelt, während die Gräfin und Catherine ſich in der einzigen Stube deſſelben aufhielten und zitternd den Ausgang dieſes unerwarteten und furchtbaren Vorfalls erwarteten. In der engen Dorfſtraße wogte es auf und nieder. Schon waren ſämmtliche Häuſer des Dorfes geplündert und nur das eine, in welchem ſich der Oberſt und die Hauptleute nebſt der Gräfin befanden, hielt die zügelloſe Wuth der Soldaten noch zurück. Mit Geſchrei und heftigen Drohungen verlangten ſie die Auslieferung der Fähnlein und das Abreißen derſelben von den Stangen durch den Oberſten, denn ſie wußten wohl, daß ihr Widerſtand offene Meuterei war, und als ſolche gerichtet und beſtraft werden konnte, wenn der Oberſt ſich nicht dazu verſtand, ſelbſt die Auflöſung und Entlaſſung mit den gewöhnlichen Ceremonien vorzunehmen. Auch vier Hauptleute drangen in den Oberſten, dem Verlangen der empörten Soldaten zu willfahren, und nur einer war auf ſeiner Seite, ihm Muth, Ausdauer und Feſtigkeit zuſprechend. Alles tobte, lärmte, drohte, ſchrie durcheinander, hin und wieder knallte ein Schuß. Das Jammergeſchrei der gemißhandelten Bauern drang aus den Häuſern, und endlich

wirbelte an der Flußseite eine Rauchwolke in die Luft, die von dem sich aufmachendem Winde getrieben, sich auf die Dächer der armseligen Hütten lagerte. Die Flamme züngelte bald nach und die ausbrechende Feuersbrunst drohte das ganze Dorf in Asche zu legen.

„Aha! die rothen Hähne!" rief zürnend der alte Schwichow, der seine Geschütze am Flußufer aufgefahren hatte und mit der größten Strenge darauf hielt, daß keiner der Stückknechte sich dem Dorfe nähere, obgleich sie von den empörten Soldaten des Land-Regiments zur Theilnahme an ihrem gesetzlosen Beginnen durch lautes Rufen aufgefordert wurden. — „Jetzt wird es Ernst!" — „Ihr da hinten, die Kasten mit Kraut und Loth rechts abgefahren, dort nach den Bergen herüber. Will er wohl zurück da vorne, Grünschnabel. Wart! Ich will Euch den Vorwitz eintränken! Der erste, der sich unterfieht, einen Passum oder Schritt nach jenem Pagum oder Dorf zu thun, dem schicke ich einen Traubenschuß aus dem Halb-Carthaun in den Rücken. Gebt mir mal die Lunte her! Ich will Euch lehren zur Lade halten, meine Lämmer!"

Während die Pulver- und Kugelkarren rechts abfuhren, um der umsichgreifenden Feuersbrunst zu entgehen, und Constabler Schwichow mit Falkenblicken das Vorgehende übersah, trat Gerhard von Dueiß zur Seite an ihn heran und bat ihn um Urlaub in das Dorf, weil er dort sehen wolle, wie es stehe,

und zugleich Erkundigungen über die Gräfin einzuziehen, die doch ganz besonders seiner, des Constablers Obhut anvertraut sei.

Kein Auge von dem Schauspiele vor sich abwendend, schwieg Schwichow erst einige Zeit, als ob er überlege, wie dem Neueingetretenen wohl zu trauen sei, dann sagte er leise:

„Schweres Unternehmen, junger Herr van Voorst! — Confidentia würde es bei uns im Kloster genannt worden sein, aber es mag darum sein. Seht, was sich dort thun läßt. Könnt Ihr bis zum Obersten gelangen, so fragt ihn, was ich thun soll: ob ich das verdammte Gesindel zusammenschießen, oder hier halten soll, bis denen Seditionibus von ihm gesteuert ist. — Der Henker mag wissen, wie die ehrsame Artolerey sich in solchen Casorum verhalten soll? Durch das Dorf kann ich nicht; die Fuhrknechte laufen mir in dem Gedränge zum hellen Teufel, und wer kann wissen, ob selbst unter meinen Lämmern nicht etzliche räudige Böcke sind. Um das Dorf herum kann ich auch nicht, denn der Fährmann sagt, das Erdreich wäre nicht praktikabel, weil dort ein Graben fleußt. Also mit Gott! Seht, daß Ihr mir Nachricht und Ordonnanz vom Obersten bringt. Ade! Fortuna vobiscum!“

Kaum hatte Gerhard die Erlaubniß des Constablers, als er auch schon dem Dorfe zueilte. Bei dem brennenden Hause angelangt, empfing ihn das

Jubelgeschrei der zügellosen Rotten, die einen Flüchtling zu sehen glaubten, und sich eifrig erkundigten, ob ihm bald mehrere folgen würden. Sich losmachend und auf das Gerathewohl Anworten gebend, drängte er sich durch das wilde Gewühl, und gelangte vor das Haus, welches sich als den Aufenthalt des Obersten durch die vor demselben wogende Menge ankündigte. Ohne zu überlegen, wie gefährlich sein Beginnen für ihn werden könnte, wollte er durch das Gewühl in den Flur dringen; aber als einige der Meuterer ihn für einen Stückjunker erkannt, wollten sie ihn nicht durchlassen, hielten ihn zurück und kündigten den anderen durch lautes Geschrei und Zuruf an, daß auch die Artolerey schon gemeinschaftliche Sache mit ihnen mache, also der Oberst nun wohl nachgeben werde. Gerhard sah wohl ein, daß er diesem Glauben nicht widersprechen durfte, wollte er nicht sein Vorhaben scheitern sehen. Er ging also auf diese Meinung ein, gab sich für einen Abgesandten der Artolerey an den Obersten aus, und verlangte, daß man ihn zu den Hauptleuten hereinlasse, um diesen den Gehorsam seiner Kameraden ebenfalls aufzukündigen. Man machte ihm Platz, und bald stand er vor dem Obersten, der in der höchsten Entrüstung halb auf dem niedrigen Lehmheerde des Flures saß und den widerspenstigen Hauptleuten vergebens das Verbrecherische ihrer Handlungsweise vorhielt. Als er des Geschützjunkers ansichtig war, der sich zu ihm herangedrängt hatte,

brach ſein Zorn in noch hellere Flammen aus und er rief:

„Daß Dich das Gewitter! Auch das noch! Alſo die Feuerwerker-Lade hat auch nicht mehr Ehre im Leibe, als das verdammte Geſindel da draußen? Pfui über Eure Zunft! Was wollt Ihr? Redet mir nicht von Entlaſſen oder — —“

„Conſtabler Schwichow läßt anfragen, Herr Oberſt, von welcher Seite er das Dorf beſchießen ſoll, und zugleich bitten, Ihr möget mit den Herren Hauptleuten die Häuſer verlaſſen und wo möglich nach den Baumbergen herübergehen, denn er iſt entſchloſſen, keinem einzigen von dieſen meuteriſchen Schurken Parden zu geben.“

„Das heiße ich geſprochen wie ein Ehrenmann! — Aber was ſehe ich, Herr Gerhard von Queiß! Wie kommt Ihr zur Montur? Doch dazu iſt jetzt keine Zeit. Hört Ihr wohl, Ihr Herren da, die Karthaunen wollen treuer an Kurfürſt und Kaiſer halten, als Ihr. Und Ihr wollt Märkiſche von Adel ſein? — Seht zu, daß Euch nicht ein Traubenſchuß über Eure Schuldigkeit und Verpflichtung belehrt. Geht zurück, Herr von Queiß, und ſagt mir dem alten ehrlichen Kerl, er könne links an der Havel entlang fahren und dort von der Sandſchelle ſeine Würfe thun. Und wenn das ganze Neſt hier darauf geht! — Ehe ich die Schande erlebe, von dieſen Schuften zum Abreißen der Fähnlein gezwungen zu werden, ſoll kein Strohhalm auf

dieſen Dächern bleiben. — Oder wartet, bleibt lieber bei mir! — Herr Hauptmann von Grevenmacher, eilt Ihr zur Artolerey! Ihr kennt die Lage des Dorfes und wißt, wo die Kerle ſich am dickſten aufhalten. Ihr andern Herren bleibt entweder bei mir und behaltet Euren ehrlichen Namen, oder laßt Euch niederſchießen wie wilde Thiere. Auf gut Glück denn, Grevenmacher!“

Der Angeredete eilte mit gezogenem Degen ſich Bahn brechend durch das tobende Geſindel auf die Straße des Dorfes, und es gelang ihm, bis zu den Geſchützen zu kommen, deren Stellung ihm das ſchon in heller Gluth lodernde letzte Haus zeigte. Er brachte dem alten Schwichow die Befehle des Oberſten, und dieſer ließ ſofort ſeine Geſchütze in der angegebenen Richtung abfahren, um von der erſten beſten günſtigen Stelle das Dorf zu beſchießen.

Gerhard von Dueiß hatte unterdeſſen die Lage des Oberſten ſeinen vier wankelmüthigen Hauptleuten gegenüber begriffen und berichtete weiter, daß von Spandau her des Oberſten eigenes Regiment bereits in Anmarſch ſei, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben. So handgreiflich dieſe Lüge auch war, ſie verfehlte ihre Wirkung auf jene Unentſchloſſenen nicht. Raſch änderten ſie ihren Sinn und verſicherten dem Oberſten, Alles zur Unterdrückung des Aufſtandes anwenden zu wollen. Eben waren die Offiziere im Begriff das Haus zu verlaſſen, als Gerhard den

Oberſten nach dem Aufenthalt der Gräfin von Schwarzenberg fragte. Dieſe Frage rief dem Oberſten die übernommene Verpflichtung gegen den Kanzler in das Gedächtniß zurück, und er zögerte ein Haus zu verlaſſen, in dem die Gräfin Schutz geſucht. Gerhard erbot ſich ſchnell, die Frauen ſicher geleiten zu wollen und eilte in das Zimmer neben dem Flur, während der Oberſt mit den Hauptleuten auf die Straße trat, den Degen zog und den erſten Kanonenſchuß abwartete, um die Empörer auseinander zu treiben.

Beim Eintritt Gerhards ſtieß Renata einen Schrei der Ueberraſchung und Freude aus. Dieſer Uebergang von der höchſten Angſt zu Vertrauen und Schutz war zu ſchnell, zu unerwartet, als daß Renata nicht für einen Augenblick Alles um ſich her vergeſſen hätte. Sie breitete die Arme aus, und eine lange Umarmung ließ die Liebenden im ſüßen Gefühl des Wiederſehens die Schrecken des Augenblickes und die Leiden der jüngſten Vergangenheit vergeſſen.

„Mein Gott, Herr Gerhard,“ rief voll Freude Catherine, die ſeit einer Stunde gar nicht aus dem Zittern und Beben herausgekommen war. „Du grundgütiger Himmel! Das heiße ich Hülfe in der Noth. Wo kommt Ihr denn her?“

Da fiel ein Schuß und raſſelnd warf die einſchlagende Kugel das Sparrenwerk des Daches von einem gegenüberliegenden Hauſe herunter. Die

Gräfin fuhr zuſammen aber Gerhard wurde dadurch wieder zum ganzen Bewußtſein der drohenden Gefahr gebracht.

„Wo ſteht Euer Tragſeſſel — wo die Maulthiere, Catherine? Ich muß Euch retten, Renata, koſte es auch mein Leben. Das Dorf wird beſchoſſen, um die Meuterer zum Gehorſam zurückzubringen. Ueber den Fluß können wir nicht zurück. Alſo müſſen wir durch die Tegeler Heide nach Berlin zu entkommen ſuchen.“

„Ach Gott, die Maulthiere haben ſie ausgeſpannt, als ſie dem Oberſten hier vor das Haus liefen,“ rief Catherine eilig.„ Wir wiſſen auch nicht, wo ſie den Seſſel hingebracht.“

Ein zweiter Schuß donnerte vom Fluſſe herüber. Draußen in der Dorfſtraße erhob ſich ein fürchterliches Geſchrei. Alles ſtob auseinander. Man hörte die Stimme des Oberſten drohend und gebietend aus dem verwirrten Lärmen heraustönen. Doch ſchien deſſenungeachtet vor dem Hauſe noch daſſelbe wilde Gewühl zu herrſchen. Raſch entſchloſſen, ergriff Gerhard eine ſchwere Bank und ſtieß mit dieſer ſo heftig gegen die dünne Lehmwand des Hauſes, daß bald das Fachwerk herausſtürzte, und mit Kraft, die von der Angſt für die Sicherheit der Geliebten noch geſteigert wurde, riß er das entſtehende Loch ſo groß, daß ein Menſch mit Mühe hindurch ſchlüpfen konnte. Die Feuersbrunſt hatte ſich unterdeſſen auch anderen Häuſern mitgetheilt

und der helle Schein über dem ganzen Dorfe ließ ſie erkennen, daß ein kleiner Garten mit wenigen verkrüppelten Obſtbäumen ſich unmittelbar an die Heide anlehnte. In dieſen Garten ſtieg Gerhard zuerſt hinaus, und überließ es voll Zartgefühl den Frauen, ihm zu folgen, während er die Gelegenheit rings umher erſpähte, denn bei dem Durchdrängen durch die enge Oeffnung und den Sprung in den Garten konnten die Frauen ſich unbeachtet von Männeraugen leichter gegenſeitig unterſtützen. Ein Blick über den niedrigen Zaun in die Dorfſtraße belehrte ihn, daß der Aufruhr, weit entfernt durch die kräftige Wirkung der Geſchütze gedämpft zu ſein, in blutiges Gemetzel überzugehen drohte, und er ſah nun keinen andern Rath, als ſchnell mit den Frauen in den Wald zu eilen, dort aber verborgen die weiteren Ereigniſſe abzuwarten. Sich bückend und Renaten nach ſich ziehend, ſchlich er unter einer Schlehdornhecke durch den Garten, riß hier einige Bretter aus dem kaum noch zuſammenhaltenden Zaune, und befand ſich einige Minuten darauf hinter dichtem Tannengebüſch in dem hochſtämmigen Kiefernwalde. Die Gluth des brennenden Dorfes erleuchtete die ganze Gegend und ließ ſelbſt im Walde die Gegenſtände ziemlich deutlich erkennen. Das Schießen hörte bald nachher auf. Das tobende Geſchrei verſtummte und nur das Wehklagen der zu Grunde gerichteten Bauern war noch zu hören. Eine Stille folgte, die noch um Vieles ängſtlicher auf die Lauſchenden wirkte,

da jedes Zeichen fehlte, auf welche Seite ſich der Sieg geneigt, und rathlos überdachte Gerhard ſeine Lage. Schüchtern fragte er Renaten, ob ſie die Kraft in ſich fühle, zu Fuß durch den Wald eine kleine Meile bis nach dem Fiſcherdorf Tegel zu gehen, und erhielt die beruhigende Antwort, daß ſie unter ſeinem Schutze Alles wagen wolle. So machte ſich Gerhard, die Geliebte ſtützend und von Catherinen gefolgt, am Saume des Waldes auf den Weg, bis er die Biegung gewonnen, wo die Straße von Heiligenſee nach Tegel in den Wald führt. Nicht in dem Wege ſelbſt, ſondern nebenher möglichſt verborgen im Gebüſche, eilten ſie, ſo viel es der Boden und die zunehmende Dunkelheit geſtattete, ſich von dem brennenden Dorfe zu entfernen. Aber je mehr ihnen dies gelang, je öfter der Weg ſich wendete und endlich ganz unter den Bäumen verſchwand, je weniger ließ ſie der Schein der Feuersbrunſt die Gegenſtände erkennen, und endlich wurde es ſo dunkel rings umher, daß ſie fürchten mußten, den Weg ganz zu verlieren. Da wollte das Glück, daß ein Haufe Bauern aus Tegel, die dem brennenden Heiligenſee zu Hülfe eilten, ihnen in dem Waldwege entgegenkamen. Mit brennenden Kiehnſpänen ſchritt der Schulze voraus und blieb erſtaunt ſtehen, als Gerhard ihnen aus dem Gebüſch entgegentrat und gegen eine gute Belohnung einen Führer mit Licht nach Tegel verlangte. Als ſie zögerten, ſchilderte er ihnen, was in Heiligenſee vorgehe, und auf die

bloße Nachricht, daß das Landregiment auf's „garden" ausgehe, kehrten Alle um, ohne weiter an Hülfe für das unglückliche Dorf zu denken, die doch jedenfalls zu spät gekommen wäre. Da Gerhard sah, daß die Bauern nach Tegel zurückkehren wollten, schien es ihm Zeit, die Gräfin und ihre Begleiterin hinter dem Gebüsch hervortreten zu lassen, und leicht wurde es ihm, durch die versprochene Belohnung die ehrlichen Menschen zu gewinnen, daß sie ihn sicher mit den Frauen zu führen versprachen. Doch drang er in sie, daß wenigstens Einige von ihnen nach Heiligensee zogen, um zu sehen, ob sie den bedrängten Nachbaren keine Hülfe bringen könnten. Mit den Andern war er nach einer halben Stunde in Tegel, ließ, da schon der Tag grau heraufdämmerte, der Geliebten eine kurze Ruhe in einem Fischerhause und besorgte unterdessen einen Karren, der sie sämmtlich, er nebenhergehend, um 9½ Uhr am andern Tage sicher nach Berlin brachte, wo die Gräfin alsobald am Schwarzenbergischen Pallaste in der Brüderstraße, den Befehlen ihres Vaters gemäß, abstieg und den Geliebten mit Liebesgruß und Dank entließ. Erschöpft von den Anstrengungen der Nacht und des vorigen Tages, eilte Gerhard von Queiß über die lange Brücke nach der Georgenstraße, und fand, rechts nach dem Nicolai-Kirchhofe abbiegend, bald in einer Herberge ein Unterkommen. Da er für den Augenblick kein anderes Kleidungsstück, als seine Montur besaß, und

nicht einmal einen Mantel hatte mitnehmen können, als er den alten Conſtabler verließ, ſo war es ſeine erſte Sorge, auf einen Anzug bedacht zu ſein, den ihm der Wirth verſchaffte. Sein Vater hatte ſchon ſeit vier Jahren keine Wohnung mehr in Berlin, weil der Kurfürſt nur ſelten hier wohnte, und er ſelbſt war ſeit dieſer Zeit nicht in Berlin geweſen. Wie hatte ſich in dieſer kurzen Zeit das Ausſehen der Stadt verändert. Das tiefſte Elend herrſchte unter den Bürgern, überall begegnete der Blick leerſtehenden, von ihren verzweifelnden Bewohnern verlaſſenen Häuſern, bleichen, abgehärmten Geſichtern, Bettlern und verdächtigem Geſindel aller Art, und was dieſen traurigen Anblick noch vermehrte, das fürchterliche Wort „Peſtilenzkranker", mit weißer Farbe an die Mauer einzelner Häuſer geſchrieben. Niemand reichte ſich die Hand, aus Furcht, von dieſer fürchterlichen Krankheit angeſteckt zu werden; ſcheu eilten die wenigen Bürger, die ſich noch auf der Straße ſehen ließen, an einander vorüber, und überall ſprach ſich das tiefſte Elend aus, welches der nun ſchon zwanzig Jahre wüthende Krieg über die Stadt gebracht. Kaum erkannte der Erſtaunte das ſonſt ſo lebendige, ja reiche Berlin wieder. Nur ein Intereſſe ſchien in dieſem Augenblicke Alle zu beherrſchen. Der Beſchluß des Magiſtrats, wie die von dem ſchwediſchen Oberſten Hadersleſ geforderte Brandſchatzung von 16,000 Thalern aufgebracht werden ſollte. Niemand konnte mehr etwas geben; Armuth

und Mangel herrſchte überall. Ohne einen Ausweg in dieſem Jammer zu finden, ſaß der Magiſtrat nun ſchon zwei Tage und eine Nacht ununterbrochen im Rathhauſe zuſammen, und die Bürger harrten mit Angſt, was jene beſchließen würden. Grade in dem Augenblick, wo Gerhard von Queiß nach kurzer Erholung auf die Straße trat, um zu Renaten zu eilen, kamen die Stadtdiener mit Verzeichniſſen vom Rathhauſe herunter und vertheilten ſich in die Straßen, um die vom Magiſtrat beſtimmten Beiträge der einzelnen Bürger zur Brandſchatzung einzutreiben. Faſt gleichzeitig mit ihm, trat auch einer dieſer Stadtdiener in das Schwarzenbergiſche Haus und verlangte von dem Hauswart die anſehnliche Summe von 65 Thalern baar oder den Werth in ſilbernen und goldenen Geſchirren. Während der Fordernde ſich unten im weiten Thorwege mit dem Hauswarte herumzankte, eilte Gerhard die breite ſteinerne Wendeltreppe hinauf und fand Catherine Rohloff weinend auf dem Flur vor dem Zimmer der jungen Gräfin ſitzen.

„Was fehlt Dir, Catherine," fragte er beſorgt; „die Gräfin iſt doch nicht krank?"

„Ach nein, das iſt es nicht, weshalb ich ſo weinen muß. Die Gräfin ſchläft ja! Aber nun hält mich mein Gottlieb für eine leichtfertige Dirne, und ich kann es ihm nicht ſagen, daß ich doch eigentlich gar nichts dafür kann, wenn die Gräfin Euch durchaus in meinem Hauſe ſprechen will."

„Nun beruhige Dich nur, das Unglück ist wohl nicht so groß, daß sich nicht eine Hülfe dafür finden ließe. Ich selbst werde Deinem Bräutigam erklären, wie Alles zugegangen ist, und ich denke, mir wird er wohl glauben.“

„Ja, wenn Ihr meine Gräfin heirathet, sonst nicht, Herr Gerhard. Ach du liebe Zeit! Wie hätte ich vorgestern noch daran gedacht, daß ein armes Bürgermädchen in solche Noth und solches Schicksal verwickelt werden würde. Aber wie habt Ihr es denn angefangen, unbemerkt aus Spandau herauszukommen, und wie habt Ihr denn erfahren, daß wir mit den Soldaten nach Berlin mußten.“

„Ich fand bei einem Freunde Schutz vor meinen Verfolgern; es gelang mir, mit den Geschützen die Stadt zu verlassen, aber daß vor uns her in jenem Tragsessel die Gräfin und Du getragen wurdest, erfuhr ich nicht eher, bis Ihr über den Fluß fuhret. Du kannst leicht denken, welche Vorwürfe ich mir machte, nicht früher danach gefragt zu haben.“

„Als wir kaum in das Dorf gekommen waren, und der Herr Oberst uns in das Haus absteigen ließ, um so lange zu verziehen, bis auch die Geschütze über die Fähre wären, da brach der Lärm und das Toben unter dem Land-Regimente aus und wir geriethen in eine fürchterliche Angst. Ich kann Euch gar nicht sagen, was wir für eine Freude hatten, als Ihr in das Zimmer tratet. Aber nun wollt Ihr wohl die Gräfin sprechen? Thut Ihr auch Recht

daran? Wir mußten einen verſiegelten Zettel an den Hausewart abgeben, als wir glücklich angekommen waren. Wird der nicht dem Grafen verrathen, daß Ihr hier geweſen ſeid?"

„Mag er doch! Endlich muß ſich das Geheimniß doch löſen! Du weißt, daß ich weder auf der Flucht bis Tegel, noch als ich neben dem Karren herging, mit Renaten ſprechen konnte, da der Bauer, der uns fuhr, nothwendig Alles hätte hören müſſen. Aber ich muß ihren Willen kennen, ehe ich einen Entſchluß faſſe und dem Vater gegenüber handle. Es iſt Zeit, daß wir uns erklären. Wer weiß, was uns die nächſte Zukunft bringt. Geh zu ihr, frage, ob Du mich zu ihr führen darfſt."

„Ach nur zu gern wird Sie Euch empfangen, aber ich fürchte, wenn der Vater es erfährt — —"

„Das laſſe meine Sorge ſein. Geh und frage ſie."

„Wozu iſt denn das Fragen erſt nöthig. Kommt nur gleich mit — ſo — tretet in dies Zimmer, ich will die Gräfin wecken! — Aber da höre ich ſie ja ſelbſt — gewiß hat ſie Eure Stimme gehört. Laßt mich nur erſt in das Cloſet ſehen!"

„„Herr Gerhard iſt da!""

„Ihr möchtet nur eintreten!"

VII.

„Theure Renata!“

„Gerhard!“

„Verzeiht meiner Sehnſucht, daß ich Euch aus ſüßem Schlummer ſtörte, aber das Seltſame unſerer Lage zwingt mich, das Ungewöhnliche zu wagen. Der Hauswart iſt in dieſem Augenblick beſchäftigt, das Verlangen eines Stadtdieners entweder abzuweiſen oder zu erfüllen, denn jedes Haus ſoll zu der Brandſchatzung beitragen, die Oberſt Hadersleb der Stadt auferlegt, alſo mag uns für jetzt der Zufall günſtig ſein. Es iſt vielleicht das Letztemal, wo ich Euch ohne Zeugen ſprechen kann; die unglückliche Begebenheit im Hauſe des alten Rehloff zwingt uns, einen entſcheidenden Schritt zu thun. Weiß der Graf, daß ich es bin, den Ihr dort gefunden?“

„Seine letzten Worte, als er mich in Spandau entließ, ſchienen darauf hinzudeuten, daß er ſeiner Sache noch nicht gewiß iſt. Doch hat er, edelmüthig und groß, das Geſchehene nicht erforſchen wollen, und überläßt es meinem Nachdenken, meiner Reue, ihm ſpäter ſelbſt — —“

„Eurer Reue?! — Renata!“ —

„Es ſind die Worte meines Vaters, die ich wiederhole, Gerhard! — Und er hat Recht! — Ja, ich empfinde bittere Reue, durch meine herzliche Liebe Euch, mich und ihn in dieſes Unglück geſtürzt zu

haben, das so überwältigend in unser stilles Leben hereingebrochen. Ihr seid Protestant. Ich Katholikin! Mein Vater würde eher seinen Rang, seine Macht, die Ehre seiner Familie vergessen können, als dem Protestanten die einzige Tochter geben."

„Und doch verzweifle ich nicht! Wenn ich Eurer Liebe gewiß bin, so verlache ich Verhältnisse, denen zu widerstehen ich die Kraft in mir fühle."

„Haltet es dem schwachen Weibe zu Gute, wenn ich mit weniger Vertrauen in die Zukunft schaue. Ihr kennt meinen Vater, Gerhard! Wißt, mit wie unbeugsamer Beharrlichkeit er Alles seinem Willen unterthan zu machen weiß. Nie stand unsere Hoffnungslosigkeit so klar vor meiner Seele, als jetzt, wo der Vater zum erstenmale mich einen Blick in seine Absichten mit mir thun ließ. Wie unbefangen überließen wir uns dem süßen Geheimniß unserer Liebe seit ich Eure Mutter zum erstenmale besucht, wie fern schien uns Unglück oder gar Trennung — und jetzt! —"

„Nur einen Schritt weiche man von der Bahn des Erlaubten und Rechten, so ist auch nicht abzusehen, wohin uns das tückische Verhängniß führt. Wie bittere Vorwürfe habe ich mir nicht schon gemacht, daß ich Euch bat, mir die Gunst Eurer Gegenwart in Catherinens Hause zu gewähren. Mein Vater haßt den Kanzler und duldete nur ungern Euren Zuspruch bei meiner Mutter. Ich fühlte das

und wußte mir nicht anders Rath. O, hätte ich nie das unselige Wort gesprochen!"

„Nicht Euch macht Vorwürfe, Gerhard! Wie sollte der Mann anders handeln, als im Ringen und Trotzen gegen die Fesseln des Lebens. Aber ich hätte nicht allein dem Geliebten freudig gewähren, ich hätte auch das ängstliche, schüchterne Mädchen, die Tochter des Grafen Schwarzenberg, zu Rathe ziehen sollen, ehe ich Stand und Sitte so weit verleugnet."

„Laßt das Geschehene vergessen sein, theure Renata! Wir haben gefehlt und schwer hat der Zufall uns bestraft. Noch heute eile ich nach Spandau zurück und bekenne dem Grafen Alles. Er mag zürnen, aber verwerfen kann er mich nicht. Mein Adel ist alt, meine Familie angesehen unter den Edelsten der Marken. Noch habe ich zwar nichts thun können, unseren Namen geehrt zu machen, aber die Hoffnung, Euch einst zu besitzen, wird mich den Weg finden lassen, an dessen Ziele ich Euch verdienen kann. Zwar bin ich Protestant, aber der Graf wird im Angesicht der protestantischen Marken nicht unbeugsam auf seinem Wunsche bestehen, die einzige Tochter nur einem Katholiken zu vermählen."

„Und wenn er nun doch aus diesem einzigen Grunde uns trennte? — Ach, Gerhard, Ihr kennt meinen Vater noch nicht. Nicht weniger hält er an seiner Ueberzeugung fest, als jeder, der unserer alleinseeligmachenden Kirche angehört. Auch mich quält es, daß Ihr, den ich so über Alles liebe, auf

ewig verloren ſein ſollt. — — Noch nie habe ich über unſeren verſchiedenen Glauben mit Euch geſprochen, weil ich es der Liebe überlaſſen wollte, Euch zu zeigen, wie glücklich Ihr mich machen würdet, wenn Ihr aufhörtet, den Abtrünnigen anzugehören und in den Schooß unſerer Kirche zurückkehren wolltet.“

„Was höre ich, Renata?“

„Gerhard, theurer Gerhard! — Soll ich Euch die Qualen und Zweifel ſchildern, denen meine Seele im Kampf mit der Liebe und der Pflicht ſchon unterlag? Wie peinigend drückte mich das Bewußtſein, den Geliebten unrettbar verloren zu ſehen! Ich beſchwöre Euch, entſagt dem Irrglauben, der doch unterliegen wird, unterliegen muß in dieſem Kriege, der nun ſchon zwanzig Jahr wüthet. Verſöhnt Euch mit Gott, und laßt mich hoffen, den Geliebten auch jenſeits wiederzuſehen!“

Lange Zeit ſtand Gerhard ſtumm nach dieſen Worten des geliebten Mädchens. Einen tiefen Blick hatte er in ihr Inneres gethan, und klagte ſich an, den Kampf zwiſchen Glauben und Liebe in ihrem reinen, unſchuldigen Herzen herauf beſchworen zu haben. Daß ſie eine eifrige Katholikin war, wußte er aus ihrem Thun, aber nie hätte er geahnet, daß ſie den Andersglaubenden ſo unbedingt für ewig verloren halte. Die größere Duldung des Proteſtanten hatte ihn hoffen laſſen, durch Liebe, Verſöhnung zu erringen; aber nach dieſen Worten Renata's ſah

er hoffnungslos in die Zukunft. Er ſelbſt, wie ſeine Familie, Proteſtant aus Ueberzeugung und redlicher Meinung, hatte wohl den Gedanken faſſen können, die Geliebte in ihrem Glauben gewähren zu laſſen, aber ihres Beſitzes willen dem ſeinigen zu entſagen, — nie konnte das geſchehen! — Eben wollte er ihr antworten, als Catherine eilig hereintrat und der Gräfin meldete, daß Ehrhardt, der Leibdiener des Grafen, ſo eben aus Spandau angekommen ſei und vorgelaſſen zu werden verlange.

Einen beſorgten Blick auf den Geliebten werfend, deſſen Anweſenheit ſie dem vertrauten Diener ihres Vaters gern verborgen hätte, beſchied Renata die Dienerin, und fühlte wohl, daß Gerhard es nicht über ſich gewinnen würde, dem Blick eines Dieners auszuweichen. Einen Augenblick noch waren Beide allein, — Gerhard kniete vor der Geliebten nieder, drückte ihre Hand mit Heftigkeit an ſeine Lippen und rief:

„Von Dir trennt mich nur der Tod, Renata! Ich werde handeln, wie es dem Mann von Ehre geziemt und wie Du es ſelbſt einſt wünſchen wirſt. Deiner würdig ſoll mich jeder Augenblick meines künftigen Lebens finden. — Erſt wenn ich Deinen Vater geſprochen, ſiehſt Du mich wieder.“

Kaum hatte er ſich wieder erhoben, als Ehrhardt in Stiefeln und mit den deutlichen Spuren eines eiligen Rittes in das Zimmer trat.

„Gott ſei Dank, daß ich die Tochter meines Herren wohl und geſund wiederſehe! — Wie viel

Angſt und Kummer hat Euer Vater ausgeſtanden, als heut in der Frühe um vier Uhr die Nachricht nach Spandau kam, Ihr wäret in Begleitung des Herren von Dueiß allein aus Heiligenſee geflohen. — Gleich mußte ich mich aufſetzen und über Lietzow nach Berlin reiten, um Euch zu fragen, ob Euch auch nichts fehle? — Wie ich aber eben geſattelt hatte, wurde der Graf zum Kurfürſten beſchieden, es mochte wohl fünf Uhr ſein, weil der Kurprinz aus Cleve angekommen iſt und ſeine durchlauchtigen Eltern beim Frühmahl überraſcht hat. Der Herr Kanzler wollte es erſt gar nicht glauben und ſchickte gleich nach einem gewiſſen Peter Voorſt, aber da kam ſchon wieder ein anderer Bote und Eurer Vater ging darauf zum Kurfürſten. Mir befahl er mitzugehen und nicht eher abzureiten, bis er mir weitere Befehle ertheilt, das that ich denn auch, und habe den jungen Herrn Kurprinzen ſelbſt mit meinen eigenen Augen geſehen. Ach wie ſchön und mannhaft iſt der Herr geworden! — Keine Viertelſtunde dauerte es, ſo kam der Herr Kanzler vom durchlauchtigſten Herren heraus, und befahl mir auf das Schnellſte nach Berlin zu reiten und zu ſehen wie es mit Euch ſtünde. Dann ſollte ich Euch anzeigen, daß der Kurfürſt heute zu Abend ein Banquet im hieſigen Schloſſe geben will, um die unvermuthete Ankunft des jungen Herren zu feiern, und Ihr ſollt Eure koſtbarſten Kleider anlegen und gewärtig ſein, daß Ihr bei dem Banquet erſcheint. Den Herren von Dueiß

ſoll ich aber aufſuchen, und einſtweilen den Dank des Grafen ausrichten. Ich irre wohl nicht, daß dieſer Herr hier Herr Gerhard von Ducitz iſt — ſo kann ich ja meines Auftrages mich ſofort entledigen."

„Was hat man für Nachrichten vom Oberſten von Burgsdorf," unterbrach ihn Gerhard.

„Alles iſt beigelegt, Dank ſei es dem alten Bärbeißer von der Artelerey — ich glaube, Schwichow heißt er. — Eben marſchirt das Land-Regiment mit fliegenden Fähnlein durch das Spandauer Thor, und die Geſchütze fahren gleich den Wallweg entlang, auf die Baſtions gegen Cöpenick. Der Oberſt wird, wie ſie in der Stadt ſagen, gleich Standrecht unter den Fähnlein des Regiments halten; wenn er aber hört, daß des Kurfürſten hohe Gnaden ſelbſt nach Berlin kommen, wird er es wohl nicht ſo eilig damit haben."

„Kommt die Kurfürſtliche Kammer auch mit nach Berlin?" fragte Gerhard weiter, um zu erfahren, ob ſein Vater vielleicht den Hof begleiten würde.

„Die Herren Geheimderäthe ſind ebenfalls heut Morgen in aller Frühe zum Kurfürſten beſchieden werden, wie ich aber beim Warten gehört, iſt Herr Seyfried von Ducitz geſtern zur Nacht aus Spandau fortgeritten, Niemand wußte zu ſagen, wohin. Ich glaube wohl, daß die Kammer mit hierherkommt, denn der Kammerſchreiber packte ſein

Gerüth ſchon zuſammen, als ich mich zu Pferde ſetzte."

„So erlaubt mir, Gräfin Renata, daß ich mich beurlaube, um mich nach meinem Vater zu erkundigen und dem Hofe entgegen zu reiten. Noch im Laufe des heutigen Tages hoffe ich den Kanzler zu ſehen und über das Vorgefallene ihm zu berichten. Von Herzen wünſche ich, daß Euch die Angſt und Anſtrengung dieſer Nacht nicht geſchadet haben mögen."

Mit förmlicher fremdſcheinender Verbeugung verließ Gerhard das Zimmer, und begegnete auf dem Wege nach ſeinem Wirthshauſe, auf der langen Brücke, dem alten Conſtabler Schwichow, der eben von den Wällen zurückkam und nach dem Dom-platz ging, um die dort aufgefahrenen Vorraths-wagen zu beſichtigen. Als er ſeinen Stückjunker ſo plötzlich in ganz anderer Kleidung vor ſich ſah, ſtand er erſtaunt ſtill, zog die Augenbrauen wichtig in die Höhe und rief:

„Me hercule! — Junker van Veerſt! Reitet Euch der Teufel, daß Ihr die Montur unſerer ehrſamen Zunft ſchon wieder an den Nagel gehängt, und ohne Schaam und Gram herumlauft in den Gaſſen dieſer ſehr mißvergnügten, atque ſeditioſen Stadt Berlin? — der Gott bald etwas mehr Vernunft verleihen möge, als ſie gegenwärtig beſitzt."

„Ihr irrt Euch, Herr Conſtabler, ich heiße nicht Veerſt, ſondern Gerhard von Dutiß, und habe Eure

Willfährigkeit nur benutzt, um ungehindert Spandau verlaſſen zu können. Erkennt Ihr mich denn gar nicht wieder? — Bedenkt Euch, vergeſſern.“

„Allerdings erkenne ich Euch wieder. Ihr ſeid derſelbe junge Menſch, den mir der holländiſche Jude als ſeinen Sohn für die Lade übergeben, und den ich nicht vergeſſern, ſondern geſtern Abend in das brennende Dorf ſchickte, um mir Ordennanz vom Oberſten zu holen. Wer aber aus dieſer ſchändlichen Conflagratio nicht zurückkam, waret Ihr.“

„Da ich ſo glücklich war, die Gräfin ſicher nach Berlin zu bringen, ſo werdet Ihr mir wohl nicht zürnen, wenn ich nicht aus dem Dorfe zu Euch zurückkehrte, wo Aufruhr und Mord jedes Weilen unmöglich machte. Doch habt Ihr es mir zu verdanken, daß Euch Ordennanz vom Oberſten zugekommen iſt.“

„Na, wie iſt denn das aber jetzt, Homunculus? Wie Ihr heißt und wer Ihr ſeid, iſt mir gleichgültig, aber wie iſt es mit Eurem Verbleiben bei der Lade? — Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht, ſo ſagt es; gebt es von Euch und deklarirt es, ich habe keine Zeit mich in Interlocutionorum einzulaſſen.“

„Meine Verhältniſſe haben ſich geändert, Herr Conſtabler, — Wer weiß, was ſpäter geſchehen mag, aber für jetzt — —“

„Satis! Verſtehe ſchon! — klingt anders, heißt aber pure Nein! — Thut was Ihr wollt. Noch habt Ihr nicht zur Lade geſchworen. Schade darum!

So einem Bürſchlein hätte ich auch wohl noch Ratio, Rationis beigebracht. Ade! — Und laßt Eure Truhe von dem Vorrathswagen holen. Solch Geräth vermehrt mir nur den Troß. — Re vera! Hätte ich gewußt, daß Ihr ſobald andern Sinnes würdet, ſo hätte ich auch ſonſt was gethan, als den Wagenknecht für Eure Siebenſachen abgegeben. Ade!"

Mit finſteren unwilligen Mienen ging der alte Schwichow vorüber. Erſt wollte er den Hut rücken, beſann ſich, warf dem Junker, der ſo wenig Begeiſterung für ſeine Kunſt zeigte, einen verächtlichen Blick zu, und blinkte nur herablaſſend mit den Augen. Gerhard blieb nachdenkend und unentſchloſſen ſtehen. Schwer fiel die Erwähnung der Truhe, welche Peter Voorſt und ſeine Helfershelfer ihm zur Ablieferung in Berlin übergeben, auf ſeine Seele. Die Begebenheiten des letzten Tages und der letzten Nacht hatten durch ihre raſche Folge ihn nicht an das unſelige Verhältniß denken laſſen, in das der Zufall ihn zu jener verbrecheriſchen Rotte geſtellt. Jetzt aber ſtand dieſe furchtbare Abhängigkeit von geſetzloſen Menſchen, plötzlich wieder in ganzer Klarheit vor ſeinen Augen. Die Truhe, in der ſich, wie er wußte, eine bedeutende Summe falſchen Geldes befand, in den Händen der Zeugknechte zu laſſen, durfte er nicht wagen, da er dem alten Conſtabler jetzt ſeinen wahren Namen geſagt, und der Verdacht ſofort auf ihn und jenen Peter Voorſt fallen mußte, wenn man den Inhalt derſelben entdeckte. Statt

alſo in das Wirthshaus zurückzukehren, ſuchte er vier Männer aufzutreiben, die ihm den ſchweren Kaſten vom Wagen heben und fortſchaffen ſollten. Es wurde ihm nicht leicht dieſe raſch zu finden, da die Verwirrung des Augenblickes, die drohende Anweſenheit der Schweden vor den Thoren, das gewaltſame Eintreiben der Brandſchatzung, ſo wie das zügelloſe Treiben der Soldaten, die ſich jetzt auf eigene Hand einquartierten, Jeden von der Straße verſcheuchte und Schutz in ſeiner Wohnung ſuchen ließ. Endlich ſah ſich Gerhard genöthigt vier Fuhrknechte zu miethen, die ſchon mit ihren Pferden die Stadt wieder verlaſſen wollten, nachdem ſie Geſchütze, Karren und Troßwagen glücklich hereingebracht. Dieſe ſchleppten die Truhe, unter Flüchen über ihre Schwere und Unbehülflichkeit, bis nach dem Wirthshauſe bei Sankt Nikolai und ſtellten ſie einſtweilen in eine kleine dunkle Kammer, welche Gerhard jetzt zu dieſem Zwecke dicht neben ſeinem Zimmer miethete. Er athmete leichter, als er dieſe gefährliche Laſt in Sicherheit ſah, verſchloß Kammer und Zimmer wohl, und ſuchte dann den Mann auf, an welchen Peter Veerſt ihn gewieſen, um ſo ſchnell als möglich von dieſer Mitwiſſenſchaft erlöſt zu ſein, gegen die ſein ganzes Innere ſich empörte. Verrathen wollte er die Verbrecher nicht, denn er verdankte ihnen ſein Leben und ſeine Flucht aus Spandau, aber losſagen wollte er ſich von ihnen, um jeden Preis; das war er feſt entſchloſſen. Um

aber Beides zu können, mußte er jenen Menschen aufsuchen, von dem er nichts als dessen Wohnung wußte, und ihm die Truhe abliefern, die nicht länger in seiner Obhut bleiben durfte, wollte er in diesem wichtigen, vielleicht über sein ganzes künftiges Geschick entscheidenden Augenblicke, nicht durch das Bewußtsein der Abhängigkeit von Verbrechern im Handeln sich gelähmt sehen.

Rasch aß er nothdürftig zu Mittag und eilte dann nach dem kleinen Juden-Hof in der Kloſterstraße, wo er zögernd vor einem kleinen Hause stillstand, in welchem nach der Beschreibung der Gesuchte wohnen sollte. Mit Ueberwindung und schaudernd vor dem, was er that, was er thun mußte, klopfte er mit dem schweren eisernen Thürhammer an die Thür. Heftiger und unwilliger wiederholte er sein Klopfen, als nicht sofort geöffnet wurde, und aus den umliegenden Häusern neugierige Gesichter sahen, die sich über den Besuch des gutgekleideten fremden Mannes in diesem schmutzigen, vergessenen Winkel der Stadt zu wundern schienen. Noch nie hatte Gerhard Schaara gefühlt, wenn das Auge Anderer auf ihm geruht. Diese Gesichter aber waren ihm unerträglich. In jedem Einzelnen glaubte er Bedauern oder Verachtung gegen sich zu lesen — von Allen fürchtete er, daß sie auch ihn für einen Gefährten jener Verbrecher hielten. Gluth färbte seine Wangen, er biß sich unwillig auf die Lippen und pochte um so stärker, um diese peinliche

Lage zu enden. Endlich öffnete ſich vorſichtig das niedere Fenſter neben der Thür und ein freundlich verzerrtes Geſicht grinſte ihm entgegen.

„Ei! ei! Wie kommt denn ſo vornehmer Beſuch zu einem armen Mann, wie ich bin,“ rief mit frömmelndem Tone der alte Fürchtegott Redlich, Rathsſchreiber des Berliner Magiſtrats, der vor einer halben Stunde erſt vom Rathhauſe gekommen war, und durch das Klopfen in ſeiner Mahlzeit geſtört wurde.

„Macht auf, Mann! macht auf! Ich will nicht länger den Gaffern in Eurer Gaſſe zur Schau dienen. Ein Geſchäft führt mich zu Euch. Macht auf, ſag' ich Euch, oder ich gehe und die Folgen davon — über Euch.“

„Ja doch, ja! Mein Gott, nehmt es nur einem alten Mann nicht übel, wenn er ermüdet von ſchwerer Arbeit — — nun, nun, da bin ich! Tretet ein, Herr, und geſegnet ſei Euer Eintritt über meine dürftige Schwelle; denn es ſteht geſchrieben: Segen bringt der Eintritt des Gerechten in die Hütte der Armuth und des Elends.“

„Froh, durch das Oeffnen der Thür den ihm unerträglichen Blicken der Nachbaren entgehen zu können, ſchritt Gerhard raſch zwei Stufen herab in den Flur des Hauſes, denn da es eines der älteſten in dem ganzen kleinen Juden-Hof war, ſo hatte der Boden der Straße ſich nach und nach bedeutend

gegen das Haus erhöht, so daß die Fenster fast auf gleicher Linie mit demselben lagen. Während der alte Fürchtegott Redlich vorsichtig die Thür hinter ihm verschloß, sah Gerhard sich überall um und war erstaunt, bei einem Menschen, dem er 3000 Thaler, eine für jene Zeit sehr bedeutende Summe, abliefern sollte, so bittere Armuth zu sehen. Der aus geschlagenem Lehm bestehende Fußboden des Flures war höckrig und ausgetreten, die Wände schmutzig und mit Spinneweben bedeckt, die Thüren zum Inneren des Hauses hingen kaum in den Angeln und drohten bei jedem Auf- oder Zumachen auseinanderzufallen. Das einzige Geräth in dem ganzen Flure war ein alter dreibeiniger eiserner Leuchter, ungefähr von Manneshöhe, auf dem die Kienspäne befestigt zu werden pflegten und der augenscheinlich schon sehr alt war. Der Besitzer des Hauses ließ seinem Gaste aber keine Zeit sich weiter umzusehen, denn kaum war er mit dem sorgsamen Verschließen der Hausthüre zu Ende, so fragte er mit widerwärtiger Demuth und Freundlichkeit.

„Was verschafft mir armen Wurme denn das große Glück, Euch — wenn ich nur erst wüßte, wie ich Euch gebührend tituliren soll? — Euch — —“

„Gebt Euch keine Mühe. Mein Geschäft soll bald abgethan sein, und ich gedenke Euch nicht lange bei Eurem Mahle zu stören. Peter Voerst aus Spandau hat mir einen Auftrag an Euch gegeben.“

„Peter Voorſt?“ fragte mit gedehntem Ton und nur mühſam ſeinen plötzlichen Schrecken verbergend, der alte Stadtſchreiber; daß ich nicht wüßte Jemand des Namens zu kennen. Ihr ſeid gewiß unrecht, Herr — ja, ich weiß noch immer nicht, wie ich Euch die gebührende Ehre in der Titulatur geben ſoll —“

„Heißt Ihr Fürchtegott Redlich?“

„Allerdings, Herr, ſo iſt mein Name, ſchon von Zeiten meines Urelternvaters her.“

„Und ſeid Ihr Stadtſchreiber des Magiſtrats allhier —“

„Eigentlich nur Diktarius und zur Zeit Gehülfe, aber man pflegt mir wohl den vollen Titel einſtweilen angedeihen zu laſſen.“

„Nun denn, ſo bin ich keineswegs unrecht. Peter Voorſt und ſeine — ſeine — nun, wie ſage ich gleich — ſeine Freunde haben mir eine ſchwere Truhe für Euch mitgegeben, die ich gern ſo bald als möglich in Euren Händen wiſſen möchte.“

„Gott gebe dem Kurfürſten langes Leben!!“ rief noch immer zweifelnd und mißtrauiſch der alte Redlich.

„Schon gut, ſchon gut! Spart Euch das Erkennungswort. Ihr braucht auch die Halskrauſe nicht ſo bedeutungsvoll zurechtzurücken. Ich weiß Alles! — Weiß, daß der Inhalt der Truhe und ihre Abſender Euch eben ſo unbekannt ſind, als Herr

Peter Veerst, und bitte Euch, hört auf den Erstaunten zu spielen."

„Ist es Euch nicht genehm, mit mir in mein Zimmer zu kommen, werther Herr, hier im Flur spricht es sich nicht gut von unseren Freunden. Ich sehe nun schon, mit Euch hat es keine Gefahr. Kommt! kommt nur mir nach, und wundert Euch nicht über den seltsamen Eingang; denn ich brauche Euch wohl nicht zu versichern, daß kein Anderer, als einer der Unsrigen mein stilles Zimmerchen betritt."

Ungern folgte Gerhard seinem Führer über den engen schmutzigen Hof des verfallenen Hauses in einen Holzstall, aus dem ihnen das wüthende Gebell eines großen Kettenhundes entgegenschlug. Der Hund lag zwar an einer starken doppelten Kette, diese war aber so befestigt, daß er den ganzen inneren Raum des Holzstalles vor jedem Fremden schützen konnte. Sein Herr mußte das wüthende Thier erst fest an die Wand schließen, ehe Gerhard es wagen durfte in den Stall einzutreten, und zwischen Tonnen, Brennholz, Kisten und altem Gerümpel aller Art, seinem Führer zu einer Thür zu folgen, welche hinter einem Holzstoß versteckt, gar nicht bemerkt werden konnte. Wie erstaunte er, als der alte Fürchtegott Redlich ihn jetzt in ein zwar kleines und niedriges, aber ungemein behagliches und selbst reich eingerichtetes Zimmer führte, in welchem die größte Ordnung und Reinlichkeit herrschte. Die

Wände waren mit Nußbaumholz getäfelt. Auf den hochlehnigen sauber geschnitzten Stühlen lagen weiche Kissen. Die Fenster, welche dem Anschein nach auf einen wüsten Hof führten, waren mit reinlichen, glänzend geputzten Vogelbauern fast ganz verdeckt. Zwei schöne große Katzen schnurrten in der Nähe des kleinen eisernen Ofens, auf dessen Heerde eben ein Stück Fleisch briet, das der Alte sich zur Mittagsmahlzeit selbst bereitete, und sogar eine Uhr, in deren Besitz zu jener Zeit nur wohlhabende Leute sein konnten, pickte traulich an den Wänden. Das Ganze athmete Ruhe, friedliche Stille und ängstliche Reinlichkeit.

„Ihr wundert Euch wohl über den sonderbaren Eingang zu meinem Ruheplätzchen, werther Herr," begann der alte Redlich das Gespräch, indem er geschäftig am Ofen verkehrte und das bratende Fleisch umwendete. „Ei nun, es braucht ja nicht Jeder zu wissen, daß ich nicht so viel hungere, als es wohl das Aussehen hat. — Aber laßt Euch herzlich willkommen heißen und setzt Euch. Ihr haltet es einem ehrlichen alten Manne wohl zu Gute, wenn er in Euer Gegenwart seinen Hunger stillt; denn es stehet geschrieben: Wer da hungrig ist auf die Speise Gottes, des Hunger soll gestillet werden."

„Laßt Euch nicht stören, aber gebt mir bald Bescheid, wann und wie Ihr die schwere Truhe, aus meiner Herberge, auf dem Kirchhofe von St. Nikolai, zu Euch bringen lassen wollt? Ich habe

keine Zeit weiter mit Euch zu verkehren und muß — aber gleichviel, was ich vorhabe — gebt mir Bescheid und laßt mich an meine Geschäfte."

„Ist sie denn schwer und wie viel enthält sie?"

„Peter Voorst sagte mir von 3000 Thalern."

„In Groschen oder großem Gelde?"

„Wahrscheinlich in Groschen, denn vier Männer hatten schwer daran zu tragen."

„Schlimm! schlimm! und ich habe grade Niemand zur Hand, dem ich zumuthen könnte — zwar Bruder Wallenstein und Herzog Bernhard wären wohl aufzutreiben — wo ich aber noch zwei andere hernehmen soll, das mag der Himmel wissen. — Ich selbst bin gar schwächlich und darf mich auch nicht bei solchen Fährlichkeiten sehen lassen. — Schlimm! schlimm!"

„Macht das, wie Ihr wollt. — Schafft Ihr aber heut zur Nacht die Truhe nicht aus der Herberge fort, so stehe ich für nichts. Ich kann Euch nicht versprechen, daß ich morgen noch in Berlin bin, und habe auch keine Lust, mich weiter in dieses gesetzlose und gefährliche Treiben einzulassen — —"

In diesem Augenblicke schlug der Hammer an der Thür des Vorderhauses fünf mal rasch hintereinan. Bei dem ersten Schall fuhr der alte Redlich erschrocken zusammen, als er aber aus der Art des Pochens, das vertraute Zeichen erkannte, ging er aus dem Zimmer, indem er seinem Gaste versicherte, daß nur einer ihrer Freunde so klopfen könne und

kam bald darauf mit Peter Voorſt ſelbſt zurück, der in Geſellſchaft des Geheimderathes von Dueiß, von Heiligenſee mit den Truppen und Geſchützen des Oberſten von Burgsdorf nach Berlin gekommen war, und ſich bei dieſem einſtweilen beurlaubt hatte, um im Hauſe des alten Redlich Erkundigungen über den Aufenthaltsort Gerhards einzuziehen. Mit frohem Geſicht grüßte er den Geſuchten, und hatte bald das Nöthige erfahren, ſeinerſeits auch dem Erſtaunten die Anweſenheit ſeines Vaters mitgetheilt. Der alte Redlich war ganz Demuth und Unterwürfigkeit gegen Peter Voorſt, erſchöpfte ſich in Verſicherungen ſeiner Freude über dieſen unerwarteten Beſuch, und, und wiſchte ſelbſt geſchäftig jedes Stäubchen von dem Geräth.

„Nun, Ihr habt Euch ja raſch zurechtgefunden, Bruder Torſtenſohn," ſetzte Peter Voorſt das Geſpräch fort. „Wie gefällt Euch hier unſer frommer Rathsſchreiber, mit ſeinem Vogelgeſang, dampfenden Rippenſtückchen, bellendem Hunde und Citationen aus der Schrift?"

„Wie es ſcheint nicht ſonderlich, ſeufzte der geſchäftige Wirth mit einem wehmüthigen Blick nach oben, Bruder Torſtenſohn, wie Ihr ihn nennt Herr van Voorſt, iſt gewaltig kurz angebunden, will kein ordentliches, weitläuftiges Geſpräch führen, und ſprach ſchon im Augenblick des Eintretens vom Fortgehen, obgleich ich ihn gleich nach dem richtigen Erkennungszeichen hierher in mein Cloſet ge-

führt, das keines Menſchen Fuß betritt, er müßte denn zu unſerer Mitwiſſenſchaft gehören.“

„Laßt nur, alter Herr Cyriax — unſer Bruder Torſtenſohn iſt eigentlich nicht für die Arbeit geworben, ſondern nur für den Schutz und die Hülfe des Bundes nach Außen. Ihr müßt ihm die Kürze und den Stolz ſchon zu Gute halten, denn er iſt eine beſſere Umgebung gewohnt, als wir ihm bieten können.“

„Aber es ſteht doch geſchrieben im Buch der Könige viertes Kapitel: — — — —“

„— — — Daß ich hungrig bin von dem verdammten Ritt hierher und es nicht abſchlagen werde, wenn Ihr mich bittet, Euer Gaſt zu ſein. Wollt Ihr nicht auch miteſſen, Bruder Torſtenſohn?“

„Ich bitte, entlaßt mich jetzt, Herr Peter Voorſt. — Ich habe ſchon gegeſſen und ſehne mich danach, meinen Vater zu ſprechen. Da Ihr jetzt ſelbſt in Berlin ſeid, ſo habe ich wohl nichts mehr mit der Truhe zu ſchaffen; ſie ſteht in meiner Herberge und Ihr übernehmt wohl die Sorge, was weiter damit geſchehen ſoll.“

„Ei, freilich! — Ihr habt genug gethan, daß Ihr den fetten Biſſen ſicher hierhergebracht — Alter Cyriax, das Fleiſch iſt vortrefflich gebraten — und ich werde Euch nicht zumuthen, mehr dafür zu thun.“

„Bedenkt aber, Herr Peter Voorſt, daß vier Männer dazu nöthig ſind, den Kaſten zu tragen, wie Bruder Torſtenſohn ſelbſt ſagt — iſt Euch noch eine

Rippe gefällig? — und daß ich höchstens zwei Wissende bis heute Abend auftreiben kann. — Auf mich könnt Ihr bei solcher Arbeit nicht zählen, ich bin schwächlich und es steht geschrieben: Du sollst Mitleid haben mit denen, die da schwach sind — also wird Bruder Torstensohn wohl mit anfassen müssen, wenn das Geld sicher hierher gelangen soll."

„Wenns so steht, kann ich Euch freilich nicht vom weiteren Dienst zum Bunde freisprechen, Bruder Torstensohn. — Ihr müßt heut Abend beim Dunkelwerden in Eurer Herberge sein, wo wir Anderen uns auch einfinden werden. Ich gebe Euch aber mein Wort, es soll das Letztemal sein, wo Ihr wirkliche Handlanger-Dienste bei uns thut."

„Aber —"

„Es thut mir leid, keine Entschuldigung von Euch annehmen zu können. Ihr wißt, was Ihr uns geschworen, aber Ihr wißt nicht, von welcher Wichtigkeit es ist, daß jenes Geld noch heute in die Hände unseres alten Cyriax kommt. Ich erinnere Euch, daß unbedingter Gehorsam gegen mich Eure heiligste Pflicht ist."

Gerhard biß sich auf die Lippen, um eine heftige Antwort zurückzudrängen, die ihm auf der Zunge schwebte, schwieg einige Augenblicke und sagte dann: „Ich werde zur rechten Zeit in meiner Herberge sein, verlaßt Euch darauf, Herr Peter Voorst." Kurz mit dem Kopfe winkend, daß der alte Schlei-

cher Fürchtegott Redlich, ihn aus dem Hause laſſen ſollte, grüßte er und ging zur Thür hinaus. Kopfſchüttelnd ſah Peter Voorſt ihm nach; mit tiefen Bücklingen aber begleitete der Stadtſchreiber ſeinen ſtolzen wortkargen Gaſt bis vor das Haus, während er den wüthenden Hund beſchwichtigte und tauſend demüthige Redensarten dabei auskramte, die unbeachtet an Gerhard vorübergingen.

VIII.

An dem Thore, welches da ſtand, wo jetzt das Palais Sr. Majeſtät des Königs ſich befindet, und zu einer Landſtraße führte, die durch den Lietzower Forſt auf dem linken Spree-Ufer Spandau mit Berlin verband, drängte ſich, während dies in Redlichs Hauſe auf dem kleinen Jüdenhofe vorging, neugierig das Volk dem Einzuge des Kurfürſten entgegen. Durch einen Eilboten hatte der Magiſtrat von Berlin den Befehl vom Kurfürſtlichen Hofe aus Spandau erhalten, mit der Auszahlung der Brandſchatzung an die Schweden ſo lange einzuhalten, bis der Kurfürſt ſelber nach Berlin kommen würde; und dieſe Nachricht hatte ſich mit unglaublicher Schnelligkeit unter den Bewohnern der Stadt verbreitet. Raſch waren die erfreuten Bürger fertig, die Ankunft des Kurprinzen aus Weſel

mit dieſer unerwarteten Gunſt ihres Landesherren in Verbindung zu bringen, und ſo ungern ſie das Land-Regiment mit den Geſchützen auch in die Stadt hatten marſchieren ſehen, da die Erfahrungen der letzten Jahre ihnen die Unwirkſamkeit einer Vertheidigung durch vaterländiſche Truppen gegen die militairiſchen Brandſchatzungen kennen gelehrt, ſo erfreut waren ſie jetzt darüber, als ſie ſahen, daß der Kurfürſt ſelbſt mit den noch übrigen Truppen nach Berlin kam, um perſönlich die Gefahr ſeiner treuen Stadt zu theilen.

„He! Meiſter Jörge," rief ein ſtarker, unterſetzter Metzgermeiſter einem Schneider zu, der links an den Paliſaden des Thores auf den Wall geklettert war, um von dort den Graben und das Glacis bis an den Anfang der Lietzower Heide, dem jetzigen Thiergarten, überſehen zu können; „ſeht Ihr noch nichts? — Am Ende wird es drei Uhr und wir können veſpern, ehe ſie kommen."

„Du grundgütiger Gott," antwortete der dürre Schneider. „Es blitzt wohl ab und zu in der Heide, aber das können auch Schweden ſein. — Mein Jeſus! wenn das Schweden wären!"

„So ächze Du und der Henker! Was ſollen denn die Schweden in der Heide? Die ſtehen ja bei Brietz."

„Du mein Herr Jeſus! Das ſind gewiß und wahrhaftig Schweden; ich erkenne ſie an den Federbüſchen. Sie reiten ſcharf aus der Heide heraus."

„Kommen ſie hierher auf das Thor zu geritten, Meiſter Jörge?“

„Ach Gott, nein, ſie biegen links über den Sumpf nach Schöneberg hinüber — erſt ein groſser Trupp — dann ein einzelner, zuletzt zwei — ſie ſehen ſich immer um und nach der Heide hinein!“

„Silentium!“ gebot jetzt die Stimme des alten Conſtablers Schwichow, der abermals die ſämmtlichen Wälle umgangen war und nun ſich auf dem Baſtion, dem jetzigen Opernhauſe gegenüber, aufſtellte, um ebenfalls den Hof ankommen zu ſehen. „Silentium! ſage ich! Was hängt der ſpindeldürre Kerl dort über den Palliſaden! Herunter da! — Nec sutor ultra crepidam. Schneider, Schuſter und Weber haben in denen Baſtions nichts zu ſuchen. Will Er gleich herunter.“

„Du grundgütiges Jeſulein!“ wimmerte Meiſter Jörge, der mit Angſt bemerkte, daſs er auf ſeinem Wege vom Walle herunter an dem barſchen Conſtabler vorüber muſste. „Ich gehe ja ſchon, geſtrenger Herr Hauptmann, aber thut mir das Erbarmen und geht ein wenig auf die Seite —“

„Laſst doch den Mann da oben, Herr Conſtabler,“ rief der Metzgermeiſter, „er ſoll uns Anderen hier unten verkünden, ob noch nichts von des Kurfürſten Ankunft zu ſehen iſt. Er iſt ja ſo dünne und dürftig, daſs er Euch gewiſs keine Hinderniſs angedeihen läſst.“

„Nichts da! Es iſt gegen die Artikel. Herunter, ſage ich noch einmal, und wer mich kennt, wird mir zutrauen, daß ich es zum letztenmale geſagt habe — fürchte Er ſich nicht, Mann. — Noli me tangere — das heißt er kann ungehindert bei mir vorübergehen, was ihm doch ſchwer anzukommen ſcheint.“

Zitternd und mit ſcheuen Seitenblicken auf das Rohr des gefürchteten Conſtablers, ſchlich Meiſter Jörge an ihm vorüber und wurde unten am Walle mit Hohngelächter von den dort harrenden Bürgern empfangen. Das geſchloſſene Thor verſperrte Allen die Ausſicht, und murrend machte ſich der Unwille Luft, als die Ankunft des Hofes ſich immer mehr und mehr verzögerte.

Conſtabler Schwichow würdigte die Bürger keines Blickes, ſondern ſah, als er den Schneider vom Baſtion heruntergebracht, aufmerkſam nach der Lietzower Heide. Jene Reiter gehörten offenbar zu einer ſchwediſchen Patrouille, die ſich vor irgend etwas zurückzog, was ſich vom Walde aus der Stadt näherte. Endlich erſchienen Soldaten des Burgsdorffſchen Regiments am Ausgange des Waldes und formirten ſich, in der freien Ebene angekommen, ſofort in die Stellung eines Bataillons jener Zeit. Vorn und zu beiden Seiten des ſechs und zwanzig Glieder tiefen Haufens, Musquetiere und in der Mitte die Piqueniere. So geordnet, näherte ſich das Bataillon dem Thore, und hinter ihm wogte

es von Reitern, Carossen, Tragsesseln und Fußgängern.

Der Magistrat von Berlin hatte sich unterdessen hinter dem Walle versammelt und gab auf den Bericht des Thorwärters den Befehl, das Thor zu öffnen. Der Bürgermeister stellte sich unmittelbar unter die Wölbung desselben und erwartete so die Annäherung des Kurfürsten. Das Regiment Burgsdorf marschierte nicht mit in die Stadt, sondern blieb so lange auf dem Glacis in Schlachtordnung stehen, bis auch der letzte Mann des zahlreichen Trosses in die Stadt gelangt war, denn die schwedischen Reiter, deren anfangs nur wenige gewesen waren, vermehrten sich aus Schöneberg, Tempelhof, Briez und von der Hasenheide her mit jedem Augenblicke.

Als der Kurfürst in das Thor einritt, neben ihm der Kurprinz Friedrich Wilhelm und der Kanzler Graf Adam von Schwarzenberg, übergab der Bürgermeister, unter dem Zujauchzen des Volkes, dehmuthsvoll die Schlüssel der Stadt.

„Hei! hei! Meister Jörge, Ihr schreit ja, daß einem die Ohren gellen.“

„Ach Gott! Ich bin ganz außer mir vor Freude und Vergnügen über den jungen Herrn. Meine Frau hat mir ganz besonders aufgetragen, ihr zu erzählen, ob er hübsch ist und recht saubere Wäsche trägt.“

„Na, das könnt Ihr in Wahrheit berichten! — Aber so steht doch stille! — Ihr stampft mir ja auf den Füßen herum, daß es eine Art hat. — Wer ist denn der alte Herr da, dem der Kurfürst so freundlich winkt?“

„Das ist der Geheimde-Rath von Queiß und hinter ihm steht sein ältester Sohn, Herr Gerhard von Queiß, ein wahres Bild von einem schönen ritterhaften jungen Mann.“

„Ihr scheint ja die Herrschaften alle recht genau zu kennen, Meister Jörge.“

„Du mein grundgütiger Himmel! Ich arbeite ja für die Kurfürstliche Kammer, wenn sie in Berlin ist, was, Gott sei es geklagt, selten genug geschieht — da werde ich die Hofherren doch wohl kennen.“

„Na, so erklärt unser einem mal, wie sie alle auf einander folgen. — Da, da! eben hat der Bürgermeister seine Rede beendigt — jetzt reiten sie bei uns vorbei. — Wer ist der General, der sich da eben an den Kurfürsten drängt.“

„Das ist der Herr Oberst von Burgsdorf, der heute Morgen schon mit dem Land-Regimente von Heiligensee hermarschiert ist. Ein gar vornehmer und grober Mann. Er rühmt sich, daß er zwölf Maaß Wein zum Abendtrunk vertragen könne.“

„Wenn er sie hat, so ist das gar keine Kunst, sie zu vertragen. Vertragen wollte ich sie auch schon, wenn ich sie nur hätte.“

„Da kommt die Karoſſe der Frau Kurfürſtin. Du lieber Gott! — Wie krank und leidend ſieht die Durchlaucht aus — aber die Freude über den Sohn leuchtet Ihr doch aus den Augen.“

„Sind das die Prinzeſſinnen, die neben der Kurfürſtin ſitzen?“

„Ei, gewiß! Rechts ſitzt Prinzeß Luiſe Charlotte, die Braut Markgraf Ernſts von Brandenburg, mit dem ſie ſchon als zwölfjähriges Kind verlobt wurde, und links die kleine Prinzeß Hedwig Sophia, ein gar kluges und überaus gelehrtes Frauenzimmer.“

„Wer iſt denn der große Mann da mit dem Johanniterkreuz?“

„Das iſt ja der Herr Romilian von Kalchum, der ſich ſchlechtweg Herr Leuchtmar nennt und unſeren Kurprinzen erzogen hat. Der kommt auch aus Holland zurück.“

„Das ſoll ein ehrenwerther und braver Herr ſein.“

„Ja, ſo ſagen alle Leute — ich zweifle daran, denn er hat mir vor ſieben Jahren einmal zwei polniſche Ortsthaler von einer Rechnung abgezogen, die ich ihm für ein ſchwarzes Wams und Hoſe gebracht. Du grundgütiger Himmel! Zwei Ortsthaler einem armen verelendeten Schneider abzuziehen, es iſt himmelſchreiend.“

„I nun, wenn's weiter nichts iſt, da ſcheint er nur ein ſparſamer Herr zu ſein. Da kommt ja mit eins ein ganzer Trupp zu Pferde.“

„Das ſind Alles Kriegshauptleute und Geheimderäthe. — Der da iſt Herr von Arnim! aber nicht Wolf Chriſtoph, ſondern Johann George von Arnim, ein gar reicher und luſtiger Herr — der dort, Herr Iſaac von Kracht, Oberſter und Commendant zu Peitz, Oberſter von Rochow, Oberſter von Marwitz. — Da kommen auch die Blauröcke anmarſchiert — das iſt die Leibgarde des Kurfürſten und die wird von dem Major „Andreas am andern Ende von Kunkel" kommandirt. Sind rüſtige Burſchen die Blauröcke oder, wie ſie früher hießen, die Einſpännigen, aber faul, entſetzlich faul zum Kriegshandwerk. Sie wollen nur Wache ſtehen und Ehrendienſte thun — ſchießen wollen ſie nicht aus ihren Musqueten."

„Seht doch, ſeht doch, Meiſter Jörge! Was giebts denn da unten vor der Schloß-Apotheke?"

„Ach du ſüßes Lamm Gottes! — Da drängt ſich ja ein heller Menſchenhaufe am Luſtgarten — wie kommen denn da Piqueniere und Partiſanen hin? — Das Burgsdorffſche Regiment iſt ja noch gar nicht herein."

„Laßt uns hin! laßt uns hin! da iſt etwas los! Der Kurfürſt hält an — die Oberſten und Hauptleute ſprengen alle zu ihm heran! hin! hin!"

Mit dieſem Rufe wälzte ſich der ganze Haufe neugieriger Bürger, die nun am Thore nichts mehr zu ſehen hatten, der Schloß-Apotheke zu, um zu erfahren, was dort den Zug des Kurfürſten aufhalte.

Zwei Compagnien des Land-Regiments ſtanden mit fliegenden Fähnlein dort aufgeſtellt, theils um vor dem Schloſſe als Ehrenwache zu ſtehen, theils wegen des Standrechtes, welches der Oberſt von Burgsdorf beſchloſſen hatte, gleich nach geendetem Einzuge des Kurfürſten, über einige der Rädelsführer des Aufſtandes halten zu laſſen. Bei der allgemeinen Aufregung jener Zeit, bei dem erſchlafften Zuſtande der Disziplin unter den Truppen, war es dem Oberſten gar nicht recht Ernſt um ein wirkliches Gericht, denn er hätte die Hälfte des Regiments beſtrafen müſſen, wollte er alle Schuldigen züchtigen. Er hatte alſo das Standrecht verzögert, und die beiden Compagnien, unter denen ſich die meiſten jener Rädelsführer befanden, ſo aufgeſtellt, daß der Kurfürſt bei ihnen vorüber reiten mußte, denn er hoffte, daß der Landesherr vielleicht bei Gelegenheit der glücklichen Rückkunft des Kurprinzen, die Empörer aus eigenem Antriebe begnadigen würde. Sein Amt und ſeine Gewiſſenhaftigkeit erlaubten ihm nicht, ſelbſt mildernde Umſtände eintreten zu laſſen, aber er wollte jenen Soldaten Gelegenheit geben, die Gnade des Kurfürſten anzuflehen.

In der That hatten auch einige der Rädelsführer, die ſich der größten Schuld bewußt waren, bei Annäherung des Kurfürſten ihre Glieder verlaſſen, waren auf die Knie geſtürzt und hatten um Begnadigung für das begangene Verbrechen gefleht. Der Kurfürſt, ſchon durch den Bericht des Oberſten von

Burgsdorf von Allem unterrichtet, war in seiner Milde sogleich bereit, die Reuigen zu begnadigen, wollte aber dem Sohne Gelegenheit geben, durch seine Vorbitte gleich in den ersten Augenblicken der Rückkehr sich die Liebe und Dankbarkeit des Volkes und der Regimenter zu erwerben. Er hielt daher das Pferd an, warf einen strengen Blick auf die Bittenden, hörte ihre Bitte ruhig an und sprach dann:

„Ihr seid es nicht werth, daß Euer Kurfürst Euch anhört, aber der Ankunft meines Sohnes mögt Ihr es verdanken, wenn ich Euch erlaube, ihn um Eure Begnadigung zu bitten. Legt der Kurprinz ein gutes Wort für Euch ein, so will ich verzeihen und vergessen, daß Ihr so böse Malefiz begangen."

„Dem sei nicht also, mein geliebter durchlauchtiger Vater und Herr!" rief Kurprinz Friedrich Wilhelm jetzt mit edlem Eifer aus. „Ich sollte begnadigen in Gegenwart meines Vaters? — Ich sollte für die sprechen, denen nicht Treue und Glauben für das Fähnlein ihres Kriegsherrn inne wohnt? Die Thaten des Verbrechers auf sein eigenes Haupt. Wer die geschworene Treue dem Fähnlein bricht, ist nicht werth ein Brandenburger zu heißen! Gnade, wäre hier Unrecht gegen das Volk, dem diese Gardebrüder eitel Gewalt und Mißhandlung angedeihen lassen. Ihr seid der Quell der Gnade, mein durchlauchtiger Vater und Herr; fern sei es von mir, durch das freudige Ereigniß des heutigen Tages

dieſe Verbrecher der verdienten Strafe entziehen zu wollen. Erſt laßt gut Regiment und Urtheil über ſie ergehen, dann mögen ſie um Gnade flehen.“

Nach kurzem Stillſchweigen, in welchem der Kurfürſt bald ſeinen Sohn, bald den Kanzler anſah, auf deſſen kaltem unbeweglichen Geſicht nichts von dem Eindrucke zu leſen war, den dieſe mit dem Feuer des edelſten Unwillens geſprochenen Worte des jungen Helden auf ihn machten, rief der Kurfürſt dem Oberſten von Burgsdorf zu, er ſoll ſofort ein Regiments-Gericht halten laſſen, mit der Vollſtreckung des Urtheils aber warten, bis er das Weitere befehlen würde. Dann gab er dem Pferde die Sporen und eilte, ohne ſich weiter aufzuhalten, unter dem Jubel des umſtehenden Volkes, in das Schloß, wohin die Caroſſen, Tragſeſſel und Reiter ihm folgten.

Troſtlos ſahen die Soldaten des Land-Regiments, daß gewiſſe Strafe ſie erwarte, und als das Burgsdorfſche Regiment nun ebenfalls in die Stadt rückte, den ganzen Platz zwiſchen dem Schloß, der Hof-Apotheke und den Feſtungswerken beſetzte, ſchwand ihnen auch die letzte Hoffnung. Die Feldwaibel, Proſoße und Fähnriche traten zum Regiments-Gericht zuſammen; die Schuldigen wurden herausgegriffen und ſofort mit Händſchellen gefeſſelt. Der Proſoß des Land-Regiments erhob die Klage gegen die Empörer, worauf die Fähnriche ihre Fahnen zuſammenfalteten, ſie mit der Spitze in den Boden ſteckten und alſo ſprachen:

„Liebe, ehrliche Knechte vom Land-Regiment! Ihr habt des Profoßen ſchwere Klage vernommen, die er über die armen Männer erhoben, darum haben wir unſere Fähnlein zuſammengefaltet und in das Erdreich geſteckt, denn wir wollen ſie nicht eher wieder entfalten und flattern laſſen, bis über dieſe Klage ein Urtheil ergeht, auf daß unſer Regiment wieder ehrlich ſei. Dann bitten wir Euch Alle, Ihr wollet in Eurem Rathe unpartheiiſch ſein und ein Urtheil fällen, ſo weit Jedes Verſtand ausreicht."

In tiefer Stille und Aufmerkſamkeit hörten die verſammelten Soldaten beider Regimenter dieſer Anrede zu, mit beſonderer Freude aber der alte Schwichow, welcher gleich auf die erſte Nachricht, daß vor dem Luſtgarten ein Regiments-Gericht gehalten werden ſolle, die jüngſten und unerfahrenſten ſeiner Stückknechte von allen Baſtions hatte zuſammen rufen laſſen, ſo viel es die nöthige Bewachung der Wälle nur geſtattete, und nun umgeben von ſeinen Lämmern dem Vorgange zuſah, damit er heilſame Lehren an die Prozedur knüpfen konnte.

„Ecce! Da ſeht Ihr nun mit Euren eigenen Augen die Folgen einer dergleichen Seditionis! — Habe ich es Euch nicht geſagt? Ehe eine Stunde in das Land geht, liegen dieſe homines pauperissimis oder armen Männer als Leichname auf der kalten Erde. Ich muß mich ſchlecht auf die Artikel verſtehen, oder ſie werden durch die Spieße laufen müſſen."

Jetzt trat der Feldwaibel des Land-Regiments an das Burgsdorfsche Regiment und sprach: „Lieben Knechte, ich bin gefragt worden auf meinen Eid um ein Urtheil, bin aber solcher Sache nicht verständig genug, daß ich mich dessen unterfangen sollte, und begehre daher einen Rath von 40 unter Euch, die mit mir an einen stillen Ort gehen und allda berathen, so weit unser Verstand ausreicht."

„Recte dicisti!" fuhr der Constabler zu seinen Stückknechten gewendet fort, „so weit sein Verstand und derjenige dieser Lanzenknechte reicht, was nun freilich eben nicht absonderlich weit sein möchte. Jetzt werdet Ihr sehen, Lämmer, wie diese 41 Salomones sich beiseitigen und Rath halten. Lange wird das Geschwätz wohl nicht dauern, denn die Sache ist klar, und sollte noch ein Zeugniß an der Klarheit fehlen, so kann ich solches nach Pflicht, Gewissen und Lade von mir geben."

„Was geschieht denn nun, gestrenger Herr Constabler," fragte der Stückknecht Klempenow, „wenn der Rath vorbei ist?"

„Dann heißt es audiatur et alterae partes oder man hört die Vertheidigung der armen Männer, worauf das Urtheil gefällt wird. Die Sünder knien nieder und bitten um gnädige Abfertigung, dann werden die Trommeln gerührt, die Fähnriche entfalten die Fähnlein wieder und lassen sie flattern; der Profoß läßt die armen Männer beichten, die Gasse wird gemacht, die Fähnriche bedanken sich für

gutes Regiment, und Urtheil bei den Knechten, verwarnen jeden Knecht, die Gasse wohl zu schließen, denn bei welcher Rotte ein Malefikant aus der Gasse herauskommt, die soll in seine Fußtapfen treten und selbst durch die Spieße laufen. Dann senken die Piqueniere ihre hastae oder Spieße bis in die Mitte der Gasse zum Stoßen; der Profoß giebt den armen Männern drei Streiche auf die rechte Achsel im Namen —"

„In nomine domini," antworteten, wie aus einem Munde, die aufmerksam zuhörenden Stückknechte.

„Ja, und zwar domini patris des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes, stellt sie mit der Brust gegen die Spieße und läßt sie laufen. Die Piqueniere lassen sie dann bis in die Mitte der Gasse, wo sie die Malefikanten niederstoßen."

„Ja, wenn sie aber nun nicht laufen wollen, Herr Constabler?"

„Freilich, eine conditio sine qua non — wenn sie nicht laufen wollen, mein Lamm, so giebt ihnen der Profoß einen Tritt in den Rücken, bittet ihnen solches dabei ab, weil es nur von wegen guten Regiments geschehe, und die ersten Rotten stoßen ihnen gleich die Piquen durch den Leib, welches so lange fortgesetzt wird, bis die armen Männer ihren Geist von sich gegeben. Dann bedankt sich der Profoß noch einmal gegen den ganzen hellen Haufen. Also ist es, und war es und wird es sein, so lange es kriegerische Zunft und Ehre giebt im Branden-

burgiſchen, wie in anderem Kriegsdienſt. Merkt Euch das und nehmt Euch ein Exempel daran, meine Lämmer! Schnürt Euch den Riemen der Disziplin feſt um Eure Hüften, denkt fleißig nach über den endlichen Lohn ſchlechter Thaten und macht mir und der Lade Ehre! Dixi et salvavi animam meam."

Während Schwichow ſo die aufmerkſam Zuhörenden belehrte, das Urtheil geſprochen wurde, und Alles geſchah, wie er vorausgeſagt, ſo daß die Verurtheilten, ſieben an der Zahl, ſchon halb entkleidet vor der Gaſſe ſtanden, und der Oberſt von Burgsdorf nun ſelbſt zum Kurfürſten eilte, um deſſen weitere Befehle zu empfangen, war im Schloſſe Alles Leben und Bewegung. Gleich nach der Ankunft hatte der Bürgermeiſter und die beiden älteſten Rathmänner des Magiſtrats ein kurzes Gehör bei dem Kurfürſten, der ihnen befahl, ſofort die eingetriebenen Brandſchatzungsſteuern wieder zu richtigen Theilen an die Bürger zurückzuzahlen, worauf dieſe ſich ehrfurchtsvoll zurückzogen. Nach ihnen trat der alte Geheimderath von Queiß in das Zimmer, ſeinen Sohn Gerhard an der Hand führend. Schon beim Abſteigen vom Pferde hatte ihm der Kurfürſt zugerufen, daß er ihm ſeinen Sohn, der bei Heiligenſee ſo viel zur Stillung des gefährlichen Aufruhrs unter den Truppen beigetragen, heute noch vorſtellen ſolle, und der Geheimderath glaubte jetzt, nach beendigter Audienz des Magiſtrats, die Zeit dazu am ſchicklichſten. Beim Kurfürſten befanden

ſich der Kurprinz, der Kanzler, Romilian von Calchum, genannt Leuchtmar, und ein Geheimſchreiber.

„Iſt das Euer Sohn, Herr von Queiß?“ redete der Kurfürſt die Eintretenden an.

„Ja Eure Durchlaucht, mein älteſter Sohn Gerhard, deſſen Herkunft Ihr gnädigſt befehlen.“

„Kommt näher, junger Mann! — Nach dem Bericht meines Oberſten von Burgsdorf habe ich Euch zu danken, Herr Gerhard, für das raſche, entſchloſſene Benehmen in vergangener Nacht. Ohne Euer Zuthun hätte der Aufruhr einen bedrohlichen Ausgang nehmen können. Kann der Kurfürſt außer ſeinem Danke noch Etwas für Euch thun, ſo ſprecht frei. Es ſoll mir lieb ſein, wenn ich Euch meine gnädige Geſinnung bethätigen kann.“

„Gnädigſter Herr und Kurfürſt! — Nur meine Pflicht habe ich gethan, und kaum halte ich das, was der Zufall ſo günſtig geſtaltete, einer Belohnung würdig. Ueberreich aber würde ich mich begnadigt fühlen, wenn ich fortfahren dürfte im Dienſte meines gnädigſten Herren und Kurfürſten, meinem Vaterlande zu nützen.“

„Ei, Herr Gerhard, damit thut Ihr Uns einen Gefallen, nicht Wir Euch! Ihr ſollt als Hauptmann bei meinem Hoflager bleiben, bis Wir Euch eine erledigte Compagnie geben können; ſolche Männer, wie Ihr ſeid, thun Uns Noth in dieſer Zeit des Trübſals und der Schwierigkeit.“

„Und ist es Euch genehm, mein kurfürstlicher Herr und Vater," ergriff jetzt lebhaft der Kurprinz das Wort, „so erlaubt, daß Herr von Queiß fortan in meiner Nähe verbleibe. Wahrlich solcher entschlossenen Männer werde ich bedürfen, wenn ich nach Eurem gnädigsten Willen jene Manneszucht und militairische Ordnung unter den Brandenburgischen Regimentern herstellen soll, wie ich sie in Holland und den Niederlanden gesehen."

Der Kurfürst warf einen fragenden Blick auf den Grafen von Schwarzenberg, als dieser aber sah, daß der Geheimde-Rath von Queiß ebenfalls seine Augen auf ihn heftete, wagte er es nicht ein mißbilligendes Zeichen zu geben, wie es wohl sein Wunsch gewesen wäre. Als daher der Kurfürst den Kanzler scheinbar gleichgültig sah, gab er die erbetene Erlaubniß, und so sah sich Gerhard plötzlich und wahrlich unvermuthet in eine Stellung versetzt, die ihm das endliche Gelingen seiner Wünsche bei dem Grafen von Schwarzenberg wahrscheinlicher machte. Mit Wärme und Herzlichkeit kam ihm der Fürstensohn entgegen, indem er sich Glück wünschte, einen Freund gewonnen zu haben, und auch Romilian von Calchum, sein Erzieher, dem der offene Blick und das freie Wesen Gerhards gefiel, bot ihm zuvorkommend die Hand.

Der Eintritt des Obersten von Burgsdorf unterbrach dies Gespräch. Er meldete, daß sieben der Rädelsführer jenes Aufruhres, ehrlich und nach

den Artikeln verurtheilt worden wären durch die Spießgasse zu laufen und daß die Malefikanten bereits vor die Gasse gestellt, den Tod erwarteten, wenn Seine Kurfürstlichen Gnaden nicht Gegenbefehl gäben.

„Was macht man da, Schwarzenberg?“ fragte der Kurfürst den Kanzler. „Ich kann die Exekutionen nicht leiden, und nun gar heute einem Menschen das Leben abzusprechen, wo mein Friedrich da wiedergekommen ist — ich könnte es nicht über's Herz bringen. Aber ein Beispiel muß auch statuirt werden, das sehe ich wohl ein. Was meint Ihr?“

„Ich meine, daß sie exekutirt werden müssen und zwar in größter Oeffentlichkeit und solemniter. Es ist endlich einmal Zeit Zucht und Ordnung unter diese verwilderte Soldateske zu bringen, die keinen Zaum und Zügel mehr erkennt. Unnachsichtliche Strenge ist hier Pflicht.“

„Leider ist es nur zu oft die Pflicht der Fürsten strenge zu sein, wenn es auch ihrem redlichen Willen widerstrebt. Giebt es denn gar keinen Ausweg, den armen Teufeln das Leben zu lassen und doch den Anderen ein Beispiel aufzustellen? Leuchtmar, was meint Ihr?“

„Wer dürfte es wagen, in dem höchsten und göttlichsten Vorrechte der Fürsten, Gnade zu üben, einen Rath geben zu wollen; dem eigenen Herzen zu folgen, wenn das Wohl des Ganzen es erlaubt, ist das schönste Handeln der Mächtigen.“

„Siehst Du wohl Friedrich, Dein Gubernator hat viel mildere Ansichten als Du! Ich dachte Du würdest vorhin schon um Gnade für die armen Leute bitten, aber nein. Deine Mutter wird sich recht betrüben, wenn ich Ihr erzähle, daß Du öffentlich sie zum Tode verurtheilt."

„Ich würde mich nicht unterstanden haben, mein gnädigster Herr und Vater, auch hier in Eurem Rathe mitzusprechen, wenn Ihr nicht auch meine Meinung erfragt. Fern ist Härte und Grausamkeit von meinem Herzen, aber ich bin Euer Sohn, bin nächst Euch, meinem Vaterlande verpflichtet und darf der Regung des guten Willens nicht nachgeben. Die Empörer sind verurtheilt und müssen eine Strafe erleiden. Wie aber, wenn diese Strafe ihre Ehre, nicht ihr Leben tödtete? Dem Soldaten soll die Ehre das Heiligste sein. Die Pflicht der Kriegs-Obersten ist es, den Krieger dahin zu bringen, daß er die Ehre über das Leben stellt. Ich schlgge vor, daß Eure Kurfürstlichen Gnaden die Strafe schärft, ihnen das Leben schenkt und sie in Schimpf und Schande über die Wälle hinweg zu den Schweden peitschen lasset. — Oeffentlich — vor allen Compagnien — mit fliegenden Fähnlein und gerührtem Spiel. — Entehrung wird dann in den Augen der Uebrigen eine fürchterlichere Strafe sein, als selbst der Tod."

„Gut gesprochen, Friedrich, bei meiner Seele. Was meint Ihr dazu Schwarzenberg?"

„Ich bewundere den Scharfsinn und das echt fürstliche Gemüth meines gnädigsten Kurprinzen. Wahrlich, nie ist ein besserer Ausspruch über die Lippen eines erfahrenen Rathes gekommen, als dieser edle ritterliche Vorschlag. Ich glaube und bin der Ueberzeugung, daß ein solches Verfahren, dasjenige zu erreichen im Stande ist, was unserer beginnenden Kriegsverfassung erst das rechte innere Leben einhaucht."

„So denke ich auch! Bringt das in Ordnung, Burgsdorf. Thut den Regimentern meinen Willen zu wissen und haltet mir eine recht eindringliche Rede dabei. Die Exekution kann morgen bei guter Zeit stattfinden, und Alles, was nur eine Pickelhaube trägt, soll gegenwärtig sein, um sich ein Exempel daran zu nehmen. Ade! Burgsdorf! — Noch Eins. Heut Abend bei dem Bankett dürft Ihr mir nicht fehlen; Ihr könnt auch alle Hauptleute Eures Regiments mitbringen, damit das Frauenzimmer am Hofe etwas zu tanzen hat, aber die Hauptleute vom Land-Regimente laßt mir weg. Die sollen mir eine gute Weile warten, ehe ich sie wieder freundlich ansehe. Ade!"

„Heute Abend also beim Bankett, Ihr Herren," fügte der Kurfürst hinzu, als der Oberst sich entfernt hatte. — „Komm, Friedrich, wir wollen zur Mutter hinübergehen. — Wir sprechen uns wohl heute Abend noch nach dem Bankett, Schwarzenberg. — Bringt mir aber Alle gute Laune mit, Ihr Herren, bis dahin also Ade!"

Mit dieſen Worten verließ der Kurfürſt mit ſeinem Sohne das Zimmer. Gern hätte Gerhard ſchon jetzt den Grafen um jenes Gehör gebeten, von dem ſeine ganze Zukunft abhing, aber er ſah, wie der Kanzler ſich in ein angelegentliches Geſpräch mit Romilian von Calchum vertiefte und folgte daher ſeinem Vater, der ihm mit vielſagendem Blicke zum Weggehen winkte, weil er ihm vor dem Beginn des Banketts noch Dinge von der höchſten Wichtigkeit mitzutheilen hatte.

IX.

Pauken und Trompeten begrüßten um 6 Uhr Abends in dem großen Bankettſaal des Kurfürſtlichen Schloſſes die Eintretenden. Trotz der allgemeinen Noth, trotz des Elendes und der verheerenden Krankheit in den Marken, herrſchte doch eine gränzenloſe Prachtliebe und Hang zur Schwelgerei unter denen, die aus dem vernichtenden Sturme der Zeit noch Einiges zu bergen gewußt hatten. Der Kurfürſtliche Hof, ſonſt einfach und haushälteriſch, ſchien heute plötzlich wie verwandelt, denn die Freude der fürſtlichen Eltern über die glückliche Zurückkunft ihres Sohnes, hatte ſich Allen mitgetheilt, die mit Liebe und Treue an der Wohlfahrt des Herrſcherhauſes hingen. Beſonders zeichneten ſich die Militair-Be-

dienten und ihre Frauen, die Rathmänner von Berlin und die wohlhabenderen Bürger aus, denen der Kurfürst bei dieser Gelegenheit den Zutritt zu dem Bankett im Schlosse gestattet. In rascher Folge fanden sich die Gäste zusammen, und mit dem Schlage halb sieben trat der Kurfürst, dessen Pünktlichkeit in allen Dingen zum Sprichwort des Landes geworden war, mit der Kurfürstin und dem Kurprinzen in den Bankettsaal. Friedrich Wilhem war kostbar in dunkelrothen Sammt gekleidet. Die feinsten niederländischen Spitzen schmückten Kragen, Halsbinde, Manschetten und Kniegürtel. Das schöne braune Haar fiel in schweren Locken zu beiden Seiten des Kopfes bis auf die Schultern, und das kostbar, mit dem Brandenburgisch, Cleve und Jülichschen Wappen gestickte Wandelier trug den reich vergoldeten spanischen Stoßdegen über der rechten Achsel. Die blühende Gesundheit in dem schönen, männlichen Gesichte des Kurprinzen fesselte unwillkürlich Jeden, der ihn sah, und mit Alles gewinnender Freundlichkeit unterhielt er sich, nachdem die ceremoniellen Begrüßungen des ersten Eintritts vorüber waren, mit den Gästen.

Gerhard, der hinter dem Kurfürsten und im Gefolge des Kurprinzen in den Saal trat, sah sich nach allen Seiten um, bis seine Augen der Geliebten begegneten, mit welcher die Kurfürstin sich freundlich unterhielt. Mit siegender Schönheit überstrahlte das reizende Mädchen ihre ganze Umgebung.

Im köſtlichſten Schmuck, ihrem Range und der einflußreichen Stellung ihres Vaters angemeſſen, fühlte ſie, daß aller Augen nur auf ihr ruhten, ſie aber hatte nur Sinn und Gedanken für den Geliebten, deſſen Erſcheinung in der unmittelbaren Nähe des Kurprinzen und von dieſem mit gnädiger Vertraulichkeit behandelt, ſie in das höchſte Erſtaunen verſetzte. Leider war es ihm nicht möglich ſich ihr ſofort zu nähern, denn der Kurprinz ſelbſt, von ſeiner Mutter der Gräfin vorgeſtellt, unterhielt ſich lange und lebhaft mit ihr, erbot ſich auch ihre Hand für den erſten Reihentanz. Die ſchnelle Veränderung in den Verhältniſſen des Geliebten war Renaten aber zu unerklärlich, als daß ſie nicht mit der, den Frauen ſo eigenen Feinheit, wie zufällig den Kurprinzen fragte, ob jener junge Mann mit ihm aus Holland gekommen ſei? So erfuhr ſie, was geſchehen, und höher ſchlug ihr das Herz, als ſie das Lob des Geliebten, die Anerkennung ſeiner entſchloſſenen Tapferkeit und die Hoffnungen hörte, die der Fürſtenſohn an das künftige Leben Gerhards knüpfte. So froh dieſe unerwarteten Nachrichten Renaten auch ſtimmten, laut durfte ſie ihre Freude nicht äußern, da ſie ſich ſo ausſchließlich beobachtet wußte, doch nahm ihre Unterhaltung mit dem Kurprinzen, in mädchenhaftem Glück und liebendem Entzücken, einen Ausdruck der Wärme und des Antheils an, der plötzliche Unruhe in Gerhards Bruſt weckte. Er ſah wie Renatens Auge ihn ſuchte und doch

schen sich abwandte, wenn sie ihn gefunden, er sah hohe Freude, lebhafte Regung in ihrem Gesichte, und mußte sich gestehen, daß diese so wenig zu seiner eigenen Stimmung paßte, denn er hatte eine lange Unterredung mit seinem Vater gehabt und Alles erfahren, was jene Dokumente enthielten. So sah er sich, kaum von Hoffnungsschimmer belebt, aufs neue den Zweifeln, der Ungewißheit einer drohenden Zukunft gegenüber. Machte er die Ansprüche geltend, welche jene Dokumente ihm unzweifelhaft verliehen, so stand er als erklärter Feind dem Grafen gegenüber und der Vater seiner Geliebten wurde dann sein entschiedener Widersacher. Den Besitz jener Güter dem Kanzler zu entreißen, hieß ihm die Mittel rauben, seiner mächtigen Stellung gemäß zu leben und bei dem festen Entschluß seines Vaters die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche der Zufall ihn kennen gelehrt, sah Gerhard keine Hoffnung für seine Liebe. Ungerecht beschuldigte er die Geliebte der Theilnahmlosigkeit, als er sie lächeln und glücklich sah; eben so ungerecht klagte Renate den Geliebten der Undankbarkeit gegen das Schicksal an, als sie seinen trüben, bekümmerten Blick bemerkte. Glaubt doch der Mensch immer, daß die Gefühle des eigenen Busens auch in dem fremden anklingen müssen.

Als der Kurfürst selbst das Zeichen zum Beginnen des Reihentanzes gegeben, erklangen auffordernd die Zinken und Lauten zu einer Sara-

bande, jedesmal nach sechszehn Tacten von einem Tusch mit Pauken und Trompeten unterbrochen, während dessen die Tänzer ihren Damen eine zierliche Verbeugung machten, um mit dem Wiederbeginn der Tanz-Musik weiter zu tanzen. Gerhard verfolgte Renaten, an der Hand des Kurprinzen, durch alle Windungen des Reihentanzes mit den Augen, und hatte sich mit übereinandergeschlagenen Armen in die tiefe Brüstung eines Fensters zurückgezogen, wo er, unbemerkt von den Anwesenden, leicht das Ganze des bewegten Schauspiels überblicken; konnte nachdenkend stand. Plötzlich hörte er dicht neben sich die Stimme des Kanzlers, und die Schwere des Bewußtseins, wie er diesem gefürchteten Manne schon gegenüberstand und ihm in der nächsten Zukunft gegenüberstehen würde, ließ ihn unwillkührlich zusammenschaudern, so daß er Mühe hatte, schnell seine Fassung wiederzugewinnen.

„So nachdenkend, Herr Hauptmann?"

„Ich — wie meint Ihr? — verzeiht! — Ich wußte nicht —"

„Ei! ei! so jung, so lebensfrisch und rüstig und nicht mit zu tanzen, wenn Alles fröhlich und guter Dinge ist. Das nenne ich gesetzt und weise bei jungen Jahren."

„Ich fühle mich noch zu fremd in den Verhältnissen des Hofes, als daß ich mich schon unbefangen in ihnen bewegen könnte. Wenn Ihr aber glaubt, Herr Kanzler, daß — —"

„Nein, nein! es iſt mir im Gegentheil recht lieb, daß Ihr Euch einen Augenblick abmüßigt. Ich habe Euch noch meinen Dank für die entſchloſſene Hülfe zu ſagen, die Ihr meiner Tochter angedeihen laſſen, und freue mich, daß der Kurfürſt, mein gnädigſter Herr, ſchon einen Theil meiner Schuld Euch abgetragen."

„Ihr beſchämt mich, Herr Graf, ich habe nur gethan, was ein jeder Andere an meiner Stelle auch gethan haben würde, der ſeinen Adelsbrief nicht blos auf dem Papiere, ſondern auch im Herzen trägt."

„Nun, das will ich eben nicht ſagen. Die Herren Hauptleute vom Land-Regiment ſind doch auch meiſt von Adel und haben es ſich nicht einfallen laſſen, meines Kindes zu gedenken. — Aber kommt, tretet mit mir dorthin, hier kommt der Tanz ſo dicht vorbei — ſo! — Wir wollen den Herrſchaften nicht im Wege ſtehen. Thut mir Beſcheid, Herr Hauptmann. Dies bringe ich Euch auf das Wohl der Dame Eures Herzens."

Erröthend und verlegen mußte Gerhard den Blick zu Boden ſchlagen, als er dem Grafen Beſcheid that, denn er fühlte, wie jener einen ernſten forſchenden Blick auf ihn heftete.

„Ei! Ihr braucht Euch hoffentlich der Dame nicht zu ſchämen, die Ihr Euch auserwählt, daß Ihr die Augen ſo niederſchlagt," fuhr der Graf langſam und gemeſſen fort. „Die Liebe iſt ein böſes

Ding, ſie ſpielt uns Menſchen oft übel mit und der Jugend ſteht es wohl an, keck über alle Schranken der Verhältniſſe hinweg ſich das Ziel zu ſetzen. Bin ich doch ſelbſt nicht frei von dem ſüßen Tand. Ja, ja! ſeht mich nur verwundert an. Wie ich hier vor Euch ſtehe, bin ich nicht unempfindlich gegen den Reiz des Weibes, obgleich mein Haar ſchon anfängt meine Neigung Lügen zu ſtrafen. Noch vorgeſtern hatte ich arge Händel deshalb. Stellt Euch doch nicht ſo erſtaunt, oder hättet Ihr nichts von dem Vorfall im Hauſe des alten Rohloff zu Spandau gehört?"

„In der That, ich habe — man hat mir geſagt —"

„Seid unbeſorgt — Ihr wollt höflich gegen mich ſein und ſtellt Euch, als ob Ihr nicht wüßtet, daß ich den Hauptmann von Arnheimb erſchlug, als er mich bei einem zärtlichen Stelldichein ſtörte —"

„Herr Graf!"

„Was beliebt, Herr von Queiß?"

„Ihr ſucht auf Umwegen zu erforſchen, was Euch heute noch zu entdecken, mein feſter Wille war. Erlaubt, daß mein Ehrgefühl Euch die fernere Täuſchung erſpare und hört mich ruhig, hört mich nachſichtsvoll an, ich beſchwöre Euch Herr Graf. An der nächſten Viertelſtunde hängt das Glück, vielleicht das Leben eines —"

„Verzeiht mir, Herr Hauptmann, wenn ich grade jetzt unſere Unterhaltung abbrechen muß,"

unterbrach ihn mit ſtolzem, ernſtem Tone der Kanzler. „Ich weiß nun, was ich zu wiſſen wünſchte und verlange wahrlich nicht mehr zu erfahren. Des Kurfürſten Gnaden haben mir ſo eben gewinkt, Ade! und ſollte uns die nächſte Zukunft vielleicht nicht wieder ſo nahe zuſammenführen, ſo erinnert Euch, daß ich es war, der den Hauptmann Arnheimb getödtet und bereit iſt die Folgen dieſer That zu tragen. Weiter haben wir ja wohl nichts mehr zu verhandeln?“

Mit furchtbar ernſtem, ſtrafendem Blick neigte der Kanzler leicht das Haupt gegen den ſprachlos daſtehenden Gerhard, als er dieſe Worte nicht heftig, ſondern mit gemeſſenem Nachdruck geſprochen, nahm dann der Menge gegenüber, gleich wieder eine lächelnde Miene an und ging quer durch den Saal auf ſeine Tochter zu, die ſo eben vom beendeten Reihentanze auf ihren Sitz zurückgekehrt, unaufmerkſam die Huldigung des Kurprinzen aufnahm, denn ſie hatte im Vorbeitanzen Gerhard angelegentlich mit dem Vater ſprechen und Beide ſogar vertraulich trinken ſehen. Was war dort vorgegangen? Dieſer Gedanke hatte einzig Raum in ihrer Seele und nichts geſchah, nichts hörte ſie, was ihr dieſe Frage hätte beantworten können. Der Vater ſtand in ſtummer Kälte ihr gegenüber und Gerhard hatte ſich umgekehrt, die Stirn an das Glas der Fenſterſcheiben gedrückt und ſtarrte in den dunklen Abend hinaus, deſſen letzter, glührother Schein eben hinter

dem heraufsteigendem Nachtgewölk sich verlor. Hatte Gerhard schon mit dem Vater gesprochen? Hatte die neue Würde und die Aussicht auf künftige Beförderung den Kanzler freundlicher gestimmt? Was hatte sie zu hoffen, was zu fürchten? Alle diese Gedanken flutheten in ihrer Seele auf und nieder. Vergebens sann sie auf ein Mittel, das den Geliebten ihr während des Banketts nähern könne. Beobachtet von ihrem Vater und umdrängt von allen jungen Männern des Hofes, durfte sie keinen Schritt thun, der eine solche Annäherung veranlaßt hätte. Gerhard aber schien ihr ebenfalls nicht in der Stimmung sie zu suchen, und so sahe sie das Bankett, an das sie beim ersten Eintreten so schöne Hoffnungen geknüpft, sich in endloser Länge ausdehnen und bis in die Nacht hineinziehen, ohne in diesen tödtlich langen Stunden auf einen Augenblick des Verstehens, der liebenden Annäherung hoffen zu können.

Plötzlich hörte Gerhard seinen Namen durch die Gesellschaft laufen, zwar nur leise, aber suchend und dringend. Als er sich umkehrte, blendete ihn die Helle des Saales zwar im ersten Augenblick, bald bemerkte er aber, daß der Kurprinz, der mit dem Obersten von Burgsdorf angelegentlich sprach, Jemand mit den Augen zu suchen schien, und hörte bald von den Umstehenden, er selbst sei es, nach dem der Kurprinz wiederholt gefragt. Sich aufraffend aus der trüben Stimmung, in die ihn das

Gespräch mit dem Kanzler versetzt, trat er in ehrerbietiger Eile an den Kurprinzen heran und fragte nach dessen Befehlen.

„Mein Gott, Queiß, wie seht Ihr aus! Eure Stirn ist ja todtenbleich und feucht, Euer Gesicht aber glüht und das Auge blickt unstät, wie im Fieber."

„Daß ich nicht wüßte, gnädiger Herr. Ich — ich habe mich mit der Stirn an die kalten Fensterscheiben gelehnt — vielleicht ist davon —"

„Nun, wenn Ihr nur nicht krank seid, Ich bedarf Eurer. So eben bringt mir Burgsdorf die Nachricht, daß der Haderslef noch in dieser Nacht das Bastion am Köpeniker Thor überrumpeln will. Ein Bauer von Brietz hat bei den Schweden davon gehört und sich in die Stadt geschlichen, um uns zu warnen. Aufgebracht darüber, daß Berlin ihm die verlangte Contribution nicht zahlen soll, will der Mordbrenner Haderslef die Stadt anzünden und im Schutz der Feuersbrunst plündern lassen. Ich habe unseren Obersten hier gebeten, daß er diese wichtige Nachricht keinem Anderen außer mir bringt, und hoffe meinen Kurfürstlichen Vater zum Nachtmahl mit einer guten Neuigkeit zu überraschen. Seid um 9 Uhr am Ausgange der Roßstraße, da wo die Brücke zum Thor-Bastion führt. Burgsdorf hat schon meine Befehle, Alles zu einer kräftigen Vertheidigung vorzubereiten. Sie sollen sich blutige Köpfe holen, die Herren Schweden. Laß

Euch aber nichts merken und ſchleicht Euch nachher unbemerkt vom Bankette fort.“

Ohne Gerhards Antwort zu erwarten, eilte der Kurprinz wieder zu Renaten, die ihm auch den zweiten Tanz zugeſagt, welcher eben beginnen ſollte, führte ſie mit ritterlicher Höflichkeit auf ihren Platz unter den Tanzenden und ſchwebte ſchon, anſcheinend nur die Freude des Augenblickes genießend, den Saal hinunter, als Oberſt von Burgsdorf denſelben verließ und Gerhard immer noch auf derſelben Stelle ſtand.

Kampf und Krieg! Das kam dem Erregten zur rechten Zeit. Sein tiefer Unmuth bedurfte einer ſolchen Ausſicht, um nicht der allgemeinen Sorgloſigkeit und Freude gegenüber, noch peinigender auf ihm zu laſten. O, wie ſehnte er ſich nach dem Augenblicke, wo er dem Feinde gegenüber, der gepreßten Bruſt Luft machen konnte, und ſchon ſchwelgte er in dem Gedanken ſich durch Tapferkeit und ritterlichen Muth der Geliebten würdiger zu machen — aber ſie! — Dachte ſie auch ſeiner? — Verdrängte nicht die Huldigung, des in höchſter Männerſchönheit neben ihr ſtehenden Fürſtenſohnes, ſein Bild vielleicht aus ihrem Herzen? O, wer ihm Gewißheit geben könnte!

Dieſen marternden Gedanken zum Raube, hatte Gerhard ſich dem Gedränge der Tanzenden entzogen und war zu einer Gruppe vertraulich ſprechender Männer getreten, die ſich über eine Comödia

unterhielten, welche der Junker Hanns von Stockfisch auf Befehl des Kurfürsten, vor dem Nachtmahl aufführen sollte, wenn der Tanz geendigt haben würde. Die Meinungen über diese Comödia waren sehr verschieden. Einige freuten sich, nach so langer Zeit, wieder einmal eine ordentliche Narrentheï zu sehen, Andere nannten es ein gottloses und lästerliches Spiel, das um so weniger am Hofe stattfinden solle, als der Kurfürst vor fünf Jahren die Schul-Komödien und Rathhaus-Fastnachtsspiele untersagt, weil es sich schlecht zu der schweren Zeit passe, in sündiger Weltlust die Stunden anzuwenden, die der gläubige Christ mit Beten in Reue und Buße zubringen könne. Gerhard hörte gleichgültig zu, aber seine Gedanken waren auf ganz andere Dinge gerichtet, daher fühlte er sich um so plötzlicher und unangenehmer berührt, als er einen der Redner ausrufen hörte: Gott gebe dem Kurfürsten langes Leben! Rasch wandte er seinen Blick auf den Sprechenden und sah mit Erstaunen, daß er die Halskrause auf jene Weise zurechtrückte, die ihm als das Erkennungszeichen jener frevelhaften Falschmünzer-Bande nur zu bekannt war. Vergebens sann er nach, was dieser Ausruf, dieses Zeichen hier zu bedeuten habe; als aber jener Mann, den er seiner Kleidung nach für einen wohlhabenden Bürger erkennen mußte, sein Auge auf ihn heftete, und ersichtlich, die anscheinend gleichgültigen Worte seiner Unterhaltung ihm besonders verständlich machen

wollte, da erfüllte ihn das Bewußtsein, auch hier in der unmittelbaren Nähe des Hofes, von diesen gesetzlosen und verbrecherischen Menschen umgeben und beobachtet zu sein, mit tiefem Grauen. Durch die, so rasch aufeinander folgenden Begebenheiten der jüngst vergangenen Stunden, hatte er ganz vergessen, daß jener fürchterliche Mensch ihn mit der beginnenden Dunkelheit in die Herberge, auf dem Kirchhofe bei Sanct Nikolai, beschieden und er hörte daher mit doppelter Spannung auf die Rede des Unbekannten.

„Ja! um acht Uhr soll es jedenfalls beginnen — das Comödienspiel — und es wäre gut, wenn alle pünktlich und zur rechten Zeit an ihren Plätzen wären. — Viele werden dann freilich noch tanzen wollen und mit den Frauenzimmern verkehren, aber da wir doch nun einmal dem Herren verpflichtet sind — ich meine dem Kurfürsten, — so müssen wir schon dabei sein."

Dabei fixirte der Sprechende unter Allen, die ihn umgaben, nur Gerhard, und nur zu wohl verstand dieser seine Mahnung. Es war klar, man hatte es darauf abgesehen ihn seine schreckliche Dienstbarkeit und Abhängigkeit von jenem unsichtbaren Bunde, auch in dieser Umgebung fühlen zu lassen, und Peter Voorst erschien seiner Phantasie um so unheilvoller, als er vor wenigen Stunden erst von seinem Vater erfahren, wie dieser räthselhafte Mensch in Besitz so wichtiger Papiere sei, die, das Haus

Queiß entweder zu dem gefürchteten und gewinnenden Feinde, oder zum gezwungenen Freunde des Grafen Schwarzenberg machen konnten. Sollte er das Bankett verlaſſen und noch einmal jenen Verworfenen ſich anſchließen, oder ſollte er, durch die neue Stellung ermuthigt, ihnen ſofort jede Willfährigkeit verweigern? Aber durfte er das? Dankte er ihnen nicht eigentlich ſeine Rettung? Wie anders mußte es jetzt um ihn ſtehen, wenn ſie ihn nicht aufgenommen, ihn vielleicht ausgeliefert, oder wenigſtens unter ſich feſtgehalten hätten! Und fühlte er nicht eben jetzt, wie wahr Peter Voorſt geſprochen, als er ihm geſagt, daß er überall, ſelbſt in der nächſten Nähe des Kurfürſten, von den Genoſſen jenes Bundes beobachtet ſei? Ja, noch einmal wollte er ſeinen Widerwillen beſiegen, ihnen gewärtig ſein — hatte doch Peter Voorſt verſprochen, daß es das Letztemal ſein ſollte.

Eine Frage nach der Zeit bei einem der Geheimberäthe, der eine Taſchen-Uhr beſaß, ein Schatz in damaliger Zeit, der ihm vom ganzen Hofe beneidet wurde, belehrte ihn, daß ſchon halb acht Uhr vorüber ſei. Ohne zu zögern, wollte er daher aus dem Schloß nach ſeiner Herberge, als er noch einen Blick auf die Geliebte warf, die mit ängſtlicher Sorge bemerkt hatte, daß er im Begriff ſtehe, den Saal zu verlaſſen. Ein leichtes, Jedermann faſt unbemerkbares Kopfnicken Renatens bannte Gerhard, dem wieder ein Hoffnungsſchimmer

erwachte für den Augenblick und er glaubte in ihren Blicken zu leſen, daß ſie ſeine Annäherung wünſche, ja erheiſche. In unerträglicher Länge dehnte ſich die kurze Zeit bis zur Beendigung des Tanzes; als aber die Muſik aufhörte, Damen und Herren den Saal durchgingen, da fand er Gelegenheit, im Vorbeieilen Renatens Hand zu berühren und folgende leiſe geſprochene Worte von ihr zu hören:

„Ich muß Euch ſprechen, Gerhard, noch heute zur Nacht. Bin ich nach Hauſe zurückgekehrt, ſo wird Catherine Euch in der Brüder-Straße finden und zu mir geleiten. Um Gott, welche Angſt und Beſorgniß laßt Ihr mich leiden!“

Und ſchon war ſie vorüber geeilt. — Doch hatten dieſe wenigen Worte ſüßen Troſt in das Herz Gerhard's gegoſſen. Alſo war er doch nicht vergeſſen, alſo hatte ſie ſeiner gedacht mitten in dieſem Rauſch des Glanzes, der Huldigung! Um wie viel ruhiger und glücklicher verließ er jetzt das Schloß, um wie viel vertrauender auf die Zukunft, da ſie nicht wankte, ſie — die ſeine ganze Seele erfüllte. — Einen Mantel überſchlagend, überſchritt er den Domplatz und die lange Brücke, wo überall dichte Haufen von Bürgern und Handwerkern, die den glänzend erleuchteten Fenſtern des Schloſſes gegenüber es nicht an Spottreden fehlen ließen, ſeinen Weg verzögerten und kam 5 Minuten vor 8 Uhr in ſeiner Herberge an. Um ſich den Schlüſſel

zu ſeinem Zimmer zu holen, mußte er in die enge dumpfige Gaſtſtube neben dem Hausflur treten. Aber wie ekelte ihn jetzt das Aermliche, Schmutzige und Gemeine dieſer Umgebung an. Bei einer trübe brennenden Thranlampe ſaßen einige Männer am Tiſche und ſpielten ein Würfelſpiel, bei dem es an Flüchen und Verwünſchungen nicht fehlte. Die Wirthin der Herberge hokte in einer Ecke und ſpann, während nicht weit von ihr auf einer Streu mehrere Handwerksgeſellen lagen und laut ſchnarchten. Das ganze Bild mit ſeinem trüben Licht, mit der Niedrigkeit und der unreinlichen Beſchränktheit der Stube, dem eintönigen Schnurren des Spinnrades, dem Fluchen der Spielenden und dem Schnarchen der Schlafenden, widerte den eingetretenen Gerhard um ſo mehr an, als er unmittelbar aus dem Glanz des Kurfürſtlichen Banketts in dieſen ekelhaften Aufenthalt der Gemeinheit und des Mangels getreten war. So ſchnell als möglich verließ er die Gaſtſtube wieder, nachdem die Wirthin ihm den Schlüſſel gegeben, und fragte nur auf dem Flur die dienſtfertig Leuchtende, ob Niemand nach ihm gefragt? Er wunderte ſich zwar, als er die verneinende Antwort hörte, ſein Erſtaunen wuchs aber, als er in ſeinem Zimmer, das er doch ſelbſt erſt aufgeſchloſſen, ſchon den gefürchteten Peter Voorſt im Dunklen ſitzen und ihn erwarten ſah.

„Ihr kommt ſehr ſpät, Herr von Dueiß," redete jener ihn mit verdrießlichem Tone an, aber

freilich, es mag Euch hart angegangen sein, Eure schöne Tänzerin zu verlassen."

„Ich habe gar nicht getanzt."

„Ei! ei! nicht getanzt! Wie man sich doch irren kann. Ich hätte nun gedacht, Ihr würdet recht viel mit der jungen Gräfin tanzen, die Gelegenheit kommt nicht oft."

„Mit welcher Gräfin," fragte verletzt durch diesen vertraulichen Ton und aufs unangenehmste berührt, sein süßestes Geheimniß von diesem Menschen gekannt zu sehen, Gerhard.

„Nun mit irgend einer Gräfin; ich nenne keine bestimmte. Es giebt ja viele dergleichen in den Kurmarken, Gottes Segen fehlt da wahrhaftig nicht. Aber laßt das jetzt. Wir müssen zum Werke schreiten. Wir wollen mit der Lampe, die Ihr mit heraufgebracht, den Andern das Zeichen geben — so! — Dreimal leuchte ich quer über das Fenster weg und nun gebt Acht. Die lassen nicht so lange auf sich warten, als Ihr. Was gilt die Wette, in zwei Minuten sind sie bei uns."

In der That dauerte es kaum so lange, als zwei Männer eintraten, von denen Gerhard den Einen als jenen Mahner beim Bankett erkannte. Rasch wurde Rath gehalten, wie das Geld am besten fortzubringen sei, und der vorsichtige Peter Voorst bestimmte endlich, daß nicht die ganze Truhe, sondern die einzelnen Beutel nach und nach unter den Mänteln seiner Helfershelfer getragen werden

ſollten, damit im Fall eine Nachfrage nach jener Truhe geſchähe, dieſe ſelbſt ſich noch vorfände. Er gedachte dabei deſſen, was am Thore in Spandau geſchehen, und daß mehrere Perſonen, namentlich die Wirthin und die Träger, um die Anweſenheit der Truhe in Gerhards Zimmer wußten. Zugleich befahl er den beiden Anderen, auf dem Rückwege von dem alten Stadtſchreiber Redlich, für ſchweres Eiſengeräth, Waffen und derlei zu ſorgen, was man ſtatt der Geldſäcke in die Truhe packen könne. Gerhard öffnete die Kammer, in welcher die Truhe ſtand, dieſe wurde aufgeſchloſſen, alle Vier beluden ſich mit dem Gelde und verließen die Herberge, um auf dem nächſten Wege, durch alle jene kleine Quergaſſen, welche die Jüden, Spandauer und Kloſterſtraße durchſchneiden, den kleinen Jüdenhof zu gewinnen.

Die Vorſichtsmaßregeln Peter Voorſt's ließen Gerhard erkennen, wie geübt dieſer Menſch in ſolchen nächtlichen Unternehmungen war. Er litt nicht, daß ſie alle Vier zuſammengingen, ſchrieb Jedem einen beſondern Weg vor, machte Jeden aufmerkſam, wie er ſich im Fall einer Ueberraſchung zu benehmen habe, und ſo mußte es gelingen, das falſche Geld verdachtlos bis an die Wohnung des Stadtſchreibers zu ſchaffen. Aber keiner von ihnen betrat das Haus, ja Gerhard brauchte nicht einmal bis in den kleinen Jüdenhof zu gehen, denn Voorſt hieß ihn, als ſie ſich dort zuſammengefunden, in der

Kloſterſtraße ſtehen bleiben, bis er ihm ſelbſt den Geldſack abnehmen würde. Mit Dank erkannte Gerhard daraus den Wunſch deſſelben, ihn ſo viel als möglich der Gemeinſchaft mit den Andern zu entziehen, obgleich es bei dieſem eben nur wieder die Berechnung war, keinen der Falſchmünzer näher mit Gerhard bekannt werden zu laſſen, damit er ſelbſt ausſchließlichen Einfluß auf den, unter ſo günſtigen Verhältniſſen aufſteigenden jungen Edelmann behalte. Der alte Stadtſchreiber hatte für ſolche Fälle in einem Winkel des kleinen Jüdenhofes, den ſein etwas hervorſpringendes Hinterhaus bildete, ein Loch in der Mauer, das gewöhnlich von ſeinem Kettenhunde bewacht wurde; durch dieſes Loch ſteckte er eine lange Stange auf die Straße und ſchlug den ſcharfen Wiederhaken an der Spitze derſelben in die Säcke, welche Peter Voorſt dort langſam und, wie im Vorübergehen, auf den Boden gleiten ließ. Hatte er ſo den Sack gefaßt, ſo zog er ihn vorſichtig durch jene Oeffnung in das Haus.

Gerhard wartete, nachdem Peter Voorſt auch ihm den Sack abgenommen, bis jener wiederkam und ging dann mit ihm zu ſeiner Herberge zurück, um auch das übrige Geld noch von dort fortzuſchaffen. Die beiden Andern beſorgten den erhaltenen Auftrag und ſuchten ſchweres Eiſengeräth aufzutreiben. So vorſichtig aber auch das Alles angeordnet war, ſo wollte der Zufall doch, daß Gottlieb Knorre, der Piquenier, welcher mit dem Burgsdorfſchen Regi-

mente ebenfalls nach Berlin gekommen war, zu der Zeit, als Peter Voorſt den dritten Sack vor dem Hauſe des alten Redlich auf den Boden gleiten ließ, durch den kleinen Judenhof in ſein dort angewieſenes Quartier hatte gehen wollen. Da er dicht am Hauſe entlang ging, ſo wäre er beinahe über die Stange, mit welcher der alte Schleicher nach dem liegen gebliebenen Sacke griff, gefallen. Verwundert, die Stange unter ſeinen Füßen ſich zurückziehen zu ſehen, blieb er ſtehen und mußte ſo bemerken, wie bald nachher die Stange wieder erſchien und einen Sack in das Haus zog, den er vorher nicht geſehen hatte. Er konnte ſich dieſen ſonderbaren Vorgang nicht erklären, drückte ſich hinter die Thürpfoſten eines der nächſten Häuſer und ſah nun deutlich Peter Voorſt wieder zurückkommen, ſich überall umblicken und abermals einen Sack auf der Stelle liegen, wo der vorige gelegen, als der Unbekannte weggegangen war. Diesmal entſchloß er ſich ſchnell, nahm, als er die Stange wieder zum Loche herauskommen ſah, den ſchweren Sack auf und trug ihn in ſein Quartier. Dort unterſuchte er denſelben und fand ihn ganz mit Geld gefüllt. Daß hier irgend etwas Ungeſetzliches vorgehe, lag deutlich vor ſeinen Augen, aber lange dachte er hin und her, was er mit ſeinem Funde anfangen ſolle. Endlich hielt er es für das Beſte, ſeinem Feldwaibel Anzeige davon zu machen und von ihm zu hören, was er zu thun habe. Er eilte

daher in die Spandauerſtraße, wo der Feldwaibel im Quartier lag, fand ihn aber nicht zu Hauſe, denn die ſämmtlichen Feldwaibel waren plötzlich zu dem Oberſten von Burgsdorf beſchieden worden, der, nach dem Befehl des Kurprinzen, ſeine Compagnieen in der Stille verſammeln wollte, um das Baſtion am Köpeniker Thore mit ihnen zu beſetzen. Jetzt wußte der Piquenier nicht, was er beginnen ſollte und wendete ſich in der Angſt ſeines Herzens an einen Büchſenknecht von der Artolerey, der vor einem andern Hauſe in derſelben Straße ſtand und Jemanden zu erwarten ſchien. Von dieſem hörte er, daß Conſtabler Schwichow dort im Quartier liege, und der Gedanke, daß ſeine ungetreue Catherine unter Obhut deſſelben von Spandau nach Berlin gekommen war, beweg ihn, das Vorgefallene dieſem zu berichten aber zu gleicher Zeit wo möglich etwas über ſeine Catherine zu erfahren. Der alte Schwichow ſaß ſchon auf ſeinem Bette, als Gottlieb zu ihm eintrat und erzählte, was ihm begegnet ſei. Bedenklich den Kopf ſchüttelnd, war er aber gleich bereit, mit dem Piquenier nach dem kleinen Jüdenhof zu gehen, um erſt Ort und Stelle zu unterſuchen, wo das Erzählte geſchehen, ehe er einen beſtimmten Rath gab. So geſchah es, daß Schwichow und Gottlieb Knorre zu derſelben Zeit vor Redlichs Hauſe ſtanden, als Peter Boorſt abermals dahin zurückkehrte.

„Da iſt er wieder, da iſt er wieder!“ flüſterte

der Piquenier dem Conſtabler mit unterdrückter Stimme zu, als der ihm unbekannte Mann, anſcheinend unbefangen, auf derſelben Stelle als vorhin ſtehen blieb, ſich überall umblickte, ſich dann bückte und wieder zur Kloſterſtraße zurückging. „Und ſeht nur, da liegt ſchon wieder ſo ein Sack! Nun ſeht Ihr es doch ſelbſt mit Euren eigenen Augen!“

„Iam satis!“ murmelte der alte Conſtabler, der nun auch mit ſich zu Rathe ging, was er thun wolle. „Wenn nur die bewußte, mehr erwähnte hasta oder Stange auch — —“

„Da, da — ſeht nur Herr Conſtabler, da kommt ſie ſchon wie ein Eidechslein aus dem Gerölle und züngelt und angelt nach dem Sack. Soll ich ihn wieder wegnehmen, oder“ —

„Non dum!“

„Nun, wenn's dumm iſt, ſo laß ich es lieber!“

„Nicht doch, ich meine nec dum!“

„Na ja, Ihr haltet es für dumm!“

„Noch nicht, ſage ich, Lamm, noch nicht. Erſt will ich mit eigenen Augen ſehen und gewahr werden, was das hier für ein negotium ex lexum iſt.“

„Jetzt wäre es auch zu ſpät, denn der Sack iſt ſchon im Hauſe drinn. 'S wäre doch ſchade, wenn das der letzte geweſen wäre. — Aber nein, da kommt der Kerl ſchon wieder.“

„Silentium! agnus simplicissimus! — halt's Maul Piquenier und thue jetzt, was man Dir ſagt. Den Sack oder sacculus, den jener homo obscurus

dort hinlegen wird, nimmſt Du in Gewahrſam, gleich dem ſchon in Beſitz habenden, ich aber werde ihm nachgehen, um zu ſehen, wo er dergleichen ſonderbare Säcke herholt."

So geſchah es. Den zweiten Sack nahm der Piquenier an ſich. Schwichow aber erkannte an der Kloſterſtraßenecke den holländiſchen Juden, mit demſelben jungen Mann, den er heute Morgen erſt auf dem Domplatz bei den Troßwagen geſprochen. Trotz des Bewußtſeins eigener Kraft und Redlichkeit überlief ihn der Gedanke, dieſen Peter Voorſt bei einem wahrſcheinlich verbrecheriſchen Unternehmen mit jenem jungen Manne zuſammen zu ſehen, eiskalt, und obgleich er fühlte, ſelbſt vorwurfsfrei dazuſtehen, ſo fürchtete er jenen unheimlichen Menſchen doch, und war ſelbſt ſo in Verlegenheit, als er ihn erkannt, daß er im Vorübergehen nur ausrief:

„Ei, guten Abend, Herr van Voorſt!"

Erſtaunt und betroffen, ſich erkannt zu ſehen, antwortete der Angeredete nur undeutlich, zog ſich aber gleich mit Gerhard zurück, der um ſo beſchämter ihm folgte, als er den alten ehrlichen Schwichow in dem Grüßenden erkannt und das drückende Bewußtſein doppelt ſchwer auf ſich laſten fühlte, daß er einem Mann aus dem Wege gehen mußte, den er zu achten Urſache hatte. Der Conſtabler ging unterdeſſen in den kleinen Jüdenhof zurück, befahl dem Piquenier den zweiten Sack ſofort in ſein

Quartier zu ſchaffen und dort zu verbergen, bis er ſelbſt ihm ſagen würde, was geſchehen ſolle; eilte dann in ſein Quartier, den Kopf voller Zweifel und Bedenklichkeiten, und fand dort ſchon den Befehl des Kurprinzen, ſich ohne Säumen auf das Baſtion zu begeben.

Gerhard von Dueiß war unterdeſſen von Peter Voorſt entlaſſen worden. Mit dem letzten Sack war jener ſelbſt in Redlichs Haus gegangen und erfuhr dort mit Schrecken, daß nicht acht Säcke, ſondern nur ſechs jetzt in den Händen des Stadtſchreibers ſich befänden. Vergebens wurde draußen auf der Straße geſucht, vergebens jeder Möglichkeit nachgeſonnen, die den unerklärlichen Verluſt veranlaßt haben konnte. Es fand ſich nichts. Peter Voorſt verſank in tiefes Nachdenken und ſaß noch immer rathlos bei ſeinem Helfershelfer, als Gerhard ſchon, im Gefolge des Kurprinzen, dem er ſich an der jetzigen Roßſtraßen-Brücke angeſchloſſen, auf dem Köpeniker Baſtion war. Der Grund, warum Peter Voorſt ſo mit der Ablieferung des falſchen Geldes an den Stadtſchreiber geeilt, war die Zurückzahlung der zuſammengebrachten Brandſchatzung von 16,000 Thalern, die theilweis durch den alten Redlich am andern Tage erfolgen mußte. Leicht war es dieſem, das falſche Geld bei der Rückzahlung mit unterlaufen zu laſſen, wogegen er das gute Geld an die Kipper und Wipper abliefern ſollte. So drohend nun auch der unbegreifliche Vorfall

mit den fehlenden Säcken erschien, so eifrig auch der alte Redlich in seinen Gast drang, ihn diesmal mit dem zu leistenden Dienste zu verschonen, so bestand dieser doch nur um so fester darauf, und wies, unwillig mit dem Fuße stampfend, jede weitere Einrede des furchtsamen Stadtschreibers zurück. Sie trennten sich in Unfrieden und Besorgniß. Peter Voorst eilte in das Schloß, wo in diesem Augenblick sich Alle befanden, von denen er vielleicht Rath oder Unterstützung bei dem Vorgefallenen erhalten konnte, und Fürchtegott Redlich zählte unter biblischen Sprüchen das Geld immer wieder auf's Neue, ob er sich denn auch nicht etwa geirrt.

X.

Das Bankett auf dem Kurfürstlichen Schlosse hatte, während dies in der Stadt geschah, ununterbrochen fortgedauert. Nach dem Tanze, bei welchem der Kurprinz der schönen Gräfin von Schwarzenberg so ersichtlich den Vorzug gegeben, daß kein Anderer es wagte, sie ebenfalls aufzufordern, führte der Kurfürst seine Gemahlin vor ein Gerüst, das mit Vorhängen bedeckt, sich in der Ecke eines Nebensaales befand. Alle Gäste folgten dem hohen Paare, um die verheißene Comödia aufführen zu

ſehen, für welche Junker Hans von Stockfiſch in der größten Eile einige ſeiner Wirthshausbekanntſchaften angeworben; denn von der ganzen Truppe, die er an den Kurfürſtlichen Hof gebracht, war er und noch ein Anderer die einzigen Ueberreſte. Seit fünf Jahren hatte der Kurfürſt ſich nicht mehr um die Komödianten bekümmert, daher kam der Befehl zu einer Aufführung dem Junker um ſo unerwarteter, als er ſich früh Morgens im hohen Hauſe zu Spandau eingefunden und dort von dem Kanzler von Schwarzenberg bemerkt wurde, welcher dem Kurfürſten für das Bankett des Abends eine theatraliſche Unterhaltung vorſchlug, wie dies ja ehemals ſtets Sitte geweſen ſei. In der größten Haſt hatte der Junker Hans, der ſich plötzlich wieder wichtig und nothwendig geworden fühlte, ein Spiel zuſammen gewürfelt, zu deſſen Einübung er nach damaliger Sitte nicht viel Zeit gebrauchte. Er hatte das Talent, leicht in Verſen zu reden und Späße, die in einem Stücke vorgekommen waren und gefallen hatten, wurden ohne Rückſicht darauf, ob ſie dahin paßten oder nicht, auch in anderen Stücken angebracht. Eine ſchon im Jahre 1632 von ihm verfaßte ſogenannte ſchwediſche Comödia wurde raſch hervorgeſucht und ſollte heute Abend vor dem Kurfürſtlichen Hofe aufgeführt werden. Ihr vollſtändiger Titel war:

Eine Schwediſche Comödia,

in welcher zu erſehen, wie die heilige Jungfraw, Confessio Augustana genannt, von der babyloniſchen H*** im Römiſchen Reiche feindlich durchächtet und allerdings überwältigt, aber zu Gottes Ehren in Teutſchland durch ſiegreiche Thaten vindiziret und wiederumb in Aufnahme gekommen iſt, nebſt einem Bauerngeſpräch.

Perſonen des Spiels:

Docktor Worſt, ein Cardinal, Apotegger, Docktor Franz Nürnſachſt, ein Barfüßer Mönch, Hauk Haſenbart, Docktor Suppenſchmidt, Früdel Fürntanz, Tomas Frühauf, Herrmann Mumſchanz, Ludwig Meußkorb, Nyggel Füllsloch, Willpold Seltendrinn und Bienlein ſchmier den Pelz, als Curtisan.

Um alle dieſe handelnden Perſonen beſetzen zu können, hatten auch einige aus der Kurfürſtlichen Dienerſchaft ſich zu einzelnen Rollen hergeben müſſen. Den ganzen Nachmittag war von den Schauſpielern ſchon geübt worden und nun ſollten ſie die Probe ihrer Geſchicklichkeit ablegen. Die Kurfürſtin hatte ihren Sohn zwar neben ſich ſitzen laſſen wollen, dieſer aber hatte mit einer Schmeichelei für Renaten es abgelehnt, und wollte lieber zur Seite ſtehen, um das ſchöne Mädchen von dort beſſer ſehen zu können; in der That war dies aber nur ein Vorwand, um unbemerkt das Bankett zu ver-

laſſen, denn die Zeit rückte näher, wo er auf den Wällen ſein wollte. Kaum hatte daher Junker Hans von Stockfiſch beim Anfange der Komödia den Prolog begonnen, ſo zog der Kurprinz ſich leiſe zurück, von Niemand, als dem Falkenblick des Kanzlers bemerkt, welcher ebenfalls ſofort den Saal verließ.

Alle Anweſenden hatten nur Augen und Ohren für die ſeltene Luſtbarkeit eines Schauſpiels und die Geſichter erheiterten ſich ſchon, als der Prolog ſich alſo vernehmen ließ:

Mein lieber Zuhörer, dies Gedicht
Iſt nur zum Spielen eingericht.
Wer dies will ſpielen, muß verzieren
Und mit annoch mehreren Scenen ausführen.
Es kann auch Manches Andere ſein,
Was hier noch gebracht könnt' werden hinein;
Daß ich's aber nicht ſelbſt ſchon reingebracht,
Das haben die vielen Nebengeſchäffte gemacht,
Derweil in Eil — ja in zwölf Stunden
Sich dieſes hat zuſammeng'funden.
Drum wenn Du Dich nicht unterhalten willt,
Mit nichten mir die Einfalt ſchilt;
Sie wird auch finden ihren Nutzen
Drauf woll' Gott uns in Gnaden ſchutzen.
Vivat Elector!

Nach dieſen einleitenden Worten begann ſofort das Spiel ſelbſt. Aufmerkſam und lachluſtig folgten die Zuſchauer demſelben, nur der Kanzler ſchritt unruhig in dem jetzt verlaſſenen Tanzſaal auf und nieder, ohne die Comödia durch die offenſichende

Thür auch nur eines Blickes zu würdigen. Er hatte heute zu viel geſehen und erfahren, als daß er nicht die kurze Zeit bis zum Beginn des Nachtmahls hätte wünſchen ſollen, um unbemerkt mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen. Die Ankunft des Kurprinzen war ihm ſo unerwartet gekommen, daß er unvorbereitet den nächſten Ereigniſſen gegenüberſtand. So wenige Stunden dieſer junge Fürſt auch erſt wieder am Hofe ſeines Vaters war, das ſcharfe Auge des Kanzlers hatte die ganze Thatkraft, die ganze Feſtigkeit des Willens und männliche Haltung des Jünglings erkannt, dem Europa einſt ſo bereitwillig den Namen des großen Kurfürſten zugeſtand. Daß er nicht hoffen durfte, mit dieſem Feuergeiſte die Regierung auch weiter zu führen, war ihm nur zu deutlich, und gegen ihn? — der Gedanke lag ganz außer ſeiner Berechnung. Friedrich Wilhelm liebte ihn nicht. Das fühlte er wohl und war ſich bewußt, ſogar ſeinen Haß verdient zu haben. Und dazu nun das Unglück im eigenen Hauſe! Jetzt hatte er Gewißheit, daß Gerhard von Dueiß es geweſen, der ſeine Tochter Renata im Hauſe des alten Rohloff geſprochen. Eine Verbindung mit dem Proteſtanten, mit dem Sohne eines Feindes der kaiſerlichen Obergewalt in den Marken, war ihm ein Gräuel. Doch ſah er den ſonſt ſo unbedeutenden jungen Mann, durch das vertrauliche Entgegenkommen des Kurprinzen, plötzlich am An-

fange einer Laufbahn, deren Ziel das glänzendſte ſein konnte.

So in Zweifel und Hinbrüten verloren, bemerkte er nicht, daß Romilian von Calchum, genannt von Leuchtmar, der edle würdige Erzieher des Kurprinzen, ebenfalls den einſamen Tanzſaal betreten hatte und ſich ihm näherte.

„Verzeiht, Herr Graf, wenn ich Euch ſtöre und einen Augenblick Eure Aufmerkſamkeit für mich in Anſpruch nehme. Es läßt mich da drinn nicht ruhen bei dem elenden Spaß, der mich unfreundlich genug daran mahnt, wie weit uns Holland in Allem, was Kunſt, Wiſſen und heiteren Lebensgenuß betrifft, voraus iſt.“

„Was ſteht zu Euren Dienſten, Herr von Leuchtmar?“

„Deutet es mir nicht übel, Herr Graf, wenn ich in aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit an das Haus unſeres durchlauchtigen Herren, Euch eine Frage vorlege, die im erſten Augenblicke vielleicht ſonderbar, ja verletzend erſcheinen mag.“

„Nun?“

„Habt Ihr bemerkt, wie der Kurprinz ſich während des ganzen Abends Eurer Tochter, dieſem wunderſchönen Mädchen, genähert, wie er fortwährend mit ihr getanzt, wie er faſt kein Auge von ihr verwendet?“

„Allerdings, Herr von Leuchtmar, und ich

läugne nicht, daß dieſe ſo offenkundige Huldigung dem Herzen des Vaters ſehr wohl thut."

„So muß ich Euch geſtehen, Herr Graf, daß es mich mit ſchwerer Sorge erfüllt. Nie habe ich, ſeit der Prinz das mannbare Alter erreicht, eine ſo deutliche Annäherung an ein weibliches Weſen von ihm bemerkt. Bis jetzt floh er die Frauen, und alle meine Menſchenkenntniß müßte mich trügen, oder ſein Herz war bis jetzt frei und rein von jedem Wunſch, von jeder Begierde."

„Nun, nun, Herr von Leuchtmar, vergeßt nicht, daß der Prinz im Haag Mitglied der Geſellſchaft media nocte war, und man hat hier wohl erfahren, was die jungen Herren in dieſer ſauberen Geſellſchaft getrieben."

„Er wurde in der That ihr Mitglied, aber als er erkannt, was man anfangs vor ihm geheim gehalten, ſagte er ſich aus eigenem Antriebe und ohne auch nur meines Rathes zu bedürfen, von dieſem gefährlichen Bunde los. Er bringt ein unverdorbenes Herz und die reinſte Sitte mit in das Vaterland zurück. Darum halte ich den Eindruck, den der hohe Reiz und die Liebenswürdigkeit Eurer Tochter heute auf ihn gemacht, für deſto gefährlicher. Ein ſolcher Menſch, mit dieſer wunderbaren Feſtigkeit des Willens, mit dieſer edlen Kraft der Schuldloſigkeit, würde ſich unnennbare Leiden bereiten, wenn ſeine Liebe an den unüberſteiglichen Schutzmauern der Verhältniſſe ſcheiterte."

„Ich werde meine Tochter warnen," erwiederte nach einigen Sekunden ernſten Sinnens der Graf. „Thut Ihr daſſelbe bei dem Kurprinzen, ſo muß es uns gelingen, dieſe Verirrung ſchon im Keime zu erſticken."

Romilian von Calchum war ein zu offener, redlicher Menſch, als daß er hätte ahnen ſollen, welchen Abgrund ſeine gutgemeinte Warnung in dem Herzen des Kanzlers erſchloſſen. Die Liebe des Kurprinzen zu ſeiner Tochter, wenn es wirklich Liebe, nicht leere Huldigung des Augenblickes war, legte die Marken, in ſeinem Gedanken, feſtgebunden auf die Stufen des kaiſerlichen Thrones zu Wien. Welch eine Ausſicht eröffnete ſich dem ehrgeizigen, ſtaatsklugen, unbeugſamen Schwarzenberg durch dieſes vertrauende Geſtändniß des unbefangenen Leuchtmar! Es gelang ihm durch jenes gleichgültige Lächeln, das ihm jederzeit zu Gebote ſtand, wenn es galt den Aufruhr in ſeinem Innern zu verbergen, auch diesmal zu täuſchen, und während ſeine Gedanken ſich in die fernſte Zukunft verloren, ſetzte er mit verbindlichem Tone die Unterhaltung fort:

„Wie gefällt ſich der durchlauchtige Prinz hier im Vaterlande, Herr Leuchtmar?"

„Leider nicht zum Beſten, Herr Kanzler. Wir ſind durch einige Gegenden der Marken gekommen, auf denen die Geißel des Krieges ſchwer gelegen. Guter Gott, wie mag doch ein Streit um Mei-

nungen ſo entſetzliches Elend über das Menſchengeſchlecht bringen!"

„Wer iſt daran ſchuld, Herr Leuchtmar? Doch nur die Proteſtanten, die zuerſt den Brand der Zwietracht angeſchürt. Hätten ſie gewußt, wohin der Widerſtand führt, ſie hätten ſich vielleicht beſſer bedacht, durch Trotz die unerſchütterliche Macht Roms brechen zu wollen. Jetzt mögen ſie es haben, wie ſie es gewollt. Zu ſpät werden ſie einſehen, daß Roms Kraft nicht durch Spitzfindigkeiten zu untergraben iſt. Doch verzeiht, ich vermeide es gern über ſolche Gegenſtände zu ſprechen. — Zu etwas Anderem. — Ich höre, der Kurprinz iſt mit Leib und Seele Soldat. Iſt das wahr?"

„Allerdings, Herr Kanzler. Nie habe ich ihn ſo geſehen, wie er den erſten Abend im Zelte des Prinzen von Oranien, im Lager bei Nymwegen war. Wir waren den Tag über ſcharf geritten und kamen erſt Nachmittags nach der Schenkenſchanz, aber der Eindruck, den die holländiſche Armee auf ihn machte, war wunderbar. Und in der That, die Ordnung, Disziplin und der echte Soldatengeiſt iſt mir nie ſo auffallend und muſterhaft erſchienen, als in jenem Lager. Der Prinz hatte vor Abend noch das ganze Lager durchritten, und ſprach nun vor dem Schlafengehen mit mir und dem Freiherrn Werner von Schulenburg über das, was er geſehen. Seine Worte an jenem Abende werden mir ewig im Gedächtniß ſein, und wenn der Kurfürſt, ſein

durchlauchtigſter Vater, ihm die Führung der Brandenburgiſchen Kriegsvölker anvertrauen wollte, ſo bin ich überzeugt, würde das Elend, welches jetzt die Marken verzehrt, bald aufhören."

„Was Seine Kurfürſtlichen Gnaden thun werden, weiß ich nicht, aber es dürfte doch kaum gerathen ſein, dem Prinzen bei ſo großer Jugend ſchon ein Commando zu verleihen. Wenn man mich recht berichtet, ſo hat der Prinz auch eine ſonderbare Vorliebe zum Seeweſen und mehrmals den Wunſch ausgeſprochen, Brandenburg möge da oben in Preußen Seefahrt und Handel mit fremden Welttheilen beginnen. Iſt dem ſo, Herr Leuchtmar?"

„Oft hat mit mir der Prinz von ſeinen Wünſchen und Plänen für die Zukunft geſprochen, Herr Kanzler, und ich glaube es Euch, als dem erſten Rathe ſeines Kurfürſtlichen Vaters, ſchuldig zu ſein, die Wahrheit zu ſagen. Die Lehren, welche der Prinz in Holland empfangen, der Blick auf deſſen, durch eine Seemacht und den Welthandel erworbenen Reichthum, die Kraft, Gediegenheit und der Unternehmungsgeiſt jenes Volkes, welches Alles, was es iſt, was es hat, ſich ſelbſt verdankt, ja den Elementen abgerungen hat, haben tiefe Wurzeln in dem Herzen des Prinzen geſchlagen, und wird er einſt berufen den Kurhut zu tragen, ſo ſehe ich ihn ſchon im Geiſte darauf hinwirken, der Brandenburgiſchen Flagge Achtung auf der See zu verſchaffen."

„So! so! Nun es dürfte doch noch einige Jahre dauern, bis Brandenburg überhaupt erst eine Flagge hat. Der Kurprinz verspricht viel; ich gestehe es gern, daß er auch mir die schönsten Hoffnungen erweckt, aber das Leben und seine Erfahrungen, seine Enttäuschungen erwarten ihn noch und ich fürchte, daß, diesen gegenüber, sein kühner Muth sich schwer bewähren dürfte."

Noch waren Beide in diesem Gespräch begriffen, als die Saalfenstern plötzlich wie von einem Schusse zusammenklirrten. Betroffen sah der Kanzler sich um und würde an eine Täuschung seines Ohres geglaubt haben, wenn nicht gleich darauf ein zweiter Schuß dem ersten gefolgt wäre. Auch im Saale, vor der Bühne, wurde es lebhaft. Mehrere Herren aus der Umgebung des Kurfürsten kamen eilig in den Tanzsaal, um Erkundigungen über diese unvermuthete Unterbrechung einzuziehen, aber Niemand wußte das Schießen zu erklären. Da es vom Köpeniker Thor herüber tönte, so lag der Gedanke an einen Angriff der Schweden zu nahe, als daß man nicht einen solchen zunächst befürchten sollte. Als Niemand Nachricht brachte, der Oberst Burgsdorf schon seit einer Stunde das Schloß verlassen hatte und der Kurprinz auch vermißt wurde, verließ der Kurfürst seinen Sitz vor der Bühne des lustigen Junkers von Stockfisch und ging im Tanzsaal auf den Kanzler zu, der ebenfalls voller Erwartung der Rückkehr einiger Boten entgegen sah,

die er sofort nach jener Gegend auf die Wälle geschickt, von wo man das Feuern vernommen. Unruhe und Besorgniß herrschte überall im Schlosse, bis endlich bestimmte Nachricht von einem Angriff der Schweden auf das Bastion vor dem Köpniker Thor einlief. Der Kanzler hatte schon nach den ersten Kanonenschüssen Verhaltungsbefehle an die einzelnen Truppentheile gesandt, und war nicht wenig erstaunt, als die zurückkommenden Boten ihm berichteten, daß die sämmtlichen Truppen schon mit Einbruch der Dämmerung in der Stille zusammenbeordert, und, wie zur Abwehrung eines feindlichen Ueberfalls, auf den Festungswerken der Köpniker Seite aufgestellt worden wären. Auf's Höchste entrüstet über die Nichtachtung, welche ihm als obersten Kriegshauptmann des Kurhuts dadurch widerfahren war, daß diese Anstalten ohne sein Vorwissen und seinen Befehl geschehen waren, beklagte er sich beim Kurfürsten und verlangte die kräftigste Bestrafung der Schuldigen. Der Kurfürst, welcher keine Ahnung hatte, daß der eigene Sohn der Schuldige sei, und sich auf das Unangenehmste im Genuß eines Familienfestes gestört sah, war eben so erzürnt als der Kanzler, und schon wollte Alles aufbrechen, um das Bankett mit dem Kampfplatz zu vertauschen, als der Kurprinz Friedrich Wilhelm in voller Kriegsrüstung in den Saal trat, auf seinen Vater zueilte und ihm die Feldzeichen zweier schwedischen Obersten zu Füßen legte. Mit ihm trat Oberst von

Burgsdorf, Hauptmann von Grevenmacher und Gerhard von Dueiß ebenfalls gerüſtet ein, und Alles lauſchte den Worten des Kurprinzen, als dieſer in der hohen Freude des errungenen Sieges dem Kurfürſten das Vorgefallene berichtete.

Die Schweden hatten ſich dem Baſtion, welches links neben dem ehemaligen Köpniker Thore auf derſelben Stelle lag, wo jetzt der Garten der Loge zu den drei Weltkugeln ſich ausdehnt, unbemerkt zu nahen geſucht, den Graben dort auf einer Laufbrücke überſchritten und angefangen den Wall zu erſteigen. Der Kurprinz hatte befohlen, daß die ganze Ausdehnung der Werke bis zum Leipziger Thore, in der Gegend des jetzigen Dönhofplatzes, doppelt beſetzt und die übrig bleibenden Truppen in den Wallgängen als Rückhalte aufgeſtellt werden ſollten. Bis zu dem Augenblicke, wo die Köpfe der ſchwediſchen Soldaten auf der Höhe des Walles erſchienen, hatte ſich Alles ſtill verhalten, nun aber brach der heftigſte und nachdrücklichſte Widerſtand los. Mit blutigen Köpfen wurden die Angreifer in den Graben zurückgeſtürzt und ein Ausfall, der gleichzeitig aus dem Köpniker Thore geſchah, brachte die zur Unterſtützung des Angriffs aufgeſtellten ſchwediſchen Bataillone ſo in Unordnung, daß ſie in wilder Flucht bis an die Rollberge zurückgetrieben wurden. Dieſen Ausfall hatte Gerhard von Dueiß auf Befehl des Kurprinzen und an ſeiner Seite der Hauptmann von Grevenmacher geleitet,

deſſen Kriegserfahrung und Rath der heldenmüthigen Kraft und dem Eifer des jüngeren Mannes die rechte Bahn gezeigt. Der Ueberfall der Schweden war vollſtändig mißlungen, dreizehn Offiziere und fünf und ſechszig Gemeine in Brandenburgiſche Gefangenſchaft gerathen und die Ruhe der Stadt geſichert.

Ueber den edlen Feuereifer des Kurprinzen und die Freude des Sieges vergaß der Kurfürſt im erſten Augenblick ganz, daß der Kanzler Strafe von ihm verlangt, wo er jetzt nur den Wunſch fühlte, zu belohnen. Der Ausdruck mütterlichen Glückes in den Augen der Kurfürſtin, der Wunſch des Sohnes, dem Vater am Tage des Wiederſehens einen Beweis ſeiner kindlichen Liebe und Aufopferung zu geben, verſcheuchten jeden Gedanken an Unmuth und Strafe aus der Seele des Kurfürſten und eine herzliche Umarmung ſprach den Dank des Vaters und des Herrſchers aus.

Graf Schwarzenberg fühlte wohl, daß jetzt nicht der Augenblick ſei, wo er die erlittene Kränkung ahnden könne, um ſo mehr, als der Kurprinz ſelbſt die Veranlaſſung war und der errungene Sieg ihn vor jedem Verwurf ſchützte. Er begnügte ſich daher, dem Oberſten von Burgsdorf einen ernſten verweiſenden Blick zuzuwerfen, und vermied es, bis zum Beginn des Nachtmahles an dem allgemeinen Geſpräch Theil zu nehmen. Nach dem, was ihm Leuchtmar vertraut, ſahe er in einer Annähe-

rung an den Prinzen größeren Vortheil für die Zukunft, als in einer, wenn auch gerechten Rüge, und wahrlich er war der Mann, die Gereiztheit des Augenblickes, seinen Berechnungen künftiger Verhältnisse gegenüber, zu unterdrücken.

Während dies in dem Bankettsaale des Schlosses vorging, standen sich der alte Schwichow und Peter Voorst im Marschalk-Zimmer zunächst der Schloß-Küche gegenüber und maßen sich prüfend mit den Augen, ohne ein Gespräch wagen zu wollen. Peter Voorst war schon vor dem Beginn des Gefechtes am Köpniker Thore auf das Schloß gekommen und hatte hier unter der Dienerschaft des Kurfürsten sowohl, als unter der Menge, die sich aus Neugierde und Schaulust versammelt, solche Erkundigungen eingezogen, als ihm bei dem unerklärlichen Vorfall mit dem Verschwinden der Geldsäcke nöthig schienen; Constabler Schwichow aber war mit den Offizieren des Kurprinzen auf das Schloß gekommen, um hier die weiteren Befehle für die Nacht zu erwarten. Als er den widerwärtigen Voorst in so vertrautem Gespräch mit der Kurfürstlichen Dienerschaft und den niederen Beamten der Kur-Kammer sah, gedachte er dessen, was er vor anderthalb Stunden im kleinen Jüdenhofe gesehen, mit desto größerem Unwillen. Angeberei war ihm durchaus zuwider, und wußte er denn überhaupt, ob dort etwas Verbrecherisches geschehen? Auch hatte er seit der Zeit erfahren, daß Gerhard von Queiß jetzt

Hauptmann und in der unmittelbaren Nähe des Kurprinzen ſei. In welcher Verbindung konnte der junge ehrenhafte Mann, von deſſen Muth und entſchloſſener Tapferkeit er ſeit vorgeſtern zwei ſo überzeugende Beweiſe gehabt, mit jenem holländiſchen Juden ſtehen? Sonderbar genug hatte er erſt heute Abend, als Gerhard mit einem Befehl des Kurprinzen für die Artolerey den ſteilen Wallgang hinauf zu ihm gekommen war, denſelben jungen Mann in ihm erkannt, welcher vorgeſtern Abend in der Montur eines Piqueniers ſich zu Spandau unter den Schutz der Lade geſtellt. Nun begriff er auch, was jener am Morgen dieſes Tages ihm auf dem Domplatz geſagt, als er ihn gefragt, ob er ſich nicht an vorgeſtern Abend erinnere? Aber in welchem Verhältniß ſtand Gerhard von Queiß mit jenem Peter Voorſt? Wie viel Räthſelhaftes lag in den verſchiedenen Verhältniſſen, die den jungen Mann ſeit wenigen Tagen in ſeine Nähe gebracht. Flüchtling, der ſich ſelbſt eines Mordes anklagt, den er nicht begangen, heimlich aus Spandau mit der Artolerey entweichend, jetzt Hauptmann und deſſen ungeachtet in verdächtigem Verkehr mit Menſchen, vor denen ſein Stand und ſeine Stellung ihn wahren ſollten! Das Alles ging ihm im Kopfe herum und ließ ihn mit um ſo größerem Widerwillen auf Peter Voorſt blicken.

So ſtanden Beide in dem bunten Treiben und Gewirr des Marſchall-Zimmers ſich gegenüber, ohne

eine Erklärung oder Verſtändigung zu verſuchen, die Beiden doch erwünſcht geweſen wäre, bis der Junker Hanns von Stockfiſch, deſſen Komödia eben eine ſo unerwartete Unterbrechung erfahren, dem Geſpräch Aller über den glücklich zurückgewieſenen Angriff der Schweden eine andere Richtung gab. Unmuthig wies der Junker die Fragen der Dienerſchaft über das, was eben vorgehe, zurück, wiſchte ſich ärgerlich die grellen Farben vom Geſicht, mit denen er ſich für die Rolle des Curtiſan „Bienlein ſchmier den Pelz" bemalt.

„Hol's der Henker, wenn die Kunſt nicht einen Augenblick ſicher iſt, daß das Kriegsvolk ſich mit ſeinem heilloſen Lärmen und Spektakel dreinlegt. Kaum hat es das Anſehen, daß nach langen Jahren wieder einmal eine ordentliche Komödia agiret wird, ſo puſſt und kracht es einem auch ſchon wieder um die Ohren. Ich wollte, ich wäre irgend etwas anders geworden, als ein Komödiant. Hol's dieſer und jener."

„Will denn des Kurfürſten Durchlaucht nicht weiter ſpielen laſſen?" fragte Peter Voorſt.

„Säße ich ſonſt hier? — Schon mit dem erſten Kanonenſchuſſe war die Aufmerkſamkeit zum Teufel, und wie nun gar die Nachrichten kamen, da gab es einen Aufſtand, als ob die Juden aus Egypten aufbrächen. Ich machte gerade einen ſo ſchönen Spaß und trat dem Nyggel Füllsloch mit dem Fuß in den Rücken, daß er der Länge lang hinſtürzte,

als der Kurfürſt aufſtand und in den Tanzſaal ging. Mit offenen Mäulern blieben wir ſtehen, mir aber der Vers im Halſe ſtecken. Erſt dachten wir, die Herrſchaften würden doch wiederkommen, als aber nun gar der Kurprinz kam, da war es mit der Hoffnung auf eine ordentliche Erluſtigung aus. — Nun, mein Abendeſſen hoffe ich deſſenungeachtet heute verdient zu haben. Was meint Ihr, Herr Küchenmeiſter?"

Unwillig antwortete ihm der Gefragte, der eben raſch vorübereilte, um den Küchenknechten den Befehl zur erſten Tracht des Nachtmahles zu geben. „Ei was, laßt mich jetzt in Ruhe, Herr Junker, ich weiß ſo nicht, wo mir der Kopf ſteht. Wenn die Herrſchaften abgegeſſen haben, wird für Euch auch ſchon Rath werden; raſch da! — Das gebakkene Kälberhirn zuerſt hinauf und nur auf die erſte Tafel, wenn auch die Anderen lange Hälſe danach machen."

„Iſt denn der Kurprinz, atque dux belli, auch ſchon zur Tafel geſchritten, Herr Junker?" fragte ſich mit in die Höhe gezogenen Augenbraunen, den Schnurrbart ſtreichend, Schwichow.

„Nein, der verkehrte noch mit den Herren Offizieren, als ich eben am Saale vorbeiging."

„Hm! hm! — Erwarte Ordonnanz von Seiner Durchlaucht und wäre nicht übel, wenn ſolche bald käme, denn meine Lämmer werden auch frohſein, daß ſie ſich endlich einmal wieder der Länge nach

ausstrecken können. Sind seit dreien Nächten nicht in die Ruhe gekommen, und wenn ich sie auch aus besonderer Liebe mein pecus ovillum nenne, so sind es doch auch Menschen und bedürfen der Ruhe."

„Es ist wahr, Herr Constabler," erwiederte jetzt, froh eine Gelegenheit gefunden zu haben, Peter Voorst, „man muß Eure rastlose Thätigkeit bewundern. Ueberall seid Ihr und Eure Stückknechte; wo es Noth thut und wo Ihr Hand anlegt, da geht es auch gut."

„Ei ja, da mögt Ihr Recht haben, Herr van Voorst! Ich bin heute schon an allerlei Orten gewesen, selbst da, wo man mich gewiß nicht vermuthet hat, und denke überhaupt, daß kein irgend erheblicher Vorwurf oder crimen auf mir haftet, was ich mit Gott jedem anderen Christenmenschen auch wünsche."

„Aber Ihr geltet auch viel bei Euren Vorgesetzten, Herr Constabler, das muß wahr sein. Wer von Euch spricht, thut es mit Achtung und Veneration. Ich selbst habe schon so viele Beweise Eurer Tapferkeit oder fortitudo animi, wie sie mein lateinischer Magister zu nennen pflegte, daß ich gar zu gerne Euch auch einmal eine Probe meiner aufrichtigen Gesinnung gäbe. Solltet Ihr vielleicht einst in den Fall kommen, meinen Säckel als den Eurigen zu betrachten, so werdet Ihr sehen, daß Peter Voorst nicht allein mit dem Worte, sondern auch mit der That bereit ist."

„Hm! hm! — Hört, Domine Voorſt — daß Ihr Euer Geld übrig haben müßt, glaube ich Euch, denn Ihr verliert die Säcke mit dergleichen nervus rerum, wie unſereiner eine Patronenhülſe, aber wendet Euch mit Euren Anerbietungen zu denen, die es brauchen. Mich bezahlt der Kurfürſt, mein durchlauchtigſter Herr, das heißt, ich will damit nicht ſagen, daß ich keine Rückſtände zu fordern hätte, aber ich habe zur Genüge und da es mit dem Kurprinzen das Ausſehen hat, als wolle er tüchtig und fortiter auf die Schweden losgehen, ſo wird es mir auch an rechtſchaffener Kriegsbeute nicht fehlen. Alſo gratias für das Anerbieten.“

Peter Voorſt biß ſich auf die Lippen, als er hörte, daß jener um die verlorenen Säcke wußte. Aus dem Tone und dem verächtlich weggewendeten Kopfe des alten Conſtablers ſah er, daß ſein Geheimniß, das er ſo tief bewahrt glaubte, auf dem Punkt ſtehe, verrathen zu werden und wagte es daher nicht, das Geſpräch noch weiter fortzuſetzen. Nur ein Gedanke hatte jetzt Raum in der Seele dieſes furchtbaren Menſchen. Schwichow mußte aus dem Wege geſchafft werden. Nicht dieſe Nacht durfte er überleben, ſollte nicht die ganze Frucht langjähriger verbrecheriſcher Thätigkeit in einem Augenblicke verloren gehen. Aber wie war dem Alten beizukommen? Ihn meuchlings überfallen, wenn er das Schloß verließ? Das war ungewiß, denn wahrſcheinlich erwarteten ihn einige ſeiner Stückknechte

auf dem Domplatze. Und dann die bekannte Körperstärke dieses abgehärteten, gestählten Kriegers! — Gift? — Ja! Das war das Sicherste! Aber konnte er hoffen, bei der Verachtung, die der alte Schwichow gegen ihn zeigte, sich ihm mit einem Trunke zu nähern. Noch sann er über die Möglichkeit nach, wie er seinen scheußlichen Plan wohl ausführen könne, als er sah, daß der Junker von Stockfisch eine Kanne Wein vorgesetzt erhielt und bemerkte, daß Schwichow durstig nach jenem hinüberblickte. Eilig sprach er einige Worte mit dem Kellermeister, zeigte auf den Constabler, der ein Liebling des Kurfürsten, des Kanzlers und sogar schon des Kurprinzen sei und bat um eine Kanne Wein für ihn, die gern bewilligt wurde, weil der Geber dadurch Gelegenheit bekam, zweie in Rechnung zu bringen. Unbemerkt leerte er eine kleine Büchse mit flüssigem italienischen Gift in die Kanne, gab sie einem vorübergehenden Kellerknechte mit der Weisung, sie dem alten Constabler dort vom Kellermeister zu bringen und stellte sich dann lauernd und mit gräßlicher Sicherheit im Blick an die Thür, so daß das Gewühl der kommenden und gehenden Dienerschaft ihn der Beobachtung entzog.

Freundlich schmunzelnd empfing Schwichow die Kanne und wollte sie eben an den Mund setzen, als auf dem Gange, der vom Marschalk-Zimmer zur Treppe des ersten Geschosses führte, Sporen klirrten, Stimmen laut wurden, die nach den Or-

donnanzen fragten, und die Feldwaibel der andern Regimenter, welche eben ſo, wie Schwichow, hier auf weitere Befehle warteten, zur Thür eilten. Auch Schwichow rückte ſich das breite Wehrgehenk zurecht, drückte ſich den Hut auf den Kopf, murmelte einen kräftigen Fluch zwiſchen den Lippen, trank aber nicht, ſondern wollte eben aus der Thür treten, als zu ſeinem Erſtaunen der Kurprinz ſelbſt in das Marſchalk-Zimmer trat, ſich fröhlich darinn umſah und in heiterem Muthe Allen einen guten Abend zurief.

Schwichow konnte den Hut nicht ſo raſch wieder vom Kopfe reißen, als der Kurprinz mit Alles gewinnender Freundlichkeit ſchon die Hand auf ſeine Schulter legte und ihm zurief:

„Auch für Euch habe ich einen Dank meines Kurfürſtlichen Vaters und Fürſten, alter Herr! Eure Brummbären haben tüchtig mit aufgeſpielt bei meinem Ehrentanze. Ich habe wohl geſehen, welch' ein zuverläſſiger Büchſenmeiſter Ihr ſeid. Geht nur hinaus zu den Andern, dort werden die Ordonanzen für die Nacht gegeben. Laßt Eure Leute hübſch ausruhen nach ihrem harten Tagewerke, und thut Euch eins gütlich, hört Ihr? Die Berliner können Euch tüchtig auftiſchen, denn Ihr habt ihnen die Brandſchatzungen geſpart."

„Hat gute Wege, Durchlaucht! — Die Berliner ſind zähe, es hält ſchwer, von denen was Gutes

zum Imbiß zu kriegen. Das hat keine Zucht und keine Munificenz."

„So! — Also noch immer die Alten? Haben sich nicht geändert, seit ich in Holland war. Nun, so sucht es hier einzubringen — ich sehe, hier wird ganz wacker geschmauſt. Kommt! kommt! Herr Conſtabler, trinkt und laßt es Euch wohl sein."

„Quod non, princeps atque dux belli! Das würde sich nicht schicken, in Gegenwart und unmittelbarer Präsenz eines so durchlauchtigen Herren seinen körperlichen Gelüſten nachzuhängen."

„Nun so muß ich Euch schon den Trunk kredenzen. Gebt mir die Kanne dort! So! — Auf die Ehre der brandenburgiſchen Fahnen!"

Der Kurprinz trank einen Schluck von dem vergifteten Wein, ſetzte aber die Kanne gleich wieder nieder, als er den unangenehmen, widerlichen Geſchmack des Weines bemerkte und rief:

„Kellermeiſter! Habt Ihr keinen beſſern Wein für einen ehrenwerthen alten Soldaten? Das iſt ja bitterböſes, saures Zeug! — Raſch eine Kanne ſo guten Weines, als ihn der Herr Kanzler nur trinkt. Ich denke, wir verdienen heute einen herzhaften und echten Trunk, nicht wahr, Herr Conſtabler? So! — Jetzt trinkt und laßt es Euch wohl sein, dann aber auf den Wall und gute Wacht gehalten! Guten Abend Kinder, guten Abend!"

„Guten Abend, Durchlaucht! Gott ſegne und erhalte uns unſeren gnädigen jungen Herren," ſo beantworteten, wie aus einem Munde, alle Anweſenden den freundlichen Gruß des Kurprinzen, als er das Marſchalk-Zimmer verließ.

Mit innerem Entſetzen hatte Peter Voorſt den Kurprinzen von dem vergifteten Weine trinken ſehen. Heftig zitternd und kaum ſeiner Sinne mächtig, ſtürzte er jetzt herbei, um ſich auf irgend eine Weiſe jener Kanne zu bemächtigen, deren Inhalt ein furchtbarer Beweis gegen ihn werden konnte. In der allgemeinen Aufregung, welche das herablaſſende Benehmen des Kurprinzen unter Allen hervorgebracht, die im Marſchalk-Zimmer gegenwärtig waren, wurde es ihm leicht, durch eine geſchickte Wendung die Kanne umzuſtoßen und den Wein zu verſchütten. Niemand achtete darauf. Ja, als Schwichow ſchon längſt das Schloß verlaſſen hatte und die Kellerknechte das herumſtehende Geſchirr wegräumen wollten, um auf's Neue für die oben aufwartende Dienerſchaft zu decken, gelang es ihm die Kanne ſelbſt, in der ſich noch ein weißlicher Bodenſatz zeigte, unter ſeinem Mantel bei Seite zu ſchaffen. Dann verließ auch er in der heftigſten Aufregung das Schloß.

XI.

„Die Ehre der Brandenburgiſchen Waffen!“ — Dies war der erſte Trinkſpruch, den der Kurfürſt beim Nachtmahle ausbrachte, und ein ſchmetternder Tuſch der Trompeten, Zinken und Pauken trug ihn weit hinaus in die ſtille Herbſtnacht. Die erſte Tracht war ſchon vorüber, als der Kurprinz ſeinen Stuhl an der Tafel einnahm; zwiſchen ſeiner Mutter und der Gräfin von Schwarzenberg, gegenüber dem Kanzler, hatte der Kurfürſt ſelbſt ſeinen Platz beſtimmt. Nur die Kurfürſtliche Familie und die höchſten Beamteten des Kurſtaats ſaßen an der erſten Tafel, während der Hofſtaat dieſelbe umſtand, im anſtoßenden Saale aber die Eingeladenen an vier großen Tafeln ſpeiſten. — Gerhard ſtand mit den übrigen Offizieren des Gefolges hinter den Stühlen und hatte den Kanzler dicht vor ſich, ſo daß er Renaten und neben ihr den Kurprinzen genau beobachten konnte. Bis zu dem Augenblicke, wo Gerhard dieſen Platz eingenommen hatte, war Renate unruhig und ängſtlich geweſen, nun aber überließ ſie ſich in harmloſer Unbefangenheit dem Glück, das Lob des Geliebten aus dem Munde des Kurprinzen ſelbſt zu hören. — Das Bewußtſein ritterlicher That und die erſichtliche Liebe Aller, die ihn umgaben, hatten den Fürſtenſohn ſo froh, ſo glücklich geſtimmt, daß er gern in der Anerkennung

fremden Verdienſtes dem eigenen Hochgefühle Worte gab. — Renate durfte es zwar nicht wagen, ihre Blicke auf Gerhard zu heften, da ihr Vater jede ihrer Bewegungen beachtete, aber deſto reichere Entſchädigung fand ſie in lebhafter Unterhaltung mit dem Kurprinzen, der ihren anſcheinend unbefangenen Fragen nach den kleinſten Nebenumſtänden des Gefechtes am Köpniker Thore mit vollem Herzen entgegen kam und nicht ahnete, wie jede Erwähnung des Antheils, den Gerhard daran genommen, das Mädchen ſeiner Wahl beglückte. — Gerhard aber theilte das Entzücken der Geliebten nicht. In ihrer vertraulichen Annäherung und ausſchließlichen Aufmerkſamkeit auf die Worte des Kurprinzen fühlte er ſich verletzt und durch das Bewußtſein der Kluft gequält, die ihn von der Geliebten trennte. — — O, hätte er einen Blick in Renatens Seele thun können, er würde erkannt haben, mit wie reiner, keuſcher Liebe ſie nur ſeiner gedachte, wie nur ſein Bild ihr ganzes Herz erfüllte. —

Der alte Geheimbderath Seyfried von Dueiß, welcher nicht weit vom Kanzler ebenfalls an der erſten Kurfürſtlichen Tafel ſaß, rief nach der zweiten Tracht ſeinen Sohn zu ſich heran und gab ihm ein kleines vergelbtes Pergament und ein daran befeſtigtes Papier mit der Weiſung, beides in Muße zu leſen. — Er hatte mit den von Peter Voorſt erhaltenen wichtigen Papieren, bei wiederholter ſpäterer Durchſicht, das Pergament gefunden und anfangs

nicht darauf geachtet, weil es nur eine sonderbar gestaltete Figur enthielt; die nähere Bezeichnung mit der Signatur M. 12 ließ ihn aber schließen, daß es wohl das im Gutachten des ehemaligen Astrologen Pedro Santorius erwähnte Horoskop sein könne, und die genauere Prüfung bestätigte diese Vermuthung. Er hatte es zu sich gesteckt, um mit dem Sohne bei Gelegenheit des Banketts davon zu sprechen, aber die rasche Folge der Begebenheiten hatte dies bis jetzt verhindert. — Während der Tafel erinnerte ein zufälliger Griff in die Brusttasche seines Kleides den Geheimderath aber an seine Absicht, und da Gerhard unthätig unter dem Gefolge stand, so glaubte er ihn durch die Mittheilung dieser seltsamen Papiere zu beschäftigen. —

Dem Sohne kam diese Unterbrechung erwünscht, denn immer peinlicher wurde ihm der Anblick Renatens, die nur Sinn für die unzweideutige Huldigung des Kurprinzen zu haben schien. Er zog sich, nachdem er von seinem Vater gehört, was ihn zu dieser Mittheilung veranlaßt, in ein kleines Erkerzimmer zurück, dessen offenstehende Thüren ihm den Ueberblick über die Tafel gewährten, und las mit Erstaunen Folgendes:

Horoskop

nach der Nativität eines weiblichen Individuums, Vornamens Ursula, gestellt, in der Mitternacht vom 1. zum 2. August des Jahres 1550.

Verlangender des Horoscopii: Münzmeister, auch Kämmerer Sr. Kurfürstl. Gnaden Lippoldus.

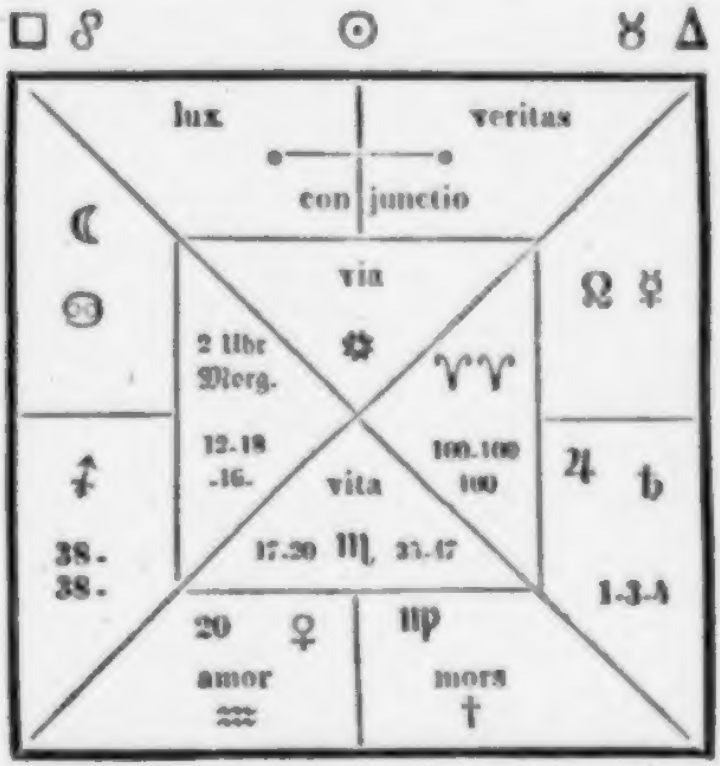
Nativität: Name Urſula, eigentlich Sareſja, welches ein wendiſcher und heidniſcher Name iſt, ſtammt mütterlicher Seits angeblich von alten wendiſchen Fürſten, väterlicher Seits jedoch illegitimiter von einem chriſtlichen Ritter.

Dies der Geburt: Primus decembri 1518.

Hora der Geburt: 2 Uhr Morgens.

Wetter: Mondſchein hell und klar, häufige Sternſchnuppen. Wind aus Oſten, bitter kalt und trocken.

Zuſammenſtellung derer Nativität:



Tetragrammaton.

Gehet hervor:

Das Kind iſt merkurialiſch feuriger, aber auch temperirter Natur.

Als Kind häßlich, nachher von großer Leibesſchönheit und Vollkommenheit.

Seine Krankheiten werden ſein: Geſchwulſt, Schwindel und Nierenleiden.

Gefährliche Jahre: Das 17te, 20ſte, 35ſte und 47ſte Jahr. Stirbt eines gewaltſamen Todes. Ueberſteht ſie das 35ſte und 47ſte Jahr, ſo erreicht ſie ein hohes Alter in Ehren und ſtirbt eines natürlichen Todes am 5ten eines naſſen Monats.

Durch die Conjunctio im 11ten und 12ten Hauſe der Nativität wird ſie ſchwere Fährlichkeiten, Raub, Ehrenkränkung und Gewiſſensbiſſe zu beſtehen haben, auch ihren Angehörigen viel Kummer und Elend bringen.

Im Hauſe vitae zeigt der Scorpion ein grauſames Uebel an, das erblich iſt. Der doppelte Widder im benachbarten Hauſe giebt dreimal die Zahl 100, als welches andeutet, daß je von 100 zu 100 Jahren das Uebel durch rotation bei denen Abkommen wieder zum Vorſchein kommt. Worin das Uebel beſteht, findet ſich unter keinem chriſtlichen Himmelszeichen, doch iſt es ſaturniniſcher oder tödtender Natur. Dies Uebel kann aber nur dann behaften, wenn der Nachkomme ein Verbrechen begehet — dann trifft es ihn und ſeine Behaftung

bringt Tod für Andere zu Wege. Das gefährliche Jahr iſt 38!

Uebrigens iſt gegenwärtiges Individuum verliebter Natur, wegen der Venus im Hauſe Amoris. Wird mancherlei Anfechtungen zu beſtehen haben, aber zu hohen Ehren kommen, auch ſonſt bis zu den gefährlichen Jahren eines guten Daſeins und ziemlicher Geſundheit genießen.

Dies iſt die Nativität Urſulä.

Pedro Santorius.
Astrologus.

Ad marginem: Iſt ſo weit richtig eingetroffen, ſtarb gewaltſam im 35ſten Jahre ihres Alters anno 1351. Das Uebel iſt der „böſe Blick," mit welchem ſie ihr Kindlein († † †) Joachim getödtet.

Lippold

Gerhard verſank, als er die Durchſicht der Papiere beendet, in trübes Sinnen. Er war ein Abkomme jener unglücklichen Frau, der hier ein Horoscop geſtellt war, das ſich ſo furchtbar wahr erwieſen. Noch war die Zeit nicht ſo weit vorgeſchritten, den Einfluß der Sterne auf die Geſchicke des Menſchen zu läugnen, im Gegentheil hatte das Beiſpiel der ausgezeichnetſten Männer den Glauben daran nur noch feſter wurzeln laſſen, und eine unheimliche Ahnung überkam ihn, als er die Zahl 38 als dasjenige Jahr bezeichnet ſah, in welchem jenes

räthſelhafte und grauenvolle Uebel nach hundert Jahren wiederkehren würde. Aber nur dann ſollte ein Nachkomme davon befallen werden können, wenn er ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht. Und hatte er denn nicht den Hauptmann von Arnheimb erſchlagen, — nicht im Zweikampf, ſondern im Anfall eiferſüchtiger Wuth? — Wehe, wehe! wenn ſeine That ſich ſo fürchterlich rächen ſollte! und grade jetzt, wo die Zukunft ihm zu lächeln ſchien. — Wer gab ihm Licht in dieſem dunklen Labyrinthe?

Da wurde es drinnen an der Kurfürſtlichen Tafel unruhig. Die Stühle wurden zurückgeſchoben, man ſtand auf und doch war das Nachtmahl noch nicht vorüber. Schnell ſeines Dienſtes gedenkend, verbarg er die Papiere und eilte in den Saal, wo Alles ſich um den Kurprinzen drängte, der plötzlich unwohl geworden war und mit Todesblässe auf dem Geſichte nur ſeine Eltern zu beruhigen ſuchte. Der Kurfürſtliche Arzt, welcher im zweiten Saale unter den Eingeladenen geſpeiſt, ſchüttelte den Kopf nach kurzer Unterredung mit dem Prinzen und ordnete ſofort Ruhe und Abgeſchiedenheit an. Zwar ſuchte er den Kurfürſten und die Kurfürſtin damit zu beruhigen, daß es wahrſcheinlich nur die übermäßige Anſtrengung in den letzten Stunden ſei, welche den geliebten Sohn für den Augenblick unwohl mache, aber ſeine bedenkliche Miene ſtrafte ſeine Worte Lügen. Man führte den Kurprinzen auf ſeine Zim-

mer, und obgleich der Kurfürſt den Befehl gab, das Bankett ſolle ungeſtört fortfahren, ſo hatte doch dieſe plötzliche und unerklärliche Erkrankung, ſo wie die Entfernung der Kurfürſtlichen Familie vom Nachtmahl, die frohe Stimmung der Gäſte ſo geſtört, daß in trüber Stille das Mahl endete und früher, als jeder gedacht, die Bankett-Säle leer und öde waren. Niemand wollte mehr tanzen, obgleich die luſtige Muſik laut genug dazu aufforderte, und bald hörte auch dieſe auf, da Einer nach dem Andern ſich entfernte. Der Kanzler war dem Kurfürſten gefolgt, nachdem er Renaten einen Wink gegeben, das Schloß zu verlaſſen, und dieſe beſtürzt und tief ergriffen von der Krankheit, die den Kurprinzen ſo plötzlich an ihrer Seite überfallen, war ſo verwirrt und erregt, daß ſie ſich faſt willenlos von dem Oberſten von Burgsdorf an den Tragſeſſel geleiten ließ, ohne nach Gerhard umzuſchauen, der gerne noch vor ihrer Entfernung eine Beſtätigung gehört, ob er Hoffnung habe ſie zur Nacht zu ſprechen. Im höchſten Grade verſtimmt und unmuthig, zog ſich nun auch Gerhard zurück, ſuchte Ruhe und Erkräftigung auf einem Gange durch den Luſtgarten, und ſehnte den Augenblick herbei, wo es ihm vergönnt ſein würde, die Geliebte nach der peinigenden Trennung des ganzen Abends wieder zu ſehen.

Kaum war die junge Gräfin im Schwarzenbergiſchen Pallaſte angekommen, als ſie nach Catherinen verlangte, ihre andere Dienerinnen entließ, um

ungeſtört mit dieſer allein zu ſein. Raſch beriethen Beide nun jede Möglichkeit, wie die Liebenden ſich wohl ſehen könnten, und als dieſe gefunden war, eilte Catherine Rohloff in ihren Kapuz-Mantel gehüllt auf die Straße, um dort Gerhard zu erwarten. Zwiſchen der Spreegaſſe und dem Domplatze ging ſie auf und nieder, oft auch bis zur Mitte des Turnier- und Karuſſelplatzes, damals ſchon wie jetzt die Stechbahn geheißen. Das ganze prächtige Gebäude der Statthalterei, wie der Schwarzenbergiſche Pallaſt vom Volke genannt wurde, war dunkel, denn der Kanzler hatte nur ſeinen Leibdiener mitgebracht, ſeinen übrigen zahlreichen Haushalt aber einſtweilen noch in Spandau zurückgelaſſen. Nur in einem Seitenflügel gegen die Spreegaſſe hin brannte Licht und ſchien die Rückkehr des Grafen vom Schloſſe zu erwarten, während die junge Gräfin, deren Zimmer nach der Waſſerſeite, den Feſtungswerken bei der jetzigen Münze gegenüber lagen, ebenfalls die Fenſter mit ſchweren Vorhängen bedeckt hatte, die keinen Lichtſchimmer hindurch ließen.

Schon mehreremale war Catherine ſo die ganze Länge der Brüderſtraße auf und niedergegangen, als ſie bemerkte, daß ihr ein Soldat folgte, der ſie zu beobachten ſchien. Beſorgt hüllte ſie ſich feſter in ihren Mantel, erkannte indeſſen, als ſie um den Dom gegangen, dann aber wieder zur Statthalterei zurückgekehrt war, ihren Gottlieb in dem Pique-

nier, welcher vor der Statthalterei ſtand und ſehnſüchtig nach den dunklen Fenſtern hinaufblickte.

„Gottlieb! Um Gotteswillen, Gottlieb! Biſt Du es oder biſt Du es nicht?“

Gottlieb Knorre, der, nachdem die Truppen vom Kurprinzen bis auf einige Compagnien für die Nacht in ihre Quartiere entlaſſen worden waren, keine Ruhe gehabt und von dem alten Schwichow erfahren hatte, daß Catherine mit der jungen Gräfin in der Statthalterei wohne, war mit der Abſicht in die Brüderſtraße gekommen, ſich ihr wo möglichſt zu nähern, nun er ſie aber ſchneller und leichter, als er es gehofft, fand, ſtand ihre Untreue und Falſchheit wieder mit grellen Farben vor ſeiner Seele und erzürnt antwortete er auf ihre Frage:

„Du ſchlechte, ehrvergeſſene Dirne! unterſiehſt Du Dich noch mich anzureden? Pfui! Ich wollte mich ſchämen.“

„Aber ſo höre mich doch nur, Gottlieb! Ich bin ja ganz unſchuldig, wenn der Schein auch wider mich iſt. — Laſſe Dir doch nur erzählen, wie Alles zugegangen iſt.“

„Nicht wahr, daß Du mir irgend eine Lüge in den Bart erzählſt? Oh, ich kenne jetzt Deine Falſchheit. Meine Kameraden haben es mir wohl geſagt ich ſollte doch einem Weibsbilde nicht trauen! — Schöne Dirne! Hat einen Hauptmann bei ſich im Kämmerlein und dann noch einen, Gott weiß wen? Peſtilenz und böſes Zeug! Krieg ich

den Kerl mal unter meine Fäuſte, der mich ſchon vor der Hochzeit zum Hahnrei machen wollte, ſo ſollte ihm die Luſt dazu für immer vergehen!“

„Aber ſo ſchreie doch nicht ſo entſetzlich, lieber Gottlieb! — Ach Gott, ich kann es mir ja recht gut denken, wie böſe Du biſt und ich will mir ja auch Alles herzlich gern gefallen laſſen. Schlage mich, ſchlage mich meinethalben todt, aber dann höre mich auch an.“

„So? — Und was thuſt Du denn jetzt ſchon wieder auf offener Straße, wenn andere Mädchen, die Zucht und Ehrbarkeit im Leibe haben, im Bette liegen oder hinterm Spinnrade ſitzen? Willſt Du mir etwa weiß machen, Du hätteſt mich hier erwartet? Geh! geh! Du ehrvergeſſene, ſchlechte Dirne! Na! was weinſt Du denn nun? Ja, weinen kann Jeder! Wenn Du ehrlich an mir gehandelt hätteſt, brauchteſt Du jetzt nicht zu weinen! Schluchze doch nicht ſo! Ich will ja zuhören, was Du mir zu ſagen haſt, aber höre auch auf zu weinen.“

„Ach Gott, ach Gott! Am jüngſten Tage wirſt Du es noch bereuen, wenn Du mich eine ſchlechte Dirne nennſt. Ich kann jeder Zeit ehrlich vor Dich hintreten und ſagen: an mir iſt keine Schlechtigkeit. Du guter Gott! Muß ich das von Dir erleben? Ach! ach!“ —

„Na ſo rede aber auch, ich will ja geduldig zuhören. Weine doch nur nicht mehr! — Ei ſo wollte ich auch gleich, daß der Teufel —“

„Ja fluche nur! Bei dem Soldatenvolk haſt Du nichts als Untugenden gelernt. Schäme Dich, Gottlieb! — früher war ich Dir gut — ſo gut — aber jetzt kann ich Dich gar nicht mehr leiden.“

„I Du wirſt doch nicht, Catherinchen?“

„So ein ſchlechter Menſch, wie Du biſt. — Ah, ah!“

„Nun ſo ſchlage das Donnerwetter drein, jetzt macht ſie mir Vorwürfe. So iſt es recht! Das hat man davon, wenn man ſich mit dem Weibsvolke erſt abgiebt. Jetzt rede oder rede nicht. Mir einerlei! Wir ſehen uns nie mehr wieder! Verſtehſt Du mich!“

Catherine merkte nun wohl, daß ihre Thränen die gehoffte Wirkung hervorgebracht, hing ſich an ſeinen Arm und ging mit ihm auf den Domplatz, wo ſie dem gutmüthigen und leichtverſöhnten Gottlieb Alles auseinanderſetzte und erklärte, was in Spandau geſchehen war. Sie begegnete jedem ſeiner Zweifel mit der vollen Wahrheit, beantwortete alle ſeine Fragen ſo aufrichtig und überzeugend, daß er froh war, ihr wieder ganz und unbeſchränkt trauen zu können. Selbſt die Urſache, wegen welcher ſie jetzt ſo ſpät zur Nacht noch auf der Straße war, theilte ſie ihm offen und ohne Rückhalt mit, ſo daß er ganz überzeugt und das gegenſeitige Vertrauen wieder hergeſtellt wurde. Da Gerhard ſich noch immer nicht ſehen ließ, ſo erzählte Gottlieb der Erſtaunten von dem reichen Funde, den er ſo zufällig

im kleinen Jüdenhofe gemacht. Er hatte das Geld gezählt und über 600 Thaler ſchönes blankes Silber in den Beuteln gefunden; dieſe Summe konnte Beiden zu einem ſorgenfreien Eheſtande verhelfen, wenn ſie in Gottliebs Händen blieb oder wenn dies auch nicht der Fall war, ſo war doch jedenfalls eine Belohnung für den Finder verlorenen Geldes oder den Angeber eines ungeſetzlichen Verkehrs zu hoffen. Die Verſöhnten überließen ſich den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft, und zweifelten keinen Augenblick, daß auch die Heirath des jungen Hauptmanns von Queiß mit der Gräfin Renate, bei der ſie, nach ihrer Meinung, gar kein Hinderniß ſahen, ihnen nützlich ſein müſſe.

Während Gottlieb und Catherine ſo auf dem Domplatze froh in die Zukunft blickten, war der Kanzler allein vom Schloſſe nach Hauſe gekommen und gleich in ſein Zimmer gegangen. Er fragte ſogleich, ob ſeine Tochter noch auf ſei und eilte auf die bejahende Antwort, ohne ſich nur einen Augenblick der Ruhe und Erhohlung zu erlauben, in den anderen Flügel des Gebäudes hinüber. Renate erſchrak heftig, als ſie den Vater mit ſichtbaren Spuren der Erregung und Unruhe in ihr Zimme treten ſah, wo ſie jeden Augenblick das Erſcheinen Gerhards erwarten mußte. Was konnte ihn noch ſo ſpät zu ihr führen? Was war geſchehen? Was ſollte ſie hören? Dieſe Fragen bewegten ihr Inneres und da ſie ſeit ihrer Abreiſe aus Spandau

den Vater nicht allein gesprochen, so konnte es ihm nicht auffallen, daß sie schweigend und mit niedergeschlagenen Augen erwartete, wie er sie anreden würde.

„Es ist mir lieb, Renate, daß Du noch nicht zur Ruhe gegangen bist. Ich habe noch Wichtiges mit Dir zu sprechen. Gewiß hat der Glanz des Banketts Dich aufgeregt und bannt den Schlaf von Deinen Augen. Sage dem Erhard oder lasse ihm sagen, daß er mir meinen Schlafrock herüberbringt, ich bin müde, müde an Geist und Körper. Lasse mir einen Trunk recht frischen kalten Wassers bringen, hörst Du? Aber recht frisch!"

Renate verließ das Zimmer, bestellte das Verlangte und befahl dem Hauswart, ihrem Mädchen Catherine, wenn sie zurückkäme, gleich zu sagen, daß der Vater noch bei ihr sei, sie also nicht ungerufen in das Zimmer treten solle. Mit dieser Bestellung sank ein schwerer Stein von ihrer Brust und erleichtert, doch immer noch zweifelhaft über das, was ihren Vater zu so ungewohnter Zeit zu ihr geführt, kehrte sie mit dem Schlafrock und dem großen Kelchglase frischen Wassers in ihr Zimmer zurück, wo der Kanzler mit großen Schritten, die Hände auf dem Rükken, auf und nieder ging.

„Hier, mein Vater!"

„Gieb her! — Ach! das erquickt — das gießt neues Leben in den überbotenen Körper — so! Hilf mir die Ketten und das Wamms ablegen! so, jetzt

den Rock! Ich danke Dir, mein Kind! Seit geſtern Abend bin ich in ununterbrochener Unruhe und Thätigkeit. Heute in der Frühe die Ankunft des Kurprinzen, — die Sorge um Dich — der Ritt nach Berlin, — das Bankett. Ich fühle es, daß ich älter werde. — So, ſetze Dich zu mir! — Wie ſchön Du heut geweſen biſt! Mein gutes Kind! Meine ſchöne, liebliche Renate!"

Während der Graf ſeine Tochter auf die Stirn küßte und ihr Geſicht mit beiden Händen liebkoſend zu ſich aufrichtete, fragte Renate:

„Es geht doch beſſer mit dem Kurprinzen, mein Vater?"

„Vor zehn Minuten erſt verließ ich ſein Bett! Denke Dir, Renate, nach der Behauptung des Arztes hat der Prinz Gift bekommen, und nur der überaus kräftigen Natur des Jünglings verdanken wir es, wenn es keine gefährliche Folgen für ſein ganzes Leben hat. Das Gift iſt wieder von ihm gegangen. Der Arzt iſt beſchäftigt, genau zu unterſuchen, welcher Art es war. Aber jede Gefahr iſt vorüber, wenigſtens für den Augenblick."

„Gift? Das iſt ja entſetzlich! Wer könnte?" —

„Das habe ich auch mich bis jetzt vergebens gefragt. Der Arzt behauptet, das Gift müſſe in den Speiſen oder in dem Wein bei der Abendtafel geweſen ſein. Aber wir Alle haben von denſelben Speiſen gegeſſen, wir Alle haben denſelben Wein getrunken. Kein Fremder hat ſich der Tafel ge-

nähert. Nur die vertrauteſten Leibdiener haben uns bedient. Der Prinz erinnert ſich nicht, ſeit dem Imbiß heut Mittag bei dem Dorfe Lietzow etwas gegeſſen oder getrunken zu haben und hält die Meinung des Arztes für eine Täuſchung. Auch ich bedurfte der wiederholten und feierlichen Verſicherung des verſtändigen und rechtlichen Mannes, um an eine Vergiftung zu glauben. — Wehe dem Schuldigen! Ich will mein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, bis dieſe Schandthat gerächt iſt, ſo wahr ich mir bewußt bin ein redlicher Diener meines Herrn zu ſein!"

„Welch unerklärliche Begebenheit! Wer könnte dem Kurprinzen auf ſo fürchterliche Weiſe nach dem Leben ſtehen? — So gut, ſo heldenmüthig, ſo ſchön und männlich — —"

Ja, meine Tochter, Alles das iſt er — und große Hoffnungen mögen die Marker an dieſen wunderbar begabten jungen Fürſten knüpfen. Wenn ich ihm dies zugeſtehe, ſo kannſt Du um ſo zuverſichtlicher auf ſeine künftige Größe hoffen, als mit dem erſten Schritt auf den Kurſtuhl Graf Schwarzenberg aufhören wird Kanzler Brandenburgs zu ſein. Mein Lob und meine Anerkennung kommt alſo gewiß aus lauterer Quelle, und das iſt eben der Gegenſtand, über den ich heute noch zu Dir ſprechen muß, wenn ich Ruhe auf meinem Lager finden ſoll."

„Mit mir, lieber Vater, über die Zukunft des Kurprinzen?“

„Mit Dir über die Zukunft des Kurprinzen! Du ſiehſt mich erſtaunt und fragend an? Bald wirſt Du mich verſtehen können. — Höre mich ruhig an. — Du wirſt gewichtige Worte von mir hören und wahrlich, nie hätte ich gedacht der eigenen Tochter Rechenſchaft über Dinge geben zu müſſen, die nur in den Rath ernſter Männer gehören. Suche mir zu folgen und unterbrich mich nicht. — So, rücke mir das Kelchglas näher heran, ſetze Dich dorthin und ſtelle das Licht hinter jene Stuhllehne — der Schein blendet meine Augen. — So!“ —

„Du kennſt meine Anhänglichkeit, meine unerſchütterliche Treue für den Kaiſer. Das Volk haßt mich dafür, der Kaiſer ſelbſt hält mich für einen feilen Miethling. Ich aber fühle mich rein von jedem Vorwurf. Ich bin kein Brandenburger, aber ich bin ein Deutſcher und weiß, daß Deutſchland nur dann etwas iſt, nur dann dem lauernden Frankreich, dem gierigen Spanien, dem hungrigen Schweden widerſtehen kann, wenn es Eins iſt in allen ſeinen tauſend und aber tauſend Theilen. Von Jugend auf in hohen Staatsämtern, habe ich erkannt, was leider ſo Wenige erkennen, daß im Kaiſer die Einheit Deutſchlands liegt und liegen muß. Für mich beſteht kein Brandenburg, kein Sachſen, kein Bayern und Schwaben, ich erkenne nur einzelne Glieder des mächtigen deutſchen Rieſen an,

die nur dann den Zweck ihres Daſeins erfüllen, wenn ſie zur Erhaltung des Ganzen beitragen. Nicht dem Kaiſer beweiſe ich Anhänglichkeit, nein, der Kaiſerlichen Krone, gleichviel wer ſie auch trage. Ja, trüge ſie ein Proteſtant, ſo ſehr mir der bloße Gedanke auch widerſtrebt, ich würde für ihn wirken, wie ich es bisher für den Katholiken gethan. Wäre George Wilhelm Kaiſer und ich Statthalter in Oeſtreich oder Schwaben, ſo würde mir Oeſtreich und Schwaben nichts anderes gelten, als im Verhältniß zum großen Ganzen des unter der Kaiſerkrone vereinten Deutſchlands. Nicht Schweden, nicht Frankreich ſoll einen Theil Deutſchlands haben, ſo lange ich Kanzler in ihm bin, denn haben ſie nur erſt den Theil, ſo ſtürzt bald das Ganze, und eher mag eine ganze Bevölkerung zu Grunde gehen, eher eine Wüſte aus den Marken werden, ehe ich ein anderes als deutſches Geſetz hier anerkenne. — Daß ich in dem was ich thue von der Mitwelt verkannt werde, weiß ich und wußte ich, als ich mein ſchwieriges Werk begann, aber die Nachwelt ſoll mich einſt beurtheilen, wenn Gott mir ſeinen Beiſtand nicht verſagt. Die glänzenden Eigenſchaften Friedrich Wilhelms laſſen mich indeſſen fürchten, daß er, auf eigene Kraft vertrauend, den Zweck ſeines Lebens mehr in der eigenen Größe und Erkräftigung, als in ſeiner Dienſtbarkeit zu der Geſammtheit des deutſchen Volkes ſuchen wird. Bei ſeiner Jugend, bei ſeinem lebhaften Gefühl für das an-

ſcheinend zunächſt Rechte, wird er unfähig ſein, in meinen Berechnungen etwas anderes als Treuloſigkeit gegen die Marken zu finden und wahrlich die Hohenzollern ſind des Kaiſers gefährlichſte Nebenbuhler. Wenn das mit den Erwerbungen und Vergrößerungen ſo fortgeht, wie bisher mit Preußen, Cleve, Jülich, Mark und Ravensberg, ſo ſehe ich es kommen, daß einſt zwei deutſche Kaiſer ſich in die Herrſchaft theilen werden. Einen norddeutſchen Kaiſer von Brandenburg und einen ſüddeutſchen Kaiſer von Schwaben. Dann aber iſt Deutſchland verloren. Schweden und Spanier werden dann Herren ſein, wo jetzt deutſche Fürſten unter einem Kaiſer regieren. — Nie, nie möge das geſchehen.“

„Nun höre mich weiter an, mein Kind. George Wilhelm, mein gnädigſter und durchlauchtigſter Gebieter, hat zu viele Beweiſe meiner Treue und Wirkſamkeit für das wahre und wohlverſtande, wenn auch nicht augenblickliche Intereſſe der Marken, daß er ſich meines Beiſtandes nicht entrathen wird, ſo lange er den Kurhut trägt. Seinem Nachfolger aber bin ich eine Laſt, eben weil ich dem Vorgänger Alles war. — Soll alſo mein Ringen und Kämpfen nicht umſonſt geweſen ſein, ſoll nicht der Heldengeiſt des jungen proteſtantiſchen, mit holländiſchen Ideen von Wohlfahrt und Behaglichkeit des Volks erfüllten Friedrich Wilhelm, die Marken ganz losreißen vom deutſchen Reiche, ſo muß meine

Macht und mein Rath den Katafalk George Wilhelms überdauern. Gott der Allmächtige iſt mein Zeuge, daß nicht jämmerlicher Ehrgeiz meine Schritte leitet, ſondern der eine große Gedanke meines ganzen Lebens. — Der Zufall bietet mir nun ein ſicheres Mittel zur Erreichung meiner Zwecke, und Du, meine Tochter, biſt es, in deren Händen es liegt, mich vor den Augen der Nachwelt als das erſcheinen zu laſſen, was ich bin und was ich ſein will."

„In meiner Hand? — Was vermag ein unerfahrnes, ſchwaches Mädchen — — —? —

„Iſt es Dir etwa entgangen, Renate, wie der Kurprinz von dem erſten Augenblick an Dich auf eine Weiſe ausgezeichnet und Dir gehuldigt hat, daß ſelbſt der Unbefangenſte den Vorzug erkennen mußte, der Dir wurde?" —

„Der Kurprinz hat ſich mir in ritterlicher Höflichkeit genähert, und ſeine Aufmerkſamkeit galt wahrſcheinlich mehr der Tochter des Kanzlers, als dem geſchmückten Mädchen." —

„Wenn Du wirklich glaubteſt, was Du eben ſagſt, Renate, ſo brauchteſt Du wahrlich nicht zu erröthen. — Im Gegentheil, der Eindruck, den Du auf ihn gemacht muß um ſo größer geweſen ſein, da er dem ſchönen Mädchen huldigte, obgleich ſie die Tochter des Kanzlers war. — Aber gleichviel, ich bin nicht gekommen, um Dir nach ſchwatzhafter Mädchen Art Deine kleinen Geheimniſſe abzufragen. Dir ſelbſt überlaſſe ich es, über das nachzudenken,

was Du erfahren, denn Ihr Frauen beobachtet schärfer und urtheilt sicherer, als die meisten Männer geneigt sind Euch zuzugestehen. — Ist es auch jetzt noch nicht Liebe, was der Kurprinz für Dich empfindet, so wird es Liebe werden; sobald Du es willst. — Das Haus Schwarzenberg steht nicht so tief unter dem Hause Hohenzollern, daß eine Verbindung durchaus undenkbar wäre. — Es würde Friedrich Wilhelms erste Liebe sein, wenn ich dem rechtschaffenen und ehrlichen Calchum trauen darf, und ein Charakter wie der seinige, würde nur doppelt erstarken, wenn Hindernisse des Standes und der Meinung ihm hemmend in den Weg treten wollten." —

„Wie könnt Ihr aber nur glauben, mein theurer Vater — —"

„Still, still, Renate! — Nicht jetzt, nicht morgen verlange ich Antwort von Dir. Das Samenkorn habe ich in Deinen Busen gelegt; Dein eigenes Nachdenken und das Bewußtsein dessen, was Dir der Kurprinz gesagt, was die Zukunft daraus erblühen lassen kann, mag es keimen und Wurzeln schlagen lassen. — Jetzt Ade! Möchte mein Geist den Körper Ruhe finden lassen, deren er wahrlich bedarf. Du siehst, ich schweige über Alles, was seit Deinen wiederholten Besuchen im Hause des alten Geheimde-Raths von Queiß mit Dir geschehen ist, obgleich ich Alles weiß. —, Kein Wort jetzt, Renate! — Entschuldige Dich nicht. — denn ich will

nichts erfahren haben und überlasse es der Gräfin von Schwarzenberg meine Tochter zurückzuführen von einer Verirrung, die ihr nicht zur Ehre gereichen würde. — Schlafe wohl, mein Kind, und halte Dich morgen früh bereit, mir auf das Schloß zu folgen; Du sollst den Tag in Gesellschaft der Kurfürstin und der Prinzessinnen zubringen. Ade! — Komm, umarme mich noch einmal! So! Jetzt geh' aber auch zu Bett! —

Der Graf verließ das Zimmer seiner Tochter, welche in wunderbarer Bewegung zurückblieb. — Was hatte sie hören müssen! — Das hatte sie nicht erwartet, nicht erwarten können. Noch bebte sie bei dem Gedanken, daß Gerhard grade in diesem Augenblicke hätte in ihr Zimmer treten können, während der Vater noch bei ihr war — oder wäre er vielleicht von Katherinen in das Nebenzimmer geführt, unwillkührlich Zeuge dessen gewesen, was hier gesprochen worden? — In ängstlicher Hast überzeugte sie sich, ob Gerhard vielleicht schon gekommen sei, aber nichts fand sie, was seine Anwesenheit hätte verrathen können. Der unvermuthete Besuch ihres Vaters, der zu einer Zeit geschehen war, wo sie mit Gewißheit gehofft hatte, allein zu sein, ließ ihr das eigene Beginnen noch frevelhafter erscheinen, und schon wünschte sie, daß der Geliebte heute nicht mehr kommen möchte. Aber wie viel hatte sie ihm zu sagen! Wie sollte sie ihm die Absichten ihres Vaters mittheilen. Was war zwischen ihm und ihrem

Vater vorgefallen? — Sie mußte ihn ſprechen! — Diesmal aber auch gewiß zum letztenmale. Mit dieſen Gedanken, Befürchtungen und Vorſätzen durchlauſchte ſie eine tödtlich lange Stunde, bis Mitternacht vom Domthurme niedertönte, und die Thürme zu St. Nikolai, zu St. Marien und zum heiligen Geiſt in kurzen Zwiſchenräumen antworteten.

XII.

Vergebens hatte Katherine in Gottliebs Geſellſchaft unterdeſſen auf das Erſcheinen Gerhards von Queiß gewartet. — Zwei Stunden waren vergangen und noch immer ließ er ſich nicht ſehen. Gottlieb wünſchte, um ſeiner Braut wieder ganz trauen zu können, aus des Hauptmanns eigenem Munde die Beſtätigung deſſen zu hören, was ſie ihm erzählt, als aber die Domuhr ſchon Mitternacht ſchlug und der Erwartete immer noch nicht kam, wachte ſein Mißtrauen wieder auf und er glaubte ſich von der ſchlauen Katherine hintergangen. Ihre Angſt ſchien ihm Verſtellung und voller Zweifel und Verdacht trennte er ſich von ihr, als ſie ihm ſagte, daß ſie nun nicht länger warten könne, weil ſie ihrer Gräfin Bericht erſtatten müſſe. — Obgleich ſie ihm die Wahrheit erzählt hatte, ſo klang doch das Alles ſo wunderbar und ungewöhnlich, daß er mit Sehn-

ſucht den Beweis dafür aus dem Munde des Mannes herbeiwünſchte, der allein ihn beruhigen konnte. Er ſtellte ſich zwar, als ob er am Dome vorüber nach der langen Brücke gehe, kehrte aber gleich wieder um und ſpähte, ob Katherine auch wirklich in die Statthalterei gegangen war. Er ſah nun zwar deutlich, wie ſie von dem brummenden Hauswart eingelaſſen wurde, aber ſein Mißtrauen hatte ſchon zu feſte Wurzeln geſchlagen, als daß er ihr ſo unbedingt wie früher glauben konnte. Unmuthig und jedes ihrer Worte ſich in das Gedächtniß zurückrufend, ob er keinen Widerſpruch, keine Unwahrheit darin entdecken konnte, ging er in ſein Quartier auf dem kleinen Jüden-Hofe zurück. — Eben wollte er an dem Hauſe des alten Fürchtegott Redlich vorüber, als er denſelben Menſchen aus der Thür treten ſah, der vor vier Stunden hier die beiden Geldſäcke hatte fallen laſſen. Mit ihm war ein junger Mann, deſſen goldberänderter Hut mit der wallenden Feder ihn als einen Offizier erkennen ließ. Gottlieb ſtand unwillkürlich ſtill und ließ Beide an ſich vorüber gehen. Die Männer ſprachen leiſe, aber heftig mit einander und ſchritten der Georgenſtraße zu, als die Hausthür wieder vorſichtig hinter ihnen verriegelt worden war. Die Neugier, zu erfahren wer dieſe Unbekannten wohl ſein könnten, kam mit ganzer Macht über den armen Gottlieb, der gar zu gern das ſchöne Geld auf eine ehrliche Weiſe behalten hätte. — Unbemerkt ſuchte er ihnen zu folgen,

um wenigſtens zu erfahren, wohin ſie gehen würden und ſah, daß ſie denſelben Weg nahmen, den er eben gekommen war. — Der ältere von Beiden ſprach viel, aber ſo leiſe, daß Gottlieb nichts verſtehen konnte, während der Offizier nur durch einzelne Worte und Ausrufungen Unwillen oder Entrüſtung zu erkennen gab. — An der Ecke der Brüderſtraße ſtanden ſie ſtill, der Offizier ging mehreremale an der Statthalterei vorüber, pfiff leiſe, huſtete, klatſchte in die Hände, als ob er Jemanden ein Zeichen geben wolle und plötzlich wurde es dem lauſchenden Gottlieb klar, daß dies wohl Herr Gerhard von Queiß ſein könne, auf den ſeine Katherine ſo lange gewartet. — So ſehr er ſich freute, daß ſie ihm die Wahrheit geſagt, ſo unbegreiflich war es ihm doch, den jungen Edelmann in der Geſellſchaft des Menſchen zu ſehen, der das Geld auf ſo ſonderbare Weiſe verloren, und noch dazu waren Beide aus jenem verdächtigen Hauſe gekommen, in welches das Geld verſchwunden war. Gern hätte er ſich dem Wartenden genähert und ihm geſagt, daß die arme Katherine vergeblich bis Mitternacht ſeiner geharret und nun ganz troſtlos zur Gräfin hinaufgegangen ſei, aber jener Andere ſtand zwiſchen Gerhard und ihm in eine Hausthür gedrückt und mit dem wollte er nichts zu thun haben. Als Gerhard vergeblich einige Zeit vor der Statthalterei geſtanden und ſich Niemand ſehen ließ, kam er zu dem ungeduldigen Peter Voorſt zurück,

und nun konnte Gottlieb ihr Gespräch ziemlich deutlich hören. —

„Habe ich es Euch nicht gesagt? Das Mädchen hat mich wahrscheinlich vergebens erwartet und nun ist keine Hoffnung mehr.“

„Es thut mir leid, Euch gehindert zu haben, aber wenn das Leben und die Sicherheit des ganzen Bundes auf dem Spiele sieht, so dächte ich kann eine armselige Liebesgeschichte wohl einmal mit einem vergeblichen Warten vorlieb nehmen.“

„Daß ich mit Euch auch darüber rechte! — Genug Willfährigkeit habe ich Euch schon erwiesen, als daß ich länger Euer Sklave sein sollte. — Ihr habt mich gerettet vor Gefangenschaft, geschützt vor Verfolgung, das werde ich Euch nie vergessen und mein Schweigen soll es Euch beweisen, daß ich dankbar sein kann, aber denkt nicht, daß ich mich Eurer Verbrechen theilhaftig machen will. — Wir sehen uns heut zum letztenmale — versteht mich wohl, Peter Voorst, zum letztenmale. Ich bin nicht gewillt, mich zum Spielzeug in Eurer Hand gebrauchen zu lassen.“

„Ihr sprecht wie ein junger, unbesonnener Mensch, den das Glück schnell bethört. Nie wäre es mir eingefallen, Euch für unsere Zwecke thätig wirken zu lassen, wenn nicht so sonderbare Umstände eingetreten wären, die mich zwingen alle Kräfte, die grade in diesem Augenblicke dem Bunde zur Hand sind, zu gebrauchen. Ist es meine Schuld,

wenn der alte Heuchler, der Redlich, nicht beſſere Vorkehrungen trifft. Habe ich jenen bärbeißigen Conſtabler gerufen, daß er uns überraſcht? — Aber was geſchehen iſt, bleibt geſchehen. — Hier iſt die Frage, wie wenden wir das Unglück ab?"

„Thut, was Ihr wollt, handelt, wie Euch gut dünkt, aber entbindet mich dieſer gräßlichen Gemeinſchaft. — Und wehe Euch, wenn ich höre, daß ein Mord geſchieht aus Furcht vor Entdeckung. Vergoſſenes Blut, durch Euch vergoſſen, löſet meinen Schwur, und nichts ſoll mich abhalten zu entdecken, was ich von Eurem verbrecheriſchen Treiben weiß, wenn —"

„Will's da hinaus? — Nun wohl, ſo hört mich, Herr Gerhard! — Und wenn Alle unterm Henkerbeile fallen, die Ihr als die Genoſſen des Bundes kennt — doppelt ſo viele bleiben übrig, die Gefallenen zu rächen. Wir üben ſchnellere Juſtiz, als hier zu Lande Sitte iſt. Denkt an die Krankheit des Kurprinzen, die einem ganz Anderen beſtimmt war. — Fallen wir durch Euch, ſo ſeid auch Ihr verloren. — Daß ich Euch wohl will, beweiſet die Auslieferung Eurer Familien-Dokumente und die reiche Ausſicht, die ich Euch dadurch eröffnet. Wahrlich es kleidet den nicht übel, über den möglichen Tod eines unbedeutenden Menſchen ſo viel Aufhebens zu machen, der vor wenigen Tagen erſt einen Mord begangen und nur durch mich der Strafe ſich entzogen hat. Unſere Vorſichtsmaßregeln ſind

ſo getroffen, daß im Fall der Entdeckung nur wenige verhaftet werden können, und da das ungeheuere Vermögen des Bundes ſicher in Holland angelegt iſt, ſo wird aus der Entdeckung kein anderer Nutzen erwachſen, als daß einige arme Schlucker hingerichtet werden. Jetzt thut, was Ihr nicht laſſen könnt. Ich fürchte Euch ſo wenig, daß ich trotz Euren hitzigen Muthes noch immer daſſelbe von Euch verlange, was wir bei dem Stadtſchreiber beſprochen. Daß meine Begegnung im Luſtgarten Euch zufällig um ein zärtliches Stelldichein gebracht, thut mir leid, läßt ſich aber nicht ändern. Bin Euch vielleicht ein andermal deſto förderlicher dazu. Aber laßt uns nicht länger hier ſtehen und die Zeit verlieren, oder wollt Ihr Euch noch ein paar Stündchen die dunklen Fenſterſcheiben anſehen, das ſoll ja für einen Verliebten auch ein abſonderliches Vergnügen ſein. Ade! Bruder Torſtenſohn! — Seid mir nicht gram, ſondern ſchreibt es auf die Dringlichkeit der Umſtände, wenn ich Euch diesmal gehindert. — Ade!“

Peter Voorſt ging und Gottlieb ſah ihn dicht an ſich vorüberſchreiten, um auf die lange Brücke zuzugehen. Gerhard war in der That noch ſtehen geblieben und ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt, als ſein Begleiter ſich ſo weit entfernt hatte, daß der Nachtwind den Schall ſeiner Schritte auf dem öden Platze verſchlang. Gottlieb hatte zwar nicht Alles hören können, was jene geſprochen,

denn der Wind, welcher ſcharf um die Ecke des Domſchulhauſes herumblies, verwehte einen groſſen Theil ihrer Worte, aber er hatte genug verſtanden, um die Mitſchuld Gerhards an irgend einem geheimen Bunde oder bei einem verbrecheriſchen Anſchlage einzuſehen. Vorſichtig und unbemerkt zog er ſich zurück, denn nun wollte er ſich jenem nicht mehr nahen, weil ihn eine groſſe Angſt und Beſorgniß überkommen hatte, daß er ſich da vielleicht in Dinge miſche, die ihm gefährlich werden konnten. Lange ging er mit ſich zu Rathe, was er thun ſolle, und ruhlos warf er ſich bis zum Anbruch des Tages auf ſeinem Strohlager umher, ohne einſchlafen zu können. Daß Catherine die Wahrheit geſprochen, ſah er nun wohl ein, da er den Erwarteten ſich hatte einſtellen ſehen, wenn auch zu ſpät — aber das Geld zu behalten, verlor er jetzt jede Hoffnung. Endlich beruhigte ihn der Entſchluß, Alles was vorgefallen, dem alten Conſtabler mitzutheilen, der ihm Rath und Beiſtand angedeihen laſſen ſollte.

Mit dem früheſten Morgen des neuen Tages raſſelten die Trommeln durch alle Straßen der Stadt und die Compagnien ſammelten ſich auf ihren Allarmplätzen. Das Regiment von Burgsdorf am Spandauer-Thore, da, wo jetzt die Garniſonkirche ſteht, das Regiment Rochow am Leipziger-Thore, in der Gegend der jetzigen Spittelkirche, das Bataillon Marwitz an der Stralauer-Mauer und das Land-Regiment vor dem Dome, während im Luſt-

garten die beiden Compagnien Leibgarde und die Lehnpferde, damals die einzige Cavallerie, in der Hauptſtadt aufmarſchierten. Mit all' jenen endloſen Förmlichkeiten, welche zu damaliger Zeit den Soldatenſtand umgaben, ſtellten die Feldwaibel ihre Glieder und Rotten, unterſuchten die Waffen und übergaben dann die rangirten Compagnien den Hauptleuten, welche ſofort die Fähnlein aufzuwickeln befahlen und nun erſt das Commando des Trupps übernahmen. Nur beim Land-Regimente wurden die Fähnlein nicht aufgewickelt, weil Urtheil und Recht über die Verbrecher noch nicht vollſtreckt war, und bei unehrlichem Regiment die Fähnriche ihre Fahnen nicht ſchwenkten und flattern ließen. Gegen ſechs Uhr ſetzten ſich alle Compagnien in Bewegung und vereinigten ſich auf dem Spittelmarkte, weil die Exekution auf den Wällen am Leipziger-Thore geſchehen ſollte. Die Neuheit des Schauſpiels und das ungewöhnliche Leben in der Stadt hatte gleichzeitig mit den Truppen auch die Bürger verſammelt, und in allen Straßen zunächſt des Spittelmarktes wogte und drängte ſich die neugierige Menge.

„Sieh da, Meiſter Jörge, habt Ihr Euch auch wieder eingefunden. Habt wohl zur Zeit nur wenige Lappen in Eurer Schneiderhölle, daß Ihr zwei Tage faullenzt?“

„Ei du grundgütiges Jeſulein! Bei ſolchem Anlaß darf man doch nicht zu Hauſe bleiben, Meiſter Matthes? — Auf den Wall werde ich zwar

ſchwerlich wieder klettern, aber man muß denn doch auch ſehen, was in der Welt vorgeht, ſonſt kommt man des Abends wie ein Lehrling zu Biere und kann Niemand Rede ſtehen. Heute bin ich aber eigentlich um der Belehrung willen ausgegangen, denn der Kurprinz und ſeine Leute ſollen einen ganz neuen holländiſchen Schnitt an ihren Wämſern mitgebracht haben und den muß man ſich doch anſehen, wenn man die Ehre hat für die Kurfürſtliche Kammer zu arbeiten. — Guten Tag, Herr Mendike. Guten Tag, Meiſter Fehrentin. Schönes Wetter heute — zum verwundern ſchön.“

„Ja, blauer Himmel und Sonnenſchein. Bald werden die Rücken der Maliſikanten auch blau ſein. Die verdammten Schufte. — Jetzt kriegen ſie ihren Lohn für das Placken und Schinden der armen Bürger und Bauern. Ich freue mich wie ein Kind auf Oſtern.“

„Wohlgeſprochen, Herr Mendike. Mein Arquebuſier, den ſie mir ins Haus gelegt, iſt geſtern Abend ſchon viel vernünftiger geweſen als ſonſt, das macht das ſtrenge Regiment und der Ruthenſtrich, den es heute giebt. — Was meint Ihr da hinten? — Ei, ſieh da, Nachbar Schmörenkamp! Was? Der Kurprinz kommt nicht zur Exekution?“

„Wie ich Euch ſage, ich hab' es von einem Silberdiener ſelbſt gehört. Er iſt krank und kann nicht kommen.“ —

„Krank? — Geht mir doch, Der und krank,

ſah geſtern aus wie das liebe Leben, unberufen, wovon ſollte der denn krank ſein?“ —

„Sie erzählen ſich ſchlimme Geſchichten auf dem Schloſſe, aber der Silberdiener hat es mir nur im Vertrauen geſteckt. Bei Leibe ſoll ich nichts weiter ſagen — denn es iſt noch eine große Heimlichkeit.“

„Ei, uns könnt Ihr es doch ſagen; wir ſind ja alle anſäßige Bürger und werden es gewiß nicht weiter erzählen. — Nicht wahr, Ihr Herren, wir erzählen nichts weiter?“ —

„Gott bewahre!“ —

„Aber der Silberdiener hat es mir auf die Seele gebunden.“ —

„I, wenn's Einer weiß, kann es wahrhaftig der Andere auch wiſſen.“

„Es iſt eigentlich etwas Erſchreckliches — der Kurprinz hat Gift bekommen.“ —

„Gift! Gift? — Aber von wem?“ —

„Du allbarmherziges Lamm Gottes, ein Prinz und Gift! Was ſoll ein armer verelendeter Schneider erſt bekommen, wenn ein Prinz ſchon Gift bekommt.“

„Einen Rippenſtoß, Meiſter Jörge, wenn Er ehrbare Leute unterbricht, die andern ehrbaren Leuten etwas erzählen und mittheilen wollen.“ —

„Nur nicht ſo hitzig, Meiſter Matthes, — ich bezahle meine Abgaben zur Stadt eben ſo gut als Ihr, wenn ich auch keinen Ochſen mit einem Fauſtſchlage zu Boden werfen kann.“ —

Seid unbesorgt, Euch werfe ich nicht zu Boden."

„Stille doch, stille Ihr Herren! Herr Schmbrenkamp will uns ja noch mehr erzählen." —

„Was ist da noch zu erzählen. Der Kurprinz hat Gift bekommen, das ist ausgemacht — aber Schaden thut es ihm nicht, dafür hat der Herr Leib-Medikus gesorgt."

„Aber von wem, von wem? — —

„Ja das ist bald gefragt, von wem? — Wenn ich daß wüßte, könnte ich alle Tage Geheimbder Rath werden."

„Dumme Frage, von wem? Wer anders als der verruchte Kanzler hat es ihm gegeben. — Dem kommt unserer wackerer Kurprinz gerade ungelegen. So ein Alp, so eine Landplage, so ein österreichischer Spion und Brodvertheuerer! Na, hoffentlich wird er es zum längsten hier getrieben haben."

„Das ist nicht vorsichtig. Ihr Herren, Jemanden so blind darauf los der Giftmischerei zu beschuldigen. — Und gar einen so vornehmen Herren, wie den Grafen!" —

„Ei was, wenn er es auch nicht gewesen ist, gegönnt hat er es ihm gewiß von Herzen. — Darauf kennen wir ihn doch hoffentlich Alle. — Aber es wird schon an das Tageslicht kommen, wer es gewesen ist, und ich will mein Theil an der schwedischen Contribution nicht wieder zurück haben, wenn es sich nicht beweist, daß der Land- und Leuteverderber die Hand mit im Spiele gehabt." —

„Iſt es denn auch gewiß mit der Zurückzahlung, Meiſter Zehrentin?“

„Ich hoffe doch — geſtern Abend wußten es die Rathmänner ſchon als ganz gewiß, und ich habe auch gehört, der Stadtſchreiber Redlich ſoll heute Morgen noch nach der Reihe auszahlen, wie das Geld eingegangen iſt.“ —

„Na und auf den kann man ſich verlaſſen, das iſt ein ehrlicher rechtſchaffner Mann, der noch nie einen Menſchen um das Seinige betrübt hat.“ —

„Aber ein ſchlechter Kunde für einen Schneider; läßt ſich ſeine alte himmelgraue Schaube alle zwei Jahre vom Neuen auf's Alte und vom Alten wieder auf's Neue zurückwenden. — Zähle nun bald dreizehn Jahr, daß ich kein neues Stück Tuch für ihn unter der Scheere gehabt. — Gott helfe ihm bald zu Gelde, daß er ſich auch einmal neu herausſtaffiren kann.“

„Seht da, ſeht da! Sind daß nicht die Maleſikanten, die dort von der Gertraudten-Brücke hergeführt werden?“

„Ja, ja! das ſind ſie. Nun wird es wohl bald losgehen! —

Was das eigentlich Alles für neue Einrichtungen ſind in jetziger Zeit. Hat man ſo etwas gehört, den Compagnien wird vorgeleſen: der Kurfürſt habe das Urtheil noch geſchärft, und nachher kommt es heraus, daß ſie beim Leben bleiben und bloß mit Ruthen geſtrichen werden ſollen.“

„Aber die Schande, Meiſter Jörge, die Schande, ſo wie die Hundsfötter über den Wall weg und zu den Schweden hinausgepeitſcht zu werden.“ —

„Ach was Schande! Ein blauer Rücken iſt wie ein blauer Montag. Iſt er vorüber, thun einem die Glieder wohl etliches davon weh, aber man fängt deswegen doch wieder von vorne an.“ —

„Da kommen auch die Stückknechte mit ihren Büchſenmeiſtern. Na nun? Die werden ſich doch nicht gerade vor uns ſtellen und uns die Ausſicht nehmen? Da haben wir es! Sie ſchwenken ein und marſchieren auf dieſer Seite auf! — Hol's dieſer und jener. Nun haben wir uns ſtoßen und drängen laſſen, haben wieder geſtoßen und wieder gedrängt, um den breiten Rücken der Grobſchießer anzuſehen. — Ich wollte wir ſtänden drüben an der Kirche, da iſt noch Platz. Wollen wir raſch hinüber laufen?“

„Ich bin dabei.“ — „Ich auch“ — „Na! ich bleibe gewiß nicht ſtehen!“ —

„Halt da“ brüllte ihnen der alte Schwichow entgegen. — „Hier wird nemo oder Niemand hinüberlaufen. Der Platz gehört vor der Hand denen Militibus. — Jeder bleibe wo er iſt.“ —

„Na! Na! Nur nicht zu ungeſchlacht, Herr Conſtabler. Wir können hier nichts ſehen und denken, ein Berliner Bürger kann in Berlin ſtehen und gehen wo und wohin er will.“ —

Schwichow hielt es unter ſeiner Würde, hier-

auf etwas zu antworten, maß Meiſter Matthes den Metzger mit einem Blick unbeſchreiblicher Verachtung, zog den Schnurrbart in die Höhe, ließ die Augenbrauen folgen und drehte den Bürgern dann den Rücken zu! —

„Da habt Ihr es nun, Meiſter Matthes! — Ach Gott! fangt doch nur keinen Streit an. — Mein Jeſulein! der Conſtabler hat Euch ja ein Geſicht geſchnitten, daß mir angſt und bange dabei geworden iſt. — Das iſt derſelbe, der mich geſtern von den Paliſaden heruntergeholt.“ —

„Wenn Euch vor ſeinem Geſichterſchneiden ſchon bange wird, ſo bleibt hier und ſeht Euch die Näthe auf den Monturkitteln da vor Euch an. Ich werde mich den Teufel an ſo einem groben Bruder kehren. Ade! und ſeht Euch die Augen nicht aus, wenn's los geht.“ —

Mit dieſen Worten wollte der vierſchrötige Metzgermeiſter Matthes durch die Lücke gehen, welche zwiſchen den Stückknechten der Artolerey und dem Bataillon Marwitz beide Truppentheile trennte. Schwichow hatte wohl gehört, was hinter ihm vorgegangen war, erwiderte aber nichts, ſondern winkte nur ſeinem Lieblinge Klempenow, einem mit rieſenmäßiger Kraft begabten Bauersſohne aus Pommern, daß dieſer für Ausführung ſeiner Befehle ſorgen möge. Trotzig drängte Meiſter Matthes ſich durch und ging ganz ruhig über den Straßendamm nach der Kirche hinüber. Eben ſo ruhig ging Stück-

knecht Klempenow ihm nach und ließ ihn faſt bis an die dort ſtehenden Zuſchauer heran. Schon ſchlugen die Bürger ein höhnendes Gelächter auf, daß es doch einem gelungen ſei, gegen den Befehl des Conſtablers ſich durchzudrängen, aber das Spiel wendete ſich plötzlich und unerwartet. Klempenow, der dem Meiſter, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, Schritt für Schritt gefolgt war, packte jenen dicht vor der Kirche, warf ihn mit ungeheurer Kraft ſich auf den Arm, und trug ihn mit derſelben Ruhe in Gang und Gebehrde wieder bis hinter den Conſtabler zurück. Meiſter Matthes war ſo verblüfft über die Kraft, mit der er ſich in die Höhe geſchleudert fühlte, daß er wohl merkte, hier an Körperkraft ſeinen Mann gefunden zu haben und ließ ſich geduldig tragen. Ganz höflich und leutſelig ſetzte Klempenow ſeine Laſt genau auf derſelben Stelle ab, wo der Bürger vorher geſtanden hatte, ſagte kein Wort und ſtellte ſich wieder in ſeine Rotte. Jetzt war das Gelächter der Zuſchauer verſtummt, und was das Aergerlichſte für ſie war, ſie konnten nicht einmal ſchimpfen und lärmen über die Grobheit und Brutalität der Soldaten, denn Alles war ruhig, ohne Zank, aber ſicher und kräftig geſchehen, alſo hatte Niemand einen Grund, ſich zu beklagen.

Gewiß hätte es jetzt giftige und beißende Redensarten gegeben, wenn nicht die Trommeln und das Spiel gerührt worden wären und die Aufmerkſamkeit Aller ſich auf den ankommenden Grafen

Schwarzenberg gerichtet hätte, welcher von allen Oberſten und Hauptleuten, die nicht bei den Regimentern Dienſt hatten, gefolgt, die Front ſämmtlicher Truppen längſt dem Spittelmarkt entlang ritt. Durch die Nachricht von der Vergiftung und dem Krankenlager des Kurprinzen, ſo wie durch das ſich mit Blitzesſchnelle verbreitende Gerücht, daß der Kanzler ihm das Gift beigebracht, herrſchte eine Todtenſtille unter den Bürgern, wenn der Graf vorüber ritt. Kaum war er aber entfernt genug, um nichts mehr hören zu können, ſo brachen die Verwünſchungen und Drohungen deſto lauter gegen ihn aus. Es herrſchte eine ungemeine Aufregung wider ihn im Volke, aber noch nie war der Haß und die Abneigung in ſo helle Flammen aufgelodert, als bei dieſer Gelegenheit. —

Nachdem die Regimenter näher aneinander gerückt, ein unregelmäßiges Viereck nach den Häuſerreihen des Platzes geſchloſſen hatten, trat der Profoß mit den Fähnrichen des Land-Regiments vor, gab jedem der ſieben Maleſikanten erſt einen Backenſtreich zum Gruß, worauf der Regiments-Gewaltige ihnen das Urtheil noch einmal vorlas und der Profoß ihnen ſtückweis die Montur vom Leibe riß. Bald ſtanden ſie nur noch in Beinkleidern, den Oberkörper ganz nackt, mit dem Geſicht gegen das Leipziger Thor, und nun erſchien der Scharfrichter von Berlin mit drei Schinderknechten, denen die Exekution der Maleſikanten beſonders aufgetragen wor-

den war, um die Strafe in den Augen der Soldaten deſto härter und entehrender erſcheinen zu laſſen. Bei ihrer Annäherung wich Alles zurück, und nacheinander wurden nun die Maleſikanten einzeln mit Ruthenhieben über die Wälle gejagt. Da wo der Feſtungsgraben vorüberfloß, mußte ein Umweg vom Hauptwall herunter über die Thorbrücke und dann über den bedeckten Weg gemacht werden, ſo daß zu jeder einzelnen Exekution faſt eine Viertelſtunde Zeit gebraucht wurde. Gegen zehn Uhr war aber Alles vorbei. Oberſt von Burgsdorf hielt noch eine kräftige, eindringliche Rede und dann wurden die Compagnieen entlaſſen.

Gerhard war bei dem Allen im Gefolge des Kanzlers anweſend geweſen. Als er ſich früh Morgens zum Dienſte beim Kurprinzen eingefunden, erhielt er den Befehl, ſich mit den übrigen Offizieren an das Leipziger Thor zu begeben und dort der Exekution beizuwohnen. Trübe Gedanken hatten ſeine Seele während der ganzen Dauer derſelben erfüllt. Die Erlebniſſe der vergangenen Nacht ſtanden noch zu deutlich vor ſeiner Seele, als daß er ſich von den trüben Bildern hätte losreißen können, die ihn quälten. — Er ſah hier ſieben Menſchen ehrlos gemacht und unmenſchlich gegeißelt, die nur das in jener Zeit ganz Gewöhnliche gethan. Er ſelbſt mit einem Morde auf dem Gewiſſen, in Verbindung mit Verbrechern und Giftmiſchern, ſah dieſem Schauſpiel frei und unangeſchuldigt zu. Raſch

erhoben über die Menge durch eine That, die nicht ſeine Treue und Anhänglichkeit an das Herrſcherhaus, ſondern die liebende Sorge für die Sicherheit eines ſchönen Mädchens ihn hatte wagen laſſen, geehrt und ausgezeichnet von den Hochgeſtellteſten im Vaterlande und doch in entehrender Abhängigkeit von Menſchen, denen er zur Erreichung ihrer verbrecheriſchen Zwecke wider ſeinen Willen dienen mußte. Oh, er fühlte ſich ſehr gebeugt und unglücklich. Erſt als Alles vorüber war und die Truppen mit gerührtem Spiel den Markt verließen, um ſich wieder auf ihre Sammelplätze zu begeben, fiel ihm ein, was Peter Voorſt von ihm verlangt. In heimlicher Zuſammenkunft der Falſchmünzer bei dem Stadtſchreiber Fürchtegott Redlich war beſchloſſen worden, den alten Conſtabler Schwichow aus dem Wege zu ſchaffen; nur die Vorſtellungen, ja Bitten Gerhards, welche er bis zur Drohung ſteigern mußte, brachten es dahin, daß man ihn leben laſſen wollte, wenn Gerhard es dahin bringe, ihn ſofort aus Berlin zu entfernen. Lange hatte er darüber nachgeſonnen, wie der alte eigenſinnige Conſtabler wohl dahin zu bringen wäre, während der Exekution aber von anderen Offizieren im Gefolge des Kanzlers gehört, daß am früheſten Morgen Boten aus Küſtrin und Peitz, den einzigen Feſtungen, die Brandenburg außer Spandau und Berlin noch beſaß, gekommen waren, welche Hülfe und Unterſtützung vom Kurfürſten verlangt,

weil der ſich zurückziehende Bannier allem Anſchein nach eine Belagerung dieſer Plätze beabſichtige. Wahrſcheinlich ſandte man eine Verſtärkung dahin ab, und es kam nur darauf an, den alten Schwichow zu beſtimmen, daß er den Wunſch äußere, Theil an dieſer Befehligung zu nehmen. Gerhard ritt, als die Regimenter abzogen, auf jenen zu und fand ihn in lebhaftem Wortwechſel mit einem Haufen Bürger, der ſich um ihn verſammelt hatte.

„Und die Soldaten ſollten ſich doch eine Lehre an den Maleſikanten genommen haben, daß ſie ruhige Bürger nicht moleſtiren", ſchrie der Metzgermeiſter Matthes vor allen Uebrigen.

„Ruhige? — Concedo! aber unruhige? Quod non! — Klempenow, mein Lamm! krempe Dir einmal die Montur-Aermel auf, wenn es wieder einem dieſer ruhigen Bürger gelüſten ſollte, gegen Ordonnanz und Vorſchrift zu handeln."

„Oho! denkt Ihr, wir fürchten uns vor Eurem langen Schlagetodt da? — Heben mag er können, aber wenn er einen Fauſtſchlag von mir aushalten will, dann will ich ihn als meinen Meiſter erkennen. — Komm mal an, Stückknecht, Du ſollſt den Berliner kennen lernen."

„Klempenow, mein Lamm! Ich verbiete Dir, Dich in offensive Manipulationen einzulaſſen. Verreicht Dir aber irgend ein Bürger tranquillus oder turbulentus, gleichviel, einen Stoß, Hieb, Schlag

Schub oder Knuff, ſo gebrauche Deine Gottesgaben nach Möglichkeit in Nomine — — —"

„Domini," ergänzte Klempenow.

„Filii et spiritu sanctu. Jetzt komm, wir wollen auf den Wall, um dieſe Bürger hier gegen ihre Feinde zu vertheidigen und mit unſerer Arbeit, Blut und Wunden ihnen die Brandſchatzung wieder zu verſchaffen, die ſie ohne uns hätten bezahlen müſſen. Herſtellt Euch! Wendung nach rechts Umb! — Zwei auf Zwei gradaus! Marſch!"

Dieſe letzten Worte hatten ſolchen Eindruck auf die Umſtehenden gemacht, daß keine Aeußerung des Zorns und der Unzufriedenheit mehr laut wurde und ſelbſt der jähzornige Meiſter Matthes murrend zurückblieb.

Gerhard ritt den abmarſchirenden Stückknechten nach und redete den alten Schwichow unterweges freundlich an:

„Nun wie geht es, alter Herr? — Wieder in den Dienſt? — Das muß wahr ſeyn, des Kurfürſten Durchlaucht hat einen treuen, redlichen Diener an Euch gefunden."

„Gratias Domine Centurio! — Was hat der Soldat weiter von ſeinem beſchwerlichen Dienſte, als die Anerkennung ſeiner Praefectorum."

„Es wird nicht lange dauern, ſo nimmt man Euch noch anderweitig in Anſpruch. — Es ſind Nachrichten aus Peiz und Küſtrin gekommen, wo es ſchlimm ausſieht wegen der Schweden. — Es

wird beim Kanzler von einer Verſtärkung an Geſchütz und Truppen geſprochen und der Abmarſch könnte wohl heute noch vor ſich gehen.“

„Kann mich nicht treffen, Herr Hauptmann! Die Reihe ſteht an meinem Confrater, Conſtabler Bergemann. — Habe bloß Spandau und Berlin in meinen Artikeln und denke hier bekannt zu ſein in Ehren.“

„Man wird es Euch auch nicht zumuthen, aber vielleicht habt Ihr ſelbſt Luſt, auch dieſen Dank Euch zu verdienen. Und wenn das iſt, kann ich Euren Wunſch rechten Orts vorbringen. — Nun, wie iſt es?“

„Vor der Hand habe ich nur ſchwaches Gelüſten dazu. Die alten Knochen wollen auch nicht mehr ſo recht mit fort, wie der Sinn wohl möchte. Alle Schwedendonnerwetter, was hält ſich der Kerl da vorne auf — will er wohl Vordermann halten. Bin überhaupt kein Freund von denen freiwilligen Erbietungen in der Kriegsdisziplin — ſo etwas ſieht immer wie gegen die Ordonnanz aus und ſo lange ich lebe, hat noch keiner meiner Kriegsoberſten mir ſolcherlei zum Vorwurf machen können.“

„Alſo Ihr ſelbſt wollt nicht dazu behülflich ſein, Herr Conſtabler?“

„Behülflich? — Ei, das hört ſich ja faſt an, als wollte man mich los ſein aus dieſer guten Stadt Berlin! — Wenn mir es von denen Praefectibus befohlen wird, gehe ich, aus eigenem Antriebe aber

nicht und wenn man mir auch mehrere Säcke Geldes dafür bieten ſollte. — Quod est demonstrandum!"

Gerhard biß ſich im Gefühl der Scham und des Unwillens in die Lippen, hielt ſein Pferd an und ließ die Stückknechte den Wallgang weiter hinauf marſchiren. Schwichow that, als wenn er nichts geſagt hätte, folgte ſeinen Leuten, ohne ſich nach Gerhard auch nur umzuſehen, und ſo blieb dieſer rathlos zurück. Das bittere Gefühl, den ehrlichen alten Soldaten nicht ſchützen zu können vor der Rache jenes Böſewichtes Voorſt, und das Bewußtſein, die Achtung eines Ehrenmannes verloren zu haben, ließ ihn keine Ruhe finden. Lange hielt er nachdenkend mit ſeinem Pferde auf demſelben Flecke, bis dieſes endlich ungeduldig mit dem Vorderhufe den Boden ſcharrte und dadurch ſeinen Reiter aufmerkſam machte, wo er ſich befand. Schnell faßte er ſich dann und ritt auf dem nächſten Wege zum Schloſſe, wo er hoffen durfte, jetzt ſeinen Vater zu finden, bei dem er Rath und Beiſtand ſuchen wollte.

XIII.

Renate hatte die Nacht ſchlaflos zugebracht. — Was konnte den Geliebten verhindert haben, nicht zu erſcheinen? Wie ſollte ſie ſich ihrem Vater und

dem Kurprinzen gegenüber benehmen? Dieſe beiden Fragen quälten und ängſtigten ſie, bis am andern Morgen ihre Dienerinnen auf Befehl des Grafen die koſtbarſten und reichſten Kleider für ſie zurechtlegten und ihr meldeten, daß der Vater ſie gleich nach dem Frühſtück um ſieben Uhr in ſeinem Zimmer erwarte, um mit ihr auf das Schloß zu gehen, wo ſie bleiben ſolle, bis er ſelbſt von der Exekution zurückkehren würde. Faſt bewußtlos duldete ſie, daß ihre Frauen ſie eben ſo reich wie zum Bankett des vorigen Abends ſchmückten, und noch hatte es nicht ſieben geſchlagen, als der Graf, ſtatt ſie in ſeinem Gemache zu erwarten, ſchon zu ihr eintrat und die Dienerinnen der Trägheit ſchalt. — Schon vollſtändig angekleidet und gerüſtet, nahm der Kanzler hier erſt den Frühtrunk ein, den ſein Leibdiener ihm in einem kleinen goldenen Becher nachtrug und führte dann ſeine Tochter ſelbſt zum Tragſeſſel, welcher ſchon vor der Statthalterei harrte.

„Du haſt wohl zu viel getanzt, Renate?“ — fragte der Graf, als er die bleichen Wangen und das matte Auge ſeiner Tochter bemerkte. „Ja, ja, ein Reihentanz iſt etwas Seltenes geworden am Hofe, ſeit Sporen und ſchwere Reiterſtiefeln den lieben Tag lang auf den Dielen der Kurfürſtlichen Säle widerhallen. — Nun das wird auch vorübergehen und mit dem Frieden ſoll auch die alte Luſtbarkeit wieder einziehen.“

„Ich habe wenig geſchlafen in der vergang-

nen Nacht, mein Vater. Der Unfall des Kurprinzen und Alles, was Ihr mir gestern mitgetheilt, ließ mich keine Ruhe finden.“

„Vielleicht auch die ausgestandene Unruhe und Angst auf der Reise von Spandau hierher — oder die Dankbarkeit für Deinen großmüthigen Retter, den Herrn Hauptmann mit dem Patent von gestern?“

„Wie mir der Kurprinz erzählt, hat der Hauptmann von Dueiß sich auch bei dem Ueberfall der Schweden auf's Neue so ausgezeichnet, daß die rasche Beförderung nicht mehr als Gunst, sondern als Anerkennung seines Verdienstes gelten kann,“ erwiderte schüchtern, aber doch mit festem Tone Renate auf die verletzende Bemerkung ihres Vaters.

„So, so! — Nun da kann es ihm ja gar nicht mehr fehlen, und wenn Du nur zur rechten Zeit und am rechten Ort Dich für ihn verwendest, so sehen wir ihn bald als Oberst und Regiments-Kommandirender.“

„Ein so tapferer und tüchtiger Offizier wird gewiß nie der Verwendung eines Mädchens bedürfen, um seinen gerechten Anspruch auf Beförderung anerkannt zu sehen“

„Renate! Renate! Ich wollte und will nicht mit Dir über Dinge sprechen, die ich besser nie erfahren hätte. — Zwinge mich nicht dazu! — Es thut sonst wahrlich nicht gut.“

Der kurze Weg von der Statthalterei bis zum Schlosse war zurückgelegt und der Tragsessel hielt

im innersten Hofe an der Treppe des „grünen Huts". Ohne das Gespräch fortzusetzen, geleitete der Kanzler seine Tochter die enge steinerne Treppe hinauf bis in das Vorgemach der Kurfürstin, wo er sie verließ, sich zu Pferde setzte und mit den am Lustgarten versammelten Offizieren den Truppen folgte. Freundlich und fast mit Vertraulichkeit von der Kurfürstin und ihren Töchtern empfangen, sah sich Renate bald in den Zimmern des Kurprinzen, bei welchem sich die ganze Familie versammelt hatte und sorglich den unzweideutigen Anzeichen seiner Besserung folgte. — Friedrich Wilhelm saß in einem hochlehnigen Polsterstuhle und fühlte sich zwar sehr angegriffen von dem Kampf, den seine kräftige Natur gegen das Gift überwunden, ein Ausdruck seliger Freude flog aber über sein Gesicht, als Renate mit den Prinzessinnen zu ihm eintrat. Scherzend erklärte er sich zum Tode verwundet von den Augen der schönen Gräfin, die es ihm beim Nachtmahl angethan, und freute sich, daß die Unheilstifterin jetzt selbst käme, um ihn wieder zu heilen. Renate fühlte sich leichter, als sie den scherzenden Ton des Prinzen hörte, und ging gern darauf ein, indem sie das Gespräch in den Grenzen flüchtiger Courtoisie festzuhalten suchte.

Der Kurfürst befand sich in dem anstoßenden Zimmer, dessen Thüren offen standen, so daß der Vater von Zeit zu Zeit den Sohn sehen und sich nach seinem Befinden erkundigen konnte. Er hatte

am Fenſter geſtanden und dem Sammeln, ſo wie dem Abmarſch der Truppen zugeſehen, gab aber jetzt dem Geheimde-Rath Seyfried von Queiß Gehör der zum Vortrage in Geſchäften der Kurfürſtlichen Kammer ſich im Schloſſe eingefunden.

„Nun, was bringt Ihr mir heute, Herr von Queiß?“

„Nach Eurer Kurfürſtlichen Durchlaucht Befehl den Koſtenpunkt wegen der Reiſe nach Preußen.“

„Wird es denn wohl gehen?“

„Ich ſehe die Möglichkeit nicht wohl ein. — Die Renthei-Kammer hat für das nächſte Monat nur 422 Thaler und etliche Groſchen einzunehmen. Sonſt wüßte ich keine Mittel, die zu einer ſolchen Reiſe aufzutreiben wären.“

„Wieviel hat denn die vorige Reiſe Anno 31 gekoſtet?“

„2731 Thaler 9 Groſchen 7 Pfennige — ohne den Sold für die mitmarſchirenden Truppen und die Benefizien der Leib- und Trabanten-Garde.“

„Das iſt erſchrecklich viel! Aber hier kann mein Hof doch nicht bleiben! Wir müſſen nach Preußen; Schwarzenberg wird unterdeſſen in den Marken ſchon zur Ordnung ſehen.

„Wo aber die nöthige Summe hernehmen?“

„Still, hat mein Sohn nicht eben gehuſtet? — Wie ſteht's, Friedrich? — Du huſteſt ja? — Haſt Du Schmerzen? Nicht? — Na, deſto beſſer! — Sprich aber nicht ſo viel! Du ſollſt Dich ja ſchо-

nen. Kinder ſeht doch darauf, daß Friedrich nicht ſo viel ſpricht. — Nun? Herr von Dueiß? — Was meintet Ihr vorhin wegen des Geldes?"

„Ich ſehe keine Mittel, Kurfürſtliche Durchlaucht, in den jetzigen bedrängten Zeitläuften Geld aufzutreiben. Zu verpfänden iſt faſt nichts mehr und die Gefälle der Aemter ſind ſchon auf zwei Jahre im Voraus erhoben."

„Wenn die Schweden oder die Kaiſerlichen etwas verlangten, dann würde ſchon Geld genug da ſein, das ſieht man ja deutlich an den 16,000 Thalern, die Berlin allein geſtern zuſammengebracht; aber wenn ich etwas brauche, finde ich taube Ohren in allen meinen Städten."

„Ich wüßte wohl ein Mittel das nöthige und vielleicht bedeutend mehr Geld zu bekommen, wenn Eure Kurfürſtliche Durchlaucht nur darauf eingehen wollten." —

„Wenn es keine Bedrückung meiner Unterthanen oder gar ein unchriſtliches Mittel iſt."

„Ich denke nicht. — Es betrifft das Geſuch einiger holländiſchen Juden, welche ſich ſchon wiederholentlich an die Kurfürſtliche Kammer gewandt und den brandenburgiſchen Schutzbrief für die Niederlaſſung etwelcher Familien in den Marken imploriren."

„Juden?! Gott bewahre mich vor dieſen Erbfeinden!"

„Sie thuen beträchtliche Anerbietungen an baa-

rem Gelde, ſowohl ein für Allemal, als auch, wenn es beliebt werden ſollte, an jährlichen Schutzgroſchen.“

„Was nennt Ihr beträchtliche Anerbietungen?“

„Es iſt die Rede von 10,000 Thalern für die erſten hundert Familien ein für Allemal, oder ſelf Prozent jährlich, wenn es ſo beliebt wird.“

„Hm! — Da müſſen wir doch vor allen Dingen erſt den Schwarzenberg fragen. — Wie lange iſt es her, daß wir keine Juden in den Marken gehabt haben?“

„Ungefähr fünf und ſechszig Jahre. Sie wurden 1573, unmittelbar nach dem Regierungsantritt Eures Durchlauchtigen Vorfahren, Johann George, obgleich zahlreich an Köpfen und mit Gut und Vermögen anſäſſig, ſämmtlich vertrieben.“

„Ich weiß, ich weiß! Weil der Lippold ſollte Joachim II. mit einem Trunke vergeben haben.“

„Wovon indeſſen aus denen Akten kein Beweis zu führen iſt, vielmehr bin ich überzeugt, daß dieſer Lippold gänzlich von der Anſchuldigung einer Vergiftung frei zu ſprechen, obgleich er für andere Verbrechen und Enormitäten wohl die Dekapitation verdient haben mag.“

„Ja, ja, die Leute ſind gleich bei der Hand, einen treuem Diener anzuſchuldigen, wenn er ihren Beifall nicht hat und ſein Herr ſich auf ihn verläßt. Soll mich gar nicht wundern, wenn ſie über Hals und Kopf mit ihrem Verdachte wegen des Giftes,

das mein Sohn da angeblich gehabt haben soll, den ersten besten anschuldigen, den sie nicht leiden können."

„Jedenfalls erscheint indessen die Vertreibung eines ganzes Volkes wegen der Schuld, und noch obenein unerwiesenen Schuld, eines Einzelnen jetzt nach fünf und sechszig Jahren als eine äußerst strenge und ungerechtfertigte Maßregel."

„Ja, ich hätte das nicht gethan! — Mögen auch viele ganz rechtschaffene Menschen darunter gewesen sein. Wenn es nur nicht gerade Juden wären. Könnten sie sich nicht erst taufen lassen, wenn sie sich in den Marken niederlassen wollen?"

„Dann untersiehe ich mich zu bemerken, würden sie keines Schutzbriefes bedürfen und auch kein Geld-Anerbieten stellen."

„Ja, das ist wahr! — Bin doch neugierig, was Schwarzenberg dazu sagen wird! — 10,000 Thaler sind freilich zu bedenken. — Da fällt mir ein, mein Sohn Friedrich kommt ja aus Holland, der kann uns vielleicht sagen — — Friedrich! Ah so. — Du läßt Dir etwas vorlesen! Thut mir leid, daß ich Euch unterbrochen, Gräfin Renate! — Habe nur ein paar Worte mit meinem Sohne zu sprechen. Sage mir einmal, Friedrich, was sind denn das für Leute, die Juden in Holland?"

„Fleißige, betriebsame und ruhige Menschen, mein Durchlauchtiger Vater. Man läßt sie in Holland ungestört bei ihrem Irrglauben, legt ihnen

heilſame Beſchränkungen auf, erlaubt ihnen aber, ſonſt ſich in Handel und Wandel hervorzuthun. Ich halte zwar nicht viel von ihnen, weil ſie ſich eben zu Allem gebrauchen laſſen, wenn man ſie bezahlt, aber was Recht iſt, muß ich ihnen zugeſtehen. In Holland verſteht man es, ſie unſchädlich zu machen, doch aber ihre Betriebſamkeit zu benutzen."

„Sind es denn reiche Leute?"

„Nur die wenigſten von ihnen ſind das, was man in Holland reich nennt, faſt Alle aber gelangen zu einem unabhängigen, wohlhäbigen Stande."

„Du hälſt alſo nicht viel von ihnen?"

„Meine Abneigung hat einen durchaus perſönlichen Grund. Ich glaubte während meines ganzen Aufenthalts in den Rheinländern von Aufpaſſern und Spionen umgeben zu ſein, Gott weiß für weſſen Vortheil und auf weſſen Anrathen, und alle dieſe Aufpaſſer waren Juden."

„So, ſo! — Na! Laſſe Dir jetzt nur weiter vorleſen. Wahrſcheinlich haben die „Hochmögenden Herren" Dir die Aufpaſſer auf den Leib geſchickt, weil ſie nicht recht wiſſen, wie ſie mit mir daran ſind. Laßt Euch nicht weiter ſtören, Gräfin Renate. Wenn ich hier mit den Geſchäften zu Ende bin, höre ich vielleicht auch ein wenig zu."

Mit dieſen Worten ging der Kurfürſt wieder zu ſeinem Geheimden-Rathe zurück. Er hatte,

während er mit seinem Sohne gesprochen, in der offenen Thüre gestanden, und setzte jetzt die Verhandlung fort, welche ihm Aussicht auf die Mittel gab, die so sehr gewünschte Reise nach Preußen zu unternehmen. Seyfried von Queiß wendete Alles an, um den Kurfürsten für seine Ansicht zu stimmen, konnte aber keinen Entschluß erlangen, weil die Meinung des Kanzlers zu Rathe gezogen werden sollte. Indeß hoffte er von dieser Seite auf keine Schwierigkeiten zu stoßen, da ihm die Gesinnungen des Grafen bekannt waren, dem er, durch jahrelange Erfahrung gezwungen, großartige, von jeder Kleinlichkeit entfernte Ansichten in Bezug auf Staatsverwaltung zugestehen mußte, obgleich er ihn haßte. Das Wichtigste war, den Kurfürsten für seine Pläne zu gewinnen und die Aufnahme der Juden mit dem religiösen Sinne George Wilhelms zu versöhnen. Er sprach daher lange und viel, belegte seine Meinung mit Auszügen aus den Prozeßakten des Münzjuden und Kämmerers Lippold, welche auf dem Berliner Rathhause aufbewahrt wurden, und brachte es in der That dahin, daß der Kurfürst sich mit dem Gedanken vertrauter machte, den Juden die Niederlassung in den Marken wieder zu gewähren.

Im Zimmer des Kurprinzen hatte unterdessen die Gräfin Renate von Schwarzenberg fortgefahren aus einem Buche vorzulesen, welches seit einiger Zeit in ganz Deutschland mit Eifer gelesen wurde. In Augsburg 1633 erschienen, trug es den Titel:

Amöner Blumengarten
für
Luſtwandelnde in ſeltſamen Hiſtorien,
auf ſpaniſch Novelen genannt,
mit
Fleiß geſammelt und in Truck gegeben
von einem
unbekannt bleibend wollenden Ingenioſen.

Da der Arzt dem Kurprinzen das Sprechen und überhaupt jede Erregung unterſagt, ſo hatten die Prinzeſſinen, welche ſich bei dem kranken Bruder, mit dem ſie nicht ſprechen durften, langweilten, die Kurfürſtin gebeten, aus dem „Amönen Blumengarten" vorleſen zu dürfen, und Renate übernahm, während die erlauchten Frauen ſich mit weiblichen Arbeiten beſchäftigten, dieſes Geſchäft. —

Fünfte Rabatte oder Blumenbeet des Gartens oder eine Hungariſche Novele.
Blume Ritterſporn genannt.

Im Lande **Hungaria** lebte einſtmals ein reicher, ſchöner und vornehmer Herr, Graf Petrus Szalkan gehießen. Der hatte Alles, was einen Grafen auf Erden nur vergnügen kann, Ehre, Reichthum, Leibesſchönheit und viele Bekanntſchaften. Ja, er war in der That ſo ausnehmend ſchön, daß das ganze Frauenzimmer ſehr nach ihm aus war und Manche im Stillen hoffte ſein eheliches Gemahl, und alſo

Gräfin zu werden. Aber Petrus gedachte des Frauenzimmers nicht, sondern zog es vor in Wald und Feld auf der Jagd zu liegen, mit anderen Grafen und Herren lustige Gelage zu halten und manchen guten Trunk zu thun. Einstmals nun begab es sich, daß er im Walde nach einer Rehkuh jagte und das Thier gar nicht so schnelle entlief, wie sonst wohl wildes Gethier zu thun pflegt; der Graf Petrus achtete nicht darauf, sondern vermeinte, das Wild könne vielleicht schon verwundet seind. Wie er es fast erreichet und schon mit dem schweren Jagdspieß erlegen will, da sieht er daß ein sonderbares Weib aus einer Höhlen tritt und die Hand gegen ihn ausstrecket und erhebet. Graf Petrus war sehr erstaunt, in dieser Wald-Wildniß ein lebendiges, menschliches Frauenzimmer zu sehen und betrachtete verwundert die seltsame Tracht derselbigen. Nicht wie ein gewöhnliches Menschenkind sah solche aus, sondern war größer und fast ganz nackend, aber rings um den ganzen Körper mit ihrem langen Haupthaar eingehüllt und umgeben, so daß der Graf sich deshalb sehr erstaunte und dieses Erstaunens wegen gar nicht reden konnte. Das Weib aber sagte: „Laß ab, Petrus Szalkan, von diesem Thiere, denn es ist nicht der Wildniß, sondern mein Eigenthum" worüber Graf Petrus sehr ergrimmte und fragte: „Dein Eigenthum! Auf meinem Gebiete, in meinem Walde und auf meinem Felde hat Niemand Eigenthum, als ich. Wer bist Du, Weib, daß Du

es wagst mich in meiner Jagdlust zu hindern? Tritt weg von der Rehkuh, daß ich sie erlege, tritt weg, sage ich oder ich schleudere meinen Jagdspieß.“ „Laß ab, Graf Petrus! laß ab! oder es kommt schwere Reue über Dich und Dein ganzes Geschlecht!“ Nun ergrimmte der Jäger noch mehr und fällete mit einem gewichtigen Wurfe das Thier, welches gar schmerzlich und beweglich stöhnte, ehe es gänzlich verenden konnte.

Ueber diesen Anblick entsetzte sich das fremde Weib so sehr, daß sie in einen schröcklichen Zorn ausbrach und den Grafen Petrus mit einem Blicke ansah, daß diesem das Blut in den Adern fast zu Eis erstarrete. Wie das Rehthier nun gänzlich verendet hatte, da fühlte er wie seine Jagdlust gestillet war und es überkam ihn ein sonderbares Gefühl der Reue und des Mitleids mit dem armen gefälleten Thiere. Das Weib aber sprach:

„Graf Petrus, Du hast nicht gehört die Bitte eines Weibes, Du hast nicht geachtet der Stimme, die Dich warnte; so wisse denn, daß Du die Seele Deiner Mutter getödtet, die Mogrebbin, der Schreckliche, in diese Rehkuh gebannt, weil sie lasterhaft war und Dich nicht als einen Grafen, sondern als einen niedrigen Bastard mit dem Leibeigenen ihres Ehegemahls geboren. Du hast ihre Buße vernichtet, jetzt fährt sie ungereinigt ins ewige Verderben. Fluch Dir und dem ganzen durch Dich verfälschten Stamme der Szalkan! Der giftige Blick und das

verderbliche Auge über Dich, Du Unbarmherziger. Was Dir in Liebe nahet, sollst Du tödten, ehe Du es besitzest. Gedenke meiner Worte und fahre hin in Verzweiflung und Elend!" Damit ging das Weib in die Höhlen zurück und der Graf Petrus konnte sie nicht wieder zu Gesichte bekommen.

Als er langsam aus dem Walde und wieder nach dem Schlosse ritt, war es ihm ganz wüst und verwirrt zu Sinne. Er glaubte nur einen Traum gehabt zu haben, und wenn das grauenvolle Auge des Weibes ihm nicht so klar vor den Gedanken gestanden, daß es zwischen jedem Busch, hinter jedem Zweiglein, aus jedem knorrigen Baumstamm hervor ihn anzugrinzen schien, so würde er die Rehkuh und das Weib und die ganze seltsame Begebenheit für eine Täuschung seiner Sinnen gehalten haben, die vielleicht durch den starken Trunk beim Morgenimbiß verursacht und herbeigeführt worden. Auch schlug er sich den Vorfall bald aus dem Sinne, als er wieder mit seinen Jagd-Genossen zusammen traf, und erzählte ihnen nichts davon, weil er glaubte, sie würden ihn verhöhnen, was er nicht gerne wollte über sich ergehen lassen, da er ein Graf war.

Darüber ging wohl ein Jahr in das Land. Graf Petrus gedachte fast gar nicht mehr jenes Vorfalles, nur hin und wieder peinigte ihn die Erinnerung an die vorgeworfene Bastardschaft, denn weil er seine Leibeigenen und Diener nicht gut behandelte, so schien ihm der Gedanke, selbst ein Leib-

eigener und nicht Graf ſeien zu ſollen, gar zu unerträglich und erniedrigend. Um dieſe Zeit geſchah es, daß er bei ſeinem Thorwart ein junges Mädchen bemerkte, Vladika geheißen, welche zum Beſuche aus einem entfernten Dorfe zu ihrem Oheim gekommen war. Als er ſie geſehen, entbrannte er in heftiger Liebe für dieſes ausnehmend ſchöne, aber auch ausnehmend ſittſame Mädchen, und wußte nicht was er thun oder was er laſſen ſollte, um die tugendhafte Vladika für ſich zu gewinnen.

Wie er nun noch niemals ein Weib geliebet hatte, ſo wußte er ſich nicht zu helfen und ſo ging es der Nichte des Thorwartes auch. Seit ſie den ſchönen Grafen Petrus geſehen, hatte ſie nicht Ruhe noch Raſt, und immer traf es ſich, daß ſie bei Wege war, wenn der Graf aus der Burg ritt oder wieder zurückkam. Der Major domus meinte, als Graf Petrus ſich Raths bei ihm erholte, er ſolle dem Mägdlein Gewalt anthun, darob ergrimmte aber der Graf erſichtlich, und wenn er auch ſonſt rauh und wild mit Allen war, die unter ſeiner Leibeigenſchaft ſtanden, ſo hätte er doch um Alles in der Welt dem Mädchen, der Vladika, kein Leid thun können. Als er nun zum öfteren mit ihr ſprach und verkehrte, da konnte ſie es nicht länger verbergen, daß ſie ihm gut ſei, recht von Herzensgrunde, und darüber empfand Graf Petrus ein beſonderes Vergnügen. Sein Stand erlaubte ihm nun zwar nicht an eine Heirath zu gedenken, aber ſolch einen

Gedanken konnte das Mädchen Wladika auch gar nicht faſſen, weil ſie von früheſter Jugend an die Leibeigenſchaft und Verehrung ihres Herren gewöhnt war. So vielen Muth und Herzhaftigkeit Graf Petrus ſonſt gegen den Feind oder in Gefahren beſaß, mit der Wladika war er ſanft wie ein Lämmlein und ſie lebten Beide wie die Turtelstauben. Wladika war ſo vergnügt ob ihres Glückes, daß ſie nur immer ſaß und ſtill vor ſich hin lächelte, wenn Graf Petrus nicht bei ihr war, kam er aber wieder, ſo ſetzte ſie ſich zu ſeinen Füßen und legte das Köpfchen auf ſeine Kniee, und war ſehr glücklich, ſo glücklich, daß ſie es gar nicht ausſprechen und von ſich geben konnte. Einſtmals fragte ſie Graf Petrus, warum ſie denn immer den Kopf auf ſeine Bruſt oder auf ſeine Knie legte, da ſie ihn doch beſſer anſehen ſollte. Hierauf begann das Mädchen bitterlich zu weinen, und ſagte, ſeine Augen thäten ihr weh! Wie können Dir meine Augen weh thun, fragte darauf Graf Petrus, worauf ſie antwortete: das wiſſe ſie nicht, aber ſeine Augen machten ihr einen Schmerz im Herzen, als wenn ein ſchneidendes Meſſer ihr durch die Bruſt gezogen würde. Graf Petrus küßte ſie lächelnden Mundes auf die Stirn und ſchalt ſie eine ſchelmiſche Dirne, worauf ſie ganz roth wurde, ſich ereiferte und wieder ſagte, daß ſie nicht wiſſe wie ihr geſchehe, aber anſehen könne ſie ihn nicht, denn ſeine Augen wären ſo ſchön, ſo groß, ſo ſchwarz und auch

ſo giftig, daß es ihr wie zwei ſpitze Dolche ins Gehirn bohre, wenn ſie ihn anſähe. Je mehr ſie ihn liebte, je mehr Schmerzen habe ſie von ſeinen Augen, und je glücklicher ſie Beide in Liebe und unſchuldiger Umarmung wären, je mehr fürchte ſie ſich vor ſeinem Blicke. Sie meinte auch, daß früher, als er noch bei dem Häuschen des Thorwarts, ihres Oheims, vorbeigeritten, ſie ſich grade in ſeine ſchöne Augen verliebt habe, aber ſeit er ſie zum erſtenmale geküßt und geherzt, brennten ſie ihr wie ein paar glühende Kohlen. Das war dem Grafen Petrus zwar ſehr ſeltſam anzuhören, doch vermeinte er, daß es blos ein Uebermaß von Liebe ſei, welches das Mädchen alſo ſprechen laſſe.

Graf Petrus war der Herr und Vladika war ſeine Leibeigene. Beide liebten ſich und war kein Hinderniß ihrer Liebe vorhanden, denn die Eltern ſowohl als der Oheim fürchteten ſich vor dem Herrn und ſagten kein Wort dazu. Da nun keine Heirath wegen des Adels Petri geſchehen konnte, ſo gedachte Graf Szalkan einſt, daß er auch die Früchte ſeiner Liebe genießen wolle, aber die ganze Burg gerieth in Unruhe und Aufruhr, als eines Tages Graf Petrus wie ein Wahnſinniger auf den Hof ſtürzte und ſo entſetzlich ſchrie, daß Niemand wußte, was er davon denken ſollte. „Meine Augen, meine verfluchten Augen!“ rief er zu wiederholten Malen und ſchlug ſich vor die Stirn, ſo daß es den Anſchein hatte, als wolle er ſich die Augen mit eigenen

Händen ausreißen. Das Mädchen Wladika aber wurde todt in dem Gemach des Grafen gefunden, ohne daß eine Urſache ihres Todes an Wunden oder ſonſtiger Verletzung ſichtbar geweſen wäre.

Damals erfuhr auch noch Niemand, daß es bloß der giftige Blick und das verderbliche Auge des Grafen Petrus geweſen war, welches dem armen Dinge den Tod gebracht. Als aber ſpäter die erſte Gemahlin des Grafen, welche er zehn Monate darauf heimführte, in der Brautnacht ebenfalls elendiglich umkam und der Graf wieder ſchrie: Meine Augen, meine verfluchten Augen! da wurde es denen hungariſchen Unterthanen deſſelben klar, daß er mit der tödtlichen Kraft des Auges, welche man den „böſen Blick" nennet, behaftet ſei. Nun verbreitete ſich ein großer Schrecken über die ganze Grafſchaft Szalkan und unter den Angehörigen derer umliegenden Grafſchaften. Graf Petrus ſelbſt aber ſpürte, daß jenes ſchreckliche Weib ihn mit dieſem Uebel behaftet habe, welches ihn hinderte ſeinen gräflichen Namen fortzupflanzen, weil er Alles tödtete und elendiglich umbrachte, was ſich ihm in Liebe und Zuneigung nahete. Weil nun die Weiſſagung ſo grauſam eingetreffen war, alſo glaubte der Graf Petrus auch, daß es wohl mit ſeiner unechten Geburt wohl eine Richtigkeit haben könnte, und ängſtete und fürchtete ſich ſehr, daß es einmal an das Tageslicht kommen, ihn aber aller ſeiner Würden und Glücksgüter berauben könne. Alſo beſtrafte ſich

die wilde Jagdluſt und der Trotz des Grafen Petrus durch ein unglückliches Leben und einen frühen ſchrecklichen Tod; denn als er ſchon den ſiebenten Mord auf ſeinem Gewiſſen hatte — —

So weit war Renate im Vorleſen aus dem „Amönen Blumengarten“ gekommen, als ein verwirrtes Geſchrei und tobender Lärmen vom Domplatze zu den Fenſtern des Schloſſes heraufdönte. Erſchreckt eilten die fürſtlichen Frauen an das Fenſter und ſahen den ganzen Platz von der Domkirche bis zur langen Brücke mit dichten Haufen von Bürgern angefüllt, ja ſelbſt in der Brüderſtraße, dem breiten Wege und der Georgenſtraße wogte und drängte ſich das Volk in großer Bewegung. Der Kurfürſt und der Geheimde-Rath von Queiß waren ebenfalls aufmerkſam geworden und traten an die Fenſter. Es ließ ſich aber aus dem verwirrten Geſchrei nicht herauserkennen, was die Bürger eigentlich verlangten, bis endlich der Hauptmann „Andreas am anderen Ende von Kunkel“ eintrat und dem Kurfürſten berichtete, daß die Bürger mit einer Klage über den Magiſtrat von Berlin ſich an die durchlauchtigſte Perſon des Kurfürſten wenden wollten, da ihnen die geſtern beigetriebenen Steuern zur Brandſchatzung heute halb in falſchem Gelde wieder zurückgezahlt würden. Die Stadtdiener, welche das Geld eingefordert, hätten jedes Geldſtück, das ſie für falſch erkannten, zurückgewieſen, nun aber ſollten die Bürger ſich gefallen laſſen, das falſche

Geld anzunehmen. Darüber war es schon früh Morgens auf dem Rathhause zu Widerspruch und Aufruhr gekommen, jetzt aber, wo die müßigen Zuschauer von der stattgefundenen Exekution am Leipziger-Thore zurückkehrten und die Nachricht von dem Vorfalle auf dem Rathhause sich in der ganzen Stadt verbreitete, herrschte eine große Aufregung und eine Deputation verlangte zum Kurfürsten oder zum Kurprinzen gelassen zu werden. Auch zeigten die Bürger eine große Besorgniß wegen der Krankheit des Kurprinzen und wollten wissen, wer die schändliche That einer Vergiftung begangen.

„Wo ist Schwarzenberg?“ fragte sogleich der Kurfürst, als der Hauptmann dies gemeldet.

„Der Herr Kanzler sind, wie verlauten will, nach beendigter Exekution in die Klosterstraße geritten, um dort im hohen Hause das Montur und Kriegs-Material für die Truppen in Augenschein zu nehmen.“

„So muß gleich hingesandt werden. Wenn der Kanzler gekommen ist, will ich die Deputation vorlassen; sie sollen nur ein wenig warten. — Bestellt das gleich, Herr Hauptmann, und laßt mir Ruhe im Schloßbau halten. Auf dem Platz können sie lärmen und schreien so viel sie wollen, aber im Schloß sollen sie ruhig sein. — Kommt vom Fenster weg, Kinder! — Wir wollen schon erfahren, was es eigentlich giebt. — Wahrlich die Berliner legen es recht darauf an, ihrem Landesherrn

den Aufenthalt in ihrer Stadt zu verleiden. Jedesmal wenn ich nach Berlin gekommen bin, haben sie Unruhen und Zank angerichtet.“

XIV.

Auf dem Rathhause war es unterdessen zu unruhigen Auftritten gekommen. Der Stadtschreiber Fürchtegott Redlich hatte nach den vorhandenen Schätzungslisten am Morgen schon die Rückzahlung der Brandschatzungsgelder begonnen und jeder Summe eine Anzahl falscher Geldstücke beizulegen versucht, was auch anfangs nicht bemerkt worden war, so daß er es wagte, nach und nach grössere Summen auszugeben, ja endlich 31 Thaler ganz in falschem Gelde auszuzahlen, wogegen er das eingegangene gute Geld zurückbehielt. Auf die Weigerung des Empfängers, dies Geld anzunehmen, behauptete er mit scheinheiligem Wesen, daß er nur auszahle, was eingekommen wäre, wenn also die Bürger gestern den Magistrat betrogen hätten, so könnten sie sich nun auch nicht beklagen, wenn derselbe ohne seinen Willen etwas zum Schaden der Bürger thäte. Der dadurch entstehende Lärmen machte nun auch diejenigen aufmerksam, welche bereits ihr Geld empfangen hatten; sie untersuchten es genauer und fanden Alle mehr oder weniger falsche Münze

darunter. Der alte, fromme Redlich war seinen Mitbürgern als ein zu rechtschaffener Mann bekannt, als daß der Ausbruch des allgemeinen Unwillens sich gegen ihn gerichtet hätte, im Gegentheil suchte man ihn zu entschuldigen, bedauerte ihn, klagte aber die Gewissenlosigkeit der Kämmerei und des Magistrats desto lauter an. Da dieser sich grade zur Sitzung versammelte, so brachten die Bürger ihre Beschwerde sofort vor den Bürgermeister und verlangten die Einwechslung des schon erhaltenen falschen Geldes gegen gutes. Der Magistrat wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er die Rückzahlung sofort ganz suspendirte und eine Untersuchung zu verhängen versprach. Unglücklicherweise kamen aber in diesem Augenblicke alle diejenigen Bürger auf das Rathhaus, welche erst die Exekution mit angesehen hatten, und als diese hörten, daß sie zu spät kämen, ja das Geld vor der Hand gar nicht zurückgezahlt werden sollte, da brach ihr Zorn und ihre Unzufriedenheit in helle Flammen aus. Da die Kämmerei, die Kasse und die Magistratsstube sofort verschlossen wurden, tobte das Volk gegen diese Maßregel auf das Heftigste und bald mischte sich in das allgemeine Gewirr auch die Nachricht von der versuchten Vergiftung des Kurprinzen. Wie immer in solchen Fällen durchkreuzten sich bald die widersinnigsten und lügenhaftesten Gerüchte; es wurden Beschuldigungen erhoben, Nebenumstände erzählt und nach Gutdünken jedes Einzelnen die

verhängnißvolle Begebenheit erklärt. Endlich wälzte ſich der Menſchenſtrom, wie von einer unſichtbaren Hand geleitet, die Georgenſtraße hinunter, über die lange Brücke vor das Schloß, wo bald Kopf an Kopf gedrängt ſtand und jeden Augenblick der Hauſe ſich noch vergrößerte.

Während ſo auf dem Schloſſe die Ankunft des Kanzlers erwartet wurde, verlor der Magiſtrat keine Zeit, ſondern begab ſich in die Zahlſtube des alten Fürchtegott Redlich. Schnell wurden die noch vorhandenen Summen unterſucht, aber durchaus keine falſche Münze darunter gefunden und doch hatten die Bürger viel dergleichen vorgezeigt. Schon war man im Begriff der Verſicherungen des ſcheinheiligen Schleichers zu glauben, daß die Bürger wahrſcheinlich auf dieſe Weiſe ihr falſches Geld los werden und unter die Leute bringen wollten, als zufällig der Kämmerer beim Unterſuchen des Zahltiſches einige Säcke unter demſelben entdeckte, die erſichtlich durch Ueberdecken eines Stückes Sackleinewand dem Blicke entzogen werden ſollten. Als dieſe Säcke ganz mit falſchem Gelde gefüllt gefunden wurden, die noch vorhandenen Summen mit den ſchon zurückgezahlten ſtimmten, das vorgefundene falſche Geld aber von dem zitternden Stadtſchreiber nicht nachgewieſen werden konnte, wurde dieſer verhaftet und eine Hausſuchung bei ihm angeordnet. Vorſichtig beſchloß der Magiſtrat indeſſen das Ereigniß nicht eher laut werden zu laſſen, bis die Auf-

regung der Bürger ſich etwas gelegt habe, ließ die Zahlſtube wieder öffnen und die Rückzahlung in gutem Gelde fortſetzen.

Zwei Rathmänner, der Kämmerer und drei Stadtdiener eilten zu Redlichs Wohnung im kleinen Jüdenhofe und unterſuchten dort in Abweſenheit des Eigenthümers das ganze Haus, fanden aber überall ſo bittere Armuth, daß ſchon jeder Verdacht zu ſchwinden begann. Ohne etwas gefunden zu haben, wollten die Magiſtratsperſonen das Haus wieder verlaſſen, als ſie einen Piquenier des Burgsdorfſchen Regiments vor der Thür ſich bei den dort wachehaltenden Stadtdienern erkundigen hörten, wer denn in dieſem Hauſe wohne. Ein Wort gab das andere, und endlich ſah ſich der Kämmerer veranlaßt, vorzutreten und den Piquenier genauer zu befragen. Dieſer wollte zwar anfangs nicht recht mit der Sprache heraus, als er aber hörte, daß der Bewohner dieſes Hauſes verdächtig ſei, zu den Kippern und Wippern zu gehören, machte er die Fragenden auf jenes Loch in der Mauer aufmerkſam, durch welches er geſtern hatte eine Stange kommen ſehen. Dieſe Mittheilung führte die Magiſtratsperſonen zur Entdeckung der eigentlichen Wohnung des alten Verbrechers hinter dem Holzſtall, in welchen das Loch dicht neben der Hütte jenes wüthenden Hundes führte. Gottlieb Knorre fürchtete nun auch das Geld verlieren zu müſſen, auf das er ſchon ſo große Hoffnungen für die Zu-

kunft gebaut und schützte daher Dienst vor, um sich entfernen zu dürfen. Wichtiger beschäftigt mit dem Durchsuchen des heimlichen Schlupfwinkels, ließ man ihn gehen und zeichnete sich nur seinen Namen für das spätere Zeugniß auf. — In seiner Angst und Bestürzung suchte Gottlieb jetzt den alten Constabler auf, dem er mittheilte, was geschehen war, auch hinzufügte, was er in der vergangenen Nacht gesehen und gehört. — Unter bedenklichem Kopfschütteln sann der alte Schwichow nach, was hier wohl zu thun sei, bestellte den Piquenier auf den Nachmittag um ein Uhr in die Brüderstraße und befahl ihm, die beiden Säcke, welche ihm nun doch nichts nutzen könnten, da sie gewiß nur „Schreckenberger" enthielten, mitzubringen. Dann wollte er ihm sagen, was in dieser ganzen verwickelten Angelegenheit geschehen solle. Mit schwerem Herzen schlich Gottlieb Knorre nach Hause und hätte gar zu gern erst Catharinen gesprochen, ehr er des alten Schwichows Rath befolgte, aber bei hellem lichten Tage konnte er nicht hoffen, sich ihr zu nähern und mußte daher die Mittheilung bis zum Dunkelwerden versparen.

Der Kurfürst hatte unterdessen in Gegenwart des Grafen von Schwarzenberg, welcher aus dem „hohen Hause" sich in das Schloß begeben, einer Deputation von Bürgern kurzes Gehör gewährt, versprochen, die Sache zu untersuchen und sich mißbilligend über das Unrecht des Magistrats geäußert.

Auf die Bitte der Bürger wurden sie auch vor den Kurprinzen geführt, dem sie den herzlichen Antheil schilderten, welchen die Stadt an seinem Unfalle genommen und dann in Gnaden entlassen. Die Menge auf dem Domplatze verlief sich, als die Deputation zu ihr zurückkehrte, und bald darauf herrschte wieder die frühere Ruhe in der Stadt, obgleich beunruhigende Gerüchte über die Verhaftung des alten Stadtschreibers, über die Schuld des Kanzlers an der Vergiftung und über die Entdeckung einer Bande Kipper und Wipper in Berlin von Haus zu Haus liefen.

Als der Kurfürst den Geheimde-Rath von Dueiß entlassen, bat dieser den Kanzler um eine Stunde geneigtes Gehör am Nachmittage gleich nach der Mahlzeit, weil er in wichtiger Angelegenheit mit ihm zu konferiren habe, und dieser, obgleich erstaunt und eine Werbung des Vaters für seinen Sohn befürchtend, war sogleich bereit, das gewünschte Gehör zu bewilligen. Das Mittagsmahl verfloß ruhig und in Gegenwart des Kurprinzen, ohne daß dieser indessen Theil daran nahm. Gerhard von Dueiß hatte vor dem Weggehen seines Vaters Gelegenheit gehabt, diesen auf einige Augenblicke zu sprechen und ihn beschworen, nicht eher einen Schritt bei dem Kanzler für ihn zu thun, bis er sich ausführlich mit ihm berathen. Der Vater war aber fest entschlossen, heute noch die Angelegenheit wegen der Güter-Ansprüche beim Kanzler zur Sprache zu

bringen und die Einwilligung zur Vermählung Renatens mit Gerhard als den Preis zu nennen, um welchen er für sich und seine übrigen Erben jenen Ansprüchen entsage, wenn die Güter als Mahlschatz abgetreten würden.

Nach der Mahlzeit, die mit dem Schlage halb Eins zu Ende war, verlangte der Arzt, daß der Kurprinz allein gelassen werde, um der Ruhe zu genießen. Dies geschah und Gerhard, dessen Dienst ihn in dem Vorzimmer des Prinzen zurückhielt, fand dort das Buch, aus welchem am Morgen Renate vorgelesen hatte. Gedankenvoll und doch zerstreut suchte er sich durch Lesen zu beschäftigen und kam so auch an die 5te Erzählung, welche bald seine Aufmerksamkeit dergestalt fesselte, daß er Alles um sich her vergaß und ganz den unheimlichen Eindrücken unterlag, die ihn aus diesem seltsam grauenhaften Buche anwehten. — Die schreckliche Wirkung des bösen Blickes rief ihm mit doppelter Kraft die Worte jenes Horoskops zurück, nach denen auch ihm die Möglichkeit dieses fürchterlichen, geheimnißvollen Uebels drohte. Vergebens wollte er das Buch weglegen, immer wieder mußte er es öffnen und weiter lesen, bis er das unglückselige Ende jenes Grafen Petrus Szalkau erfahren. Noch ganz wüst und verwildert fand ihn der Leibdiener des Kurprinzen mit dem Befehle, sogleich einzutreten, da der Prinz nicht schlafen könne, keine Ruhe finde und den Hauptmann Gerhard von Queiß zu spre-

chen wünſche. — Kaum vermochte er raſch genug die Faſſung wieder zu gewinnen, als nach dem Eintritt der Kurprinz ihm freundlich entgegen rief:

„Kommt, kommt, Herr Gerhard von Queiß! Leiſtet einem armen Patienten Geſellſchaft, der durchaus ſchlafen ſoll, aber es nicht vermag.“

„Eure Durchlaucht haben zu befehlen“

„Ei was befehlen, kommt! Setzt Euch ein wenig zu mir und erzählt mir etwas. Wahrlich, zu einer ſchlimmeren Zeit konnte meine Krankheit auch gar nicht kommen, als grade jetzt, wo ich lieber den Tag noch eins ſo lang hätte, als er iſt, um alles das zu thun, auszuführen und zu verrichten, was mir hier obliegt.“

„Nach der Verſicherung des Arztes wird es wenigſtens nicht lange mehr dauern.“

„Ich hielte es auch nicht aus! — Sagt einmal, glaubt Ihr denn auch, daß man mich hat vergiften wollen?“

„Die Behauptung des Arztes — —“

„Ja, das iſt die gewöhnliche Antwort! — Aber wer ſagt Euch denn, ob der gute Ahrendſius ſich nicht bloß das Anſehen geben will, als ob er etwas Großes vollbracht. — Der Gedanke einer Vergiftung liegt mir ſo fern, iſt ſo ganz meiner Zuverſicht zuwider, daß ich um Alles in der Welt nicht daran glauben möchte. Wer ſollte mich auch vergiften wollen? So wahr ich an den Erlöſer glaube, bin ich mir keiner haſſenswerthen Handlung mei-

nes Lebens bewußt. — Glaubt Ihr es denn oder glaubt Ihr es nicht?"

„Noch bin ich so bestürzt über das Ereigniß selbst, daß ich es der Zeit überlassen muß, mein Urtheil zu bestimmen."

„Das heißt so viel, als Ihr glaubt daran. — Aber wer könnte denn ein so unmenschliches Bubenstück an mir üben wollen. — Noch wollte mir Niemand sagen, wen man in Verdacht hat. — Habt Ihr vielleicht etwas gehört?"

„Man nennt zwar keine bestimmte Person, aber die Abneigung des Volkes gegen Hochgestellte macht sich in Anschuldigungen Luft, denen gewiß jede Begründung fehlt."

„Also schuldigt man doch Jemand an. Wen denn?"

„Verzeiht mir, Durchlauchtiger Prinz, wenn ich mich nicht gern desselben Leichtsinns anklagen möchte, den ich an Anderen tadle. — Ich darf nur sagen, daß Männer, die bisher großen Einfluß auf die Leitung der Staats-Angelegenheiten ausgeübt und durch Eure Ankunft glänzender Aussichten beraubt werden, dem bösen Leumund des Volkes eine willkommene Beute sind."

„Aha! ich merke schon! das soll auf Schwarzenberg gehen! — Großer Gott! — Das ist ja entsetzlich! — Aber Ihr habt Recht, Herr von Duriß, daß Ihr dieser empörenden Anklage keine Worte geben wollt. Wie ist es möglich, diesen

Mann, den ich zwar nicht liebe, aber wahrlich nicht verachte, ſo frech eines Meuchelmordes zu zeihen; aber das iſt einmal wieder die ſogenannte vox populi, vox dei! — Gott bewahre jeden rechtſchaffenen chriſtlichen Fürſten vor ſolchen Einflüſterungen. Schwarzenberg iſt der böſe Engel der Marken, aber er iſt es aus Gründen, die ich wohl durchſchaue, wenn ich ſie auch nicht ehre. — Pfui! Ich hoffe doch nicht, daß ein ſolches Gerücht Raum gewinnen wird?"

„Mit der ſchnellen Geneſung Eurer Durchlaucht hoffe ich, wird auch das müßige Geſchwätz unzufriedener Müßiggänger verſtummen."

„Nun ſehe ich es aber ſchon kommen, man wird ſich einen Gotteslohn bei mir zu verdienen glauben, wenn man den Kanzler recht ſchwarz ſchildert; aber ſie ſollen ſich wundern! — doch von etwas anderem. Kennt Ihr ſeine Tochter, die junge Gräfin Renate?"

„Wie ſollte ich nicht," antwortete zögernd und verlegen Gerhard.

„Das iſt das ſchönſte Mädchen, das ich geſehen. Wahrlich der Hof meines Vaters kann ſtolz darauf ſein, eine ſolche Perle zubeſitzen. Seit wann iſt ſie hier?"

„Seit einem Jahre ungefähr ließ der Graf ſie aus einem mähriſchen Kloſter zu ſich kommen."

„Das muß ja geweſen ſein, als ob die Sonne bei Euch aufging. Und ſo züchtig, ſo beſcheiden. Ich war geſtern ganz erſtaunt über den Geiſt und die Lebhaftigkeit, mit der ſie mich faſt in die ausgeſuch-

teſte Geſellſchaft nach dem Gravenhaag und Amſterdam zurückverſetzte.“

„Wir hatten Alle unſere innige Freude daran, als wir ſahen, wie Eure Durchlaucht ſich ihrer Geſellſchaft zu erfreuen ſchienen.“

„Schade, ſchade, daß das Mädchen nicht aus fürſtlichem Blute ſtammt. Ich wüßte gleich, wen ich mir zur künftigen Kurfürſtin wählte.“

„Wenn wir nicht irren, wir Alle, die wir geſtern dem Bankette beiwohnten, ſo ſcheint auch die Gräfin ſich ihres Glückes bewußt, von Euch ausgezeichnet zu werden, wenigſtens ließ es der Glanz ihrer ſchönen Augen, das zauberiſche Lächeln ihres Mundes, die Lebhaftigkeit ahnen, mit welcher ſie den Worten Eurer Durchlaucht lauſchte.“

„Nun, nun, das will ich grade nicht ſagen, obgleich ſie mich nicht eben zurückgeſchreckt hat. Sie ſchien zerſtreut, oft war es ſogar, als wären ihre Gedanken auf etwas ganz anderes gerichtet geweſen, aber dann war ſie wieder ſo liebenswürdig und vertraulich, daß ich faſt bereute, auf das Köpeniker Baſtion zu müſſen. Ich freue mich recht auf das Leben hier am Hofe meines Durchlauchtigen Vaters, und das Mädchen wäre im Stande, mich zu einem Freunde ihres Vaters zu machen.“

In dieſem Augenblicke trat der Leibdiener des Kurprinzen in das Gemach und fragte, ob die Gräfin Renate von Schwarzenberg vorgelaſſen werden dürfe. Schon einmal habe ſie im Vorzimmer ſich

erkundigen laſſen, ob der Prinz erwacht ſei, und jetzt ſei zum zweitenmale eine Kammerfrau der Kurfürſtin gekommen und habe verlangt, er ſolle beim Prinzen anfragen, ob die Gräfin das Glück haben könne, eine geheime Audienz zu erhalten.

Erſtaunt und überraſcht ſah der Kurprinz Gerhard an, während dieſer kaum ſeinen Ohren traute und lebhaft fühlte, daß ein dunkler Schleier vor ſeinen Augen niederſank, der ſeine ganze Zukunft in finſtere Nacht hüllte. Sie ſelbſt näherte ſich dem Kurprinzen, von dem ſie wußte, welchen Eindruck ſie auf ihn gemacht; ſie wußte es, ſie mußte es wiſſen, und doch ſetzte ſie auf ſolche Art nicht allein ihre Schwüre gegen Gerhard, ſondern auch die Rückſichten weiblicher Schüchternheit und Sitte aus den Augen.

„Die Gräfin wird mir jeden Augenblick willkommen ſein," erwiederte nach kurzem Nachſinnen raſch und entſcheidend der Kurprinz. „Führe ſie aber nicht durch das Vorzimmer, ſondern hier durch die Gallerie. Die Dienerſchaft braucht nichts von dieſem Beſuch zu wiſſen, verſtehſt Du mich? Sage der Kammerfrau auch die Antwort leiſe. Jetzt geh!"

„Erlaubt, daß ich mich ebenfalls zurückziehe."

„Nun nehmt es mir nur nicht übel, lieber Herr von Dueiß, aber freilich, wenn ſolche Krankenbeſuche kommen. Ich brauche Euch wohl nicht erſt beſonders zu bitten, daß Ihr Niemanden davon ſagt,

bis ich weiß, was die Gräfin zu mir führt. — Ich geſtehe es, das Ding kommt mir ſelbſt ſo unerwartet und ungewöhnlich vor, daß ich ordentlich neugierig bin, was dieſer liebenswürdige Beſuch mir bringt? Aber was iſt Euch, Herr von Queiß, Ihr ſeht wieder ſo verſtört und krank aus, wie geſtern Abend auf dem Bankett. Erinnert Ihr Euch noch?"

„Ich fühle mich in der That nicht ganz wohl. Vielleicht die Anſtrengung und Unruhe der letzten Tage."

„Ihr müßt Euch ſchonen, Euer Auge rollt ja ſo unſtät wie im Fieber. Ihr erſchreckt mich ordentlich. — Mein Gott, Ihr ſeid kränker, als Ihr wißt. — Die Augen haben wirklich etwas Entſetzliches."

„Meine Augen? Herr, mein Gott, wenn ich —"

„Was?"

„Verzeiht meiner heftigen Erregung, dieſen Ungeſtüm, Durchlauchtiger Prinz — ein meiner Familie eigenthümliches Uebel."

„Nun ſo thut um ſo eher, was ich Euch ſage. Verlaßt das Schloß ſobald als möglich und ſucht Ruhe und Erholung im Schoße der Eurigen. Ade! Ich hoffe, wir ſehen uns bald thätiger und geſchäftiger wieder. Ade!"

Gerhard verließ das Zimmer des Kurprinzen in einem Zuſtande, der an Wahnſinn gränzte. Renate untreu! Renate ehrvergeſſen! — Aber nein, es war nicht möglich! — Konnte ſie nicht einen Be-

fehl, einen Auftrag ihres Vaters erfüllen müſſen. Aber wozu dann die Bitte um ein geheimes Gehör? Wer konnte ihm ſagen, was er zu fürchten, zu glauben habe. In fieberhafter Aufregung weilte er im Vorzimmer, bis der Leibdiener ihm leiſe meldete, daß eben die Gräfin beim Kurprinzen eingetreten ſei und dabei ein ſo vielſagendes Geſicht zog, daß Gerhard vor Scham und innerer Vernichtung faſt verging. Raſch war ſein Entſchluß gefaßt. Er wollte ſich ſelbſt überzeugen, es koſte was es wolle und dann handeln. Um dies zu können, verließ er das Vorzimmer und ließ glauben, daß er nach Hauſe gehe. Leiſe aber und vorſichtig trat er durch die Gallerie in das Zimmer, durch welches Renate beim Kurprinzen eingetreten war und ſuchte von hier aus die Unterredung Beider zu belauſchen. Leider war die Thür nach der Sitte jener Zeit mit braunem ſämiſch Leder überzogen, von innen auch eine ſchwere Decke vorgezogen, ſo daß es unmöglich war Alles zu hören und nur einzelne etwas lauter geſprochene Worte drangen zu ſeinen Ohren.

XV.

In der Statthalterei war zur beſtimmten Zeit der Geheimde-Rath Seyfried von Queiß erſchienen und ſogleich vom Kanzler vorgelaſſen worden, wel-

cher ihn freundlich und entgegenkommend empfing. Beide achteten ſich, wenn ſie ſich auch nicht liebten und der Verkehr zwiſchen dieſen beiden Staatsmännern war ſtets offen und männlich geweſen, wenn ſich ihre Meinung im Rathe des Kurfürſten auch ſchroff gegenüberſtand.

„Ein ſonderbares Geſchäft führt mich heute zu Euch, Herr Graf,“ begann der Geheimde-Rath, nachdem er den angebotenen Stuhl angenommen.

„Das mag wohl ſo ſein, Herr Geheimde-Rath, denn Eure gewiſſenhafte und ehrenhafte Geſchäftsführung im Dienſte unſeres Durchlauchtigen Herren läßt Euch ſonſt wenig Zeit, Eure Freunde und Collegen zu beſuchen.“

„Es handelt ſich nämlich um die ehemaligen gräflich Thumbſchen Güter in der Neumark, welche Euch zu Nutz und Nießbrauch von des Kurfürſten Durchlauchtigen Gnaden überwieſen worden ſind. Durch die Auffindung glaubwürdiger Dokumente iſt aber meine Familie und beſonders ich, als deren jetziges Oberhaupt, in den Stand geſetzt, die Abſtammung des Hauſes Queiß von den Grafen von Thumb zu beweiſen, alſo auch Anſpruch auf deren Güter zu erheben.“

„Das iſt allerdings ein ſonderbares Geſchäft, Herr Geheimde-Rath, und hätte ich eher alles Andere geglaubt, als einen Anſpruch auf Güter erheben zu ſehen, deren unbeſtrittener Eigenthümer ich jetzt bin und hoffentlich auch bleiben werde.“

„Das Letztere werden die Gerichtsbanken zu entscheiden haben, Herr Graf. Aber ich möchte nicht gern den Schein gegen Euch haben, als wolle ich feindselig verfahren, darum bin ich eben gekommen, um Euch zu fragen, ob Ihr vielleicht Einsicht in die erwähnten Dokumente nehmen wollt und dann selbst das klare Recht meines Hauses restituiren, welches jedenfalls Eurer hohen Stellung, in der Ihr dem Lande ein Beispiel der Gerechtigkeit sein sollt, besser zusagen dürfte, als wenn Ihr Euch, wahrscheinlich fruchtlos, meinen Ansprüchen entgegensetzt."

„Die Güter sind meines Wissens schon über funfzig Jahre im Besitz des Kurfürsten, also jeder Anspruch verjährt."

„Ich würde eine Verjährung in dergleichen statuiren, wenn ich nicht jetzt erst zur Kenntniß meiner Rechte gekommen wäre. Hier handelt es sich um einen durch Unterschleif und Betrug erlangten Besitz des Landesherrn seinen Unterthanen gegenüber und ein solcher Anspruch verjährt nicht. Daß Ihr, Herr Graf, zufällig im augenblicklichen Besitze seid, thut nichts zur Sache und wird in meinem Restitutionsgesuch auch ganz übergangen werden. Ich verlange von der Kur das mit Unrecht besessene Gut zurück und hege die feste Ueberzeugung, meinen Zweck zu erreichen. Beliebt es Euch, dieses Schreiben des Abtes Johannes Welmert Anno 1542

aus Cöln am Rheine durchzusehen, so werdet Ihr finden, daß ich auf festen Grund baue."

Während der Graf die Abschrift jenes wichtigen Dokumentes durchlas, schwieg der Geheimde-Rath und beobachtete aufmerksam den Eindruck, den dasselbe auf ihn machen mußte; aber seine Erwartung wurde getäuscht. Kein Zug verrieth die Ueberraschung und die Unzufriedenheit des Kanzlers. Mit kalter Höflichkeit gab er das Dokument zurück und äußerte kein Wort darüber. — Auch der Geheimde-Rath schwieg, da er erwartete, daß jener ihm seine Meinung über das Gelesene sagen würde, aber auch hierin sah er sich getäuscht und mußte endlich fragen:

„Was denkt Ihr dieser Aussage und den darin erwähnten Aktenstücken entgegenzustellen, Herr Kanzler?"

„Nichts als meinen Besitz und den Statthalter, Kanzler und obersten Kriegshauptmann der Kur Brandenburg."

Betroffen über diese Antwort, welche ihm schwere, vielleicht nutzlose Kämpfe für die Zukunft voraus sehen ließ, schwieg der Geheimde-Rath einige Augenblicke, dann aber knüpfte er das Gespräch, das nach der Haltung und dem Ausdruck im Auge des Kanzlers von diesem geendet gewünscht wurde, wieder an:

„Wenn ich kam, um Euch meinen rechtskräftigen Anspruch zu notifiziren, so kam ich auch mit

dem Mittel, das Unangenehme, was eine ſolche Reſtitution für Euch haben muß, zu vermeiden. Gönnt mir noch kurze Zeit eines geneigten Gehörs, Herr Graf, und ich hoffe, wir können dieſe Papiere der Vergeſſenheit übergeben."

„Gern bin ich zu jedem Uebereinkommen erbötig, Herr von Dueiß, und geſtehe Euch dies eben ſo offen, als ich Eurer Drohung den feſten Willen entgegengeſetzt, den nicht von mir begonnenen Kampf bis zu Ende zu führen. — Die Thumbſchen Güter ſind gegenwärtig faſt das einzige Beſitzthum meiner Familie, das ſich in dieſen zerrütteten Zeiten verwehrtet. Die jüngere Linie des Hauſes Schwarzenberg, zu welcher ich gehöre, iſt arm; arm kam ich in den Dienſt des Kurfürſten, der mir die Güter überwies, aus deren Ertrag ich im Stande bin, meines Amtes würdig zu leben und zu erſcheinen. Was kann der Kurfürſt mir jetzt bieten, wenn er mir dieſe Güter nehmen muß? Der Kurfürſt hat nichts mehr zu verſchenken und was er noch verſchenken kann, wäre nicht im Stande, nur meinen Haushalt zu bezahlen. Es iſt alſo nicht der Graf Schwarzenberg, ſondern der Statthalter der Marken während der baldigen Abweſenheit des Kurfürſten in Preußen, welcher ſich Eurer Klage widerſetzen muß. Jetzt kennt Ihr meine Meinung! Nun Euer Vorſchlag."

„Mein Sohn Gerhard, gegenwärtig Hauptmann bei der Perſon unſeres Durchlauchtigen Kur-

prinzen, liebt Eure Tochter Renate. Ich erkenne wohl die Kühnheit ſines Strebens, aber bei ſeiner Jugend, dem was er ſchon gethan und von ſeinem Prinzen begünſtigt, noch thun kann, entſchuldige ich ihn bei Euch, wie ſeine aufrichtige Liebe ihn bei mir entſchuldigt. — Gebt Ihr Eure Einwilligung, ſelbſt nur bedingungsweiſe, vielleicht in Erwartung, daß er ſich ſolchen Glückes erſt noch würdiger zeigt, ſo vernihte ich dieſe Papiere und erwarte von Euch, daß Ihr der Tochter das zum Mahlſchatze ausſetzt, was de jure ſchon meinem Sohne gehört. — Dies iſt mein Vorſchlag! — Ihr ſchweigt? — Habt Ihr mir keine Antwort auf meine Auskunft zu geben?"

„Deutet es mir nicht übel, Herr Geheimbder-Rath, wenn ich erſt mit mir zu Rathe gehe, ehe ich das ſo Unerwartete beantworte. Ihr kennt ja meine Art im Rathe des Kurfürſten. — Was Ihr da ſagt, iſt allerdings ein Mittel, ja ich mag ſogar nicht leugnen, wie die Sachen nun eben ſtehen und ſich überraſchend geſtelt haben, iſt es das einzige, einen für alle Theile unangenehmen Conflikt zu vermeiden, aber es giebt ein Hinderniß an das der Proteſtant freilich nicht denken konnte. Meine Tochter iſt Katholikin!" —

„Ich habe dieſen Einwand erwartet, Herr Kanzler, obgleich nicht eher, als bis Ihr die übrigen, die Verſchiedenheit des Standes, glänzendere Ausſichten für die junge Gräfin, die Abneigung ge-

gen mich und die Meinigen geltend gemacht; indeſſen ſehe ich daraus, daß Euch dieſe Rückſicht höher ſteht und denke, wenn der Pabſt ſeine Diſpenſation ertheilt — und Euch ſchlägt er ſie nicht ab — ſo dürft Ihr Euch über den Gewiſſensſkrupel beruhigen. Mein Sohn wird ſeine künftige Gattin wahrlich in Ihrem Glauben nicht ſtören, eben ſo wenig als er ſeine Ueberzeugung aufgeben wird. Laßt mich nicht ohne ein Wort der Ermuthigung, der Hoffnung von Euch ſcheiden, Herr Kanzler. Aus dem was ich thue erſeht Ihr, daß es mir Ernſt iſt in Frieden und Freundſchaft mit Euch zu leben."

„Ihr könnt es mir nicht verdenken, wenn ich mir Bedenkzeit ausbitte, Herr von Dueiß. So Wichtiges beſchließt ſich nicht raſch und übereilt. Doch hoffe ich, läßt mich ruhige Prüfung eher das Günſtige finden, als ſchnelles Entſcheiden. Ich werde mit meiner Tochter reden, werde den Willen unſeres Kurfürſtlichen Herren befragen und denke Euch in vierzehn Tagen meinen endlichen Entſchluß zu erkennen geben zu können. Bis dahin ſeid meiner Achtung verſichert, wie Ihr es bisher waret, und hat verſchiedene Anſicht auch bis jetzt unſere Wege auseinandergehalten, ſo mag die nahe Verwandtſchaft vielleicht künftig zwei Männer näher bringen, deren das Vaterland bedarf."

Der Geheimde-Rath verließ, durch dieſe Antwort zufriedengeſtellt, die Statthalterei und eilte

nach seiner Wohnung, wo er in froher Stimmung die Rückkehr seines Sohnes vom Schlosse erwartete, da mit eintretender Dunkelheit sein Dienst dort endete.

Der Graf blieb in ernstes Nachsinnen verloren in seinem Zimmer zurück und warf den prüfenden Blick in die Zukunft. Der Gedanke an eine mögliche Verbindung zwischen dem jungen Gerhärd von Queiß und seiner Tochter war ihm nicht mehr so unerträglich als noch am Morgen dieses Tages, denn an der Kurfürstlichen Tafel hatte er zum erstenmale von dem Wunsche der Kurfürstin gehört, den Sohn mit der Prinzessin Louise Henriette von Oranien zu vermählen, und da seinem Scharfblicke nicht entging, daß einer solchen Verbindung kein Hinderniß im Wege stand, ja diese ganze Angelegenheit von dem Kurprinzen selbst ausgegangen sein konnte, der die Prinzessin am holländischen Hofe kennen gelernt, so gab er schon jede Hoffnung auf, aus der Liebe Friedrich Wilhelms zu Renaten künftigen Vortheil zu ziehen. Ueberdem wurde durch eine Heirath der Prozeß wegen der Thumbschen Güter, deren Verlust er zu fürchten Ursache hatte, vermieden, und Gerhards Laufbahn konnte, von dem mächtigen Schwiegervater geleitet, die glänzendste werden. Alles sprach zu Gunsten der Liebenden und eine glückliche Lösung der bisher widrigen Verhältnisse schien nahe.

Da ließ sich durch den Leibdiener Ehrhardt der Constabler Schwichow von der Kurfürstlichen Arto-

leren melden. Verwundert über dies ungewöhnliche Verlangen und der militairiſchen Disziplin gedenkend, fragte der Kanzler, ob Ehrhardt nicht wiſſe, was der alte Conſtabler wolle. Dieſer wußte indeſſen nichts Näheres und erhielt Befehl, den Gemeldeten einzulaſſen.

Mit ſteifer Reverenz trat Schwichow ein, ſtellte den Stock an die Thür, legte den Hut auf einen der Polſterſtühle und ſtand mit wichtiger, vielſagender Miene, einen Geldſack auf dem linken Arme, vor dem Kanzler, der, lächelnd über die Förmlichkeit und Abgemeſſenheit des alten Kriegers, ihn fragte, was er ihm Gutes bringe?

„Quidquid agis, prudenter agas et respice finem! pflegte unſer Bruder Pförtner zu ſagen, wenn ich als Noviz wegen ſchnöder Streiche etzliches gegeißelt werden ſollte. Ich habe die Redensart nicht vergeſſen, habe überlegt, wie ich im vorliegenden Falle prudenter agiren und des Endes eingedenk ſein wolle und komme nun, Domine Comes, atque Praefectus zween Perſonen zu denunziren, welche mir nach meinem ſchlichten Verſtande mit zu denen Kippern und Wippern zu gehören ſcheinen, welche jetzo aufgeſpüret werden ſollen.“

„Wie kommt denn mein wackerer, alter Schwichow zu einer ſolchen Denunciation und warum macht er ſie mir und nicht bei ordentlicher Gerichtsſtelle?“

„Die Ratio meines Verfahrens wird lucide werden, ſobald ich die Perſonen genannt, gegen

welche ich mein Testimonium abzulegen, geſonnen bin."

„Und wer ſind dieſe?"

„Ein ſchändlicher Jude, Peter Voorſt mit Namen, ſchlechtweg der holländiſche Jude genannt, und der Hauptmann Gerhard von Queiß. Dixi et salvavi animam meam!"

„Menſch! Biſt Du bei Sinnen?"

„Omnino, ganz und gar! — Ich vermuthe, daß ſich dieſe Beſorgniß wegen meines menſchlichen Beiſinnenſeins auf den zuletzt genannten Kipper beziehet, denn was den Juden betrifft, ſo verſteht ſich die Anklage von ſelbſt. Aber ich wiederhole es mit dem ſchuldigen Reſpekt vor ſeiner Hauptmanns-Beſtallung, Herr von Queiß iſt ein Kipper."

„Und worauf gründet ſich dieſe ſchwere Anſchuldigung?"

„Das iſt eine lange und mit Schwierigkeiten verſehene Geſchichte, welche ſich von dem Abende anfängt, wo in Spandau der Hauptmann von Arnheimb interfectum erat oder umgebracht wurde. Das ſind kaum dreien Tage her, aber dieſer Kipper (den Hauptmann außerm Spiel) hat mir ſeit jener Stunde verſchiedene ſchwere und erhebliche Verdachtsgründe gegen ſich imputiret."

Auf die wiederholte Frage des Kanzlers erzählte nun der alte Schwichow Alles, was er von Gerhard wußte: ſeine erſte Erſcheinung auf dem Wall in Spandau, ſeine Flucht aus der Feſtung

unter dem falſchen Namen eines Sohnes jenes Peter Voorſt, erwähnte auch jener ungewöhnlich ſchweren Truhe, berichtete, was er ſelbſt im kleinen Jüdenhofe geſehen, daß er die beiden Verdächtigen abermals dort erkannt, ließ dann den Piquenier Gottlieb Knorre eintreten und ausſagen, welches Geſpräch derſelbe in der vergangenen Nacht belauſcht, endlich legte er beſonderes Gewicht auf die Abſicht Gerhards, ihn, den Conſtabler, auf gute Art aus Berlin fortzuſchaffen.

Der Kanzler erſchrak vor dem deutlichen Zuſammenhange in dieſer Anklage. Mit unabweisbarer Klarheit lag die Schuld Gerhards vor ſeinen Augen. — Und dieſer Peter Voorſt! — Wie hatte der Graf ſich ſo erniedrigen können, einen ſolchen Menſchen für ſeine Abſichten zu gebrauchen? Aber es mußte gehandelt werden. Nachſicht und Zögern wäre bei einer ſo beſtimmten Anklage Verbrechen geweſen. — Und dieſen Menſchen konnte ſeine Tochter lieben? — Nimmermehr! Was vor wenigen Augenblicken noch möglich geweſen, eine Verbindung beider Häuſer, war jetzt undenkbar. —

„Ihr ſchweigt mit Eurem Verdachte gegen Jedermann, Conſtabler Schwichow, bis ich Euch ſelbſt auffordere, die Anklage öffentlich zu wiederholen, die Ihr in lobenswerthem Eifer mir gemacht. Daſſelbe gilt für dieſen Piquenier, den ich deßhalb unter Eure Aufſicht ſtelle. Um ſechs Uhr findet Euch beide an der Treppe des „grünen Huts" im Schloſſe

ein. Der Piquenier ſoll ſeine beſte Montur anlegen und auch Ihr, Schwichow, macht Euch bereit, vor dem Kurfürſten zu erſcheinen.“

Accepi! und ſage fiat voluntas! — Ich denke und vermeine meiner Schuldigkeit ein Genüge geleiſtet zu haben, wenn auch Unerfreuliches deswegen geſchieht. — Komm, Lamm! Wir wollen dem Herrn Kanzler nicht weiter läſtig fallen!“

Mit dieſen Worten entfernten ſich Beide. Unruhig und nach einem Entſchluß ringend, blieb der Graf allein. Was hatte er erfahren müſſen! Gerhard ein Verbrecher! In entehrender Gemeinſchaft mit jener heilloſen Rotte, die ſeit Jahren ſchon die Sicherheit und Ruhe des Volkes untergrub. — Welche Folgen mußte dieſe Entdeckung haben! Aber gleichviel, wer unterging, wenn nur die Schuldigen beſtraft wurden. Der erſte Gedanke des Kanzlers war, den Geheimden-Rath von Queiß zunächſt von dem Vorgefallenen eben ſo offen in Kenntniß zu ſetzen, als dieſer es mit ihm gethan. Aber war es nicht ſein Sohn? Mußte der Vater nicht Alles anwenden, um ſeinem Hauſe den fürchterlichſten Schimpf, die tiefſte Entehrung zu erſparen? Nein! Erſt mußte Gerhard verhaftet ſein, ohne Aufſehen unſchädlich gemacht werden, dann konnte der Vater Alles erfahren. — Das Alles überlegte und erwog der Kanzler, ehe er ſich auf daß Schloß begab, weil er in ſo wichtiger Sache, deren Anfangsfäden ſchon ſo verwickelt erſchienen, daß gar nicht abzuſehen war,

welche Perſonen ſie noch berühren konnten, nicht raſch handeln und eben dadurch vielleicht den Erfolg auf das Spiel ſetzen wollte. Eben rief er ſeinen Leibdiener Ehrhardt, um ſich von dieſem das Kleid zum Ausgehen geben zu laſſen, als dieſer dienſteifrig meldete, daß Peter Voorſt auf der Treppe ſtehe und inſtändigſt bitte, vorgelaſſen zu werden.

„Peter Voorſt? Iſt es möglich? — Laſſe ihn gleich herein und höre — — komm näher, ich will nicht ſo laut ſprechen — — gehe gleich hinüber in das Schloß und ſage dem Hauptmann Andreas am andern Ende von Kunkel, daß er mir drei Mann von der Leibgarde mit Wehr und Waffen in die Statthalterei ſenden ſoll. — Aber daß Du Niemanden im Hauſe etwas von dieſem Auftrage ſagſt. Wenn die Leute da ſind, ſo mache die Thür auf und ſage: „Der Tragſeſſel iſt bereit", jetzt geh und laſſe mir den Peter Voorſt herein." —

Gleich darauf ſtand Peter Voorſt vor dem Kanzler, der ſich anfangs ſcheinbar mit der Durchſicht einiger Papiere beſchäftigte, um unterdeſſen zu überlegen, wie er dieſen frechen Böſewicht zum Bekenntniß zwingen wollte: dann fragte er den erwartend Daſtehenden:

„Nun, was bringt Ihr mir, Peter Voorſt?

„Gnädigſter Herr, eine Angelegenheit ernſter Art führt mich zu Euch. Ihr wißt, daß ich Euch ſtets treu und eifrig gedient in allen Dingen, die Eure Weisheit mir anvertraute —"

„Ich weiß, und wenn Eure Nachrichten aus den Niederlanden ſich auch jetzt, ſeit der Rückkehr des Kurprinzen, alle als unwahr beweiſen, ſo braucht das nicht Eure Schuld zu ſein, denn man kann Euch ja falſch berichtet haben.“

„Leider mußte ich mich auf meine Beauftragten dort verlaſſen. Wiſſentlich habe ich nie Falſches berichtet.“

„Schon gut, ſchon gut! Nun und was habt Ihr heute?“

„Des Kurprinzen Durchlaucht iſt geſtern Abend mit Gift vergeben worden, ſo heißt es in der ganzen Stadt, und das Volk entblödet ſich nicht, Euch gnädigſter Herr, dieſer Schandthat anzuklagen.“

„Mich? — Welch eine hirnverrückte Beſchuldigung!“

„Davon iſt gewiß Niemand mehr durchdrungen, als ich — aber wer vermag es, dem Volke Vernunft zu predigen. Solche Gerüchte entſtehen, kein Menſch weiß woher, wo und wie — aber ſie ſind da, ſie wachſen, ſchwellen an, jeder bekräftigt das Gehörte, ſetzt hinzu, und der ungegründetſte Verdacht gewinnt ſo eine Wahrſcheinlichkeit, die oft ſelbſt den Ruhigen überraſcht.“ —

„Und denkt man etwa, der Graf von Schwarzenberg fürchte das Kannengießer-Geträtſch der Berliner?“

„Eben weil man weiß, daß Ihr nichts zu fürchten habt, iſt man freigebig mit dem Verdachte.

Glücklicherweiſe bin ich aber im Stande, den wahren Thäter zu nennen und ſo das ſchändliche Gerücht mit eins niederzuſchlagen."

„Ihr wüßtet, wer dem Kurprinzen Gift beigebracht?"

„Ja, gnädigſter Herr! Es war der alte Conſtabler Schwichow von der Kurfürſtlichen Artolerey, der geſtern Abend im Marſchalk-Zimmer dem Kurprinzen ſeine Kanne mit Wein reichte, und ich habe es wohl geſehen, daß er vorher etwas hineinſchüttete, achtete aber zu der Zeit nicht ſonderlich darauf, weil ich ein ſo ſcheußliches Verbrechen nicht ahnen konnte. — Als ich heute Morgen von der Krankheit des Kurprinzen hörte und Jedermann ganz offenkundig von einer Vergiftung ſprach, da fiel mir das Geſchehene wie ein Stein auf das Herz, und ich thue nur meine Pflicht, wenn ich jenen alten heuchleriſchen Schurken des Verbrechens anklage."

„Habt Ihr außer Euch noch andere Zeugen für das, was Ihr geſehen haben wollt?"

„Alle Anweſenden im Marſchalk-Zimmer müſſen es mir bezeugen, daß der Kurprinz aus der Kanne getrunken, welche der Conſtabler ihm gereicht, und daß er nur einen Schluck von dem Weine genommen, weil er ihm zu übel und widrig ſchmeckte."

„Das iſt ein ſchweres Wort, Peter Voorſt, was Ihr da ausgeſprochen. — Es kann dem alten Manne den Kopf koſten, oder doch ewiges Gefängniß."

„Je ſchneller einem ſolchen Miſſethäter ſein Recht geſchicht, je mehr werde ich mich freuen, daß es in meine Hand gegeben war, ihn zu entlarven.“

„So, ſo! — Nun er ſoll ſeiner Strafe nicht entgehen!“

„Der Tragſeſſel iſt bereit“ meldete in dieſem Augenblick Ehrhardt.

„Gut, er ſoll einen Augenblick warten. Aber noch eins, Peter Voorſt. — Sagt mir doch, was haltet Ihr von dem Vorfall mit dem Stadtſchreiber Redlich? — Glaubt Ihr, daß er ein Genoſſe jener Kipper und Wipper iſt, die bis jetzt allen meinen Nachforſchungen ſo liſtig zu entgehen gewußt.“

„Es iſt kaum wahrſcheinlich, daß ſo ſchlaue Menſchen, wie dieſe Kipper und Wipper ſein müſſen, ſich eines ſo einfältigen, frommen, alten Mannes, als dieſer Redlich iſt, bedienen ſollten.“

„Alſo kennt Ihr ihn?“

„Von Anſehen, ich habe wohl hin und wieder mit ihm verkehrt.“

„Zum Beiſpiel geſtern Abend, ehe die Schweden das Köpeniker Baſtion angriffen.“

„Geſtern Abend? Daß ich nicht wüßte.“

„Man will Euch in ſeinem Hauſe geſehen haben und ſogar zweimal.“

„Mich? Wie käme ich zu dem elenden, kränklichen Greiſe?“

„Das frage ich Euch, denn dort geweſen ſeid Ihr und zwar mit dem Hauptmanne von Queiß,

mit dem Ihr Euch auch gegen Mitternacht hier vor der Statthalterei unterhalten."

Keiner Antwort mächtig, von dem Blick des Kanzlers gelähmt, ſtand Peter Voorſt zitternd dieſer beſtimmten Anklage gegenüber. Daß er verrathen, daß ſein Verbrechen bekannt ſei, darüber blieb ihm kein Zweifel mehr. Daß Leugnen ihn nicht retten konnte, fühlte er deutlich, wenn er überſah, wer als Zeuge gegen ihn auftreten konnte; darum war er jetzt nur darauf bedacht, ein Mittel zu finden, um den Kanzler wenigſtens für den Augenblick zu entwaffnen; denn konnte er nur noch eine Stunde frei bleiben, ſo glaubte er ſeine Flucht geſichert.

„Nun denn, gnädigſter Herr, wenn es denn bekannt iſt, daß ich mit dem jungen Herrn von Queiß Zuſammenkünfte gehabt, ſo mag ich es auch nicht leugnen. Es betraf jene Dokumente, welche Euch den Beſitz der Thumbſchen Güter entreißen, wenn ſie bekannt werden."

„Was wißt Ihr von jenen Dokumenten?"

„Durch Erbſchaft ſind ſie ſämmtlich in meinem Beſitze. Der Geheimde-Rath hat bis jetzt nur die Copien davon, und ich habe nun auch keine Luſt mehr, ſie ihm auszuliefern, wenn Ihr mir Euer Vertrauen nicht entziehen wollt."

„Was heißt das, mein Vertrauen?"

„Ich bin ſogar bereit, dieſe alten Papiere in Eure Hände zu überantworten, gnädigſter Herr, und ſo jeden Anſpruch in Zukunft unmöglich zu machen."

„Und um welchen Preis ſollte das geſchehen?“

„Ich ſetze keinen Preis auf meine Ergebenheit und Anhänglichkeit an Eure Perſon.“

„Das wäre uneigennütziger, als ich von Euch erwartet.“

„Und doch nicht anders, als ich ſtets gegen meinen gnädigen und nachſichtsvollen Beſchützer gehandelt.“

„Und wo befinden ſich dieſe Papiere?“

„In meiner Wohnung, in der Heiderenter-Gaſſe. — Ich will ſie ſogleich holen, wenn es Euch genehm iſt.“

Der Kanzler ſchwieg einen Augenblick, dann ſchrieb er etwas auf ein Blatt, gab es dem eintretenden Ehrhardt und ſagte:

„Der Tragſeſſel kann wieder fort! Ich bedarf jetzt ſeiner nicht mehr, denn ich will zu Fuß in das Schloß hinübergehen. Gieb aber dieſen Zettel an die Träger, er enthält meine Befehle für heute Abend.“ — „Nun, Herr Voorſt, ich erwarte dieſe Papiere in einer Stunde, wenn ich vom Schloſſe zurück bin, und von Eurer Pünktlichkeit ſoll es abhängen, ob Ihr den Richter oder den Beſchützer künftig in mir findet.“

Peter Voorſt verbeugte ſich und ſah ſich im Geiſte ſchon gerettet. Der Kanzler aber ſuchte noch einige Zeit in allerlei Papieren umher, um den Soldaten der Leibgarde Zeit zu laſſen, nach dem Schloſſe zurückzukehren. Dann aber verließ auch

er das Zimmer und gab dem noch ehrfurchtsvoll harrenden Peter Voorſt das Zeichen der Entlaſſung. Dieſer hatte einen Blick des Kanzlers belauſcht, welcher dem meldenden Leibdiener zu verſtehen geben ſollte, daß mit dem Wegſchicken des Tragſeſſels die Entfernung der Soldaten gemeint ſei, und die Gefahr, in der er ſchwebte, ließ ihn den Blick zu ſeinem Nachtheil deuten. Er ging alſo anſcheinend ruhig und gleichgültig die Brüderſtraße bis zur Kirche Sanct Petri hinunter; als er ſich aber unbemerkt glaubte, eilte er, von ſeiner Angſt gejagt, durch die menſchenleerſten Gaſſen, nicht etwa in ſeine Wohnung, ſondern in eine Badeſtube auf dem Krögel, wo er einen ſeiner vielen Schlupfwinkel bis zum Einbruch der Nacht benutzen wollte. Daß der Kanzler gleichzeitig mit der Entlaſſung der Soldaten auch den gemeſſenen Befehl an alle Thorwachen geſchickt, Niemanden, er ſei auch wer er wolle, aus der Stadt zu laſſen, ahnete er nicht, ſondern glaubte den Grafen überliſtet zu haben. Durch den ihm ergebenen Badewärter zog er Erkundigungen über Alles ein, was bis zum Abend in der Stadt vorging und was geſprochen wurde, ſo daß er im Stande war, aus ſeiner Verborgenheit die übrigen Wiſſenden des Bundes zu warnen und ihre Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Einer derſelben ſollte ſofort nach Spandau, Brandenburg und Havelberg eilen, den dortigen Kipper-Werkſtätten und Vertrauten mittheilen, was in Berlin vorgegangen

aber der Ausgang aus der Stadt wurde ihm versagt, und so erhielt Peter Voorst auch von dieser Maßregel Kunde, die er sofort als gegen sich erkannte. Es konnte nicht auffallen, daß die Badestube gegen Abend besonders lebhaft besucht war, und eifrig wurde berathschlagt, was jetzt geschehen solle. Peter Voorst erkannte die Schwierigkeit der Umstände und sah sich plötzlich trotz aller nun beinahe eilf Jahre angewendeten Vorsicht verrathen. Todesangst überkam ihn und seine sonst unbeugsame Seele erlag der Furcht vor der strafenden Gerechtigkeit.

XVI.

Der Kanzler war unterdessen auf das Schloß gekommen. Seine Frage, ob der Hauptmann von Ducitz dasselbe schon verlassen, wurde verneinend beantwortet und gleichzeitig von dem Hauptmann Andreas am andern Ende von Kunkel gemeldet, daß der erhaltene Befehl bereits allen Thorwachen zugefertigt worden sei. Der Hauptmann erhielt den Auftrag, mit dem Kanzler zum Kurprinzen hinaufzugehen, und so geschahe es, daß Beide in das Vorzimmer eintraten, als Gerhard vor wenigen Augenblicken dasselbe verlassen, um in der Gallerie seinen

Zweifeln Gewißheit zu verſchaffen. Der Leibdiener des Kurprinzen verweigerte dem Kanzler in einiger Verlegenheit den Eintritt in das Zimmer ſeines Herren, weil Jemand bei ihm ſei. Es fiel dem Grafen zwar auf, daß ſeine Frage nach dem Namen der Perſon, welche beim Kurprinzen Gehör habe, ausweichend und ängſtlich beantwortet wurde, aber daß ſeine Tochter ſelbſt das geheime Gehör verlangt, ahnete er nicht. Da der Kurprinz nun nicht ſichtbar war, ſo fragte er nach dem Hauptmann von Queiß, den ein Diener in die Gallerie zwiſchen den Zimmern der Kurfürſtin und des Prinzen hatte treten ſehen. Dorthin verfügte ſich der Kanzler ſofort mit dem Hauptmann, öffnete die Thür, und Beide blieben wie erſtarrt ſtehen, als ſie Gerhard mit gezogenem Schwerte dicht an der Thür des Kurprinzen ſtehen ſahen. Er zitterte krampfhaft, ſeine Augen rollten in furchtbarer Bewegung, und mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit lauſchte er auf das, was im Prinzlichen Zimmer vorging.

„Ihr ſeht, Hauptmann von Kunkel, daß wir den Verbrecher in dem Augenblicke überraſcht, wo er mit gezogenem Schwerte beim Kurprinzen eindringen will. Verhaftet ihn im Namen des Kurfürſten als Mörder und Falſchmünzer. Nehmt ihm den Degen ab und führt ihn zum einſamen Gefängniß in die Keller des grünen Huts!“

„Euer Schwert, Herr von Queiß!“ ſagte kalt Hauptmann Andreas.

„Wehe mir! Verloren, Alles verloren!“ rief Gerhard, der in dieſem Augenblick den ganzen Abgrund vor ſich gähnen ſah, in den ihn die doppelte Anſchuldigung ſtürzen mußte. Vor ſich den Vater des Mädchens, das er geliebt mit der ganzen Kraft ſeiner Seele; im Zimmer des Kurprinzen ſie ſelbſt, die er in eiferſüchtiger Wuth des Treubruches beſchuldigte; verrathen ſeine Verbindung mit Verbrechern; als Mörder des Hauptmanns von Arnheimb verhaftet. Kein Ausweg, keine Rettung mehr! Niedergedonnert, regungslos gab er ſein Schwert in die Hände des Hauptmanns und wollte ihm ohne ein Wort der Erwiderung folgen, als die Thür ſich öffnete und der Kurprinz in die Gallerie trat:

„Was geht hier vor? — Welcher Lärmen ſo nahe an den Gemächern der Kurfürſtin?“

„Mein Durchlauchtiger Prinz, wir wollten —“

„Aber was ſehe ich, Queiß ohne Schwert? verwirrt? mit niedergeſchlagenen Augen? — Hauptmann von Kunkel, was iſt hier vorgegangen?“

„Ich habe Herrn Gerhard von Queiß auf Ordonnanz des Kanzlers als Falſchmünzer und Mörder ſo eben verhaftet.“

„Treibt Ihr Euren Scherz mit mir, Ihr Herren? — Queiß ein Falſchmünzer — und gar Mörder! Wen ſoll er denn ermordet haben?“

„Den Hauptmann von Arnheimb im Burgsdorfſchen Regimente, einen Tag vor der Ankunft

Eurer Durchlaucht in Spandau. Seht ſelbſt, wie ſein Blick die Erde ſucht. Er iſt ſchuldig.“

Der Kurprinz warf einen bangen, ſchmerzlichen Blick auf den faſt beſinnungslos Daſtehenden, ſchüttelte den Kopf und ſagte dann im Tone des Vorwurfs: „Wenigſtens hätte wohl ein anderer Ort für die Verhaftung gewählt werden können. Ich wünſche, daß Niemand in dieſer Gallerie ſich aufhalte. Herr Graf von Schwarzenberg, in einer Viertelſtunde erwarte ich Euch in meinem Zimmer.“

„So eben wollte ich mir die Gnade eines Gehörs erbitten, denn Vorfallenheiten von der höchſten Wichtigkeit — —“

„Deſto beſſer! — Ich hoffe, Herr von Queiß, daß Ihr Euch rechtfertigen werdet. Ich mag es nicht glauben, daß ein Edelmann ein ſo entehrendes Verbrechen, als Falſchmünzerei iſt, begehen konnte. Gehorcht aber für jetzt ohne Widerſetzlichkeit dem Geſetze. — Verlaßt im Augenblicke dieſe Gallerie, Ihr Herren, damit die Kurfürſtin nicht erſchreckt werde. In einer Viertelſtunde alſo, Herr Graf!“

Mit dieſen Worten ging der Kurfürſt wieder in ſein Zimmer zurück. Gerhard wurde abgeführt und von zwei Soldaten der Leibgarde bewacht, in den Keller des grünen Hutes gebracht, eines Thurmes, der noch jetzt an der Waſſerſeite des Schloſſes, der Burgſtraße gegenüber, vorhanden iſt und damals wegen ſeines grünen Daches von Kupferplatten der grüne Hut genannt wurde. Die engen

Fenſter des Gefängniſſes gingen auf die Spree hinaus, zu der auch eine kleine enge Thür von dem Gange führte, auf deſſen einer Seite die Gefangen-Keller lagen. Nur ſelten wurden dieſe Räume gebraucht, und ſeit 1632 hatte kein Gefangener in ihnen geſeſſen, da nur die Hofdienerſchaft bei ſchweren Vergehen hier eingeſperrt zu werden pflegte. Als Gerhard die ſchwere Thür zufallen hörte, war es ihm, als fühlte er die Erdſchollen dumpf auf ſeinen Sarg im Grabe ſtürzen, denn vor ihm lag Verzweiflung, Schande, Tod. Das Leben mit allen ſeinen Hoffnungen und Träumen aber weit, weit hinter ihm!

So war es denn hereingebrochen das Schickſal und hatte mit einem Schlage Alles vernichtet, was ſich günſtig und belebend für ihn zu geſtalten ſchien. Vor Kurzem noch der geliebte Liebende des ſchönſten und edelſten Mädchens, der glückliche Krieger, der beneidete Günſtling des Thronfolgers — und jetzt der Verlaſſene, Verworfene! dem das Mädchen ſeiner Wahl die Treue gebrochen, der Gefährte niedriger Verbrecher, der Mörder, der Gefangene! Wild jagten Vorwürfe, Gedanken, Pläne der Rache und Vergeltung ſich in ſeinem Gehirne. Es war ihm, als müſſe er wahnſinnig werden in dieſem Strudel fürchterlicher Selbſtanklagen, und in dumpfes Hinbrüten verloren war er unfähig, das Vorgefallene in ſeinen Gedanken zu überſchauen, zu ordnen, zu ſichten.

Das Gerücht von der Verhaftung des jungen Hauptmann von Queiß hatte ſich mit Blitzesſchnelle in der Stadt verbreitet. Man brachte dies Ereigniß mit der Vergiftung des Kurprinzen in Verbindung, als es ſich beſtätigte, daß er mit gezogenem Schwerdte an der Thür des Kurprinzen überraſcht worden ſei. Andere wollten wiſſen, daß viele Herren vom Hofe, ja ſelbſt der Kanzler und die Geheimbden-Räthe, mit zu den Kippern und Wippern gehörten. Jeder wußte es anders und beſſer, Niemand aber, was denn eigentlich vorgegangen ſei. Dazu die Thorſperre, das Suchen nach einem unbekannten Holländer, die Thätigkeit des Magiſtrats, welcher am Nachmittage ſchon in Pleno den verhafteten Stadtſchreiber Redlich verhört. Kurz, es herrſchte eine Aufregung und Bewegung in der Stadt, wie kaum ſeit der erſten Ankunft Guſtav Adolphs in Berlin. Auch auf dem Schloſſe war Alles Verwirrung und Ungewißheit. Nur leiſe und verſtohlen flüſterte man ſich zu, was Jeder erfahren oder was Jeder meinte. Der Kanzler war ſehr lange beim Kurprinzen geweſen, hatte dann länger noch beim Kurfürſten verweilt. Die junge Gräfin Schwarzenberg war in Ohnmacht gefallen und von der Kurfürſtin und den Prinzeſſinnen wieder in das Leben gebracht worden. Der Geheimbde-Rath von Queiß erwartete in der höchſten Beſtürzung die Rückkehr des Kanzlers, und überall gingen Boten, kamen Berichte, wurden Befehle gege-

ben und Maßregeln getroffen, die ſich einander zu widerſprechen ſchienen. So kam der Abend heran. In der peinigendſten Unruhe ließ endlich der Geheimbde-Rath von Queiß ſich die Gunſt eines kurzen Gehörs beim Kurprinzen erbitten, als der Kanzler immer noch nicht zurückkehrte, und trat mit ſorgevollem Gemüth vor den jungen Fürſten hin, als dieſer ihn empfing:

„Seltſames iſt geſchehen, Herr Geheimbde-Rath, ja, Unbegreifliches. Euer Sohn iſt des Mordes und der Falſchmünzerei angeklagt.“

„Ja wohl Unbegreifliches, Durchlauchtiger Prinz! Mein Gerhard ſollte ſich ſo gräßlicher Verbrechen ſchuldig gemacht haben? — Das iſt nicht möglich! Nie habe ich verwerfliche Luſt oder Neigung an ihm bemerkt, nie erfahren, daß er verbotenen oder heimlichen Umgang gehabt, und wenn ich auch zugeben könnte, daß er einen Edelmann im, gewiß gerechten, Kampfe erſchlagen, ſo iſt mir die Beſchuldigung der Falſchmünzerei ſo durchaus unerklärlich, daß ich komme, Eure Durchlaucht um Hochdero mächtige Verwendung in der ganzen Sache anzuflehen.“

„Mein lieber Geheimbder-Rath. Ehe dem Geſetz und Recht nicht ein Genüge geſchehen, werde ich, kann ich nichts für Euch und Euren Sohn thun. Ich verhehle Euch nicht, daß der Anſchein und das Zeugniß rechtlicher Leute gegen ihn ſind, und wird jener Holländer gefunden, in deſſen Hand,

nach der Meinung des Kanzlers, alle Fäden dieſes geheimnißvollen Bundes zuſammenlaufen, ſo fürchte ich ſehr für das Schickſal des Angeklagten.“

„Guter Gott! So ſoll denn Schande und Jammer über meinen Namen kommen!“

„Seid meines herzlichen Antheils gewiß, Herr von Queiß, aber verlangt nicht von dem, in deſſen Hand einſt das Recht und die Gerechtigkeit der Marken gelegt werden wird, daß er ſeiner Gunſt und Neigung zu Liebe dem Geſetze vorgreife. — Und warum mußte dies grade jetzt geſchehen? Euer Sohn ſtand im Begriff, das glänzendſte Ziel zu erreichen. So kurz auch unſere Bekanntſchaft noch war, ſchon war er mir werth geworden, und ſeit die Gräfin Renate von Schwarzenberg mich ſelbſt von dem Liebesbande in Kenntniß geſetzt, welches ſie an Euren Sohn feſſelt, ja, meine Verwendung bei ihrem Vater, dem Kanzler, erbeten, beneidete ich ihn faſt um ſein Glück, aber die Anklage gegen ihn wird erweiſen, ob wir uns Alle in ihm getäuſcht, oder er uns die ungerechte Beſchuldigung zu verzeihen haben wird.“

„Dieſe unglückliche Liebe iſt es ja eben, die mir den Haß und die Verfolgung des Kanzlers zu erklären ſcheint. Noch andere, wichtigere Gründe laſſen mich fürchten, daß nur perſönliche Rache, ja wohlüberdachte Hinterliſt zu dieſer Anklage eines bis jetzt unbeſcholtenen Jünglings geführt. Welche gehäſſige Eile konnte den Statthalter beſtim-

men ſelbſt meinen Sohn zu verhaften? Aber der gefährliche Menſch mit ſeinen gefährlichen Anſprüchen mußte aus dem Wege geſchafft werden! — Mein Sohn iſt unſchuldig, aber den Zwecken des Kanzlers muß er ſchuldig ſein. Oh, über mich gutmüthigen, vertrauenden Thoren! Nur zu deutlich durchſchaue ich das ganze Getriebe dieſer ſchändlichen Anklage.“

„Laßt Euch von der gerechten Beſtürzung und Angſt eines Vaters nicht hinreißen, ungerechte Beſchuldigung auf einen Mann zu werfen, deſſen Handlungsweiſe ſchon ſo vielfach mißdeutet und verkannt wird, Herr Geheimbder-Rath. Der Kanzler hat Euren Sohn ſelbſt verhaften müſſen, weil er ihn mit gezogenem Schwerte an meiner Thür gefunden und wahrlich ich ſelbſt werde irre an ihm, denn was kann ihn bewogen haben bewaffnet in mein Zimmer einzudringen? Daß er den Hauptmann von Arnheimb erſchlagen, iſt außer allem Zweifel, und ich fürchte, ich fürchte, auch von der weit ſchmählicheren Anklage, der Gemeinſchaft mit den Kippern und Wippern, wird er ſich nicht reinigen können. So laßt denn die Zeit und das Recht ſich erfüllen, Herr Geheimbder-Rath, und ſeid überzeugt, daß der Kurfürſt, mein Durchlauchtiger Vater, zwar ſtrenge richten, aber milde ſtrafen wird.“

Mit dieſen Worten entließ der Kurprinz den Geheimbden-Rath, welcher betäubt und hoffnungslos in ſeine Wohnung eilte und vergebens in tiefem

Sinnen und Erwägen Rath und Troſt ſuchte. Daß der Kanzler nur deshalb den Sohn verfolge, weil er dem Beſitz ſeiner Güter gefährlich werden konnte, ſchien ihm unzweifelhaft. Wie aber dem mächtigen, unverſöhnlichen Grafen von Schwarzenberg widerſtehen? Seine Worte: „Nichts ſtelle ich Euren Anſprüchen entgegen, als meinen Beſitz und den Statthalter, Kanzler und oberſten Kriegshauptmann der Kur-Brandenburg," tönten noch jetzt vor den Ohren des Geheimden-Raths, und er verwünſchte faſt den Augenblick, der ihn mit jenen Dokumenten bekannt gemacht, weil er in ihnen allein den Beweggrund zu dieſer plötzlichen Verfolgung zu erkennen glaubte. Die heftige Erregung und Angſt warf ihn noch in dieſer Nacht auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erſtehen ſollte. Entfernt von ſeiner Gattin und ſeinem jüngſten Sohne, die Beide noch in Spandau zurückgeblieben waren, in ärmlicher Wohnung, ohne Pflege und Sorgfalt der Seinen, wurde er eine Beute der ſchwärzeſten Gedanken und unterlag der quälenden Angſt um das Schickſal des geliebten Sohnes.

XVII.

Spät am Abend trat Catherine Rohloff mit ängſtlicher Haſt in das Zimmer Renatens, die ſchluchzend vor ihrem Betſtuhl kniete und vergebens im Gebet Troſt ſuchte. Vorſichtig ſpähte ſie überall umher, ob auch Niemand in der Nähe ſei, der ſie belauſchen könne, dann aber zog ſie ein kleines zerknittertes und unanſehnliches Papier aus ihrem Bruſtlatz und reichte es der Gräfin, indem ſie leiſe flüſternd hinzufügte:

„Dies hat mir eben eine alte Frau für Euch gegeben und dabei geſagt, es käme von dem, den Ihr geſtern zur Nacht vergeblich erwartet.“

Mit unſtätem Auge und hochklopfender Bruſt durchflog die Geängſtete das Papier und konnte nur ſchwer die abſichtlich verſtellte Handſchrift entziffern:

„Will Gräfin R**** von Sch**** den Hauptmann G**** von D**** vor ſeiner Abreiſe nach Holland noch einmal, zum letzenmale, ſprechen, ſo findet ſie um eilf Uhr einen ſicheren Führer an der Kirchthür zum heiligen Geiſt. Unbedenklich mag ſie ſich ihm anvertrauen. Um zwölf Uhr iſt der Hauptmann nicht mehr in Berlin.

Einer, der es gut mit Beiden meint.“

„Wer hat Dir dies Papier gegeben, Catherine?“

„Ich habe es Euch ja schon gesagt. Eine unbekannte alte Frau, die mich aus der Statthalterei auf den Dom-Kirchhof rufen ließ, weil sie mir etwas von meinem Bräutigam Gottlieb zu bestellen habe.“

„Und weißt Du, was der Zettel enthält?“

„Du lieber Gott, ich kann ja nicht lesen.“

„Es ist eine Botschaft von dem unglücklichen Gerhard. Glaubst Du, daß ich ihr trauen darf, daß mich kein Fallstrick erwartet, wenn ich ihr folge?“

„Folge? Wohin?“

„Höre, was der Zettel enthält!“

„Ach Gott, verlassen will er Euch? Also ist er doch wirklich ein Kipper!“

„Eben so wenig, als mein Vater den Kurprinzen vergiftet hat.“

„Und was wollt Ihr nun thun?“

„Dem Geliebten auf ewig Lebewohl sagen.“

„Aber wie wollt Ihr das anfangen? Die Statthalterei könnt Ihr doch unbemerkt nicht verlassen.“

„Du sollst mir Deine Kleider geben. Sprich mit dem Hauswart, überrede ihn, daß er Dich um zehn Uhr zu Deinem Bräutigam auf die Straße läßt, so gehe ich an Deiner Statt, Flur und Treppe ist dann dunkel. Er wird mich nicht erkennen.“

„Um Gott, wenn das nur gut abläuft. — Mir ist recht bange für Euch. — Aber was ich thun

kann, um Euch in Eurer Noth zu helfen, soll geschehen. Du liebe Zeit! Ich weiß recht gut, wie einem armen Mädchen zu Muthe ist, wenn sie im Unglück sitzt. — Gleich gehe ich zum Hauswart. — Schade, schade um den schönen jungen Herrn, daß er ein Kipper ist."

Kaum eine Stunde nachher stand Gräfin Renate in den Kleidern ihrer Dienerin unter dem Bogengewölbe der Kirchthür zum heiligen Geist. Mit dem Untergange der Sonne hatte sich ein heftiger Wind aufgemacht, dunkle Wolken jagten am Himmel vorüber und schwere Tropfen verkündeten hin und wieder ein Unwetter für die Nacht. Ohne vom Hauswart erkannt zu werden, war es ihr gelungen, die Statthalterei zu verlassen, und zitternd flog sie, zum Erstenmale in ihrem Leben allein, unbeschützt und unbegleitet zur Nachtzeit auf der Straße, über die lange Brücke nach dem Hospital zum heiligen Geist, auf dessen Hofe die kleine Kirche lag, welche ihr in dem Zettel bezeichnet worden war. Alles war öde und still rings umher. Nirgend brannte eine Lampe; nur hinter den kleinen, mit Blei eingefaßten Fensterscheiben des Hospitals flimmerte hin und wieder ein schwacher Lichtschein. Angstvoll brachte Renate hier eine tödtlich lange Viertelstunde zu und lauschte angestrengt, ob sich nicht von irgend einer Seite Schritte naheten, aber der immer stärker sausende Nachtwind ließ sie nichts erkennen. Fest hüllte sie sich in Catherinens Mantel und schloß die Augen,

um nur nicht auf den vor ihr liegenden Kirchhof ſehen zu müſſen, denn in dem ungewiſſen Dunkel der Nacht ſchien es, als huſchte es über die Gräber hin, als gewönnen die Raſenhügel Leben, als breiteten die Denktafeln und Kreuze ihre Arme drohend gegen ſie aus. Das eintönige Picken des Pendels der Thurmuhr in dem Giebelfelde der Kirche über ihr, wurde ihr unerträglich, und faſt erlag ſie dem niegekannten Schauer, der ſie hier umgab. Endlich ſah ſie vom Spandauer-Thor her eine dunkle Geſtalt ſich von dem Dunkel der Nacht trennen. Sie ſah es, denn trotz aller Anſtrengung vermochte ſie keinen Tritt zu hören, weil der Wind immer tobender die alte Kirche umbrauſte. Die Geſtalt ging zweimal, wie prüfend an dem Eingangsportal vorüber, während Renate nicht wußte, ob ſie ſich verbergen oder ſich zeigen ſollte. Endlich beim dritten Male hörte ſie die tiefe Stimme eines Mannes fragen:

„Catherine Rohloffin, biſt Du da?“

„Ja!“

„Seid Ihr gewillt, den armen Reiſenden zum Abſchiede noch einmal zu ſprechen?“

„Ich bin es!“

„So folgt mir vorſichtig und immer ſo entfernt, daß Ihr mich grade nur ſehen könnt. Unſer Weg geht durch die Tuchmacherſtände an die Spree. Hüllt Euch feſt in Euren Mantel, die Tropfen fallen ſchon dichter. — Wir bekommen ſtarken Regen. — Beſſer konnte uns das Wetter gar nicht dienen.“

Eben wollten Beide den Kirchhof verlaſſen, als in der Spandauerſtraße eine Laterne erſchien, die, hoch auf einem Stocke getragen, ſich dem Hoſpitale näherte. Stimmen wurden laut, und da Peter Voorſt, denn das war jener Mann, den Renaten dort gefunden, fürchtete, die Kommenden möchte dieſelbe Richtung nehmen als er, ſo drückte er die Gräfin in die Thür zurück, verbarg ſich ſelbſt aber auf der anderen Seite der Kirche hinter dem Eingange eines Grabgewölbes. — Mit Schrecken ſah Renate, daß jene Leute auf den Kirchhof einbogen und unterſchied jetzt deutlich eine Trage, auf welcher ein Kranker lag, den mehrere Träger wahrſcheinlich in das Hoſpital bringen wollten. Sie mußten dicht an dem Portal der Kirche vorbei, und fiel der Schein jener Laterne auf die Verſteckte, ſo war ſie entdeckt. — In der Angſt ihres Herzens und ohne zu wiſſen was ſie that, lief ſie wie ein aufgeſcheuchtes Reh quer über den Weg fort und wollte ſich hinter den Grabſteinen des Kirchhofs verbergen. Aber die Augen auf jenen Lichtſchein gewendet, fühlte ſie ſich geblendet, ſtrauchelte über das erſte Grab und ſtürzte zu Boden. Einen Laut des Schmerzes ausſtoßend, ſuchte ſie ſich wieder aufzurichten; ein neben dem Grabe ſtehender Dornbuſch hatte ſich aber in ihren Kapuz-Mantel verwickelt und riß ihn von ihren Schultern, ſo daß ihr weißes Kopf- und Buſentuch mit der hellen Farbe des Kleides den Nahenden plötzlich eine Ge-

ſtalt über dem Grabe zeigte. Voll Schrecken über dieſe Erſcheinung ließen die Träger die Trage fallen, die Laterne fiel zu Boden und ſchreiend entliefen die in Furcht Geſetzten vor dem gewähnten Geiſte. Nur die ſchmerzliche Klage des Kranken, der ſich auf dem feuchten Boden vergeblich aufzurichten ſuchte, tönte durch das Rauſchen des Windes zu der geängſteten Renate herüber, und von Mitleid ergriffen näherte ſie ſich ihm, um dem Leidenden Hülfe zu bringen. — Vorſichtig ſah ſie ſich nach allen Seiten um, aber Niemand nahete; auch Peter Voorſt erſchien noch nicht. Sie fühlte alſo das Verlangen doppelt lebhaft, jenem Unglücklichen, der durch ihre Schuld dem böſen Wetter ausgeſetzt war, beizuſtehen, ſuchte ihn aufzurichten und führte ihn mit Anſtrengung bis unter das Portal der Kirchthür, unter dem ſie ſelbſt noch vor wenigen Augenblicken Schutz gefunden. Mit Wimmern und Stöhnen ſchleppte ſich der Kranke, von ihr unterſtützt, bis auf die Schwelle und ſank dann beſinnungslos zuſammen. Renate wußte ſich nicht zu helfen! Faſt wäre auch ſie den wild auf ſie einſtürmenden Gedanken an den harrenden Geliebten, den Vater, das Grauen des Kirchhofes und das Troſtloſe ihrer ganzen Lage erlegen; ſchon fühlte ſie einen trüben Schleier vor ihren Augen und Todeskälte zum Herzen hinaufdringen, da ſchreckte ſie die Stimme Peter Voorſts wieder aus ihrer Bewußtloſigkeit auf und der Gedanke für Gerhard, für den

Geliebten zu leiden, gab ihr plötzlich die ganze Kraft ihrer Seele zurück.

„Sind die Leute fort? Und warum entflohen sie so plötzlich?“

„Ich weiß es nicht; wahrscheinlich erschraken sie über meine Erscheinung dort auf dem Grabe, als ich dem Schein jener Laterne ausweichen wollte.“

„Was war das? — Wimmert es nicht hier dicht zu unsern Füßen?“

„Es ist ein armer Kranker, den ich vor dem Toben des Wetters hierher geleitet.“

„War er es, den jene Leute auf der Trage herbeibrachten?

„Ja!“

„Wie konntet Ihr so unvorsichtig sein? Wißt Ihr denn, ob es nicht ein Pestilenzkranker ist, den Ihr berühret.“

„Jesus Maria! Ein Pestilenzkranker?“

„Kommt, kommt, laßt uns jetzt nicht länger zögern. Es wird Zeit; ehe sie zurückkommen, müssen wir an der Spree sein. Kommt!“

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, schritt er an der äußeren Mauer des Hospital-Kirchhofs entlang. Zitternd folgte ihm Renate in einiger Entfernung und wagte es kaum noch einen Blick auf den Unglücklichen zurückzuwerfen, der hülflos unter dem Portal der Kirche zurückblieb. Nach einigen Minuten waren Beide an dem flachen, morastigen Ufer der Spree, in der Gegend, wo jetzt das Joa-

chimsthalſche Gymnaſium ſteht, und ſtiegen in einen kleinen Kahn, der, halb verborgen zwiſchen einigen Fiſchkaſten und durch die aufgeſpannten Tuchmacher-Rahmen verdeckt, ihrer zu harren ſchien. Der Regen ſtrömte jetzt heftiger als zuvor und hüllte die Gegenſtände rings umher in das tiefſte Dunkel. — Unbemerkt durchſchnitt der Kahn, von leiſen Ruderſchlägen getrieben, die Spree bis an den Fuß des Schloſſes und legte bei jener Oeffnung an, die zu dem Gange führte, an deſſen einer Seite die Gefängnißkeller des „grünen Huts" lagen. Vorſichtig ſchwang ſich Peter Voorſt hinein und Renate hörte ihn leiſe mit einem Manne ſprechen, der dort auf Wache zu ſtehen ſchien. Riegel klirrten und bald darauf half der im Kahn bleibende Ruderer auf ein Zeichen aus dem Gange der Gräfin Renate in jene Oeffnung. — Sie fühlte ſich ergriffen und ſogleich bis zu einer ſchweren eiſernen Thür geleitet, durch welche ſie in das Gefängniß Gerhards trat. Peter Voorſt ſchlug Licht, zündete durch Schwefelfaden eine mitgebrachte Blendlaterne an, die das niedrige Gewölbe ſchwach erleuchtete und ſprach dann:

„Ihr ſeht, Herr Gerhard, daß ich Euch mein Wort beſſer halte, als Ihr es uns halten wolltet. Ich habe Euch vergangene Nacht um ein Stelldichein gebracht und mache hoffentlich jetzt Alles wieder gut. Aber faßt Euch kurz. In einer Viertelſtunde müſſen wir vor den Thoren und die Gräfin in der

Statthalterei ſein. Alles iſt bereit. Unſere Flucht iſt geſichert. Der alte Schuft, der uns verrathen, wird noch in dieſer Nacht ſtumm gemacht. Geht Alles, wie ich denke, ſo ſeid Ihr in Jahresfriſt wieder hier. Nun, was habt Ihr denn? Ihr ſtarrt vor Euch hin? Freut Euch nicht über die Anweſenheit der Gräfin. Ich dächte doch, ſie thut einen Schritt, den ich ſelbſt kaum für möglich gehalten. Was habt Ihr denn da in Eurer Hand? preßt es krampfhaft an der Bruſt? Ein altes Stück Pergament? — Nun thut, was Ihr wollt. Ich laſſe Euch allein. Bedenkt, daß Euer Leben und der Gräfin Ehre auf dem Spiele ſteht. — Das Licht laſſe ich Euch hier, aber ſtellt es ſo, daß der Schein nicht durch jenes Gitter fällt.“ —

Mit dieſen Worten verließ Peter Voorſt die Liebenden und zog ſich auf den dunklen Gang zurück. Durch die Mitwirkung ſeiner Vertrauten war es ihm gelungen, den Soldaten zu gewinnen, der vor Gerhards Gefängniß Wache halten ſollte, und trotz aller Vorſichtsmaßregeln von Seiten des Kanzlers ſowohl, als des Magiſtrats, war ſeine Flucht über die Wälle geſichert; aber Gerhards Ausſage fürchtend, wollte er dieſen zwingen, ſich ihm anzuſchließen und war daher kurz zuvor, ehe die Zuſammenkunft mit Renaten an der heiligen Geiſt-Kirche ſtattfand, in das Gefängniß Gerhards getreten. Er fand ihn hoffnungslos verzweifelnd. Leicht wurde es daher ſeiner Ueberredung, ihm die Flucht nach

Holland als das einzige Rettungsmittel erscheinen zu lassen. Seiner schlauen Berechnung war es nicht entgangen, daß aus dem zarten Verhältniß Gerhards zu Renaten sich vielleicht für die Zukunft Vortheil ziehen lasse — daher seine Botschaft an die Gräfin und der Wunsch, die Liebenden noch einmal zusammenzuführen, ehe die Flucht sie für die nächste Zukunft trennte.

Renate stand, als Peter Voorst das Gefängniß verlassen, stumm dem Geliebten gegenüber. — In dem finstern, vorwurfsvollen Blicke Gerhards lag so schwere Anschuldigung gegen sie, daß sie es kaum wagte, ihn anzureden. Wie sahen sie sich wieder! — Wie zerstörend hatte die eiserne Hand des Schicksals in die so schön erblühten Hoffnungen der Liebenden gegriffen? — Endlich rief sie mit weicher, erstickter Stimme:

„Gerhard!" —

„Was verlangt Gräfin Renate von Schwarzenberg von einem Unglücklichen, der —"

„Oh Gerhard, wie weh thut mir dies kalte, verletzende Wort! — Sagt Dir denn nicht mein Kommen, daß ich Dich liebe — liebe mit der ganzen Kraft meiner Seele?"

„Nun, beim Himmel, das geheime Gehör beim Kurprinzen — —"

„Sprich es nicht aus, Gerhard, soll der entehrende Zweifel nicht unsre Herzen für immer trennen. — Was habe ich Dir gethan, welche Hand-

lung meines Lebens giebt Dir ein Recht, mich zu beſchuldigen? Ich hätte Dir ſagen ſollen, daß die ehrgeizigen Pläne meines Vaters mir keine Wahl ließen, als dem edlen Prinzen ſelbſt unſere Liebe zu geſtehen und ſo ſeiner aufkeimenden Neigung jede Hoffnung zu rauben. — Aber ich ſah Dich nicht, konnte Dich nicht ſprechen und fühlte es tief, daß ich handeln mußte. — Dies meine Erklärung! O wie konnte ich ahnen, daß in demſelben Augenblick, wo der ritterliche Edelmuth des Kurprinzen uns ſeinen Schutz gelobte, Du wegen niederer Verbrechen — —"

„Renate, theure Renate! Ich bin unſchuldig, unſchuldig, ſo wahr mir Gott einſt helfe!"

„Keinen ſolchen Schwur, mein Gerhard! Daß ich feſt auf Deine Schuldloſigkeit baue, beweiſt Dir meine Gegenwart — aber der Schein iſt gegen Dich und meines Vaters Macht vernichtet Deine Zukunft, wenn Du nicht entfliehſt."

„Alſo kann ich ruhig ſein, ruhig, Renate?"

„Du kannſt es, Geliebter. Ich bin Dein. Nur der Tod trennt mich von Dir."

Eine innige, beſeligende Umarmung vereinte die Liebenden und der lang verhaltene Schmerz löſte ſich in Wehmuthsthränen auf. — So ſollte es denn geſchieden ſein, vielleicht für das ganze Leben. Auch der günſtigſte Fall brachte Beiden jahrelange Trennung. — Schrecklich! So von dem Gipfel der ſchönſten Hoffnungen in den Abgrund uner-

mezlichen Elends geſtürzt zu ſein. Die Qual überwannte ſie. Stumm weinten Beide im bangen Bewußtſein des nahen Scheidens.

„Aber was iſt Dir, Geliebte, Du zitterſt, Dein Geſicht glüht, Deine Hände ſind kalt wie Eis. — Biſt Du krank?“

„Vielleicht der nächtliche Sturm, die ungewohnte Kleidung, die Angſt um Dich. — — Ich hätte mir größere Kräfte zugetraut.“

„Um Gott, Todesbläſſe bedeckt Dein Geſicht. Das Auge iſt erloſchen, Du wankſt!“

„Es iſt nichts, mein Gerhard, das ſchwache Mädchen hat nur das Herz gefragt — nicht — Jeſus Maria! — Ich ſinke — halte mich, Gerhard! Es wird vorübergehen! Vielleicht nur augenblickliche Erſchöpfung.“

„Nein! Nein! — Deine Pulſe fliegen. — Die Hand erſtarrt. Und ich habe keine Hülfe! — keine Stärkung für Dich.“

„Laß mich den Kopf an Deine Bruſt lehnen. So! — Sieh mich nicht ſo ängſtlich an! — Dein Auge iſt fürchterlich! — Es thut mir weh.“

„Mein Auge?“

„Gönne mir nur einen Augenblick der Ruhe! Es wird vorüber gehen. — Beruhige Dich! Starre nicht ſo verzweifelnd vor Dich hin! — Oh, dieſe Schmerzen! — Bete mit mir, Gerhard, bete — daß ich nicht abgerufen werde in meiner Sünde. — Eiſeskälte dringt mir zum Herzen! — Mir ſchwin-

der — die Sinne — Jesus Maria! Ah! Deine Augen!"

„Allbarmherziger Gott! Renate! höre mich! — Du antwortest nicht? — Zu Hülfe! Zu Hülfe!" — Auf diesen in der höchsten Angst ausgestoßenen Ruf stürzte Peter Voorst mit verstörtem Gesicht in das Gewölbe.

„Seid Ihr toll, so laut zu rufen, daß man es im Thurm oben hören muß. Macht, fort. Es ist Zeit. — Wir müssen auf den Wall."

„Seht doch nur, seht! — die Gräfin liegt in Ohnmacht. — Was soll ich thun? Wie können wir helfen?

„Alle Teufel, jetzt ist es keine Zeit zu Weiber-Ohnmachten. — Leuchtet her! — Vielleicht ermuntern wir sie. — Aber was ist das? — das ist keine Ohnmacht! — Die Gräfin ist todt! — Mensch, habt Ihr sie ermordet?"

„Meine Augen! meine verfluchten Augen!"

„Seid Ihr bei Sinnen, so zu schreien? — Was zum Teufel haben Eure Augen mit der Gräfin zu thun?"

„Der Fluch, der Fluch, das ist der Fluch meines Hauses. In Liebe hat sie sich mir genaht und ich habe sie getödtet."

„Wollt Ihr Euch selbst unter das Henkerbeil liefern? Thor, der ich war, auf Eure Mannheit zu zählen. — Kommt, — es ist die höchste Zeit. Noch eine Viertelstunde in der Stadt und wir sind

verloren. — Hört Ihr mir nicht? Was zerrt und zerdrückt Ihr das alte Stück Pergament? — Faßt Euch, Mann! Hier ist keine Hülfe mehr. — Mein Wort darauf — ich lasse das arme Ding in die Statthalterei zurück bringen, wenn wir nur erst die Wälle hinter uns haben. — Steht nicht so regungslos, Mann! — Hört Ihr, da schlägt es Mitternacht! — Folgt mir und lebt der Rache, oder bleibt und laßt Eure Gebeine vom Rabenstein herunter noch Euern Namen schänden.

Ohne Besinnung, keines Wortes mächtig, ließ Gerhard sich fortziehen und sank bewußtlos im Kahne nieder, als dieser pfeilschnell die Spree hinunter glitt, dann aber in den Festungsgraben nach dem Spandauer-Thore einlenkte. — Willenlos folgte er dem mahnenden Peter Voorst und ließ sich, ohne ein Wort zu sprechen, ohne durch einen Laut die gequälte Brust zu erleichtern, an einer versteckten Stelle den Wall hinaufleiten; dort fanden sie einen Führer, der sie durch einen kasemattirten Gang bis auf das Glacis brachte und nun jagten Beide auf bereit gehaltenen Pferden in die dunkle, gewitterschwere Nacht hinein.

Ende des zweiten Theils.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Der böſe Blick,

oder:

Die Queiſze in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838.

Hiſtoriſcher Roman in vier Abtheilungen

von

L. Schneider.

BL.
UNIVERS.
LIPS

Dritte Abtheilung:

Berlin vor 100 Jahren.

Berlin, 1841.

Druck und Verlag von A. W. Hayn.

Berlin vor 100 Jahren.

Hiſtoriſcher Roman

von

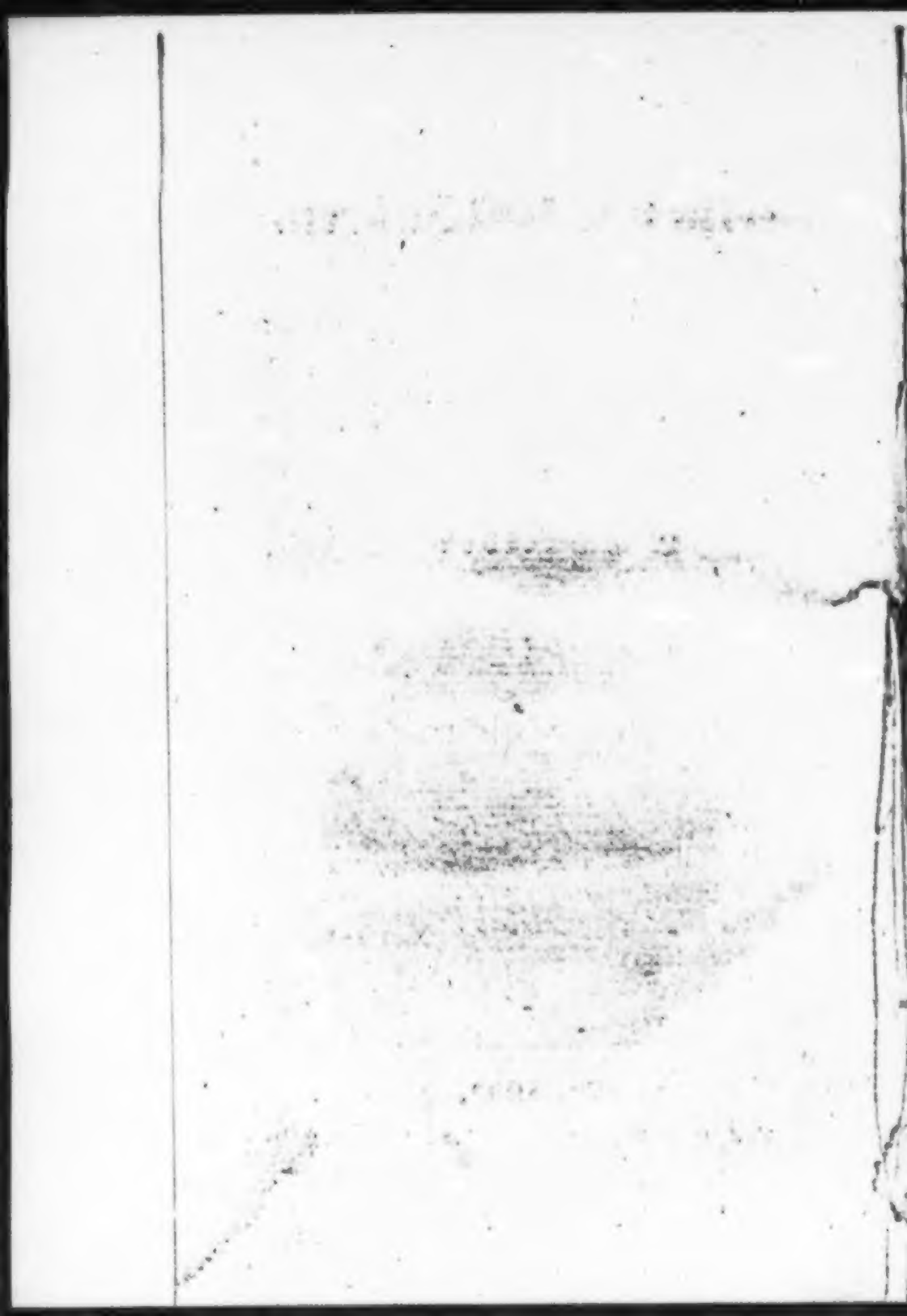
L. Schneider.

'99 7 7

Leicht aufzuriſſen iſt das Reich der Geiſter,
Sie liegen wartend unter dünner Decke
Und, leiſe hörend, ſtürmen ſie herauf.
Schiller's Jungfrau von Orleans.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Berlin, 1841.
Druck und Verlag von A. W. Hayn.



I.

Zerrissenes Gewölk jagte, vom Nachtwinde getrieben, an dem tief dunklen Blau des Himmels vorüber. Mit seinem ganzen Glanze erleuchtete der Mond den Garnison-Kirchhof in Potsdam auf Augenblicke, wenn die Wolkenschichten sich zusammenballten und den feucht glitzernden Mondstrahlen den Durchgang gestatteten. Es hatte bei Einbruch der Nacht geregnet, und der dunkle Vorhang am Horizonte ließ auch nach Mitternacht noch Regen erwarten. In der langen Reihe einfacher Soldatengräber blitzten die Regentropfen an dem schwankenden Grase, wenn der Mond zwischen dem Gewölk hervortrat. Ungewiß huschte es, wie von dem erseufzenden Winde getrieben, durch das niedrige Buschwerk der Gänge, und wie schwarze Sargtücher zog es über den Boden hin, wenn ein Wölkchen am Himmel vorüber getrieben wurde. Keinen Laut hörte man, als das Rauschen der nassen Baumblätter, denen der Wind die schweren Regentropfen

abschüttelte. Nur die Havel, deren weite Wasserflächen der Wind furchte, erdröhnte in der Ferne und gab der Luft jenes schwanke, unheimliche Leben, das wie Geistermahnung den Menschen anweht, wenn das ungewisse Licht einer feuchten Mondnacht ihn umgiebt. —

In dem kleinen, nach holländischer Art gebauten Häuschen des Todtengräbers war noch Licht, obgleich das Glockenspiel der Garnison-Kirche schon zu halb elf Uhr ausgehoben. Das mußte etwas zu bedeuten haben, denn selten sah man nach 9 Uhr in den Häusern der Stadt noch Licht, besonders in der Gegend des Schlosses, von wo aus der König es hätte bemerken können, der spätes Aufbleiben der Bürger für Anlaß zu Unordnung und Liederlichkeit hielt. In der That erwartete der alte Todtengräber noch so spät den Lieutenant Lebrecht von Kneiß, Adjutanten des Leib-Bataillons Grenadier, welchen eine Ordonnanz des Obersten von Einsiedel „von wegen verschiedentlicher Renseignements" angesagt hatte. Er hatte bis spät Abends auf dem Kirchhofe an einem Grabe gearbeitet, das am andern Morgen einen Soldaten des sogenannten rothen Bataillons, einen jener Riesen aufnehmen sollte, aus denen zu jener Zeit die große Potsdamer Garde bestand. Der heftig strömende Regen hatte ihn mit Einbruch der Dunkelheit vom Kirchhofe vertrieben, und nun stand er in der steifen Uniform des Corps der Unrangirten, zu dem er früher gehört, am Tische und

muſterte ſeine hohen Kamaſchen, ob ſie auch glatt genug ſaßen und kein Fältchen bemerkbar war. So ſtand er beinahe ſchon eine Stunde, denn zu ſetzen wagte er ſich nicht, weil die Uniform dadurch hätte in Unordnung kommen können. Der graue Schnurrbart war mit ſchwarzem Wachs ſteif in die Höhe geſtrichen, die Halsbinde erwürgte ihn faſt, und kaum getraute er ſich zu bewegen, um nur den reglementsmäßigen Sitz der Beinkleider nicht zu verderben. Alles war ruhig und leblos in dem kleinen Todtengräberhäuschen, nur die hölzerne Wanduhr am Ofen pickte in einförmigen Pendelſchlägen, und das Weinlaub ſchlug hin und wieder, vom Winde bewegt, an die dicht geſchloſſenen Fenſterladen. Aufmerkſam horchte der alte Stephan Wedekind von Zeit zu Zeit nach der Straßenſeite hin, ob er nicht klopfen höre, ſchüttelte den Kopf, wenn er ſich getäuſcht, und warf dann wohl einen beſorgten Blick in das kleine dunkle Kämmerchen, in welchem ſeine Tochter ſchlief. Sorglich ſah er nach, ob die Bibel auch noch aufgeſchlagen vor dem Bette läge, deſſen dunkle Gardinen mit ſchwarzen Stecknadeln kreuzweis zugeſteckt und am Kopf- und Fußende mit großen Büſcheln Saffran und Nachtſchatten behängt waren.

Endlich klopfte es draußen an dem hölzernen Thorwege des Zaunes, der den Kirchhof nach der Straße hin umgab. Wedekind warf noch einen Blick in den kleinen, mit Goldpapier umklebten

Spiegel, ob auch noch alles an seinem Anzuge in Ordnung sey, ergriff dann den gewichtigen Rohrstock und den Thorwegschlüssel, öffnete die Thür des Häuschens, welche auf den Kirchhof führte, vergaß aber nicht, noch einmal nachzusehen, ob der frische weiße Sand auf der Schwelle noch in derselben Lage sich befinde, wie er ihn bei Einbruch der Nacht geordnet, und schloß dann den Thorweg auf. Schweigend trat der Lieutenant Lebrecht von Queiß mit dem Staabs-Auditeur und einem Unteroffizier auf den Kirchhof, wartete, ohne ein Wort zu sprechen, bis der alte Todtengräber den Vorlegebalken des Thorweges wieder geschlossen, warf einen prüfenden Blick auf die Gräberreihen vor sich und winkte dann mit dem Kopfe nach dem Hause, auf das er auch sogleich zuging. Als Alle in das kleine Zimmer des alten Wedekind eingetreten waren, zog dieser erst mit einer Nadel den Docht in der trübe brennenden Lampe in die Höhe und stellte sich dann mit fest an die Lende gedrücktem Stock in unbeweglich militairischer Haltung an den Tisch, seinen Gästen gegenüber, indem er fragte:

„Was haben der Lieutenant zu befehlen?" —

Mit leiser und befangener Stimme, als ob die ungewöhnliche Stunde, der Ort und der erhaltene Auftrag auf ihn einwirkten, antwortete Herr von Queiß:

„Hat sich heute Abend etwas merken lassen?" —

„Noch nicht, Herr Lieutenant, zu Befehl."

„Glaubt Ihr, daß noch etwas kommen wird?“ —

„Kann ich nicht sagen, Herr Lieutenant, zu Befehl. Kommt darauf an, ob er hungrig ist. Geschmatzt hat es noch nicht.“ —

„Zu welcher Zeit pflegt sich das Geräusch bemerklich zu machen?“ —

„Immer vor Mitternacht, Herr Lieutenant, zu Befehl. Hat es bis 12 Uhr nicht geschmatzt und Töne von sich gegeben, so ist es nichts, der Vampyr ist satt und geht dann nicht aus.“ —

„Sollen wir nicht hinausgehen an die Gräber und aufpassen, hier werden wir doch nichts hören.“ —

„Zu Befehl Herr Lieutenant. Sonst können wir es hier wohl auch hören.“

„Das Schmatzen in den Gräbern?“

„Das nicht, aber wenn der Vampyr vorbeihuscht, da seufzt es jedesmal durch die Fensterladen herein, daß ein ordentlicher Luftzug durchs Zimmer geht, und die Lampe hell aufflackert.“ —

„Der Herr Oberst haben aber befohlen, daß wir uns selbst mit eigenen Augen und Ohren überzeugen sollen. Also führt uns dahin, wo dies am besten geschehen kann, oder thut überhaupt, was uns in den Stand setzt, einen Bericht deswegen machen zu können. Morgen bei der Parade haben Seine Majestät der König Allergnädigst Vortrag über die Sache befohlen.“

„Zu Befehl Herr Lieutenant, dann gehen wir wohl hinaus und sehen, was sich draußen begiebt.

Es wird zwar gleich wieder regnen, — hören der Herr Lieutenant wohl, wie der Wind draußen die Bäume schüttelt, — aber wenn es der Herr Oberst so befohlen haben."

Mit diesen Worten war der alte Todtengräber schon an der Thür, öffnete sie, um den Lieutenant und Auditeur vorangehen zu lassen, leuchtete dann mit der Lampe noch einmal in die Kammer, ob auch dort noch alles in Ordnung sey, strich den Sand auf der Schwelle wieder zusammen, weil die Eintretenden mit den Füßen darauf getreten waren, und führte dann, nachdem er vorsichtig die Thür verschlossen, jene drei den mittelsten Gang des Kirchhofes hinauf bis an eine Seitenallee, wo er vor der zweiten Gräberreihe stehen blieb, mit dem Stock vor sich hinzeigte und sagte:

„Das ist so eins!" —

„Wer liegt hier begraben?" —

„Jefrem Nadu Cossowatz von der 2ten Compagnie des Leib-Bataillons Grenadier, erstes Glied, 6 Fuß 4 Zoll 3 Strich. Vaterland: ein Raitze, gestorben am 4. Dezember 1737."

„Und woher glaubt Ihr, daß dieser Cossowatz als Vampyr umgehe?"

„Es war ein Raitze oder Slawake, wie wir sie hier nennen, und die Kerls von daher aus Croatien, Illyrien und Raitzenland sind Alle der Vampyrschaft verdächtig." —

„Alſo hat man Aehnliches von Anderen noch nicht bemerkt?“ —

„Nein, die chriſtlichen Gräber verhalten ſich alle ruhig. Das ſind nur die heidniſchen Kerls von da unten an der türkiſchen Grenze, die ihr unchriſtliches Weſen hier treiben. Da hinten liegt noch Einer. Iwan Zſeſſeck, zweites Glied, erſte Compagnie Leib-Bataillon Grenadier, 6 Fuß 7 Zoll 1 Strich. Vaterland: ein Illyrier. Den Kerl habe ich ganz beſonders in Verdacht. Finde des Morgens immer das Gras heruntergetreten und ganze Stücke aus der Raſendecke geriſſen. Wird wohl auch nicht recht richtig mit ihm ſeyn. Die Anderen da in der Reihe“ — — —

„Was war das?“ —

Ein ſonderbarer Ton zitterte durch die Luft. Trotz des ſtarken Windes, der in einzelnen jähen Stößen durch die jungen Bäume hinfuhr, klang es unheimlich hinter den Grabreihen hervor. Es ſchmatzte, wie wenn ein wilder Eber ſich aus vollem Troge die Nahrung ſucht, und ein klagender, ächzender Laut dehnte ſich langſam verhallend den Kirchhofszaun entlang.

„Haben der Herr Lieutenant wohl gehört?“ —

„Allerdings, ein ſonderbarer Ton! Habt Ihr vielleicht mit der Zunge geſchmatzt?“ —

„Bewahre Herr Lieutenant, das war ſo ein Burſche, der ſich da unten in ſeiner Grube die Lippen ableckt und lüſtern auf Menſchenblut iſt.“ —

„Haben Sie es denn auch gehört, Herr Staabs-Auditeur?“

„In der That es ſchien mir, als ob dort vor uns“ — —

„Nicht doch, ich dächte, es wäre dort rechts von uns geweſen.“

„Nicht rechts von uns und nicht vor uns, wenn der Herr Lieutenant erlauben, diesmal war es hier links hinter uns, und ich müßte mich ganz irren, oder das iſt der gotteslästerliche Burſche, der Zſeſſeck.“

„Nein, nein, ich hörte es ganz deutlich hier vor mir“ — —

„Und ich möcht' ſchwören, daß es von rechts gekommen iſt. Der Wind ſieht ja auch von daher.“

„Was huſcht dort an den Bäumen entlang? Dort! dort!“

„Wo denn, ich ſehe nichts!“ —

„Dort an dem Buſche, jetzt wirft die Wolke gerade einen Schatten dorthin.“ —

„Der Herr Lieutenant werden ſich wohl geirrt haben.“ — —

„Nein, nein, dort wieder, es bewegt ſich, ſchlüpft hinter den Buſch — da duckt es ſich. — Wer da?“ —

„Wer da!“ —

„Alles ſtille. — Keine Antwort.“ — Der Lieutenant riß den Degen aus der Scheide und wollte auf jene Stelle am Zaune zueilen, vergaß aber, daß er eine Gräberreihe vor ſich hatte, ſtolperte und ſtürzte heftig zu Boden.

Wedekind und der Auditeur sprangen zu, um ihn aufzuhelfen, da rief der vor Schreck erstarrte Unteroffizier, der bis jetzt noch keinen Laut von sich gegeben:

„Jesus, Maria, Joseph! Da sitzt es auf dem Zaune!“ —

Alle blickten auf, und in der That ließ das ungewisse Licht des Mondes eine dunkle, menschliche Gestalt dort erkennen, die angestrengt nach der Gegend hinzusehen schien, wo sie standen, und dann auf der anderen Seite des Zaunes hinabgleitend verschwand. —

„Da haben wir's. Nun ist der Kerl auf der Wanderung. Gott sey der armen Seele gnädig, über die das hungrige Ungethüm heute herfällt.“ —

„Jetzt keine unnützen Worte“, rief der Lieutenant, der sich unterdessen wieder ganz aufgerichtet hatte, „hin! und untersucht, wer es gewesen ist.“

„So belieben der Herr Lieutenant nur erst hier links den Weg entlang zu gehen, über die Gräber hinweg möchte es noch mehr zu stolpern geben.“

Von dem Todtengräber geführt, gingen alle drei den Zaun entlang, ohne das Geringste zu entdecken. Die tiefste Stille herrschte überall zwischen den Gräbern und in den Wegen, doch war es ihnen, als hörten sie an einer Stelle des Zaunes, unweit der Stelle, wo der Unteroffizier zuerst jenen Schatten bemerkt, außerhalb ein sonderbares Geräusch,

als ſchlüpften Fußtritte über die Raſen und würden Zweige im Gebüſche auseinander gebogen.

„Wer da!“ — rief noch einmal mit ſtarker Stimme der Lieutenant über den Zaun hinüber.

„Keine Antwort!“ —

„Geben ſich der Herr Lieutenant weiter keine Mühe, der Vampyr iſt ſchon weit weg, und wenn er auch noch hier dicht bei uns wäre, antworten würde er doch wohl ſchwerlich, denn reden können die Bluthunde nicht, wenigſtens hat man noch von Keinem dergleichen gehört.“ —

„Habt Ihr Aehnliches ſchon einmal geſehen?“ —

„Du lieber Gott, das iſt für unſer Einen nichts Neues. Des Nachts führen die Kerle ein ganz abſonderliches Regiment auf ſo einem Kirchhofe. Ob es gerade immer Vampyre ſind, weiß ich nicht, aber lebendig iſt es mannigmal zwiſchen den Gräbern, daß es Einem dabei ganz ſonderbar zu Muthe wird. Da huſcht es und duckt ſich und ſchlüpft durch die Bäume, guckt hinter den Kreuzen hervor und raſchelt im Graſe, daß man oft nicht weiß, ob die Luft lebendig oder der Wind Geſtalten ſind. — Die liebe Gewohnheit macht aber auch gegen dergleichen endlich gleichgültig. Es ſieht ſich eben an und denkt ſich nichts mehr dabei. Gott beſſer's! 's iſt ein ſchlechter Ruheposten für einen Unrangirten.“

„Glaubt Ihr, daß wir daſſelbe ſonderbare Geräuſch noch einmal hören werden, oder daß ſich noch etwas anderes ſehen läßt?“ —

„Nun der verdammte Burſche über den Zaun hinüber iſt, ſchwerlich. — Jetzt bleibt es wohl ruhig. Wenn der Herr Lieutenant blos über die Vampyre rapportiren ſollen, ſo iſt es wohl für heute genug, denn außer dem Schmatzen und Schnalzen im Grabe und außer dem Weghuſchen über den Zaun kann ich nicht ſagen, etwas dergleichen mehr bemerkt zu haben, ſo lange die Kerle hier ſchon ihr Weſen treiben.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging der Lieutenant auf das Häuschen des Todtengräbers zu, und bald ſchied die ſorgfältig geſchloſſene Thür die vier Männer von dem Kirchhofe. Unbewußt athmeten ſie leichter auf, als die ſtille wohnliche Heimlichkeit des Stübchens ſie umfing, denn das Erlebte hatte tiefen Eindruck auf ſie gemacht. Schweigend ſetzte ſich der Staabs-Auditeur an den Tiſch, holte Papier hervor, zu dem der Unteroffizier Feder und Dinte hinſtellte, und begann ein Protokoll aufzunehmen, das alle Anweſenden unterſchreiben ſollten. Der alte Wedekind ſah gleich nach dem Eintritt in das Zimmer, ob ſeine Tochter in der Kammer noch ſchliefe und rief, als er ſie ganz angezogen neben ihrem Bette ſtehen ſah.

„Aber Malplaquet, du biſt auf?“ —

„Ja Väterchen“, antwortete ſchüchtern die Tochter. „Ich hörte vorhin Eure Stimme hier in der Stube mit den anderen Herren, hörte wie Ihr das Haus verließet, und wußte gar nicht, was das ſo

ſpät zur Nacht bedeuten ſollte. Da ſtand ich denn auf. Habt Ihr denn vorhin ſo mit den Nägeln an die Fenſterladen gekratzt, Väterchen, und auch an der Thürſchwelle?"

„Nein, mein Töchterchen. Iſt das während unſerer Abweſenheit geſchehen?"

„Ja wohl, Väterchen, und ich dachte, Ihr wolltet mir nur ein Zeichen geben, daß Ihr wieder ins Haus wolltet. Aber aufgemacht habe ich nicht, weil Ihr mir das ſo ſtrenge verboten habt. —

„Da haſt du ganz gut gethan, Malplaquet", ſagte der alte Wedekind, indem er ſeiner Tochter die Wange ſtreichelte und dabei einen vielſagenden Blick auf den Lieutenant warf, als wolle er damit andeuten, daß das Kratzen an Thürſchwelle und Fenſterladen wohl mit dem in Verbindung ſtehe, was ſie auf dem Kirchhofe geſehen.

„Iſt das Eure Tochter, Wedekind?" fragte dieſer.

„Zu Befehl Herr Lieutenant, mein einziges und eheleibliches Kind, das ſeinem alten Vater Freude und Ehre vollauf macht."

„Aber was hat ſie da für einen ſonderbaren Namen? Malplaquet ſteht doch ſchwerlich im Kalender."

„Das hat ſo ſeine eigene Bewandniß, Herr Lieutenant, Sie heißt eigentlich Veronica, Eſther, Maria, aber ich nenne ſie für den Hausgebrauch Malplaquet, nach jener großen Schlacht, in der ich

unter den Augen Seiner jetzt regierenden Majestät, damals noch Kronprinz, mit Ehren gefochten. Wir sind schon Beide so an den Namen gewöhnt, daß er uns sogar in Gegenwart von Anderen ohnversehens in den Mund kommt. Nicht wahr Malplaquet?"

„Ja wohl, Väterchen, und ich bin stolz darauf, Euch immer an Euren Ehrennng erinnern zu können."

„Ich wünsche Euch Glück zu einem so schönen Kinde, Herr Wedekind. Aber ist es nicht schade für sie, so mitten unter Gräbern und dem mancherlei Unheimlichen, Grauenvollen und Ekelhaften, was so ein Kirchhof doch mit sich bringt, aufzuwachsen. Ist mir es doch, als gehörten solche Augen, solch' ein Anzug, solch' ein Wesen, wie ich es an Eurer Tochter gewahr werde, nicht in diese Umgebung. Thut Ihr wohl recht daran, sie hier zu lassen?"

„Zu Befehl Herr Lieutenant. Ich denke immer, ein Vater wird wohl am besten überlegen, was seinem einzigen Kinde, seinem Herzblatt, Ein und Alles zuträglich ist. Da aber meine Tochter schwerlich mit in das Protokoll gehört, was der Herr Lieutenant da aufnehmen lassen, so entschuldigen Ew. Gnaden wohl, daß ich ein Wenig zur Hausordnung sehe. Marsch Mailaquet, zu Bette. Thür zugehalten. An Gottes Wort gedacht und eingeschlafen. Werde die Herren hier schon weiter bedienen."

„Bei diesen Worten schob der alte Todtengräber seine Tochter in die Kammer zurück, warf die

Thür hinter ihr ins Schloß und stellte sich dann wieder in militairischer Haltung an den Tisch zu dem Staabs-Auditeur, welcher unterdessen folgendes Protokoll entworfen hatte:

Es begaben sich auf Befehl des Herrn Obersten von Einsiedel gestrengen Gnaden, Kommandirenden des Hochlöblichen Leib-Bataillons Grenadier die Unterzeichneten Nachts ¼ nach 11 Uhr in die Dienstwohnung des Herrn Garnison-Todtengräbers Stephan Wedekind allhier und verlangten von diesem, nach etzlichen präliminarischen Erkundigungen, die Hinführung auf den ihm unterhabenden Kirchhof hiesiger Garnison. In Folge des gewordenen Auftrages über die erschröcklichen Vorfälle, welche in neuester Zeit das Daseyn und die üble Thätigkeit derer Vamphre, unter dem Hochlöblichen Leib-Bataillon Grenadier und dessen abgestorbenen Leichen vermuthen lassen, wurde erwähnter Todtengräber ermahnt, die Wahrheit und das ihm Wissentliche darüber auszusagen. Gleichzeitig begaben sich Protokollant und Beide außerdem Endes Unterschriebene auf den Kirchhof und verweileten allda so lange, bis sie von nachfolgenden Vorgängen Kenntniß genommen und sich, so weit dieses Menschen möglich, überzeuget.

Ad I. Sagt der oben beregte Stephan Wedekind, früher Soldat und als ein wahrhaftiger, auch unerschrockener Mann in hiesiger Garnison bekannt, aus, daß nur die Raitzen, Heyducken, Skla-

wonier, Hungaren, Illyrier und andere Nationen jener Gegenden Spuren ihres Vampyrismus auf hieſigem Kirchhofe von ſich gäben, daß gegentheils die in deutſchen und anderen chriſtlichen Landen rekrutirten Grenadiere keinerlei dergleichen Eigenſchaften verſpüren ließen, der Vampyrismus alſo eine denen ſlaviſchen Bevölkerungen eigenthümliche Gewohnheit zu ſeyn ſcheint.

Ad II. Daß er einen gewiſſen Iwan Zſeſſeck, 2tes Glied, erſte Compagnie gedachten Bataillons, 6 Fuß 7 Zoll 1 Strich, ein Illyrier von Extraction und einen gewiſſen Nadu Jeſſrem Coſſowatz, erſtes Glied, 2te Compagnie deſſelbigen Bataillons, 6 Fuß 4 Zoll 3 Strich, ein Raitze von Extraction, in beſonderem Verdacht habe, ſich mit nächtlichem Umherlaufen, Kratzen an denen Thüren, Schmatzen in den Gräbern und endlich gewiſſenloſem und unchriſtlichem Blutſaugen abzugeben.

Ad III. Daß die Unterzeichneten deutlich ein gewiſſes Schmatzen, Schnalzen oder Geröchzer, wie man's nennen kann, in der Nähe der Gräber ſchon beregter Militairleichen vernommen, welcher ſonderbare, ungewöhnliche und mit nichts zu vergleichende Laut zweifelsohne denen Vampyribus zugeſchrieben werden muß.

Ad IV. Daß an dem Kirchhofszaun entlang und dann auf dieſem eine ſchattenähnliche Geſtalt bemerkt wurde, wie dieſelbe, aller Wahrſcheinlichkeit nach, aus einem der Gräber hervorgeſchlupft und

dann über den Zaun verſchwunden iſt. Näheres hat über dieſelbe nicht feſtgeſtellt werden können, da dieſelbe unſere Annäherung nicht abgewartet, ſondern ſich eclipſiret, auf mehrmaligen Anruf auch nicht geantwortet hat.

Solches bezeugen die hier Unterſchriebenen:

Potsdam, den 3. Sept. 1738.

Lebrecht v. Queiß, Lieut. u. Adj. im Leib-Bat. Gren.

Arnold Peſebrecht, Staabs-Auditeur dito.

Chriſtoph Plohriegel, Unteroffizier deſſelbigengleichen.

Stephan Wedekind, Garniſon-Todtengräber allhier.

Dieſes Protokoll las der Staabs-Auditeur vor, und die Anweſenden unterſchrieben es, nachdem einige Abänderungen gemacht und Ausdrücke eingeſchaltet worden waren, die der Eine oder Andere für zweckmäßig hielt.

Der alte Wedekind erwartete nun, daß ſeine Gäſte ihn verlaſſen würden. In der That entfernte ſich auch der Staabs-Auditeur mit dem Unteroffizier; Lieutenant von Queiß blieb aber, nachdem er einige Worte leiſe mit dem Staabs-Auditeur geſprochen, noch zurück und bat den Todtengräber, ihm doch ein Glas Warmbier bereiten zu laſſen, da er fühle, ſich in der Nachtluft auf dem Kirchhofe erkältet zu haben, und er eines warmen Getränkes bedürfe, um nicht krank zu werden.

Mit einem ſchlauen Blicke, der die Urſache dieſer plötzlichen Unpäßlichkeit wohl errathen mochte, maß der Alte den Lieutenant, konnte aber das Verlangen deſſelben nicht gut verweigern und befahl daher ſeiner Tochter, jedoch ohne die Kammerthür zu öffnen, ſie möge dem Herrn Lieutenant in der Küche ſchnell eine Taſſe Warmbier bereiten und dann nur hineinrufen, wenn es ſo weit ſey, holen wollte er dann das Getränk ſchon ſelber. Obgleich dieſe Anordnung keineswegs in der Abſicht Lebrecht's von Dueiß lag, ſo mußte er ſich ſchon darin fügen, legte Stock, Hut und Degen ab, verlangte von ſeinem Wirthe, er ſolle es ſich doch auch bequem machen, was dieſer aber entſchieden ablehnte, und ſetzte ſich dann an den reinlich geſcheuerten Klapptiſch von Eichenholz, mit dem Geſicht nach der Kammer gewendet, durch die es zur Küche ging.

„Es thut mir leid, Wedekind. daß der Befehl des Oberſten Euch um Eure Nachtruhe gebracht. Ihr ſeyd wohl auch redlich müde, wenn ſo des Tages Laſt und Mühe vorüber iſt?“ —

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Namentlich jetzt, wo ein ſo ſtarkes Sterben unters Königliche Militair gefahren iſt, daß man gar nicht weiß, wie man alle die Arbeit fertig ſchaffen ſoll. Und ich habe nun einmal meinen Kopf darauf geſetzt, Alles allein zu thun, ſo daß mir mit Gottes Hülfe kein Knecht einen Grabſcheit anrühren ſoll, ſo lange die alten Knochen noch zuſammenhalten.“

„Wie bringt Ihr aber ſo ſchwere Arbeit allein zu Stande? Wenn es ſich nun trifft, daß einmal an einem Tage mehrere Gräber zu machen ſind.“

„Iſt bei mir Alles im Voraus beſorgt. Warten ſchon wieder ſieben offene Gruben auf ihre Miethsleute. Ja, das weiß unſer Einer ſchon. Wer ſich immer darauf verlaſſen wollte, daß der Garniſon-Küſter zur gehörigen Zeit die Meldung macht! Aber ich grabe luſtig im Voraus, da komme ich nie zu kurz. Klingen dann die Grabſcheite zuſammen, und rumort es zwiſchen den Unterlagebalken, ſo kann ich getroſt dem Beſuch entgegenſehen und brauche mich nicht zu übereilen.“

„Was meint Ihr mit dem Klingen der Grabſcheite und dem Rumoren der Unterlagebalken?“

„I nun, wiſſen das der Herr Lieutenant denn nicht? Wie beim Tiſchler der Hobel ſpringt und die Säge klingt, wenn anderen Tages ein Sarg beſtellt wird, ſo bei einem Todtengräber die eiſerne Grabſcheit, die klingt und klirrt, als ob ſie lebendig wäre, und unter den Balken iſt eine Wirthſchaft, daß man gar nicht begreift, wie das fühlloſe Holz ſolchen Spektakel machen kann.“

„Geht, geht, Wedekind, Ihr erzählt mir Mährchen, oder glaubt Ihr im Ernſt an dergleichen Spuk? Ihr ſeht ſo ernſthaft dabei aus, daß man — — —

„Kann's Euch nicht verdenken, Herr Lieutenant, wenn Ihr nicht an dergleichen glaubt. Hätte auch Jeden ausgelacht, der mir damals, als ich bei

den Unrangirten ſtand, ſo etwas vorerzählt hätte, aber man braucht nur ein Paar Wochen Kirchhofsluft zu athmen, ſo fliegt es Einem ordentlich an, man weiß nicht wie, und man ſieht und erfährt ſo allerlei Dinge, denen man früher wohl keck ein Schnippchen geſchlagen."

„Um ſo mehr begreife ich nicht, daß Ihr Eure Tochter — Malplaquet nennt Ihr ſie ja wohl — hier bei Euch behaltet. Wie ſoll ſie froh und unbefangen bleiben, all' dem häßlichen und ſinnverwirrenden Treiben gegenüber."

„Gottvertrauen, Herr Lieutenant, Bibelleſen und ein ehrbar ſittſames Weſen, das hilft durch alle Irrſal des Lebens. Meine Malplaquet brauchte wahrlich hier in dem armen, nothdürftigen Häuschen nicht zu wohnen, brauchte ihrem alten Vater, der nun auch ſchon anfängt, ſtumpf zu werden, nicht die ſchwere Handreichung zu thun, — wenn ſie nicht wollte, — wenn ſie es nicht aus Liebe zur Ehrbarkeit und Gottſeeligkeit wollte, — und — Na, das geht aber eigentlich Niemand als uns Beide, meine Malplaquet und mich, an. Ich mache Euch wohl Langeweile, wenn ich von dem Mädchen ſpreche, denn ich kann mir doch nicht denken, daß Ihr des Mädchens wegen hier geblieben ſeyd. — Sagt mir lieber, was es denn eigentlich wieder giebt, daß der Herr Oberſt den verfluchten Kerls, den Vampyren, an's Leder will."

„Es ſind neuerdings wieder in den holländi-

ſchen Häuſern Fälle vorgekommen, daß Menſchen ſchnell geſtorben ſind, die vor ihrem Verſcheiden behauptet haben, ein Vampyr habe ſie zu Tode gedrückt, und da gegenwärtig gerade ſo viel die Rede von dieſem ſpukhaften Treiben iſt, ja Seine Majeſtät ſogar einen Bericht von der Sozietät der Wiſſenſchaften darüber verlangt haben, ſo hat der Oberſt für gut befunden, ein Protokoll aufnehmen zu laſſen, denn die guten Potsdamer behaupten, daß das ganze Unglück blos von den Rekruten des Leib-Bataillons Grenadier herrühre, die aus allen Weltgegenden her ſind, und unter denen ſich viele Raitzen, Heyducken, Sklavonier und Herzogewiner befinden."

„Alſo deswegen? — J nun, ſind unruhige Burſche, die Kerle von daher, unterm Gewehr ſowohl als im Sterbekittel. Merk's immer gleich, wenn ich ſo einen unter den Spaten kriege. Muß wohl die Nachbarſchaft mit den Türken machen, daß ſie ſich nicht recht an die chriſtliche Ordnung auf einem gottesfürchtigen Garniſon-Kirchhofe gewöhnen können. Na, werden doch auch endlich Ruhe halten müſſen. Habe ſchon Manchen ſtille werden ſehen, der anfangs ſich gewaltig ungeduldig zeigte. Aber da klopft ja meine Malplaquet an die Thür. Das Warmbier wird wohl fertig ſeyn. Wünſche von Herzen, daß es dem Herrn Lieutenant wohl bekommen möge."

„Kann denn Eure Tochter nicht ſelbſt hereinkommen? Ich muß mich doch bei ihr bedanken für

die Mühe, die ſie meinetwegen noch ſo ſpät in der Nacht gehabt.“

„Das arme Ding iſt müde, Herr Lieutenant, auch wohl ſchwerlich noch angezogen. Will's ſchon ausrichten, daß Ihr ſo gnädig geweſen ſeyd, Euch bei ihr zu bedanken. Gehört auch gar nicht in die Geſellſchaft ſo vornehmer Herren, meine Malplaquet.“

So ſprechend war der alte Wedekind an die Kammerthür gegangen, hatte durch die halbgeöffnete Thür der Tochter das Glas mit Warmbier abgenommen, ſetzte es jetzt mürriſch auf den Tiſch und ſchien nicht mehr gelaunt, ein Wort mehr, als durchaus nöthig, zu ſprechen, denn die letzte Frage ſeines Gaſtes hatte ihm wieder in Erinnerung gebracht, daß wohl ſeine Tochter die Urſache dieſer plötzlichen Unpäßlichkeit ſeyn könnte.

Herr von Queiß ſah auch wohl ein, daß er auf dieſe Art ſchwerlich, dem alten mißtrauiſchen Wedekind gegenüber, zu ſeinem Zweck gelangen würde, trank, ſichtlich verſtimmt, das Warmbier kaum zur Hälfte aus und verließ dann das Todtengräberhaus, mit dem Verſprechen, ſeinen Dank für die freundliche Bewirthung nächſtens abzuſtatten. Als der Vorlegebalken des Thorweges hinter ihm in die eiſerne Klammer fiel, er den Alten brummend in ſein Haus zurückgehen und die Thür ſorgfältig verſchließen hörte, dachte er des ſchönen Mädchens, das der Zufall ihm ſo unerwartet entgegengeführt, und ſann, langſam in die Stadt zurückgehend, über die

beſte Art und Weiſe nach, ſich ihr wieder zu nähern, ohne dem Alten Urſache zu Mißtrauen und Verdacht zu geben. Daß er heute zu raſch geweſen und ſeine Abſicht zu deutlich erkennen laſſen, fühlte er wohl und fürchtete, dadurch ſchon viel verdorben zu haben. Leichten Sieg bei Frauen gewöhnt, ſchreckte er aber nicht ſo ſchnell vor Hinderniſſen zurück und ſah ſich ſchon im Geiſte in den Armen des Mädchens, deren kurze Erſcheinung ihn ſo wunderbar ergriffen und gefeſſelt.

II.

In der Wohnung des Geheimen Kriegs- und Domainen-Rathes Eckardt in der Jägerſtraße war es am Morgen darauf ungewöhnlich lebhaft. In dem Empfangzimmer deſſelben ſtanden Perſonen der verſchiedenſten Stände, den Augenblick erwartend, wo dieſer damals ſo mächtige und einflußreiche Mann aus ſeinem Zimmer treten und Audienz geben würde. Der Werkmeiſter der großen Brauerei in Potsdam ſprach mit einem Domainen-Rathe von der Reiſe des Königs nach Cleve und Weſel, wo er eine Aufnahme gefunden, die ihn ungemein froh und zufrieden hatte nach Potsdam zurückkehren laſ-

ſen. Ein Töpfermeiſter berieth mit einem Secretair des Staats-Miniſters von Boden über die neuen Kamine, die nach der Erfindung des Geheimen Kriegs- und Domainen-Rathes Eckardt jetzt in allen Königlichen Schlöſſern eingerichtet wurden, und Ein Major vom Regimente, „von Gersdorf", unterhielt ſich mit dem Kämmerer der Stadt von dem Vorwort, das bei Seiner Majeſtät wegen der letzten gewaltſamen Werbung an der ſächſiſchen Grenze eingelegt werden ſollte. Die verſchiedenartigſten Wünſche und Geſchäfte ſollten in der Entſcheidung des Geheimen Rathes ihre Erledigung finden, und Alle harrten ungeduldig auf ſein Erſcheinen, obgleich ſie wohl wußten, daß er geſtern Abend erſt von einer Reiſe nach Preußen zurückgekehrt war, wo er auf Immediat-Befehl des Königs eine Reviſion der dortigen Kammer abgehalten, alſo ermüdet war und wahrſcheinlich erſt ſpät aufſtehen würde. In einer Fenſterniſche ſtand ein ungefähr vierzigjähriger Mann mit dunklem, von der Sonne auffallend gebräuntem Geſicht, im einfachen Ueberrock mit großen Stahlknöpfen, ein koſtbares ſpaniſches Rohr mit ſchwerem Goldknopfe in der Hand und durch ſeine glatt anliegende Friſur, die ſilbernen Ohringe, durch Haltung und Benehmen den Ausländer verrathend. Er war der Erſte im Empfangzimmer des Geheimen Rathes geweſen, hatte daſſelbe ſich nach und nach füllen ſehen und nun ſchon zwei Stunden vergebens gewartet. Je-

desmal, wenn die Thür ſich öffnete und wieder Jemand eintrat, furchte ſich ſeine Stirn, und ein höhniſches Lächeln zuckte leicht über die zuſammengekniffenen Lippen. Aufmerkſam hatte er den Geſprächen zugehört, die rings um ihn her geführt wurden, aber noch mit keinem Worte daran Theil genommen. Niemand kannte ihn und auch er ſchien Niemanden zu kennen.

Endlich ſchien er ungeduldig zu werden, und mit einem Accent, der den Holländer oder Engländer deutlich verrieth, fragte er den ihm gerade zunächſt ſtehenden Werkmeiſter der Potsdamer Brauerei:

„Wird der Herr Geheime Rath die Herren Alle nach der Reihe ſprechen, wie ſie ſich hier eingefunden haben, oder wie pflegt derſelbe ſonſt zu verfahren, mein Herr?“

Verwundert ſah der Werkmeiſter den Fragenden an, da er aber ſowohl aus der Frage ſelbſt als aus dem Accent hörte, daß es ein Fremder ſeyn müſſe, der ſie an ihn richtete, ſo antwortete er höflich:

„Das wird ſich wahrſcheinlich nach dem Range der Perſonen richten, die hier anweſend ſind. Meines Dafürhaltens wird wohl zuerſt der Herr Major dort, dann der Domainen-Rath, dann die anderen Herren Beamten, und wenn dann noch Zeit iſt, wir Uebrigen vorgelaſſen werden. Es kommt daher nur darauf an, welchen Rang Sie haben.“ —

„Das iſt eine ſchlechte Einrichtung! Man ſollte nicht nach dem Range, ſondern nach der Wichtigkeit der Geſchäfte oder, wie es bei uns iſt, in der Reihe, wie man gekommen iſt, vorgelaſſen werden.“

„Da man das aber Niemanden an der Naſe anſehen kann, ob ſein Geſchäft wichtiger als das eines Anderen iſt, ſo iſt es doch wohl beſſer, nach dem Range zu verfahren, ſonſt würde ja jeder Menſch, der nur mehr Zeit zu warten hat, als ein Anderer eher zu ſeinem Zweck kommen.“ —

„Ihr habt Recht. Ich bin ein Thor, die Einrichtungen meines Vaterlandes hier in Preußen zu verlangen. — Werde mich auch noch gedulden lernen. Sagt mir lieber, was iſt der Geheime Rath für ein Mann. Läßt ſich offen und frei mit ihm reden?“ —

„Wenn Ihr von Dingen mit ihm zu reden habt, die ihm angenehm ſind und dem Staate Vortheil bringen, ſo könnt Ihr gewiß ſo offen und frei mit ihm reden, als es Euch beliebt. Iſt das aber nicht der Fall, ſo möchte es doch gerathener ſeyn, Ihr ſeht Euch ein wenig vor. — Natürlich, der Mann hat außerordentlich viel zu thun, wer ſo klug iſt, wer ſo Alles in Allem verſteht und weiß und macht, wie der Herr Geheime Rath, der hat nicht viel Zeit übrig, und es iſt mir auch ſchon paſſirt, daß ich acht Tage hinter einander vergebens hier in dieſem Zimmer geweſen bin, ohne ihn ſprechen zu können.“

„Hm! Dazu möchte mir doch Zeit und Geduld fehlen. Habt Ihr nicht“ — — —

Der Unbekannte wollte noch mehr fragen, aber der Werkmeiſter ſchien keine Luſt zu haben, dieſe Unterhaltung fortzuſetzen. Er fürchtete, daß noch andere Fragen folgen könnten, die ihn gerade an dieſem Orte, und ſo beobachtet wie Beide waren, ſicher in Verlegenheit geſetzt haben könnten. Mit einer höflichen Verbeugung machte er ſich von dem Fremden los und that, als ob ihn Einer der anderen Herren zu ſich gerufen. Dieſer merkte wohl, daß man abſichtlich ihm ausweiche, und gab ſich auch weiter keine Mühe, mehr zu erfahren. Den goldenen Knopf ſeines ſpaniſchen Rohrs an die Lippen gedrückt, ſtand er beobachtend in ſeiner Fenſterniſche, bis endlich die Thür ſich öffnete und der Geheime Kriegs- und Domainen-Rath, Herr Eckardt, Ritter des Ordens de la Générosité, in einfacher, aber gewählter und ungemein ſauberer Kleidung aus ſeinem Zimmer trat, die Anweſenden verbindlich und gewinnend grüßte, mit einem Blick die Verſammlung überflog und ſich dann zu dem Major wendete, dem er vertraulich die Hand ſchüttelte und um Entſchuldigung bat, ſo lange gezögert zu haben.

„Ich habe in der That um Entſchuldigung zu bitten, meine Herren, daß ich Sie ſo lange warten ließ. Aber die Ermüdung von der Reiſe und beſonders ein Auftrag Seiner Majeſtät, unſeres Aller-

gnädigſten Herrn, den mir mein Freund, der Herr Geheime Kämmerier, ſelbſt überbracht, haben mich verhindert. Leider werde ich nicht lange das Vergnügen haben können, Sie bei mir zu ſehen, denn ich muß vor der Parole noch auf das Schloß. Indeſſen bis dahin gehört meine Zeit Ihnen. Nur bitte ich, Alles, was ſich verſchieben läßt, bis morgen früh um dieſe Zeit. Nur das dringend Nöthige heute." —

Nach dieſen Worten nahm der Geheime Rath den Major bei der Hand und wollte mit dieſem in ſein Zimmer zurückgehen, der Fremde aber trat, als er das ſah, dicht an ihn heran und fragte ihn kurz, ohne die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln, ob er eine Viertelſtunde für ihn übrig habe. Verwundert über die Art, mit der ihn der Unbekannte anredete, erkundigte der Geheime Rath ſich, wer er ſey, und ſchien ſichtlich betroffen, als dieſer ihm antwortete:

„Van der Queeß aus Friedrichsburg auf der Afrikaniſchen Küſte!" — —

„Sehr angenehm, Herr van der Queeß. Nur einen Augenblick bitte ich mich zu entſchuldigen, bis der Herr Major — —

Mit dieſen, von einer leichten, verbindlichen Verbeugung begleiteten Worten verließ der Geheime Rath das Empfangzimmer und van der Queeß blieb mit den Uebrigen zurück. Einige empfahlen ſich ſogleich, um am nächſten Tage wieder zu kommen, nur der Domainen-Rath und der Kämmerer

der Stadt Potsdam blieben zurück, setzten sich auf das mit reich vergoldeten Schnörkeln verzierte Sopha und fingen an, von gleichgültigen Dingen zu sprechen, da der Holländer, von der kurzen Abfertigung des Geheimen Rathes verletzt, sich unmuthig gegen das Fenster gewandt hatte und auf die Straße hinaussah, wo eben eine Soldaten-Leiche vorüberzog. Langsamen Schrittes trugen Grenadiere des rothen Bataillons ein einfaches Sarg, dessen ungeheure Größe den Verstorbenen als einen jener Lieblinge des Königs erkennen ließ, die damals mit den ungeheuersten Kosten und oft sogar mit Verletzung des Völkerrechts aus allen Ländern Europa's für die große Potsdamer Garde angeworben oder selbst mit Gewalt geraubt wurden. Vor dem Zuge her gingen drei Mohren als Trommler in der Uniform des Bataillons, und van der Dueeß wandte sich, als er diese sah, rasch gegen die auf dem Sopha Sitzenden mit der Frage:

„Können Sie mir sagen, meine Herren, wo diese Neger her sind?"

An das Fenster tretend, antwortete der Domainen-Rath, daß sie zu den zwölf jungen Negern gehörten, die im Jahre 1726 aus Guinea nach Potsdam gekommen wären. Der Verkauf der brandenburgisch-preußischen Niederlassungen Arguin, Accoda und Tacrama auf der Küste von Guinea an eine Gesellschaft holländischer Kaufleute in Rotterdam hatte die letzten zu einem Geschenke von

zwölf großen, beſonders wohlgewachſenen Negern für den König beſtimmt, von denen ſechs ſchwere, maſſiv goldene Halsbänder und die Anderen dergleichen ſilberne trugen. Nach ihrer Ankunft in Potsdam wurden ſie ſogleich als Trommler und Pfeifer bei der Garde eingeſtellt und thaten als ſolche nun ſchon zwölf Jahre Militairdienſte. Als Herr van der Queeß dies hörte, konnte er eine freudige Bewegung nicht unterdrücken und theilte den beiden Anderen den Eindruck mit, den dieſe unvermuthete Begegnung auf ihn gemacht.

„Sehen Sie, meine Herren, wenn man, ſo weit von ſeiner eigentlichen Heimath entfernt, Menſchen wiederſieht, mit denen man jung geweſen, von denen man die erſten Eindrücke empfing, die ich faſt meine Landsleute nennen möchte, ſo iſt die Bewegung wohl verzeihlich, in der Sie mich ſehen. Kaum ein Jahr iſt es her, da lebte ich noch unter dem Volke, das dieſe Trommler und Pfeifer hierher geſendet, und welch' ein Unterſchied dort und hier. In wilder Freiheit, nackt, nur dem Augenblicke lebend, ſah ich ihres Gleichen dort in den wüſten Bergen bei Tacrama und Argnin. — Hier marſchiren ſie, in die ſteife preußiſche Montur eingezwängt, durch die Jägerſtraße in Potsdam, viele hundert Meilen von dem Orte entfernt, wo ſie geboren. Seltſam!“ —

„Für uns iſt es nichts Neues“, erwiederte der Stadt-Kämmerer, „Leute aus den entfernteſten Him-

melsſtrichen in unſeren Straßen zu ſehen, wenn wir ſie auch als ſolche der Montur wegen nicht erkennen. In meinem Nachbarhauſe liegen in einer Stube ein Norweger, ein Portugieſe, ein Herzogewiner und ein Bauerſohn aus Wuſterhauſen zuſammen. Unſere Werber ſind ja in ganz Europa verbreitet, und läßt ſich ein großer Kerl nur irgend wo wittern, lange dauert es nicht, ſo haben wir ihn hier."

„Sind denn ſeit zwölf Jahren nicht mehr Neger hierher gekommen? Das ſollte mich wundern, denn es iſt ein großer, ja faſt rieſiger Menſchenſchlag. Namentlich der Stamm des Jan Cunny." —

„Nein, ſeit Seine Majeſtät der König die ganze afrikaniſche Geſchichte an den Nagel gehängt und die Beſitzungen an Holland verkauft hat, haben wir nichts mehr davon gehört. — Wie ſteht es denn eigentlich da unten in Afrika? Sie ſagten ja vorhin, daß Sie erſt kurze Zeit von dort weg ſind."

„Für Holland ſteht es gut dort, für Preußen ſchlecht; — aber wahrlich, es könnte umgekehrt ſtehen, wenn Preußen nur wollte. — Jammer und Schade iſt es, daß dieſe ſchönen Kolonieen, die Kurfürſt Friedrich Wilhelm und König Friedrich ſo glänzend entſtehen ließen, jetzt in andere Hände übergegangen ſind. Welche Zukunft hätte Preußen mit dem Beſitz einer See- und Kolonialmacht! — Aber das iſt vorbei! ganz vorbei. Jetzt würde es

Millionen koſten, während es vor einigen Jahren nur Tauſende gekoſtet hätte.“

In dieſem Augenblicke trat ein junger Offizier in das Empfangzimmer, grüßte die Anweſenden, während der Bediente ihn bei dem Geheimen Rathe anmeldete, und wurde gleich darauf in das Kabinet deſſelben eingelaſſen. Wieder runzelte ſich die Stirn des Holländers, und auch der Domainen-Rath zuckte die Achſeln, als wollte er zu dem Kämmerer ſagen: „heute kommen wir doch nicht mehr vor.“ Herr van der Queeß verſtand dieſe ſtumme Aeußerung, ſtampfte unwillig mit dem Fuße, und ohne ſich zu verabreden, verließen alle drei das Empfangzimmer. Vor der Hausthür empfahl man ſich gegenſeitig, und unſchlüſſig, was er den langen Tag über in der fremden Stadt beginnen ſollte, folgte van der Queeß der Richtung, die er vorhin jene Militair-Leiche hatte nehmen ſehen. Bald war der langſam ſchreitende Zug eingeholt und gedankenlos ſich demſelben anſchließend, gelangte der Fremde auf den Garniſon-Kirchhof, an deſſen Thorwege der Todtengräber Stephan Wedekind, mit der Grabſcheit in der Hand, ſchon erwartend ſtand. Schweigend und ſtets mit feſtem, militairiſchem Tritt ſchritten die Träger durch die mittelſte Allee bis zu einem der fertigen Gräber, welches der Todtengräber bezeichnete, ſetzten mit eingeübtem, reglementsmäßigem Handgriff den Sarg nieder, während die Leichen-Parade ſich geſchloſſen neben dem Grabe aufſtellte, traten dann

zurück und machten dem Garniſon-Prediger Platz, der unterdeſſen im Hauſe des Todtengräbers ſein Ornat angelegt hatte. Nur wenige Worte ſprach er über dem Grabe, denn die Mehrzahl der Soldaten hätte ihn doch nicht verſtanden, da es meiſt Landsleute des Verſtorbenen waren, der aus der Bukowina erſt vor Kurzem mit Gewalt angeworben und kaum einige Wochen Soldat des rothen Bataillons geweſen war. Gleichgültig wurden die Worte der Einſegnung geſprochen, gleichgültig angehört, als aber der Sarg in die Gruft hinabgeſenkt war, und die Erdſchollen dumpf auf ihn herabrollten, da brachen einige der Soldaten in ein wildes Geheul aus, als mache ſich ein gequältes Thier in ſeinem Todesſchrei Luft; — und kaum vermochte der drohend gehobene Stock des Korporals, dieſen Ausbruch des Schmerzes um den Tod des Landsmannes in das ſtarre Band der Disziplin zurückzuſchrecken. Doch war dieſes Geheul ſo durchdringend und eigenthümlich, daß der Garniſon-Prediger unwillkührlich zuſammenſchrak, der alte Wedekind den Kopf ſchüttelte und van der Queeß, der bis zu dieſem Augenblicke dem Vorgange aus der Entfernung zugeſehen, neugierig näher trat. In den Gliedern war es ſchon wieder ruhig geworden, aber wild wurzelten die Augen einiger Soldaten auf den Boden, während andere ſich vielſagende Blicke zuwarfen, wenn die mit dem Stocke drohenden Korporale es nicht bemerkten. Das fiel

dem beobachtenden Fremden auf, und er beſchloß, ſich bei dem Todtengräber zu erkundigen, was dies ſonderbare Benehmen der Soldaten bedeute. Der Feldwebel der Compagnie, in welcher der Verſtorbene geſtanden, kommandirte die Leichen-Parade, befahl jetzt den drei Trommlern und Pfeifern, auf dem Kirchhofe zurückzubleiben, um dem alten Wedekind beim Zuwerfen der Grube zu helfen, und ließ dann die Mannſchaft eben ſo ſchweigend wieder abmarſchiren, als ſie den Kirchhof betreten hatte. Bald war er, außer den drei Negern und dem Todtengräber, nur noch allein auf dem Kirchhofe und trat dicht an das Grab heran, in welches jene rüſtig die Erde ſchaufelten. Wie erſtaunte er aber, als in der ihm wohl bekannten Negerſprache des Landes Arguin dieſe drei Trommler von einem Aufruhr ſprachen, der nun gewiß nächſtens losbrechen würde. Jenes Geheul der Soldaten war ein den ſlaviſchen Völkerſchaften der Bukowina, Illyriens und Dalmatiens eigenthümliches Zeichen der Trauer über den Verluſt eines geliebten Freundes, und unwillkührlich gaben ſie dadurch den Schmerz zu erkennen, den der frühe Tod ihres Landsmannes ihnen verurſachte. Lange ſchon gährte es unter dieſen, aus allen Himmelsſtrichen oft mit himmelſchreiender Gewalt und den gewiſſenloſeſten Vorſpiegelungen zum preußiſchen Militairdienſt gezwungenen Soldaten. Namentlich ſchien aus dem Geſpräch der Neger hervorzugehen, daß alle Slawen

ein Complott unter ſich gemacht, das zur gewaltſamen Deſertion nach den nahen ſächſiſchen Grenzen führen ſollte. Die Neger waren zwar nicht in das Complott eingeweiht, fürchteten aber die blutige Rache der Verſchworenen, wenn ſie verriethen, was ſie wohl gemerkt haben konnten, und ſprachen angſtvoll von der nächſten Zukunft. Einige Offiziere ſollten ermordet, die Wache auf dem Haveldamm gegen Nowaweſt hin überrumpelt und dann die Flucht nach Sachſen auf den Pferden der ermordeten Offiziere bewerkſtelligt werden.

Van der Queeß ſchauderte, als der Zufall ihm dieſes fürchterliche Complott verrieth, aber er hütete ſich wohl, nur durch eine Miene zu verrathen, daß er das Geſpräch der Neger verſtanden. Anſcheinend gleichgültig, heftete er ſeinen Blick auf die Arbeit, hörte jedoch angeſtrengt jedem Worte zu und bedauerte es nur, als der alte Wedekind die Gehülfen entließ, keinen Vorwand zu haben, der ihn verdachtlos den Negern folgen ließ. Verwundert hatte der Todtengräber ſchon längſt die ſtarre Aufmerkſamkeit des fremden Mannes bemerkt, der ganz in tiefes Nachſinnen verloren, ihm bei ſeiner Arbeit zuſah, denn ſolche Gäſte bei dem Begräbniſſe eines gemeinen Soldaten waren ihm noch nicht vorgekommen. — Endlich redete jener ihn an:

„Was iſt es für ein Landsmann, den Ihr da eben zur Ruhe gebracht?“

„Laßt mich einmal den Zettel nachſehen, den

der Feldwebel mir gegeben, um ihn in mein Register einzutragen. Bis jetzt weiß ich's selbst noch nicht, obgleich ich nach dem Geschrei seiner Kameraden wohl darauf schwören möchte, daß es ein Ungar oder Siebenbürger ist. Da haben wir's. Jakinth Beresz. 1stes Bataillon Garde, 3te Compagnie, 1stes Glied, 6 Fuß 9 Zoll 3 Strich, Vaterland: ein Bukowiner, gestorben den 31. August. Dachte mir's gleich, daß das so ein Bursche ist. Der Herr sind wohl auch daher oder gar mit ihm verwandt, daß Sie sich so lange bei seinem Grabe aufhalten?"

„Weder mit ihm verwandt, noch dort her. — Wollte nur sehen, wie es bei einem Militair-Begräbnisse zugeht. — Ich störe Euch doch nicht in Eurer Arbeit?"

„Bewahre! — obgleich es selten genug zu geschehen pflegt, daß mir Jemand bei solcher Arbeit zusieht. Ist ein sonderbares Ding um so eine Militair-Leiche. Das hat keine Verwandte, keine Eltern, keine Freunde, als was gerade in derselben Montur steckt. — Andere Christen-Leichen bekommen doch manchmal Besuch von ihren Angehörigen, aber meine Compagnie hier kann sich nicht beklagen, daß sie viel gestört wird. Andere Todtengräber haben Accidenzien für Blumen und Kränze, für Rasen und Grabkreuze; ist aber der Sandhügel über einem Soldaten einmal abgestochen, — so ist es vorbei mit seinem Andenken. Kein Mensch fragt

nach ihm. Kein Menſch bekümmert ſich um ihn. — Schlechter Ruheposten, ſo ein Garniſon-Todtengräber.“ —

„Es ſchien doch, als ob ſeine Kameraden groſſes Leid um den Verſtorbenen trügen. Ihr Wehklagen“ — — —

„Ja, das iſt mir auch aufgefallen, weil es ganz reglementswidrig war. — Hm! Wird Schläge genug dafür geben! —

In dieſem Augenblick erſchien die Tochter des alten Wedekind bei dem Grabe, an welchem ihr Vater arbeitete. Sie trug einen zinnernen Teller mit etwas Brod und Salz und einem Glaſe Branntwein, reichte es dem Vater, der ſich eben den Schweiß von der Stirn trocknete, und ſagte:

„Väterchen, der Herr Lieutenant, der geſtern Abend unwohl bei uns wurde, iſt eben gekommen und hat nach Euch gefragt. Er ſagt, er habe Euch eine angenehme Botſchaft zu überbringen. Wollt Ihr nicht eben hereintreten?“

„Hm! — der Herr Lieutenant? ſieh — ſieh! — Hat er dir vielleicht ſchon geſagt, was er bringt?“

„Nein, Väterchen, er kam eben, als ich Euch das Frühſtück bringen wollte, und da mochte ich mich nicht allein mit ihm im Hauſe aufhalten.“

„Biſt meine brave Malplaquet! — Hm! Was machen wir denn da? — Weißt du was, — bleib' du nur ſo lange hier auf dem Kirchhofe, bis ich wiederkomme; will doch einmal nachſehen, was der

'Herr Lieutenant eigentlich wollen. Es iſt doch der Herr von Queiß, der uns geſtern" — — —

„Von Queiß?" fiel ihm bei dieſen Worten der Fremde in die Rede. „Giebt es gegenwärtig Herren dieſes Namens hier in Potsdam?"

„So viel ich weiß, nur den alten Herrn, den Vater des Herrn Lieutenants, auf Grampenow. Früher war er in Potsdam, aber jetzt habe ich ihn ſchon lange Jahre nicht mehr geſehen."

„Und ſonſt gar keine Verwandte?" —

„Will den Herrn Lieutenant einmal fragen, wenn Ihnen etwas daran liegt."

„Nein, laßt's lieber. Es war nur ſo eine Frage." —

„Wie's beliebt. — Du kannſt hier bei dem Herrn bleiben, Malplaquet. Ich komme bald wieder." —

„Ja, Väterchen, aber laßt es nicht zu lange währen. Ich habe das Eſſen auf dem Feuer und möchte Euch doch gern was Gutes auf den Tiſch ſetzen."

„Hoffe bald genug mit ihm fertig zu ſeyn. Adjes, lieber Herr, laßt Euch die Zeit bei dem Mädchen nicht lang werden."

Der alte Wedekind hatte ſeine Schürze abgebunden, die reinlich gebürſtete Jacke mit den Uniformknöpfen angezogen, welche er während der Arbeit an einen nahen Baum gehängt, und ging jetzt auf ſein Häuschen zu, in deſſen Thür der Lieute-

nant von Queiß ihn ſchon erwartete. Malplaquet blieb bei dem Fremden zurück, der in tiefes Nachdenken verloren ſchien und aufmerkſam ihrem Vater nachſah. —

„Sucht der Herr vielleicht das Grab eines Verwandten hier auf unſerem Kirchhofe, ſo kann ich ihm ſchon Auskunft geben. Ich weiß die Namen ſeit vielen Jahren auswendig.“

„Nein, mein Kind, ich danke für den guten Willen. Habe hier keine Verwandte. — Oder liegt vielleicht ein Herr von Queiß hier?“ —

„So lange ich dem Vater das Regiſter führe, nicht, lieber Herr. Die Herren Offiziere kommen auch gar nicht hierher, wenn ſie Verwandte und Angehörige haben. Die werden gewöhnlich auf ihren Gütern beigeſetzt. Der Vater hat ſchon oft geſagt, daß das eigentlich ſehr Unrecht wäre, denn wenn man einmal zur Garniſon gehört, ſo ſollte man auch hier begraben werden. Aber wenn's hoch kömmt, bringen ſie die Feldwebel hierher. Ein Offizier muß ſchon gar nicht wiſſen, wo er hingehört, ehe er ſich entſchließt, hierher getragen zu werden.“ —

„Iſt der Lieutenant von Queiß da d'rin bei Deinem Vater ein junger oder alter Mann, mein Kind?“

„Nein, der iſt gewiß noch nicht alt. — Ein ſchöner, junger Offizier. Groß wie ein Rieſe. Nun das verſteht ſich zwar von ſelbſt, denn er ſteht ja beim Leib-Bataillon Grenadier, und das ſind lau-

ter Riesen. Seht nur die Reihe Gräber da an, lieber Herr, da ist jedes einzelne zwei Fuß länger als die Civilgräber. Der Vater hat viel mehr Arbeit und wird doch viel schlechter bezahlt als die anderen Todtengräber." —

„Ei, Du rechnest ja haarscharf, mein Kind."

„Sollt' ich meinem guten Vater nicht bequemere und bessere Tage wünschen, wenn ich sehe, daß Andere bei weniger Arbeit mehr gewinnen, als er. Ach Ihr wißt wohl nicht, lieber Herr, was ein Kind empfindet, wenn es sieht, daß der geliebte Vater sich so quälen und anstrengen muß."

„Nun, nach Ihrem Anzuge zu urtheilen, Jungfer, muß der Vater sich doch ganz gut stehen, denn ich habe wenig Bürgermädchen hier in Potsdam so gut, ja ich möchte sagen, so kostbar gekleidet gesehen."

„Das hat so seine eigene Bewandniß, lieber Herr, und ist auch eben Ursach, daß ich meinem guten Vater ein besseres Einkommen wünschte. Ich habe von mütterlicher Seite ein kleines Vermögen, und das wendet der Vater ganz allein für mich an, will auch nicht das Kleinste für sich und für die Wirthschaft davon annehmen. Seht, das kränkt mich so, daß ich mehr habe, als der Vater, und daß ich ihm nicht die geringste Bequemlichkeit dafür verschaffen darf." —

„Da ist Ihr Vater ein Ehrenmann. Ich möchte auch nicht, daß mein Kind mich ernährte,

wenn ich überhaupt eines hätte. Dergleichen thut nicht gut. Aber hat denn Ihre Mutter Ihr ausſchließlich das Vermögen vermacht?" —

„Meine Mutter lebt noch, lieber Herr!" —

„Ei, das iſt ja ſonderbar. Wie geht es denn zu, daß" — —

„Der Vater hat mir verboten, darüber zu ſprechen, lieber Herr. Ich weiß auch eigentlich ſelbſt nicht, wie das Alles recht genau zuſammenhängt, und der Vater giebt mir immer nur unbeſtimmte Antworten, wenn ich nach meiner Mutter frage." —

„So, ſo! Nun, es geht mich auch nichts an. — Aber da kommt ja dein Vater ſchon wieder zurück, — und der Lieutenant geht eben zum Thorweg hinaus. — Er grüßt hierher. Das gilt doch wahrſcheinlich dir, mein Kind. Willſt du nicht deinen Knix dafür machen?" —

Erröthend knixte Malplaquet und wendete ſich dann, um ihre Verwirrung zu verbergen, dem kommenden Vater entgegen.

„Nun, Väterchen. Iſt es etwas Gutes, was Ihr gehört?" —

„Ich denke ja, mein Kind. Weiß zwar nicht, wie das zugeht, aber man muß Gott für Alles danken. Stelle dir nur vor, ich bin zum Garniſon-Todtengräber in Berlin ernannt. Der alte Eſenbrek iſt todt, und da hat ein Hohes Gouvernement mich mit der Stelle begnadigt. Das iſt das beſte Apencement, was ich in meinen alten Tagen noch

machen konnte. In acht Tagen ſind wir drüben inſtallirt. Freue dich, Malplaquet. Dein Warmbier geſtern Abend hat mir zu dem Glücke verholfen, denn der Herr Lieutenant haben ſich ſelbſt für mich beim Kamin-Rath verwandt, und der hat ihm ſein Wort gegeben, daß ich heute noch die Zufertigung erhalten ſoll.“ —

„Ach mein liebes, gutes Väterchen! Nun braucht Ihr Euch auch nicht mehr ſo zu quälen. Wie freue ich mich über das unvermuthete Glück.“ —

„Aber wo iſt denn der Herr hingekommen, den ich hier verließ?“

„Da geht er ja eben den Thorweg hinaus. — Wir haben in unſerer Freude gar nicht bemerkt, daß er fortgegangen. Aber Ihr fangt ja ſchon wieder an zu graben. Nun könnt Ihr Euch doch gewiß einen Knecht nehmen.“ —

„Kennſt du deinen alten Vater ſo wenig, Malplaquet, daß du glaubſt, er ließe ſich durch ſo etwas in ſeiner Pflicht irre machen. Ehe ich meinem Nachfolger hier nicht Alles ordentlich und unter Naſen überliefert, ſoll mir kein Knecht an ein Grab. Künftig will ich ſchon ausruhen. Aber wir haben wenig Zeit. Sieh dich doch um in der Wirthſchaft, wie wir Alles zuſammenpacken und hinüberſchaffen nach Berlin. Zwei Tage werden wir wohl unterwegs brauchen. Den 15ten ſoll ich drüben ſchon das Amt antreten.“

Und rüſtig arbeitete der alte Wedekind weiter,

während Malplaquet in der frohsten Stimmung dem Häuschen zueilte. Als sie am Thorwege vorbeikam, sah sie, wie draußen Lieutenant von Dueiß mit dem Fremden in angelegentlichem Gespräche stand, und erwiederte mit dankbarer Freundlichkeit den Gruß, den jener ihr mit einem Kußfinger zuwarf. Ja, kam es ihr doch vor, als habe der Lieutenant an jener Stelle so lange gewartet, bis er sie so freundlich gegrüßt hatte.

III.

Der Lieutenant war wirklich so lange vor dem Thorwege stehen geblieben, bis Malplaquet ihren Vater verließ, um sie, wo möglich, allein zu sprechen. Hinter den halb geöffneten Thorweg hatte er sich so gestellt, daß der alte Wedekind ihn nicht sehen konnte, er aber von dem Mädchen bemerkt werden mußte, wenn sie in das Haus zurückging. Ehe dies aber noch geschehen konnte, redete ihn der Fremde an, der den Kirchhof verließ, als er den Lieutenant aus dem Thorwege gehen sah. —

„Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Lieutenant von Dueiß zu sprechen?"

„Zu Diensten, mein Herr."

„Verzeihen Sie dem Fremden und hier ganz Unbekannten eine Frage, deren Beantwortung mir

wohl Niemand beſſer, als eben Sie, Herr Lieutenant, geben können. Hat Ihre Familie Verwandte im Auslande?“ —

„Nicht daß ich wüßte. Mein Vater iſt gegenwärtig der Einzige dieſes Namens in den preußiſchen Staaten, und ich bin ſein einziger Sohn.“ —

„Iſt nicht früher ſchon eine Seiten-Linie nach Holland ausgewandert?“ —

„So viel ich weiß, Nein! — Doch ja! — Es iſt mir dunkel im Gedächtniß, als habe mein Vater einmal von einer Seiten-Linie geſprochen, die zur Zeit des großen Kurfürſten die dieſſeitigen Staaten verlaſſen. Wenn ich aber nicht irre, war dies Verlaſſen des Vaterlandes damals mit wenig ehrenvollen Umſtänden für unſere Familie verknüpft. Welches Intereſſe haben Sie, mein Herr?“ — — —

„Ein gewiß verzeihliches, denn ich ſtamme in gerader Linie von jenem Gerhard von Queiß ab, der 1638 nach Holland flüchtete, um einer peinlichen Anklage wegen Hochverrathes und Falſchmünzerei zu entgehen. Iſt alſo der Kürfürſtliche Geheimde-Rath Seyfried von Queiß, der im Jahre 1612 ſtarb und einen unmündigen Sohn hinterließ, Euer Ahnherr, ſo ſind wir verwandt, denn Eure Linie ſtammt von jenem jüngeren Sohne, die meinige von dem älteren ab. —

Der Lieutenant hatte dieſen Mittheilungen nur mit halben Ohren zugehört. Seine Augen waren fortwährend auf den Kirchhof gerichtet geweſen und

eben jetzt grüßte er die vorübergehende Malplaquet ſo freundlich und angelegentlich, daß der Fremde den Kopf ſchüttelte und wartete, bis das Mädchen ins Haus getreten war, um das Geſagte noch einmal zu wiederholen.

„Ein auffallend hübſches Mädchen, die Tochter des Todtengräbers.“

„Nicht wahr? und dieſer edle Anſtand, die gewählte Kleidung, das ſittſame jüngferliche Benehmen.“ —

„Ja, ja, iſt mir auch ſchon aufgefallen. Dergleichen pflegt man ſonſt bei einem Todtengräber nicht zu ſuchen. Iſt es Ihnen aber nun genehm, meine Frage von vorhin zu beantworten, ſo würde ich Ihnen ſehr verbunden ſein.“

„Sie meinen wegen unſerer Verwandtſchaft? Ich muß geſtehen, daß ich gerade jetzt etwas zerſtreut geweſen. Glauben Sie aber nicht, daß dies Gleichgültigkeit gegen unſer unvermuthetes Zuſammentreffen iſt. Im Gegentheil, ich bin hoch erfreut. — Wollen Sie mir nicht die Ehre geben, mich in meinem Quartiere zu beſuchen. Dort läßt ſich bei einer Flaſche Wein beſſer darüber plaudern, als hier auf offener Straße.“ —

Van der Queeß nahm dies Anerbieten an, und eine Viertelſtunde darauf ſaßen Beide in dem Quartier des Lieutenants am Kanal. Der Burſche deſſelben, ein rieſiger Grenadier, hatte lange Thonpfeifen geſtopft, eine Flaſche Wein und zwei Spitz-

gläſer mit ſpiralförmigen Schnörkeln von weißem Glasfluß in den Füßen, auf den Tiſch geſtellt und ließ Beide jetzt allein.

„Mein Vater auf Grampenow wird ſich gewiß recht freuen, wenn er hört, daß Sie uns hier in Potsdam aufgeſucht. Ich werde ihm gleich darüber ſchreiben und bitte Sie nur, mir auch die näheren Details, ſo weit ſie Ihnen bewußt ſind, mitzutheilen, damit ich ihn gewiß veranlaſſe, einmal wieder einen Abſtecher nach Potsdam zu machen.“

„Da iſt nicht viel zu erzählen, denn viel weiter hinauf, als die Verhältniſſe meines eigenen Vaters, weiß ich ſelbſt nicht. Nur der Zufall hat mich in der letzten Zeit veranlaßt, mich ein wenig mehr um das zu bekümmern, was in früheren Jahren in unſerer Familie vorgegangen. So hören Sie denn: Mein Vater, Jan van der Dueß, war Mitglied der Holländiſch-Afrikaniſchen Handels-Compagnie, wohnte in Rotterdam, hatte aber eine Factorei in Tacrama, auf der Küſte von Guinea. Der Beſitz dieſer Factorei ſchrieb ſich aus der Zeit her, wo der große Kurfürſt die brandenburgiſche Niederlaſſung, Groß-Friedrichsburg in Arguin, ſtiftete und der rothe brandenburgiſche Adler noch eine geachtete Flagge zur See war. — Mein Aeltervater, Gerhard von Dueiß, derſelbe, welcher aus Berlin entfloh, weil er angeſchuldigt worden war, dem damaligen Kurprinzen nach dem Leben geſtanden zu haben, eine Beſchuldigung, deren Ungrund ſich glücklicher-

weise vollständig erweisen läßt, hatte in seinem funfzigsten Jahre in Harlem eine Kaufmannstochter geheirathet, deren Verwandte ausgebreiteten Handel nach der afrikanischen Küste treiben. Im Interesse seiner Frau, mit der er übrigens sehr unglücklich lebte, machte er eine Reise nach Guinea und fand dort die brandenburgische Kolonie damals in der höchsten Blüthe. Er machte Bekanntschaft mit dem Herrn von Gröben, dem Gouverneur des Kurfürsten, und die alte Anhänglichkeit an das Vaterland mag wohl die Veranlassung gewesen seyn, daß er gar nicht wieder nach Holland zurückkehrte, sondern später, nach dem Tode seiner Frau, auch meinen Vater, die einzige Frucht dieser unglücklichen Ehe, nach Afrika kommen ließ. Von den Caboschieren der Negerstämme dort kaufte er nach und nach eine ungeheure Besitzung zusammen und hinterließ meinem Vater, damals ein Knabe von vierzehn Jahren, ein Besitzthum, wie es hier kaum so ausgedehnt gedacht wird. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte er auch eine Reise nach Europa, um für das Interesse Brandenburgs in jenen Ländern zu wirken, denn die Holländer, Engländer und Franzosen sahen schon längst mit neidischen Augen auf die neuerblühte Kolonie. Er kam sogar nach Berlin, erschien aber dort unter dem Namen van der Queeß, den schon mein Großvater mit nach Guinea gebracht. In Berlin verheirathete er sich mit meiner Mutter, einer gebore-

nen Raule und nahe verwandt mit dem damaligen Direktor des brandenburgiſchen Seeweſens, deſſen Stern zu jener Zeit aber ſchon erblichen war. Unverrichteter Sache mußte er zurückkehren, denn Kurfürſt Friedrich hatte damals ſchon die Königswürde im Kopfe, und die Hofhaltung koſtete ſo viel, daß an Ausgaben für ferne Kolonieen nicht mehr gedacht werden konnte. Ich bin nun der Sohn dieſes Jan van der Queeß, alſo ein Urenkel unſeres gemeinſchaftlichen Ahnherrn, des Geheimde-Raths Seyfried von Queiß."

„Obgleich ich in der Geſchichte unſerer Familie nicht ſo bewandert bin als Sie, ſo freut es mich doch jedenfalls, daß wir Vettern ſind. Hätte ich doch kaum gedacht, daß in Afrika unſer Name gekannt und geachtet iſt. Seyn Sie mir herzlich willkommen, wie Sie es gewiß auch meinem Vater ſeyn werden, der, ſo viel ich weiß, immer eine beſondere Freude an dergleichen alten Geſchichten in unſerer Familie hat. Was hat Sie aber veranlaßt, nach ſo langer Zeit Afrika zu verlaſſen?" —

„Die Beſetzung der Kolonie durch die Holländer und der dadurch entſtandene Krieg mit den Negern, daß heißt, mit denjenigen Negerſtämmen, welche dem Könige von Preußen noch die geſchworene Treue halten. Jan Cunny hat meine ganze Beſitzung verwüſtet, die Factorei-Gebäude der Erde gleich gemacht und mich gezwungen, nach Holland zurückzukehren, denn ich hatte mich natürlicherweiſe

den Holländern unterwerfen müſſen, als dieſe die Kolonie gekauft, und das konnte mir Jan Cunny nicht vergeben.“ —

„So ſind Sie, was man ſo zu ſagen pflegt, ruinirt“, fragte mit gedehntem Tone der Lieutenant, dem plötzlich die erneute Verwandtſchaft in einem ganz anderen Lichte erſchien.“

„Ruinirt ſo eigentlich nicht, wenigſtens nach hieſigem Maßſtabe nicht. Ich habe immer noch ſo viel übrig, daß ich hier Landes wohl fragen kann: was koſtet eine Grafſchaft? aber freilich gegen das, was mein Vater und Großvater beſeſſen, iſt mein Vermögen gering.“ —

In dieſem Augenblick trat eine Ordonnanz in das Zimmer und brachte dem Lieutenant einen Befehl des Oberſten, ſogleich die ſämmtlichen Proſoße des Garde-Bataillons zu dem Königlichen Hof-Schneider zu ſchicken, wo ihnen neue Kleider für die Revue angemeſſen werden ſollten, zu welcher in einigen Tagen die ganze Potsdamer Garniſon nach Berlin kommandirt war. Verwundert über den ſonderbaren und ungewöhnlichen Befehl, ſteckte der Lieutenant ſogleich ſeinen Degen an, ſetzte den Hut auf und griff nach dem Stocke, um ſelbſt die nöthigen Befehle zu geben, als van der Dueß ihn zurückhielt, und nachdem die Ordonnanz das Zimmer verlaſſen, ihm ſagte:

„Gut, daß mich die Erſcheinung dieſes Soldaten an etwas Wichtiges erinnert hat. Es geht un-

ter den Soldaten des Bataillons, von denen vor einer Stunde einer begraben wurde, etwas vor, was leicht die gefährlichsten Folgen für Euch, Herr Vetter, und für viele andere Offiziere haben kann."

„Und was wäre das?" fragte mit ungläubiger Miene der Lieutenant. —

„Ich habe zufällig die Neger belauscht, welche als Trommler und Pfeifer Dienste thun, und gehört, daß ein Komplott zur Desertion und Ermordung der Offiziere im Werke ist." —

„Unmöglich, bei unserer Disziplin, ein Komplott? Das wäre ja etwas Unerhörtes!" —

„Mag seyn, aber ich kann meinen Ohren trauen und will vertreten, was ich gesagt. — Schwerlich ahneten die Kerle, daß hier in Potsdam Jemand ihre Sprache verstehe, darum glaubten sie sich sicher und sprachen so zuversichtlich von der Sache, als solle bald geschehen, was sie verhaben."

„Das ist eine äußerst wichtige Nachricht, die Sie mir da bringen, werther Herr Vetter, und wenn es Ihnen genehm wäre, würde ich Sie bitten, mich zum Obersten zu begleiten, der hoffentlich gleich die strengsten Maßregeln ergreift, um jedes Unglück zu verhüten."

„Ich mache nicht gern viele neue Bekanntschaften, lieber Vetter, und glaube auch, es genügt, wenn ich Ihnen sage, was ich gehört. Sie werden dann schon wissen, was zu thun ist."

Und nun erzählte er ihm Alles, was er erfahren. Natürlich war die Mittheilung nur unvollkommen, aber sie gab doch Anknüpfungspunkte, auf welche sich bei einer Untersuchung fortbauen ließ. Der Gedanke an eine Militair-Revolte war bei dem damaligen Zustande des Heeres schaudererregend. Die furchtbare Disziplin, welche diese aus allen Weltgegenden zusammengeraffte Masse nothdürftig zusammenhielt, hatte anscheinend so entnervend auf die Soldaten gewirkt, daß man es gar nicht für möglich hielt, sie sich gegen ihre Offiziere auflehnen zu sehen. Eben darum war aber der Gedanke, daß die gewaltsam Unterdrückten auch einmal zum Bewußtseyn ihrer Kraft und ihres Willens gelangen konnten, um so schrecklicher. Die Grenze war nahe, die Macht in den Händen der Soldaten, unter denen es die verderbtesten, sittenlosesten Menschen gab, denn bei der Anwerbung wurde nur auf Leibesgröße und Tauglichkeit gesehen. Landstreicher, Trunkenbolde, ja selbst offenkundige Verbrecher entzogen sich jeder Züchtigung, jeder Strafe, wenn sie in den preußischen Werbehäusern die rothe Halsbinde umgelegt hatten. Mit eiserner Strenge hielt die unbeugsame Disziplin Ordnung unter diesen gefährlichen Elementen, und die Offiziere waren schon längst gewohnt, ihre Soldaten nur als Maschinen zu betrachten, bei denen jede Regung selbstständigen Handelns ganz undenkbar schien. Mit dem lebhaftesten Danke für die Mittheilung verließ Lieutenant

von Queiß seinen Vetter auf der Straße, nachdem er sich nach dessen Wohnung erkundigt hatte, und eilte zum Obersten von Einsiedel, um diesen sogleich von Allem zu unterrichten.

Van der Queeß sah dem Forteilenden lange kopfschüttelnd nach. Fast bereute er es, dem augenblicklichen Wunsche gefolgt zu seyn und Bekanntschaft mit seinem, wie es ihm schien, leichtsinnigen Vetter gemacht zu haben. Nur unaufmerksam hatte dieser seiner Erzählung zugehört. Die unordentliche Offiziers-Wirthschaft gefiel dem an pünktliche Ordnung und große Reinlichkeit gewöhnten Holländer nicht, und der schnelle Wechsel von Kälte zu Freundlichkeit, als er seines Reichthums erwähnte, hatte ihm auch Stoff zum Nachdenken gegeben. Jetzt war es ihm lieb, daß er dem jungen, flüchtigen Offizier nicht den eigentlichen Zweck seines Hierseyns vertraut, und unmuthig, sich auch hier getäuscht zu sehen, ging er in seine Wohnung, dem Gasthof zum schwarzen Adler in der Burgstraße, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. In das Gastzimmer eintretend, um sich den Schlüssel zu seinem Zimmer geben zu lassen, hörte er eine Gruppe von Männern, die hier zusammen frühstückten, über einen Gegenstand sprechen, der damals ganz Potsdam erfüllte und in Schrecken setzte, über die Erscheinung der Vampyre nämlich. Es schienen Bürger der Stadt zu seyn, die aufmerksam einem rührigen kleinen Manne zuhörten,

welcher faſt ausſchließlich das Wort führte und Niemand zu Worte kommen ließ. Van der Queeß ſtand eine Zeitlang ſtill, hängte dann den Zimmerſchlüſſel wieder an die Wand, verlangte eine irdene Pfeife und ein Glas Königsbier, um ſich auch an den Tiſch ſetzen und dem Geſpräche zuhören zu können.

„Freilich, wenn man gegenſätzlich behaupten wollte", fuhr der kleine Mann eifrig fort, „daß es gar keine Vampyre gäbe, ſie nicht exiſtirten oder, um mich kürzer auszudrücken, keine vorhanden wären, ſo würde man auch wieder anderſeitlich zu weit gehen, den Punkt quaestionis exediren und die geſunde Vernunft wenig oder, um aufrichtig zu ſeyn, gar nicht satisfaciren. Ich habe Alles geleſen, was über dieſe merkwürdige, traurige und, wie ſie von Mehreren benannt wird, erſchröckliche Materie im Druck oder ſonſten an das Licht geſtellt oder ediret worden iſt, aber ich würde es lügen, heucheln oder wiſſentlich verfälſchen, wenn ich ſagen wollte, es exiſtirten keine, oder wären keine vorhanden, wie ich früher erwähnt und mich ſchon beſſer ausgedrückt habe."

„Alſo iſt ſogar etwas Gedrucktes darüber zu leſen?" fragte einer der Zuhörenden, indem er eine lange Rauchwolke mit wichtiger Miene vor ſich hin blies.

„Das verſteht ſich eo ipso oder am Rande. Wir bei der Akademie ſind mit ſolchen Dingen beſonders, vorzugsweiſe oder, wenn ich ſo ſagen darf, praecipue bewandert. Wer ſollte auch dergleichen

leſen, wiſſen und eſtimiren, wenn wir von der Akademie es nicht thäten. Da iſt erſtlich:

Eines Weimarſchen Medici muthmaßliche Gedanken von denen Vampyren oder ſogenannten Blutſaugern. Leipzig.

Dann:

Curieuſe und ſehr wunderbare Relationen von denen ſich neuer Dingen in Servien erzeigenden Blutſaugern oder Vampyrs, aus authentiſchen Nachrichten mitgetheilt und mit hiſtoriſchen und philoſophiſchen Reflexionen begleitet von W. S. G. E.

Weiter:

Kurzes Bedenken von denen aktenmäßigen Relationen wegen derer Vampyren oder Menſchen- und Vieh-Ausſauger, imgleichen über das davon in Leipzig herausgekommene Raiſonnement von Weltgeiſtern. An gute Freunde geſandt von Gottlob Heinrich Vogt, Medic. pract. Leipzig, bei Auguſt Martini, Buchhändler auf dem alten Neumarkt.

Imgleichen:

Aktenmäßige und umſtändliche Relation von den Vampyren oder Menſchenſaugern, welche ſich in dieſem und vorigen Jahren im Königreich Servien herfürgethan, nebſt einem Raiſonnement darüber und einem Handſchreiben eines Offiziers vom Prinz Alexandriniſchen Regiment aus Medvedia in Servien an einen berühmten Doktoren der Univerſität Leipzig. Ebenfalls bei ſchon genanntem Buchhändler Martini zu Leipzig.

Endlich aber:

Vernünftige und chriſtliche Gedanken über die Vampyrs oder blutſaugenden Todten, ſo unter den Türken und auf den Grenzen des Servien-Landes den lebenden Menſchen und Viehen das Blut ausſaugen ſollen. Begleitet mit allerlei theologiſchen, philoſophiſchen und hiſtoriſchen, aus dem Reich der Geiſter hergeholten Anmerkungen, und entworfen von Johann Chriſtoph Görrenberg, Rector der Stifts-Schule zu Gandersheim. Wolfenbüttel, bei Chriſtoph Meißner.

„Alle dieſe und noch einige andre Opuscula" — —

„Es iſt erſtaunlich, daß Ihr das Alles ſo auswendig" — —

„Wißt, wollt Ihr ſagen. Ja, wir von der Akademie haben ein für dergleichen praecipue geübtes Gedächtniß. Alſo alle dieſe und noch einige andere Opuscula traktiren dieſe Materia des Weitläuftigſten, und geht daraus hervor, daß etwas an der Sache ſeyn müſſe, denn über Nichts ſagt man Nichts, ſchreibt man Nichts und läßt nichts drucken, demnach haben ſie geſaugt, geſchmatzt und ſonſt ſchändlichen Unfug getrieben. Das iſt abgemacht, conſtant und poſito. — Freilich dürfen wir vor der Akademie das nicht aufkommen laſſen, denn wozu iſt man gelehrt, als daß man Alles beſſer weiß, wie die gewöhnlichen Menſchen, aber die Sache bleibt deswegen doch wie ſie iſt. — Die Akademie ſagt Nein, wenn ſie in Pleno zuſammen iſt, ſind wir

aber zu Hause allein, und es wird Abend, und das grauliche Gefühl überschleicht einen, so sagt jeder Einzelne Ja. — Ich kenne das.“ —

„Also hat die Akademie doch“ —

„Nein gesagt, meint Ihr. Ja wohl, allerdings und unzweifelhaft, ich bin ja eben deswegen von der Akademie aus Berlin hier herüber nach Potsdam geschickt, um Seiner Majestät das Gutachten, die Schlußmeinung und endliche Resolution dererselben zu überbringen, was ich denn auch heute Morgen um 6 Uhr gethan habe. Das heißt, ich habe sie dem Herrn Geheimen Kämmerer zu eigenen Händen übergeben, und Hochderselbe hat eigenhändig gesagt: Es wäre gut.“ —

„Ach wenn man die doch“ —

„Lesen und an dem Inhalte participiren könnte, wolltet Ihr sagen. Ja, das ist ein curieuses und von Weisheit, auch tiefer Gelehrsamkeit strotzendes Aktenstück. — Habe mir, als ich es mundirte, eine Copia, Abschrift oder Duplikat davon genommen und vermag allerdings Vielen damit eine Freude zu machen, wenn ich solches für zweckmäßig, dienlich oder, um mich kürzer auszudrücken, ersprießlich halten sollte.“

„Ach, wenn Ihr die Freundschaft für uns“ —

„Haben wolltet? — meint Ihr. — Ei nun, es ist die Pflicht aller derer, welche zur Akademie gehören, die Ehre derselben, wo und wie es sey, zu verlautbaren, und ich bin nicht abgeneigt.“ —

Alle rückten aufmerksam und mit gespannter Erwartung näher an den Tisch heran. Herr Theophilus Vogtius, ehrsamer Kastellan und Sessionsdiener, auch Abschreiber der Sozietät der Wissenschaften, denn das war der kleine, rührige Mann, zog mit wichtiger Miene einige Bogen aus der Tasche und legte sie schweigend vor sich hin. Er wußte recht gut, daß in diesem Augenblick der gespanntesten Aufmerksamkeit sein kurzes Schweigen den Zuhörern noch mehr imponirte als die fließendste Auseinandersetzung und nahm sich daher Zeit, entfaltete die Bogen möglichst langsam, räusperte sich, trank einige Male und weidete sich dann an der Ungeduld seiner Umgebung, bis endlich einer in die Frage ausbrach: —

„Also hat die Hochlöbliche Akademie der Wissenschaften sich" —

„Dagegen erklärt, wollt Ihr sagen? — So ist es. — Und werdet Ihr gleich unsere Gründe dafür vernehmen. Um aber ab ovo, das heißt wörtlich vom Ei, oder auf Deutsch, mit dem Anfange anzufangen, werde ich das Actum de dato Medvedia den 7. Januar 1737 vorausschicken. Es ist dieses dasjenige Aktenstück, welches Seine Allergnädigste Majestät uns zur Begutachtung vorgelegt und letztere ohne ersteres, ersteres aber hinwiederum ohne letztere nicht zu verstehen, zu beurtheilen oder, um mich kurz auszudrücken, zu begreifen. Ich fange also an:

Aktum, den 7. Januar 1737.
In dem Dorfe Medvedia des Königreichs Servien.

Nachdem die Anzeige geſchehen, daß in beſagtem Dorfe die ſo genannten Vampiren einige Perſohnen durch Ausſagung des Bluthes umgebracht haben; als iſt auf hohe Verordnung eines Hochlöblichen Ober-Commando gegenwärtige Inquiſition vorgenommen und von der Stallater Heyducken-Compagnie Capitain Groſchitz, Hadnoch Vairaktar und älteſte Heyducken des Dorfes, folgendermaßen summariter abgehöret worden, Welche einhellig ausſagen, daß vor ungefähr fünf Jahren ein hieſiger Heyducke, Nahmens Arnod Paole, ſich durch einen Fall von einem Heuwagen den Hals gebrochen. Dieſer hat bei ſeinen Lebzeiten ſich öfters verlauten laſſen, daß er bei Caſſova in-dem türkiſchen Servien von einem Vampiren geplaget worden ſey, daher er von der Erden des Vampiren-Grabes gegeſſen und ſich mit deſſen Bluthe geſchmieret habe, um von der gelittenen Plage erledigt zu werden. In zwanzig oder dreißig Tagen nach ſeinem Todesfall haben ſich einige Leute geklaget, daß ſie von obengedachtem Arnod Paole geplaget worden, wie denn auch würklich vier Perſohnen von ihm umgebracht. Um nun dieſes Uebel einzuſtellen, haben ſie auf Einrathen ihres Hadnoch's (welcher ſchon vorhin bei dergleichen Begebenheiten geweſen) dieſen Arnod Paole in beiläuffig vierzig Tagen nach ſeinem Tode

ausgegraben und gefunden, daß er ganz voll und unverſehrt ſey, auch ihme das friſche Bluth zu den Augen, Naſen, Mund und Ohren herausgefloſſen, daß Hemde, Uebertuch und Sarg ganz bluthig geweſen, die alten Nägel an Händen und Füßen abgefallen, und dagegen andere neue gewachſen ſeyen. Weil ſie nun daraus erſehen, daß er ein würklicher Vampir ſey, alſo haben ſie demſelben nach ihrer Gewohnheit einen Pfahl durchs Herz geſchlagen, wobei er einen lauten Schrey gethan und ein häufiges Bluth von ſich gelaſſen, wonach ſie den Körper gleich noch ſelbigen Tag zu Aſchen verbrennet und ins Grab geworfen. Ferner ſagen obgedachte Leute aus, daß alle diejenigen, welche von denen Vampiren umgebracht werden, müßten auch wieder dergleichen werden, als haben ſie die obenberührten vier Perſohnen auf gleiche Art exequiret.

Deme fügen ſie auch hinzu, daß dieſer Arnod Paole nicht allein die Leuthe, ſondern auch das Vieh angegriffen und das Blut ausgeſauget, und weilen die Leuthe von dieſem Viehe das Fleiſch genutzet; ſo zeigete ſich's auff's Neue, daß ſich wiederum einige Vampiren allhier befinden. Allermaßen in Zeit von drei Monaten ſiebzehn junge und alte Perſohnen mit Tod abgegangen, worunter einige ohne vorher gehabte Krankheit in zweyen oder längſtens dreyen Tagen geſtorben, und meldet der Heyduck Jchoviza, daß ſeine Schwiegertochter Stanvicka vor funfzehn Tagen friſch und geſund ſich ſchlaffen

geleget, um Mitternacht aber iſt ſie mit einem entſetzlichen Geſchrey, Furcht und Zittern aus dem Schlaffe aufgefahren und geklaget, daß ſie von einem vor neun Wochen verſtorbenen Heyduckens-Sohn, Millove, ſey um den Hals gewürget worden, worauf ſie auch einige Schmerzen auf der Bruſt empfunden und von Stund an ſich ſchlechter befunden, bis ſie endlich den dritten Tag geſtorben. Hierauf ſeyn wir den nachfolgenden Mittag auf den Freythoff gegangen, um die verdächtigen Gräber zu eröffnen und die darin befindlichen Cörper zu viſitiren, wobei ſich erzeuget.

I. Ein Weib, Nahmens Stana, zwanzig Jahr alt, ſo vor zwei Monaten nach dreitägiger Krankheit geſtorben, und vor ihrem Tode ſelbſten ausgeſaget, daß ſie ſich mit dem Bluthe eines Vampiren beſtrichen hätte, folglichen ſowohl ſie als ihr Kind ebenfalls Vampiren werden müſſen, ganz vollkommen und unverweſet waren. Nach Eröffnung der Bruſt zeigte ſich auch eine Quantität friſches, extravaſirtes Geblüth, das Herz, Lungen, Leber, Milz und Magen waren dabei in vollkommen gutem Stande, die Haut aber an Händen und Füßen ſammt denen alten Nägeln fielen von ſelbſten herunter, herentgegen zeigten ſich andere friſche und etwas mit Bluth unterlaufene Nägel.

II. War gleichfalls ein Weib, Nahmens Miliza, beiläuffig ſechzig Jahr alt, in dem vorberührten Stand, welches nach drei Monathen Krankheit

mit Tod abgegangen und vor neunzig Tagen begraben worden, nach der Leuthe Aussage jetziger Zeit den Anfang der Vampire gemacht haben soll.

III. Fanden sich noch dreyzehn andere, des Vampirismus verdächtige Personen in vollkommen unversehrtem Zustande nach lange vorheriger Grablegung.

Nach geschehener Visitation sind denen sämmtlichen Vampiren die Köpfe heruntergeschlagen und sammt denen Cörpern völlig verbrennet, die Asche davon aber in das Wasser geworffen worden.

Actum ut supra.

Sr. Freyl. von Köttwitz,
Fähndrich von Alexander.

Büttner, Gran.-Oberst-Lieut. Löbl. Prinz Alex. Reg.

Johann Flückinger, Reg.-Feldscheer Hochl. Baron Fürstenbachschen Reg."

„Das ist ja erschrecklich, und ich möchte wissen, wie man da noch"

„Zweifeln kann, meint Ihr? — Allerdings, bin hierin auch Eurer Opinion, aber eine Akademie ist dazu in der Welt, daß sie zweifelt, und wie wir gezweifelt haben, das wird sich demnächst aus dem nun folgenden, denkwürdigen Aktenstück des Breitern ergeben. Hm! Hm! — — —

Gutachten der Königl. preußischen Societät derer Wissenschaften von denen Vampiren oder Bluth-Aussaugern:

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König!
Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Königl. Majeſtät iſt es Allergnädigſt gefällig geweſen, durch den Vice-Präſidenten, Grafen von Stein, das im Original hierbei kommende Protokoll, die ſogenannten Vampyrs oder Blut-Ausſaugers zu Medwedia in Servien betreffend, uns communiciren zu laſſen, mit Allergnädigſtem Befehl hierüber an Dieſelbe unſer ohnvorgreifliches, allerunterthänigſtes Gutachten zu erſtatten. Sothanen Allergnädigſten Befehl zu allergehorſamſter Folge haben wir uns den 7ten dieſes hierüber zuſammen gethan, das Factum verleſen, die darin angeführten Umſtände reiflich erwogen und uns darauf nachſtehenden Gutachtens verglichen; was nun anfänglich das Protokoll an und vor ſich ſelbſt betrifft, enthält ſelbiges allerhand, theils ſolche Facta, welche denen Commiſſarien nur von Anderen berichtet worden, theils aber auch ſolche, die von ihnen ſelbſt unterſucht, und was ſie bei Ausgrabung und Inſpection der Cörper würklich befunden haben. Dahero dann unſeres, wiewohl ohnvorgreiflichen Ermeſſens nach Anleitung des Protocolli ein Unterſchied zu machen: 1) unter denjenigen Factis, ſo denen Commiſſarien von anderen Leuten referiret und 2) in Anſehen der übrigen von ihnen angeführten Factorum, welche gedachte Commiſſarien abgehöret, imgleichen, was ſie geſehen, examiniret und mit allen Umſtänden niedergeſchrieben haben. Bei dem erſte-

ren Artikul, und demjenigen, ſo Zeugen von dem Heyducken Arnod Paole und wider ſelbige ausgeſaget, ſo iſt derſelben Ausſage general und ſummariſch, ohne Specificirung des Orts und der Zeit und auf was Weiſe, auch gegen wen Arnod Paole deponirtermaßen ſich herausgelaſſen. Es läſſet ſich auch aus der Ausgrabung und denen an dieſes Paole Cörper befundenen Bluthe, Nägeln an Händen und Füßen, auch dem bei Durchſchlagung des Pfahls durchs Hertz angemerkten Geröchzer oder Laute, auf die Vampyrſchaft keinen bündigen Schluß machen, maſſen dann die erſteren Phaenomena ihre natürlichen Urſachen haben, das Geröchzer und der Laut aber wegen der in der Cavität des Hertzens annoch befindlichen ausgebrochenen Lufft geſchehen ſeyn kann. Uebrigens iſt gewiß, daß die Erſcheinung dieſer Bluthſauger, auch worin ſelbige beſtanden, mit nichts dargethan, und wir keine Spuren davon in der Hiſtorie und in den hieſigen ſo wenig als anderen evangeliſchen Ländern jemals gefunden, außer daß in den vorigen Zeiten hin und wieder von Einſchluckung der Grabtücher und Schmatzen in den Gräbern Erzählungen geſchehen, ſolches aber bei der Unterſuchung unrichtig befunden und als ein ſchädlicher Irrthum und Aberglauben verworfen worden. Bei dem zweiten Punkt laſſen wir zwar die Unterſuchung der Commiſſarien in ihrem Werthe beruhen, wir können aber nicht unangezeigt laſſen, daß, ſo viel die von ihnen ſogenaundte Stana be-

trifft, ſelbige laut Protocolli im zwanzigſten Jahre ihres Alters und allererſt vor zwei Monaten, von Zeit der Inquiſition an zu rechnen, NB. nach dreitägiger Krankheit ihrer Niederkunft geſtorben, bei welchem Umſtande dann jetzt gedachte Stana, bevor ab, da ſelbige zu Anfangs des Winters erſt begraben, zu der angegebenen Zeit unverweſet ſeyn könne, ohne daß man nöthig habe, ihre Ausſage wegen der Vampyrſchaft ſtatt finden zu laſſen. Wie dann auch nichts Ungewöhnliches, daß die Sehnen und Bluth-Adern nebſt der Hertz-Cammer bei denen natürlich Verſtorbenen mit keinem geronnenen Bluth angefüllet ſind. Ebenmaaſſen hat das Wachſen der Nägel und Haare, ſo denen Vampyrs als eine beſondere Eigenſchaft beigelegt wird, in ſo weit ſeine natürlichen Urſachen, daß, wenn andere Umſtände dabei concurriren und in genaue Erwägung gezogen werden, nichts Miraculenſes dabei vorhanden ſeyn werde, wovon man Exempel anführen könnte, jedennoch aber, Kürtze halber, ſolches ausſetzen wollen. Ingleichen ratione der Erſcheinungen keine Spuren gezeiget werden, maſſen dann das Exempel von der Frauensperſon Stanvicka und deſſen, was ihren Angaben nach, mit dem verſtorbenen Millove ihr begegnet, um ſo viel weniger zu attendiren, als dergleichen Weiber, wenn ſie von melancholiſcher Complexion zu nächtlicher Zeit in Träumen und ſonſten ſich allerhand fürchterliche Geſichter vorſtellen können. Aus dieſem einzigen Exempel aber auf

die Würklichkeit dieſer Erſcheinung und die Ausſaugung an und vor ſich ſelbſt kein Schluß zu machen iſt. Letztlich iſt inſonderheit hierbei anzumerken, daß die bisherige Blame der Vampyrſchaft nur auf lauter arme Leuthe gebracht und man ohne vorgängiger umſtändlichen, wenigſtens aber uns nicht communicirten Unterſuch- und Erörterung die Todten in den Gräbern geſchimpft und als Maleſikanten traktirt worden. Bei welcher der Sachen Bewandniß dann wir davor halten, daß man bei dieſer Queſtion behutſam zu verfahren und noch zur Zeit nicht glauben kann, daß dergleichen Ausſaugung von den todten Cörpern geſchehe, auch ſelbige ihre Qualität durch die Ausſaugung oder den Gebrauch ihres Bluthes und der Erde von denen Gräbern, worinnen ſie liegen, nicht fortpflanzen können, noch weniger aber, daß man ſich der dawieder adhibirten Mittel der Exequirung dieſer Todten mit Effekt gebrauchen könne.

Welches Ew. Königl. Majeſtät wir unſerer allerunterthänigſten Obliegenheit nach zu referiren nicht ermangeln ſollen, die wir in unterthänigſter Devotion beharren

Ew. Königl. Majeſtät

Berlin, den 15. Auguſt 1738.

allerunterthänigſte, treugehorſamſte, zur Königl. Societät derer Wiſſenſchaften verordnete Vice-Präſident, Doktoren und Mit-Glieder."

„Das iſt ja die merkwürdigſte Geſchichte, die ich“ —

„In meinem Leben gehört“, fiel Herr Teophilus Vogtius dem erſtaunten van der Queeß in die Rede, als dieſer, nach Vorleſung des Gutachtens, den Augenblick benutzte, wo Vogtius ſchwieg, ſich vielſagend räusperte und einen Schluck Bier trank. „Sie haben wohl Recht, mein werther Herr, dieſes Gutachten der Societät Königl. preuß. Wiſſenſchaften das Merkwürdigſte zu nennen, was Ihnen“ — —

„Fällt mir nicht ein, das Gutachten merkwürdig zu nennen, denn es gehört wahrlich keine beſondere Gelehrſamkeit dazu, zu ſagen, was jedem Menſchen ſchon ſeine geſunde Vernunft eingiebt, ſondern ich halte es für merkwürdig, daß der König, ein Mann, der ſich ſonſt durch praktiſchen Verſtand und klare, beſonnene Thaten ausgezeichnet, überhaupt ein ſolches Gutachten von der Societät verlangen konnte; denn daß er es überhaupt verlangt, beweiſt ſchon, daß er“ —

„Daß Seine Majeſtät daran glauben, wollen Sie ſagen“ —

„Nein, das wollte ich nicht ſagen, ſondern daß er an ſeiner eigenen geſunden Vernunft zweifelt und ſeine Unterthanen ſämmtlich für abergläubiſch und aller chriſtlichen Zuverſicht bar halten muß, um zu dem Urtheil von Schulfüchſen und Perruckenſtöcken ſeine Zuflucht“ — —

„Zu nehmen. — Ein äußerſt ſcharfſinniger

Commentar, den Ew. Wohlgeboren da von ſich geben. Ich müßte mich ganz in denen Indizien irren, oder der Herr ſind ein Fremder hier Orts oder, beſſer und conciſer geſagt, hier Landes. Solches entnehme ich ſchon aus der Art, Weiſe, Modus und Façon, mit welcher Sie den Namen Seiner Allergnädigſten Majeſtät traktiren, als Allerhöchſtwelcher bei uns nicht per: Er, oder durch das ſimple Wort: „Mann", ſo wie das Pronomen possessivum: „ſein" bezeichnet zu werden pflegt. Auch dürfte es ungebräuchlich genannt werden, Seine Majeſtät nur die gewöhnliche, ordinaire oder, um mich beſſer auszudrücken, commune „geſunde Vernunft" beizulegen. Im Gegentheil erſcheint es paſſend, von „Allerhöchſter Königlicher Weisheit" und dergleichen zu reden."

„Thut mir leid, wenn ich in den Ausdrücken gegen den hieſigen Gebrauch angeſtoßen. In Holland haben wir keinen König, und Jeder ſpricht da, wie es ihm um's Herz iſt, ohne ſo viele weitläuftige Titulaturen und Redensarten, die nur das Geſpräch unnütz verlängern. Aber meine Meinung bleibt doch dieſelbe. Es iſt gut, daß ſo ein Gutachten da iſt, um dem Unſinn kräftig entgegenzutreten, aber es iſt ſchlimm, daß man es überhaupt verlangt hat, denn das heißt ſolchen verbrannten Gehirnen mehr Ehre anthun, als ſie verdienen. Habe ich doch in meinem ganzen Leben ſolchen verdammten Unſinn nicht gehört. Kenne wohl Fledermäuſe, die

in Süd-Amerika den Menſchen das Blut ausſaugen und Vampyre heißen, aber daß es" —

„Auch menſchliche Vampyre giebt, wollen Sie ſagen, haben Sie nicht gewußt."

„Nein, das wollte ich nicht ſagen, da Sie aber genau zu wiſſen ſcheinen, mein Herr, was Jeder ſagen will, ſo bitte ich nur, der anderen ehrenwerthen Geſellſchaft wegen, mich einmal ausreden zu laſſen. — Aber daß dergleichen Zeug auch hier in Potsdam zu finden wäre, hätte ich nicht gedacht."

„Und doch, lieber Herr", nahm jetzt einer der Bürger das Wort, „ſind hier Orts Dinge vorgegangen, die ſich nicht wohl mit gewöhnlicher menſchlicher Vernunft erkennen laſſen. — Leute, die ſonſt eben nicht als beſonders abergläubiſch und furchtſam bekannt ſind, wollen doch behaupten, daß irgend etwas dieſer Calamität zum Grunde liegen müſſe. Seit einem halben Jahre ungefähr ſind dahier erweislich mehrere Menſchen in den holländiſchen Häuſern am Baſſin geſtorben, die da behauptet haben, daß ein Vampyr ſie gedrückt und ihnen das Blut ausgeſaugt. Wenn das einer allein gethan, ſo könnte man es für eine Viſion, einen Traum oder ſonſt natürliche Beängſtigung halten, aber" —

„So viele, wollt Ihr ſagen, können doch nicht einerlei Viſion, Traum oder Beängſtigung haben. Ja, wir von der Akademie haben das auch überlegt, aber einige wandten ein, daß zu ehemaligen Zeiten mit denen Hexen ein ähnlicher Fall vorge-

kommen ſey, wo hundert ſolcher verdächtigen Weiber ohne irgend zureichenden Grund ein und daſſelbige ausgeſaget. — Es iſt ein ſonderbares und unerklärliches Ding mit dieſen Vampyribus."

„Alpdrücken wird es ſeyn, Ihr Herren, weiter nichts. Hoffentlich wird dieſes Gutachten der Gelehrten doch dem tollen Spuk ein Ende machen." —

„Das glaube ich nicht, werther Herr! — Nun ſich Seine Majeſtät darum bekümmert und ſogar ein Gutachten darüber verlangt haben, werden die Leute doch daran glauben, denn wenn eine Sache erſt ſo öffentlich und amtlich gemacht wird, dann glaubt Jeder lieber das Unwahre, Ungewöhnliche und Sonderbare, als die einfache Wahrheit. Das Schlimmſte davon iſt der Aufenthalt ſo vieler Slawaken, Illyrier und Herzogewiner bei unſerem Militair. Mit denen, glauben ſie, iſt das Unglück nach Potsdam gekommen." —

„Aber es ſchlägt 12 Uhr. — Es wird Zeit zum Mittageſſen. Adjes, Ihr Herren! Wenn Sie morgen noch hier ſind, Herr Vogtius, ſo ſoll es uns freuen" —

„Wieder etliches zuſammen zu raiſonniren, wollen Sie ſagen. — Wird auch mir eine Ehre ſeyn. Ich reiſe erſt morgen Abend gegen 6, fahre die Nacht durch und hoffe in 10 Stunden drüben in Berlin zu ſeyn. Werde alſo bei der Sitzung nicht fehlen. Auf Wiederſehen. Adjes!"

So trennte ſich die Geſellſchaft im ſchwarzen

Adler. Nur Vogtius und van der Queeß blieben zurück, — aßen zuſammen am Wirthstiſche und ſetzten das Geſpräch über die Angelegenheit fort, die in dieſem Augenblicke ganz Potsdam in Bewegung brachte. Van der Queeß ſprach wenig und hörte nur dem unerſchöpflichen Schwätzer zu, der auch über Tiſche Niemanden zu Worte kommen ließ und jedes Mal wußte, was ein Anderer erſt ſagen wollte.

IV.

Früh dunkelte es am Abend herein. — Der alte Wedekind war ſpät noch auf dem Kirchhofe geweſen und hatte mehr als gewöhnlich gearbeitet, um ſeinem Nachfolger alles in der muſterhafteſten Ordnung überliefern zu können. Ermüdet ſaß er jetzt in ſeinem Sorgenſtuhle und ſah der geſchäftigen Malplaquet zu, die ſchon angefangen hatte, die Wäſche aus dem alten nußbaumenen Schrank zu nehmen, ſie in einzelnen Päckchen auf Stühlen und Tiſchen auszubreiten, um zu überſchlagen, wie ſich das Alles würde einpacken und nach Berlin hinüberſchaffen laſſen. Mit dem ganzen Stolz einer wirthlichen Hausfrau zeigte ſie dem Vater die blendend weißen Hemden und Tücher, das Tiſchzeug und die Bettwäſche und begriff gar nicht, wie der Vater all' dieſe Herrlichkeiten ſo gar nicht beachtete.

„Seht nur Väterchen, wie ſchön ſich unſere Leinwand trägt. Da iſt doch auch kein Fältchen, kein Knoten im Geſpinnſt und — ich will mich nicht rühmen, aber unſere Wäſche nimmt's mit jeder Offiziersfrau in der ganzen Garniſon auf." —

„Giebſt dir ja auch Mühe genug damit, mein Kind!" —

„Lohnt ſich aber auch. Seht nur, Väterchen, wenn die Frau Majorin aus der Waiſenſtraße hier auf dem Kirchhofe trocknen läßt und die Capitains-Frauen alle, wie ſie da ſind, — da ſtecken die Mägde immer die Köpfe zuſammen und tuſcheln unter einander und zeigen auf meine Leinen. — Das iſt aber der pure Neid. — Sie können gar nicht begreifen, wie eine Todtengräbers-Tochter zu ſo ſchöner, feiner Wäſche kommt, und wenn ſie nun gar hören, daß ich das Alles allein waſche und rolle und plätte, dann ärgern ſie ſich und reden hinter mir her. Das merke ich recht gut, aber ich weiß d'rum doch, was ich weiß. Erſt ſollen ſie mir's nur nachmachen, eh' ſie ſich drüber aufhalten."

„Ho, ho, Malplaquet, ſey nur nicht gar ſo ſtolz und hoffärthig mit deiner Wäſche. Wenn die Mägde nicht ſo gut waſchen wie du, ſo iſt das eben kein ſonderliches Verdienſt für dich, denn du wäſchſt dein Eigenes und die armen Dinger für Andere. Gieb ihnen einmal ſo ſchönes Leinenzeug zu ihrem Eigenthum, dann wirſt du ſchon ſehen, daß ſie es eben ſo gut machen, wie du."

„Aber wißt Ihr wohl, Väterchen, — ſoll ich Euch denn nicht die Pfeife anbrennen?“

„Laß nur, mein Kind, will warten, bis du Licht anſteckſt.“ —

„Aber wißt Ihr wohl, Väterchen, daß ich mich manchmal recht ſchäme, wenn die Leute ſo Eure Wäſche dicht neben der meinigen aufgehängt ſehen. Warum beſteht Ihr nur immer darauf, daß ich Euch Hemden aus der groben Militair-Leinwand machen muß, während Euch für mich doch nichts zu fein iſt?“

„Das hat ſeine guten Urſachen. Ich habe dir ſchon oft geſagt, daß du mich danach nicht fragen ſollſt. Wenn ich es für gut hielte, dir den Grund davon zu ſagen, hätte ich es ſchon längſt gethan. Du wirſt's zeitig genug erfahren. — Jetzt zünde Licht an. — Wie raſch es heute dunkel wird. Ja, ja, der Sommer iſt auch wieder einmal vorbei. — Der Winter meldet ſich, und es fröſtelt mich ſchon gewaltig, wenn es gegen Abend geht. Wer weiß, wie oft ich noch — — —

„Da haben wir's, Väterchen, fangt nur nicht wieder an, vom Sterben zu reden. Jedes Mal, wenn es Frühling, Herbſt oder Winter wird, macht Ihr Euch ſo trübe Gedanken. Das iſt gar nicht recht von Euch, mich immer ſo zu ängſtigen. Ich möchte wohl wiſſen, was ich auf der Gottes weiten Welt anfangen ſollte, wenn“ — —

„Nun, nun! Es muß doch einmal geſtorben

sein. Ich dächte, unser Einer gewöhnte sich an den Gedanken leichter, als jeder Andere. Du weißt so gut als ich, wie alt ich bin, und so oft sehe ich es nicht mehr Winter werden, wie ich es schon gesehen habe. — Mein Trost ist nur, daß für dich auf alle Fälle gesorgt ist. Geht es einmal rasch mit mir zu Ende, so kennst du das Schubfach dort in dem Pult, wo die Papiere darin liegen, die dir dann schon sagen werden, an wen du dich weiter zu wenden hast. — Na! Na! weine doch nur nicht! — Geh' lieber und zünde uns die Lampe an. Ich will jetzt mein Pfeifchen rauchen. Na! hörst du nicht, Malplaquet. Was hängst du dich so an meinen Hals? — Ein Paar Jährchen geht es vielleicht noch mit. — Geh', geh', sey meine gute Tochter!" —

Schluchzend ging Malplaquet in die Küche, um dort die Lampe anzuzünden. Der alte Wedekind blieb, sorgenvoll den Kopf auf die Hand gestützt, in dem halbdunklen Zimmer zurück. Er hatte schon seit dem Frühling dieses Jahres eine Veränderung in seiner Gesundheit bemerkt, aber nie seiner Tochter etwas davon gesagt. In der Brust fühlte er Beängstigung und oft quälenden Schmerz, dabei Abnahme der Kräfte und Schlaflosigkeit. Das Alles waren zwar bei seinem Alter natürliche Erscheinungen, ihm aber, der stets gesund gewesen, so unerwartet, daß sie den sonst heiteren und lebensfrohen Mann ganz mürrisch und feindlich gestimmt hatten. — Darum konnte er sich auch gar nicht

recht von Herzen über ſeine Verſetzung nach Berlin freuen. Mochte ihm dort auch eine behaglichere Lage gewiß ſeyn, hier hatte er ſich in ſeinem Häuschen ſo eingewohnt, war er ſo heimiſch, daß er nach der erſten Freude nur immer an das dachte, was ihn umgab, was er verlaſſen ſollte, was ihm ſo lieb geworden war. Er ließ ſeinen Blick durch das ganze Stübchen ſchweifen. Es war Alles ſo heimlich, ruhig und abgeſchloſſen, ſo reinlich und nett. Draußen in der blank geſcheuerten Küche hörte er ſeine Malplaquet Licht anſchlagen, die alte Uhr über ihm pickte ſo traulich, der treue Hauskater ſtrich ſchnurrend an ſeinem Fuße vorbei. Das Alles umgab ihn ſo ruhig und in tiefem Frieden. Der Gedanke, ob ihm die Zukunft auch dieſelbe Ruhe, denſelben Frieden bringen werde, lag zu nahe und machte ihm ſchwere Sorge.

Eben trat Malplaquet mit der Lampe herein und wollte die Fenſterladen ſchließen, als draußen am Thorwege des Kirchhofes Jemand klopfte. Erſtaunt und fragend ſah ſie den Vater an, der auch den Kopf über den ungewöhnlichen Beſuch ſchüttelte, dann aber ein Fenſter öffnete und herausfragte, wer da ſey. —

„Ich habe eine Beſtellung an den Todtengräber Wedekind", antwortete es vor dem Bretterzaun.

„Von wem?"

„Vom Herrn Geheimen Kriegs- und Domainen-Rath Eckardt."

„Komme gleich!" —

Wedekind ging hinaus, öffnete den Thorweg und wurde von einem Bedienten des Geheimen Rathes noch heute Abend in deſſen Wohnung beſchieden. Als er fragte, um wieviel Uhr der Herr Geheime Rath befohlen, hieß es, ſobald als möglich; den Grund dieſes unvermutheten Auftrages wußte der Bediente aber nicht. Kopfſchüttelnd ging Wedekind in das Haus zurück, ſagte ſeiner Tochter, daß er noch ausgehen müſſe, wozu dieſe ihm gleich die Kleider herauslegte, und machte ſich, nachdem er ſorgfältig die wohlgebürſtete Montur angelegt, auf den Weg. Malplaquet ſchloß nur die Hausthür hinter ihm, denn den Schlüſſel zum Thorwege nahm der Vater ſelbſt mit, und ging dann in die Küche, um eine kräftige Suppe für ihn zu kochen. Alles war ſtill um das Häuschen her, der Vollmond leuchtete am wolkenloſen Himmel, und die ſtille Luft verhieß eine ſchöne Herbſtnacht. Mancherlei Gedanken ſtiegen im Kopfe des Mädchens auf. Am Heerde ſtehend, gedachte ſie des Offiziers, der ſie heute Morgen ſo freundlich und theilnehmend gegrüßt. — Ob er wohl bloß aus Dankbarkeit für das Warmbier geſtern Abend heute wieder ſelbſt gekommen und dem Vater die Verſetzung nach Berlin angekündigt, oder — Aber das waren ja recht hoffärthige Gedanken! — Ein Lieutenant von der Königlichen Garde, der täglich mit den ſchönſten und feinſten Damen der Stadt umgehen konnte,

wird doch nicht ihretwegen, — — Aber wenn er wirklich krank geweſen wäre, ſo würde er doch auch das Warmbier ausgetrunken haben. Und er hatte mehr als die Hälfte davon ſtehen laſſen. Wäre nur der Vater geſtern Abend nicht ſo unfreundlich geweſen, ſo hätte ſie gewiß erfahren können, — — Warum der Vater ſie auch nur gar ſo eingezogen und verborgen hält. — Andere Mädchen haben doch viel mehr Freiheit und halten ihre Wirthſchaft nicht einmal ſo gut in Ordnung wie —

Da klopfte es plötzlich leiſe an den Fenſterladen. —

Malplaquet erſchrak, daß es ihr eiskalt über den Rücken lief. Was konnte das ſeyn? Der Vater fort, ſie ganz allein und verlaſſen im Hauſe. Gott ſey bei uns, wenn es auf dem Kirchhofe umginge! —

Abermals klopfte es, aber dringender und entſchiedener. —

„Wer iſt da?“ fragte kaum hörbar und mit halb erſtickter Stimme Malplaquet.

„Mache Sie nur auf, Jungfer Wedekind.“

„Wem ſoll ich denn aufmachen“, rief das Mädchen ſchon viel beruhigter, da ſie eine menſchliche Stimme draußen hörte, „der Vater iſt nicht zu Hauſe, und ich habe den Schlüſſel nicht.“

„Das weiß ich ſchon, Jungfer. Mache Sie nur getroſt auf. Ich bin der Lieutenant von Dueiß und muß durchaus mit Ihr ſprechen.“

„Um Gotteswillen nicht. In des Vaters Abweſenheit darf ich Niemanden ins Haus laſſen, das hat er mir mehr wie einmal ſtreng unterſagt.“ —

„Ich muß aber hinein, — denn ich bin hierher kommandirt. Ich ſoll heute Nacht wieder rapportiren, was auf dem Kirchhofe vorgeht, und kann doch nichts dafür, daß Ihr Vater ausgegangen iſt. Will Sie die Verantwortung auf ſich nehmen, wenn ich dem Oberſten melde, daß Sie mich nicht hat einlaſſen wollen.“

„Du lieber Gott, ich bin aber ganz allein.“ —

Der Lieutenant klopfte dringender. Was ſollte ſie anfangen. So ſpät Abends ſie ganz allein mit einem Offizier. Aber er kam ja nicht ihretwegen, er war ja kommandirt. . Durfte ſie ungehorſam ſeyn gegen einen Befehl des Oberſten. Zitternd und von tauſend ängſtlichen Gedanken beſtürmt, entſchloß ſie ſich endlich, die Thür zu öffnen, und empfing den eintretenden Lieutenant mit einem tiefen, ängſtlichen Knix.

Lächelnd ergriff dieſer ihre Hand, drückte ſie freundlich und legte dann Hut und Stock auf den Tiſch. —

Schüchtern wollte Malplaquet wieder in die Küche gehen, der Lieutenant hielt ſie aber auf und fragte:

„Sie iſt wohl recht erſchrocken, Jungfer Wedekind, als ich da vorhin ſo unvermuthet an den Laden klopfte.“

„Ach ja wohl. — Ich dachte erſt, es ginge draußen auf dem Kirchhofe wieder um, denn der Vater hat heute Mittag geſagt, er hätte wieder einen unruhigen Gaſt bekommen, und man lebt ja jetzt ſo in Angſt und Schrecken wegen der Vampyre.“

„Nun ſey Sie ganz unbeſorgt: ſo lange ich bei Ihr bin, ſoll Ihr wahrhaftig Keiner in die Nähe kommen. Wird denn der Vater bald wieder kommen?“

„Er hat nichts geſagt, als er fortging. Der Herr Geheime Rath Eckardt hat ihn rufen laſſen. Ich hoffe aber doch, daß er ſo bald als möglich wieder da iſt, denn er weiß ja, daß ich ganz allein zu Hauſe bin.“ —

„Komme Sie her, Jungfer, ſetze Sie ſich zu mir und leiſte Sie mir Geſellſchaft. Ich habe Ihr ja noch gar nicht mal meinen Dank für das vortreffliche Warmbier von geſtern Abend geſagt. Es hat mich auf der Stelle geſund gemacht.“ —

„Ach, das iſt von Herzen gern geſchehen. Ich freue mich nur, daß es dem Herrn Lieutenant gut bekommen iſt. Aber ich muß jetzt in die Küche, die Suppe brennt mir ſonſt an.“ —

„Ei, ſo gehe ich mit. Sie wird mich doch hier nicht allein laſſen wollen?“

„Der Herr Lieutenant werden doch nicht mit in die Küche gehen wollen. — Da ſchäme ich mich ja. — Ich komme aber gleich wieder, wenn es der Herr Lieutenant ſo befehlen.“ —

„Nein, Sie darf mir noch nicht fort. Warum soll ich Sie länger täuschen. Ihretwegen allein bin ich hier. Seit ich Sie gestern zum erstenmale gesehen, hat Sie mir jeden Augenblick vor Augen gestanden. Es hat mir nicht Ruhe und Rast gelassen, bis ich Sie sprechen und Ihr sagen konnte, daß ich Ihr recht von Herzen gut bin.“ —

„Ach, du lieber Gott, Herr Lieutenant, bedenken Sie doch, was Sie da sagen. Ich bin ein rechtschaffenes Mädchen und darf so etwas gar nicht anhören.“ —

„Nicht so, liebe Jungfer, so muß Sie mir nicht antworten. Eben weil Sie ein rechtschaffenes Mädchen ist und so schön, wie ein Engel, darum bin ich Ihr ja eben so gut. Glaubt Sie, daß ein Edelmann und ein Offizier einer leichtsinnigen Dirne so etwas sagen würde. Ich weiß gar nicht, wie mir geschehen ist, seit ich Sie gesehen; aber nun sey Sie auch nicht so spröde und ernsthaft gegen mich. Kann Sie mir denn böse darüber seyn, daß ich Sie so lieb habe. Sehe Sie nur, gleich heute in der Frühe erkundigte ich mich nach den Verhältnissen Ihres Vaters und gab mir die größte Mühe, etwas für ihn zu thun. Meiner Verwendung allein verdankt es der alte Mann, daß er eine bessere Anstellung bekommen. Darum kam ich auch selbst, um es ihm anzukündigen, weil ich hoffte, Sie wieder zu sehen.“ —

„Aber was wollen der Herr Lieutenant denn eigentlich von mir? Ich bin ja nur ein armes Mäd-

chen und kann für ſo viele Güte nichts thun, als mich bedanken.“

„Sie kann unendlich mehr, liebe Jungfer. Was ich gethan, habe ich aus Liebe, aus großer Liebe zu Ihr gethan, und Sie kann mich dafür überreich belohnen, wenn Sie mir nur auch ein Wenig gut ſeyn wollte.“ —

„Ach Gott, ſo hat noch nie ein Mann zu mir geſprochen. Es iſt mir, als wenn Alles, was der Herr Lieutenant da ſagen, Sünde, erſchreckliche Sünde wäre.“ —

„Wie kann das Sünde ſeyn, wenn ich Ihr gut bin. — Warum geht Sie denn ſo weit von mir fort? Bin ich Ihr denn ſo verhaßt?“

„Ach nein, aber ich bin ſo ängſtlich; wenn der Vater nun wieder kommt und den Herrn Lieutenant hier findet. Und die Suppe in der Küche brennt mir auch an.“

„Wenn Sie das ängſtigt, ſo ſoll mich der Vater hier nicht finden. Ich habe ſchon dafür geſorgt, daß wir ein Zeichen hören, wenn er kommt. Deshalb ſey Sie ganz außer Sorgen.“ —

„Ich weiß ja gar nicht, wie mir geſchieht. — Mein Gott, wer mir das vor einer Viertelſtunde noch geſagt hätte.“ —

„Steckt Sie mich doch erdentlich mit Ihrer Angſt an, Jungfer. Ich will Ihr ja nichts zu Leide thun. Kann Sie mich denn gar nicht leiden?“ —

„Ach Gott, wenn Sie mir die Hand so drükken, zittre ich vor Angst. Haben der Lieutenant doch Mitleiden mit einem armen Mädchen, das keinen anderen Schutz hat, als ihren ehrlichen Namen!“ —

„Seyn Sie doch nicht so strenge gegen mich. Ich meine es ja gut mit Ihr. — Warum zittert Sie denn so?“ —

Vor Angst wußte Malplaquet nichts mehr zu sagen. Lebrecht hielt sie umschlungen und drückte die Bebende fest an sich. Mit süßen Worten überredete er sie, ihm zu verzeihen, daß er sie allein überrascht, suchte sie zu beruhigen, ihr seine glühende Liebe zu schildern und war eben im Begriff, der nur schwach Widerstrebenden einen Kuß zu rauben. — — —

Als derselbe sonderbare Laut, den er gestern auf dem Kirchhofe gehört, draußen durch die Luft zitterte. Kein Wind regte sich. Alles war todtenstill, nur der Nachhall dieses unerklärlichen Lautes schien durch das Zimmer zu ziehen. Es war, als hätte Jemand dicht vor dem Fenster tief aufgeseufzt, aber nicht wie ein Mensch seufzen konnte, sondern um Vieles stärker, nachhaltiger, unheimlicher. Was war das? Was konnte das seyn? —

Lebrecht von Queiß vergaß in diesem Augenblick Alles um-sich her. Malplaquet stand, vor Furcht zitternd, dicht an ihn gedrängt, als suchte sie Schutz bei dem, dessen Annäherung sie eben noch geflohen. Mit der Hand an den Degen greifend,

ſah er das Mädchen fragend an, und ſuchte aus ihren Augen zu leſen, für was ſie dieſen ſonderbaren Laut halte, Malplaquet aber ſchien einer Ohnmacht nahe und vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Iſt hier wer auf dem Kirchhofe?“ fragte er ſie leiſe und mit tonloſer Stimme.

Malplaquet ſchüttelte ängſtlich den Kopf. —

„Hat Sie es denn auch gehört, Jungfer?“ —

Die Hände ringend und mit den Augen nach dem Fenſter deutend, flüſterte die Gefragte: „Jeſus, Gottes Sohn, das ſind die Vampyre!“ —

„Zum Teufel mit dem tollen Spuk,“ rief jetzt heftig der Lieutenant: „Kann Sie mir nicht hier im Hauſe einen Ort zeigen, von wo ich den Kirchhof überſehen kann, ohne ſelbſt geſehen zu werden?“

„Da müßtet Ihr die Fenſterlade aufmachen, und daß hieße den Unholden Thür und Thor öffnen. Ach Gott, wenn der Vater nur da wäre.“ —

„Hat Sie denn nicht vielleicht ein Bodenfenſter, von wo aus“ — — —

„Das wohl, aber da müßt Ihr die kleine Treppe hinauf, und dann bleibe ich ja allein hier unten.“ —

„So komme Sie mit. Ich muß endlich wiſſen, was ich von dem ſinnverwirrenden Zeuge zu halten habe. — Hat Ihr Vater Piſtolen?“

„Ach nein, aber ſein altes Gewehr hat er noch.“ —

„Wozu auch, auf meinen Degen kann ich mich verlaſſen. — Nein, leuchte Sie mir nicht, — die Lampe muß hier im Zimmer bleiben. — —

Raſch hatte Lebrecht die Thür zum Flur des kleinen Hauſes geöffnet und kletterte mühſam im Halbdunkel die ſchmale Treppe hinan, denn aus dem Zimmer fiel wenigſtens auf den unteren Theil derſelben ein ſchwacher Lichtſchimmer. Malzlaquet blieb zitternd in der Thür ſtehen, denn mit ihm wollte ſie doch nicht auf den dunklen Boden ſteigen. Oben angekommen umfing den Lieutenant im erſten Augenblick vollſtändige Dunkelheit, und er mußte einen Augenblick ſtehen bleiben, um ſich zu orientiren. Als er ſich oben umdrehte, ſah er ein Dachfenſter, durch welches der helle Mondſchein die Dielen des Bodens hinter ihm deutlich erkennen ließ. Dahin wendete er ſich, drängte ſich vorſichtig an die Seitenbalken des Fenſters, um nicht bemerkt zu werden, und konnte von hier aus bequem den ganzen Kirchhof überſehen. Der ſchnelle Wechſel vom Lampenlicht zur Dunkelheit und nun wieder zur Mondhelle hatten ſeine Augen ſo geblendet, daß er anfangs gar nichts erkennen konnte. Bald aber traten die Gegenſtände deutlicher hervor. Es war ihm, als bewegten ſich dunkle Schatten an der inneren Seite des Zaunes entlang, ja dicht am Hauſe glaubte er eine ſchwarze Geſtalt zu erkennen, die bald hinter einen Buſch des kleinen Gärtchens vor den Fenſtern niederduckte und verſchwand, bald ſich

ſchleichend den Fenſtern näherte. Da tönte es auch wie Geflüſter von dem hintern Theil des Kirchhofes herüber. Er richtete ſeine Blicke dorthin, konnte aber trotz des angeſtrengteſten Sehens nichts erkennen. Nur einzelne dunkle Punkte unterſchied er bei einem jener Gräber, zu denen ihn geſtern der alte Wedekind geführt. — Hier ging etwas vor, was er ſich nicht erklären konnte. —

Da pfiff es durchdringend auf der Straße. Sein Burſche gab ihm dadurch ein Zeichen, daß der alte Todtengräber nach Hauſe komme. Hier von dem mürriſchen alten Mann gefunden zu werden, das durfte er nicht wagen, wollte er nicht Malplaquet dem Zorne, ja vielleicht der rohen Behandlung ihres Vaters ausſetzen. Er mußte fort, das fühlte er, aber wie und wohin? — Mit Hülfe ſeines Burſchen der draußen eine Leiter an den Zaun gelegt, war er nach dem Weggehen Wedekinds auf den Kirchhof gelangt. Die Leiter ſtand noch im Gebüſch verborgen und draußen ſollte ihm der wartende Burſche wieder beim Hinüberſteigen behülflich ſein. Wohin aber ſo lange? Raſch war ſein Entſchluß gefaßt. — Er eilte die Treppe hinunter, wozu Malplaquet ihm von unten leuchtete, nahm raſch Hut und Stock vom Tiſche und rief der Geängſteten eilend zu:

„Ihr Vater kommt, Jungfer! Wenn ſie mich nur ein wenig lieb hat, ſo ſagt ſie ihm nicht, daß ich hier war. — Bald ſoll ſie wieder von mir

hören. Sie iſt ein Engel und Sie ſoll ſchon noch Gutes von mir denken. — Lebe Sie wohl.“ —

Raſch hatte er einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt und war an ihr vorbeieilend zur Thür hinaus, auf den Kirchhof getreten. Schon hörte er, wie der Schlüſſel im Schloſſe des Thorweges ſich drehte, und hatte nur noch Zeit um die Ecke des kleinen Gitters zu biegen, welches das Gärtchen vor den Fenſtern des Todtengräberhauſes umſchloß. Hier beugte er ſich hinter einen Buſch, beobachtete den Thorweg, der ſich langſam öffnete und von dem eintretenden Wedekind wieder verſchloſſen wurde. Vor ſich hin murmelnd klopfte jener dann an die Thür, Malplaquet öffnete ſie und bald darauf hörte er im Innern des Häuschens ſprechen. Eben athmete Lebrecht wieder leicht auf und wollte ſich an dem Gitter entlang bis zu dem Gebüſch ſchleichen, in dem die Leiter ſtand, als er ſich plötzlich von hinten berührt fühlte. Wie Blei laſtete eine Hand auf ſeiner Schulter, und unter dem Buſch hervor, flüſterte eine tiefe heiſere Stimme fragend:

„Grobowtschik prischoll?“ —

Ein kalter Schauer durchrieſelte ihm Mark und Bein. Kaum eines Wortes mächtig, ſtarrte er hinter ſich und ſah eine dunkle Geſtalt zuſammengekauert unter dem Buſche ſitzen und nach ihm greifen. Von Entſetzen getrieben, lief er an dem Thorweg vorbei zu der Leiter und wagte keinen Blick mehr hinter ſich zu werfen. An der erſten Gräber-

reihe vorüberfliegend, huſchte es neben ihm auf und ſchien ihm zu folgen. Wieder ſchrillte jener unheimliche Laut über den ganzen Kirchhof und es war ihm als würde es hinter allen Gräbern lebendig. Von Grauen überwältigt ſah und hörte er nichts mehr bis er ſeine Leiter gefunden, dieſe angelegt und den Zaun erſtiegen hatte. Kaum erſchien er oben als auch ſein Burſche, der in der einſamen Straße unter den Bäumen ihn erwartet, herbeieilte, die Leiter über den Zaun heben und ſeinem Herrn herunterſteigen half.

Die Frage ſeines Burſchen, was der Herr Lieutenant jetzt zu befehlen hätten, gab ihm indeſſen faſt augenblicklich die ruhige Beſinnung wieder. Was hatte er geſehen? — Vor wem war er geflohen? Dieſe Fragen ſtanden plötzlich beſchämend vor ſeiner Seele. War er wirklich dem Eindruck des Augenblicks unterlegen? Hatte er ſo ganz ſeinen Muth, ſeine Unerſchrockenheit einer anſcheinend unerklärlichen Erſcheinung gegenüber verloren, eine Erſcheinung die zu ergründen er noch vor wenigen Minuten den feſten Entſchluß in ſich gefühlt? — Nur den mannigfachen Erregungen der letzten Stunde konnte er dieſe unmännliche Flucht zuſchreiben. Er war ſich bewußt, in unedler Abſicht das Mädchen überraſcht zu haben, deſſen reine Sittlichkeit und liebliche Einfalt ihn, den ſonſt ſo Zuverſichtlichen und Unternehmenden entwaffnet, bewußt ſich vor einem alten redlichen Manne verſteckt zu

haben, bewußt vor Schatten, vor einem Laute, vor einem Nichts geflohen zu ſein, und ſtand nun da in innerlicher Scham, keines Wortes mächtig. Unſtät trieben die Gedanken ſich in ſeinem Hirne, bis er endlich mit raſchen Schritten die Straße hinunter eilte und ſeinem Burſchen befahl, die Leiter nach Hauſe zu bringen, dann aber ihn bis ſpät in die Nacht zu erwarten. Vor dem Hauſe des Oberſten von Einſiedel ſtand er einen Augenblick ſtill, fragte die Schildwache, ob der Oberſt zu Hauſe, und trat, als dieſe es bejahte, mit unruhiger Haſt in die Thür.

Der alte Wedekind hatte unterdeſſen Hut und Perücke abgelegt, das ſpaniſche Rohr in die Ecke geſtellt, und zog ſich verdrüßlich die Montur aus .... Verwundert ſchüttelte er den Kopf, als er ſeine Tochter noch immer nicht aus der Küche zurückkommen ſah, wohin ſie gleich, nachdem ſie ihm geöffnet hatte, gegangen war.

„Aber Malplaquet, willſt du mir denn heute nicht helfen? — Was machſt du denn da in der Küche.“

„Das Eſſen brennt mir an, lieb Väterchen, komme gleich!“ —

„Haſt mich wohl ſo bald nicht wieder erwartet? — Aber es war mit der Beſtellung nicht weit her. Der Kaminrath war aufs Schloß gegangen, ſchon ehe ich kam und da habe ich blos mit dem Schreiber ſprechen können. — Es hat ſich

eigentlich um eine Erkundigung wegen des gestrigen Protokolls gehandelt. Viel war es nicht. Hätte auch Zeit bis Morgen gehabt. Begreife gar nicht, warum sie mich in aller Nacht noch holen lassen. Habe aber bei der Gelegenheit doch alles Nähere erfahren wegen meiner Anstellung in Berlin. Denke dir nur, mein Kind, — aber kommst du denn noch nicht bald herein? Denke dir nur, wie gut sich das trifft. Uebermorgen marschirt die Garnison nach Berlin mit der ganzen Bagage. — Da können wir all' unsere Sachen ohne Kosten mit hinüberschicken. — Aber so komm doch und gieb mir meine Jacke!" —

„Ja Väterchen. Ach das trifft sich ja herrlich!"

„Wie siehst du denn aus, Malplaquet, dein Gesicht glüht ja wie Feuer. — Hast du geweint? — Deine Augen sind ja ganz roth." —

„Gott bewahre, Väterchen! — das Feuer auf dem Heerde habe ich angeblasen, da ist mir wohl etwas ins Auge geflogen. Also war der Kamerath nicht zu Hause?"

„Nein, er war nicht zu Hause! — Aber warum siehst du mich denn nicht an? Ich weiß gar nicht wie du mir vorkommst. Ist dir etwas begegnet während meiner Abwesenheit?" —

„Ach ja Väterchen! — Es ist wieder unruhig draußen gewesen, un dich habe mich recht geängstigt, so ganz allein hier im Hause zu sein."

„Haſt du den Sand auf der Schwelle hübſch zuſammengehalten?“

„Ich denke. Ihr habt es in Ordnung gebracht, als Ihr von der Arbeit herein kamt. Nachher habe ich mich nicht mehr darum bekümmert.“

„Will doch gleich einmal nachſehen.“

Der Vater hatte jetzt ſeine Hausjacke angezogen, nahm nun die Lampe und leuchtete auf die Thürſchwelle, wo er ſtets ein Häufchen feingeſiebten weißen Sandes unterhielt, weil dies nach den Begriffen jener Zeit das beſte Mittel war, allem Böſen den Eingang in das Haus zu verwehren. Noch heute hatte er es beim Feier-Abend ſorglich zuſammengekehrt und gehäufelt, und war ſich bewußt, beim Ausgehen und Wiederkommen vorſichtig über die Schwelle weggeſchritten zu ſein; aber er fand es auseinandergetreten, verwiſcht und ganz in Unordnung gebracht. Kopfſchüttelnd ſah er die immer verlegener werdende Malplaquet an, die kaum wußte, wohin ſie die Blicke wenden ſollte, und bis unter die Augen erröthend ſich wieder nach der Küche wendete.

„Bleib mal ein wenig hier mein Kind! — Wie geht es zu, daß ich den Sandhaufen ganz zertreten finde? Bei meinem Weggehen war er noch in Ordnung. Biſt du vielleicht auf dem Kirchhofe geweſen, oder haſt du gar Beſuch gehabt?“

„Ich weiß gar nicht wie das zugeht, wahrhaftig Väterchen, ich weiß es nicht. — Hat der Zug vielleicht?“ — — —

„Draußen rührt ſich ja kein Lüftchen. Nein, nein! und hier iſt ja ganz deutlich ein Fußtritt zu ſehen, ſiehſt du wohl, hier hat ein Fuß mit der Spitze angeſtoßen und den Sand nach außen verwiſcht. Beſinne dich nur, biſt du zur Thür hinausgegangen?"

„Ach Gott nein lieber Vater, was hätte ich denn draußen thun ſollen, noch dazu heute wo es wieder unter den Fenſtern geſeufzt und geſtöhnt hat?"

„Hm! Hm! — Alſo hat ſich wieder etwas hören laſſen. Habe mir es gleich gedacht, als ich den Burſchen heute Morgen begrub und die Kerle ſo ein ſonderbares Wehklagen von ſich gaben. Wirklich, um des Garde Bataillons Grenadier willen iſt es mir lieb, daß ich hier von dem Kirchhof wegkomme. Am Ende hat ſo ein unruhiger Gaſt hier hinein gewollt, und an dem Sande gewirthſchaftet. Na beruhige dich nur, mein Kind, ich bin ja wieder bei dir, und wäre auch wahrlich gar nicht weggegangen, wenn es nicht eine ſo ganz außergewöhnliche Beſtellung geweſen wäre. Komm, ſetze dich zu mir und lies mir in der Bibel da weiter, wo wir geſtern ſtehen geblieben ſind."

Malplaquet war froh, daß der Vater nicht weiter in ſie drang. Verwirrt und von tauſend Gedanken und Gefühlen bewegt, holte ſie das Buch, gab dem Vater die Pfeife, ſetzte ſich ihm gegenüber an den Tiſch und las laut aus der Bibel. Aber

V.

Im Hauſe des Oberſten von Einſiedel war es an dieſem Abend noch ſpät lebhaft. — Die Frau Oberſtin wartete mit ihrer Tochter und einigen Damen beim Thee vergeblich auf ihren Gatten, der ſeit dem Mittage ſchon in ſeinem Zimmer faſt alle Offiziere ſeines Bataillons, einen nach dem andern geſprochen hatte, Ordonnanzen kamen und gingen, der Auditeur, der Garniſonprediger, einige Bürger aus der Stadt waren gerufen worden, weggegangen und wiedergekommen. Alles war Geſchäftigkeit und Eile, denn nicht allein der befohlene Marſch der Potsdamer Garniſon, ſondern hauptſächlich die durch den Adjutanten gemachte Mittheilung über eine Verſchwörung unter den Mannſchaften des Garde-Bataillons-Grenadiere, erheiſchte dringendes Einſchreiten. Als Lieutenant von Queiß dem Oberſten gleich nach Tiſche Anzeige von dem gemacht, was van der Queeß durch jene Neger gehört, wollte dieſer erſt der Mittheilung keinen Glauben ſchenken, denn Aehnliches war noch nie vorgekommen, indeſſen rieth der Adjutant doch ſo dringend zu einer Unterſuchung, daß ſich dieſe nicht gut abweiſen ließ, daher die ungewöhnliche Thätigkeit des Oberſten zu ſo ſpäter Abendſtunde. Aus den bisherigen Ermittelungen ſtellte ſich heraus, daß beſonders das Verbot des Königs, kein „großer Potsdamer" ſollte ſich ferner beikommen laſſen, eine Bittſchrift für andere

abzugeben, oder Vorbitte irgend einer Art zu thun, die allerdings vorhandene Unzufriedenheit der Soldaten wohl herbeigeführt haben möge. Friedrich Wilhelm I. hatte bisher seinen Garde-Soldaten gestattet, sich für andere Bittsteller bei ihm zu verwenden, und selten schlug er einem solchem Fürsprecher etwas ab. Je größer der Fürsprecher war, je wahrscheinlicher die Gewährung der Bitte, für deren Anbringung der Soldat sich, häufig sogar nach Prozenten bezahlen ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß dadurch Mißbräuche mancherlei Art entstanden und der Geheime Rath Eckardt war es, der den König zuerst auf diese aufmerksam machte, ja sogar nachwies, daß die schwersten Ungerechtigkeiten durch dergleichen Gnadengesuche von den „großen Potsdamern" angebracht, entweder begangen, oder doch beschönigt worden waren. Der gerade, gerechte Sinn des Königs bedurfte nur dieses Beweises um den Unfug auf das strengste zu verbieten. Aber den Soldaten war dadurch eine ergiebige Quelle verstopft worden und auf mancherlei Art gab sich ihr Unmuth darüber kund. Dabei wurde der Dienst, je länger der Friede dauerte, je älter und kränklicher der König wurde, immer strenger und anstrengender. Bewunderungswerth war, was diese Bataillone im Exerzieren leisteten, aber auch nur mit der übermäßigsten Anspannung aller körperlichen Kräfte errungen. Nun waren einzelne Desertionen durchaus nichts Ungewöhnliches und noch jetzt ist

noch nie hatte ſie ſo ſchlecht geleſen, noch nie war ſie ſo unaufmerkſam und zerſtreut geweſen. Was hatte ſie eben erlebt? — Der Mann, deſſen Bild ſie ſeit heute Morgen keinen Augenblick verlaſſen, an den ſie ſogar noch in dem Augenblick gedacht, als er ſchon heimlich vor ihrem Fenſter ſtand, war bei ihr geweſen, allein und ohne Wiſſen des Vaters bei ihr geweſen, hatte ihr geſagt, was ſie noch nie von einem Manne gehört, — daß er ſie liebe, und nun hatte ſie den Vater belogen. Zum erſtenmal in ihrem Leben, kam das Bewußtſein der Sünde über ſie, zum erſtenmale konnte ſie dem theuren Vater nicht gerade in das Auge ſehen. Sie fühlte ſich recht beſchämt, recht unglücklich, machte ſich die bitterſten Verwürfe und konnte doch immer von dem Gedanken nicht loskommen, daß der junge ſchöne Mann ſie liebe, daß er ihr zu Liebe für den Vater Gutes gewirkt und vielleicht weiter ihm Gutes thun könne. Wie war ihr doch ſo ganz anders zu Muthe als geſtern, als ſelbſt vorhin, wie kam ihr all' das häusliche Treiben ſo kindiſch, ſo unbedeutend vor, gegen die Ueberzeugung ſich von einem Manne geliebt zu ſehen.

Der Vater ſchüttelte einmal über das andere den Kopf, als er die Unaufmerkſamkeit, die Zerſtreutheit ſeiner Tochter bemerkte. Sie verſprach ſich, überſprang ganze Zeilen und ſchien gar nicht zu verſtehen, was ſie las, ſo gleichgültig, ſo antheillos klang ihre Stimme. Was hatte ſie nur vor?

— So hatte er ſie ja nie geſehen! — Endlich wurde es ihm zu viel, er befahl ihr aufzuhören, die Bibel wegzulegen und das Abendeſſen hereinzubringen. Froh, des ihr heute ſo läſtigen Vorleſens überhoben zu ſein, ging Malplaquet in die Küche und that, wie ihr der Vater befohlen. Als ſie wieder in das Zimmer kam, ſtand der Vater am Fenſter, hatte die Stirn gegen die Fenſterſcheiben gedrückt, als wolle er hinaus auf den Kirchhof ſehen, und doch waren die Fenſterladen geſchloſſen. Zweimal mußte ſie ſagen, daß das Eſſen auf dem Tiſche ſtehe, ehe der alte Wedekind darauf hörte — und als er nun gar während des Eſſens kein Wort ſprach, nur mit dem Kopfe ſchüttelte und ſie ſtarr dabei anſah, da wußte ſie gar nicht, wo ſie die Augen laſſen ſollte. — Der Vater hatte etwas gemerkt, das ſah ſie nun wohl, und doch hätte ſie um alles in der Welt ihm nicht geſtehen mögen, was in ſeiner Abweſenheit geſchehen war. Schweigend räumte ſie das Tiſchgeräth wieder ab, reinigte und ſtellte es wieder an ſeine Stelle in der Küche, ſah beſorgt den Vater nachdenklich in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen und ſogar die Pfeife halb ausgeraucht weglegen. Schüchtern ſagte ſie endlich Gute Nacht, aber der Vater küßte ſie nicht, wie er ſonſt jeden Abend zu thun pflegte, ſondern ſagte blos: „Und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Uebel!“ Schlafe wohl mein Kind, und überlege dir vor dem Einſchlafen, ob du mir morgen nichts zu erzählen haſt.

V.

Im Hauſe des Oberſten von Einſiedel war es an dieſem Abend noch ſpät lebhaft. — Die Frau Oberſtin wartete mit ihrer Tochter und einigen Damen beim Thee vergeblich auf ihren Gatten, der ſeit dem Mittage ſchon in ſeinem Zimmer faſt alle Offiziere ſeines Bataillons, einen nach dem andern geſprochen hatte, Ordonnanzen kamen und gingen, der Auditeur, der Garniſonprediger, einige Bürger aus der Stadt waren gerufen worden, weggegangen und wiedergekommen. Alles war Geſchäftigkeit und Eile, denn nicht allein der befohlene Marſch der Potsdamer Garniſon, ſondern hauptſächlich die durch den Adjutanten gemachte Mittheilung über eine Verſchwörung unter den Mannſchaften des Garde-Bataillons-Grenadiere, erheiſchte dringendes Einſchreiten. Als Lieutenant von Queiß dem Oberſten gleich nach Tiſche Anzeige von dem gemacht, was van der Queeß durch jene Neger gehört, wollte dieſer erſt der Mittheilung keinen Glauben ſchenken, denn Aehnliches war noch nie vorgekommen, indeſſen rieth der Adjutant doch ſo dringend zu einer Unterſuchung, daß ſich dieſe nicht gut abweiſen ließ, daher die ungewöhnliche Thätigkeit des Oberſten zu ſo ſpäter Abendſtunde. Aus den bisherigen Ermittelungen ſtellte ſich heraus, daß beſonders das Verbot des Königs, kein „großer Potsdamer" ſollte ſich ferner bekommen laſſen, eine Bittſchrift für andere

abzugeben, oder Vorbitte irgend einer Art zu thun, die allerdings vorhandene Unzufriedenheit der Soldaten wohl herbeigeführt haben möge. Friedrich Wilhelm I. hatte bisher seinen Garde-Soldaten gestattet, sich für andere Bittsteller bei ihm zu verwenden, und selten schlug er einem solchem Fürsprecher etwas ab. Je größer der Fürsprecher war, je wahrscheinlicher die Gewährung der Bitte, für deren Anbringung der Soldat sich, häufig sogar nach Prozenten bezahlen ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß dadurch Mißbräuche mancherlei Art entstanden und der Geheime Rath Eckardt war es, der den König zuerst auf diese aufmerksam machte, ja sogar nachwies, daß die schwersten Ungerechtigkeiten durch dergleichen Gnadengesuche von den „großen Potsdamern" angebracht, entweder begangen, oder doch beschönigt worden waren. Der gerade, gerechte Sinn des Königs bedurfte nur dieses Beweises um den Unfug auf das strengste zu verbieten. Aber den Soldaten war dadurch eine ergiebige Quelle verstopft worden und auf mancherlei Art gab sich ihr Unmuth darüber kund. Dabei wurde der Dienst, je länger der Friede dauerte, je älter und kränklicher der König wurde, immer strenger und anstrengender. Bewundernswerth war, was diese Bataillone im Exerzieren leisteten, aber auch nur mit der übermäßigsten Anspannung aller körperlichen Kräfte errungen. Nun waren einzelne Desertionen durchaus nichts Ungewöhnliches und noch jetzt ist

der Damm in der Havel, welcher ſich unter der langen Brücke am Königlichen Schloſſe entlang zieht und den Fluß dort in zwei Arme theilt, ein Beweis für die ſtrenge Bewachung, welche unaufhörlich ſtattfinden mußte, denn auf dieſem Damm wurden jede Nacht Schildwachen aufgeſtellt, denen wiederum das eigene Entfliehen durch den Havel-Arm hinter ſich unmöglich gemacht war, aber ein Komplott unter vielen zu dieſem Zweck war etwas Neues. Die Umſtände riethen indeſſen Vorſicht an. Bei der großen Vorliebe des Königs für ſeine Rieſen-Grenadiere wußte der Oberſt nicht, wie die Nachricht von einem ſo ſchweren militairiſchen Verbrechen aufgenommen werden würde. Jedenfalls befand er ſich ſelbſt in der übelſten Lage und ſah ſich auf jede Weiſe der ſchwerſten Verantwortung ausgeſetzt. Ohne daher einem der Offiziere genau zu ſagen, um was es ſich handle, oder den Auditeur, Garniſonprediger, die herbeigerufenen Bürger ins Vertrauen zu ziehen, hatte der Oberſt nur die verſchiedenartigſten dahin zweckenden Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß ſowohl von Offizieren als von den quartiergebenden Bürgern in neuſter Zeit ein größeres Zuſammenhalten der Soldaten verſchiedener Compagnieen, je nach ihrer Nationalität bemerkt worden wäre. Weiter wußte niemand etwas, denn wer hätte die unbekannten Sprachen fremder Länder und unter dieſen die Dialekte einzelner Provinzen verſtehen ſollen? Wie ließ ſich hier mit Gewißheit die Wahrheit ergründen?

Obgleich Lieutenant von Queiß den Oberſten von der Abneigung ſeines Vetters in Kenntniß geſetzt, ſelbſt auf irgend eine Art in dieſe Angelegenheit verwickelt zu werden, ſo fühlte dieſer doch die Nothwendigkeit ſelbſt mit ihm zu ſprechen und hatte eine Ordonnanz in den ſchwarzen Adler geſchickt, um Herrn van der Queeß auf den Abend zu einer Taſſe Thee einzuladen. Von dieſer Einladung wußte der Lieutenant nichts, da ſie erſt gegen 6 Uhr geſchehen war, als dieſer das Haus des Oberſten verlaſſen, um den alten Wedekind durch den Sekretair des Geheimen Raths Eckardt aus ſeinem Hauſe wegzulocken. —

Durch Zufall trat van der Queeß in demſelben Augenblick in das Haus des Oberſten, als der Geheime Rath Eckardt ebenfalls, vom Schloß kommend, ſich anmelden ließ. Nach einem kurzen Kompliment, das der Geheime Rath mit ſichtbarer Verlegenheit erwiederte, trat ihnen der Oberſt ſchon im Vorzimmer entgegen und nöthigte beide, ehe ſie zum Thee hinüber gingen, einen Augenblick in ſein Arbeitszimmer einzutreten. Er wollte die Herren einander vorſtellen, es war ihm aber um ſo angenehmer als er hörte, daß ſich beide ſchon geſehen hätten. Mit kurzen Worten ſagte der Oberſt dem Geheime Rathe, von dem er den beſten Rath in dieſer ganzen Angelegenheit beſitze, was vorgehe und bat van der Queeß um gefällige Mittheilung deſſen, was er bei dem Begräbniß von den Negern gehört. So

unangenehm es diesem nun auch war, sich durch Zufall in eine so wichtige und allem Anschein nach mit schwerer Verantwortung verknüpfte Angelegenheit verwickelt zu sehen, so sagte er doch einfach Alles, was er gehört, zu nicht geringem Schrecken des Obersten und Erstaunen des Geheimen Rathes. —

Wie war nun mehr zu erfahren? —

Die Soldaten würden Alles leugnen, das ließ sich voraussehen, und ohne nähere Begründung einer Anklage, ließ sich mit raschem, entschiedenem Einschreiten vielleicht mehr verderben als gut machen. Endlich gab der Geheime Rath den Rath, der Oberst möge jene Neger kommen lassen, sie mit Hülfe des Herrn van der Dueeß so lange verhören, oder von dem Profoß so lange prügeln lassen, bis sie Alles gestänben, was sie wüßten. Dieser Vorschlag hatte ganz den Beifall des Obersten, der sogleich eine Ordonanz wegschickte, um die Trommler und Pfeifer, jeden einzeln, und ohne daß Einer die Abführung des Andern ahne, zu holen. Zugleich wurde der Profoß zum Obersten befohlen und bis dieser kam, führte er seine Gäste in den anderen Flügel der Wohnung zu den Damen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Complimenten übernahm es der Oberst, die Unterhaltung mit den Damen über gleichgültige Dinge zu führen, weil er ihren Fragen nach dem Grunde seines heutigen langen Ausbleibens, zu entgehen wünschte. Van der Dueeß fand dadurch Gelegenheit mit dem Geheimen Rathe zu sprechen und fragte diesen, zu welcher Zeit er ihm

wohl am gelegenſten käme, um über eine für beide wichtige Angelegenheit mit ihm zu ſprechen. Dieſer konnte diesmal der ſo entſchieden geſtellten Frage nicht ausweichen und beſtimmte den folgenden Tag dazu; als aber der Oberſt beide Herren einlud, ſich im Nebenzimmer die Pfeifen zu ſtopfen und van der Queeß ſich ſo mit dem Geheimen Rathe auf einige Augenblicke allein ſah, knüpfte der Geheime Rath ſelbſt das Geſpräch mit der Frage an:

„Darf ich vielleicht heute ſchon wiſſen, Herr van der Queeß, was Sie eigentlich von mir wünſchen?“ —

„Allerdings, Herr Geheimer Rath. Gerade Sie ſind der einzige Menſch, dem der Zweck meines Hierſeins kein Geheimniß bleiben darf. Ich bin aus Holland hierher gekommen, um zwei Schätze zu heben, die ſeit Jahrhunderten vergraben liegen.“

„Schätze? das iſt wohl nur Ihr Scherz!“ —

„Nichts weniger als das, Herr Geheimer Rath. Allerdings iſt die Schatzgräberei ſeit den Clemenziſchen Betrügereien hier zu Lande in Mißkredit gekommen und mit Recht, wenn ihr betrügliche Zwecke unterliegen. Bei der Angelegenheit aber, um die es ſich mit uns beiden handelt, ſoll Alles ehrlich und redlich zugehen. Ehe ich Ihnen jedoch eröffne, was eigentlich der Zweck meines Hierſeins iſt, muß ich mir von Ihrer Gefälligkeit erſt die Beantwortung einer wichtigen Frage erbitten, von der es allein abhängen kann, ob die, für den König ſowohl, als für Sie

und mich erhebliche und folgenreiche Sache überhaupt unternommen werden kann.“

„Das klingt ja seltsam. Indessen fragen Sie Herr van der Dueeß!“ —

„Sind Sie mit der Familie van Voorst zu Harlem in irgend einem Grade verwandt?“

Betroffen maß der Geheime Rath den Holländer vom Kopf bis zu den Füßen. Eine solche Frage hatte er und in so bestimmter Fassung nicht erwartet, obgleich ihn der Name sowohl als die Heimath des Fragenden auf die Möglichkeit derselben schon vorbereitet. Er schwieg und wußte nicht, was er antworten sollte; da ihm unbekannt war, wie viel van der Dueeß von seinem früheren Lebensverhältnisse wisse oder nicht.

„Nun Herr Geheimer Rath? Meine Frage mag unbescheiden klingen, würde aber entschuldigt scheinen, wenn Sie die Gründe wüßten, die mich zu derselben bestimmen. Was ich hier von Ihren Verhältnissen gehört, und von der einflußreichen Stellung gesehen, die Ihnen die Gnade des Königs angewiesen, läßt mich begreifen, daß Sie sich nicht gern an Ihre Familie, an Ihren Ursprung erinnern lassen. Indessen wiederhole ich Ihnen, daß der Gegenstand um den es sich handelt, ein wichtiger ist und Sie nicht bereuen lassen wird, aufrichtig gegen mich gewesen zu sein.

„Nun denn, ja Herr van der Dueeß. Ich glaube allerdings mit einer Familie jenes Namens

verwandt zu ſein, obgleich ich verſichern kann, ſeit meiner früheſten Jugend in keiner Verbindung irgend einer Art mit ihr geſtanden zu haben.

„Das weiß ich. — Weiß auch daß Sie in entſchiedner Feindſchaft mit Ihrer Familie leben ſeit Sie in Bernburg Chriſt geworden ſind. Da Sie aber die erſte und für mich wichtigſte Frage beantwortet, ſo werden Sie auch in einer zweiten aufrichtig gegen mich ſein und ich verhehle Ihnen nicht, daß es beſonders von dieſer abhängt, ob der Zweck zu erreichen iſt, über den ich Sie dann ſofort unterrichten werde.

„So fragen Sie denn Herr van der Queeß. — Aber bedenken Sie daß meine jetzigen Verhältniſſe mir manche Rückſichten auflegen, denen ich mich nicht entziehen darf.

„Ich werde Ihre Bereitwilligkeit nicht mißbrauchen. Sind Sie im Beſitz der Papiere, welche Ihre Familie Ihnen aus Harlem im Jahre 1728 nach Köthen geſchickt und kennen Sie den vollſtändigen Inhalt?

„Allerdings habe ich dieſe Papiere noch, ſie liegen in Berlin in meinem neuen Hauſe an der Ecke der Jägerſtraße und des Friedrichſtädtiſchen Marktes Sie wurden mir damals geſchickt, weil meine Familie in Holland bei einem Prozeſſe mit Beſchlagnahme ihrer ſämmtlichen Papiere bedroht wurde, um ſie ihr zu verwahren. Oberflächlich habe ich

darin geblättert aber nichts Erhebliches gefunden, weiß alſo von ihrem Inhalt ſo viel als nichts.

„Wohlan, ſo hören Sie denn. Aber müßten wir uns nicht erſt bei den Damen entſchuldigen, daß wir ſo lange ausbleiben? Ich denke der Oberſt wird es uns nicht übel nehmen wenn wir die Zeit bis zur Ankunft jener Neger zu einem wichtigen Geſchäfte benutzen. Indeſſen müſſen wir es ihm doch ſagen.“

Beide gingen auf einen Augenblick in das Theezimmer, entſchuldigten ſich, kehrten dann zurück, ſetzten ſich auf einen Sopha und van der Queeß erzählte nun Folgendes.

„Von meinem Vater, dem Kaufmanne van der Queeß aus dem altadligen märkiſchen Geſchlechte der Queiße weiß ich, daß im Jahre 1538 eine Art von Freibeuter und Straßenräuber, welcher den Namen „der Kohlhas“ führte eine bedeutende Summe baaren Geldes zwiſchen Potsdam und Berlin in der Nähe eines Ortes, der Kohlhaſenbrück heißen ſoll, vergraben hat. Dies Geld war die Frucht ſeiner Räubereien und wurde noch kurz vor ſeiner Hinrichtung mit einer großen Summe neugeprägten Geldes vermehrt, welches er, wie ich glaube, dem damaligen Kämmerer des Kurfürſten Joachim II. geraubt. Er hatte den ganzen Schatz einem meiner Ahnherrn vermacht, dieſer aber denſelben nie gehoben, weil er ſich nicht mit ungerecht erworbenem Gelde bereichern wollte. Doch hat er in ſeinen Papieren

ein in wendiſcher Sprache geſchriebenes Aktenſtück nachgelaſſen, in welchem ſich die genaue Bezeichnung des Ortes finden ſoll, wo dieſer Schatz liegt. Dieſes Papier iſt nach dem Tode deſſelben in die Hände jenes Kämmerers Lippold gekommen, von dieſem auf ſeine Nachkommen übergegangen und befindet ſich nun wahrſcheinlich in Ihrem Gewahrſam Herr Geheimer Rath. Doch iſt dies der kleinere der beiden Schätze, deren Hebung uns möglich ſein wird, wenn wir uns verſtändigen. Der Zweite rührt von einer Bande Falſchmünzer her, die während des 30jährigen Krieges in den Marken ihr Weſen trieb. Das Haupt dieſer Falſchmünzerbande, ein gewiſſer Peter van Voorſt, wahrſcheinlich Ihr Großvater oder Urgroßvater Herr Geheimer Rath, wurde durch eine Verkettung ſeltſamer Umſtände gezwungen mit meinem Großvater Herrn Gerhard von Queiß die Marken zu verlaſſen und mußte den durch 11jährige Falſchmünzerei erworbenen Schatz von mehreren Millionen in Berlin zurücklaſſen. Nie hat er es gewagt, hierher zurüzukehren, aber meinem Großvater vertraut, wo jenes Geld vergraben liegt. Gemeinſchaftliche Noth hatte beide auf kurze Zeit zu Freunden gemacht und aus dieſer Zeit, dem erſten Jahre ihrer Ankunft in Holland ſchreibt ſich ein Aktenſtück her, das beide aufgeſetzt, um Nachricht über dieſen Schatz ihren Nachkommen zukommen zu laſſen. Da mein Großvater Hoffnung hatte, in ſein Vaterland zurückzukehren, ſo befand ſich dies Dokument in ſeinen Hän-

den bis Peter van Voorſt plötzlich ſtarb und ſein Bruder, der meinen Großvater im Beſitze deſſelben wußte, aber den genauen Inhalt nicht kannte, bei einem heftigen Streite zwiſchen beiden das Papier zerriß, mit der einen Hälfte davon eilte, während die andre in den Händen meines Großvaters blieb. Beiden nutzte der Beſitz einer Hälfte nichts, da die Angabe des Orts ſehr umſtändlich und ſo ausführlich war, daß man wenigſtens aus dem Stück, das unſre Familie beſitzt, allein nicht klug werden kann. Daß dies auch für das andere Stück gilt, beweiſt hinlänglich der Umſtand daß die Familie van Voorſt nie ſehr reich geweſen iſt, was nothwendig hätte geſchehen müſſen, wenn ſie allein hätte den Schatz heben können. Auch dies Papier wird ſich, wie ich hoffe, unter den andern finden, welche jetzt in Ihrem Gewahrſam ſind. Sie ſehen jetzt, daß der Gegenſtand wohl Ihrer Aufmerkſamkeit werth iſt.

„Und was iſt Ihre Abſicht, wenn es möglich ſein ſollte, dieſe Schätze wirklich zu heben? —

„Eigennutz und Gewinnſucht iſt es nicht, Herr Geheimer Rath. Aber erſtens der Wunſch, die durch eine falſche Anklage befleckte Ehre meines Großvaters von jedem Makel zu reinigen, der ſonſt an dem Wappenſchilde meines Stammhauſes klebt, dann aber die Hoffnung durch dieſes Geld dem Könige die Mittel zur Wiedererwerbung der preußiſchen Colonien in Afrika an die Hand zu geben. Ich ſelbſt bin reich, reicher als der jüngere Zweig unſrer Fa-

milie, der im Vaterlande zurückblieb, aber nicht reich genug, um mit eigner Kraft dem Könige dieſe Colonien zu ſichern, deren Beſitz für Preußen von der größten Wichtigkeit iſt, denn durch ſie wird es zu einer Seemacht erhoben. Der König iſt ein guter Wirth und will kein Geld für weitausſehende Plane bewilligen, giebt ihm die Hebung dieſer Schätze aber die Mittel, ſo hoffe ich, wird er dieſe ſchöne Bürgſchaft künftiger Größe nicht von ſich weiſen.

„Und Sie für Ihre Perſon würden gar nichts von dem Gelde in Anſpruch nehmen?

„Wie könnte ich? Welches entfernte Recht hätte ich auf ein Gut, das durch Verbrechen erworben wurde? —

„Wodurch aber wiſſen Sie, daß gerade ich in dem Beſitze dieſer Papiere bin.

„Durch genaue Erkundigungen bei jüdiſchen Familien in Harlem und Rotterdam habe ich erfahren, daß Sie — aber verzeihen Sie mir, wenn ich durch Ihre Frage veranlaßt, vielleicht unangenehme Erinnerungen bei Ihnen errege.

„Nein, nein, da Sie ſchon ſo viel von meinen früheren Verhältniſſen wiſſen, ſo mag ich auch kein Hehl gegen Sie haben, doch würden Sie mich verbinden, wenn Sie das, was Sie darüber erfahren, hier nicht bekannt werden ließen. Das allergnädigſte Vertrauen Seiner Majeſtät hat mich mit Feinden und Neidern umringt, die gewiß alles hervorſuchen würden mir meinen Urſprung vorzuwerfen.

„Sein Sie unbesorgt. — Schon die Verbindung, die ich mit Ihnen beabsichtige, zwingt mich zur Vorsicht in dieser Beziehung. Ich erfuhr also in Harlem daß Sie in Braunschweig Fasanenwärter gewesen wären, und wußte, daß Ihre Familie jene Papiere, an deren Besitz meinem Vater schon so viel lag, daß er einen langwierigen Prozeß mit Ihrem Onkel führte, heimlich nach Deutschland geschickt worden waren, um sie aus dem Wege zu räumen. Damals waren Sie aber noch nicht zum Christenthum übergegangen. Ich erfuhr in Braunschweig, daß Sie nach Köthen gegangen und dort als Marktschreier bei einem Zahnarzt zuletzt gesehen worden wären, reiste Ihrer Spur nach, erfuhr Ihre Anwesenheit und bekam endlich die Gewißheit, daß der einflußreiche Geheime Kriegs- und Domainen-Rath Eckardt, den das Volk schlechtweg nur den Kaminrath nennt, kein anderer als eben jener Jonathan van Voorst sei, der seinen Eltern in Holland entlaufen und unter dem Namen Eckardt, sich endlich so hoch hinaufgeschwungen habe; doch wollte ich erst meiner Sache gewiß sein, daher meine erste Frage, von der Sie jetzt gewiß einsehen, daß ich sie thun mußte."

„Gern gestehe ich Ihnen Herr van der Queeß, daß Sie mich anfangs in Verlegenheit gesetzt, denn nur ungern sehe ich mich an die Vergangenheit erinnert, nicht aus thörigtem Hochmuth, denn ich bin im Gegentheil stolz darauf, durch eigene Kraft das

geworden zu ſein, was ich bin, aber es wäre mir doch nicht lieb, wenn meine früheren Lebensumſtände ſo allgemein bekannt würden, daß man mir gegenüber ein Recht hätte, davon zu ſprechen. Schon der ſonderbare Titel des Kaminrathes, den mir das Volk giebt, beweiſt Ihnen wie leicht man ſich an Kleinigkeiten feſſelt, und mir gern meinen Urſprung vorwirft."

„In der That iſt mir dieſe Benennung ſchon aufgefallen. Welche Bewandniß hat es eigentlich damit?"

„Als ich nach Berlin kam, hatte ich durch Zufall Gelegenheit dem Grafen von Truchſeß einen guten Rath zu geben, wie er auf leichte Art die ſchlecht angelegten Kamine ſeines Hauſes ſo einrichten könne, daß ſie nicht mehr rauchten. Durch die Empfehlung des Grafen wurde Seine Majeſtät aufmerkſam. auf mich, Allerhöchſtwelcher die Kamine auf dem Jagdſchloſſe Koſſenblat nach meiner Angabe ändern ließ. Dort, bei der Arbeit ſprach mich Seine Majeſtät um erſtenmale, und da ich ſelbſt mit Hand anlegte, ſo gefiel Allerhöchſtdenſelben meine Thätigkeit, ich hatte das Glück, durch meine Freimüthigkeit die Allerhöchſte Aufmerkſamkeit auf mich zu ziehen und daher jener Spottname."

„Verzeihen Sie, unterbrach der hereintretende Oberſt von Einſiedel das Geſpräch, aber eben meldet die Ordonanz, daß die Mohren unten im Geſinde-

zimmer sind. Wir könnten jetzt zum Werke schreiten." —

„Ganz zu Befehl Herr Oberst, wenn Herr van der Queeß so gut sein will, uns seinen Beistand zu leihen." —

Beim Hinuntergehen in das Gesindezimmer nahm der Geheime Rath Gelegenheit, van der Queeß zu einer genauen Besprechung nach Berlin einzuladen, da er Morgen schon mit Seiner Majestät nach Berlin müsse, dort auch die fraglichen Papiere lägen, und die Angelegenheit sich mit Ruhe und Bequemlichkeit besprechen lasse, zugleich bot er ihm eine Wohnung in seinem Hause an, da die Wichtigkeit des Gegenstandes doch wohl ein häufiges Zusammensein erfordern würde. Van der Queeß nahm dies Anerbieten um so lieber an, als er darin den Wunsch des Geheimen Rathes zu erkennen glaubte, sich seinen Absichten anzuschließen.

Der Oberst trat mit den beiden Herren nun in das Gesindezimmer, aus dem sich sofort die Ordonanzen, so wie die Dienstboten entfernen mußten. Zwei der Mohren standen schon mit ängstlichem Blicke harrend zunächst der Thür, denn draußen auf dem Hofe hatten sie den Bataillons-Profoß mit 2 Bund Stroh und mehreren Haselstöcken ankommen sehen, und sannen nun vergeblich nach, was sie wohl begangen haben könnten. Daß der gestrenge Herr Oberst zu so später Abendzeit sie hatte holen lassen war ihnen unerklärlich, aber die Anwesenheit

des Profoßes ſagte ihnen nur zu deutlich, was man mit ihnen vorhabe, und ihre Befürchtung wurde zur Gewißheit als der Oberſt mit ſtrenger Miene vor ſie hintrat.

„Was habt Ihr heute Vormittag bei dem Begräbniß geſprochen, als Ihr auf dem Kirchhofe zurückbliebet, um dem Todtengräber zu helfen?“ —

„Nix, Maſſa Oberſt! Nix — Was ſoll armer Mohr ſprechen, Maſſa, Mohr hat nix geſprochen.“ —

„Leugnet nicht, Burſchen, oder ich laſſe Euch ſchlagen, bis Ihr den Geiſt aufgebt. — Bedenkt Euch wohl, was Ihr ſagt. Ich frage noch einmal, was habt Ihr heut Morgen auf dem Kirchhofe geſprochen?“ —

„Bei Jeſus, Maſſa Oberſt, nix! Haben wir geſprochen von ſchwere Dienſt, Maſſa, von Marſchieren vor Berlin, von arm Cammèrad, was iſt begraben worden.“

„Nun denn, ſo ſoll Euch ſchwarzen Hunden der Herr hier ſagen, was Ihr geſprochen habt. Herr van der Queeß, haben Sie jetzt die Güte dieſen verſtockten Kerlen zu beweiſen, daß wir bereits von Allem unterrichtet ſind.“

Wie vom Blitze getroffen ſtarrten die armen Teufel bald den Oberſten, bald van der Queeß an, als dieſer ſie in ihrer Landesſprache anredete, und von ihnen verlangte, ſie ſollten Alles geſtehen, was ſie von dem Complott der Soldaten wüßten. Kaum trauten ſie ihren Ohren, als ſie hier, ſo viele hun-

dert Meilen von ihrer Heimath entfernt, die Worte ihrer Mutterſprache, von einem Europäer hörten, konnten aber nun nicht mehr leugnen, da ſie ſich ganz gut erinnerten, den Sprechenden am Morgen auf dem Kirchhofe geſehen zu haben.

In der höchſten Angſt ſtürzten ſie vor dem Oberſten auf die Knie, küßten ſeine Füße, baten um Mitleid und Erbarmen und verſprachen Alles zu geſtehen, was ſie wüßten. Es begann nun ein vollſtändiges Verhör in welchem der Oberſt ihnen Fragen vorlegte, die van der Queeß überſetzte, wenn ſie nicht verſtanden wurden und ſo der ganze Umfang des Complotts zu Tage kam, ſo weit jene Mohren überhaupt darum wußten. Tag und Stunde der Ausführung kannten ſie nicht, glaubten aber, daß entweder auf dem Marſch nach Berlin, während der Anweſenheit dort, oder gleich nach der Rückkehr in die alte Garniſon, die Verſchworenen ihren Plan ausführen würden. Gleichzeitig ſollten über die Hälfte der Offiziere des ganzen Leib Bataillons Grenadier ermordet, die Pferde derſelben genommen, und auf dieſen die Deſertion bis zur Grenze möglich gemacht werden. Das Complott ſollte, ſo viel die Geängſtigten davon gehört hatten, aus 50 bis 60 Mann der verwegenſten, ſtärkſten und größten Grenadiere beſtehen und zwar ausſchließlich aus Italienern, Dalmatiern, Ungarn und Slavaken. Auch ihnen waren Anerbietungen gemacht, und ihnen geſagt worden, ſie könnten in Dresden an dem prachtliebenden ſäch-

ſiſchen Hofe ihr Glück machen, denn dort würden Mohren zu Läufern und Lakayen eben ſo geſucht als gut bezahlt, und aus Furcht vor Rache hatten ſie zugeſagt, waren aber nie ganz ins Vertrauen gezogen worden, kannten auch nur wenige der Verſchworenen. Zu den Verſammlungen der Verſchwornen, die nur des Nachts ſtatt gefunden, waren ſie nie mitgenommen worden, da ſie doch nichts von der Sprache derſelben verſtanden hätten, daher konnten ſie auch nur 3 Grenadiere namentlich angeben, die unmittelbar mit ihnen davon geſprochen.

Der Oberſt ließ nach beendetem Verhör, die beiden Mohren ſogleich abgeſondert in Arreſt bringen und drohte ihnen mit dem Galgen, wenn ſie verriethen, was geſchehen. Während dieß geſchah, trat eben Leberecht von Queiß, vom Garniſonkirchhofe kom...nd in das Haus und begegnete dem Oberſten, der mit ſeinen beiden Gäſten in das Arbeitszimmer, eine Treppe hoch, zurückkehren wollte.

„Gut, daß Sie kommen Herr Lieutenant, ich habe einen wichtigen Auftrag für Sie. Die Kerle haben geſtanden, und es handelt ſich jetzt nur darum die Rädelsführer jenes Complotts für den Augenblick unſchädlich zu machen. Sie müſſen verhaftet werden, ohne daß die Anderen etwas merken und es wäre gut, wenn dies heut Abend ſchon geſchähe. Gehen Sie doch gleich und nehmen eine Quartier-Reviſion vor, kommandiren Sie in jeder Compagnie einen Lieutenant, daſſelbe zu thun. Mocſicz,

Jefremowicz und Piatkin, alle 3 von der Leib Compagnie müſſen heut noch in Arreſt. Bei der Reviſion werden Sie wohl irgend eine kleine Urſache, ein ungeputztes Gewehr, einen angelaufenen Knopf oder dergleichen finden, um ſie gleich in Arreſt zu ſchicken. Damit es keinen Verdacht erregt bei den anderen, ſchicken Sie auch einen Deutſchen, gleichviel wen, in Arreſt. Die Verſchwornen werden dann ohne ihre, im Arreſt ſitzenden Cammeraden nichts unternehmen wollen, und wir können dann von dieſen erfahren was wir brauchen. Ich verlaſſe mich übrigens ganz auf Ihre Umſicht und Thätigk . bedenken Sie, daß der Allerhöchſte Dienſt bei dieſer Angelegenheit Eifer und Hingebung erfordert. Guten Abend! — Iſt es Ihnen gefällig meine Herren, die Damen werden warten. Es wird mir übrigens ſogleich berichtet, wenn die Kerle im Arreſt ſind. —

Bei dieſen Worten wollte der Oberſt mit ſeinen beiden Gäſten die Treppe hinauf und zur Geſellſchaft zurückgehen, von der Dueſſ aber der keine Luſt hatte ſich beim Thee zu langweilen, empfahl ſich und verließ mit ſeinem Vetter das Haus. Mit kurzen Worten erzählte er dieſem, was bis jetzt im Hauſe des Oberſten vorgegangen, und ging dann in den ſchwarzen Adler zurück, um zu ſeiner morgenden Abreiſe das Nöthige vorzubereiten.

In ſonderbarer Aufregung durch die Vorgänge des Abends, eilte Lebrecht von Lucis durch die dunklen Straßen der Stadt nach den holländiſchen

Häusern, in denen die größere Mehrzahl der Grenadiere des Leib Bataillons bei Bürgern einquartirt war. Der Gedanke an die Tochter des Todtengräbers verließ ihn keinen Augenblick. Vergebens versuchte er immer wieder, durch die Wichtigkeit des Auftrages, der ihm geworden, sich der Erinnerung zu entschlagen, die ihm jene Beschämung und Verlegenheit vor die Seele zurückführte, welche ihn der unschuldigen Maitiaquet gegenüber überkommen. Wie vorwurfsvoll erschien ihm jetzt sein Beginnen, wie schaal sein ganzes bisheriges Treiben! leichten Sieges bei leichtem Sinn gewohnt, hatte er nie gefühlt mit wie siegender Kraft die Unschuld des Weibes selbst der zügellosesten Leidenschaft entgegentritt. Aber er hatte auch nicht erwartet, bei einem Mädchen so niederen Standes sich seiner Absicht schämen zu müssen, und der Gedanke, diese von ihr erkannt, und verachtet zu sehen, war ihm unerträglich. Er sann hin und her, wie er das Geschehene gut machen, wie er das Verlorene wieder einbringen könne, aber er fand kein Mittel, das er vor sich selbst zu rechtfertigen wagte.

So kam er zerstreut und nachdenkend zu den holländischen Häusern. Zunächst sorgte er dafür, daß ein Lieutenannt auf jede Compagnie zu einer augenblicklichen Quartier-Revision beordert wurde, ging dann zum Feldwebel der Leib Compagnie und befahl diesem, ihn in sämmtliche Quartiere zu begleiten. Nach der Quartierliste wendete er

ſich zuerſt dahin, wo die 3 Rädelsführer zuſammen lagen, und war nicht wenig erſtaunt, das Quartier leer, und alle 6 Soldaten, die hier einquartiert waren, nicht zu Hauſe zu finden. Mit einem ſtrengen Blicke auf den Feldwebel, der ſelbſt kaum ſeinen Augen traute, und ſchon die Verantwortlichkeit ermaß, die ihn für dieſe grobe Vernachläſſigung des Dienſtes treffen mußte, ließ der Lieutenant den Wirth des Hauſes rufen, um dieſen wegen der Abweſenheit ſeiner Einquartierung zu befragen. Dieſer ſchüttelte den Kopf und begriff gar nicht, wie alle ſechs ſo unbemerkt aus dem Hauſe gekommen ſein ſollten. Nach ſeiner Ausſage hatte er nie dergleichen bemerkt, die Hausthür war auch wirklich beim Eintritte der Viſitirenden von innen verſchloſſen gefunden worden, ſo daß ſie durch dieſe nicht ohne Wiſſen und Willen des Wirthes das Haus hatten verlaſſen können, und daß er nichts davon gewußt, beſchwor er hoch und theuer. Sollten die Verſchworenen ſchon in dieſer Nacht zur Ausführung ihres Complotts geſchritten ſein? Was war hier zu thun? —

Noch ſann der Lieutenant nach was er zunächſt thun ſolle, um ein mögliches Unglück abzuwenden, als in der dunklen Kammer nebenbei ſich ein leiſes und verſtohlenes Flüſtern vernehmen ließ. Auch der Feldwebel und der Wirth hatten es gehört und wollten eben ſprechen, als ein ſtrenger und bedeutender Blick des Lieutenants ihnen Stillſchweigen befahl. Es war als ob mehrere Perſonen ſich ge-

genſeitig bei etwas Hülfe leiſteten, die Dielen knarrten, Schemel wurden gerückt und plötzlich öffnete ſich die Thür, durch welche zwei von den Grenadieren, die hier im Quartier lagen, mit umgekehrt angezogenen Uniformen, und geſchwärzten Geſichtern, das aufgebundene Zopfhaar lang um den Kopf hängend, eintraten. Heftig erſchrecken über die Anweſenheit des Offiziers in ihrem Quartiere, prellten ſie wieder in die Kammer zurück, ſchlugen die Thüre zu und flüſterten dort leiſe untereinander. Leberecht begriff, daß hier raſch und kräftig gehandelt werden müſſe, wenn nicht Alles verloren ſein ſollte, ſtieß mit einem Fußtritt die Thür auf, packte den erſten beſten, der ihm in die Hände fiel, riß ihn in das helle Zimmer, zog den Degen und fuchtelte ſo nachdrücklich auf den Soldaten los, daß dieſer wimmernd zu Boden ſtürzte. Betroffen und keines Entſchluſſes mächtig, ſtarrten die andern Soldaten durch die offne Thür auf dieſe Scene, und warfen ſich fragende Blicke zu. Leberecht bemerkte es, rief dem Feldwebel zu: Bleibe Er hier, die anderen ſollen gar nicht ſehen, wie ich dieſe Kerle hier gefunden; — daß mir keiner von den Unteroffizieren von der Straße heraufkömmt, ich will den Hunden ſelbſt ihre nächtlichen Liebesabenteuer austreiben. Mit dieſen Worten, die den Verſchwornen nur ſagen ſollten, daß Hülfe in der Nähe ſei, ſtürzte er ſich abermals in die Kammer, riß einen zweiten heraus, trat den erſten, der ſich unterdeſſen wieder

aufrichten wollte mit Füßen, und befahl auch den Andern augenblicklich herein zu kommen.

„Also hat der Feldwebel doch Recht, daß Ihr verdammten Kanaillen Nachts auf Liebesabentheuer ausgeht, und die Dienstmädchen verführt. Ich habe es nicht glauben wollen, aber nun sehe ich, daß er Recht hat. Wartet, der Katerstieg soll Euch schlecht bekommen. Ich will Euch suchteln, daß Euch das Lüstchen schon vergehen soll. Sehe Er nach Feldwebel, wie die Kanaillen da durch die Kammer aus dem Hause gekommen sind und schicke er den Platrinn, den Jeſremovicz und Mocſicz gleich in Arreſt. Wartet! Morgen werden wir uns sprechen. Angetreten! zur Gewehr-Reviſion und wehe Euch wenn ich ein ungeputztes Gewehr finde.

Es war ein wunderbarer Anblick, dieſe ſechs Mitſen ſo von dem eiſernen Joch gewohnter Disziplin gebändigt, ohne ein Wort zu ſprechen mit ihren Gewehren ſich in Reihe und Glied ſtellen zu ſehen. Eben von einer Zuſammenkunft aller verſchwornen Soldaten zurückgekehrt, wo die Ermordung der Offiziere abermals beſprochen, und Jeſremovicz ſogar die des Lieutenants von Dueiß übernommen hatte, ſich der ſchweren, rückſichtsloſen Strafe bewußt, die für das unerlaubte Verlaſſen des Quartiers ſie treffen mußte, körperlich mißhandelt und mit den Waffen in der Hand vermochte das eine Wort: Angetreten! ſie zu blindem Gehorſam zurückzuführen.

Der Lieutenant revidirte genau die Gewehre

und verließ dann das Quartier, indem er Sorge trug, daß der Feldwebel die drei Gefährlichſten ſogleich in Arreſt führte. Der glückliche Gedanke ſie nur nächtlicher Liebesabentheuer beſchuldigt, und ſo ihnen die Furcht genommen zu haben, daß wohl ihr Complott verrathen ſein könne, hatte den blutigen Entſchluß einiger, den Lieutenant, Feldwebel und Wirth jetzt gleich zu ermorden, zurückgehalten, und ſie bewogen, ſich ohne Widerſtand der kleinen Strafe, für das unerlaubte Verlaſſen des Quartiers auszuſetzen.

Dem Befehl des Oberſten folgend, begab ſich Lebrecht nun in die andern Quartiere, nachdem er ſich überzeugt, daß jene 6 durch ein Fenſter in der dunkeln Kammer auf den Boden des Hinterhauſes und von dort über den Zaun auf die Straße gelangt waren. Ueberall fand er die Soldaten in ihren Quartieren, mehr oder weniger erſchrocken über die Quartier-Reviſion zu ſo ungewöhnlicher Stunde. Einige wurden in Arreſt geſchickt, Andere von dem begleitenden Unteroffizier ſofort gezüchtigt, nirgend aber der Verdacht geweckt, das Complott könne verrathen ſein. So wurde alſo die Abſicht des Oberſten vollſtändig erreicht und gegen 11 Uhr konnte Lebrecht in ſein Quartier zurückkehren, nachdem er über den Erfolg dem Bataillons-Commandeur Rapport abgeſtattet. —

VII.

Drei Tage nach dieſen Vorgängen in Potsdam hatten die von dort, Neu-Ruppin, Cüſtrin und Frankfurt nach Berlin gekommenen Truppen Revue vor dem Könige auf dem Felde beim Dorfe Tempelhoff. Schon um 4 Uhr Morgens waren die Bataillone auf den Plätzen der Stadt zuſammengetreten und marſchierten nun in dem damals üblichen Ceremonialſchritt die breiten Straßen der Friedrichs-Stadt entlang zu der Brücke über den Landwehrgraben, welche damals als Thor für den neuangelegten Stadttheil diente. Dieſer Graben, der 1705 angelegt wurde, vertrat die Stelle der Stadtmauer und ſollte theils dazu dienen, der Deſertion vorzubeugen, theils die Beaufſichtigung der Acciſe zu erleichtern. Schon hatte es 8 Uhr geſchlagen, und noch waren die Truppen nicht über die Brücke, da wo jetzt das Halliſche Thor ſich befindet. Ueberall an den Gartenzäunen und Bauſtellen ſtanden Volksgruppen, um dem Vorbeimarſch der Regimenter zuzuſehen, blickten aber ſchon die Straßen hinab, ob der König nicht käme; denn ſie wußten, daß jeder Gaffer und Müßiggänger ihm ein Gräuel war, ja wohl augenblickliche Züchtigung zu erwarten hatte. Gewöhnlich pflegte der König die Jeruſalemmer Straße hinunter und an der neuen, von ihm vor 10 Jahren erbauten Kirche vorüber zu reiten, dann in die Lindenſtraße einzubiegen, die zu jener Zeit

faſt nur von Gärten eingeſchloſſen war, daher blickten die Bürger vorzüglich dorthin, um bei Zeiten vor der Annäherung des Gefürchteten gewarnt zu ſein. Am Eingange zum Rondeel, da, wo man ſowohl die Friedrichs- als Lindenſtraße überſehen konnte, ſtand eine beſonders zahlreiche Gruppe von Zuſchauern, die ſich vorgenommen hatten, der Revue beizuwohnen, aber erſt den König vorüber laſſen wollten, um dann unbemerkt auf das freie Feld zu gelangen.

„Wißt Ihr was, — da bauen ſie ja eben ein Haus, — das denke ich — oder um mich beſſer auszudrücken — bin ich überzeugt, hilft uns aus der Noth. — Wenn wir den Alten kommen, ſich nähern und approchiren ſehen, ſo ziehen wir uns die Röcke aus, helfen den Maurern und Zimmerleuten, karren Schutt, oder thun ſonſt Handreichung: dann, denke ich, meine oder bin — beſſer geſagt — gewiß, der Alte wird ein beſonderes Wohlgefallen an uns haben.“

„Das heiß' ich einen vernünftigen Rath, Herr Vegtins. Da ſieht man doch gleich, wer etwas von der Gelehrſamkeit weg hat. — Ich wüßte ſo nicht, wo wir raſch genug hin ſollten, wenn er uns über den Hals kommt: und ſo was ſieht man doch nicht —

— alle Tage.“, „w[illegible]t Ihr ſagen.“ Sehr wohl, Lichtzieherm[illegible]ſter, Gewerksälteſter, auch Rathsfreund Semmele. — Es iſt ſo zu ſagen eine Königlich Preußiſche Parade etwas durchweg Merkwürdiges und

Außerordentliches, wozu ſich viele vornehme Leute meilenweit, ja aus andern Ländern annenhero begeben; alſo ſollte es eigentlich den Bürgern derer Reſidenz von Sr. Allergnädigſten Majeſtät nicht ſo ungnädig genommen werden, wenn ſie auch einmal zuſehen, dabei ſein, oder die Sache mitmachen wollen."

„Was kommt denn da für eine Kutſche? — Seht doch mal, — die Fenſter ſind dicht zugemacht und inwendig mit einer Montur verhängt. Auf dem Bock ſitzt ein Wagenknecht von den großen Potsdamern und hinterher geht ein Feldwaibel."

„Ich weiß es nicht, ſehr werther Herr Bierziefenſchreiber-Adjunkt, ja ich geſtehe ſogar, gegenwärtige Kutſche nicht zu begreifen. Hm, zugehängte Fenſter! — Militair hinterher und auf dem Bocke. — Sehr abſonderlich apart oder — um mich beſſer auszudrücken: — unbegreiflich."

„Wenn das ein Staatsgefangener wäre?" —

„Oder hat der Kronprinz vielleicht wieder etwas begangen?"

„Ach was, es wird ein Kranker ſein." —

„Ihr ſeid ja kürzlich erſt in Potsdam geweſen, Herr Vogtius, habt Ihr denn dort ſolche Kutſchen — — geſehen?" „wollt Ihr ſagen, Herr ſtellvertretender Raths-Zimmermeiſter. Nicht daß ich's ſagen könnte, obgleich mir ſonſt des Merkwürdigen dort viel mancherlei und Verſchiedenes begegnet iſt. — Vorliegende Kutſche aber" — —

„Was zerbrechen wir uns den Kopf. — Wir können ja den Feldwaibel fragn.“

„Ein guter Gedanke, Her Vierzieſenſchreiber-Adjunkt, ja ein vortrefflicher Gedanke, der uns ſogleich aus der Verlegenheit des Nichtwiſſens in den ungleich angenehmeren Zuſtand der Erkenntniß zu verſetzen durchaus geeignet iſt.‘

„Na denn will ich's mal verſuchen. Mit Verlaub, Herr Feldwaibel, — was befindet ſich denn in der Kutſche, welche Er da eskotirt?“ —

„Da hat Er den Dreck nich zu fragen!“ —

„So, ſo! — Er meint, danach hätten wir nichts zu fragen? — Meine Herren, 's iſt doch eigentlich ſchändlich, daß ſich ein Soldat unterſteht, einem Bürger eine ſo grobe — —

— Antwort zu geben.“ „will Ihr ſagen. Ja es iſt eine böſe Zeit. Die Soldaten und abſonderlich die ſämmtlichen Primoplanen tanzen denen Bürgern vel quasi auf der Naſe herum. Er mag, was das Argument betrifft, nicht ganz Unrecht haben, dieſer Feldwaibel, denn es kann allerdings die Möglichkeit gedacht werden, daß ſich in jener Kutſche Dinge befinden, verhanden ſind oder ſtecken, welche uns wirklich nichts angehen, deswegen braucht dieſer Mann aber nicht vom Dreck zu reden, welches doch unzweifelhaft ein höchſt unexpektirlicher Weiſez für Jedermann iſt. Ich kann mich umhin, dieſe meine Meinung unumwunden zu erkennen zu geben, auszuſprechen oder an den Tag zu legen.“

„Und ich frage blos, von was ſollten die Soldaten wohl eſſen, ſo blank und geſchniegelt einherſtolzieren, wenn die Bürger nicht das Geld dazu gäben? Alſo brauchten ſie auch nicht — —

— ſo grob zu ſein.“ „wollt Ihr ſagen, Herr Lichtziehermeiſter, Gewerks-Aelteſter auch Rathsfreund. Ja da habt Ihr wohl Recht. — Aber es iſt ſo Ton, Gewohnheit und Herkommen bei'm Militair. Da iſt der General gegen den Stabs-Offizier, der Stabs-Offizier gegen den Subaltern-Offizier, der Subaltern-Offizier gegen die Primaplanen und die Primaplanen gegen die Soldaten grob. Alſo immer nach unten. Nach oben hüten ſie ſich wohl. Da nun die gemeinen Soldaten Niemanden unter ſich haben, ſo ſind ſie gegen die Bürger grob; und dieſes dürfte als Urſache dafür angegeben werden.“

„Seht doch, da kommen ſchon die Caroſſen derer Geſandten. — Das weiß der Henker, die müſſen auch ihre Naſe überall dabei haben; ſind eigentlich auch nichts weiter als Spione, die Alles genau auskundſchaften. Und was ſie für Staat machen! Ich möchte wohl wiſſen, ob unſere preußiſchen Geſandten wo anders auch ſo viel Geld ausgeben und es doch eigentlich außer Landes ſchleppen.“ —

„Schwerlich, Herr ſtellvertretender Raths-Zimmermeiſter, da dächte ich, kennten wir unſern alten Herrn doch beſſer. Ehe der einen Thaler herausrückt, beſieht er ihn drei mal und dann ſteckt er ihn

erſt recht wieder in die Taſche, damit er warm ſitzt und ſich nicht erkältet in der Luft.

— Seht nur mal da die Caroſſe des franzöſiſchen Geſandten. Solche Pracht iſt ſeit des hochſeeligen Königs Zeiten in Berlin nicht geſehen worden. — Gott bewahre, das funkelt ja und blitzt ordentlich! — Ich weiß ſchon, wer ſich heut' wieder darüber ärgert — das iſt — —

— der König." „wollt Ihr ſagen, Herr Lichtziehermeiſter, Gewerks-Aelteſter und Rathsfreund. Ja dergleichen erſchreckliche Pracht kann er nicht leiden, haßt ſie oder — um mich kürzer auszudrücken — hat ſie auf dem Strich. Wie die Kerle ausſehen, die Laquayen, grade, wie die Papageien. Hellgrüne Röcke, gelbe Weſten, rothe Hoſen, — und wieviel unnützes Volk! — Vorne zwei Läufer, neben dem Bock zwei Reitknechte, auf dem Wagentritt zwei Mohren, hinten auf 6 Laquayen, und zu Pferde hintendrein ein Heyducke: die Franzoſen müſſen ſchrecklich viel Geld übrig haben."

„Donnerwetter! da kommt der Alte die Wilhelmsſtraße herauf. — Wo Teufel kommt er denn heut' dahin! — Kinder, die Röcke aus und an die Arbeit; ſonſt können wir uns nur den Buckel ſchmieren."

Kaum beg der König, nur von einem Adjutanten und dem Gouverneur von Berlin, General Forcade, begleitet, um die Ecke der Wilhelmsſtraße auf das Pendeel, als auch im Augenblick der ganze Platz leer war. Alles eilte entweder in die nem-

gen einzeln ſtehenden Häuſer, hinter die Gartenzäune oder die Linden- und Friedrichsſtraße hinauf, um nur dem Könige aus dem Geſichte zu kommen, welcher eben an der Caroſſe des franzöſiſchen Geſandten, Marquis d'Argentières des Cinq-Maiſons vorüberritt. Die Caroſſe hatte angehalten, die Laquayen und Mohren weren heruntergeſprungen, hatten den Schlag aufgeriſſen, ſo daß der Marquis auf den Wagentritt hinausſteigen und ein tiefes Compliment vor Seiner Majeſtät machen konnte, welches der König mit einem leichten Kopfnicken erwiederte, dabei auf die bunt aufgeputzten Domeſtiquen zeigte und dem General Forcade etwas in's Ohr flüſterte.

Da mancherlei Baumaterial auf dem Rondeel lag, ſo bog der König in die Richtung ein, welche zur Verlängerung der Friedrichsſtraße beſtimmt war, und mußte ſo an dem Neubau des Hauſes vorüber, wo die ſämmtlichen Bürger, welche vorher den Vorſchlag gut gefunden, Steine zureichten, Sand karrten, Kalk zutrugen und mit dem größten Eifer den Handwerkern halfen. Angenehm von dieſem Fleiße, dieſer nützlichen Thätigkeit überraſcht, hielt der König ſein Pferd an, ritt dann bis an die äußere Umzäunung des Baues und ſah mit Vergnügen der Arbeit zu. — Das hatten ſie indeſſen nicht erwartet, und als der König nun gar einem von ihnen zurief:

„Komm Er mal her!“ —

— da wurde ihnen doch angſt und der kleine rührige Caſtellan Vogtius glaubte jetzt, ſeinen Freunden und Bekannten, die er durch ſeinen Rath in dieſe Patſche geführt, auch wieder heraushelfen zu müſſen. Schmunzelnd ſchob er ſich bis an das Pferd des Königs und fragte demüthig:

„Was befehlen Allerdurchlauchtigſte Majeſtät?“

„Hör' Er mal, das gefällt mir. Ein ordentlicher Hauswirth ſieht nie müßig. — Aber wie kommt es, daß hier ſo viele Bürger Hand anlegen; hat denn der Bau ſo große Eile?“ —

„Zu dienen, Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter, auch Allergnädigſter König und Herr! Sind Alles Nachbaren dieſer Bauſtelle, — und da wir wiſſen, daß Ew. Majeſtät ein großes, beſonderes, oder — um mich beſſer auszudrücken — ausnehmendes Wohlgefallen am Neubau der Häuſer haben, ſo haben wir uns zuſammengethan, um unſern Nachbaren zu helfen, zu fördern und ihnen unter die Arme zu greifen.“

„Hör Er mal, das iſt gut und ſoll ſo bleiben. — Ihr ſeid ja aber ſo viel, daß Ihr Euch einander hindert. Geht lieber die Hälfte da in die Wilhelmsſtraße, da wo ich eben die neuen Häuſer angeſehen, da iſt ein Haus, wo kaum zwei Menſchen daran arbeiten. Sagt nur, Ich ſchickte Euch. — Werde nachher wieder vorbeireiten und ſehen, ob Ihr etwas vor Euch gebracht habt. — Wie heißt Er?“ —

„Theophilus Vogtius, Caſtellan, Seſſionsdiener

auch Abſchreiber derer Societät der Wiſſenſchaften; Ew. Majeſtät allerunterthänigſt aufzuwarten." —

„Iſt mir lieb, daß die Societät ſich einen ordentlichen Mann dazu ausgeſucht hat. — Strenge Er ſich auch nicht zu ſehr an. Er ſchwitzt ja ordentlich. Fürchtet ſich wohl vor mir — da thut Er Unrecht. Kein ordentlicher, fleißiger Mann braucht ſich —

— vor mir zu fürchten." „wollen Ew. Majeſtät ſagen. Das wohl — aber man iſt es doch ungewohnt, mit ſo hohen Häuptern —

„Na, nun halte Er ſein Maul und verſäume Er ſich nicht in der Arbeit. Alſo die Hälfte in die Wilhelmsſtraße. Verſtanden? — Gott befohlen!"

Mit langen Geſichtern ſahen die Bürger dem Könige nach, als dieſer gegen die Grabenbrücke weiterritt. — Das hatten ſie nicht erwartet. Was war nun anzufangen? Das Zuſehen bei der Revue war nun nicht mehr möglich und wenn der König ſie bei der Rückkehr nicht mehr an der Arbeit fand, ein ſchlimmer Lohn für die Lüge zu erwarten. Gern hätte ſich Jeder einzeln davon gemacht, aber Jeder glaubte ſich vom Könige geſehen und fürchtete wiedererkannt zu werden. Alle Vorwürfe gegen den verblüfften Vogtius halfen alſo nichts; ſie mußten gute Miene zum böſen Spiel machen, ſich vertheilen und rüſtig fortarbeiten.

Die Truppen waren indeſſen auf dem, zur Revue beſtimmten Platze zwiſchen der Haſenheide und dem

Dorfe Tempelhoff angekommen, hatten ſich in eine lange Linie aufgeſtellt, und erwarteten, gerichtet, die Ankunft des Königs. Von der Brücke über den Landwehrgraben an, war Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau der graue Kriegsheld, mit den Regimentern geritten, hatte jedes einzelne in die Aufſtellung einrücken laſſen, ſelbſt mit eiſerner Geduld jedes Bataillon gerichtet und ſich dann an den rechten Flügel der Linie geſtellt, wo er mit wohlgefälligem Blicke die ſchnurgerade Stellung überſehen, und zugleich Seine Majeſtät empfangen konnte. Am Ausgange der Haſenheide hielt der Kronprinz in der Uniform des Regiments „von Golz" mit den Prinzen ſeinen Brüdern und der Generalität, deren Begleitung der König nicht eher zu verlangen pflegte, bis er bei den Truppen ankam weil ihm jedes Gepränge, jedes Aufſehen in den Straßen der Stadt, oder überall wo es nicht unumgänglich nöthig war, überflüſſig erſchien. Ehrfurchtsvoll ſprengten die Prinzen ihrem Vater entgegen, als dieſer, nur von dem Gouverneur Herrn Forcade begleitet, unter den letzten Bäumen der Haſenheide ſichtbar wurde, küßten ihm die Hand, und warfen dann in kurzer Wendung die Pferde herum, ſo daß ſie links zunächſt hinter dem Pferde des Königs, bis an die Generalität heran ritten. Dieſe hielt mit abgenommenen Hüten, nach der Ancienneität in einer Reihe, verdrängte ſich tief als der König vorüberritt, und folgte dann en Suite bis zum rechten Flügel der Truppen an welchem

Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau dem Könige den Rapport übergab. Die Spielleute aller Bataillone und die Trompeter der Kavallerie Regimenter ſpielten jetzt Fahnen Trupp und der König ritt langſam mit feſtem Auge faſt jeden einzelnen Soldaten muſternd, die lange Linie hinab Das Regiment „von Gersdorf" hatte ſeit der letzten Special-Revue vorzugsweiſe viele große Rekruten im Auslande angeworben und aus den Zügen des Königs lächelte daher beſonderes Wohlgefallen, als er an dieſen vorüberkam, ja einer der Soldaten fiel ihm wegen ſeiner rieſenmäßigen Größe ſo auf, daß er ſogleich Befehl gab, denſelben zum Leib-Bataillon-Grenadier zu verſetzen.

Nach beendeter Revue ſollten die Truppen im Ceremonial-Marſche defiliren. Der König ſtellte ſich mit der ganzen Generalität, den Prinzen und dem anweſendem Hofe mit der Front gegen die Haſenheide auf, während die Karoſſen der Geſandten, der in Berlin lebenden Vornehmen und die wenigen anweſenden Zuſchauer gegenüber Platz nahmen. Als nun die Truppen links abmarſchirten um ſich in die Defilir-Linie zu begeben, kam auch jene Kutſche mit verhängten Fenſtern heran, die ſchon auf dem Rondeel-Platze den Bürgern aufgefallen war, hielt bei den großen Potsdammern ſtill, wurde geöffnet und es kamen die 6 Proſoße des Regiments zum Vorſchein, die alle auf überraſchende Weiſe genau ſo angezogen waren, wie

die Bedienten des Marquis d'Argentières des eing Maisons, nur daß ſtatt des grünen Rockes ein gelber ſtatt der gelben Weſte eine rothe und ſtatt der rothen Beinkleider, grüne, im Schnitt und Galleni-rung noch übertriebener und geckenhafter, mit ungeheurem plümirten Treſſenhut und einer thurmhohen Friſur geſehen wurden. Mit gemeſſenem, gravitätiſchem Schritte, nahmen die Proſoße die ihnen angewieſenen Stellung hinter den Bataillonen ein und marſchirten mit dieſen vorbei.

Niemand wußte was das bedeuten ſollte. Man flüſterte, fragte, ſtieß ſich an, nur der König blieb ernſthaft und ſah ſtarr zu den Karoſſen der Geſandten hinüber, als wolle er ſehen welche Wirkung dieſe nach der Mode gekleideten Proſoße dort hervorbringen würden. Als die Proſoße aber ſelbſt durch ſonderbares, und auffallend geziertes Marſchieren gewiſſermaßen die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer heraus forderten, da krachen alle und ſelbſt die Soldaten in ein ſo ſchallendes Gelächter aus, daß der König zufrieden mit dem Kopfe nickte. Seine Abſicht war es geweſen durch einen auffallenden Vergang die immer mehr um ſich greifende Nachäffungsſucht der Berliner in Kleidung und Friſur einmal dem öffentlichem Gelächter preis zu geben und dieſe war erreicht. Namentlich waren es die Dienſtboten des franzöſiſchen Geſandten ſo wie das, zur Geſandtſchaft gehörende Unter-Perſonal, welches durch groſſen Luxus in Kleidern, auffallende Farben und

geziertes Benehmen ſchon längſt das Mißfallen des Königs erregt hatten und es war daher im Tabacks-Collegium berathen worden, was man wohl thun könne, um dieſer Modethorheit einen empfindlichen Schlag beizubringen, die Berliner aber von dem Nachahmen derſelben ein für allemal abzuhalten. Hier hatte man endlich nach langen Debatten ſich für das, vom Könige ſelbſt vorgeſchlagene Mittel entſchieden, und die große Revue bei Berlin als den beſten Zeitpunkt dafür bezeichnet. —

Der Eindruck den dieſe ſonderbare Schauſtellung auf alle Anweſende machte, war ſehr verſchieden. Vom Gelächter gingen viele zu dem Nachdenken über, ob der franzöſiſche Geſandte das Ganze nicht als eine, ſeiner Nation zugefügte Beleidigung betrachten würde und bei den ſchwankenden Zuſtänden der Politik konnte eine feindliche Stellung Preußens gegen Frankreich von den wichtigſten Folgen ſein. Ganz Europa blickte damals mit Beſorgniß auf Preußen, dem einzigen Staate der eine zahlreiche, unabläſſig geübte Armee und einen von der ſtrengen Sparſamkeit des Königs erworbenen Schatz beſaß, ſo daß jede Macht ſein Bündniß ſuchte, Preußen aber unbekümmert um ihre Händel unter ſich, nur für die eigene Kräftigung und Erhebung arbeitete. Mit großer Geiſtesgegenwart hatte der Marquis d'Argentières des eingetretenen den unangenehmen Eindruck zu verbergen gewußt, den die Erſcheinung der Profoße und das Jubeln der Zuſchauer auf ihn gemacht, hatte ſogar

ſelbſt mit gelacht, um dadurch der Schärfe des Hohns die Spitze abzubrechen, nichts deſtoweniger fühlte er wohl, durch den handgreiflichen Scherz des Königs für den Augenblick der allgemeinen Beachtung ausgeſetzt zu ſein, und verließ mit den andern Geſandten nach beendeter Defilirung in ſehr übler Stimmung das Feld.

Der König war mit dem Reſultate der diesjährigen Revue ausnehmend zufrieden und zeigte ſich in beſter Laune. Die Chefs der Regimenter erfreuten ſich der gnädigſten Anerkennung, und in der That konnte man zu jener Zeit in ganz Europa keine ſo geübten, disziplinirten und zweckmäßig ausgeſtatteten Truppen ſehen, als die waren, mit denen Friedrich II. zwei Jahre ſpäter Schleſien eroberte. Sagte doch der große König ſelbſt in ſeinen Werken, von den Evolutionen dieſer Infanterie: „Sie machte dieſelben mit ſo vieler Genauigkeit, daß die Bewegungen eines Bataillons den Wirkungen des Triebwerkes einer vollkommen gemachten Uhr gleich kamen.“ Aber das Auge Friedrich Wilhelm des Erſten wachte auch ſtets über die kleinſten Details ſeines Heeres und ſetzte ſo ſeinen großen Nachfolger in den Stand, jene Kriege mit Erfolg zu führen, die Preußen ſo hoch erheben ſollten.

Bei der Rückkehr in die Stadt vergaß der König nicht, bei den Bauſtellen auf dem Rondeel und in der Wilhelmſtraße vorbeizureiten und noch einmal den dort arbeitenden Bürgern zuzuſehen.

Diesmal hielt er sich jedoch nicht weiter auf, und hatte auch kaum den Rücken gewendet, als diese Schubkarren, Steine und Sand stehen und liegen ließen, sich den Schweiß von den Stirnen wischten und voller Gift die Schauplätze ihrer unfreiwilligen Thätigkeit verließen. Der arme kleine Vogtius mußte stillschweigend so manche bittere Pille hinunterschlukken und dankte seinem Schöpfer, als er erst wieder zu Hause war. Voller Wehmuth erzählte er seiner Frau was ihm begegnet, wie sein Plan, die Revue zu sehen, vereitelt worden und er wie ein Tagelöhner gearbeitet habe. Seine Frau hörte ihm mit der größesten Geduld zu, denn sie wußte aus alter Erfahrung, daß ihr Mann keine Unterbrechung ertrug, und doch Alles schon voraus wußte, was sie hätte sagen können. Nur als er ganz fertig war, nichts, auch nicht der kleinste Nebenumstand mehr zu erzählen war, machte auch sie sich Luft und rief:

„Aber Theophile, sage mir um Gottes Willen, reitet Dich denn, mit Respekt zu sagen, der lebendige Satan, daß Du dem Könige gerade ins Gesicht lügst und weder an Frau noch Kind denkst. Wenn der Alte dahinter kommt, daß du ihn belogen, so bist du zum längsten Kastellan gewesen. Es ist nichts so fein gesponnen, das nicht" —

— „käme an das Licht der Sonnen, willst du sagen. Ja, so heißt es im Sprichwort, entbehrt aber jeder wissenschaftlichen Begründung, wie wir oben in der Sessions zu sagen pflegen. Wer sollte der König

wohl dahinter kommen, daß ich ihm durch eine Subterfuge, Stratagem, oder um mich faßlicher auszudrücken, Kriegeslist auf eine falsche Fährte geholfen. Hätte ich es nicht gethan, so hätte ich anderen Falles die schönsten Schläge genießen können, welche um so erniedrigender für einen Kastellan und Sessionsdiener derer Societät der Wissenschaften gewesen wäre, als in mir gewissermaßen die Wissenschaften und noch dazu publice, öffentlich oder coram populo flagellirt worden wären."

„Ich würde mir weniger daraus gemacht haben, wenn dich der Alte flagellirt hätte, wie du es nennst, als daß du dich unterstanden, ihm geradezu etwas vorzulügen. Heut zu Tage bekommen viele Leute Prügel" —

„Bediene dich nicht so gemeiner Ausdrücke, Weib! Hast du nicht gehört, daß ich das Wort Flagellation in vorliegendem Falle angewendet, wie es auch einem Angehörigen derer Societät der Wissenschaften zukommt, geziemt oder eignet."

„Ach was Flagellation oder Prügel, nenne es wie du willst, die Sache bleibt doch dieselbe. Wenn nun der König nächstens wieder einmal bei der Baustelle vorbeireitet und euch Alle nicht sieht, und vielleicht mit dem Wirthe des Hauses spricht, und sich erkundigt und der ihm Alles gesteht, und so deine Lüge an den Tag kommt, und" —

„Hör auf Weib mit deinem Und! — Ist es nicht ein wahres Unglück mit den Weibern! — Statt

dem Manne Troſt zuzuſprechen, ihn aufzurichten in denen Adverſitäten des Lebens, machen ſie einem den Kopf noch wärmer und reden von Dingen, die ihrer Erſchrecklichkeit wegen ganz außer allen vernünftigen Berechnungen liegen."

Herr Vogtins ſuchte durch die Heftigkeit mit der er ſeiner Frau durch den Sinn fuhr, die eigene Angſt zu beſchwichtigen, aber ihm war doch gar nicht wohl zu Muthe. Seine Ehehälfte hatte nur zu Recht. Faulheit, Lauheit in Ausübung religiöſer Pflichten und Lüge waren drei Dinge, die der König nie verzieh und unnachſichtlich beſtrafte. Das wußte er recht gut, und wenn er an die möglichen Folgen ſeines frechen Unterfangens dachte, rieſelte es ihm kalt unter der Kopfhaut und lief ſchauernd den Rücken hinab. Nach ſolchem Ausbruche wußte Frau Vogtins ſchon, daß nichts mehr mit ihrem Mann anzuſtellen war, ſie ſchwieg alſo, und verſparte ſich die weiteren Verhandlungen bis auf den Abend beim Zubettegehen; da hatte ſie ihn gewiß, da mußte er ſtillhalten und zuhören, während er ſonſt fortzulaufen pflegte, wenn ſie Mittags oder gegen Abend zankte. Schweigend und maulend, ſetzten ſich Herr und Frau Vogtins zu Tiſche. Als aber abgegeſſen war, ſuchte er das Geſpräch wieder darauf zu bringen, weil er gern einen Vorwand haben wollte, fortzurennen und in die Tabagie zu gehen; ſie merkte aber, wo er hinaus wollte, und ſchwieg mäuschenſtill. Brummend ſetzte er ſich an

den Schreibtiſch um „Acta eruditorum“ zu copiren, während ſie draußen Kaffee brannte, ſo daß alſo vor Abend an keine weitere Explication zu denken war.

Nachmittags gegen vier Uhr klingelte es plötzlich ſehr ſtark, und wer beſchreibt den Schrecken des maulenden Ehepaares, als ein Adjudant des Königs in ihre Wohnung trat und nach dem Kaſtellan Vogtius fragte.

„Das bin ich, zu Ew. Geſtrengen Befehl!“ —

„Hat Er heute Morgen auf dem Rondeel an einer Bauſtelle mitgearbeitet?“ —

„Das heißt, inſofern man eine augenblickliche, voluntarie und vorübergehende Hülfsleiſtung arbeiten nennen kann, habe ich wohl gearbeitet, aber es dürfte.“ —

„Se. Majeſtät laſſen Ihm Allerhöchſtdero beſonderes Wohlgefallen darüber zu erkennen geben und befehlen, daß Er ſich auch ein Haus bauen ſoll.“

„Herr Gott, ich mir ein Haus bauen! — Hierbei fragt ſich unmaßgeblich: wovon?“ —

„Das haben Se. Majeſtät ebenfalls bedacht und haben der Potsdamer Kammer aufgeben laſſen, daß Ihm Bauholz aus dem Wuſterhauſer Forſt und Steine aus der Nedliger Ziegelei verabfolgt werden. Sonſtige Koſten an Fuhrgeld und Handwerkslohn ſollen aus der Kaſſe derer Societät der Wiſſenſchaften gutgethan werden.“

„Wie ich die erwähnte Kaſſe kenne, dürfte dieſe

Gutthuung nur höchst spärlich ausfallen, was ich nicht verfehlen wollte, Ew. Gestrengen noch ganz besonders zu insinuiren." —

„Raisonnir' Er nicht! — Se. Majestät haben befohlen und damit Punktum. Was aber den Arbeitslohn betrifft, so verhoffen Se. Majestät, daß diejenigen Bürger, denen Er so bereitwillig geholfen, auch Ihm ihre Hülfsleistung nicht versagen werden, von dieser Seite also weniger Kosten zu vermuthen sind." —

„Dürfte keineswegs mit Gewißheit anzunehmen sein." —

„Sage Er ihnen nur, daß Se. Majestät sich sehr stark dessen versehen. — Adieu! Hat Er sonst noch was auf dem Herzen?" —

„Lieber Gott, erschrecklich viel! — Es ist ein ganz grenzenloser und undenkbarer Gedanke, daß ich armes, unbemitteltes Wurm mir ein Haus bauen soll. — Habe Frau und Kinder, drei Kinder, Ew. Gestrengen, — und es liegt durchaus nicht im Reiche der Unwahrscheinlichkeit, daß ich deren noch mehrere erziele. — Habe also nichts übrig, und zu einem Hausbau gehört doch Geld. — Das habe ich aber nicht und werde es auch alles Vermuthens nicht erzielen, gewinnen oder — um mich kürzer auszudrücken — erwerben. Wenn daher Se. Majestät in Allerhöchst Dero überschwenglichen Gnade vielleicht Vernunft annehmen und mir lieber ein fertiges Haus schenken wollten." —

„Sage Er Sr. Majeſtät das ſelber. — Ich habe nicht Luſt, dergleichen Beſtellungen auszurichten. Noch eins! Auch den Platz ſchenkt Ihm Se. Majeſtät in der Wilhelmsſtraße. Er kann ſich ausſuchen. Alſo bald, verſteht Er! Je eher Er anfängt, je beſſer. Adieu!“ —

„Erlauben Ew. Geſtrengen, daß ich, meiner ſubmiſſeſten Pflicht gemäß, Ew. Geſtrengen bis an die Hausthür begleite. — Legen Ew. Geſtrengen meine allerdevoteſte, unvorgreiflichſte und gehorſamſt erſterbende Dankbarkeit Sr. Majeſtät — fallen Ew. Geſtrengen nicht, die Treppen ſind ein wenig holprig — allerunterthänigſt zu Füßen und verſichern dem Allerdurchlauchtigſten Landesvater — nein, ſehen Ew. Geſtrengen mal die Nachläſſigkeit der Nachbarsfrau, läßt den vollen Zuber mit Regenwaſſer grade auf dem Flur ſtehen, wo man durch muß! — daß ich nicht ermangeln werde, mir Holz, Steine und Geld aus der Societätskaſſe geben zu laſſen, was aber das übrige annoch benöthigte Geld betrifft, ſo fürchte, beſorge und muthmaße, ja, ich möchte mich erkühnen zu ſagen, ahne ich entfernt, daß — — Da haben wir's! fort iſt er, dieſer Mann des Krieges — hört ſo wenig auf meine beſcheidenen Zweifel, als der Eckſtein da vor mir! — Herr Gott! ich bin ein geſchlagener Mann, ein ruinirter Kaſtellan, ein verſchuldeter Hauseigenthümer! Was wird meine Frau ſagen, wenn ich wieder hinauf

komme? Muth, Theophile und rede ſie ruhig; wenn ich nur erſt zu Bette wäre!“ —

Mit dieſen Gedanken und Befürchtungen ſchlich der ganz Zerknirſchte wieder die Treppe hinauf in ſeine Wohnung, wo ſeine Frau ihn ſchon mit verweinten Augen empfing.

„Da haben wir's!“ — rief ſie ihm entgegen.

„Nein, wir haben's noch nicht — das Haus nemlich. Steine und Holz haben wir, und das iſt freilich ſchon etwas, aber das Geld — damit wird's hapern, denn ehe die Societäts-Kaſſe etwas herausrückt, wird's lange Beine haben. Ich kenne unſre Seſſion. Die Herren ſind alle krumm, wenn ſie ſich bücken. Nehmen wollen ſie alle, aber geben? — Appage! oder — um mich verſtändlicher auszudrücken — damit iſt's nichts.“ —

„Siehſt Du nun, daß der König ſich recht gut daran erinnert, was Du ihm vorgelogen? — Nun wird er ſich gewiß auch noch näher nach Dir erkundigen; — und dann kommt Alles heraus. Ach Gott, ach Gott! — Muß denn ſo ein Unglück über unſer Haus kommen? Mann, haſt Du denn Gott gar nicht vor Augen, daß Du ſolche ſchändliche und unchriſtliche Lügen unter die Leute bringſt?“

„Unter die Leute? Unterſtehſt Du Dich, gekrönte Häupter, Gouverneure und Adjutanten mit dem ungebührlichen Ausdruck: „Leute“ zu bezeichnen, benennen und traktiren. Und wenn ich nun auch eine geſtißentliche Unwahrheit von mir

gegeben, habe ich es nicht aus Noth und in gerechter Besorgniß vor einer unverhältnißmäßigen Annäherung des Königlichen Stocks an meinen unmaßgeblichen Rücken gethan? Was geschehen ist, ist geschehen und nun nicht mehr zu ändern. Sei still, Weib, und heule mir die Ohren nicht voll." —

„Ja, so heißt es immer, wenn Deine Frau ein mal vernünftig mit Dir reden will. Ach Gott, hätte ich das gewußt, als Du mir nachliefst und mich mit aller Gewalt heirathen wolltest." —

„Dito, Frau Vogtius; hätte man freilich gewußt, welches Kreuz man sich auflader" —

„Was, bin ich Dir ein Kreuz? — Nein, das ist nicht länger auszustehen. Schäme Dich, wenn unsere Kinder —

— das hören" „willst Du sagen. Ein fürtrefflicher Gedanke! — Warte, das sollst Du nicht umsonst gesagt haben. — Zanke Du mit wem Du willst, aber nicht mit mir, Deinem Gatten, Eheherrn oder Ehewirth, wie man sich ehedem auszudrücken pflegte."—

Und damit stülpte der kleine Vogtius seinen Hut auf, nahm den hohen Rohrstock und lief zur Thür hinaus, froh, einen Vorwand gefunden zu haben, um in die Tabagie zu gehen. —

Frau Vogtius aber dachte bei sich:

„Komm Du mir nur heute Abend nach Hause!" —

VII.

Während draußen vor dem Thore die glänzende Revue ſtatt fand, ſaß der Geheime Rath Eckardt mit van der Queeß in einem Hinterzimmer ſeines Hauſes und durchſuchte aufmerkſam einen Stoß alter, beſtäubter Papiere, die bis zu dieſem Augenblick vergeſſen und unbeachtet in einem Bücherſchranke gelegen. Van der Queeß war gleichzeitig mit dem Geheimen Rathe von Potsdam in Berlin eingetroffen, hatte das wiederholte Anerbieten deſſelben, bei ihm zu wohnen angenommen, und vergeblich während des vergangenen Tages auf eine Gelegenheit gewartet, die ſo ſehr gewünſchte Unterſuchung jener Papiere vorzunehmen. Der Geheime Rath war während des Vormittages beim Könige geweſen, Nachmittags aber ſo von Beſuchen, Bittſtellern und Geſchäften überhäuft werden, daß ſich durchaus keine Zeit zu einer Beſprechung mit van der Queeß gefunden. Heute aber, wo der König ausſchließlich ſich mit der Revue beſchäftigte, und Alles, was nur irgend zum Hofe gehörte, dieſem militairiſchen Schauſpiele beiwohnte, ſchien die günſtigſte Gelegenheit zur Durchſicht jener Documente, und ſchon früh Morgens hatte der Geheime Rath ſeinen Gaſt zu einer ſolchen einladen laſſen. So ſaßen denn Beide in dem Zimmer des neuerbauten Hauſes, das vor der Hand als Aufbewahrungsort für die Bibliothek diente, bis die neu anzufertigenden großen Schränke,

nach den beſten franzöſiſchen Muſtern, dieſe aufnehmen ſollten. Das Convolut ſehr verſchiedener Schriften war, nachläſſig zuſammengebunden, von dem Geheimen Rathe in Gegenwart ſeines Gaſtes hinter einer Reihe mächtiger Folianten hervorgenommen worden, und Beide ſuchten nun ängſtlich nach ſolchen Aktenſtücken, die auf jene verborgenen Schätze ſich beziehen konnten. Es war ſchwer, ſich aus dem Wulſte alter, meiſt ganz bedeutungsloſer Papiere herauszufinden; endlich aber ſtießen ſie auf jenes halbdurchgeriſſene Blatt alten vergelbten Papieres, welches van der Queeß augenblicklich für die andere Hälfte der in ſeinen Händen befindlichen Schrift erklärte. Das Dokument in wendiſcher Sprache, welches den Nachweis über jenen von Kohlhaas vergrabenen Schatz enthalten ſollte, wurde nicht gefunden. Wahrſcheinlich hatte alſo der Kämmerer Lippold, der die hinterlaſſenen Papiere jenes Leberecht von Queiß, welcher im Jahre 1545 geſtorben war, an ſich zu bringen gewußt, den Schatz ſchon gehoben. Bekannt war Beiden, welche Reichthümer der Jude Lippold aufgehäuft, als er unter Johann George hingerichtet wurde. Die Vermuthung, daß er ſich in den Beſitz des von Kohlhaas zuſammengeraubten Geldes geſetzt, hatte viel für ſich. Indeſſen verſchwand auch dieſe getäuſchte Hoffnung vor der vollen Gewißheit, ſich durch jenes ungleich wichtigere Dokument, welches den vergrabenen Schatz der Falſchmünzer unter George Wilhelm be-

ſchrieb, im Beſitz der Mittel zu ſehen, dieſen zu heben. Van der Queeß holte ſogleich das ſorgfältig in ſeiner Brieftaſche verwahrte andere Stück hervor, verglich es mit dem vorgefundenen und Beide überzeugten ſich, daß ſie das Geſuchte gefunden. Mit der geſpannteſten Erwartung fügten ſie das Zerriſſene aneinander und laſen nun Folgendes:

„Endesunterſchriebene: Gerhard von Queiß, Kurfürſtlich-Brandenburgiſcher Hauptmann, und Peter van Voorſt, Kaufmann, verpflichten ſich hiermit gegenſeitig an Eides ſtatt: das Geld, welches an der, im Verfolg dieſes näher bezeichneten Stelle vergraben liegt und unzweifelhaftes Eigenthum Beider iſt, zu gleichen Parten unter ſich zu theilen, oder, ſollte die Erhebung erwähnten Geldes erſt nach dem Tode eines der ſich hiermit Verpflichtenden erfolgen, den Erben des andern ſolche gleiche Part zukommen zu laſſen. Keine Entſchuldigung, Ausflucht oder vielleicht eintretender Umſtand ſoll Einen von dieſer Verpflichtung gegen den Andern entbinden, im Gegentheil gewiſſenhaft die eigentliche Meinung dieſes Paktes ausgeführt werden, welches auch die Umſtände, Verhältniſſe und Begebenheiten ſein werden, unter denen Beide zuſammen, Einer von ihnen oder die rechtmäßigen Erben derſelben das Geld wieder ausgraben. Da es unter den obwaltenden Verhältniſſen keine Wahrſcheinlichkeit hat, daß Beide zuſammen oder Einer von ihnen ungefährdet dahin gelangen können, wo dieſes Geld liegt,

ſo iſt gegenwärtiger Pakt aufgeſetzt und übereingekommen worden, auf daß Jedermann erfahre, daß das vergrabene Geld zu gleichen Parten Eigenthum derer von Dueiß und van Voorſt iſt, kein Anderer demnach Anſpruch oder Recht daran hat als ihre Nachkommen. Es beſteht dieſes Geld aus:

352,000 Goldgulden allerhand Gepräges, deutſchen Reiches ſowohl als ausländiſcher Sorten;

82,000 Roſenobles, Piſtolen, Dublonen, auch Kaiſerſtücke;

700,000 Stück Böhmiſche Thaler, halbe und ganze Kronen auch Philippsthaler;

1,200,000 in allerlei Münzſorten, Schreckenberger von Deventer und Schaumburg, polniſche Dütchen, Danziger Oerter, Dickgroſchen, alte Sechslinge, Lübiſche Schillinge, ſogenannte Zehner, Fünfer, Pölkchen. Außerdem allerlei an Schauſtücken, Silberbarren und ſonſt werthvolle Münzen, unbeſtimmt, aber wohl gegen die 50,000 Stück. —

Dieſes Alles zuſammengenommen, wohl ſortirt, in guten Gebinden, und verſiegelt mit dem anbei gedruckten Inſiegel, liegt vorſichtig vergraben in der Köpnicker Bürgerheiden, am Fuße der Berge, ſo in dortiger Gegend die Müggelsberge genannt werden. Um den rechten Ort zu finden, muß Folgendes angeſtellt werden:

Einer ſtellt ſich auf die letzte Kuppe der 7 Bergſpitzen, nach der Müggelſee gelegen, ſo daß er das Dorf Müggelheim linker Hand zu liegen, den See

hinter sich und die Augen zwischen Köpnick und Britz hin gerichtet hat. Der Andere stellt sich auf die letzte Kuppe gegen die wendische Spree mit dem Rücken gegen das Wasser und dem Gesicht nach dem Müggelsee. So postirt, werden sich beide Personen sehen können. Jetzt geht ein Dritter von der Bürgerheide her gegen den Fuß der Berge zu, da, wo der Teufelssee, auch Teufelspfuhl und Saupfuhl genannt, liegt, und geht so lange vorwärts, bis beide Personen auf den letzten Bergen rechts und links ihn gerade, in einer geraden Linie mit sich sehen können. Diese Stelle merkt sich der Dritte und bleibt stehen, bis die beiden Andern vom Berge herunter sind. Nun wird der Teufelssee dem Dritten im Rücken und die mittelsten Berge vor ihm liegen. Es werden jetzt von den beiden Ufern des Teufelssees rechts und links zwei gerade Linien bis an die Berge gezogen, dann von den 4 Ecken des so erlangten Vierecks Querlinien in die Mitte desselben, und wo diese Linien zusammenlaufen ist der Ort, wo das Geld vergraben liegt. Es werden dort verschiedentliche große Steine bemerkt werden, welche halb in der Erde liegen, dahinter aber ein kleines Tannengebüsch, Kusseln genannt. Der Boden steigt hier allmälig zum Berge an und nun muß nachgegraben werden. Die Fässer sind noch mit einer Lage Bohlen bedeckt, dann aber Erde darauf geschüttet, wieder mit Rasen belegt und Reisig dort zusammengetragen. Da es nun schon drei

Jahre in der Erde liegt und das Erdreich ganz gut und unmerkbar wieder darüber gewachsen, der Ort auch abgelegen ist, und wegen des Teufelssees, von dem die Bürger in Köpenick und die Bauern in Müggelheim glauben, daß er behext sei, Niemand dorthin kömmt, so liegt das Geld gewiß unversehrt, bis Einer der Endesunterschriebenen es hebt. — Im Ganzen sind es 31 Tonnen, große und kleine Gebinde.

Rotterdam, den 12ten des Monats July 1639.

Gerhard von Queiß.
Peter van Voorst."

Nach dieser genauen Beschreibung schien es fast unmöglich, die Stelle zu verfehlen, wo dieser bedeutende Schatz nun seit 102 Jahren vergraben war und unwillkührlich schwiegen Beide einige Minuten, indem sie sich in Gedanken die möglichen Folgen einer so ungewöhnlichen und glücklichen Entdeckung ausmalten. Endlich unterbrach van der Queeß diese Pause mit dem Ausruf:

„Nun, Herr Geheimer Rath, so habe ich Ihnen doch also nicht zu viel gesagt, und Sie sehen jetzt ein, von welcher Bedeutung dieses Papier für uns Beide sein kann. Mein Vertrauen setzt Sie in den Stand, dem Könige einen großen und gewiß willkommenen Dienst zu leisten, der Ihren Einfluß nothwendigerweise noch vermehren muß. Ich habe also ein Anrecht an Ihre Dankbarkeit. Sie wissen

was ich wünsche, warum ich mein neues Vaterland verlassen und hierher gekommen bin. — Die Wiederherstellung des guten Namens meines Urgroßvaters und das kräftige Einschreiten des Königs in die Colonial-Angelegenheiten an der Küste von Guinea. Wenn dem Könige durch dieses Geld ein Mittel geboten wird, Preußens Anspruch auf jene Niederlassungen mit Nachdruck wieder aufzunehmen, so bin ich überzeugt, daß er auf meine Vorschläge eingehen wird. Jedenfalls müßte man dies als Bedingung für die Auslieferung des Schatzes stellen."

„Ich muß gestehen, Herr van der Queeß, daß die Gewißheit, welche ich durch dieses Papier erhalten, mich jetzt erst ernstlich an die wichtigen Folgen denken läßt, welche dieser außerordentliche Umstand für uns Alle haben kann. Zuvörderst sind wir doch einig, daß von dem Augenblicke an, wo der Inhalt dieses Dokumentes zu meiner Kenntniß gekommen, ich als Diener des Königs verpflichtet bin, die unzweifelhaften Rechte Allerhöchstdesselben zu wahren. Von Bedingungen kann für das Oberhaupt des Staates bei Ueberlieferung jenes Geldes nicht wohl die Rede sein." —

„Herr Geheimer Rath!" — —

„Lassen Sie mich ausreden, Herr van der Queeß. — Ich sage, von Bedingungen kann keine Rede sein, das hindert aber nicht, durch jedes erlaubte Mittel für die Erfüllung Ihrer Wünsche zu wirken. Was die Rehabilitirung Ihres Urgroßva-

ters betrifft, so zweifle ich keinen Augenblick, daß Se. Majestät nach Prüfung Ihrer desfallsigen Anträge und Beweismittel gewiß thun werden, was sich mit der Gerechtigkeit und dem Andenken an Allerhöchstdero glorreichen Vorfahren, den großen Kurfürsten, verträgt. Was aber die Wiedererwerbung der afrikanischen Kolonieen betrifft, so verhehle ich Ihnen nicht, daß Se. Majestät durch die traurigen Ergebnisse dieser Angelegenheit unter der Regierung des hochseeligen Königs, auf's Aeußerste gegen eine Colonial-Besitzung und dazu nöthige Seemacht Preußens eingenommen sind." —

„Aber erkennen Sie denn nicht, Herr Geheimer Rath, daß Preußens Zukunft eine andere, glänzendere sein muß, wenn es sich durch eine Marine und Kolonial-Besitz in die Reihe der Mächte ersten Ranges erhebt?" —

„Auf meine Meinung kommt es hier nicht an, obgleich diese keinesweges mit der Ihrigen übereinstimmt, sondern auf die Meinung Sr. Majestät, und diese ist jeder Erweiterung und Vergrößerung des Staates entgegen, sobald diese sich erst in ihrer Zukunft als vortheilhaft darstellt. Indessen soll geschehen, was möglich ist. Vor allen Dingen müssen wir jetzt erst die Ueberzeugung haben, ob jener Schatz auch wirklich noch vorhanden ist und es fragt sich, welche Schritte wir in dieser Beziehung zunächst zu thun haben." —

„Eine Besichtigung der Gegend, die hier so ge-

nau beſchrieben iſt, wäre wohl das Beſte, ehe wir ernſtlich zum Werke ſchreiten." —

„Sollen wir Se. Majeſtät ſchon vorher in Kenntniß ſetzen, oder ſelbſt den Schatz heben und das gefundene Geld gleich übergeben?" —

„Was meinen Sie, Herr Geheimer Rath?"

„Das ſicherſte Mittel ſcheint mir, erſt im Beſitz des Geldes zu ſein, denn um Alles in der Welt möchte ich Se. Majeſtät nicht mit einer falſchen Angabe täuſchen. Es wäre doch möglich, daß der Schatz ſchon gehoben worden und leicht könnten wir dann als Betrüger oder Schwindler erſcheinen. Ich meine damit nicht, daß wir ſelbſt ſchon zu dem wirklichen Ausgraben jener bedeutenden Summen ſchreiten ſollen, aber die feſte Ueberzeugung, daß er noch vorhanden iſt, müſſen wir gewonnen haben, ehe weiter etwas geſchehen kann." —

„Ganz einverſtanden, Herr Geheimer Rath. Wie aber wäre das anzuſtellen?" —

„Gleich heute muß dazu gethan werden. Bei Hofe iſt große Tafel mit allen Generalen und Staabs-Offizieren, alſo mag ich wohl den übrigen Tag für mich verwenden können. Ich dächte, wir führen gleich nach Köpenick und unterſuchten von dort aus die Gegend, welche hier beſchrieben iſt."

„Nach der Angabe dieſes Papiers gehören aber 3 Perſonen dazu, um die genauen Punkte zu finden. Wem ſollen wir ſo Wichtiges anvertrauen?" —

„Sie haben Recht. — Ich denke hin und her,

finde aber Niemand im Kreiſe meiner Bekannten, der nicht auf ſolches Vertrauen künftig große, vielleicht unerfüllbare Forderungen gründen würde. Haben Sie denn Niemand hier in Berlin, den Sie geeignet halten?" — —

„Vielleicht meinen Vetter, den Lieutenant von Queiß, den Sie in Potsdam beim Oberſten von Einſiedel geſehen? — Ich kenne ihn zwar nur aus einer Unterhaltung, aber er iſt Offizier und von Adel, überdem brauchten wir ihm ja nicht zu ſagen, worauf es eigentlich ankommt. Was meinen Sie?"

„Da Sie ihn empfehlen, ſo habe ich nichts dawider. Iſt er denn in Berlin?"

„Die Potsdamer Garniſon iſt ja zur Revue hier eingerückt; geſtern Nachmittag ſah ich ihn auf einen Augenblick." —

„Können Sie ihn auffinden, ſo ſoll es mich freuen, wenn wir heute ſchon, ſo bald als möglich, zuſammen dorthin fahren können. Anſpannen laſſe ich ſogleich und erwarte dann nur Ihre Rückkehr." —

Nach einigen erklärenden Beſprechungen verließ van der Queeß das Haus des Geheimen Raths, um ſeinen Vetter aufzuſuchen. In der weitläuftigen Stadt das Quartier deſſelben zu finden, ſchien ihm bei der Kürze der Zeit unmöglich; er ging alſo durch die Markgrafenſtraße den gerade von der Revue zurückkehrenden Truppen entgegen, hörte aber ſchon an der Kirchſtraße, wie zu jener Zeit die jetzige Kochſtraße noch hieß, daß das Leib-Bataillon Gre-

nadire ſchon herein gekommen und die Friedrichsſtraße hinunter nach dem Friedrichsſtädtſchen Markte marſchirt ſey, ſo daß er ſie verfehlt hatte. Augenblicklich kehrte er um und kam gerade noch auf den Markt, als die Compagnieen auseinander gingen. Bei einigen Offizieren erkundigte er ſich nach dem Lieutenant von Queiß und erfuhr, daß Lebrecht vor einigen Minuten die Jägerſtraße hinauf gegangen ſey; zufällig ſtand ſein Burſche in der Nähe, wurde von einem der Offiziere herbeigerufen und gefragt, ob er nicht wiſſe, wo ſein Herr zu finden wäre.

„Der Herr Lieutenant ſind nach der Garniſon-Kirche gegangen und haben befohlen, daß ich in einer halben Stunde mit dem Pferde dort bei der Wohnung des Todtengräbers am alten Pulverthurm warten ſoll.“

„Will Er mich wohl dahin führen, mein Freund, ich habe ſeinen Herrn nothwendig zu ſprechen?“

„Zu Befehl! — aber Ew. Gnaden müſſen dem Herrn Lieutenant nicht ſagen, daß ich Ihnen erzählt, wo er iſt. Der Herr Lieutenant können das nicht leiden und könnten böſe darüber werden, obgleich der Herr Lieutenant mir es heute nicht gerade beſonders verboten haben.“ —

Mit einem Dank gegen die Offiziere folgte van der Queeß dem Grenadier über den weiten wüſten Friedrichsſtädtſchen Markt, auf dem damals noch viele Linden-Bäume ſtanden, welche von der Eſplanade herrührten, die ehemals außerhalb der Feſtungs-

werke zwiſchen dem Leipziger und Neuſtädter Thor ſich befand. Weder die beiden prachtvollen Thürme, noch das Schauſpielhaus waren damals vorhanden und nur unanſehnliche, meiſt einſtöckige Häuſer umgaben den Platz, den jetzt Palläſte zieren. Das Volk nannte dieſen Platz noch immer Mittelmarkt, da er erſt ſpäter durch die dort befindliche Hauptwache und die Ställe des Regiments Gensd'armes den Namen Gensd'armen-Markt erhielt. Durch die Behrenſtraße, über die weiten wüſten Plätze am Kupfergraben zur Hundebrücke (Schloßbrücke), kleine Pomeranzenbrücke (jetzt Straße hinter dem Mu'eum) und große Pomeranzenbrücke (Friedrichsbrücke) in die neue Friedrichsſtraße, wo ſeit 16 Jahren die neue Garniſon-Kirche ſtand, welche 1722 erbaut war, nachdem die alte Kirche durch die Exploſion des Pulverthurms in der Nähe, 1720 zerſtört worden war. Obgleich dieſes furchtbare Ereigniß vor 18 Jahren ſtattgefunden, waren doch die Spuren deſſelben noch nicht ganz verwiſcht. Hin und wieder ſtanden zwar die alte Communication an der Feſtungsmauer entlang einzelne Häuſer, im Ganzen aber war es hier wenig angebaut, da alle Neubauten ſich vorzüglich nach der Friedrichs- Dorotheen- und Königsſtadt wandten. Der Kirche gegenüber an der Ecke der Spandauer-Straße ſtand das Todtengräberhaus, deſſen Bewohner die beſondere Aufſicht über die Begräbnißgewölbe der Garniſon-Kirche hatte, in welcher alle Generale, Staabs- und Ober-

Offiziere, wenn ſie es wünſchten, beigeſetzt wurden.

Bis hierher hatte der Grenadier van der Queeß geführt, blieb nun ſtehen, zeigte auf das Haus und meinte, daß der Herr Lieutenant wahrſcheinlich da drinnen wären. —

Auf dieſe Weiſung trat van der Queeß in das Haus ein und wunderte ſich nicht wenig, hier denſelben Todtengräber zu finden, mit dem er auf dem Garniſon-Kirchhofe in Potsdam geſprochen. Er war eben beſchäftigt, auf dem Flure ſtarke Nägel in die Wand zu ſchlagen, an denen er Grabſcheite, Hacken Sägen und Bohrſtangen in Ordnung aufhängen wollte. Eben wollte er, nachdem er dem fleißigen Alten einen guten Tag geboten, fragen, ob der Lieutenant nicht hier ſei, als er der Bitte des Grenadiers gedachte und ihm plötzlich der freundliche Gruß, ſo wie die Zerſtreutheit Lebrechts an dem Thorwege des Potsdamer Garniſon-Kirchhofs einfiel. Jetzt erſt erinnerte er ſich des ſchönen Mädchens, dem jener Gruß gegolten und er fürchtete, durch eine Frage nach ihm dem alten Vater vielleicht Kummer zu machen. Um ſeine Verlegenheit über dieſes plötzliche Erkennen eines Verhältniſſes zwiſchen ſeinem Vetter Lebrecht und der ſchönen Malplaquet zu verbergen, erkundigte er ſich nach ganz gleichgültigen Dingen und fragte unter Anderm, ob nicht eine Wohnung in dieſem Hauſe zu vermiethen ſei.

„Nein, Ew. Gnaden, das Haus gehört dem Gouvernement von Berlin und hat nur zwei Dienſt-

wohnungen für den Todtengräber und Organisten an der Kirche drüben, aber nebenbei in der Spandauer-Straße stehen noch Wohnungen leer, denn jetzt zieht ja alle Welt in die Friedrichs-Stadt."

„Wie kommt es denn, daß Ihr jetzt in Berlin seid; vor 4 Tagen wart Ihr ja noch in Potsdam? — wo ich mit Euch gesprochen, als der Soldat aus der Bukowina begraben wurde?" —

„Versetzt und befördert, Ew. Gnaden. — Die Vorgesetzten haben endlich ein Einsehen gehabt; gestern bin ich mit der Garnison zusammen herübergekommen. Hatte die Erlaubniß erhalten, meine Mobilien und Geräthschaften mit der Militair-Bagage zu transportiren und bin seit gestern hier installirt." —

„Wünsche Glück dazu! — Ist denn Eure Tochter, das hübsche Mädchchen auch mitgekommen?" —

„Ei gewiß! Ein Vater wird doch von seinem Kinde nicht lassen? — Sie ist gerade drüben hinter der Kirche beschäftigt altes Gerümpel dort in den Schuppen zu stellen." —

„So so! — Kommt sie wohl bald wieder herüber?

„Denke wohl! hat hier im Hause noch genug zu räumen und über Seite zu bringen, aber was kümmert das Ew. Gnaden? —

„Fragte nur so, weil mir das Mädchen wegen ihrer Schönheit und Zierlichkeit gleich das erstemal auffiel, als ich sie sah und ich mit Wohlgefallen ihr

zugehört habe, als ſie von ihrer großen Liebe und Anhänglichkeit für ihren Vater ſprach." —

„Ja es iſt ein gutes Kind, ein wahrer Seegen Gottes für mich alten Kerl. — Ich weiß nicht, ob Ew. Gnaden auch Kinder haben, aber ſo eine Tochter wie meine Malplaquet, möchte ich Jedem wünſchen."

Van der Queeß ſah nun wohl, daß er auf dieſe Art ſchwerlich erfahren würde, ob der Lieutenant hier ſei und vermuthete, daß er vielleicht hinter der Kirche mit der Tochter ſpreche, währen der Vater im Hauſe beſchäftigt war. Wie aber dort hinkommen, ohne den Verdacht des Alten zu erregen? Darüber nachſinnend, fiel ihm plötzlich ein, daß Wedekind ihm vielleicht bei dem Aufſuchen des vergrabenen Schatzes behülflich ſein könnte und fragte ihn daher wie man es wohl machen müſſe, wenn man unterſuchen wolle ob ein Sarg der ſchon über hundert Jahre in der Erde liege, noch vorhanden ſei?

Verwundert über dieſe Frage erwiederte der alte Wedekind: —

„Ei, davon iſt ſchwerlich noch ein Stäubchen übrig, So ein Sarg verfault nur zu bald, 's kommt aber auch auf das Holz und auf das Erdreich an. Manchmal findet man doch derlei altes Handwerk. Soll aber darnach geſucht werden, ſo muß man mit ſolchen Bohrſtangen, wie ich eben eine hier aufhänge, in das Erdreich bohren, da weiß man gleich ob man noch auf Holz triſt, oder ob ſchon Alles verweſt iſt.

„Wollt Ihr Euch ein Stück Geld verdienen?

„Warum nicht, wenn es auf ehrliche Art geſchehen kann, und nicht gegen den Dienſt iſt."

„Ich bin hier fremd. — Vor langen Jahren iſt einer meiner Vorfahren, der unter den Schweden diente, als ſie Berlin belagerten, geſtorben und bei Cöpenick begraben worden. Nun wäre es mir lieb, wenn ich die Stelle auffinden könnte, wo er liegt. Wollt Ihr mir dabei behülflich ſein, ſo ſollt Ihr 5 Thaler haben.

„Wenns weiter nichts iſt?

„Aber es muß heute noch geſchehen, wo möglich gleich!" —

„Das gehe nicht. Bin ja noch kaum eingerichtet hier im Hauſe, und kann doch nicht Alles ſtehen und liegen laſſen. —

„Ich gebe Euch noch einen Thaler mehr. — Und überdem thut Ihr nicht mir allein den Gefallen, ſondern auch dem Geheimen Rathe Eckardt, dem auch an der Auffindung des Grabes gelegen iſt." —

„So? — 6 Thaler ſind ein ſchönes Geld! — Dergleichen Verdienſt kommt mir nicht oft vor, aber deswegen thäte ich es doch nicht. Wenn ich aber dem Herrn Kamin — wollte ich ſagen — Geheimen Rathe damit zu Dienſten ſtehe, ſo bin ich gleich bereit, denn dem habe ich eigentlich meine Beförderung hier zu dem Poſten zu verdanken." —

„Der Geheime Rath hat mich ſelbſt hergeſchickt und läßt Euch darum bitten."

„Da freut es mich, daß ich mich gleich bei ihm bedanken kann. Wann und wo soll ich mich einfinden?"

„In einer halben Stunde an der Jägerstraße und Friedrichsstädtschen Markt Ecke, vor dem neuen Hause des Geheimen-Rathes. Bringt die Bohrstangen und sonst Geräthschaft zum Graben mit."

„Werde zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein."

„Also in einer halben Stunde!"

Froh, dies für seinen Zweck gewonnen zu haben verließ van der Dueeß den alten Wedekind, ging auf die Straße zu den, hinter dem Vorsprunge der Kirche wartenden Grenadier, und fragte diesen, ob sein Herr noch nicht gekommen wäre. Auf die verneinende Antwort, hieß er ihn hinter die Kirche gehen und nachsehen, ob der Lieutenant nicht etwa dort mit Jemand spreche, wäre dies der Fall, so solle er ihn nur rufen, verantworten wolle er es schon selbst bei seinem Herrn.

Van der Dueeß hatte richtig vermuthet. Lebrecht sprach angelegentlich mit der schüchternen Malplaquet als sein Bursche ihn abrief. Gleich nachdem die Compagnien auseinander gegangen waren, hatte er das Haus des alten Todtengräbers aufgesucht, der wie er wußte, gestern mit der Bagage nach Berlin gekommen war. — Eben wollte er auf die Kirche zugehen, als Malplaquet, einen Kasten tragend, aus der Thür des Eckhauses trat, über die Communication und hinter die Kirche ging, wo sie in einem Holzschuppen, der an die alte Festungsmauer ange-

baut war, allerlei Geräthschaften ordnete. Unbemerkt folgte er ihr dahin und begrüßte die Verlegene mit so vieler Herzlichkeit und Freude, daß diese verschämt über den nachlässigen Anzug, in dem Lebrecht sie fand, nicht wußte, wie sie sich ihm gegenüber benehmen sollte. —

„Ist Sie auch nicht mehr böse auf mich, liebe Jungfer, fragte er die Ueberraschte, indem er ihre Hand ergriff und herzlich drückte." —

„Ach Gott wie haben mich der Herr Lieutenant erschreckt!" war das Einzige was Malplaquet in ihrer Bestürzung zu antworten vermochte, dabei entzog sie ihm die Hand, wischte sie sorgfältig mit der Schürze ab und weigerte sich nicht, als er sie wieder ergriff. —

„Ich habe mich recht darnach gesehnt, mich bei Ihr zu entschuldigen. Was muß Sie von mir gedacht haben. Halte Sie mich nur nicht für einen bösen Menschen, weil ich an jenem Abend —"

„Ach reden der Herr Lieutenant doch nur gar nicht davon. Wie viel habe ich geweint, daß Ew. Gnaden mich für eine gar so leichtfertige Dirne gehalten haben. Und nun habe ich den Vater deshalb belügen müssen, Gott mag es Ihnen vergeben daß Sie mich zur Lügnerinn gemacht."

„Ich bereue ja von Herzen, was ich gethan, aber Ruhe habe ich nicht, bis ich weiß, daß Sie mir nicht mehr böse ist. Keinen Augenblick ist Sie mir seit jenem Abende aus dem Gedächtnisse gekom-

men. Ich habe vergeblich Gelegenheit gesucht, zu Ihr zu gelangen, aber der Dienst und der Marsch hierher nach Berlin ließen es nicht zu, dann war aber Ihr Vater auch immer bei Ihr." —

„Und ich hoffe auch mein guter Vater wird künftig immer bei mir sein, und mich schützen vor solchem Besuch, wie der Herr Lieutenant mir zugemuthet. Wie habe ich mich geschämt von Morgens früh bis Abends spät, daß ich solche Dinge habe hören müssen."

„Aber ich bereue ja von Herzen, was ich gethan! Kann Sie es denn gar nicht vergessen? Habe ich doch nur aus übergroßer Liebe zu Ihr die Unbesonnenheit begangen. Hätte ich Sie früher gekannt, hätte ich gewußt, wie brav und gut sie ist, ich würde nicht gewagt haben, in Abwesenheit Ihres Vaters zu Ihr zu kommen."

„Und doch thun es der Herr Lieutenant heute wieder!" —

„Höre Sie mich an, Jungfer Wedekind. Ich bin Offizier und darf mich der unfreundlichen, vielleicht beleidigenden Behandlung Ihres Vaters nicht aussetzen, ehe ich weiß ob ich nicht wenigstens von Ihr eine freundliche, liebevolle Aufnahme finde. Ich kenne Sie noch zu wenig, um jetzt schon sagen zu zu können, was einst geschehen wird, aber so viel weiß ich, mein Herz zieht mich unwiderstehlich zu Ihr hin und ich werde sehr unglücklich werden, wenn ich Ihr entsagen muß. Darum komme ich jetzt noch

verſtohlen, darum wünſche ich meine Liebe zu Ihr noch vor Ihrem Vater zu verheimlichen. Gäbe Sie mir aber nur durch ein Wort, durch ein Zeichen zu erkennen, daß Sie mich nicht haßt, daß Sie mir wohl gut werden könnte — dann ſollte Sie ſchon ſehen ob es mir Ernſt um Sie iſt."

„Aber was ſoll ich denn ſagen, was ſoll ich denn für ein Zeichen geben? Ich weiß ja gar nicht was ich armes Mädchen zu einem vornehmen Herrn Offizier ſagen darf.„ —

„Darfſt Du mir denn nicht ſagen, daß Du wenigſtens meiner ſeit jenem Abende gedacht, wo ich dich zum erſtenmale geſehen, daß Du mich in Deinen Gedanken entſchuldigt, daß Du gewünſcht haſt mich wieder zu ſehen?"

„Ach Gott ja, das Alles iſt wahr. — Ich bin ganz verändert ſeit jenem Abende, früher war ich ſo froh und ruhig, meine Wirthſchaft machte mir Freude und war mein ganzes Glück. Jetzt denke ich aber an nichts mehr, als was Sie mir geſagt, was ich kürzlich erlebt und bin gar ſo zerſtreut und läſſig. Habe ich doch nie ſolche Dinge aus dem Munde eines Mannes gehört, als Sie mir geſagt haben, Herr Lieutenant. — Ach lieber Himmel, wenn uns hier nur Niemand ſieht, oder der Vater gerade herüber kommt.„

„Sei unbeſorgt, ſagſt Du mir nur, daß Du mich gern wiederſiehſt, ſo fürchte ich Deinen Vater nicht. — Iſt mir es doch als ſollte ich es der ganzen Welt

ſagen, daß ich dich liebe. Aber mein Stand legt mir freilich Rückſichten auf, die ich nicht abweiſen kann, — dem Wunſche des Herzens legt er Zwang an, dem ich mich noch nicht entziehen darf. Malplaquet, meine liebe Malplaquet fühlſt du denn nicht, wie meine ganze Seele Dich in dieſem Händedruck zu mir herüberziehen möchte?" —

„Ach ja liebſter Herr von Queiß. — wenn uns nur Niemand ſieht. — Ich muß auch wieder hinüber ins Haus zum Vater." —

„So verſprich mir wenigſtens, daß ich Dich noch einmal allein, ungeſtört ſehen und ſprechen kann, ehe ich zu Deinem Vater komme."

„Nein das darf ich nicht, ein Kind begeht ſchwere Sünde, wenn es etwas hinter dem Rücken des Vaters thut."

„Nicht jetzt, nicht gleich ſoll Du mir das verſprechen, überlege erſt, was ich Dir heute geſagt. Morgen um 3 Uhr gehe ich bei Deiner Wohnung vorbei, ſehe ich Dich in der Thür ſtehen, ſo willigſt Du ein, ſehe ich Dich nicht, ſo haben wir uns heut zum letzten Male geſprochen, Mir überlaß es dafür zu ſorgen, daß Dein Vater nichts erfährt. Mein Wort als Edelmann gebe ich Dir, daß Du es nie bereuen ſollſt, mir dieſe Zuſammenkunft gewährt zu haben. Nein, antworte mir jetzt nicht — geh mit Dir ſelbſt zu Rathe, frage Dein Herz, und Morgen laß mich erfahren, was Du beſchloſſen."

In dieſem Augenblicke kam der Burſche Leb-

rechts um die Ecke der Kirche, und wußte nicht, was er thun sollte, als er seinen Lieutenant so vertraulich bei einem Mädchen stehen sah. Dieser aber hatte ihn bemerkt, rief ihn heran und hörte, daß der Herr, welcher in Potsdam bei ihm gewesen, vor der Kirche stehe und ihn zu sprechen wünsche. Unmuthig, sich gestört zu sehen, nahm er Abschied von Malplaquet, drückte noch einmal ihre Hand und sagte ihr mit den Augen, daß er Morgen pünktlich sein werde, dann ging er vor die Kirche, wo van der Queeß ihn empfing und sich entschuldigte vielleicht gestört zu haben. Ohne indessen zu äußern was er errathen und durch die Umstände bestätigt fand, theilte er seinem Vetter mit, was ihn dazu veranlaßt, ihn hier aufzusuchen, und bat ihn um seine Unterstützung. Lebrecht erstaunte, als er vernahm, um wie Wichtiges es sich handle, sagte aber seine Hülfe zu, da er während des Nachmittags und Abends sich, freilich in anderer Absicht, bei seinem Commandeur beurlaubt hatte. Während beide nach der Friedrichsstadt gingen, erzählte ihn van der Queeß, was geschehen solle, und war erfreut bei seinem Vetter aufrichtige Bereitwilligkeit und Theilnahme zu finden. So kamen sie zum Geheimerath, der sie voll Ungeduld bereits erwartete und seinen Wagen schon im Hofe des Hauses hatte anspannen lassen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen theilte van der Queeß dem Geheimerathe mit, daß er auch den alten Wedekind mitzu-

nehmen beabsichtige, da dieser ihnen von entschiedenem Nutzen sein würde. Zwar war es dem Geheime Rath nicht angenehm mit einem Todtengräber in seiner Carosse durch die Stadt zu fahren, indessen war die Sache zu wichtig, als daß er aus dieser Rücksicht sich hätte weigern sollen. Man nahm die beiden Papiere mit, sorgte sonst für das Nöthige wozu auch ein kaltes Abendbrod und Wein gehörte, wartete bis Wedekind mit seinem Geräth vor dem Hause erschien und fuhr dann ab.

In eigenthümlicher Stimmung sahen sich diese vier Männer im Anfange der Fahrt einander so dicht gegenüber. Die verschiedensten Gedanken und Gefühle bewegten jeden einzelnen. Was sich vor wenigen Tagen noch so fremd gewesen, ja sich kaum gekannt hatte, war hier zu einem Unternehmen vereinigt, das sowohl durch das Abentheuerliche und Geheimnißvolle an und für sich selbst, als durch den Hinblick auf die möglichen Folgen sie wunderbar anregte. Keiner von ihnen sprach etwas, bis sie die Stadt verlassen hatten und nun in dem tiefen Sande des Waldweges nach Cöpenick sich langsam diesem Städtchen näherten.

VIII.

Die Anwesenheit des alten Wedekind, so nützlich er ihnen bei ihrem Vorhaben auch sein mußte,

war doch jedem Gespräche über dasselbe unter den Uebrigen hinderlich. — Van der Queeß hatte dem Geheimen Rathe und seinem Vetter mitgetheilt, unter welchem Vorwande er jenen mitgenommen und so konnten sie nun auch in Gegenwart desselben nicht wohl sprechen, was kein anderer wissen durfte. Doch hatte dies Schweigen etwas zu Peinliches, als daß es länger hätte währen können. Der Geheime Rath fragte daher den Todtengräber, wie ihm sein neuer Posten hier in Berlin gefiele.

„Wird wohl noch kommen, Herr Geheime Rath, den ersten Tag läßt sich davon noch nichts sagen; wäre aber schlimm, wenn es hier nicht besser sein sollte als in Potsdam. Erlauben der Herr Geheime Rath, daß ich mich gehorsamst für die große Gnade und Güte bedanke, welche der Herr Geheime Rath für mich gehabt haben.“ —

„Bei mir muß Er sich nicht bedanken. — Hier, unser Herr Lieutenant von Queiß ist eigentlich Ursache, daß Er die Anstellung bekommen hat. Es hatten sich noch viele andere darum beworben, aber der Lieutenant verwendete sich so eifrig für Ihn, rühmte die Ordnung, die er auf Seinem Kirchhofe hielt, und wußte sonst Gutes von Ihm anzuführen, daß ich mich gerne bereitwillig zeigte, Ihn Seiner Majestät vorzuschlagen.“

„Da bin ich also dem Herrn Lieutenant meinen besten Dank schuldig. Nun, ich denke mich so zu führen, daß meine Vorgesetzten mit mir zufrieden

ſein ſollen, wenn die Kräfte und die Geſundheit nur ausreichen werden."

„Er iſt wohl ſchon lange im Dienſt? —"

„Habe ſchon 1706 als junger Kerl bei Reggio und Turin, 1709 bei Malplaquet und 1715 vor Stralſund und auf Rügen die Königliche Montur getragen, aber das ſitzt mir auch in den Knochen. Lange Jahre habe ich nicht gewußt, daß ich die ſchweren Feldzüge mitgemacht; — jetzt merke ich es aber deſto mehr. Ja, ja, man wird alt und die Strapatzen melden ſich über kurz oder lang." —

„Iſt Er verheirathet?"

„Nein — oder ja, Herr Geheime Rath, denn lügen iſt mir zuwider.

„Nein und ja — das iſt ſonderbar! — Lebt Er getrennt von ſeiner Frau?" —

„Ja, Herr Geheime Rath, aber das iſt eine kräzzige Geſchichte und thut nicht gut, daß man davon ſpricht. Der Menſch ſoll in dem Stande heirathen, in dem ihn der liebe Gott geboren werden ließ. Das Erheben über ſeinen Stand hat im Leben noch keine guten Früchte getragen. Iſt man einmal in Armuth und Niedrigkeit groß geworden, ſo ſoll man ſich nicht verſuchen laſſen, darüber hinaus zu wollen. Ich hab's 15 Jahre meines Lebens bitter bereut." —

Van der Dueeß ſah, wie unangenehm dieſe Aeußerung des ſchlichten alten Mannes auf den Ge-

heimen Rath wirkte und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Lebt denn Eure Frau noch?“ —

„O ja, und zwar in Hülle und Fülle! — Wer weiß, ob sie nicht gerade jetzt in einer prächtigen Staats-Karosse zu Hofe fährt.“ —

„Was sagt Ihr da?“ fiel der Lieutenant ein, der aufmerksam bis jetzt zugehört, „zu Hofe? Eure Frau?“ —

„Ja wohl, Herr Lieutenant. — Na, ist mir mal die alte Zunge mit dem längst vergangenen Glück durchgegangen, so mags auch drum sein. Meine Frau ist eine schwedische Gräfin. — Reich und vornehm, so vornehm und so reich, daß es eine Schande für sie sein würde, wenn ihr Mann, der Garnison-Todtengräber Wedekind, ihren Namen nennen wollte.“ —

„Aber wie hängt das Alles zusammen?“

„Das werden Ew. Gnaden mit ein paar Worten verstehen: Als wir Preußen Anno 15 vor Stralsund lagen, stand ich beim ersten Bataillon „Jung Dönhoff“ als Feldwebel. König Karl von Schweden wehrte sich tapfer und wollte uns durchaus nicht in die Festung lassen. Aber er war ein strenger, gewaltsamer Herr, das haben seine Thaten bewiesen: wer nicht that, wie er wollte, dem ging es schlecht; da waren denn auch einige von seinen Generalen und Obersten, die wohl sehen mochten, daß das Ding am Ende aller Enden doch ein schlechtes

Ende mit ihm nehmen würde und unterhandelten so im Stillen und auf eigene Hand mit den Dänen, die damals unsere Alliirten waren. Das fuhr dem König in die Nase und einige von den Herren wurden infam kassirt. Der Vater meiner Frau war auch darunter, wurde als Hochverräther nach Schweden gebracht, Frau und Tochter aber aus der Festung verwiesen. Mit einem jämmerlichen Bündel Sachen kamen die beiden Weibsbilder an unsere Vorposten, wo an dem Tage gerade Jung Dönhoff zur Tranchée-Wache kommandirt war. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie vor Angst zitterten und gar nicht wußten, was aus ihnen werden würde. Ich meldete sie dem Tranchée-Major, dem klagten sie ihr Leid und jammerten, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Ich bekam Ordre, sie zur Bagage zurückzubringen, sie faßten Vertrauen zu mir und baten mich um Gottes willen, daß ich mich doch ihrer annehmen möchte. Mir thaten sie leid und ich bot ihnen an, in dem Dorfe, wo unser Bataillon cantonnirte, zu bleiben. Als Feldwebel hatte ich damals Quartier auf einem Heuboden; da brachte ich sie hin, gab ihnen etwas zu essen und hatte meine Freude über ihre Dankbarkeit. — Aber was erzähle ich da noch lange! — Als die Armee aus dem Feldzuge zurückkam, hatten mich die beiden Gräfinnen nicht verlassen wollen, denn unsere Soldaten waren damals nicht die besten Brüder. Unterweges starb die Mutter elendiglich auf einem Ba-

gage-Wagen und nun wußte das arme junge Ding, die Tochter, erſt gar nicht, was ſie vor Kummer und Noth anfangen ſollte. — Unſer Bataillon rückte nach Prenzlow in Garniſon. Ich erkundigte mich, ſo gut es gehen wollte, was aus dem Vater geworden ſei; aber da war auch kein Troſt zu holen. König Karl hatte ihm als Hochverräther den Prozeß machen laſſen, ihn zu ewigem Gefängniß condemnirt und alle ſeine Güter eingezogen. Ein Jahr darauf ſtarb der Graf im Gefängniß, und wie denn nun Alles ſo ſonderbar gekommen war, daß die junge Gräfin von aller Welt ſich verlaſſen und keine Hülfe weiter ſah, da merkte ſie denn endlich, daß ich verliebt in ſie war und ſo ging es zu, daß wir eines ſchönen Morgens getraut wurden. Das war im März Anno 1717. Wir lebten kümmerlich, waren aber doch in unſerm Gott zufrieden, daß es noch ſo hatte kommen ſollen; freilich merkte ich damals ſchon, daß ein Feldwebel und eine Grafentochter ein paar ganz verſchiedene Weſen ſind; denn ſie war eigentlich viel zu fein erzogen für einen ſchlichten Mann, der denn doch der Haushaltung vorgeſtanden haben will, und wäre ſie noch ſo klein. Es ging aber ſonſt recht gut, beſonders wie mein Kind, meine Malplaquet da, zur Welt kam. Das war aber auch das Letzte. — Ein Jahr darauf, Anno 18 ſtarb König Karl, oder wie ſie ſagen, wurde ihm das Lebenslicht ausgeblaſen. Der neue König ſetzte alle die früher Condemnirten in ihre Güter wieder

ein und da erinnerten ſich denn die vornehmen Verwandten in Schweden, daß meine Frau noch auf der Welt ſei. Erſt gab es Briefe, dann kamen Beſuche, und wie Gott den Schaden beſah, reiſte meine Frau nach Schweden, um die Güter in Beſitz zu nehmen. Ich habe ſie ſeit der Zeit denn auch nicht wiedergeſehen. Gewiß haben ihr die vornehmen Verwandten zu Gemüthe geführt, daß es ſich für eine ſchwediſche Gräfin nicht paſſe, die Frau eines preußiſchen Feldwebels zu ſein, und ſo kamen wir auseinander. Als ſie aber auch unſer Kind nach Schweden holen wollte, da habe ich ihr gezeigt, daß ich der Vater bin und nicht Luſt hatte, mir auch mein letztes Gut noch rauben zu laſſen. Das iſt die ganze Geſchichte. — Erbaulich iſt ſie nicht — aber es thut mir ordentlich wohl, daß ich ſie ſeit ſo langen Jahren einmal vom Herzen herunter habe.“ —

„Und hat Eure Frau denn nichts für Euch gethan?“ —

„O ja, gewollt hat ſie, aber da kannte ſie mich ſchlecht. — Soll ich mir etwa das Bewußtſein abkaufen laſſen, wie ein ehrlicher Kerl gehandelt zu haben? — Ich wies Alles ab; was ſie aber für ihr Kind thun wollte, verwehrte ich ihr nicht. Sie ſchickt auch alle Jahr 500 Thaler, auch zu Weihnachten und an ihrem Geburtstage große Summen, aber die liegen alle geſpart und ſollen einſt meiner Malplaquet auch einmal zu Gute kommen.“

„Hat ſich denn Eure Tochter nie nach der Mutter geſehnt?“ —

„Sie weiß von der ganzen Geſchichte nichts, als daß ihre Mutter lebt und daß das Geld, wovon ſie ſich Wäſche und Kleider kauft, wovon ich den Unterricht bezahle, von der Mutter kommt, denn erzogen habe ich ſie, daß ſie alle Tage Gräfin werden kann und doch zu einer vernünftigen Hausfrau nicht verdorben iſt. Wer aber ihre Mutter iſt, ſoll ſie erſt erfahren, wenn ich die Augen zuthue oder wenn ſie heirathet; dann kann ſie thun, was ſie will — ich möchte aber von meinem Kinde keinen Vorwurf für ihre Mutter hören, denn, Alles genau überlegt, hat ſie auch wohl nicht anders handeln können, als ſie gehandelt hat, denn ungleich paßt nicht zuſammen.“

„Das iſt in der That ein ſonderbares Verhältniß. Es wäre vielleicht doch gut, wenn Er Seiner Tochter Alles ſagte. — Wenn ich etwas thun kann, um eine Verſöhnung herbeizuführen?“ —

„Schönen Dank, Herr Geheime Rath. — Was ſollte wohl jetzt noch eine Verſöhnung? — Hat die Frau Gräfin ſich ſchon eines Feldwebels geſchämt, ſo wird ihr der Todtengräber wahrhaftig nicht angenehm ſein. Das Ende vom Liede wäre nur, daß ſie mir mein Kind, meine brave, gute Malplaquet, auch noch fortnähmen, und dann könnte ich die paar übrigen Jahre meines Lebens nur in Kummer und Herzeleid da ſitzen, denn wer mir mein Kind nimmt, nimmt mir mein Leben.“ — —

„Nun begreife ich auch, warum mir die Kleidung und das Benehmen Eurer Tochter so auffiel, als ich sie in voriger Woche auf dem Kirchhofe in Potsdam zum erstenmale sah.“

„Ja Ew. Gnaden, Sie trägt sich nett, und wenn Sie die Mutter gekannt hätten, würden Sie sagen, 's ist erstaunlich, wie ähnlich sie ihr sieht. Es muß im Blute liegen, denn den vornehmen Anstand hat sie, und kein Edelmann brauchte sich ihrer zu schämen, aber die Gesinnung und das Gemüth und die Frömmigkeit, das ist bürgerlich geblieben und ehrlich, wie es auch sein muß.

„Also glaubt Ihr, daß die Gräfin ihre Tochter einst anerkennen würde?“

„Herr Lieutenant, meine Frau hat nichts anzuerkennen, denn mein Kind ist in rechtschaffner und christlicher Ehe geboren, und getauft als die eheleibliche Tochter des Königlich Preußischen Feldwebels Stephan Wedekind, im Regiment Jung Döhnhoff, und der Gräfin Christine — — ja so. Nun der Name thut nichts zur Sache. Also anzuerkennen hat meine Frau gar nichts.“ —

„Ich meine auch nur, ob sie Malplaquet öffentlich als ihre Tochter aufführen und vorstellen würde, wenn —“

„O ja, wenn ich erst todt bin und sie den Todtengräber nicht mit in den Kauf nehmen muß, das müßte sie aber, wenn sie mein Kind bei meinen

Lebzeiten haben wollte. Also werden wir es schon so lassen müssen." —

Der alte Wedekind wurde einsilbig, gab auf bestimmte Fragen nur ganz kurze Antworten und seine finstere Stirn ließ deutlich erkennen, daß er Niemanden gestatten wolle, sich in seine Familienverhältnisse zu mischen, ja man sah es ihm an, daß er zu bereuen anfing, schon so viel gesagt zu haben. In Lebrechts Brust hatten diese Mittheilungen indessen wunderbare Gefühle angeregt. Plötzlich sah er den wunderbaren Reiz, das eigenthümlich ansprechende und gebildete Wesen des Mädchens erklärt, deren Anblick ihn, den Flüchtigen, so sehr gefesselt. — Sinnend warf er den Blick in die Zukunft, und fügte sich aus den Umständen eine mögliche Vereinigung des für den Augenblick Widerstrebenden zusammen, dabei fühlte er aufrichtige Hochachtung für einen Mann, dessen strenges Redlichkeitsgefühl dessen tadelloses Leben, auch der schwersten Prüfung die Stirn geboten und er hielt es schon nicht mehr für unmöglich, sich ihm zu nähern. Selbst sein Vater mußte, wenn er ihn kennen lernte — — — aber wenn sein Vater den alten Wedekind auch achtete, würde er deshalb gestatten, die Tochter eines Todtengräbers? — War sie denn aber nicht auch die Tochter einer Gräfin? Stammte sie nicht aus gräflichem Geschlecht? — Eine Mißheirath war geschehen, sollte deshalb sein Vater auch eine zweite gutheißen? Und welche Folgen hatte jene Heirath

gehabt! — So widersprechende Gedanken bewegten Lebrechts Gemüth auf der ganzen Fahrt bis Cöpenick, wo man Nachmittags gegen halb vier Uhr ankam. An der Fähre, die den Wagen nach dem Königlichen Schlosse hinüber führen sollte, wurde Rath gehalten, was besser sei, durch die Stadt zu fahren oder auf einem Umwege an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen. Die Carosse des Geheime Rathes hätte in dem kleinen Städtchen Aufsehen erregt, vielleicht hätte es Erkundigungen gegeben, oder es wäre ihnen Jemand gefolgt, und das mußte vermieden werden. Der Kutscher des Geheime Rathes wußte in der Gegend Bescheid, und als er hörte, daß sein Herr nach den Müggelsbergen wollte, schlug er vor, einen Kahn zu miethen, der die Gesellschaft entweder rechts auf der wendischen Spree, oder links an der Stadt, an der Müggelbude vorbei, in den Müggelsee bringen sollte, von wo die Berge sich am bequemsten besteigen ließen. Das letztere wurde gewählt, weil es wie eine Spazierfahrt zu Wasser erscheinen konnte. Man miethete einen Kahn des Fährmannes, zu einer Lustfahrt auf dem See, fuhr an der Stadt vorüber und gelangte bald in den See, durch dessen weite Fläche die Spree vom Spreewalde her nach Berlin fließt.

Es war ein wunderschöner Herbsttag! In ruhiger Klarheit breitete sich rings umher die Gegend aus, die Mittagshitze hatte schon nachgelassen und war einer gelinden, Abend heranwehenden Kühle gewichen,

nur von den kahlen Sandbergen, die jähen Abstürzes den See umschließen, brannte die Sonne in blendender Helle zurück; das dunkle Grün der Tannen und Fichten auf dem Kamm dieser Sandhöhen spiegelte sich in der ruhigen Fläche des Sees, der sonst wegen seines unstäten und tückischen Wassers von den Schiffern gefürchtet wird. Rechts von der Einfahrt in den See erhoben sich die sieben Kuppen der Müggelberge, auf denen zur Zeit der Wendenherrschaft eine Burg des Fürsten Jaczko gestanden haben soll. So unbedeutend die Höhe dieser Berge auch an und für sich und im Vergleich mit anderen ist, so merkwürdig ist ihr Vorhandensein doch gerade in der Mitte der Marken. Aus einem durchweg ebenen Boden erheben sie sich plötzlich, ohne jede Anschwellung des Terrains zu einer Höhe, die vom Harze bis zur Ostsee nur noch von dem sogenannten hohen Fleming erreicht wird. Vollständig isolirt, sind sie bis auf acht Meilen in der Umgegend sichtbar, und werden auch noch auf allen Seiten durch große Wasserflächen von den Kranichbergen und Heidebergen, die indessen kaum halb so hoch sind, geschieden.

Zu diesen Höhen nahm man nun den Weg. Der Beschreibung folgend, bestieg van der Queeß die erste Kuppe zunächst des See-Ufers, während Lebrecht den Fuß der Höhen entlang bis zur äußersten Kuppe rechts ging, der Geheime Rath und Wedekind aber bei einem sumpfigen, dumpf stagnirenden Wasser stehen blieben, das sie als den Teufels-

pfuhl zu erkennen glaubten. Eine nicht berechnete Schwierigkeit ſtellte ſich indeſſen ihrem Vorhaben entgegen. Zur Zeit als Peter van Voorſt die Berge gekannt, mochten ſie wohl noch nicht mit ſo hochſtämmigen Holze bewachſen geweſen ſein, doch jetzt war es den unten ſtehenden ganz unmöglich, rechts und links auf den letzten Höhen jemand zu erkennen, ja, die dort ſtehenden konnten ſich ſelbſt gegenſeitig nicht ſehen, ſo daß es faſt ſchien, als müßte der Verſuch ſchon an dieſem Umſtande ſcheitern. Nach einer Stunde vergeblichen Bemühens, fanden ſie ſich ſämmtlich wieder bei dem Teufelspfuhl, ſuchten überall in der Heide umher, ob noch ein anderes Moorwaſſer in der Nähe ſei, welches vielleicht als Ausgangspunkt für jenes Quadrat bis zum Fuße der Höhen gelten konnte, aber ſie fanden nichts, und verſuchten nun, um doch die Fahrt nicht vergebens gemacht zu haben, jene Linie von den Ufern des Teufelpfuhls in der vorgeſchriebenen Richtung bis zum Aufſteigen der Höhen, zu ziehen. Hier aber ſtellte ſich abermals eine Schwierigkeit heraus. Die Uferwände des Teufelpfuhls waren wohl 50 Schritt breit moraſtig und mit kurzen Binſenbüſcheln bewachſen, ſo daß es ſich deutlich erkennen ließ, wie jener Pfuhl in früherer Zeit einen bedeutend größern Umfang gehabt hatte. Doch wollte man ſich auch durch dieſe Veränderung des Terrains nicht abſchrecken laſſen, und fügte ſich den vorhan

denen Merkmalen. So zogen ſie denn zwei Linien von dem Teufelspfuhl bis an die Berge, verglichen ſie nach ungefährem Augenmaaße mit der Richtung der beiden Endkuppen des Höhenzuges, ſuchten dann durch Abſchreiten den Mittelpunkt zu finden und kamen ſo auf einen Punkt zuſammen, der jener Beſchreibung zu entſprechen ſchien.

„Nun, Wedekind! Jetzt verſucht einmal mit Euren Inſtrumenten hier in dieſer Gegend. — Wenn die Angaben nicht falſch ſind, ſo muß mein Vorfahr hier begraben ſein.“

„Zu Befehl, Ew. Gnaden! — Iſt nur ſchlimm, daß hier Holz gefällt worden, da wird uns das Wurzelwerk hindern.“

„Laßt Euch die Mühe nicht verdrießen, fangt hier bei den großen Steinen an, und geht dann nach und nach weiter zu den Tannen da vor.“

Mit geſpannter Erwartung ſahen nun Alle dem arbeitenden Wedekind zu, ja, als ſie bemerkten, daß das Eintreiben der Bohrſtangen in die Erde dem alten Manne ſichtbar zu ſchwer wurde, halfen ſie ihm ſo gut es gehen wollte, und wurden ſelbſt ſo emſig dabei, daß Röcke und Hüte abgelegt wurden, um ungehindert anfaſſen zu können. Eine Stunde lang waren alle ihre Bemühungen vergeblich geweſen, und wenn auch das Bohreiſen auf Widerſtand ſtieß, ſo erklärte der alte Todtengräber doch immer, daß es Steine oder ſtarke Wurzeln wären. Endlich aber ſchien er etwas zu finden, vor-

ſichtiger trieb er die Bohrſtange in den leichten Sandboden in der Nähe jener Tannen, zog ſie öfter heraus, prüfte die ausgeholte Spitze ob Sand, Holzſplitter oder was ſonſt darin ſei und erklärte dann:

„Hier wird es wohl kommen!“ —

„Woran merkt Er das?“ fragte dringend der Geheimerath. —

„Das hat unſer einer ſchon am Gefühl. — Sehen der Herr Geheime Rath nur, das iſt verfaultes Holz hier unten an der Bohrſpitze, dergleichen liegt nicht von Natur im lieben Erdboden. Wollen mal gleich weiter ſehen. Hm! — Ja, ja, da unten liegt Holz. Was iſt denn das? — da fährt mir ja die Bohrſtange gleich ein paar Fuß tief hinein! — Iſt denn da unten eine Höhlung? — Vielleicht haben ſie das Grab mit Bohlen bedeckt, und dann Erde darüber geſchüttet? — Schlechte Art von Todtengräberei. — Da ſieht man recht, daß ſie vor hundert Jahren die Sache doch noch nicht recht verſtanden.“

Die Verſicherung des alten Wedekind machte einen wunderbaren Eindruck auf die Anweſenden. Selbſt der Geheime Rath, der bis dahin mehr gezweifelt als gehofft hatte, konnte ſeine Freude darüber kaum unterdrücken und ergriff den ebenfalls lebhaft bewegten van der Queeß bei der Hand, um ihm für ſeine ausdauernde Thätigkeit zu danken, ohne welche dieſer Schatz wahrſcheinlich nie aufgefunden worden wäre. So nützlich ihnen bis zu dieſem Au-

genblicke die Gegenwart des Todtengräbers gewesen war, gerade jetzt war sie ihnen doppelt lästig, da sie sich nicht unbeachtet über das Gefundene besprechen konnten, ja sie mußten jenen sogar in seinem Glauben, daß hier nach einem Grabe gesucht worden war, zu bestärken suchen.

„Wie viel Zeit würde man nun brauchen, lieber Wedekind, um dies Grab hier öffnen und aufräumen zu lassen, denn wir wollen den Sarg hier fort und nach Berlin in das Familien-Gewölbe bringen lassen."

„I nun, wenn es Eile damit hat, können der Herr Geheime Rath vier Kerle anstellen, die heben das Erdreich in drei Stunden vollständig heraus. Aber von einem Sarge wird wohl nicht viel mehr die Rede sein, der ist längst verfault, und wundert mich bloß wie das Bohlenwerk darüber so lange hat halten können. Na, man erfährt doch immer etwas Neues in seinem Handwerke. Befehlen der Herr Geheime Rath, daß ich gleich anfangen soll, aufzugraben?"

„Nein, nein! — Wir wissen nun, wo es ist, und müssen doch auch Vorkehrungen treffen, daß wir die Gebeine gleich auf eine würdige Art bis nach Berlin bringen. Es wird auch schon spät — die Sonne ist schon weit herunter. Was mag wohl die Uhr sein?"

„Dreiviertel auf sechs, Herr Geheime Rath!" —

„So müssen wir eilen, daß wir vor Nacht noch nach der köpenicker Fähre zurück kommen. Es

wird doch 10 Uhr werden, ehe wir wieder in Berlin ſind.“

„Ei ja gewiß, die Pferde haben den Weg ſchon einmal gemacht, und in dem tiefen Sande kommt ſich's ſchwer fort.“

So brachen ſie denn auf, gingen zum Müggel-See zurück, beſtiegen das Boot, welches dort ihrer wartete, und kamen mit Einbruch der Dämmerung zur Fähre zurück, wo die Caroſſe ſchon wieder angeſpannt ſtand. Bis jetzt hatte keiner von ihnen an Eſſen und Trinken gedacht, da Erwartung, Hoffnung und Zweifel jeden anderen Gedanken zurückgehalten, jetzt aber, wo ſie Gewißheit hatten, wo die größte Wahrſcheinlichkeit vorhanden war, ihren Zweck zu erreichen, wurden die mitgenommenen Vorräthe ausgepackt, und den kalten Speiſen ſo wie dem Weine fleißig zugeſprochen. Leider nahm in dem dichten Walde, durch den ſie nach Berlin zurückfahren mußten, die Dunkelheit mit jedem Augenblicke zu, ſo daß ſie im Inneren des Wagens kaum noch etwas erkennen konnten, und um ſo lebhafter bedauerten, kein Licht mitgenommen zu haben. Eine Stunde mochten ſie ungefähr gefahren ſein, und ſich ungefähr in der Gegend des jetzigen neuen Kruges befinden, als der Kutſcher plötzlich anhielt und auf die Frage, was es gäbe, ängſtlich in den Wagen hineinrief, daß vor ihnen und auf beiden Seiten Leute ſtünden, die ihm nicht aus dem Wege gehen wollten. Eben rief der Geheime Rath aus

dem Schlage heraus, er möge mit der Peitsche unter sie schlagen und die Pferde antreiben, als der Kutscher gewaltsam vom Bock herunter geworfen und auf den Boden liegend, mit Schlägen und Fußtritten gemißhandelt wurde.

Erschreckt wollten die im Wagen Sitzenden sich aus den Fenstern legen, um zu sehen, was draußen vorgehe, als dunkle Gestalten auf die Tritte sprangen und unter heftigen Flüchen ihnen mit augenblicklichem Tode drohten, wenn sie sich nicht ruhig verhalten würden. So viel die Finsterniß erkennen ließ, waren Soldaten unter diesen Räubern, denn für diese mußte man sie halten, und Lebrecht von Queiß glaubte sogar deutlich die Stimmen mehrerer Grenadiere des Leib-Bataillons zu erkennen. Obgleich sie ihre Drohungen in deutscher Sprache zuriefen, redeten sie unter sich doch in einer durchaus fremden Sprache, spannten in großer Eile die Pferde aus und verschwanden fast eben so schnell, als sie erschienen waren, so daß kaum einige Minuten von dem Augenblicke vergangen sein konnten, wo der Wagen zuerst still gehalten.

In der ersten Bestürzung wußte Keiner, was dieser räuberische Anfall bedeuten sollte — und schweigend harrten sie, bis draußen Alles still geworden und die sich entfernenden Stimmen unter den Bäumen des Waldweges verhallt waren. Da rief der noch immer am Boden liegende Kutscher leise wimmernd zum Wagen hinauf:

„Sie ſind fort. Ach Herr Jeſus! wie haben ſie mich zugerichtet!“ —

„Wo ſind die Pferde, wer waren die Kerle? — Haben ſie Dich geſchlagen?“ — fragten durcheinander die jetzt aus dem Wagen Springenden.

„Ach Gott, ach Gott! — es waren Soldaten! Kerle wie die Rieſen! — mit Füßen haben ſie mich auf die Bruſt getreten. — Und die ſchönen Pferde haben ſie auch mit fortgenommen.“ —

„Das ſind Deſerteurs von meinem Bataillon! — Nun wird mir Alles deutlich! — Die Kerle haben uns die Pferde genommen und ein Glück, daß ſie meine Uniform unter dem Mantel nicht erkannt, ohne Gnade hätten ſie mich ermordet.“ —

„Vielleicht ſind es dieſelben, von denen in Potsdam jenes gefährliche Complott geſchmiedet wurde.“

„Ohne Zweifel! — Aber ich muß ihnen nach, muß in Köpenick Meldung machen.“ —

„Sind Sie bei Sinnen, Herr Lieutenant? Dieſen tollkühnen Verbrechern wollen Sie allein, in dunkler Nacht nacheilen?“ —

„Hier habe ich keinen Willen, Herr Geheimer Rath. Von dem Augenblicke an, wo der Vorgang zu meiner Kenntniß gekommen, habe ich nur eine Pflicht, keinen Willen mehr. — Ich würde im höchſten Grade treulos gegen den Dienſt Sr. Majeſtät ſein, wenn ich hier etwas Anderes als meine Pflicht bedenken könnte. Es thut mir leid, Sie hier allein

zurücklaſſen zu müſſen, meine Herren, aber ich kann nicht anders."

„Wollen der Herr Lieutenant mich nicht mitnehmen? Zwei ſind doch beſſer als Einer, und was die Jagd auf ſolche Hunde von Deſerteurs betrifft, ſo verſtehe ich mich noch vom Regimente her darauf. Will mir meine Bohrſtange mitnehmen, das Ding iſt ſpitz und hält allenfalls ſeinen Mann ab."

Die Zeit drängte. — Raſch trennte man ſich. Während der Geheime Rath und van der Queeß dem ſtöhnenden und jammernden Kutſcher beiſprangen, ging der Lieutenant mit dem alten Wedekind gegen Köpenick zurück und brauchten jede mögliche Vorſicht, um von den Deſerteurs nicht etwa bemerkt zu werden, feſt entſchloſſen, Alles aufzubieten, um von jenem Städtchen aus die Flüchtigen ſogleich lebhaft zu verfolgen. Da ſie nur langſam vorſchritten, auf jedes Geräuſch hörten und dicht unter den Bäumen, die den Waldweg einfaßten, fortſchlichen, ſo konnten ſie zwar nicht hoffen, die Eilenden einzuholen, jedenfalls gewannen ſie aber vor jeder Verfolgung, die von Berlin aus erfolgen mußte, ſobald die Deſertion dort bekannt wurde, einen bedeutenden Vorſprung. Die beim Wagen Zurückgebliebenen beriethen indeſſen, was nun zu thun ſei. Die ganze Nacht in dieſem öden Walde zuzubringen, ſchien ihnen nicht gerathen; man entſchloß ſich alſo, den Kutſcher im Wagen zurückzulaſſen und die eine Meile bis Berlin zu Fuße zu gehen. So geſchah

es. — Gegen 11 Uhr waren Beide an dem ſchon ſeit dem Einbruch der Dunkelheit geſchloſſenen Thore, wurden auf ihre Bitte von der Wache eingelaſſen und trennten ſich unter Beſprechungen über das Geſchehene, ſo wie über das, was nun zunächſt geſchehen ſollte, gegen Mitternacht, um nach den mancherlei Anſtrengungen und Erregungen des Tages die Ruhe zu ſuchen. Ungefähr um dieſelbe Zeit waren der Lieutenant und Wedekind wieder bis zur Spree-Fähre gekommen; ohne auf eine Spur der Flüchtigen geſtoßen zu ſein, ließen ſie ſich nach Köpenick überſetzen, meldeten im Schloß und beim Magiſtrat, was geſchehen und ließen ſogleich die dazu verpflichteten Bürger und Bauern aufbieten, um in der Richtung nach Schmeckwitz hin die Deſerteurs zu verfolgen. Wahrſcheinlich waren ſie gleich durch das ſogenannte Adlersgeſtelle (ein Weg, der ſich ungefähr eine Meile von Berlin rechts durch den Wald abzweigt) in der Richtung nach Peitz, auf die nahe ſächſiſche Gränze zu, geflohen, da ſie bei Köpenick den Fluß hätten überſchreiten müſſen. Lebrecht machte ſich beritten, verſah ſich mit Piſtolen, trennte ſich vom alten Wedekind, deſſen Kräfte nicht gleichen Schritt mit dem guten Willen hielten und trieb die Verfolger zur Eile. Nach kurzer Ruhe kehrte Wedekind mit einem Fiſcherboote, das in der erſten Morgenfrühe Fiſche nach Berlin zu Markte brachte, dorthin zurück und war gegen 9 Uhr wieder bei ſeiner Tochter, die in der

höchſten Angſt über ſein unerklärliches Ausbleiben geſchwebt.

IX.

„Guten Morgen, Frau! — Iſt der Kaffee fertig?“ —

„Ich ſage: Frau, guten Morgen! — Haſt Du das nicht gehört, verſtanden und vernommen oder willſt Du ſolches nicht? — Ich frage, ob der Kaffee fertig iſt?“ —

„Weib, ſetze Deine Pflicht nicht aus den Augen, ich frage zum dritten und letzten Male, ob der Kaffee fertig iſt?“ —

Statt jeder Antwort zeigte Frau Vogtius auf den Ofen, in deſſen Röhre die dunkelbraune Kanne ſchon längſt ſtand; denn Theophilus hatte heut ungewöhnlich lang geſchlafen, weil er erſt ſpät aus ſeiner Tabagie zurückgekehrt war und dort ſich, aus Furcht vor dem Empfange ſeiner Frau abſichtlich einen Rauſch getrunken hatte.

An dem Schweigen ſeiner Frau merkte er aber bald, daß der Sturm noch nicht vorüber ſei, ſtand auf, griff zum Brenneiſen, um ſich das Haar für die Friſur in Locken zu legen, las darauf, ehe die Kinder in die Schule gingen und während ſie frühſtückten, die gewöhnliche Morgenandacht aus dem Geſangbuche und ſetzte ſich dann an ſeinen Arbeitstiſch, um die Akten der letzten Seſſion zu copiren. Mit

heimlicher Angſt ſah er die Kinder ihre Bücher zuſammenpacken, denn er wußte recht gut, daß ſeine Frau nur ſo lange an ſich halten würde, bis dieſe fort waren; er fühlte, daß die Vorwürfe ſeiner Frau diesmal ihren guten Grund hatten und dachte ſelbſt mit Schrecken an die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit. Diesmal aber ſollte der Kelch noch an ihm vorübergehen; denn eben wollten die Kinder zur Thür hinaus, als der Maurer-Polierer des Schloß-Baumeiſters in's Zimmer trat, mit der Frage, wann Herr Vogtius den Bau ſeines Hauſes anfangen laſſen würde. — Mit langem Geſichte hörte der Betroffene dieſe Frage, und blickte verlegen auf ſeine Frau, welche ſchon wieder die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug.

„Hat denn das um Gottes willen ſolche Eile?"

„Das weiß ich nicht, Herr Caſtellan, aber der Herr Schloß-Baumeiſter haben den Befehl, ernſtlich darauf zu ſehen, daß Alles raſch vor ſich gehe. — Ich bin ſchon auf der Bauſtelle geweſen, da werden wir viel Holz in die Erde ſchlagen müſſen, denn Grund und Boden iſt ſchlecht."

„So? iſt er ſchlecht? — Das thut mir leid! — Was aber das Holz betrifft, ſo brauchen wir uns nicht zu ängſtigen, das ſoll ja aus Wuſterhauſen geliefert werden." —

„Eben deswegen; der Herr Schloß-Baumeiſter laſſen Ihnen ſagen, daß das Holz vorläufig vom Schloßholzplatz geliefert werden ſoll, weil es doch einerlei iſt, ob es dort liegt oder von Euch benutzt wird.

So viel wir brauchen, lassen wir dann auf Eure Rechnung in Wusterhausen schlagen und ersetzen dadurch den Abgang."

„Schön! Na da wäre ja Alles in der besten Ordnung. Ihr macht einem das Alles so leicht und so appetitlich, Herr Schloß-Maurer-Polierer, daß man ordentlich in Gedanken das Haus schon gerichtet sieht. — Höre einmal, Frau, was der Herr hier sagt. — Wenn man eigentlich recht ernstlich daran denkt, daß mir mit aller Gewalt ein Haus gebaut werden soll, so verliert sich nach und nach die Angst. — Was meinst Du, Frau, wenn ich mich gleich aufmachte und zu dem Herrn Doktor Muntherio ging, er allein hat über unsere Kasse bei der Akademie zu verfügen, und, da er das Gift doch endlich bekommen muß, so dächte ich, bringe ich es ihm heute schon bei. Wenn wir auf diese Weise vielleicht gleich ein Stück Geld in die Hand kriegten."

„Theophilus, Theophilus! lasse Dich nur zu keinem übereilten Schritt — —

— hinreißen, willst Du sagen. Gott bewahre! Laß Du mich nur machen. Gieb mir mal den Stock, Frau! Will doch gleich bei dem gnädigen Herrn Doktor anklopfen. Nein, nein, bitte, Herr Schloß-Maurer-Polierer; — Ihr werdet doch nicht allein gehen wollen? — Wir gehen zusammen!" —

„Halte doch den Herrn nicht auf, Theophilus!"

Vogtius aber that, als wenn er nicht gehört hätte, was seine Frau gesagt, denn durch die Gegen-

wart eines Dritten entging er der gefürchteten Morgenunterhaltung mit ihr. — Gelang es ihm, mit dem Polierer fort zu kommen, so war er bis zum Abend außer aller Gefahr, denn Mittags wollte er erst nach Hause zurückkehren, wenn die Kinder aus der Schule waren; dazu war heute Mittwoch, also Nachmittag keine Schule und Abends ließ sich vielleicht auch ein Mittel finden. Kommt Zeit, kommt Rath. —

In der größten Eile und unter fortwährendem Reden, damit seine Frau nur nicht dazu kommen sollte, zog er rasch den Rock an, nahm Hut und Stock, toupirte in der Eile die Seitenlocken größer und unternehmender als gewöhnlich und eilte dann mit dem Maurer-Polierer in die Wilhelmsstraße, um sich den Bauplatz zu seinem künftigen Hause anzusehen.

Keine Straße der Hauptstadt hatte damals so viele und bedeutende Gebäude aufzuweisen, die Friedrich Wilhelm I. gebaut, als gerade die Wilhelmsstraße. Seit dem Jahre vorher war das Truchseß'sche Palais vollendet, das später sogenannte Ordens-Palais, jetzt Palais des Prinzen Carl. Ebenfalls seit einem Jahre stand die große Gold- und Silber-Manufactur und der Theil zwischen der Zimmerstraße und dem Halliſchen Thore war seit 1732 von den eingewanderten Böhmen fleißig angebaut worden. Nicht weit von dem jetzigen Palais des Prinzen Albrecht, welches der berühmte Veinezober

vor drei Jahren gebaut, waren indeſſen noch viele Bauſtellen leer und hier hatte der König dem fleiſſigen Kaſtellan der Societät der Wiſſenſchaften einen Bauplatz angewieſen. Ringsumher ſtachen die kleinen einſtöckigen Häuſer, der ungepflaſterte tiefſandige Boden, die leeren Bauſtellen, auf denen noch in dieſem Sommer Getraide geſtanden hatte, gewaltig gegen die Prachtbauten ab, welche den nördlichen Theil dieſer Straße zierten. Ueberall aber wurde rüſtig gearbeitet, ſo daß die Zeit nicht mehr fern ſchien, wo auch die Wilhelmsſtraße eine fortlaufende Reihe von Häuſern aufzuweiſen haben würde. Vogtius ſah ſchon in Gedanken ſein Haus höher als die Nachbarhäuſer, zeichnete und verwarf einen Plan nach dem andern und träumte ſogar von Miethe einnehmen; — kurz verſöhnte ſich immer mehr mit der Idee, ein Hauseigenthümer zu werden. Nachdem er ſeinen Grund und Boden mehrmals in die Länge und Breite gemeſſen, dem Mauer-Polierer erſtaunliche Dinge von allen den Bequemlichkeiten, Einrichtungen und Vorzügen erzählt, die man doch eigentlich in ſeinem Hauſe anbringen müſſe, da Se. Majeſtät Allerhöchſt ſelbſt denn doch einmal den Bau deſſelben befohlen, ging er in die Altſtadt zurück, um den Rendanten der Societätskaſſe, Dr. Muntherius zu beſuchen, dem er die Schreckensnachricht wegen der zu zahlenden Baugelder überbringen wollte. Dr. Muntherius wohnte in der Scharrnſtraße, dicht an der Petrikirche, auf deren Thurme

er ein kleines Obſervatorium hatte, in einem der älteſten Häuſer Alt-Kölns, das in ſeinem Aeußern ſowohl, als in ſeiner innern Einrichtung ganz den Charakter vergangener Jahrhunderte trug. Ein weiter Thorweg führte durch eine gewölbte Einfahrt, die ſich wie ein Feſtungsthor krümmte, auf den Hof, der mit hölzernen Gallerieen umgeben war. Es war ſo dunkel in dieſem niedrig gewölbten Flur, daß man ſelbſt bei Tage nur mit Mühe den Anfang der breiten Treppe erkennen konnte, die mit Geländern von geſchnitztem Eichenholz verſehen in unregelmäßigen Wendungen in die oberen Stockwerke führte. Dieſe Treppe wollte Vogtius eben hinaufſtappen, als er an Jemand ſtieß, der von oben zu kommen ſchien.

„Bitte tauſendmal um Verzeihung, Entſchuldigung und Excuſe, wenn ich Ew. Edeln ohnvorſichtiger Weiſe geſtoßen haben ſollte.“ —

„Hat nichts zu ſagen! — War meine Schuld, daß ich hier ſtehen blieb. — Iſt der Herr hier im Hauſe bekannt?“

„Das heißt, ob ich die Einwohner, Miether und ſonſtigen Inſaſſen kenne, wollen Sie ſagen. — Ich denke wohl, bin wenigſtens oft hier ein und aus gegangen.“ —

„Sieh' da, wenn ich nicht irre, Herr Vogtius!“

„Zu dienen, Theophilus Vogtius, Kaſtellan derer Societät der Wiſſenſchaften; — aber ich wüßte

doch nicht, daß ich die Ehre, Auszeichnung und das Vergnügen gehabt hätte — —"

„Doch, doch, Herr Vogtius, vor einigen Tagen in Potsdam. — Wir aßen zusammen im schwarzen Adler." —

„Ah so! — Also sind Sie der unbekannte Herr, den ich nicht zu kennen die Ehre hatte. — Richtig! nun wir hier oben auf dem Flure sind, und es nicht mehr so dunkel, wie auf der Treppe ist, erkenn ich Ew. Edlen." —

„Wohnt hier im Hause nicht ein gewisser Doktor Muntherius, Professor der Astronomie, Chemie" — —

„Astrologie, Alchymie, Chiromantie, Nigromantie und Kassen-Rendant der Hochlöblichen Sozietät, wollen Sie sagen. Ja wohl, der wohnt hier. Will mich auch eben zu ihm begeben. Wird mir eine absonderliche Freude sein, Ew. Edlen zurecht zu weisen. Bitte, nur mir nach! Ist schwer zu finden, oder besser gesagt, sich zu orientiren, weil vorliegendes Haus noch eines derer älteren Ueberbleibsel früherer Zeiten ist. — So! hier diese hölzerne Gallerie! — Nun noch eine kleine Wendeltreppe hinauf, dann den dunklen Gang zu Ende. So! da wären wir."

Vogtius klopfte bescheiden an eine kleine Thür, deren obere Einfassung in ovalem steinernen Bogen, schweres Eisenwerk des Beschlages und sauber geschnitztes Getäfel im Einklange mit der ganzen in-

neren Baulichkeit des alten Hauses stand. Lange dauerte es denn auch nicht, so steckte eine alte Frau das Gesicht durch eine kleine Klappe, deren Einfügung in das dicke Eichenholz der Thür, zwischen dem Schnitzwerk verborgen war, sah sich mißvergnügt die Draußenstehenden an, und schloß dann, als sie den Kastellan erkannte, vor sich hin brummend, auf.

„Wundern sich Ew. Edlen nicht, etzliches Mißvergnügen, Aerger und Unannehmlichkeit in den veralteten Gesichtszügen dieser Fömina zu gewahren — es ist dieses ihre gewöhnliche Art, oder um mich besser auszudrücken, Unart, bei jedwedem Besuch, er mag nun bekannte Leute im offiziellen Dienst und Amtsgeschäften, wie mich z. B., oder einem annoch Unbekannten hier Orts, wie Ew. Edlen, annenhero führen. Ist der Herr Doktor auch Professor sprechbar, Frau Catharina Merglerinn?"

Statt aller Antwort schloß jene erst langsam und bedächtig die Thür, und ging dann aus der engen, räucherigen Küche, in der van der Queeß und Vogtius jetzt standen, durch eine Seitenthür in das Zimmer ihres Herrn.

„Ist wie gesagt ihre Art so, Ew. Edlen, und passirt mir jedesmal, wenn ich komme und im Interesse derer Sozietät hier zu thun habe. Ist zwar weder Gattin, Verwandtin, Concubina oder sonst etwas nahe Angehendes des Herrn Doktoris, wie schon aus ihrer äußerlichen Beschaffenheit constatiret, hat aber, als eine alte treue Dienstmagd, Köchin

und Aufwartefrau, denſelben eben ſo unter den Pantoffel gebracht, als man dies ſonſt nur in chriſtlichen und gottgefälligen Ehen zu gewahren pflegt." —

„Iſt Ihr Geſchäft ein wichtiges, Herr Kaſtellan und wünſchen Sie erſt das Ihrige zu beenden, ſo warte" —

„Ich ſo lange bis Sie wieder herauskommen; wollen Sie ſagen. Lieber Gott, nein! Habe dem Herrn Doktor auch Profeſſor nur von einem Befehl Seiner Majeſtät unſeres allergnädigſten Herrn in Kenntniß zu ſetzen, hoffe auch, es wird keine Weiterungen deshalb geben und glaube ſogar" —

„Aber da kommt ja Frau Merglerinn wieder und giebt uns in ihrer gewöhnlichen Art zu erkennen, daß wir eintreten möchten. Iſt es gefällig, Ew. Edlen? Bitte! — Kenne meine Pflicht — werde doch einem Fremden, hier Orts nicht Anſäſſigen, den Vortritt laſſen. So!" —

Beide traten jetzt in das Wohnzimmer des Doktors ein, und für van der Queeß war das, was er hier ſah etwas ſo durchaus Neues, daß er ſich verwundert und kopfſchüttelnd lange umſah, ehe er den Bewohner ſelbſt grüßte. Das Zimmer war zwar geräumig aber ſehr niedrig, ſo daß die aus geſchnitzten Balken beſtehende Decke das Ganze zu erdrücken ſchien. An den Wänden, die halb herauf mit altem Holzgetäfel verziert waren, ſtanden alterthümliche Schränke und waren Bretter angebracht, auf denen dicke Folianten in ſchweinsleder-

nen Wänden lagen, die Staub und Spinngewebe dicht bedeckten. Ueberall ſtanden Tiſche mit Büchern, Papieren, Globen, Fernröhren und Gläſern, in denen anatomiſche Präparate in Spiritus aufbewahrt waren, ſo daß man ſich kaum in dem engen Raum den dieſe übrig ließen, bewegen konnte. Zu dem in Mannshöhe angebrachten Fenſter, welches faſt die ganze Breite der Wand einnahm, mußte man auf einigen Stufen emporſteigen, aber auch auf dieſen lag mannigfaches Geräth, ſo daß man die dicke ſchwere Luft des Zimmers ſehr bald als eine natürliche Folge der nie geöffneten Fenſter erkannte. Nur ſchwach drang das Tageslicht durch die kleinen runden, in Blei gefaßten Scheiben, und in den Sonnenſtrahlen, die hin und wieder auf einige Bücherhaufen fielen, tummelte ſich luſtig der dichte Staub, der überall emporwirbelte, wo die Zugluft der geöffneten Thür hinſtrömte. Dicht neben dem ungeheuren eiſernen Ofen, deſſen Wände die ganze bibliſche Geſchichte in rohem Guß darſtellten, ſaß der Doktor Muntherius im Bette, halb aufrecht an das hohe Kopfkiſſen gelehnt, die Kniee angezogen, ſo daß er auf dem einen ein aufgeſchlagenes Buch, auf dem andern einen Bogen Papier liegen hatte, den er ſo eben voll geſchrieben. Das unfriſirte Haar hing ihm unordentlich um den Kopf, ein alter zerlumpter und höchſt unreinlicher Schlafrock ſchlotterte ihm um Bruſt und Aermel und die Bettdecke trug Spuren von Dinte, Speiſen und Getränken

aller Art. Ueberall Unordnung, Nachläſſigkeit, Staub und Unreinlichkeit, alles Dinge, die dem an Reinlichkeit, Ordnung und Behaglichkeit gewöhnten van der Queeß eben ſo ungewohnt als zuwider waren.

Ohne ſich im Geringſten aus ſeiner ſonderbaren Stellung zu rühren, warf der Doktor nur einen prüfenden Seitenblick auf die Eintretenden, fuhr dann fort zu ſchreiben und ſchien zu erwarten, daß Vogtius ſich möglichſt kurz faſſe. Dieſer zeigte ſeinerſeits keine große Eile, ſein Anliegen vorzubringen, weil er gern gewußt, was van der Queeß von dem Doktor wollte, und gab durch Bücklinge zu verſtehen, daß er Zeit habe, dem geehrten Fremden auch nicht vorgreifen wolle. Van der Queeß aber ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe und blickte nach wie vor verwundert um ſich her. Da nun keiner redete, rief der Doktor endlich:

„Was will man? Warum kommt man? Was hat man zu ſagen?“

„Ich wollte gehorſamſt Ew. Wohledlen, den Herrn Doktor auch Profeſſor in ergebenſte Kenntniß ſetzen, Wohldenſelben participiren und notificiren, wie Seine Allergnädigſte Majeſtät von Preußen, unſer Durchlauchtigſter Herr, geruht haben in beſonderer Conſideration auch Recognition meiner langjährigen Dienſte und emeritirter Zugehörigkeit zu derer Societät, mir ein Haus bauen laſſen zu wollen beabſichtigen, und ich nicht umhin kann, oder um mich beſſer auszudrücken, ich mich nicht entbrechen kann,

dieſe Gnade, welche in meiner ſubmiſſen Perſon doch auch mittelbar die ganze Sozietät trifft, Ew. Wohledlen devoteſt anzuzeigen."

„Gut! Weiter! Man wird doch nicht deswegen allein gekommen ſein? — Was will man, man gebe es von ſich." —

„Allerdings iſt noch eine andere Kleinigkeit dabei quaestionis und ſchicke voraus, daß ich höchſt deſolat ſein würde, wenn ſolcher Nachſatz vielleicht möglicherweiſe das Mißfallen Ew. Wohledlen erregen, hervorrufen oder veranlaſſen könnte, darf aber verſichern, daß meine Wenigkeit auf keine Weiſe durch Bitten, Duäruliren oder Sollizitiren dieſe Gnadenäußerung Allerhöchſter Stelle beabſichtigt oder erlangt hat, ſondern es vielmehr eine zwar unbegreifliche aber determinirte Entſchließung unſers erlauchten Herrſchers iſt. Allerhöchſtderſelbe will nämlich, daß die Kaſſe derer Sozietät die ſämmtlich, mir abgehenden oder fehlenden Baukoſten zuſchieße." —

„Iſt man verrückt? — Zuſchießen! Die Kaſſe ſchießt nie zu, ſondern erwartet Gegentheils Zuſchüſſe, und zwar erkleckliche. — Ich frage noch einmal: Iſt man verrückt." —

„Um hierüber ins Klare zu kommen, müßte vorerſt beſtimmt werden, wen Ew. Wohledlen unter dem Pronomen „Man" verſtehen, Ew. Wohledlen ſelber oder dero ſeit kurzer Zeit in Seiner Majeſtät Allerhöchſt beſonderer Gunſt ſtehenden unterthänigſten Diener." —

„Mensch! was unterſteht man ſich? Man muthe mir keine casus delirii zu! — Er iſt unter allen Umſtänden „Man“. — Ich frage daher wiederholt: Iſt man verrückt?“ —

„Nein! Ew. Wohledlen, aber beglückt, daß Seine Majeſtät mich gewürdiget haben, zu dem Beſitzthum eines Hauſes durch die zuzuſchießenden Gelder unſrer Kaſſe zu gelangen.“

„Unſrer Kaſſe? Was will man damit ſagen? Wie kann man ſich unterſtehen, meine Kaſſe, unſre Kaſſe zu nennen?“ —

„Es ziemt mir nicht, Ew. Wohledlen durch Erwiederungen beſchwerlich zu fallen, aber da ich unſtreitig als Appendix mit zu der gelehrten Corporation derer Sozietät gehöre, ſo wagte, risquirte und venturirte ich den ergebenſten Ausdruck „unſre“, der ſich auch in ſo fern juſtifiziren laſſen dürfte, als das darin befindliche Geld partialiter jetzt mir gehört, da Seine Majeſtät in Ihrer Allerhöchſten Weisheit daſſelbe zum Bau meines Hauſes beſtimmt zu haben geruht haben.“ —

„Man laſſe mich mit derlei Anſinnen ungeſchoren und begebe ſich ſchleunig hinweg! — Hat man mir Falſa berichtet, ſo nehme man ſich in Acht, hat man aber auf unbegreifliche Weiſe wirklich einen ſolchen Ausſpruch Seiner Majeſtät erlangt, ſo wiſſe man, daß zu dergleichen Allotrien die Kaſſe kein Geld hat. Apage! Man enthebe mich ſeiner Anweſenheit.“

Vogtius sah wohl, daß er bei dem erzürnten Doktor nichts ausrichten würde, zuckte mit den Schultern, warf einen vielsagenden Blick mit zusammengekniffenen Augen auf van der Queeß und gab dadurch zu verstehen, daß auch dieser nun reden solle, da er sein Geschäfte beendet. Seine Neugier sollte aber unbefriedigt bleiben, denn van der Queeß fragte den Doktor höflich, ob er ihn nicht allein sprechen könne. Erstaunt, plötzlich eine andere Simme zu hören, denn bis jetzt hatte er es nicht der Mühe werth gehalten, von seinem Bette aufzusehen und geglaubt, der Fremde sei ebenfalls in des Kastellans Angelegenheit gekommen, fuhr er jetzt auf:

„Noch ein Quisquam? — Was will man? Wer ist man? Wie heißt man?“ —

„Ich will Sie sprechen, bin ein Holländer und heiße van der Queeß“, antwortete sehr kurz und entschieden der Gefragte.

„So? — Hm! — Setzen!“ — damit zeigte der Doktor auf einen Stuhl, der dicht am Bette stand, auf dem aber ein ausgebranntes Licht, eine Flasche Bier, einige Bücher und das Tintefaß jedes Niedersetzen unmöglich machten; auch fehlte der eine Fuß und ein Stoß Bücher vertrat einstweilen dessen Stelle.

„Setzen soll sich der sehr geehrte Herr? Es fragt sich nur unmaßgeblich, worauf? da keine Utensilia zu diesem Zwecke vorhanden sind —“

„Iſt man noch da? — Will man mich noch weiter behelligen? Weiß man nicht, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen?“ —

„Der Maurer, wollen Ew. Wohledlen ſagen, ſintemal dieſes Haus ein alterthümliches und die Thür mit Sandſtein eingefaßt iſt. — Ich verſtehe übrigens dieſe Andeutung, und denke, Ew. Wohledlen nicht weiter der koſtbaren Zeit zu berauben. Habe die unausſprechliche Genugthuung, Ew. Wohledlen einen guten Morgen zu wünſchen und werde nicht ermangeln, über die Erfolgloſigkeit meiner ſubmiſſeſten Notifikation Allerhöchſten Orts zu berichten.“

„Man ſcheere ſich zam“ —

„Zum Teufel, wollen Ew. Wohledlen ſagen? — Bedauere, dieſes nicht in ſeinem ganzen Sinne ausführen zu können, da es an dem nöthigen Viaduct zu dem Erbfeinde fehlt, werde mich aber in Ermangelung deſſen ſtande pide zum Geheimen Kämmerier Seiner Majeſtät begeben und wie ſchon erwähnt meine ſchmerzlichen Gefühle dort ausſchütten.“

Damit ſchlängelte Vogtius, ärgerlich über die Behandlung, die er vom Doktor erfahren und beſchämt, ſeine Neugier nicht befriedigt zu ſehen, ſich mit Bücklingen aus der Thür, ließ ſich aber draußen mit Frau Merglerinn noch in ein langes Geſpräch über ſein neu zu erbauendes Haus ein, das mit jeder Stunde in ſeinem Kopfe um ein Stockwerk wuchs.

Van der Queeß befand ſich jetzt mit dem Doktor allein und war verlegen, wie er nach dem was

er gesehen, mit jenem sprechen sollte. Da es ganz unmöglich schien, sich in dem beengten Raume und auf einem der voll gepackten Stühle zu setzen, so stellte er sich an das Fußende des Bettes und hielt es für das Beste bei diesem sonderbaren Menschen ohne alle Umschweife zu verfahren.

„Man hat mich an Sie gewiesen, Herr Doktor, als den gelehrtesten Kenner der Astrologie." —

„Astronomie will man sagen," fiel der Doktor rasch ein, indem er ganz verwundert und verstört sich aufrichtete, Buch und Papier bei Seite schob, sich die Haare aus dem Gesichte strich und den Sprechenden anglotzte.

„Der Astrologie, Chiromantie und all jener occulten Künste und Wissenschaften, die vor Zeiten" —

„Was begegnet mir heut alles für verwirrtes Zeug? Denkt man mich zu foppen? Erst entblödet sich jener homo stupidus nicht, Geld von mir zu fordern, und nun kommt ein anderer und will mich unchristlicher, vom Staate nicht gutgeheißener Künste und Wissenschaften beschuldigen."

„Ich habe nicht gesagt, daß Sie Astrologie und Chiromantie treiben, Herr Doktor, sondern will mir Raths erholen über diese Dinge, deren Geschichte, ehemalige Beschaffenheit und was sonst darüber bekannt ist, Niemand besser und gründlicher kennen soll, als Sie." —

„Also eine Consultation! — Hm, das ist etwas Anderes. — Man erkläre sich, — bedenke

daß mir als einem Königlichen Professor und Doktor nicht zusteht, über derlei Occulta anders als im historischen Sinne zu sprechen."

„Ich verstehe und will nur noch bemerken, daß ich Nachweisung und Belehrung nicht umsonst verlange, sondern bitte, diese Kleinigkeit von 10 Dukaten als Vorschuß anzunehmen, wenn durch meinen Wunsch etwa dem Herrn Doktor Kosten verursacht werden sollten." —

Bei diesen Worten verklärte sich plötzlich das wirre und abstoßende Gesicht des Doktors. Aufmerksam sah er zu, wie van der Queeß die blanken Holländer auf die Bettdecke zählte, legte sich dann aber mit anscheinender Gleichgültigkeit auf das Kissen zurück und sagte um Vieles höflicher als vorher:

„Derlei geht meine Haushälterin, Frau Mergelinn, an, als welche ich zum Einstreichen dieses Geldes anweisen werde. — Man komme jetzt aber zur Sache und explizire sich deutlich." —

„In meiner Familie befindet sich ein Horoskop, das im Jahre 1550 von einem gewissen Pedro Santarius ausgestellt wurde. Durch sonderbare Zufälligkeiten sind einige der darin ausgesprochenen Prophezeihungen schon mehrmal wirklich eingetroffen, und zwar zu der bestimmten Zeit, so daß ich wohl wissen möchte, was an der Sache ist. Ich selbst glaube nicht daran, mein Großvater aber war der Unfehlbarkeit dieses Horoskops überzeugt, und wenn

er Recht hat, so droht mir, als seinem Nachkommen noch in diesem Jahre ein Uebel, über welches ich gern Ihre Meinung hörte, Herr Doktor. Nicht aus Furcht vor einem schnellen Tode, denn ich bin ein Christ und voll gläubigen Gottvertrauens, sondern weil ich wichtige Dinge zu betreiben und zu ordnen habe, von denen vieler Menschen Glück und Zufriedenheit abhängt. Ist an jenem Horoskop etwas Wahres, so — nun Sie werden mir ja sagen, was ich zu glauben oder zu fürchten habe." —

Van der Queeß gab jetzt das alte, vergelbte Pergament dem Doktor, welches sein Großvater, Gerhard von Queiß, im Jahre 1638 aus dem Kerker des grünen Hutes mit auf seine Flucht nach Holland genommen. Der plötzliche Tod der Gräfin Renata von Schwarzenberg im Augenblicke der Trennung hatte den Glauben seines Großvaters an das Uebel, welches der Familie Queiß erblich sein sollte, zur Ueberzeugung gemacht und er selbst unterlag in dieser Beziehung den Eindrücken seiner Jugend, weil Vater und Großvater oft davon gesprochen und das unheimliche Gefühl der Erinnerung an jenes grauenvolle Uebel seit der gestrigen Auffindung des so lang vergrabenen Schatzes erst wieder recht lebendig in ihm geworden war.

Doktor Muntherius betrachtete lange und aufmerksam die Figur des Horoskops, las die ganze Nativität des Tetragrammatons, schüttelte mehrmals mit dem Kopfe und schien durch den ganzen Vor-

gang seltsam angeregt. So ungern er sich für einen Astrologen gehalten sah, war er es doch mit ganzer Seele und hing mit großer Vorliebe an dem Studium der cabbalistischen Wissenschaften, das ihn von seinem Jünglingsalter an lebhaft beschäftigt. Als Mitglied des Rosenkreuzer-Ordens, der damals die ersten Zeichen seiner wiedererwachenden Wirksamkeit kund gab, benutzte er seine Stellung als Doktor der Astronomie und Professor der Chemie nur zu einem Deckmantel für seine eigentlichen Neigungen und Beschäftigungen; aber er hielt sie sorgfältig geheim, weil er nach den Vorfällen im Jahre 1719 (wo der Betrüger Clemens, unter dem angenommenen Namen eines Barons von Rasenau, den König durch seine Geldmacheversuche so betrogen, daß er ihn zusammen mit zwei andern Betrügern, einem Herrn von Heydekampf und einem gewissen Lehmann, auf dem neuen Markt in Berlin hängen ließ) die Abneigung des Königs gegen alle geheime Wissenschaften kannte. Alle Drei hatten sich für Rosenkreuzer ausgegeben und die allgemeine Meinung sich seit der Zeit so gegen Alles ausgesprochen, was dieser Bund trieb und beabsichtigte, daß Muntherius sich vorsichtig von jeder Oeffentlichkeit zurückgezogen und nur selten seine Wohnung verließ, wenn nicht eine Session der Societät, oder eine Beobachtung des gestirnten Himmels von dem Thurm der Petri-Kirche aus ihn dazu zwang.

„Verlangt man etwa gleich eine Antwort auf

Seine Frage? Gegenwärtige Nativität ist so complicirter Natur, daß man sich wird gedulden müssen, bis ich dahin einschlagende Beobachtungen und Vergleiche gemacht. — Man komme daher wieder!" —

„Können Sie mir denn nicht heute schon sagen, ob dem Ganzen überhaupt Glauben zu schenken ist?"

„Glauben kann Jeder, was er will! — Vorliegend ist nur, ob diese Nativität nach den Regeln der Wissenschaft gestellt ist, soweit diese mir bekannt sind. Werde mich deshalb bemühen." —

„Ist denn aber überhaupt etwas Wahres, ein vernünftiger, zu erklärender Grund in allen diesen geheimen und unbegreiflichen Wissenschaften?" —

„Ist ein vernünftiger Grund darin, daß Sterbende, wenn's zum Tode geht, an ihrer Bettdecke zupfen? — Ist es zu erklären, daß Hunde heulen, wenn ein Mensch mit dem Tode ringt? — Kann man begreifen, wie der Eine hier träumt, was einem Andern hundert Meilen davon begegnet? — Weiß man, warum man ein unheimliches Gefühl hat, wenn es dunkel wird? — Begreift man, warum Blutlauf aus Wunden sich plötzlich stillt, wenn er richtig besprochen wird? — Wenn man das Alles und Tausenderlei mehr nicht begreift, wie soll man die außerordentliche Wirkung der Planeten, Linien in den Händen und cabbalistischen Punktationen begreifen? — So viel ich davon verstehe, will man Nachricht und Auskunft über einen bestimmt vorliegenden Fall: solche hoffe ich geben zu können.

Unterricht aber und Unterweiſung in Dingen, denen man eo ipso mit Unglauben entgegentritt, denke ich nicht zu ertheilen.“ —

„Wann darf ich alſo wiederkommen?“

„In einer Woche frage man wieder an. Ehe wir nicht Vollmond haben, kann ich mit Erfolg nicht obſerviren. Dürfte auch manches alte Buch nachzuſchlagen ſein, ehe ſich Beſtimmtes hierüber feſtſtellen läßt. — Ade!“ —

„So rechne ich denn auf Ihre Gefälligkeit, Herr Doktor, und werde nicht undankbar dafür ſein. — Ade!“ —

X.

Gegen 3 Uhr am Nachmittage deſſelben Tages fuhren drei Bauerwagen vor der Commandantur vor, in denen 17 Deſerteurs des Leib-Bataillons Grenadiere, an Händen und Füßen mit Stricken geknebelt, lagen, welche von den verfolgenden Köpenicker Bürgern und Bauern Vormittags gegen 9 Uhr im Walde bei Schmökurtz eingeholt und gefangen worden waren. Lieutenant von Queiß hatte die Wagen verlaſſen, als ſie in der Gegend der Dresdner-Straße die erſten Häuſer der Stadt berührt, war vorausgeſprengt, um dem Commandanten ſeine Meldung zu machen und eilte, nachdem dies geſchehen und die Gefangenen in die Gefängniſſe

des Kalandshofes abgeführt worden waren, erſt zu dem Oberſten von Einſiedel, dann aber, erfreut über das unbedingte Lob, welches ſein Commandeur ihm für ſein Benehmen ertheilt, in das Haus des Geheimen Kriegs- und Domainen-Rathes Eckardt, um ſeinen Vetter van der Queeß aufzuſuchen. Er fand ihn mit der Durchſicht alter Papiere beſchäftigt und erzählte raſch, was ſeit ihrer Trennung in vergangener Nacht vorgefallen war.

Mit Hülfe der in Köpenick und allen naheliegenden Dörfern aufgebotenen Mannſchaften hatte er die Flüchtlinge in einer Erlen-Niederung hinter dem Dorfe Schmökurtz eingeholt, ihnen den Weg abgeſchnitten und 17 derſelben wieder nach Berlin zurückgebracht. Die andern 9, von denen 5 überdem ſich beritten gemacht hatten, waren in der Richtung nach Peitz entkommen; indeſſen wurde ihnen von Dorf zu Dorf weiter nachgeſetzt und man hoffte, ſie noch einzuholen, ehe ſie die ſächſiſche Gränze erreichten. Lebrecht geſtand ſeinem Vetter offen, daß er unſchlüſſig geweſen ſey, die Deſerteure anzugreifen, da er ſich nur allein ihnen gegenüber ſah und nicht wußte, ob er ſich auf die ihn begleitenden Bauern bei einem ernſtlichen Widerſtande verlaſſen konnte. Eine alte Frau in Schmökurtz hatte den ganzen Trupp um das Dorf ſchleichen und ſich in das Gehölz werfen ſehen. Neugierig, was dieſe Menſchen zu ſo ungewöhnlicher Zeit — es mochte gegen 7 Uhr Morgens ſein — dort im Walde zu

thun hätten, sah sie ihnen lange nach und bemerkte, daß sie nach und nach auf einem kleinen Fischerkahn über den Zietten-See übersetzten und so auf den großen Werder gelangten, der rings von 3 Seen eingeschlossen ist. Es ergab sich später aus der Untersuchung, daß die Deserteurs den Zietten-See für die Spree gehalten hatten, die sie bei Köpenick nicht unbemerkt hätten überschreiten können. Da aber auf der andern Seite der große Zug, der Kroschin und der Weinsdorfer-See sich ihrer Flucht entgegenstellten, so beschlossen sie, tief in der Erlen-Niederung des Werders verborgen, bis zum Einbruch der nächsten Nacht zu warten. So wurden sie umstellt und ergaben sich, als sie jeden Ausweg abgeschnitten sahen, auf Lebrechts erste Aufforderung. Die 9 Andern hatten den Weg nach Peitz verfolgt und vergeblich ihre Kameraden gewarnt, sich durch das Wasser nicht täuschen zu lassen.

„Das heiße ich wie ein tüchtiger Soldat und braver Offizier gehandelt. — Nehmen Sie mir es nicht übel, Vetter, aber ich hatte kaum geglaubt, daß der junge Herr so rasch, ehrenwerth und entschieden zu handeln wissen würde." —

„Und warum das, wenn ich fragen darf." —

„Huh, das klingt empfindlich, lieber Vetter; so war es aber nicht gemeint. Müssen es dem Holländer und dem ältern Manne schon zu Gute halten, wenn er seine Meinung gerade herausſagt. — Mag mich geirrt haben und sehe auch wohl ein,

mich in dieſer Hinſicht wirklich geirrt zu haben, aber es kam mir ſo vor, als wäre der Herr Vetter — nichts für ungut, wenn ich mich nicht ſo ausdrücke, wie es hier bei Euch üblich — wie ſoll ich gleich ſagen — jung!“ —

„Soll das ein Tadel oder ein Lob ſein, Herr van der Queeß?“ —

„Wie es gerade kommt! — Die Jugend iſt ein ſo neidenswerthes Ding, daß man freilich nicht weiß, ob man ihr einen Vorwurf daraus machen ſoll, daß ſie noch nicht ſo reif und beſtimmt verfährt, wie die Erfahrung, und das alte holländiſche Sprüchwort hat wohl Recht:

„Wenn die Jugend nur wüßte,
Und wenn das Alter nur könnte!“

Aber freilich, dann hörte der Menſch eben auf, Menſch und die Welt auf, Welt zu ſein. Alſo nichts für ungut. Ich bitte ihnen meine unvortheilhafte Meinung ab und freue mich, daß ich das kann.“ —

„Sonderbar! — Es iſt das erſte Mal, daß ich ſo geradezu unvortheilhaft über mich urtheilen höre. — Ich möchte es übel nehmen und kann es doch nicht, da Sie es ſo ehrlich und offen — —“

„Freut mich, daß Ihnen das gefällt und um ſo mehr, als ich hier ſonſt viel Außenwerk und Schein ſehe. — Schon als Holländer berührt mich hier bei Euch Vieles unangenehm und nun gar als Halbwilder da unten aus Afrika. Aber gut, daß Sie gekommen ſind, lieber Vetter; ich bin da gerade

in eine Arbeit vertieft, die auch Sie interessiren muß. Setzen Sie sich ein wenig zu mir und schenken mir ihre Aufmerksamkeit. Erschrecken Sie nur nicht vor dem Wuste alter, vergilbter Papiere! — Weiß wohl, daß dergleichen nichts für einen jungen Herrn ist. Will auch nur Ihren Rath über eine Vorstellung hören, die ich beim König einzureichen gedenke, denn ich möchte aus Unkenntniß nicht gern gegen Eure Formen verstoßen. Es handelt sich um die Angelegenheiten meines Großvaters, der noch immer für einen Verbrecher gehalten wird. Hören Sie mir zu, ich hoffe deutlich gewesen zu sein."

„Ew. Majestät!" —

„Muß ich doch gleich Anfangs einen Einwand machen. Man kann Se. Majestät in einem Schreiben nicht anders als mit:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König; Allergnädigster König und Herr! — anreden."

„So? — Das will ich mir doch gleich aufschreiben. Schön! Also:

„Ew. Majestät, bittet der Unterzeichnete in Ehrfurcht und voller Vertrauen zu der Gerechtigkeit seines Gesuches, den Prozeß des im Jahre 1639 als Hochverräther nnd Falschmünzer angeklagten Kurfürstlichen Hauptmannes Gerhard von Queiß in Gnaden revidiren und auf den Grund der beiliegenden Beweisstücke, das gegen denselben ergangene Urtheil aufheben zu wollen. Aus der von meinem Großvater während seiner Verbannung in Holland

aufgesetzten Vertheidigungsschrift, welche erst nach seinem Tode bekannt geworden, geht deutlich hervor, daß derselbe durch eine sonderbare Verkettung ungewöhnlicher Umstände zwar allerdings um das Geheimniß einer Falschmünzer-Bande gewußt, dieser auch gezwungen Dienste gethan, niemals aber sich eines Verbrechens schuldig gemacht, im Gegentheil fest entschlossen gewesen, sich der zufälligen Gemeinschaft mit jenen Verbrechern zu entziehen. Daß er selbst eingeständig, den Hauptmann von Arnheimb im Zweikampfe getödtet zu haben, ist ihm als einem Adligen und in jenen unruhigen Zeiten nicht so sehr vorzuwerfen, daß allein darauf das Urtheil basirt werden konnte und der angeführte Umstand, aus welcher Ursach er mit gezogenem Degen im Gemache des damaligen Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Friedrich Wilhelm gefunden, scheint auch in Hinsicht auf die Anschuldigung des Hochverrathes den vollständigen Ungrund derselben zu beweisen. Als Enkel des unter der schweren Last einer Verurtheilung als Falschmünzer, Mörder und Hochverräther gestorbenen Gerhard von Dueiß bin ich verpflichtet, Ew. Majestät, als einen gerechten König, zu bitten, durch Revision des Prozesses und Aufhebung des infamirenden Urtheils den Flecken von dem Wappenschild einer Familie zu waschen, die schon mehrere Jahrhunderte hindurch, sowohl dem Kurhut Brandenburg als der Krone Preußen ehrenvolle Dienste geleistet. Eine Ehrenrettung kommt

nie zu spät, und wenn es Ew. Majestät auch unwichtig scheint, ob ein schon vor 70 Jahren Verstorbener wieder zu Ehren restituirt wird, so können die Nachkommen desselben sich doch nicht eher beruhigen, als bis der Ungrund aller gegen ihn erhobenen schweren Beschuldigungen von dem Oberhaupte des Staates öffentlich und solenn anerkannt wird.

In Erwartung einer gnädigen Resolution verharrt ehrfurchtsvoll

Jan van der Dueeß.
aus dem Hause Dueiß.

Nun, was sagen Sie zu diesem Pro memoria, Vetter?" —

„Es ist deutlich und inhaltschwer, aber die Form so kurz upd so ohne alle Umschweife, wie wir hier kaum dergleichen gewohnt sind. Es fehlen fast alle Titulaturen und Devotional-Phrasen, die in einer Supplik an des Königs Majestät doch unumgänglich nothwendig sind."

„Tragen solche Titulaturen und Devotional-Phrasen etwas zum Verständniß des Ganzen bei?"

„Das nicht, aber sie sind hergebracht, und leicht erscheint als Mangel an Achtung, was sich so durchaus der Unterthänigkeit des Bittenden entzieht." —

„Ich bin keinem Menschen auf Erden unterthänig, Vetter, und will auch nicht einmal dem Hergebrachten zu Liebe so erscheinen. Der König wird in meiner Art den Holländer erkennen und, wenn man mich nicht getäuscht hat, so liebt er un-

ſer Land und uns, ja Vieles in ſeinem Charakter, ſeinem Thun und Laſſen beweiſt, daß er würdig wäre, ein Holländer zu ſein. Wer weiß, ob — — Ah ſieh da, Herr Geheimer Rath!" —

„Guten Abend, meine Herren! Ei, Herr Lieutenant, glücklich wieder da? — Habe ſchon im Schloſſe gehört, daß Sie die Kerle glücklich erwiſcht haben. Der Oberſt war Ihres Lobes voll und es kann nicht fehlen, daß ehrenvoll Ihrer gedacht werden wird. Wollen Sie mir nicht die Freude machen, heut Abend bei uns zu eſſen? Sie müſſen uns ausführlich erzählen, was Ihnen Alles begegnet iſt. Aber mich wundert, daß Sie noch hier ſind. Hat Ihnen denn der Oberſt nicht geſagt, daß die ſämmtlichen Offiziere der Potsdamer Garniſon heute auf Befehl Sr. Majeſtät einer Vorſtellung im Theater unſers Eckenberg beiwohnen?"

„Wahrſcheinlich hat es der Herr Oberſt über meinem Berichte vergeſſen oder ich es überhört."

„Ja, ja! — Auch Se. Majeſtät werden Allerhöchſtſelbſt dort erſcheinen. Um 5 Uhr geht es an. — Ich komme ſpäter hin, und dann gehen wir gleich zuſammen nach Hauſe."

— „Es iſt ja ſchon halb 5 Uhr; da muß ich eilen. Herr Geheimer Rath, lieber Vetter, auf Wiederſehen alſo!" —

„Adieu, Herr Lieutenant! Ich begreife, daß Sie ſo eilen, denn Sie werden heute der Held des Tages ſein. Kann auch nichts ſchaden, wenn Se.

Majeſtät Sie Allerhöchſtſelbſt dort ſieht. — Adieu, Adieu!" —

Als der Geheime Rath ſich mit van der Dueeß allein ſah, ſetzte er ſich ſchweigend und mit nachdenkendem Blick auf das Sopha und ſchien verlegen, wie er das Geſpräch beginnen ſollte. Van der Dueeß ſah ihn lange fragend an, endlich brach er das Schweigen mit den Worten:

„Irre ich mich oder habe ich recht geſehen, daß Sie meinen Vetter auf eine gute Art weggeſchickt haben?" —

„In der That, Herr van der Dueeß. — Ich ſehnte mich danach, allein mit Ihnen zu ſein, denn ich habe mancherlei auf dem Herzen für Sie."

„Hm! Sie kommen vom Könige, Herr Geheimer Rath?" —

„Ja, ich komme ſo eben von Sr. Majeſtät — aber wahrlich nicht ſo voller Hoffnung und Zuverſicht, als wir uns heute Nachmittag trennten. — Se. Majeſtät wollen nichts von den afrikaniſchen Beſitzungen wiſſen."

„Das iſt mir nichts Neues, aber durch dieſen Schatz — —"

„Ich habe mich wohl gehütet, Sr. Majeſtät etwas davon zu ſagen — das heißt, nur in Ihrem Intereſſe, denn Sie knüpfen ja nun einmal die Erreichung beſtimmter Zwecke an denſelben. — Vorſichtig brachte ich das Geſpräch auf die Colonien und hatte nur zu gute Gelegenheit dazu, weil die

Emd'ner Kaufmannſchaft ſich eben jetzt wieder mit ihren Forderungen wegen der Depot-Rückſtände an die Allerhöchſte Perſon immediat gewandt, aber leider habe ich auf's Neue die Ueberzeugung gewonnen, daß wir keine Hoffnung haben, den Staat je wieder für dieſe unglückliche Angelegenheit zu gewinnen. Se. Majeſtät äußerten: wenn Allerhöchſtdieſelben den ganzen afrikaniſchen Plunder geſchenkt bekämen, ſo möchten Sie ihn nicht, und, aufrichtig geſtanden, Herr van der Dueeß, wer es ehrlich mit dem Staate meint, kann ihm in der That eine ſo unhaltbare Ausdehnung nach Außen nicht wünſchen."

„Wenn nun die Holländer, die Venetianer, die Genueſer, die Portugieſen es auch Anfangs ſo ehrlich mit dem Staate gemeint, würden ſie je die Macht und Größe erreicht haben, die ihnen die Geſchichte zugeſteht? — Und fragen Sie mal den Peter in ſeinem neugeſchaffenen Petersburg, ob er nicht überzeugt iſt, es auch ehrlich mit ſeinem Lande zu meinen, wenn er ihm eine Seemacht ſchafft." —

„Wir haben keine See, Herr van der Dueeß."

„Hatte Rußland, Venedig, Genua denn mehr? — Was man nicht hat, nimmt man ſich! Wozu paradiren die langen Kerle in den drallen Uniformen da draußen auf dem Felde herum, wenn ſie nicht zugreifen wollen, wo es was zuzugreifen giebt? — Laſſet einmal das Regiment mit den himmelhohen Kerlen an einem ſchönen Sommertage einen Spaziergang nach Hamburg machen und die Herren

Senatoren zu Königl. Preußiſchen Kammer- und Regierungs-Räthen machen, ſo habt ihr gleich, was ihr braucht." —

„Nie wird ſich Se. Majeſtät zu einem Friedensbruch aus ſolcherlei Intereſſe verleiten laſſen. Aber das liegt ja auch eigentlich außerhalb unſeres Geſpräches. Ich wiederhole Ihnen, daß ich keine Hoffnung habe, Se. Majeſtät für Ihre Wünſche zu gewinnen."

„Kann ich denn nicht einmal mit dem Manne reden?" —

„Ich wüßte nicht, wie ich das einleiten ſollte. — Se. Majeſtät ſind ſchwer zugänglich und lieben es nicht, durch irgend eine Perſönlichkeit auf Allerhöchſt Ihre Willensmeinung influiren zu laſſen. — Würde auch in der That zu gar nichts helfen, könnte im Gegentheil nur die ganze Angelegenheit unmöglich machen." —

„So bekommt er auch den Schatz nicht!" —

„Wie meinen Sie das, Herr van der Dueeß?"

„Ich meine, daß ich nicht die weite Reiſe hieher gemacht, Jahre lang das eine Ziel im Auge gehabt, um dem Könige Millionen zu ſchenken, die vielleicht nur dazu verwendet werden, um noch ein paar große Schlagetodte, der Himmel weiß woher, herbeizuſchaffen. Er bekommt das Geld nicht!" —

„Sie begreifen wohl, Herr van der Dueeß, daß von dem Augenblicke an, wo Sie mich in Ihr Vertrauen gezogen haben, nicht mehr davon die

Rede ſein kann, ob Se. Majeſtät den Schatz bekommt oder nicht. Meiner Ueberzeugung nach haben Allerhöchſtdieſelben den Schatz ſchon und zwar nur dadurch, daß ich als Diener des Staates und meines Allergnädigſten Herrn davon gehört. Wenn ich aus Rückſicht für Ihre Wünſche und deren mögliche Realiſirung auch Sr. Majeſtät noch nichts davon geſagt, ſo geſtehe ich doch offen, eine ſolche Aeußerung von Ihnen, Herr van der Dueeß, nicht zu begreifen. Uns Beiden und Jedem, der um das Vorhandenſein des Schatzes weiß, ſteht keine Verfügung über denſelben mehr zu." —

„Sie haben Recht, ganz Recht, Herr Geheimer Rath. — Der Aerger iſt wieder einmal mit der Vernunft bei mir durchgegangen. Wenn man ſo nur einen Lieblingsgedanken hat, Alles anſetzt, um ihn zu erreichen, da iſt der Aerger über das Fehlſchlagen wohl verzeihlich. — Mag doch das Sündengeld nehmen und bekommen, wer will; wenn Preußen nur einſehen wollte, daß es ſeine künftige Größe von ſich ſtößt, wenn es ſeine Flagge auf der See einzieht." —

„Laſſen Sie die See denen, die von der Natur darauf angewieſen ſind; Preußen hat andere Beſtimmungen, andere Aufgaben zu löſen, als ein paar verfallene Forts in Guinea zu proviantiren."

„Sehen Sie, Herr Geheimer Rath, da denkt ein armer, verachteter Negerfürſt bei uns in Tacrama anders. Sieben Jahr kämpft er unter preußiſchen

Fahnen und Feldzeichen auf eigne Hand gegen die Holländer, weil er dem Eide treu bleiben will, den er dem vorigen Könige geleiſtet. — Das iſt ein ganzer Kerl, der Jan Cunny, — der nimmt keine Notiz davon, daß hier in Berlin das Land verkauft wird, welches nach ſeiner Ueberzeugung den Brandenburgern gehört und die Holländer haben genug zu thun gehabt, ehe ſie ihn zur Ruhe gebracht. Iſt nur ein Caboſchier, wie wir die Neger-Häuptlinge bei uns nennen, aber er hat doch ſeinen ganzen Hof mit den Schädeln der von ihm erſchlagenen Holländer pflaſtern laſſen und wäre gewiß gleich wieder bei der Hand, wenn der König nur winkte. Freilich, ſo große Kerle, wie die Potsdamer hat er nicht, aber ſie ſchlagen zu, das wiſſen die Holländer am Beſten.“ —

„Es war auch damals im Vorſchlag, ihm ein Allerhöchſtes Dankſagungsſchreiben und den Orden de la Générosité zu ſchicken, es unterblieb aber, weil er denn doch ſchwarz iſt und die Generalſtaaten das auch ungern geſehen haben würden.“

„Haben Sie denn wirklich gar keine Hoffnung, den König für meine Vorſchläge zu gewinnen?“

„Was ſich thun läßt, ſoll geſchehen. Vielleicht gelingt es mir, einen der Herrn Miniſter auf unſere Seite zu bringen. So viel iſt aber gewiß, die Exiſtenz jenes Schatzes müſſen wir ſo lange geheim halten, bis wir alle und jede Hoffnung aufgegeben, oder von irgend einer Seite eine Zuſicherung wirkungs-

reicher Unterſtützung erhalten. Es fragt ſich nun, ob wir unſererſeits ſchon jetzt mit der Ausgrabung des Geldes vorſchreiten oder es ſo lange da laſſen ſollen, wo es iſt, bis wir etwas erlangt."

„Ich dächte, was man hat, hat man und faßt man das Ding ordentlich an, ſo läßt ſich in 24 Stunden viel thun, auch wohl die ganze Sache geheim halten, wenn man zuverläſſige Leute wählt."

„Der Meinung bin ich nicht. Wo ſollten wir unbemerkt mit ſo vielem Gelde hin? Dergleichen läßt ſich nicht ſo ſchweigſam abmachen, als Sie wohl glauben. Beſſer iſt es, wir geben uns gegenſeitig unſer Wort, als Männer von Ehre, keinen Schritt ohne Vorwiſſen des Andern zu thun; ſo haben wir Sicherheit und können demgemäß handeln. Wer weiß, was uns die nächſten Tage bringen und in ſo wichtigen Angelegenheiten ſoll man nicht raſch handeln." —

„Bin's zufrieden, wenn Sie meinen, daß es für die Sache vortheilhafter iſt." —

„Ueberdem wäre ich mit dem beſten Willen außer Stande, in den nächſten Tagen mich mit den nöthigen Anſtalten und Vorbereitungen dazu zu beſchäftigen. Ein oder zwei Tage dürften doch darüber hingehen, bis wir das Ganze in Sicherheit hätten und ich muß auf Befehl Sr. Majeſtät morgen nach Wuſterhauſen, um die Camine auch dort einrichten zu laſſen. Das kann wohl einige Tage dauern und während meiner Abweſenheit darf nichts

geſchehen, was dieſen Schatz betrifft; ich muß im Intereſſe des Staats bei Allem gegenwärtig ſein, was in Bezug darauf vorgenommen wird. Auch darauf verlange ich Ihr Wort." —

„Hätte deſſen kaum bedurft, Herr Geheimer Rath, — aber ich ehre Ihre Gewiſſenhaftigkeit. Bis zu Ihrer Zurückkunft alſo! — Oder ſoll ich Sie begleiten, um Ihnen auch meinerſeits jedes Mißtrauen zu benehmen?" —

„Im Gegentheil, Herr van der Queeß, Sie müſſen hier bleiben, Ihren Vetter und den alten Todtengräber im Auge behalten, damit Keiner einen Schritt thue, der unſern Planen hindernd in den Weg treten könnte. Ich will jetzt in das Theater. — Begleiten Sie mich? — Sie ſehen dort des Königs Majeſtät vielleicht ganz in der Nähe."

„Danke, Herr Geheimer Rath! Bin kein Liebhaber von ſolchem Zeug, denke, ein vernünftiger Menſch hat mehr und Beſſeres zu thun, als dieſem nichtsnutzigen Komödienſpielen zuzuſehen. Nichts für ungut, Herr Geheimer Rath! Daß Sie hingehen iſt ganz in der Ordnung, weil der König da iſt; aber bei mir fällt ſo ein Grund weg und darum bleibe ich lieber zu Hauſe und rauche mein Pfeifchen in Ruhe. Habe auch ſonſt noch allerlei zu ordnen." —

So trennten ſich Beide.

Auf dem Dönhoffsplatze war es um dieſelbe Zeit ungewöhnlich lebendig. Dichte Volkshaufen

drängten ſich um die große hölzerne Komödienbude des Herrn von Eckenberg, der ſich ſelbſt „den ſtarken Mann“ nannte. Gegenüber dem noch jetzt ſogenannten Meilenſteine, den Friedrich Wilhelm I. 1730 auf derſelben Stelle errichtete, wo ſonſt das Leipziger Thor der alten Befeſtigungen Berlins geſtanden, zeigte ſich dem Blick ein großer hölzerner Schuppen, auf deſſen Giebeln zwei große Fahnen wehten. Auf der Seite nach der Jeruſalemer Straße hin war in der Höhe von ungefähr 12 Fuß eine Art von Balkon angebracht, deſſen Baluſtrade mit großen Buchſtaben die Inſchrift trug:

Theatrum der Eckenbergiſchen Künſte.
Cum privilegio Sr. Majeſtät des Königs.
Vivat!

Auf dieſem Balkon trieb Hanswurſt ſchon ſeit 4 Uhr ſein Weſen, indem er auf einer Trompete blies, die Vorübergehenden einlud, die Vorſtellung zu beſuchen und wiederholt einen Zettel ablas, der den Titel des Stücks, die Namen der Schauſpieler und die Preiſe der Plätze enthielt. Er lautete:

Heute werden die Herrn von Eckenbergiſchen Künſtler, Fechter, und Spatenſchläger bei angenehmer Inſtrumental-Muſik aufzuführen die Ehre haben, eine ganz neu elaborirte Hauptaction, genannt:

Die remarquable Glücks- und Unglücks-Probe des Alexander Danielowitz, Fürſten von Mentzikoff, eines großen Favoriten, Cabinetsminiſters und Generalen Petri, Tzaaren von Moskau, Glorwürdigſte

Reverenz, nunmehr aber von den höchſten Stufen ſeiner erlangten Hoheit bis in den tiefſten Abgrund des Unglücks geſtürzt, veritablen Beliſari und Hanswurſt, einem luſtigen Paſtetenjungen auch Schnirrfax und kurzweiligen Wildſchützen in Sibirien.

Spielende ſind: Der Herr Prinzipal und Hofkomödiant, welcher als Menzikoff ſurprenante Leibeskräfte produciren wird. Die Frau Prinzipalin, welche verhofft, das Publikum durch ihre Geſchwindigkeit zu vergnügen, Monſieur Werſling, Weidner und Defraine, ſo wie alle andern Spatonſchläger und Künſtler. Die Perſon giebt auf dem erſten Platz 4 Groſchen, auf dem andern 3 Groſchen, wer auf der Treppe ſtehen will, 2 Groſchen, und wer draußen bleibt, gar nichts — dafür ſieht er aber auch nichts, wovor Hanswurſt Jeden gewarnt haben will. — Immer herein, ihr Herren! Der geduldigen Schafe gehen viele in meinen Stall! — Da geht eben Einer an die Kaſſe, das iſt der Leithammel, immer nach, ihr Herren und Damen, immer nach. — Es wird Niemanden gereuen. — Wen's gereut, dem gebe ich nachher ſein Geld wieder, wenn ich darf. — Wenn ich nicht darf, behalt' ich's. — Schnederdeng! Schnederdeng! — Nur Muth gefaßt, in die Taſche gegriffen und das Geld herausgeholt. — Heute werden wir aufzuführen die Ehre haben — — —

Und nun las er den Zettel wieder von vorne ab. —

So nothwendig auch sonst diese Einladungen des Hanswurst waren, heute hätte er seinen Witz nicht in Unkosten zu setzen brauchen, denn der König hatte den ganzen ersten Platz für die Offiziere der Potsdamer Garnison gekauft und der zweite Platz war schon lange vor dem Beginn der Vorstellung gedrängt voll, da Herr von Eckenberg überall bekannt gemacht hatte, der König selbst würde kommen. Ohne alle Verzierung bestand das Innere dieser hölzernen Bude aus der Bühne, dem amphitheatralisch aufsteigenden 1sten Platz im Parterre und einer breiten Gallerie, welche die ganze Rückseite des Parterre's einnahm. Rechts und links führten breite Treppen vom 1sten Platz auf die Gallerie und diese waren es, auf denen das Publikum für 2 Gr. stehen konnte, während der 1ste und 2te Platz mit einfachen hölzernen Bänken versehen waren. Ein Orchester war nicht vorhanden, denn die Musiker saßen auf der Bühne selbst, die übrigens damals noch gar keinen Vorhang hatte.

War nun auch der 2te Platz und die dazu führende Treppe schon dicht besetzt, so blieb doch der 1ste Platz bis kurz vor Anfang der Vorstellung leer, denn alle Offiziere erwarteten draußen vor der Bude die Ankunft des Königs, theils, um Se. Majestät ehrfurchtsvoll zu empfangen, theils, das schöne Herbstwetter noch zu genießen, da jetzt schon die Hitze und der Dunst in dem engen Raume der Bude fast unerträglich waren. Das Publikum

hatte also volle Freiheit, sich laut und ungestört zu unterhalten, bis der König und mit ihm die Offiziere erscheinen würden.

„Bin doch neugierig, — — —

„Was das für ein Stück sein wird, wollen Sie sagen? — Ja, das bin ich auch. Läßt sich aber vermuthen, supponiren oder conjecturiren, daß es etwas ganz Absonderliches sein müsse, da Se. Majestät Allerhöchstselbst den Schauplatz mit dero erlauchten Gegenwart zu beehren beabsichtigen."

„Ich glaube es noch gar nicht, daß der Alte wirklich kömmt." —

„Ich sehr stark, wertheſter Herr Königl. Holzverwalter. Wäre es blos der allgemeinen Ergötzlichkeit wegen, so würde ich selbst daran zweifeln, es ist aber Gegentheils gewissermaaßen eine militairische Politesse und Höflichkeit gegen die großen Potsdamer, und, von dieser Seite betrachtet, scheint mir die wirkliche, persönliche Beiwohnung dieses Spektakels auf unumstößliche und wissenschaftliche Basis fundirt." —

„Aber der Alte ist doch sonst kein Freund von dem Komödienspielen?" —

„Weil Höchstderselbe Alte viel zu thun hat. Das ist wahr — aber ich habe schon erwähnt, angeführt und bemerkt, daß hier wohl nur ein Akt Königlicher und souveräner Höflichkeit gegen das Militair und speciell gegen die Potsdamer zum Grunde liegt. — Ich sage, weil er viel zu thun hat.

Denn — erinnert Ihr Euch nicht des Komödienprivilegiums, welches vor 6 Jahren diesem Eckenbergum verliehen wurde? — Da heißt es wörtlich: „Besagter Hof-Komödiant solle seine Exercitia mit denen bei sich habenden Leuten zur Recreation und Zeitvertreib derjenigen, so nicht viel zu thun haben, präsentiren. Nun kann Se. Majestät sich doch nicht mit der erwähnten Menschenklasse in eine Cathegorie, Klasse oder Sammelsurium stellen." —

„Also sind wir eigentlich mit den Leuten gemeint, die nicht viel zu thun haben?" —

„Unmaaßgeblich dürfte sich dieses Königliche Reskript auf Alle beziehen, die denen dramatischen Exercitien zusehen. — Aber stille! Draußen geht etwas vor. — Es wird plötzlich so ruhig. Das ist er! Er kommt! Er kommt!"

Erwartungsvoll sah Alles nach der Eingangsthür, die auf der rechten Seite des Isten Platzes lag und unmittelbar von dem Platze in die Bude führte, so daß beim Oeffnen die hereinfallenden Sonnenstrahlen auf Augenblicke den halbdunkeln, nur von trübe brennenden Talgnäpfen erleuchteten, innern Raum erhellten. Es war wirklich der König, der mit den Prinzen Friedrich, Heinrich und Ferdinand, dem Fürsten Leodold von Dessau und dem Markgrafen von Ansbach und Bayreuth das Theater besuchte. Draußen hatten die Offiziere mit abgenommenen Hüten ein Spalier gebildet, durch welches der König freundlich grüßend gegangen und

an der Thür von dem Hof-Komödianten, Herrn von Eckenberg, in seiner sonderbar bunten und reichen Tracht, trotz des hellen Tages mit zwei Armleuchtern in der Hand empfangen worden war. In tiefster Devotion leuchtete der glückliche Prinzipal dem Monarchen bis in die Mitte der ersten Bank dicht vor der Bühne und gab dann mit einem majestätischen Wink den Musikanten auf der Bühne das Zeichen zum Anfangen der Musik. Als der König seinen Sitz eingenommen, füllte sich bald der ganze 1ste Platz. Die tiefste, ehrfurchtsvollste Stille herrschte unter den Zuschauern und hätten die Musikanten nicht aufgespielt, so würde man jedes Wort, das der König mit seinem Schwiegersohn, dem Markgrafen von Ansbach und Baireuth, sprach, verstanden haben.

Auch Lebrecht von Dueiß war unter den Zuschauern. Herzlich von seinen Kameraden bewillkommt und beglückwünscht hatte er bis zur Ankunft des Königs auch die kleinsten Umstände immer wieder erzählen müssen, von denen seine nächtliche Verfolgung der Deserteurs begleitet gewesen war. Erst als der Oberst von Einsiedel dem Könige am Nachmittage Rapport abgestattet hatte, war das Complott unter den Soldaten auch den andern Offizieren des Bataillons bekannt geworden, so daß die Gefahr, der sie durch die energischen Maaßregeln des Commandeurs entgangen, schon vorüber war, ehe sie noch geahnet worden. Offenbar hatte die Verhaf-

tung jener Rädelsführer in Potsdam die Andern entmuthigt, so daß sie die Ermordung der Offiziere aufgegeben und die Desertion von Berlin aus versucht hatten. Der König hatte sich, wie der Oberst erzählte, sehr gefreut, daß die Grenadiere wieder eingebracht worden waren und hatte befohlen, man solle ihnen nicht als Deserteuren, sondern als Dieben, die das Werbe- und Handgeld hätten dem Staate stehlen wollen, den Proceß machen. — Daß sie nicht am Leben gestraft werden würden, wußte man schon, denn es waren meist ausgezeichnet große Menschen, aber wiederholtes Spießruthenlaufen war ihnen gewiß. Wäre Lebrecht übrigens nicht beinahe 12 Stunden früher als die Flucht der Soldaten in Berlin bekannt werden konnte, ihnen begegnet, so würden sie schwerlich eingeholt worden sein, da die Gränze so nahe war. Die Ankunft des Königs unterbrach natürlich das Gespräch über diesen Gegenstand und Lebrecht sah sich, als die Vorstellung begonnen, überall nach dem Geheimen Rathe um, mit dem er ja zu Abend essen sollte. Als er ihn nirgends erblickte, er auch hörte, daß keiner seiner Kameraden ihn bemerkt, hing er, antheillos dem Spiele zuschauend, seinen Gedanken nach, die ihm immer wieder das Bild des geliebten Mädchens vor die Seele führten, das seit der Mittheilung des Vaters über ihre Geburt ihn so ganz erfüllte, daß nichts Anderes mehr seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte. War doch nun eine Ver-

bindung zwischen ihnen möglich, und wenn er auch Schwierigkeiten und Hindernisse fürchten mußte, so ließen sie sich doch besiegen, da das Mädchen, wenigstens mütterlicher Seits, ihm ebenbürtig war.

'Die Vorstellung der „remarquabeln Glücks- und Unglücksprobe" mit allen ihren Späßen und derben handgreiflichen Scherzen, so sehr das Publikum auch daran sich ergötzte, ließ ihn kalt, ja, widerte ihn an. Da er sich unbemerkt von dem Geheimen Rathe sah, so glaubte er, die Zeit bis zum Souper bei diesem besser anwenden zu können, wenn er die Bude verließ und zu seiner Malplaquet eilte. Hatte er doch in der Gemeinschaft mit dem alten Wedekind bei der Verfolgung der Deserteurs den besten Vorwand, ihn aufzusuchen. Er wartete daher, bis der Abend hereindämmerte, verließ seinen Platz und eilte nach der Garnison-Kirche, ohne vermißt oder bemerkt zu werden. —

Die Vorstellung hatte unterdessen ungestört ihren Fortgang. Zwischen den einzelnen Scenen unterhielten Fechterkünste, Tänze, Proben der außerordentlichen Körperkräfte des Principals das Publikum und ließen die Plattheit des elenden Machwerks der remarquabeln Haupt-Aktion vergessen. Hanswurst erhielt vor Allen den ungetheiltesten Beifall. Selbst der König hatte herzlich über ihn gelacht, während der Kronprinz einmal über das andere die Achseln zuckte und den Kopf schüttelte. Fürst Leopold hatte sich vor Lachen die Seiten ge-

halten und dem luſtigen Schalk einmal ganz laut zugerufen: „Das iſt ein Schwerenöther von Kerl!“ Ein ſolches Wort machte den kecken Burſchen nur um ſo zuverſichtlicher und rückſichtslos tappte er jetzt in den Brei. — Als das Spiel vorüber war, ſprang der Herr Prinzipal wieder mit ſeinem Armleuchter von der Bühne herunter, leuchtete devot dem Könige bis zur Thüre und erhielt ſogleich von einem Laquayen 8 Thaler als beſonderes Königliches Gnadengeſchenk, außerdem aber die Weiſung, ſich wegen Bezahlung des ganzen 1ſten Platzes bei dem Geheimen Kämmerierer zu melden.

XI.

Lebrecht war vom Dönhofsplatze durch die Altſtadt nach der Garniſonkirche geeilt, und erreichte das Haus des Todtengräbers erſt als es faſt ganz dunkel war. Auf dem Wege dorthin ſchien ihm ſein Beſuch bei dem alten Wedekind ſo natürlich und unverdächtig, daß er kaum die Möglichkeit bedachte, von dem mürriſchen alten Manne unfreundlich aufgenommen zu werden. Je mehr er ſich aber der Spandauer Mauer näherte, je mehr verſchwand dieſe Zuverſicht, und als er nun gar vor dem Hauſe ſelbſt ſtand, überlegte er lange, ob er wirklich durch einen Beſuch dem Mißtrauen des Vaters wieder neue Nahrung geben ſollte — Dabei hatte er nicht, wie

er verſprochen, um 3 Uhr hier vorübergehen und aus der Erſcheinung des geliebten Mädchens auf ihre Geſinnung gegen ſich ſchließen können. Er zögerte und wußte nicht, was er thun ſollte, als es plötzlich auf dem Flur des Hauſes hell wurde, ein Mann in einen Mantel gehüllt in der Thür erſchien und hinter ihm Malplaquet mit einer Lampe dem Weggehenden leuchtete. Gang nnd Haltung des Mannes kamen dem überraſchten Lebrecht recht bekannt vor, das Geſicht vermochte er aber nicht zu erkennen, da jener es abſichtlich zu verbergen ſchien und das Licht ihn nur von hinten beleuchtete. Mit leichtem Kopfnicken dankte der Weggehende dem Mädchen, dieſe ſchloß die Thür hinter ihm und ging ins Haus zurück. Eben als der Unbekannte in die Spandauer-Straße einbiegen wollte, fiel der volle Strahl des Mondes auf ſein Geſicht und Lebrecht glaubte, den Geheimen Kriegs- und Domainenrath Eckardt in ihm zu erkennen. — Was konnte dieſer zu ſo ungewöhnlicher Zeit bei dem alten Wedekind gewollt haben? — Sollte Malplaquet? — — Aber nein, wie kam der eiferſüchtige Gedanke in ſeine Seele! — Wahrſcheinlich hatte der Geheime Rath in der Angelegenheit, welche ſie alle drei geſtern nach Köpenick geführt, mit dem Todtengräber geſprochen. Um ſo mehr konnte er hoffen, keine unfreundliche Aufnahme dort zu finden und war nun raſch entſchloſſen, den Verſuch zu wagen.

Auf ſein Klopfen an die Thür erſchien Malpla-

quet, der vor Schreck faſt die Lampe entfiel, als ſie Lebrecht erblickte. Jetzt erſt bemerkte er, daß ſie verweinte Augen hatte und ſehr bewegt ſchien. Theilnehmend ergriff er ihre Hand, drückte ſie liebevoll und ſah ſie lange an, als wolle er fragen, ob ſeine unerwartete Erſcheinung ihr auch nicht unangenehm ſei. Malplaquet ſchlug verwirrt die Augen nieder, aus denen ſich heimlich eine Thräne ſtahl und war keiner Antwort mächtig. Endlich rief ſie ſchluchzend:

„Ach Gott, Herr Lieutenant, mein armer Vater iſt ſo krank!“ —

„Krank? — Wie iſt das ſo plötzlich geſchehen, wir waren ja noch in der vergangenen Nacht zuſammen!“ —

„Heute Morgen, gleich nach ſeinem Zuhauſekommen, überfiel ihn ein ſo heftiges Fieber, daß er ſich gar nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Gewiß hat er ſich in der kalten Nachtluft Schaden gethan. — Du lieber Gott! — nun ſind wir ganz fremd in der großen Stadt; niemand bekümmert ſich um uns. Wir haben weder Nachbarn, noch Freunde!“ —

„Da führt mich ja ein gutes Glück zu Euch her. — Ich kam, um dem Vater Dank zu ſagen für ſeine Unterſtützung und Hülfe in der letzten Nacht und nun kann ich ihm vielleicht meinen Dank durch die That beweiſen. Wo iſt er denn? Will Sie mich nicht zu ihm führen, liebe Jungfer?“ —

„Ach, wie gern! Hier dieſe kleine Treppe herauf, wenn der Herr Lieutenant uns die Ehre erzeigen wollen.“

Von Malplaquet geführt betrat Lebrecht die Wohnſtube des Todtengräbers. Obgleich die ordnende Hand des ſorglichen Mädchens nicht zu verkennen war, ſo erſchien die jetzige Wohnung Wedekind's doch bei Weitem nicht ſo heimlich, bewohnt und traulich, als das in Potsdam der Fall geweſen. Noch fehlten die bunt kattunenen Gardinen an den Fenſtern, die wenigen Bilder und Schildereien ſtanden noch unaufgehängt an den Wänden, das Geräth hatte noch nicht den altgewohnten, handlichen Platz gefunden. Das Zimmer erſchien groß, leer und unfreundlich gegen die frühere Wohnung, und Lebrecht konnte ſich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, als er die ſtille Wirthlichkeit und Ruhe hier nicht wiederfand, die er ſich unzertrennlich von der Geliebten und ihrem Vater gedacht. Auf dem Bette, deſſen vier Pfoſten ebenfalls noch ohne Gardinen waren, lag der alte Wedekind faſt bewußtlos und ſtöhnte ſchwer. Malplaquet rückte ihm mit liebender Geſchäftigkeit das Kopfkiſſen zurecht und beugte ſich lauſchend über ihn hin, dann flüſterte ſie Lebrecht zu, daß eben ein Herr hier geweſen wäre, der viel mit dem Vater geſprochen und dadurch vielleicht den Zuſtand des Kranken verſchlimmert habe.

„Wer war denn der Herr?“ —

„Ich weiß es nicht, denn der Vater hieß mich das Zimmer verlassen, ich hörte nur, daß er ihn Herr Geheimer Rath nannte.“

„Kennt Sie den Geheimen Rath Eckardt von Person?“

„Ach nein, Herr Lieutenant, ich kenne keine so vornehme Herren.“

„Wer spricht da mit dir, Malplaquet?“ fragte jetzt der Vater, indem er die Augen aufschlug und mühsam den Kopf wendete.

„Der Herr Lieutenant von Dueiß, lieber Vater. Se. Gnaden sind aber gekommen, — —

„Um Euch meinen Dank zu sagen für die rasche und männliche Hülfe, die Ihr mir gestern Abend geleistet habt. — Thut mir leid, daß ich Euch krank finde. Wie geht es denn?“ —

„Zu Befehl, Herr Lieutenant, — so so! — Muß wohl heute früh auf dem Wasser mich erkältet haben. — Bin dergleichen doch nicht mehr gewohnt und seit langen Jahren nach Mitternacht nicht aus dem Bette gewesen. — Hm! hm! — na 's wird schon wieder vorübergehen! — Sind die Kerle denn eingebracht?“ —

„Gewiß — sie sitzen schon im Kalandshofe, bis auf einige, die uns entkommen sind. — Habe nicht verfehlt, dem Obersten zu melden, daß das Bataillon Leib-Garde-Grenadier Euch ganz besonders für Eure Thätigkeit verpflichtet ist und werde schon Sorge tragen, daß das nicht in Vergessenheit kommt.

Aber habt Ihr denn ſchon nach einem Arzte geſchickt?“ —

„Kenne ja hier in dem groſſen Berlin keinen Menſchen, und was hilft mir auch ein Arzt? Die 60 Jahre kurirt er mir doch nicht weg. Das iſt eine Krankheit, für die kein Kraut gewachſen iſt.“ —

„Aber eben deswegen ſolltet Ihr vorſichtiger ſein als ſonſt. Eine Erkältung hat bei uns jungen Leuten nicht viel zu ſagen. Ich dächte aber doch, Ihr ſchicktet nach einem Arzt.“

„Wen ſoll ich denn aber ſchicken? — Das furchtſame Ding, meine Malplaquet, traut ſich hier nicht allein über die Staſſe und Dienſtboten kann ſich unſer einer doch nicht halten.“ —

„So will ich ſelbſt ſogleich — —“

„Nein, laſſen der Herr Lieutenant nur! — Danke zwar herzlich, wahrhaftig recht herzlich, für den guten Willen, aber ein Arzt würde mir doch nicht helfen. Habe meine Lebtage keine Medicin eingenommen und denke nun in meinen alten Tagen nicht erſt damit anzufangen, obgleich es recht ſchlimm mit mir ſteht. — Geh' doch einmal in die Küche, Malplaquet, und koche mir von unſerm Bruſtthee. — Mir wird ſo angſt und beklommen zu Muthe.“ —

„Aber, liebes Väterchen, wenn Se. Gnaden, der Herr Lieutenant, doch nun ſo gut ſein will!“

„Thue, was ich Dir ſage, mein Kind, und laſſe uns allein! — Du weißt, ich bin Widerſpruch

nicht gewohnt. — So, nun iſt ſie hinaus! Wollen der Herr Lieutenant nicht die Gnade haben, ein wenig näher zu treten — das laute Sprechen fällt mir ſchwer und ich möchte auch nicht gern, daß das arme Ding, meine Malplaquet, etwas davon hörte. So! — Herr Lieutenant, mit mir iſt es bald vorbei, das fühle ich. Heute Nachmittag, als ich ein wenig eingeſchlummert war, iſt ſo ein verfluchter Kerl, ſo ein Vampyr, bei mir geweſen und hat mich auf den Tod gedrückt. Ich habe ihn wohl erkannt, es war der Letzte, den wir vorige Woche in Potsdam begruben. Er hat ſich an mir rächen wollen, daß ich das Protokoll gegen ihn gemacht. Hier hatte das Ungethüm Gewalt über mich, denn wer hat denn hier Zeit gehabt, Sand auf die Schwelle zu ſtreuen und Safran mit Nachtſchatten aufzuhängen? — Heute Nacht kommt er wieder und dann wird es wohl zu Ende ſein. — Hätt' auch nicht gedacht, auf ſo ſchlechte Weiſe aus der Welt zu gehen." —

„Aber Wedekind, könnt Ihr denn wirklich ſo tollen Aberglauben?" — — —

„Laſſen der Herr Lieutenant das nur gut ſein. Ich weiß, was ich weiß. — Wer freilich in ſo vollem Leben und rüſtiger Geſundheit daſteht, wie Sie, der glaubt an dergleichen nicht. — Iſt auch eigentlich einerlei! — 's liegt mir etwas ſchwer auf dem Herzen und das muß herunter, ehe ich die Augen zuthue. — Habe zwar mein Soldatenwort darauf

gegeben, daß ich nicht verrathen will, was der Kamin-Rath da bei mir gewollt, und darum kann ich es auch nicht sagen, aber ehrlich währt am längsten und wer weiß, ob ich meine Ehrlichkeit nicht bald wo anders zu verantworten haben werde. — Kurz und gut — ich weiß nicht, wie das unter Euch Dreien zusammenhängt — aber das weiß ich, in den Müggelsbergen liegt keine Leiche — da liegt irgend etwas anderes vergraben und der Kamin-Rath meint's nicht ehrlich mit Euch Beiden!" —

„Hätte er Euch gesagt?" — — —

„Ich habe mein Wort gegeben, Herr Lieutenant! Was und wieviel ich weiß, werde ich nicht sagen. Aber das eine weiß ich, der Kamin-Rath spielt falsch Spiel mit Euch Beiden, darum seht Euch vor. — Oh! oh! mir ist doch recht übel zu Muthe. — Der Unhold hat mir die ganze Brust zusammengedrückt. — Und mein armes Kind, meine Malplaquet, was wohl aus der werden wird!" —

Macht Euch doch nicht so trübe Gedanken, Wedekind! — Wenn Ihr Euch pflegt und ruhig verhaltet, seid Ihr bald wieder hergestellt. — Jetzt laßt mich aber wirklich für einen Arzt sorgen; Ihr habt ein Fieber und das wollen wir schon wegschaffen. Da Ihr so gar Niemanden habt, der sich um Euch bekümmert, so komme ich zur Nacht noch einmal wieder her, sende auch meinen Burschen zur Bedienung. Bin zum Abendessen eingeladen, hoffe aber, nicht lange dort zu bleiben. Adieu!" —

Lebrecht verließ den Alten, als Malplaquet den bereiteten Brustthee hereinbrachte, drückte dem geliebten Mädchen zärtlich die Hand, als sie ihm bis zur Hausthür leuchten wollte, bat sie aber, bei ihrem Vater zu bleiben, der eben wieder einen heftigen Anfall von Brustbeklemmung hatte, und eilte schweren Herzens erst in sein Quartier, von wo er seinen Burschen sogleich dorthin sandte, dann zu dem Regimentsarzt, von dessen Freundschaft er verlangte, Alles anzuwenden, was seine Kunst vermöge, um den alten ehrlichen Wedekind zu retten, und nun erst in das Haus des Geheimen Rathes, wo man mit dem Souper bereits auf ihn wartete. Da die Gattin des Geheimen Rathes und einige Damen zugegen waren, so wurde nur über gleichgültige Dinge gesprochen, ja der Geheime Rath schien absichtlich jedes Gespräch zu vermeiden, das auf die Angelegenheiten seines Gastes, van der Queeß, führen könne; besonders fiel es Lebrecht auf, daß er im Theater gewesen sein wollte, wo ihn doch Niemand gesehen. Dies und die Aeußerung Wedekinds über die Absichten des Geheimen Raths regten im Herzen Lebrechts einen Verdacht an, den er vergebens zu bekämpfen suchte. Doch vermochte er es nicht, diesem Gedanken lange zu folgen, denn immer schwebte ihm das Bild der sorglichen Malplaquet an dem Krankenbette ihres Vaters vor und zog seine Seele fort aus der prächtigen, genußreichen Umgebung dieses Hauses in das unscheinbare

Häuschen an der Garniſon-Kirche. Die Damen fanden ihn heute zerſtreut und gar nicht ſo liebenswürdig als ſonſt, was der Geheime Rath auf die ſchlafloſe Nacht und die ununterbrochene Thätigkeit des Tages ſchob. Hätte er im Herzen Lebrechts leſen können! —

Gegen 11 Uhr trennte man ſich verſtimmt und unerfreut. Der Geheime Rath ſchützte heftiges Kopfweh und die morgende Reiſe nach Wuſterhauſen vor, als van der Queeß ihn einlud, noch ein Glas Punſch mit ihm auf ſeinem Zimmer zu trinken und Lebrecht eilte, keine Ermüdung fühlend, in das Haus des Todtengräbers. Beſorgt ſtieg er die Treppe hinauf, auf deren oberſter Stufe ſein Buſche ihn ſchon erwartete.

„Wie geht es dem alten Manne, Buſſe?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant; iſt vor einer Viertelſtunde geſtorben.“ —

„Biſt du verrückt? — Wer iſt geſtorben?“ —

„Der Todtengräber Wedekind, Ew. Geſtrengen Gnaden zu Befehl.“ —

„Wo iſt der Regimentsarzt?“

„Schon fort, Herr Lieutenant. Der Herr Regimentsarzt meinten, hier könnten ſie doch nichts mehr helfen. Ich bin aber hier geblieben, weil der Herr Lieutenant es ſo befohlen hatten.“

„Aber wie iſt denn das möglich?“ —

„Das weiß ich nicht, Herr Lieutenant, aber

todt iſt er, das hat der Herr Regimentsarzt ſelber geſagt.“ —

Tief ergriffen von dieſer unerwarteten Botſchaft trat Lebrecht in das Zimmer ein und ſah die arme Malplaquet regungslos auf ihren Knieen am Bette liegen. Ihr ſtarres Auge hatte noch keine Thräne befeuchtet, krampfhaft hielt ſie die erkaltete Hand ihres Vaters an die Bruſt gedrückt und ſah nur mit antheilloſem, irren Blick auf die Eintretenden, als die Thür ſich öffnete. Der Schmerz hatte ſie ſo jählings getroffen, daß ſie kaum noch den ganzen Umfang ihres Verluſtes zu faſſen vermochte, als Lebrecht aber erſchien, — da trat das ſchnelle Ende ihres Vaters, die Hülfloſigkeit ihrer Lage, das quälende Gefühl des Alleinſtehens mit ganzer, augenblicklicher Kraft vor ihre Seele und ein Strom heißer Thränen entrang ſich jetzt zum erſten Male ihren Augen. Unvermögend, ſich von den Knieen zu erheben, mußte Lebrecht ſie in ſeine Arme nehmen und zu dem Großvaterſtuhl führen, in dem noch vor wenigen Tagen der ehrliche alte Wedekind geſeſſen. Wie müßig und nutzlos in dieſem Augenblicke jede Tröſtung ſein mußte, fühlte Lebrecht wohl, war es doch auch ihm, als hätte er in dem Vater der Geliebten einen Freund verloren, nie war ihm das Scheiden aus dem Leben ſo nahe getreten, nie hatte er einen Menſchen ſterben ſehen, nie hatte der Tod eines Verwandten, eines Freundes, zerſtörend in ſein Leben gegriffen, darum fand er ſich auch

rathlos, ungefaßt dieſem unerwarteten Ereigniß gegenüber. Aus der durch Thränen halb erſtickten Erzählung des Mädchens erfuhr er, daß ihr Vater, ſchon ehe der Arzt erſchienen, heftig phantaſirt und dabei ſtets von ihrer Mutter geſprochen, daß der Doktor, gleich nach der erſten Unterſuchung des Kranken den Kopf geſchüttelt und keine Hoffnung gegeben habe. Ein Aderlaß war verſucht worden, aber ohne Beſſerung, denn gleich darauf ſtellte ſich ein Krampf ein, der erſt mit dem Tode des Vaters geendigt. —

Als Malplaquet durch dieſe Mittheilung Erleichterung gefunden, ließ ſie ihren Thränen freien Lauf und lehnte wie bewußtlos ihren Kopf an die Bruſt des neben ihr ſitzenden Lebrecht. Wie hatte ſich durch den Tod des alten Wedkind ſo plötzlich ſein ganzes Verhältniß zu dem geliebten Mädchen geändert! — In ihrer Hülfloſigkeit war ſie auf den Schutz Lebrechts angewieſen, das einzige Hinderniß, die ſtarre unbeugſame Abwehr des Vaters, war geſchwunden, nichts ſchien ſeinen Wünſchen mehr entgegen zu ſtehen. — Waren Beweiſe für die Geburt Maplaquets herbei zu ſchaffen, war die Mutter für eine Verbindung mit ihr zu gewinnen, gewährte ſie der Tochter Anerkennung und Aufnahme, ſo durfte er hoffen, ſich ohne Entſagung, ohne gewaltſames Losreißen von ſeiner Familie und den Verhältniſſen, in denen er lebte, am Ziel ſeiner Wünſche zu ſehen. Was konnte, was ſollte aber nun zunächſt geſchehen?

Still war es rings um ſie her — kein Laut unterbrach die bange Schwüle der Nacht; nur ein Heimchen zirpte eintönig hinter dem Ofen und machte die Nähe der Leiche des alten Todtengräbers für Lebrecht nur noch unheimlicher. Wie hatte er ſich danach geſehnt, mit der Geliebten allein zu ſein, ſo aber hatte er die Erfüllung ſeines Wunſches nicht herbeigeſehnt. An ſeiner Bruſt das in Schmerz aufgelöſte Mädchen, die willenlos duldete, daß er ihr tröſtend Stirn und Augen küßte, vor ihm die Leiche ihres Vaters, rings umher die Zeichen der Niedrigkeit des Standes, dem jener angehört und aus dem er die Geliebte zu ſich erheben ſollte! — Alles das wirkte wie ein böſer, ſchwerer Traum auf ihn.

Mit dem verzweifelnden Schmerz der Tochter war ſchon jetzt eine Berathung über das, was nun zunächſt geſchehen mußte, unmöglich und die Nacht verging Beiden ſo in ſtummer Qual, kaum daß Lebrecht es wagte, der Leidenden Troſt zuzuſprechen. Als es aber durch die Fenſter hereindämmerte und der neue Tag anbrach, da rüttelte das Bewußtſein, daß nun Handeln Noth ſei, den Träumenden zu neuer Thatkraft auf. In wie ſchneidendem Gegenſatze auch die Alles belebenden Strahlen der Morgenſonne in das Sterbezimmer fielen, ſo riefen ſie in Lebrecht doch die Ueberzeugung wach, daß er jetzt der einzige ſei, von dem Malplaquet Schutz und Hülfe erwarten müſſe, und jetzt erſt fragte er die Schwergeprüfte, ob der Vater ihr vor ſeinem Tode

nicht Aufschluß über ihre Geburt und die eigenthümlichen Verhältnisse gegeben, die ihn von ihrer Mutter getrennt. —

Antheillos zeigte sie auf das alte Schreibpult, in dem sich, nach früheren Aeußerungen ihres Vaters, die Weisung finden sollte, was sie nach seinem Tode zu thun und an wen sie sich zu wenden habe. Sorglich durchsuchte Lebrecht alle Fächer desselben, fand aber nichts als Gleichgültiges, Unerhebliches. Nur ein fest verschlossener Kasten war übrig, zu dem Malplaquet keinen Schlüssel hatte, auch nicht wußte, wo ihr Vater ihn aufbewahrt. Hier war keine Zeit, lange zu suchen, Malplaquet auch unfähig dazu. Lebrecht sprengte also mit seinem Degengefäß das Schloß und war erstaunt, neben einem Päckchen sorgfältig zusammen gebundener Papiere eine ganze Reihe von Geldrollen zu finden, die nach ungefährer Schätzung 5 bis 6000 Thaler in Goldstücken enthielten. Gewiß hatte der strengrechtliche alte Wedekind jene Summen, die er aus Schweden erhalten, für die Tochter gespart und nur das Nöthige für Unterricht und Kleidung davon verwendet. Er fand in den Papieren den Trauschein zwischen dem Feldwebel Wedekind vom Regiment Jung Dönhoff mit der Gräfin Ebba Herskjold, den Taufschein Malplaquets unter ihren wirklichen Namen Veronica, Ehster, Maria und eine ganze Folge von Briefen der Gräfin selbst, mehrerer Verwandten des gräflichen Hauses, so wie eine Correspondenz

mit dem ſchwediſchen Geſandten in Berlin, der im Auftrage der Mutter dem alten Wedekind jene Summen ausgezahlt, auch die Wünſche der Gräfin bei dem Vater bevorwortet hatte. So vollſtändig und leicht hatte Lebrecht die Hülfe nicht erwartet. Schnell war ſein Entſchluß gefaßt, auf dieſe Papiere fort zu bauen und die Geliebte der Stellung wieder zu geben, die ſich ihr darbot. Er nahm die Aktenſtücke ſowohl, als die Briefe der Familie zu ſich, empfahl der Troſtloſen Vorſicht in Bewahrung ihres Eigenthums und eilte erſt fort, als er die Nachbarn Wedekinds, den Küſter der Garniſon-Kirche und deſſen Frau gebeten, der Verlaſſenen beizuſtehen. Mit ſchwerem Herzen trennte er ſich von der Leidenden, die er in ſo traurigter Umgebung zurücklaſſen mußte, um die nöthigſten Schritte für ihre Zukunft zu thun.

Es war ſchon heller Tag, als er in ſein Quartier zurückkehrte. Auf den Plätzen der Friedrichsſtadt ſammelten ſich bereits die Soldaten der Potsdamer Garniſon zu der am Schluſſe der Herbſt-Uebungen gewöhnlichen Special-Revue, die damals einen ganzen Tag dauerte. So gern Lebrecht ſonſt Soldat war, in dieſer Stimmung und von ſo widerſprechenden Gefühlen bewegt, ekelte ihn jetzt das maſchinenartige Treiben des kleinen Dienſtes an. Er fühlte ſich unfähig, ſeiner Pflicht nachzukommen und bat einen Kameraden, der ſchon ſeinen Zug antreten ließ, ihn bei dem Oberſten zu entſchuldigen, da er unwohl ſei und die ungewöhnliche Anſtrengung

bei Verfolgung der Deſerteurs ihm wahrſcheinlich eine Krankheit zuziehen würde. Kaum hatte er ſein Zimmer betreten, als die überbotene Natur auch ihre Rechte geltend machte und er ſich erſchöpft auf das Sopha ſetzte, um das Erlebte noch einmal ruhig zu überdenken. Unwillkührlich ſchloſſen ſich ſeine Augen, der Kopf ſank zurück und er verfiel in einen tiefen, fieberhaften Schlaf, aus dem er erſt erwachte, als die Mittagszeit längſt vorüber war. Da er ſich krank gemeldet, ſo konnte er unmöglich heute ſchon jenen Beſuch bei dem ſchwediſchen Geſandten machen, von dem er Beiſtand und Rath für Malplaquet erwartete, auch den Vetter konnte er nicht aufſuchen, um ihm das Vorgefallene mitzutheilen und ihn vor den geheimen Zwecken des Geheimen Raths zu warnen. Voll Unruhe blieb er bis zum Dunkelwerden in ſeiner Wohnung, wohin ſein Burſche ihm ſtündlich Nachricht bringen mußte, was unterdeß im Hauſe des Todtengräbers vorging. Während des Nachmittags hatten ihn mehrere Kameraden beſucht, die ſich nach ſeinem Befinden erkundigten und ihm die Nachricht brachten, daß die Regimenter zwar morgen ſchon nach Potsdam zurückmarſchieren würden, er aber vor der Hand und bis auf weiteren Befehl noch in Berlin zurückbleiben ſolle, um bei der Inſtruktion des Proceſſes gegen die Deſerteurs gegenwärtig zu ſein, denn dieſe ſollten aus Vorſicht in Berlin verurtheilt und beſtraft werden, damit ihre Strafe kein neuer Vor-

wand für Unordnungen und Widerſetzlichkeiten unter dem Garde-Bataillon werde. Lebrecht ſchützte heftiges Kopfweh vor, als die Kammeraden erklärten, ſie würden den Abend über bei ihm bleiben, und eine Bowle Punſch auf ſeine Geſundheit trinken, aber es hielt ſchwer, ſie von ihrem Vorſatze abzubringen. Er ſollte ihnen ausführlich erzählen, wie er die Deſerteurs überraſcht, was er um aller Welt willen in Köpenick gewollt, ob er vielleicht dort eine Sponſade habe. Dabei drehte ſich das Geſpräch wieder um das tauſendmal Beſprochene, den Defilirmarſch vor Sr. Majeſtät, die Details der Special-Revue, Stockprügel und Fuchtel als Ergebniß derſelben, das neue ſpaniſche Exerzier-Reglement, von deſſen Einführung man wiſſen wollte, und den Kronprinzen, der ſich erſichtlich jetzt mehr als früher mit dem Militair-Weſen beſchäftigte. Theilnahmlos hörte Lebrecht dieſen Geſprächen zu, deren Unbedeutendheit ihn anwiderte, ſo daß er Gott dankte, als man ihn auf ſein wiederholtes Bitten allein ließ. Seinem Burſchen befahl er, Jedermann zu ſagen, daß ſein Herr ſchliefe und nicht geſtört ſein wolle, hüllte ſich dann tief in ſeinen Mantel und eilte wieder dahin, wo er fühlte, erwartet zu werden. Er fand das geliebte Mädchen gefaßter, als er ſie verlaſſen; die Frau des Küſters hatte ſie zu ſich herüber genommen, während der Mann alles Nöthige für das Begräbniß angeordnet. Ein ſchmerzliches Lächeln überflog ihr Geſicht, als Lebrecht ſie um-

armte und sie als seine Braut begrüßte. Hatte doch das schreckliche Ereigniß plötzlich jede Scheidewand zwischen ihr und dem Geliebten niedergeworfen und sein edles Benehmen ihr Vertrauen zur Zuversicht gemacht. Jetzt konnte er ihr sagen, welche Aussichten jene Papiere für ihn und sie eröffneten und bis spät in die Nacht saßen Beide im vertraulich hoffenden Gespräch zusammen, das Geschehene und das Künftige erwägend.

XII.

Während Lebrecht den Tag über sein Quartier nicht verlassen hatte, war Vogtius überall umhergelaufen, um seinen Hausbau zu fördern. Schon als er von dem Doktor Muntherius zurückgekommen, hatte er versucht, bei dem Geheimen Kämmerierer des Königs vorgelassen zu werden; dies war ihm aber nicht gelungen. Auch den Adjutanten hatte er aufgesucht, welcher ihm den Befehl zuerst überbracht, war aber so kurz und entschieden mit seiner weitläuftigen Beschwerde abgewiesen worden, daß ihm die Lust verging, sich an Personen bei Hofe zu wenden. Endlich fiel ihm ein, daß der Kaminrath Eckardt vielleicht der Mann sey, der ihm helfen könne, und er machte sich daher schon früh am andern Morgen auf den Weg, um diesen für sich zu gewinnen, mußte aber dort hören, daß der Geheime

Rath ſchon mit Anbruch des Tages verreiſt ſei und vielleicht erſt in acht Tagen wiederkehren würde. Kopfſchüttelnd und in doppelter Angſt vor dem Könige und vor ſeiner Frau ſtand er an der Ecke der Jägerſtraße und des Friedrichsſtädtiſchen Marktes, wußte ſich keinen Rath und überdachte mit Schrekken alle die möglichen Folgen ſeiner Uebereilung und Lüge. Da trat Herr van der Queeß aus dem Hauſe des Geheimen Raths und ging an dem unſchlüſſigen Vogtius vorüber, um ſeine Eingabe an den König perſönlich auf das Schloß zu bringen. Kaum wurde Vogtius ſeiner anſichtig, als er ſich mit einer devoten Verbeugung an ihn heranſchob und ihn anredete:

„Sollte meine ergebenſte Kühnheit wohl von Ew. Edlen mißdeutet werden, wenn ich mich unterſtehe, in Erwägung des Glückes, welches mich bereits zweimal, hierorts ſowohl, als in Potsdam in Ew. Edlen Nähe gebracht, ſubmiſſeſt zu fragen, ob der Herr Geheime Kriegs- auch Domainen-Rath, aus deſſen geehrten Hauſe ich Ew. Edlen eben kommen ſah, nicht vielleicht möglicherweiſe ſchon früher, als mir durch die Herren Domeſtiquen da drinnen angedeutet worden, nach Berlin zurückkehren möchte?“ —

„Ah, ſieh da, der Herr Kaſtellan Vogtius! — So viel ich weiß, iſt der Geheime Rath nach Wuſterhauſen gefahren, um auf dem dortigen Schloſſe die Kamine in Ordnung zu bringen. Ich dächte

aber kaum, daß das lange dauern kann. Hat der Herr ein Gesuch an ihn?" —

„Allerdings, ein sehr gewichtiges, Ew. Edlen. Bitte aber, sich nicht durch Stillstehen aufzuhalten. Würde im Gegentheil sehr glücklich sein, wenn ich während des Weitergehens mich Ew. Edlen geehrten Ohres erfreuen dürfte. Es handelt sich nämlich um die Erlangung einer erklecklichen Summe, mir ganz egal, woher, um den mir von Sr. Majestät aufgegebenen, zugemutheten und geradezu befohlenen Hausbau in das Werk zu setzen. Wie Ew. Edlen aber gestern von dem Herrn Doktor Muntherio selbst vernommen, predige ich tauben Ohren. Jedermann gratulirt mir, daß ich demnächst als Hausbesitzer und Grund-Eigenthümer hiesiger Residenz florriren werde, Keiner gedenkt aber durch Wort und That, — welche letztere mir unmaßgeblich noch lieber wäre als aller Rath der Welt, — hülfreich mir unter die Arme zu greifen. So erhält nun mein Fleiß und die absonderliche Neigung, andern Leuten bei ihrem Hausbau zu helfen, eine schlechte Belohnung und es kommt mir vor, als sollte ich ein lebendig herumlaufender Beweis des Satzes werden, daß Jemand durch die überschwengliche Gnade eines Landesvaters ohne Weiteres zu Grunde gerichtet werden könne." —

„Nun, nun, so schlimm wird es doch nicht werden. Ich dächte, ein gutes Wort müßte auch eine gute Statt finden. Warum tritt der Herr den

König nicht ſelbſt an und klagt ihm ſeine Noth?— Der König wird doch ſeinen Schaden nicht wollen!“

„So was man eigentlich meinen Schaden nennt nun wohl nicht, aber Se. Majeſtät wollen vor allen Dingen die Friedrichsſtadt voller Häuſer haben, wie dies auch aus allen jetzigen Vorgängen deutlich zu erſehen iſt. Sehen Ew. Edlen nur, da giebt es einen gewiſſen von Derſchau, einen General-Adjutant, das iſt ein Königlicher Augendiener, und dem hat man den ganzen Anbau der Friedrichsſtadt übertragen. Nun muß bauen, wer nur irgend ein paar Groſchen erübrigt hat. Die Gewerke müſſen bauen, die Beamteten müſſen bauen, der Magiſtrat muß bauen, die Generale und Oberſten müſſen bauen, ſonſt holt uns, mit Reſpekt zu ſagen, alle der Teufel. — Mich holt er aber aller Wahrſcheinlichkeit auch, wenn ich baue und den Königlichen Gustum befriedige. Könnten Ew. Edlen nicht ein gutes Wort bei dem Herrn Geheimen Rathe für mich einlegen, daß derſelbige ſich meiner annimmt und das benöthigte Geld erlangt. Der Herr Geheime Rath iſt ein gar mächtiger und einflußreicher Herr; wenn der nur wollte, dann wäre mir gleich geholfen.“—

„Will mit ihm ſprechen, wenn er von Wuſterhauſen zurückkommt, kann aber nicht wiſſen, ob mein Fürwort auch etwas helfen wird. — Jetzt aber von etwas Anderm. — Weiß der Herr Beſcheid auf dem Schloſſe? — Ich habe eine Eingabe an den

König zu machen und möchte gern sicher sein, daß sie auch wirklich in seine Hände gelangt." —

„Früher hätte ich wohl gewußt, was sich in solcher Angelegenheit am Besten thun ließ. Da durften die Grenadiere der großen Potsdamer noch derlei Supplikken persönlich in die Allerhöchsten Hände übergeben — aber jetzo ist das auch abgestellt. — Ich sollte indessen denken, daß der Herr Geheime Kämmerierer — — Herr Jesu mein! — Da kommt Se. Majestät selbst aus dem Schlosse! — Wohin nun rasch? — Wenn doch ein Bau in der Nähe wäre! — Aber wer denkt hier auf dem Werder an Bauen! — Ich werde mich ergebenst hinter Ew. Edlen verstecken." —

„Warum fürchtet sich denn der Herr, von seinem Könige gesehen zu werden? — Ich denke, wer ein ehrliches Gewissen hat, kann Jedermann ins Auge sehen." —

Der König kam wirklich eben jetzt zu Pferde durch das Portal Nummer 3 aus dem Schlosse, um nach dem Friedrichsstädtischen Markte zu reiten, wo das Leib-Bataillon-Grenadiere seine Special-Revue halten sollte. Wie gewöhnlich war er nur von dem Gouverneur von Berlin und einem Kammerfourier begleitet, ritt bei den Werderschen Mühlen vorbei, auf die Schleusenbrücke zu und schien in sehr fröhlicher Stimmung. Als er an van der Queß vorbei kam, erwiederte er freundlich dessen ruhigen Gruß, hielt aber das Pferd an, als Vogtius sich

aus seiner ellenlangen Verbeugung wieder aufrichtete und mit offenem Munde den König anstarrte.

„Heißt Er nicht Vogtius?"

„Zu Ew. Allerdurchlauchtichsten, landesväterlichen Majestät Befehl!"

„Warum baut Er nicht? — Ich habe es Ihm ja befehlen lassen." —

„Weil mir allerunmaaßgeblichst die benöthigten Gelder dazu noch mangeln." —

„Habe ich Ihm nicht sagen lassen, die Kasse Seiner Societät solle herausrücken?" —

„Wofür ich Ew. Majestät meinen unaussprechlichsten Dank verlautbare; aber die genannte Kasse will nicht, unter dem Vorwande, daß sie nichts hat."

„Was ist das für eine Wirthschaft! — Ich gebe doch Geld genug das ganze Jahr hindurch für lauter unnütze Schulfuchsereien, und wenn es mal darauf ankommt, auch etwas Nützliches zu thun, oder auszurichten, ist kein Geld da! — Na wart't, ich werde Euch sparen lehren! — Wer ist Kassirer bei Euch?"

„Ein gewisser Doktor und Professor Munthe-rius, zu Ew. Majestät Befehl!"

„Sage er ihm, Ich hätte gesagt, er wäre ein infamer Schlingel und wenn er das Geld nicht anschaffte, würde ich ihm Jemand schicken, der ihm Oekonomie und Sparsamkeit beibringen solle. — Aber nein — sage Er ihm das nicht, Er ist ein Untergebener von ihm, und da darf Er es sich nicht her-

ausnehmen, so zu sprechen. Hör' Er mal, Forcade, besorge Er mir das, damit der Mann hier zu seinem Gelde kommt. Ist mir als ein fleißiger und wohlgesinnter Mann bekannt. Aber nun gehe Er auch nach Hause, Vogtius, und nehme Er etwas Nützliches vor, das Herumlaufen in den Straßen hat noch nie zu etwas Vernünftigem geführt. Lasse Er sich nur von den Andern auch tüchtig bei Seinem Bau helfen, versteht Er? — Werde ab und zu mal vorbeireiten und nach dem Rechten sehen. Wer ist denn der Mann da neben Ihm? — Warum hält er den großen Brief da in der Hand?" —

„Ein fremder Herr aus Holland, Ew. Majestät unterthänigst zu Befehl. — Habe selbst knapp die Ehre seiner näheren Bekanntschaft!"

„Wer ist Er?"

„Kaufmann van der Queeß aus Groß-Friedrichsburg in Guinea, Ew. Majestät."

„Will Er was von mir?"

„Dieses Schreiben enthält mein Gesuch!"

„Na da gebe Er es auf die Post. Ich kann dergleichen auf offener Straße nicht leiden. Warum ist er denn nicht zu Hause geblieben?" —

„Ich bin Holländer, unabhängig und vermögend, und pflege mich aufzuhalten, wo ich Lust habe."

„So? — Na, was will Er denn aber hier?"

„Angelegenheiten meiner Familie und das Interesse Ew. Majestät ehemaligen Besitzungen in Afrika haben mich veranlaßt, durch den Herrn Ge-

heimen Rath Eckardt bereits mein Gesuch bei Ew. Majestät bevorworten zu lassen.“ —

„Dummes Zeug! — Eckardt hat mir nichts gesagt. Warum wendet Er sich nicht geradezu an mich?“

„Der Herr Geime Rath sagte mir, daß er bereits wegen der preußischen Kolonieen in Afrika —

„Nicht ein Wort! — Wird sich's auch schwerlich unterstehen, davon anzufangen. Bin froh, daß ich das Zeug mit Ehren los bin! — Gebe Er den Brief da auf die Post und nehme Er etwas Nützliches vor, so lange Er in Berlin ist. Er kann ja dem Vogtius auch bei seinem Bau helfen und wenn Er Geld hat, so schieße Er ihm doch etwas vor! — Der Mann verdient, daß er ein Haus bekommt. Ist mir als ein fleißiger, wohlgesinnter Mann bekannt.“ —

Der König nickte grüßend mit dem Kopfe und ritt vorüber. —

Van der Queeß stand bestürzt und rathlos! — Also hatte der Geheime Rath nicht für ihn gewirkt — hatte ihn getäuscht! — Aber in welcher Absicht? — Sollte er falsches Spiel gegen ihn spielen? — Stumm folgte er mit den Augen dem wegreitenden Könige bis zur Schleusenbrücke und vergaß in dem einen Gedanken, sich vielleicht überlistet zu sehen, Alles um sich her.

„Ew. Edlen sind gewiß auch entzückt von der überaus gnädigen und herablassenden Weise, mit der Se. Majestät uns zu traktiren, zu behandeln

oder zu begegnen geruht? — Hm! hm! Ew. Edlen sind ja ganz stumm! — Dürfte ich mich wohl unterstehen, ergebenst zu fragen, woran Ew. Edlen so anhaltend denken? — Hm! hm! — Se. Majestät geruhte zu meinen, daß Ew. Edlen diesen Brief auf die Post geben möchten. — Ja! hm! — Ew. Edlen denken wohl nach, wie viel Sie von Dero geehrtem Gelde zu meinem Hausbau —

„Lasse mich der Herr in Ruh'! Ich habe keine Lust, mich mit ihm — —

„Zu unterhalten, wollen Ew. Edlen sagen. Das thut mir ja sehr leid, um so mehr, als ich an die herablassende Aeußerung Sr. Majestät bereits Hoffnungen knüpfte, welche meinem Hause zu noch einem Stockwerke verhelfen könnten. Oder sollten Ew. Edlen vielleicht geneigt sein, selbst hülfreiche Hand bei dem Anfahren der Baumaterialien zu leisten? — Se. Majestät geruhten, auch in dieser Beziehung etwas fallen zu lassen." —

„Habe ich denn auch recht gehört? Der König sagte, daß der Geheime Rath ihm nichts von den Kolonieen in Afrika gesagt?" —

„Allerdings, und setzte hinzu: Dummes Zeug! Aeußerte auch, daß erwähnter Geheimer Rath es sich schwerlich unterstehen würde, dann aber meinte Se. Majestät, Ew. Edlen möchten mir etwas vorschießen." —

„Und daß er froh sei, die Besitzungen mit Ehren los geworden zu sein?" —

„So habe auch ich verſtanden, gehört und vernommen; dann aber fügten Se. Majeſtät hinzu, daß Ew. Edlen mir etwas vorſchießen möchten!“ —

„Und das nennt Ihr hier zu Lande eine gnädige und herablaſſende Weiſe, wie der König mit uns geſprochen?“ —

„Sehr herablaſſend und ſehr gnädig, namentlich, als Se. Majeſtät den Wunſch von ſich gaben, Ew. Edlen möchten mir etwas vorſchießen.“ —

Statt aller Antwort kehrte van der Queeß ſeinem Begleiter den Rücken und ging mit raſchen Schritten am Schloſſe vorüber nach der Poſt neben der langen Brücke. Vogtius ſah ihm mit langem Geſichte nach und jeder Schritt, um den van der Queeß ſich von ihm entfernte, ſchien ihm ein Thaler weniger an dem gehofften Vorſchuß. Ueberhaupt war ihm der Muth noch weit mehr geſunken, ſeitdem der König abermals mit ihm geſprochen, denn er hatte nun erſt die vollſtändige Ueberzeugung gewonnen, daß der König ſich ſehr wohl ſeiner erinnere und daß er auf eine ſehr beſorgliche Weiſe in deſſen Gunſt ſtehe. Daß er das Geld aus der Societäts-Kaſſe nun wohl bekommen würde, darüber ängſtigte er ſich nicht mehr; aber wie in aller Welt ſollte er es anfangen, ſeine Freunde und Bekannte zur Arbeit an ſeinem Hauſe zu bringen? — Ganz verſtört ſah er vor ſich hin und beſchloß endlich, noch einen Verſuch bei dem Doktor Muntherius zu machen, der ſich vielleicht, aus Furcht vor der Ungnade

des Königs, jetzt bereit finden ließ, das nöthige Geld herzugeben. So wollte es der Zufall, daß er heute noch einmal mit van der Queeß zusammentreffen sollte, der ebenfalls, nachdem er den Brief in der Post abgegeben, nach der Scharrnstraße kam, um sich bei dem Doktor nach jenem Horoskop und dessen Deutung zu erkundigen. Die widersprechendsten Gefühle hatten seine Brust bewegt, seitdem der Verdacht gegen den Geheimen Rath bei ihm geweckt worden war. In der ersten Aufwallung wollte er den schlauen Höfling ernst zur Rede stellen, ihm mit dem ganzen Bewußtsein eines Ehrenmannes entgegentreten, aber je länger er über das nachdachte, was wohl der geheime Beweggrund zu dessen Benehmen gegen ihn sein könne, je mehr überzeugte er sich, daß ein Mensch, der es verstanden, ihn bis jetzt zu täuschen, auch Mittel finden würde, sich jeder Verantwortung zu entziehen. Es lag klar am Tage, daß Eckardt sich allein in den Besitz jenes Schatzes setzen wollte. Hatte er doch das wichtige und entscheidende Papier in Händen, wußte er doch den Ort, und hatte durch jene Untersuchung die Ueberzeugung erhalten, daß wirklich dort etwas vergraben liege. Mit der Versicherung, daß er bereits mit dem Könige gesprochen, hatte er Zeit gewinnen und van der Queeß beruhigen wollen; und diese Reise nach Wusterhausen! — — Hier war keine Zeit zu verlieren. Wie aber sollte er handeln? — Er sah sich allein diesen drohenden Verhältnissen gegenüber;

denn auch seinem Vetter Lebrecht fing er an zu mißtrauen. Konnten nicht Beide sich gegen ihn verbunden haben? Sich bewußt, Offenes und Ehrliches zu wollen, fühlte er die Demüthigung, hintergangen, überlistet worden zu sein. Was auch kommen mochte, — und er ahnte, daß die Hinterlist des Geheimen Rathes ihn zu entscheidendem, vielleicht zu raschem Handeln veranlassen würde — so wollte er ungehindert und rücksichtslos das Nöthige thun können. Daher der Entschluß: das alte Horoskop seiner Familie von dem Astrologen wieder abzuholen. Im Hause des Doktors hörte er indessen, daß dieser sich auf seinem Observatorium, dem Thurme der Petri-Kirche befinde. Dorthin ging er also und begegnete auf der engen Treppe abermals dem kleinen Vogtius, der jenen bereits gesprochen hatte. Nur mit Mühe konnten Beide in dem schmalen Raume sich ausweichen, da die Treppe in der Dicke der Mauer angebracht war; van der Queeß erkannte im ersten Augenblicke den ihm Entgegenkommenden nicht, da es dunkel war und nur hin und wieder ein schmales Mauerloch den Raum erhellte; aber er sollte nicht lange in Zweifel bleiben, wen er vor sich habe, denn Vogtius, ganz vergnügt, den Doktor diesmal ohne besondere Schwierigkeit für seine Pläne gewonnen zu haben, redete den Heraufsteigenden sogleich mit gewohnter Redseligkeit an:

„Ei, sieh' da, Ew. Edlen! — Soll man nun nicht sagen, daß das Sprüchwort recht hat: „Un-

verhofft kommt oft!" — Hätte kaum gedacht, daß ich so bald wieder die Ehre, das Vergnügen und den Vorzug Dero Anblicks haben würde. Sind Ew. Edlen mir etwa nachgekommen, um die specielle Andeutung Sr. Majestät wegen des Vorschusses demnächst in Ausführung und Exekution zu bringen?"

„Ist mir nicht eingefallen! — Will der Herr Kastellan aber wohl so gut sein, mich durchzulassen?"

„Mit immenser Bereitwilligkeit. Bedaure nur, daß diese Treppe so eng und ungangbar ist, ja es dürfte kaum ohne Beschädigung unserer respektiven Kleider durch Reibung an der Wand, ein Vorbeikommen unserer gegenseitigen, respektiven Personen möglich sein. Wenn es daher Ew. Edlen genehm ist, so möchte ich fast wieder umkehren, Ihnen den richtigen Weg zu dem Doktor auch Professor Muntherio zeigen und unterwegs wegen jenes bereits erwähnten Vorschusses — —"

„Nein, das ist mir nicht genehm. Werde den Weg auch ohne Führer finden. Bin doch neugierig, ob der Herr da noch lange stehen bleiben wird. Nun, wird's bald? — Soll das noch lange — —

„Dauern, wollen Ew. Edlen sagen? — Gott bewahre! Sind denn Ew. Edlen in der That gesonnen, die Allerhöchsten Orts ausgesprochenen Wünsche ganz zu mißachten und Leuten, die Sr. Majestät als wohlgesinnt persönlich bekannt sind, einen Vorschuß — —

„Abzuschlagen, wollen Sie sagen? — Ja, das

bin ich gesonnen. Wenn der Herr Kastellan nicht so erschrecklich viel redete, so hätte ich mich vielleicht bewegen lassen — aber — —

„Gott, wenn es blos daran liegt! Ich will ja stumm sein wie ein Fisch, wenn ich weiß, daß Ew. Edlen eine Abneigung gegen menschlichen Umgang haben.“ Kein Wort soll über meine Lippen kommen. Erlauben Ew. Edlen — Sie drängen mich ja an die Wand. — Wie gesagt — ganz abgewöhnen will ich mir das Reden. — Da sehen Ew. Edlen — nun haben Sie den ganzen Rock voll Kalk und — darf ich vielleicht morgen früh meine ergebenste Aufwartung machen? — Und wie sehe ich erst aus! — Nehmen sich Ew. Edlen in Acht, dort kömmt eine ausgetretene Stufe. Jetzt rechts über den Glockenboden. — Empfehle mich dem geneigten Andenken Ew. Edlen wegen des schon berührten Vorschusses.“

Längst war van der Queeß ihm schon aus dem Gesichte, als jener immer noch hinter ihm her schwatzte, dann kopfschüttelnd die Schultern zuckte und mit stillem Aerger die Treppe hinunterstieg, während der Doktor eben dem Eintretenden die Thür seines Observatoriums öffnete. Ein kleines Zimmer, auf dem Glockenboden angebaut, diente, seitdem am 25sten August 1734 der obere, 150 Fuß hohe Theil des Thurmes eingestürzt war, dem Doktor zu seinen astronomischen Beobachtungen, da er sich feindlich und menschenscheu von seinen Collegen zurückzog, denen König Friedrich I. im Jahr 1702

die große Sternwarte in der Dorotheenstraße erbaut und angewiesen. Da das Haus, in dem er wohnte, der Kirche gehörte und er dadurch mit den Predigern derselben bekannt war, so hatten ihm diese gestattet, den Thurmboden zu benutzen und erlaubt, daß er sich einen Verschlag dort anbringen ließ, in dem er astronomische Instrumente, Fernröhre, Astrolabien, Quadranten u. s. w. aufstellte. Zwei Seiten dieses Observatoriums wurden von der dicken Mauer des Thurms gebildet, während die beiden andern nur aus einem starken Verschlage von Brettern bestanden, in welchen auch die Thür angebracht war. Dieselbe Unordnung, dieselbe Unreinlichkeit, die van der Queeß in der Wohnung des Doktors bemerkte herrschte auch hier, nur war es durch die großen Thurmfenster heller und der klare Sonnenschein gab dem kleinen Raume ein unweit freundlicheres Ansehen. Nur das eintönige, fast erschütternde Hin- und Herschwingen des Pendels der großen Thurmuhr, die dicht neben dem Verschlage lag, erinnerte den Eintretenden daran, wo er sich befand.

„Man ist sehr pünktlich!" Mit diesen Worten begrüßte der Doktor seinen Besuch. „Erinnert man sich denn nicht, daß ich eine bei weitem längere Frist gesetzt?" —

„Allerdings, Herr Doktor; ich würde es auch nicht gewagt haben, Sie hier in ihrem Sanktuarium aufzusuchen, wenn nicht besondere Verhältnisse mich bestimmten, Berlin bald zu verlassen, und ich

wollte Sie daher nur bitten, mir jenes alte Pergament wieder zuzustellen, wenn Sie auch noch nicht gemüßigt gewesen sein sollten, den Inhalt desselben zu untersuchen."

„Man, setze sich und höre! — Wenn auch nicht vollständig, weil dazu eine genauere Observation verschiedener Constellationen gehört, die gegenwärtig nicht vorhanden, so habe ich doch schon in der Sache gearbeitet und wohl einiges ergründet." —

„Um so besser. Sagen Sie mir kurz, was ich von jener alten Prophezeihung zu halten habe. Ist etwas daran oder nicht?" —

„Man irrt sich vollständig, wenn man glaubt, ich, als Königl. Preuß. Professor und Mitglied der Akademie, werde irgendwie von mir geben, was irgendjemand, irgendwo oder irgendwann von Nativitäten überhaupt zu halten habe; aber man wird erfahren, was in früheren Zeiten aus vorliegendem Pergament hat geglaubt und vermuthet werden können, so weit meine Kenntniß der kabbalistischen Werke reicht. Man vernehme demnach:

„Wenn man ein Nachkomme jener Person ist, deren Horoskop hier vorliegt, so hat man in diesem Jahre allerdings einen schweren Unfall, Beschädigung an Leib oder Leben zu gewärtigen. Der Beschädiger ist ein Anverwandter. Das erbliche Uebel kommt über denjenigen unter den Nachkommen, welcher ein Verbrechen begeht. Vor einem solchen hat der Nachkomme sich also zu hüten. So viel

ſich erſehen läßt, kommt die ganze Sippſchaft aber durch dieſes ſaturniniſche Uebel nicht in Fährlichkeit, ſondern blüht fort, bis endlich in abermals 100 Jahren ihr gänzliches Untergehen zu erwarten ſteht. Das trifft natürlich die jetzt lebende Verwandtſchaft nicht. Sonſt findet ſich keine Unregelmäßigkeit oder Uebereilung in dieſem Horoskop. Jener Pedro Santorius hat durchaus nach ſeiner beſten Wiſſenſchaft argumentirt und gethan, was er nach dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft thun mußte."

„Alſo doch!" — murmelte van der Queeß nachdenkend vor ſich hin, ſchüttelte den Kopf, brach dann das Geſpräch kurz ab, empfahl ſich und dankte dem Doktor für ſeine Mühe, indem er verſprach, der Haushälterin deſſelben den Ehrenſold einzuhändigen, da jener bei ſeinem erſten Beſuche ja geäußert, wie dergleichen ausſchließlich die Haushälterin angehe.

Wieder auf die Straße gekommen überlegte van der Queeß, den die Mittheilung des Doktors ungemein trübe geſtimmt hatte, was er zunächſt zu thun habe, und beſchloß, ſofort nach Köpenick zu fahren, dort in der Nähe der Rüggelsberge zu verweilen und auf Alles ein wachſames Auge zu haben, was von Seiten des Geheimen Rathes und ſeines Vetters etwa unternommen werden könnte. Der Zufall wollte, daß er an dem Ausgange der Brüderſtraße den Kaſtellan Vogtius fand, der ihn zu erwarten ſchien, um wo möglich wieder von ſeinem Vorſchuß anzufangen. Unbekannt in Berlin, bedurfte

er jetzt der Nachweisung, wo man ein Fuhrwerk nach Köpenick erhalten könne und erkundigte sich daher bei jenem, wohin er sich deshalb zu wenden habe. Vogtius war ganz glücklich, als van der Queeß ihn um diese Gefälligkeit bat, führte denselben in die Roßstraße zu einem Fuhrmann, mit dem man bald Handels einig wurde und unterließ nicht, die wichtige Angelegenheit wegen des Vorschusses wieder zur Sprache zu bringen. Um Ruhe vor dem Zudringlichen zu haben, wies diesmal van der Queeß das Ansinnen nicht so entschieden von der Hand, wie früher, wurde ihn dadurch los und fuhr gegen Abend in dem gemietheten Wagen allein nach Köpenick, wo er vor Mitternacht ankam und in einem Kruge an der Spreebrücke übernachtete.

XIII.

Ein Gewitter zog sich am folgenden Tage mit Einbruch der Nacht am Himmel zusammen, als Lebrecht von Queiß, der ebenfalls von Berlin nach Köpenick geeilt war, am Fuße der Müggelsberge ankam. Die Mittheilung des alten Todtengräbers hatte so dringenden Verdacht in ihm angeregt, daß er nicht zögern zu dürfen glaubte, selbst Maßregeln zur Verhinderung jeden Unterschleifes zu treffen. Nachdem er seine geliebte Malplaquet spät in der vorigen Nacht verlassen, hatte er nach kurzer Ruhe

dem Abmarsch des Leib-Bataillons Grenadiere am frühen Morgen beigewohnt, sich bei seinem Commandeur für die Zeit seines Aufenthaltes in Berlin beurlaubt und war dann zum schwedischen Gesandten geeilt, den er von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte. Dieser, ein Baron Silverström, schien sehr erfreut, daß durch den Tod des alten Wedekind die Mutter jetzt Hoffnung habe, ihren so lange genährten Wunsch erfüllt zu sehen, erbot sich, das junge Mädchen sogleich bei sich aufzunehmen, ihr Schutz und Beistand angedeihen zu lassen und auf der Stelle darüber nach Schweden zu berichten. Noch vor dem Mittage sah sich Malplaquet, von Lebrecht geleitet, in dem Hause des Barons, dessen Töchter sie freundlich und tröstend bei sich aufnahmen. Das in dem alten Pult gefundene Geld und die Papiere, welche als Auskunfts- und Beweismittel dienen konnten, übergab Lebrecht ebenfalls der Gesandtschafts-Kanzlei, ging dann zum Garnison-Prediger, den er bat, das Begräbniß des Verstorbenen anzuordnen und zu beaufsichtigen, zu welchem Zwecke er demselben eine Vollmacht des schwedischen Gesandten, hinsichtlich der Kosten einhändigte, und nun erst, da er Alles geordnet wußte, was die Dringlichkeit des Augenblicks zu erfordern schien, glaubte er, seine ganze Thätigkeit dem gefürchteten Verrathe des Geheimen Rathes gegenüberstellen zu müssen. Gleich nach Tische ritt er nach Köpenick, wohin er seinem Burschen am andern Tage nachzukommen

befahl, denn dieſen wollte er als Wache bei jenem Schatze verweilen laſſen. Gegen 5 Uhr kam er hier an, ſtieg im Rathskeller ab, ließ ſein Pferd dort und ging dann, anſcheinend wie zu einem Spaziergange, durch die Bürgerheide auf die Müggelsberge zu, bog aber bald rechts ab, um nicht auf dem geraden Wege zu dem Teufelsſee zu gelangen. An dem Ufer der wendiſchen Spree entlang umging er die Berge an ihrer weſtlichen Abdachung und gewann ſo das Thal hinter denſelben, erſtieg ſie in der Mitte, überſchaute von dort, als die Dämmerung hereinbrach und das ſich auftürmende Gewitter die dunkel zuſammengeballten Wolken ſchwer über die Baumwipfel hinjagte, die ganze Gegend unter ſich. Zu ſeinen Füßen erkannte er deutlich den kleinen, moraſtigen See, an dem ſie vor wenigen Tagen geſtanden. Rings herrſchte die tiefſte Oede und Einſamkeit. Nirgend ein menſchliches Weſen. Der heulende Wind jagte von den Ufern des unruhigen Müggelſees wirbelnde Sandwolken auf, hin und wieder fielen ſchwere Regentropfen, den Ausbruch des Gewitters verkündend und ein Raubvogel ſchwang ſich mit heiſer ſchrillendem Gekreiſch, wie Schutz ſuchend vor dem drohenden Unwetter, hoch in die Luft. Sich feſter in ſeinen Mantel wickelnd ſtieg Lebrecht jetzt den Berg hinab, während die tief herabhängenden Wolken die Gegend in eine dichte Finſterniß hüllten, und ſtand befremdet ſtill, als er am Fuße der Höhe eine Menge ganz friſcher

Wagenſpuren bemerkte, die nach dem Dorfe Müggelheim zu führen ſchienen. Tief hatten die Räder den dünnen Moosboden aufgeriſſen und den Sand darunter blos gelegt, ein Beweis, daß die Wagen, welche hier gefahren waren, ſchwere Ladung geführt. Er erinnerte ſich ganz genau, daß er weit und breit keine Wagenſpuren bemerkt, als er mit ſeinem Vetter und dem Geheimen Rathe vor einigen Tagen dieſe Gegend nach allen Richtungen durchforſcht. Vielleicht war es indeſſen ein Waldweg, der am Fuße der Berge entlang führte? — Aber nein! Grade an der Stelle, wo der Schatz liegen ſollte, endeten die Spuren. Man ſah deutlich, daß hier die Wagen ausgebogen waren und konnte ſogar aus der Zahl der Radſpuren erkennen, daß es wenigſtens 5 oder 6 geweſen ſein mußten. Ueber dieſe Stelle hinaus nach der wendiſchen Spree zu war kein Wagen gefahren; ſie mußten alſo von Müggelheim bis hierher gekommen und dann dorthin zurückgekehrt ſein. Voller Unruhe näherte ſich Lebrecht der Stelle, wo der alte Wedekind mit dem Bohreiſen nachgeforſcht, und fand hier den Moosboden weit in der Runde mit Sand beſtreut, das Erdreich umgewühlt, alte Baumwurzeln abgehauen zu Tage liegend und in dem Zuſtande des Ganzen den unzweifelhaften Beweis, daß der Schatz ſchon fortgeſchafft, jedenfalls aber nach demſelben gegraben worden war. Empört und nur des Verrathes gedenkend, den der Geheime Rath aller Wahrſcheinlichkeit hier gegen ſie verübt,

zog er den Degen, bohrte mit diesem in dem aufgelockerten Sande umher, um sich Gewißheit zu verschaffen und fühlte sich plötzlich von hinten an die Schulter gefaßt. — In diesem Augenblicke erdröhnte die ganze Gegend von einem heftigen Donnerschlage, welcher fast augenblicklich einem flammenden Blitze folgte, der nicht weit von Lebrecht eine mächtige Föhre zerschmetterte. Der blendende Glanz des Blitzes machte die Dunkelheit umher noch schwärzer und als Lebrecht sich umsah, um zu erfahren, wer es sei, der ihm hier in so einsamer Waldesöde entgegentrat, konnte er nur undeutlich eine große Gestalt erkennen, die wie drohend hinter ihm stand. Durch den heftigen Donnerschlag betäubt und Gefahr für sich befürchtend wendete er sich um, holte mit dem Degen aus und führte, indem er zurücksprang, einen Streich nach jener Gestalt, die ihm in demselben Augenblicke in die Arme fallen wollte. Lebrecht fühlte an dem Widerstande, auf den seine Klinge traf, daß er seinen Widersacher getroffen, sah bei einem zweiten noch stärkeren Blitz, daß jener wankte, konnte aber vor dem in schweren Güssen herabstürzenden Regen und dem Wiederhall des Donners in den waldbewachsenen Bergen nichts von dem hören, was der Wankende und zu Boden Stürzende ihm zurief. Das Ungewöhnliche der Erscheinung ließ Lebrecht glauben, er habe es entweder mit einem jener Deserteurs zu thun, die sich noch in dieser Gegend aufhielten, oder ein Genosse des

Geheimen Rathes wolle durch einen Anfall auf ihn die Entdeckung der verübten Treuloſigkeit verhindern.

Mit dem Falle des Gegners war aber auch jene heftige Erregung geſchwunden, und er näherte ſich daher dem am Boden Liegenden, um zu ſehen, wer es ſei. — Wie heftig erſchrak er aber, als er ſeinen Vetter van der Queeß erkannte, dem aus einer tiefen Wunde an der Schläfe ein mächtiger Blutſtrom hervordrang. —

„Um Gott, Herr van der Queeß, lieber Vetter, was führt Euch um dieſe Zeit hierher? — Ihr ſeid verwundet!“ —

„Alſo hat der alte Fluch unſerer Familie doch recht!“ ſtöhnte van der Queeß, als er ſeinen Vetter Lebrecht erkannte. „Ich bin zum Tode getroffen, das fühle ich. — Was in aller Welt hattet Ihr denn hier an dieſem verhängnißvollen Orte zu thun?“ —

„Wir ſind verrathen, hintergangen, von dem ſchurkiſchen Geheimen Rathe überliſtet. — Der alte Todtengräber hat mich gewarnt und ich glaubte Euch zu dienen, wenn ich ſelbſt hier Wache hielte. Warum rieft Ihr mir nicht zu, als Ihr hinter mir ſtandet? — Ich hätte Euch erkannt, hätte nicht geglaubt, mich gegen einen Anfall vertheidigen zu müſſen.“ —

„Laßt jetzt das unnütze Bedauern; ſagt mir lieber, iſt hier in der Nähe Hülfe möglich?“ —

„Bis Köpenick iſt eine halbe Meile und auch dort ſchwerlich ein Arzt zu finden. Fühlt Ihr Euch

denn so schwer verwundet, daß Ihr nicht mit mir zusammen nach Berlin zurückkehren könnt?"

„Ich verlasse diesen Ort nicht lebend, lieber Vetter, das fühle ich jeden Augenblick mehr und mehr. — Laßt nur, es stirbt sich hier eben so gut, als wo anders. — So nahe hätte ich freilich mein Ende nicht geglaubt und grade in einem Augenblicke, wo die Erfüllung jahrelanger Wünsche, mühseligen Strebens uns gewiß war. Man hat unser Vertrauen schändlich gemißbraucht, Vetter. Der Schatz ist fort und der Geheime Rath ist es, der ihn uns geraubt." —

„Er soll seines Raubes nicht froh werden, bei meiner Ehre! — Aber Ihr könnt doch hier in dem Unwetter nicht bleiben. Was fangen wir nur an, um Euch Hülfe und Beistand zukommen zu lassen?"

„Nichts, Vetter! — Die Wunde traf eine zu gefährliche Stelle. — Da ist keine Hülfe mehr möglich! — Ich fühle deutlich, wie mich nach und nach meine Kraft verläßt. — Denkt lieber an Euch und das, was Euch für uns zu thun bleibt. Nehmt mein Taschenbuch, meine Schlüssel, und was ich sonst noch bei mir habe. In meinen Papieren findet Ihr vollständigen Aufschluß über mich, mein Thun und meine Hoffnungen. — Gebt mir die Hand! — Ich sterbe ohne Groll gegen Euch. — Hütet Euch nur vor dem Fluche unseres Hauses! — Mit meinem Tode verfallt Ihr, der mich erschlagen, seiner ganzen unheimlichen Kraft. — So schnell

habe ich doch nicht geglaubt, ihn erfüllt zu ſehen! — Lebt wohl! — Handelt nicht zu raſch in Allem, was Ihr thut — und gedenkt meiner in Liebe!" —

„Ihr macht mich ſchaudern, Vetter! So wäre ich alſo Euer Mörder? — Bei Gott, dem Allwiſſenden, der mein Herz kennt, einen Mord beging ich nicht, wenn ich auch Schuld an Eurem Tode bin! — Und Euch nicht helfen zu können; in dieſer Einöde, dieſem Unwetter, fern von jedem Beiſtand, jeder menſchlichen Hülfe!" —

„Klagt nicht über das Unabänderliche. Ich war ſeit geſtern ſchon darauf vorbereitet. — In meinem Taſchenbuche werdet Ihr den Beweis dafür finden. Bedeckt mich etwas mehr mit meinem Mantel; der Regen ſchlägt mir unerträglich in's Geſicht. — Vetter, der Tod iſt doch bitter! — Was werdet Ihr thun, um der Verantwortung für dieſe That zu entgehen?" —

„Nichts, Vetter! Laut eingeſtehen werde ich, was ich gethan, und die Folgen wie ein Mann zu tragen wiſſen."

„Was kann das Eingeſtehen nützen? — Eine langwierige Unterſuchung, eine Strafe, und ſo lange ſie dauert, die Unfähigkeit, uns an dem Schelm zu rächen, der uns alle betrogen. Nein! überlaßt mich hier meinem Schickſal; erhaltet Euch einer gerechten Vergeltung und hütet Euch, dem Eckardt Waffen gegen Euch in die Hände zu geben. — Ihr ſeid jetzt der Einzige, der um unſer Geheimniß weiß,

und um ſeiner Beute ſicher zu ſein, wird er Alles anwenden, um Euch zu verderben. — Ich habe —

„Was iſt Euch, Vetter?“ —

Ein heftiger Krampf ſchloß dem ſchwer verwundeten van der Queeß den Mund. Der Blutverluſt aus der Wunde war ſo ſtark, daß ihn die Beſinnung verließ. Lebrecht hatte die Hand des Sterbenden gefaßt und fühlte an dem krampfhaften Zuſammendrücken der Finger, daß der Todeskampf eingetreten ſei. Ueber ihn hingebeugt und mit ſeinem Mantel ihn vor dem Schlackenwetter ſchützend, hörte er das ſchwere Röcheln des Verblutenden, der ſich vergebens anſtrengte, einen verſtändlichen Laut hervorzubringen. Die Glieder wurden von der Gewalt des Krampfes ſteif. — Der Tod mußte bald ſeinem Leiden ein Ende machen.

Lebrecht befand ſich in einer fürchterlichen Lage. Von tauſend widerſprechenden Gefühlen durchſchauert ſuchte er vergebens nach Rath und Hülfe. Die Zukunft, die ſich ihm kurz zuvor noch in den lachendſten Farben gezeigt, gähnte ihn mit ihren Vorwürfen, ihrer Ungewißheit, ihrer ſchweren Verantwortung, wie ein Abgrund entgegen, an deſſen Rand ihn ein Augenblick der Uebereilung gebracht. Was ſollte er beginnen, wenn wirklich ſein Vetter van der Queeß hier ſtarb? — Ihn verlaſſen, den ganzen Vorgang verheimlichen und dadurch jeder Verantwortung ſeiner That entgehen, oder öffentlich ſich zu derſelben bekennen? — Vergebens ſprach er dem

Sterbenden zu, vergebens ſuchte er die Wunde zu verbinden, ſtützte ihn, rieb ihm Bruſt und Puls — das Röcheln wurde mit jedem Augenblicke ſchwächer und hörte endlich ganz auf. Die Glieder dehnten ſich, das Herz ſchlug nicht mehr — van der Queeß hatte zu leben aufgehört! —

Noch immer goß der Regen in Strömen herab, der Donner grollte, und Blitze erleuchteten mit zuckendem Glanz die einſame Gegend. Verzweifelnd ſtand Lebrecht an der Leiche ſeines Vetters. — Zu helfen vermochte er hier nicht mehr, das ſtand klar vor ſeiner Seele. — Was aber thun? — Aus der Bruſttaſche des Todten nahm er das Taſchenbuch, ließ Schlüſſel und Geld darin, und eilte dann, nachdem er ſich noch einmal überzeugt, daß hier keine Hülfe mehr möglich ſei, durch das Dickicht des Waldes, bis er an den großen Weg kam, der durch die Bürgerheide nach Müggelheim führt. Auf dieſem ging er fort und kam ſo gegen 11 Uhr nach Köpenick zurück. Erſtaunt über die ſpäte Zurückkunft ſeines Gaſtes öffnete der Wirth des Rathskellers ihm die Thür, führte ihn in die Gaſtſtube, in der längſt ſich Niemand mehr befand und war ihm behülflich, die ganz durchnäßten Kleider mit trocknen zu vertauſchen.

Der Gedanke, den Leichnam ſeines Vetters dem Sturme, der noch immer draußen wüthete, Preis gegeben zu ſehen, war Lebrecht unerträglich. Schon auf dem Rückwege hatte er über jede Möglichkeit

nachgedacht, wie er, ohne sich anzuklagen, den entseelten Körper nach Köpenick schaffen lassen und ihm, wenn noch Hülfe möglich, diese angedeihen lassen könne; und dieses Nachdenken brachte ihn zu dem Entschluß, das Amt in Kenntniß von dem Vorgefallenen zu setzen, indem er angab, daß er von den Bergen herunter zufällig Zeuge eines Mordanfalls auf van der Queeß und die Mörder muthmaßlich jene vor einigen Tagen desertirten Soldaten gewesen, deren versteckter Aufenthalt in jener einsamen Gegend allerdings sehr wahrscheinlich war. Alle Umstände noch einmal überlegend, glaubte er hierin den richtigen Ausweg gefunden zu haben, ließ sich von dem Wirth sofort zum Rathsschöffen führen und machte diesem die Anzeige, daß er bei seinem Spaziergange auf dem Kamme der Müggelsberge gesehen, wie einige vermummte Kerle in der Gegend des Teufelssee's einen Mann angefallen, ihn zu Boden geschlagen und dann entflohen wären. — Zu weit von dem Orte entfernt, wo der Mord geschehen, habe er nicht rasch genug zur Hülfe herbeieilen können, sich aber bei späterer Annäherung überzeugt, daß der Erschlagene für todt da liege „und seinen Vetter, den holländischen Kaufmann van der Queeß, in ihm erkannt.

Bestürzt hörte der Rathsschöffe die Anzeige eines Vorganges, der in jener Zeit und Gegend etwas ganz Unerhörtes war. Zu zweifeln war nicht daran, da die Aussage aus dem Munde eines Lieutenants

der Königl. Garde kam. Es mußten alſo Anſtalten getroffen werden. Ein Wagen wurde mit warmen Decken, Wein und Stärkungsmitteln hinausgeſchickt, dem Stadtbader angedeutet, ſein Beſteck zum Aderlaſſen mitzunehmen und gleich auf der Stelle die erſten Wiederbelebungsverſuche anzuſtellen. So war zwei Stunden nachher der Leichnam des Erſchlagenen in Köpenick und wurde im Rathhauſe niedergelegt, nachdem der Stadtbader erklärt, daß hier alle menſchliche Hülfe zu ſpät komme und der Tod ſchon vor mehreren Stunden erfolgt ſei. Lebrecht mußte ſeine Ausſage zu Protokoll geben; es wurden Leute zur Aufſuchung und Verfolgung der muthmaßlichen Mörder ausgeſchickt und ſonſt die nöthigen Schritte gethan, um den Vorfall zu unterſuchen.

Von den mannigfachſten Gefühlen und Gedanken gepeinigt, ſuchte Lebrecht vergebens für den übrigen Theil der Nacht nach Ruhe. Er befand ſich in der heftigſten Aufregung, die mit dem anbrechenden Tage noch quälender wurde. Ohne ſeine Schuld ſah er ſich plötzlich in die unſeeligſten Verhältniſſe verwickelt. Das Bewußtſein, Schuld an den Tode ſeines Vetters zu ſein, die falſche Ausſage und Anklage zu der ihn die Nothwendigkeit gezwungen, die Ueberzeugung, in dem mächtigen und boshaften Geheimen Rathe von nun an einen unverſöhnlichen Feind zu haben, der gewiß Alles anwenden würde, um ihm zu ſchaden, die Möglichkeit, daß Malplaquet ihm vielleicht entriſſen würde, da die große Bereit-

willigkeit des Barons Silverſtröm ihn fürchten ließ, daß die Geliebte, von ihrer Mutter gezwungen, Berlin verlaſſen könnte, um nach Schweden zu gehen, — Alles das ſtürmte auf ihn ein, machte ihn rathlos und unſchlüſſig. Es litt ihn nicht länger in dem Städtchen und noch am Morgen ritt er nach Berlin zurück, nachdem er das anſtändige Begräbniß ſeines Vetters dem Bürgemeiſter empfohlen und die nöthigen Anordnungen deshalb getroffen hatte. —

XIV.

Vierzehn Tage waren ſeitdem vergangen. Der alte Wedekind und van der Queeß längſt begraben, Malplaquet noch im Hauſe des ſchwediſchen Geſandten, der Geheime Rath Eckardt von ſeiner Reiſe noch nicht zurückgekehrt, und Lebrecht durch die Verhöre der Deſerteure ſo wie mancherlei dienſtliche Beſchäftigungen ſo in Anſpruch genommen, daß er nur Abends ſeine geliebte Malplaquet in Geſellſchaft der Baroneſſe Silverſtröm und ihrer Töchter ſehen und ſprechen konnte. Gleich nach ſeiner Zurückkunft nach Berlin hatte er die ſämmtlichen Effekten ſeines Vetters aus dem Hauſe des Geheimen Rathes abholen laſſen und erwartete nun mit Beſorgniß die Rückkunft deſſelben, um ihm männlich entgegenzutreten und ihn des Verrathes an dem Könige ſo wie an

der Familie Queiß zu ziehen. Er erfuhr jetzt, daß der König dem Geheimen Rathe an demselben Tage auf drei Wochen Urlaub nach Dessau gegeben, als jener den vertrauenden van der Queeß auf seine baldige Rückkehr aus Wusterhausen vertröstet. Es war klar: Eckardt hatte gleich am Tage darauf nach dem Schatz graben lassen und ihn fortgeführt! — Wie sollte dem schlauen, in Intriguen und Täuschung alt gewordenem Eckardt dies aber bewiesen werden? Gewiß hatte er seine Vorsichtsmaßregeln so gut gewählt, daß kein Beweis möglich war, und Lebrecht fühlte sich durch das Bewußtsein eigner Schuld so niedergedrückt, daß er von der Bosheit seines Widersachers Alles fürchten mußte, wenn er mit der ganzen Kraft, welche ihm die gerechte Sache und die Ueberzeugung von dem Betruge desselben gab, ihn anklagte. — So ging ein Tag nach dem andern vorüber, ohne daß Lebrecht einen festen Entschluß gefaßt hätte. Dagegen fand er in der Gesellschaft seiner Braut, denn als solche betrachtete er das geliebte Mädchen seit dem Tode ihres Vaters, das ganze Glück der Liebe, der beseeligenden Hoffnung. Der Baron hatte gleich, nachdem Lebrecht sie in sein Haus gebracht, nach Schweden berichtet und erwartete nun mit jedem Tage Antwort, was die Mutter über das fernere Schicksal ihrer Tochter beschließen würde. Er billigte die Absichten Lebrechts auf die Hand Malplaquets, von denen ihn dieser offen und männlich in Kenntniß gesetzt, hatte auch versprochen,

ſeinerſeits alles anzuwenden, um die Mutter für eine Verbindung ihrer Tochter mit ihm zu gewinnen, und geſtattete unterdeſſen dem dringenden Wunſche des Liebenden den täglichen Beſuch ſeines Hauſes. — Auch an ſeinen Vater hatte Lebrecht geſchrieben, ihn von der Ankunft und dem Tode van der Queeß's in Kenntniß geſetzt, ihn gebeten, nach Berlin zu kommen, um bei den ſchwierigen Verhältniſſen, die ſich entwickeln konnten, thätig einzuſchreiten und zugleich ſeine Einwilligung zu der ehelichen Verbindung mit der Tochter der Gräfin Herskjold und des alten Wedekind erbeten; indeſſen war auf dieſen Brief noch keine Antwort eingegangen, und Lebrecht erwartete ſie ſtündlich mit der größten Ungeduld.

Am Morgen des 29. September ſaß Lebrecht in tiefes Nachſinnen verloren in ſeinem Zimmer über den Akten des Prozeſſes, der heute gegen die Deſerteure des Leib-Bataillons Grenadier zum Urtheilsſpruch kommen ſollte und überzeugte ſich, daß jene unheimliche Erſcheinung auf dem Garniſon-Kirchhofe in Potsdam in den nächtlichen Verſammlungen der Verſchwörer ihre Erklärung fand, als es höflich an die Thür klopfte, und der kleine Kaſtellan Vogtius unter vielen Bücklingen hereintrat.

„Habe ich die Ehre mit dem fürtrefflichen Herrn Lieutenant von Queiß zu ſprechen, der ſich durch Habhaftwerdung derer Deſerteure von den großen Potsdamern ein unſterbliches Verdienſt um die preußiſche Monarchie erworben?“

„Ich heiße von Dueiß. Was ſteht dem Herrn zu Dienſte?“

„Vielleicht hat mein Wohlthäter, Herr van der Dueeß, der nun ſo ſchnöde hingeopferte Herr Vetter ſeeliger, ſchon von mir armen Wurm mit Ew. Gnaden geſprochen. Ich bin nämlich Vogtius, Teophilus Vogtius, Kaſtellan und Seſſionsdiener derer Sozietät der Wiſſenſchaften, auch Eigenthümer eines noch zu bauenden Hauſes. — Ew. Gnaden ſeeliger Herr Vetter hatte auf Zureden Sr. Majeſtät unſers durchlauchtigſten Landesvaters die Abſicht, mir eine erkleckliche Summe zu meinem Hauſe vorzuſchießen, iſt nun über dieſes edle Vorhaben elend dahin geſtorben, und hat mein Geld, oder vielmehr die Verheißung deſſelben, mit ſich hinüber genommen in jenes ſchöne Jenſeits, wohin ich ihm troſtlos und gänzlich perplex nachſchaue.“ —

„Und was kann ich dabei thun?“ —

„Sehr viel, Herr Hauptmann — ſehr viel — wenn ich mich unterſtehen darf, Ew. Gnaden ſolches zuzumuthen, anzuſinnen oder vorzuſchlagen. Ich habe vernommen, daß Ew. Gnaden ſich in den Beſitz derer Effekten geſetzt haben, welche dem ſo bedauerlich und elend Verblichenen gehörten. Wenn ſich unter dieſen Effekten nun baares Geld oder Geldeswerth befunden, ſo bemerke ich unmaßgeblich, daß es wohl zweckmäßig erſcheinen, und gewiſſermaßen ein Akt verwandſchaftlicher Pietät ſein dürfte, wenn die muthmaßlichen Erben des unfreiwilligen Erb-

laſſers die Verſprechungen deſſelben erfüllten. Da nun Ew. Gnaden dieſer Erbe —"

„Wer ſagt Ihnen das? Wir ſind nur ſehr entfernt verwandt, und wiſſen über die Familie meines verſtorbenen Vetters nichts Genaues. Iſt dieſe ermittelt, ſo können Sie ſich dorthin wenden, und wenn Ihre Anſprüche gegründet ſind, ſo zweifle ich nicht —"

„Ich aber zweifle ſehr ſtark. Beſagte Familie, wenn eine ſolche exeſtirt, wie ich weder wünſche oder hoffe, iſt jedenfalls entfernt, und was noch ſchlimmer iſt, ſind Holländer, welche die Eigenſchaft haben ſollen, Geld und Geldeswerth ungemein zu lieben. Wer wird ſich dort um die Verſprechungen und Zuſicherungen kümmern, welche der großherzige, edelgeſinnte Mann, Herr van der Dueeß ſeelig, hieſigen Bürgern und Hauseigenthümern gemacht." —

„Es wird allerdings des Beweiſes bedürfen, ehe Ihre Anſprüche —"

„Erfüllt werden, wollen Ew. Gnaden ſagen. Das iſt es eben! — Wie kann ich in Holland beweiſen, daß ich Sr. Majeſtät unſerm allergnädigſten Könige und Herrn als ein zuverläſſiger Mann bekannt bin, dies ſind nämlich die Allerhöchſt eigenhändigen Worte. Ew. Gnaden aber könnten von verſchiedenen ehrenwerthen Zeugen hier erfahren, daß ich täglich in Geſellſchaft des ſeelig Verſtorbenen, ja ſo zu ſagen ſein Famulus und Intimus geweſen bin; als da ſind, der Wirth zum ſchwarzen Adler

in Potsdam, der Professor und Doktor Muntherius, der Fuhrherr Schwesler in der Roßstraße, als welcher dem elend Hingemordeten das letzte Fuhrwerk nach Köpenick vermiethet, wofür er auch noch die Bezahlung erharrt. — Da nun Ew. Gnaden sich die hinterlassenen Effekten aus dem Hause des Herrn Geheimen Kriegs-Rathes angeeignet —"

„Wenn alle diese genannten Personen bezeugen wollen, daß Ihnen mein verstorbener Vetter eine solche Zusicherung gemacht, so hätten Sie allerdings Ansprüche die —"

„so gut, als der Besitz eines testamentarischen Legats sind. Ja, so klug bin ich, mit Ew. Gnaden Genehmigung, auch. Aber leider können die genannten Personen nur im Allgemeinen, oder in genere mein intimes Verhältniß mit dem seeligen Herrn Vetter, nicht aber die gemachte Zusicherung in specie bezeugen. Dagegen lebt eine Person, welche dieses letztere wohl könnte, vermöchte und im Stande wäre. Dies ist aber eine schwer zugängliche Person, wornnter ich Se. Majestät den König gehorsamst verstehe."

„Seine Majestät Allerhöchstselbst?" —

„So ist es — und es entsteht nun die allerergebenste Frage, ob Ew. Gnaden gesonnen sein dürften, die Summe von 6000 Thalern herauszurücken, wenn ich auf irgend eine Weise das Vorwort der geheiligten Person Sr. Majestät erziele." —

„Vermögen Sie das, so soll es mich freuen,

das Wort meines Verwandten lösen zu können. In seinem Taschenbuche fanden sich Wechsel bis zum Betrage von 14000 Thalern, die jeden Augenblick zu erheben sind." —

„So empfehle mich submissest Ew. Gnaden, und hoffe in Kurzem mit dahin lautenden Beweisen, mich wieder gehorsamst einzufinden. Bitte nur, meine Dringlichkeit nicht übel zu deuten, und in mir einen Bewunderer der außerordentlichen Thaten Ew. Gnaden hinsichtlich jener Deserteure erkennen und consideriren zu wollen. Habe die Ehre mich bestens zu recommandiren."

Der Schwätzer entfernte sich. — Lebrecht war fest entschlossen, das Versprechen des Verstorbenen zu lösen, um dadurch seinen Willen zu ehren. Das dazu nöthige Geld war nicht allein in Wechseln, sondern baar vorhanden, denn in den Koffern, welche im Hause des Geheimen Rathes gestanden, fanden sich bedeutende Summen in holländischen Dukaten. Nur oberflächlich hatte er nachgesehen, was sich in dem Nachlasse seines Vetters befand — da ihn eine innere Scheu von der genaueren Untersuchung zurückgehalten, weil jeder einzelne Gegenstand ihn an das traurige Schicksal desselben erinnerte. Vielleicht fand sich aber in den Papieren Aufschluß über die Forderung des Kastellans und es schien ihm daher Pflicht, jetzt danach zu forschen. Er begann mit dem Taschenbuche, das er in jener verhängnißvollen Nacht zu sich gesteckt und ebenfalls bis jetzt unberührt

gelaſſen. In einer Taſche deſſelben fiel ihm zuerſt jenes alte, vergelbte Pergament auf, welches das Horoskop für ſeine Familie enthielt. Einige zerſtreute Notizen auf den einzelnen Blättern des Taſchenbuches verwieſen ihn auf das von dem Verſtorbenen mit der größten Genauigkeit geführte Tagebuch, welches ſich auch in einem der Koffer vorfand. Dieſes und ein großes Konvolut von Aktenſtücken, Promemorien, Darlegungen in Bezug auf den Proceß, der vor 100 Jahren ſeinen Ahnherrn, Gerhard von Dueiß, als Hochverräther und Falſchmünzer zum Tode verurtheilte, gab ihm plötzlich vollſtändige Kenntniß aller Verhältniſſe, in denen der holländiſche Zweig ſeiner Familie zu dem brandenburgiſchen Stamm ſtand. Die Durchſicht dieſer Papiere feſſelte ihn ſo ſehr, daß er alles andere darüber vergaß und mit geſteigertem Intereſſe ſich aus den verſchiedenen einzelnen Momenten ein vollſtändiges Ganze zuſammenſtellte. Angelegentlich weiter forſchend — ſchreckte ihn der Eintritt eines Dieners der ſchwediſchen Geſandtſchaft aus ſeinem Nachdenken auf. Die Gräfin Chriſtina Ebba Herskjold war ſo eben mit ihrem Neffen, einem Grafen Fiordſkield, in Berlin angekommen und im Hauſe des Geſandten abgeſtiegen. Dieſe Nachricht ſandte ihm der Baron zugleich mit einer Einladung zum Thee für den Abend. Noch den Eindrücken unterliegend, welche die Durchſicht der Papiere bei ihm zurückgelaſſen, ſtürzte dieſe unerwartete Ankunft ihn auf's Neue in ein Meer banger Zweifel und

Befürchtungen, denn von jener Frau, die aus kalter Berechnung sich bis jetzt von ihrem Kinde getrennt hatte, erwartete er nichts für seine Hoffnungen. Sie war gekommen, um ihn von der Geliebten zu trennen, das fühlte er, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, worauf er seine Besorgniß gründete. Und in dieser Stimmung sollte er zum Kriegsgerichte, welches heute das Urtheil über die Deserteure sprechen und vollziehen lassen wollte.

Der strengen Pflicht durfte er sich nicht entziehen. — So, die Brust von den quälendsten Gefühlen bewegt, wohnte er dem Kriegsrecht bei, welches die Deserteurs zu dreimal Spießruthenlaufen verurtheilte und die Vollziehung der Strafe auf den nächsten Tag festsetzte. Mit der Beendigung des Processes war nun auch seine Anwesenheit in Berlin unnöthig geworden und er mußte sich weiteren Urlaub erbitten, wollte er nicht gerade in diesem Augenblicke, wo seine ganze Zukunft sich entscheiden mußte, durch seine Entfernung die Entscheidung unmöglich machen. Wie ein Träumender that er die nöthigen Schritte bei einem General-Adjutanten des Königs, der ihm versprach, für die Königl. Erlaubniß zu seinem verlängerten Aufenthalt zu sorgen. Hier erfuhr er auch durch Zufall, daß der Geheime Rath Eckardt von Dessau aus ebenfalls um Nachurlaub gebeten, weil dringende Familienverhältnisse dort seine Anwesenheit forderten. Dadurch wurde es immer deutlicher, daß Eckardt die nächsten Folgen

seiner treulosen Handlung fürchte und in gesicherter Ferne abwarten wolle, ob in Bezug auf die Wegschaffung des Schatzes oder den Tod des van der Dueeß eine Anklage gegen ihn erhoben werden würde. Auch diese Angelegenheit entzog sich so der Einwirkung Lebrechts, der überall auf Hindernisse und feindliche Gestaltung der Verhältnisse traf. Mit Ungeduld erwartete er den Abend, um wenigstens der Geliebten gegenüber Trost und Vertrauen auf die Zukunft zu finden. Er wendete den Nachmittag dazu an, um an den Geheimen Rath Eckardt zu schreiben, beschuldigte ihn gradezu der Veruntreuung und forderte ihn auf, sofort Schritte zur Wiedererstattung jenes Schatzes zu thun. Diesen Brief brachte er selbst in das Haus des Geheimen Rathes, indem er die Dienerschaft für schnelle und sichere Besorgung desselben verantwortlich machte, und bereitete sich dann durch einige Stunden der Ruhe auf die Abendgesellschaft bei dem schwedischen Gesandten vor.

XV.

„Herr von Dueiß, Lieutenant im Leib-Bataillon Grenadiere!" meldete der Kammerdiener den eintretenden Lebrecht am Abende dieses Tages der beim schwedischen Gesandten versammelten glänzenden Gesellschaft.

Nach kurzer, ceremonieller Begrüßung des Ba-

rons und ſeiner Gemahlin wurde Lebrecht der Gräfin Chriſtina Ebba Herskjold vorgeſtellt, neben der Malplaquet in holder Verwirrung ſaß und von der ungewohnten Umgebung in Verlegenheit geſetzt, kaum die Augen aufzuſchlagen wagte. Auf Anordnung der Mutter hatte ſie die Kleidung und den glänzenden Schmuck ihres neuen Standes anlegen müſſen und überſtrahlte durch ihre ſiegende Schönheit den ganzen Kreis der Damen. War es doch, als habe ſich mit dieſem glänzenden Kleide, mit dieſen Brillanten und Perlen plötzlich eine Scheidewand zwiſchen Beiden auferbaut, hinter der die Zeit ihres traulichen, bangen und doch ſo wunderſüßen Verhältniſſes ſich ihm für immer verſchloß. Es verletzte ihn, einen jungen Mann in gewählter Kleidung neben ihrem Stuhle zu ſehen und jene leichte zuverſichtliche Vertraulichkeit von ihm zu bemerken, mit welcher junge Männer der höheren Stände ſich Damen zu nähern pflegen; obgleich Malplaquet ihm nur ſchüchtern antwortete, ſo war es ihm doch, als wäre es nun vorbei mit jenem zarten, heimlichen Annähern an die Geliebte, das ihn ſo unausſprechlich glücklich gemacht.

„Sie haben durch ihren freundlichen Beiſtand meine Tochter in der ſchwerſten Prüfung ihres Lebens aufgerichtet und unterſtützt, Herr Lieutenant. Erlauben Sie, daß Ihnen die Mutter dafür herzlich dankt und gern die hohe Verpflichtung anerkennt, welche Sie unſrer Familie dadurch auferlegt.“

„Ich ſchätze mich glücklich, Frau Gräfin, durch das zufällige Zuſammentreffen mit ihrem Vater, dem wackern — —"

„Hier mein Neffe, Graf Steen Fiordſkjeld! — Lieutenant von Dueiß, lieber Steen, von deſſen freundlicher Sorge für unſere Veronica uns der Baron ſo viel erzählt." —

„Sehr angenehm, Herr Lieutenant, Ihre Bekanntſchaft zu machen." —

Damit war die Unterhaltung zu Ende. — Lebrecht fühlte ſich im Innerſten verletzt durch den Ton und den häßlichen, tückiſchen Blick, mit dem Graf Steen ihm entgegentrat. Obgleich von regelmäßiger Geſichtsbildung gaben die tief liegenden, kleinen Augen und die zuſammengekniffenen Lippen dem Grafen einen Ausdruck der Kälte und des Hohns, von dem ſich Lebrecht zurückgeſtoßen fühlte. Das Eintreten eines andern Gaſtes endete das Geſpräch und Lebrecht zog ſich zu den übrigen Herren zurück, da er ſehen mußte, wie Graf Steen mit der Ungezwungenheit des Verwandten fortfuhr, zu ſeiner Couſine zu ſprechen. Im Anſchauen der Geliebten verloren ſah er ſich plötzlich wie ein ganz Fremder ihr gegenüber. — Er fühlte in Malplaquets Seele, wie die neuen Verhältniſſe ſie einengten und ängſtigten, wie ſie ſcheu zu ihrer Mutter aufſah und verlegen der Vertraulichkeit ihres Vetters auswich. Nur verſtohlen wagte ſie es, durch einen Blick dem Geliebten ihre Pein zu ſchildern und wie flehend

Mitleid für den Zwang zu verlangen, der ſie umgab. Mit welchen Hoffnungen war Lebrecht hierher gekommen und wie bitter ſah er ſich enttäuſcht! —

Unter leeren Formen und gleichgültigem, oberflächlichem Geſpräch verging die Zeit bis zum Souper, bei welchem der Baron Lebrecht neben die Gräfin Chriſtine geſetzt. An der Seite der Mutter ſaß Malplaquet und neben ihr Graf Steen, der ſeiner Couſine auf das entſchiedenſte den Hof machte. So angenehm es Lebrecht im erſten Augenblicke geweſen war, in der Nähe der Geliebten zu ſitzen, ſo peinlich war es ihm, ihren Couſin neben ihr zu ſehen und durch die Mutter von ihr getrennt zu ſein. Gräfin Chriſtine ſchien erfreut, durch die Aufmerkſamkeit des Barons Gelegenheit gefunden zu haben, unbemerkt mit Lebrecht zu ſprechen und benutzte die bald laut und allgemein werdende Unterhaltung bei Tiſche, um ſich vertraulicher gegen ihn zu zeigen.

„Ihnen iſt ohne Zweifel aus den Papieren, die Sie bei meinem verſtorbenen Gatten gefunden, bekannt, welche eigenthümlichen Verhältniſſe uns getrennt und verhindert, daß Veronica nicht ſchon früher zu ihrer Mutter zurückkehren konnte.“ —

„In der That, gnädige Gräfin, ſowohl aus der Erzählung des Verſtorbenen, als aus den Papieren, die ich bei unſerem freundlichen Wirthe niedergelegt, erfuhr ich alles, was dieſes — — —“

„Ich hoffe, Ihnen gegenüber keiner Entſchuldigung zu bedürfen für die anſcheinend herzloſe Tren-

nung von dem Vater meines Kindes. Mein Stand, die Verhältniſſe meiner Familie zwangen mich, ſo zu handeln, wie ich es gethan. Sie werden mich verſtehen, mich begreifen, denn auch Sie gehören unſerm Stande an und wiſſen, daß ſich ſeine Bedingungen, ſeine Ausſchließlichkeit nicht zurückweiſen läßt." —

„Auch Ihr Gatte, Frau Gräfin, erkannte das an und ſein Gemüth war frei von jedem Vorwurf. Schon, daß Malplaquet — oder vielmehr Veronica — erſt nach ſeinem Tode die volle Wahrheit erfahren, beweiſt, daß er Ihre Beweggründe achtete, wenn er ſie auch nicht ganz würdigen konnte." —

„Doch begreifen Sie wohl, Herr von Queiß, daß mir für das künftige Wohl meiner Tochter alles daran gelegen ſein muß, das Vergangene auch vergeſſen ſein zu laſſen. In dem Kreiſe, der ſie jetzt in ſich aufnimmt, würde ihr Urſprung ein Makel für ſie ſein, und dieſen von ihr fern zu halten, muß jetzt meine eifrigſte Sorge werden. Ich zähle daher auf Ihre Verſchwiegenheit und lege die Ehre und Ruhe meiner Familie dadurch in Ihre Hände. Glauben Sie, daß außer Ihnen noch Jemand von meiner Ehe weiß?" —

„Nur der Geheime Kriegs- und Domainen-Rath Eckardt. — Mein Vetter, der gleichzeitig mit mir davon erfahren, — lebt nicht mehr, und bei der Verſchloſſenheit meines alten Freundes, ja nach ſeiner ausdrücklichen Verſicherung, glaube ich, iſt das Geheimniß mit ihm zu Grabe gegangen." —

„Auch in meiner Familie weiß man nur, daß ich mit einem preußiſchen Offizier verheirathet geweſen. Mein Neffe indeſſen, Graf Steen, kennt das Verhältniß genauer und hat mich eben deswegen hierher begleitet. Der arme Steen! Ihm entgeht durch die Anerkennung meiner Tochter die ganze reiche Erbſchaft meines Hauſes, auf die er bis zum Tode des — meines Gatten mit Zuverſicht gezählt.“

Eine Frage des Barons Silverſtröm nach Vorgängen in Stockholm unterbrach das Geſpräch Lebrechts mit der Gräfin, bei dem dieſer auch nur mit halber Aufmerkſamkeit geweſen war, denn ſeine Gedanken weilten bei der Geliebten, die immer noch ſchüchtern und befangen kaum Theil an dem zu nehmen ſchien, was um ſie her vorging. Während des ganzen Soupers fand ſich keine Gelegenheit für Lebrecht, mit ihr zu ſprechen und im höchſten Grade verſtimmt verließ er nach Beendigung deſſelben die Geſellſchaft. Als er mit einer ceremoniellen Verbeugung ſich der Gräfin empfahl und dabei dem ſtechenden Blick des Grafen Steen begegnete, der ſchon den Arm ſeiner Couſine genommen, um ſie auf ihr Zimmer zu führen, da war es, als ſcheide er mit dieſem Lebewohl von ſeinem Glücke, und er verſtand die Thräne, die er unter den Wimpern der Geliebten hervorbrechen ſah, als ſie der Mutter und dem Grafen folgte, ohne das volle Herz durch trauliche Mittheilung erleichtert zu haben.

Träumend und faſt bewußtlos kam Lebrecht aus der glänzenden Geſellſchaft in ſein Quartier zurück. — Wie hatte die Erfahrung weniger Stunden ſo ganz ſeine Zuverſicht auf den Beſitz der Geliebten vernichtet! — Vor allem erfüllte ihn die Anweſenheit ihres Vetters, des Grafen Steen, mit Beſorgniß. Nach der Aeußerung der Gräfin Chriſtine verlor er mit der Anerkennung der Tochter jeden Anſpruch auf eine reiche Erbſchaft. War ſeine ſichtliche Bewerbung nicht der unzweideutige Beweis für die Abſicht, durch eine Verbindung mit der Erbin ſich dieſe Anſprüche zu erhalten; Liebe konnte es ja nicht ſein, was ihn zu dieſer Bewerbung drängte, denn ſeit wenigen Stunden hatte er ſie ja erſt geſehen! — Aber hatte es denn bei Lebrecht ſelbſt längerer Zeit bedurft, um ihn zu feſſeln? — Nein! Malplaquets wunderbare Schönheit mußte Jedem, der ſich ihr näherte, den Wunſch einflößen, ſie zu beſitzen. Was vermochte er aber gegen die feindlichen Verhältniſſe? — Jeden Augenblick durfte Jener ihr nahen. Der Einfluß der Mutter, der eine ſolche Verbindung gewiß willkommen war, die wahrſcheinliche Entfernung aus Berlin und die Unmöglichkeit, ſich ihr unbemerkt zu nähern, alles das ließ ihn bereuen, Malplaquet ſelbſt in das Haus des ſchwediſchen Geſandten geführt zu haben. Beim Auskleiden meldete der Burſche, daß mit Einbruch der Dunkelheit ein Herr nach dem Herrn Lieutenant gefragt, auch vor einer Viertelſtunde wieder da geweſen

sei, seinen Namen aber nicht habe nennen wollen. Wahrscheinlich werde dieser Herr noch einmal wiederkommen, denn er habe sehr eilig und dringend geschienen. In der That klingelte es auch bald nachher und wie erstaunte Lebrecht, als er in dem Eintretenden den Geheimen Rath Eckardt erkannte, der ganz unbefangen den Mantel ablegte, als der Bursche das Zimmer verlassen, ohne Umstände sich auf das Sopha setzte und mit gleichgültigem Tone fragte:

„Sie haben heute einen sonderbaren Brief an mich geschrieben, Herr Lieutenant?" —

„Wenn ich Sie nicht in Dessau geglaubt, würde ich Ihnen den Inhalt desselben längst mündlich Auge in Auge und Mann gegen Mann mitgetheilt haben." —

„Ja, ja, man glaubt allerdings, daß ich in Dessau sei, ich habe indeß seit ungefähr 14 Tagen Berlin gar nicht verlassen. Meine Reise dorthin gilt nur für das Publikum, während wichtige Staatsgeschäfte und der Immediat-Befehl Sr. Majestät meine geheime Anwesenheit hier nöthig machen. Meine Frau allein weiß um mein Hiersein und händigte mir den Brief ein, den Sie nach Dessau bestimmt hatten. Sie können mir glauben, daß der Inhalt dieses Briefes, der mich einer ehrlosen Handlung zeiht, zu ernster und beleidigender Art ist, als daß ich nicht selbst die Ungnade Sr. Majestät riskiren und den Urheber so unbegreiflicher Anschuldigungen nach den Gründen seiner unverantwortli-

chen Handlungsweise fragen sollte. Darum komme ich selbst, weil das Geheimniß meiner Anwesenheit in Berlin zu wichtig ist, als daß ich es meinen Dienern oder dem Zufalle anvertrauen könnte. — Ich frage Sie also, was soll dieser Brief voll der tollsten, handgreiflichsten Verläumdungen meiner Ehre?" —

„Ich dächte, mich deutlich genug ausgesprochen zu haben und bin nicht gewillt, auch nur ein Wort desselben Ihnen gegenüber zurückzunehmen." —

„So, so! — Also zu dem Muthe der Beleidigung auch noch der Trotz der Jugend und die Unfehlbarkeit des bevorrechteten Standes. Keine neue Erfahrung für mich! — Nun denn, so hören Sie. — Ihre Anschuldigung ist durchweg grundlos; Ihre Combination zufälliger Umstände falsch; Ihre Schlüsse daraus unhaltbar; der Beweggrund aber, der Sie zu dieser Handlungsweise trieb, edel, und nur aus dieser Rücksicht habe ich es über mein empörtes Gefühl vermocht, Ihnen nicht öffentlich mit der ganzen Macht, die meine Stellung mir giebt, entgegenzutreten, sondern mich erst an Ihre bessere Ueberzeugung zu wenden." — .

„Sie wollten es wirklich wagen? — — — —"

„Was ist da zu wagen? — Glauben Sie etwa, ich fürchte den Kampf mit Ihnen, Herr von Queiß? — Wahrlich nicht! — und ich dächte, mein Kommen sagte Ihnen schon deutlich genug, daß Sie einen schweren Irrthum gut zu machen haben. — Sie kla-

klagen mich an, jenen Schatz, von deſſen Vorhandenſein niemand mit Gewißheit Zeugniß geben kann — denn die Ausſage eines Todtengräbers, daß er mit dem Bohreiſen auf verfaultes Holz in der Erde getroffen, wird doch nicht etwa als Gewißheit gelten ſollen — jenen Schatz, ſage ich, klagen Sie mich an, heimlich und ohne das Vorwiſſen Ihres ermordeten Vetters, ohne das Ihrige, ausgegraben zu haben. — Die Beſchuldigung iſt ſo lächerlich, daß ich kaum weiß, womit ich anfangen ſoll, den Ungrund derſelben zu beweiſen?"

„Ich ſelbſt habe den Boden umgewühlt gefunden, habe Wagenſpuren dort geſehen, die früher nicht vorhanden geweſen, und bin überzeugt, daß mein Vetter — — —"

„Und was beweiſt das Alles? Haben Sie mich dort geſehen? Werden Sie mir nicht glauben wollen, daß ich am Tage nach unſerer Köpenicker Fahrt in Wuſterhauſen angekommen bin, wenn die dortige Schloßdienerſchaft das bezeugt. Muß ich gethan haben, was eben ſo gut Ihr Vetter, der alte Wedekind, oder Sie ſelbſt gethan haben können. Man hat dort in der Erde nach einem Schatze geſucht, das mag allerdings der aufgegrabene Boden beweiſen, ob man aber etwas gefunden, — wer beweiſet das? — Ihr Vetter iſt dort geweſen, denn er hat dort ſeinen unbegreiflichen Tod gefunden. Sie waren dort, denn Sie waren ja Zeuge ſeines Todes, und dieſen Schritt habt Ihr Beide gethan, ohne mich

in Kenntniß zu ſetzen, mich, der ich auf Euer Ehrenwort baute, und deswegen das Intereſſe Sr. Majeſtät nicht gleich ſelbſtändig wahrnahm. Wer aber hat mich dort geſehen, wer vermag gegen mich aufzutreten, und irgend etwas vorzubringen, was meine Theilnahme an einem ſo durchaus geſetzloſen Schritte dokumentirt. Im Gegentheil würde ich manchen Anſpruch an den Getödteten, an den alten Todtengräber, an Sie ſelbſt, Herr Lieutenant, erheben können, wenn ich die ganze Angelegenheit nicht für ein thörigtes Unternehmen hielt und Achtung vor Ihrer Familie hätte. Wo iſt z. B. das Geld hergekommen, das man nach der Ausſage des Garniſonküſters nach dem Tode des Todtengräbers bei deſſen Tochter bemerkt? Wo war jener alte Mann in der Nacht, als er ſich in Köpenick bei Verfolgung der Deſerteurs von Ihnen trennte? Was hatte Ihr Vetter van der Queeß, gleich nach meiner Abreiſe in den Müggelsbergen zu thun? — Wozu hatte er einen großen geräumigen Wagen in der Roßſtraße gemiethet? Sie ſehen, Herr Lieutenant, daß es mir eben ſo leicht ſein würde, aus Zufälligkeiten Anſchuldigungen gegen Sie und Ihre Genoſſen zuſammenzuſtellen, als es Ihnen leicht geworden zu ſein ſcheint. — Wenn ich mich hätte bereichern wollen, ſo hätte ich die Nachgrabung nur ganz öffentlich und von Amtswegen anſtellen können. Wer würde ſich unterſtanden haben, mir nachzuzählen, wie viel Geld ich gefunden? Gehen Sie, gehen Sie, Herr Lieutenant. Sie

haben ſich ſchwer an einem alten Freunde, an einem ehrlichen Mann vergangen.“ —

„Was Sie da ſagen, Herr Geheimer Rath — iſt Alles ſo wahr, ſo — und wenn Ihre Anweſenheit in Wuſterhauſen —“

„Mein Wagen ſteht Ihnen jeden Augenblick zu Dienſten, wenn Sie ſelbſt nach Wuſterhauſen fahren, und dort bei der Dienerſchaft des Schloſſes nachfragen wollen. Und nun Herr von Dueiß, haben Sie mir nach dieſer offenen und ehrlichen Auseinanderſetzung nichts zu ſagen?“

„Ich geſtehe, Herr Geheimer Rath, daß ich mich entwaffnet fühle. — Eine Aeußerung des Todtengräbers über den Zweck des Beſuches, den Sie an jenem Abende kurz vor ſeinem Tode bei ihm gemacht, und der Verdacht meines Vetters —“

„Ah, kommt alſo die Anſchuldigung von jener Seite her. Wußte ich doch gleich, daß ſo ehrenrühriger Verdacht nicht bei Ihnen ſelbſt entſtehen konnte. Die Fieberphantaſie eines Sterbenden, und das verzeihliche Mißtrauen eines Mannes, der durch den gehofften Schatz den Wunſch ſeines ganzen Lebens erfüllt zu ſehen glaubte, haben Sie irre geleitet. Es thut mir zwar weh, daß Sie nur einen Augenblick lang ſo Ungebührliches von mir glauben konnten, aber böſe bin ich Ihnen darum nicht, denn in Ihren Jahren iſt eine Täuſchung verzeihlich.“ —

„Gott ſei Dank, daß es ſo iſt, wie es iſt, Herr Geheimer Rath! Es war eine qualvolle Zeit für mich,

als ich, durch die Umstände angeregt, Sie treulos glauben mußte. Was aber glauben Sie von der ganzen Sache? Was wäre nun zu thun? Was ist meine Pflicht, den letzten Wünschen meines sterbenden Vetters nachzukommen?" —

„Leider zwingt mich der bestimmte Befehl Sr. Majestät, meine Anwesenheit in Berlin vielleicht noch einige Wochen geheim zu halten, und ich bin daher außer Stande, persönlich bei dieser Angelegenheit mitzuwirken. Indessen glaube ich auch, daß wir jetzt jedenfalls zu spät kommen würden. Entweder ist der Schatz gehoben, und dann ruht das Geheimniß im Grabe derer, die darum gewußt, oder es war gar kein Schatz vorhanden, und das ist mir das Wahrscheinlichste. Ruhiges Nachdenken wird auch Sie zu dieser Ueberzeugung führen. Ist es wohl glaublich, daß eine so bedeutende Summe, um deren Bergung so viele gewußt haben müssen, 100 Jahre lang unberührt in der Erde gelegen habe. — Und wer waren die, welche darum gewußt? Falschmünzer, Verbrecher, unternehmende, wagende Menschen, denen mit jenem Schatz auch die Frucht ihrer jahrelangen Verbrechen entging. Der Großvater Ihres Vetters hat sich von meinem Verfahren täuschen lassen, das ist die einfache Auflösung des Räthsels, und wir waren thöricht genug, nicht unserm Nachdenken, sondern unserer Begier, unserer Leichtgläubigkeit zu folgen. Lassen Sie die ganze fabelhafte Angelegenheit vergessen sein, wie sie es verdient.

Ich wenigſtens will nichts mehr damit zu thun haben, und ich bin gern erbötig, alle Papiere, die ſich darauf beziehen und noch in meinen Händen ſind, Ihnen zu übergeben."

„So ſollte, nach Ihrer Meinung, gar nichts mehr geſchehen, um —"

„Um zu erfahren, daß wir uns getäuſcht haben? — Von meiner Seite gewiß nicht! — Laſſen Sie uns lieber eifrig an der Entdeckung des Verbrechers arbeiten, der Ihren Vetter ermordet. — Ich weiß nicht, — aber in dieſem Morde liegt etwas Seltſames, Ungewöhnliches verborgen, was ſich jetzt nicht durchſchauen läßt, aber bei genauerer Unterſuchung vielleicht zu wunderbareren Reſultaten führt, als unſer thörichtes Schatzgraben. Ich erſtaune nur, daß die allezeit fertige Verleumdung mich nicht auch dieſes Mordes zeiht? — Ich hätte mir ja eben ſo gut den läſtigen Mitwiſſer vom Halſe ſchaffen können! — Iſt das wenigſtens nicht eben ſo wahrſcheinlich, als daß ich von Wuſterhauſen aus bei Köpenick den Schatzgräber mache? — Dieſer Mord iſt eine ſo plötzliche, vereinzelte Erſcheinung, entzieht ſich ſo durchaus jeder Combination der Verhältniſſe, daß ich all' meinen Einfluß anwenden werde, um den verruchten Mörder zu entdecken."

„Jene Deſerteurs — — —"

„Nicht doch, Herr Lieutenant! — Das glauben Sie ſelbſt nicht. — Keine Spur irgend einer Art hat ſich vor und nach dieſer That in der ganzen

Gegend von ihnen gezeigt. Im Gegentheil weiß man, daß sie sächsischen Werbern bald nach ihrer Flucht von hier in die Hände gefallen sind. Und zu welchem Zweck sollten sie durch einen Mord, der nicht einmal mit Raub begleitet war, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, da es doch ihre Sicherheit erheischte, möglichst verborgen zu bleiben? Nein, Nein! — Da liegt etwas anderes zum Grunde! Vielleicht erklärt die Zeit, was jetzt unerklärlich scheint. Hatte Ihr Vetter gar keine Bekannte hier?"

„So viel ich weiß nicht! — Doch ja. Erst heute hat sich ein gewisser Vogtius, Kastellan der Sozietät der Wissenschaften bei mir eingefunden, welcher behauptet, mein Vetter habe ihm 6000 Thaler zu einem Hausbau versprochen, welche er nun von mir verlangt."

„Das wäre etwas! — Man muß diesen Menschen nicht aus den Augen verlieren. — Vielleicht kann diese Spur —"

„Nein Herr Geheimer Rath, — das führt zu nichts! — Ueberhaupt — — — Aber wie steht es denn mit der Revision jenes Prozesses, die mein Vetter in einer Immediat-Eingabe an Seine Majestät so dringend beantragt?" —

„Ist mit der Marginal-Bemerkung: „Soll untersuchen!" bereits an das Kammergericht gegangen, und es wird gut sein, daß Sie sämmtliche Aktenstücke dort einreichen. Van der Queeß sagte es

wenigſtens, daß dergleichen ſich in ſeinen Koffern befänden, und dieſe haben Sie ja jetzt in Händen. Doch es wird ſpät. — Wir haben ſchon lange mit einander geplaudert: — Ich brauche Sie wohl nicht zu bitten, meinen Beſuch vor Jedermann, wer es auch ſei, geheim zu halten. Haben Sie mir im Laufe der nächſten Tage irgend etwas mitzutheilen, ſo beſuchen Sie meine Frau. Ich werde beſtellen, daß man Sie zu mir läßt. — Alſo in alter Freundſchaft! — Leben Sie wohl, Herr von Queiß!"

XVI.

„General-Adjutant von Derſchau in Bauangelegenheiten!" meldete am Morgen des andern Tages um 7 Uhr der Hof-Büchſenſpänner, als der vortragende Rath das Kabinet des Königs verließ. —

„Soll kommen! — Guten Morgen Derſchau! Er bringt uns heute ſchlecht Wetter mit. Na, was will Er? — Baut der Nüßler?" —

„Zu Euer Majeſtät Befehl. — Er wendet zwar noch immer vor, daß er eigentlich nicht in Preußiſchen Allerhöchſten Dienſten ſtehe, auch keinen Gehalt beziehe." —

„Habe ihn ja zum Kammerrath gemacht. — Da kann er auch etwas dafür thun. — Sehe Er ihm ordentlich auf die Finger!" —

„Der ehemalige Auditeur vom Glaubitzſchen Re-

gimente, jetzo Gerichts-Aſſeſſor hier, Grüter, will bauen, wenn er 100 Thaler Zulage aus der Cämmerei, und den Charakter als Kriegsrath gratis bekommt.“ —

„Gut!“ —

„Der hieſige Bürger und Poſamentier Fetſchau will bauen, wenn er für ſechs in dieſer Supplik benannte Regimenter die Poſamentier-Arbeit kriegen kann. Oberſt von Maſſow iſt damit zufrieden.“

„Gut! wenn Huot nichts zu erinnern hat; — Aber der muß einverſtanden ſein, denn ich will nicht Einen auf Koſten des Andern privilegiren. — Stemmt ſich Huot dagegen, ſo ſoll er ſelbſt das Haus bauen.“ —

„Der Geheime Rath Trützell bittet demüthigſt, weil er zehn Jahr dem Rathhauſe ohne Gehalt gedient, und das Polizeiweſen nach dem Abſterben des Thielings übernehmen müſſen, um eine ordentliche Bürgermeiſter-Beſoldung. Er hoffet, dieſelbe ehender zu erhalten, weil Ew. Majeſtät ihm wegen Einrichtung des Serviswesens im Mindenſchen und Ravensbergſchen Allerhöchſt Dero Gnade angedeihen zu laſſen Allergnädigſt verſprochen.“

„Dummes Zeug! — Kann auch ohne Bürgermeiſter-Beſoldung bauen. — Der Kerl hat Geld. — Gebe Er mal her! — Einen Strich durch die Supplik. — Wer das Serviswesen da unten geordnet hat, hat für ſeine übrigen Lebstage genug! — Soll

bauen, oder ich werde mal ein Wörtchen mit ihm sprechen."

„Das Geheime Rath Piverſche Haus iſt fertig und ein außerordentlich magnifiques Haus, Ew. Majeſtät." —

„Hab es vorgeſtern ſchon geſehen. Bin ſehr contentirt. — Will ihn dafür in den Adelſtand erheben. Laſſe Er das Diplom gleich ausfertigen."

„Mit obigen 3 Bauſtellen für Grüter, Fetſchau und Trützell, ſo wie für den Kaſtellan Vogtius hoffe ich wieder einen tüchtigen Platz in der Friedrichsſtadt zuzumachen, obgleich viel Lamentirens deswegen bei den Leuten iſt." —

„Laß Er ſie lamentiren wie ſie wollen, aber bauen wie ſie ſollen. Alſo baut der Vogtius?

„Zu Befehl Ew. Majeſtät. — Die Kaſſe der Sozietät hat 1500 Thaler hergegeben, und die Maurer ſind ſchon beim Legen des Fundamentes. Es hat ſich aber ein eigenthümlicher Vorfall mit dieſem Vogtius ergeben, den ich Ew. Majeſtät noch beſonders zu melden habe." —

„Wollen ihm vielleicht die Kerls nicht helfen, denen er geholfen?" —

„Iſt wohl nicht wahrſcheinlich, da Ew. Majeſtät dies beſonders zu befehlen geruht. — Nein, im Gegentheil, Ew. Majeſtät können dem Vogtius durch ein einziges Wort zu 6000 Thalern Vorſchuß verhelfen." —

„Wie meint Er das? Geld gebe ich nicht, das weiß Er!“ —

„Ein gewiſſer van der Queeſt, ein Holländer, derſelbe, welcher vor Kurzem bei Köpenick ermordet gefunden worden iſt, hat dem Vogtius, angeblich auf Anrathen Ew. Majeſtät, 6000 Thaler für ſeinen Hausbau verſprochen. Es exiſtirt aber keine ſchriftliche Uebereinkunft und der Erbe, Lieutenant von Queiß im Leib-Bataillon Grenadiere, will das Geld nicht eher geben, bis er irgend einen Beweis für das Verſprechen ſeines verſtorbenen Vetters hat. — Vogtius fleht nun Ew. Majeſtät demüthigſt an, zu bezeugen, daß dieſe Verſprechung geſchehen ſei, weil ihm alsdann das Geld ausgezahlt wird.“ —

„Dummes Zeug! — Verſprochen hat der Menſch, der Holländer, nichts. Ich habe es ihm blos gerathen.“

„Das hat doch alſo ſeine Richtigkeit? — Dann läßt ſich annehmen, daß der Verſtorbene in Ehrfurcht den Rath Ew. Majeſtät befolgt.“ —

„Iſt ja aber nicht mein Unterthan!“ —

„Hatte aber ein wichtiges Geſuch wegen Reviſion eines Prozeſſes an die Allerhöchſte Stelle; es läßt ſich alſo ſupponiren, daß er ſich beeilt haben wird, Ew. Majeſtät klar ausgeſprochenen Willen zu thun.“ —

„Ja, das läßt ſich annehmen; das Geld bleibt auf die Art überdem im Lande. — Setze Er ſo ein Zeugniß auf; will's unterſchreiben! — Daß Er mir

aber keine Lüge darin ſagt! — Es muß ſo klingen, als ob ich's gehört, — aber nicht geradezu, — verſteht Er mich? — Das kann ja ein recht großes Haus werden. — Baumaterialien frei und 7500 Thaler baar! — Iſt mir lieb, denn der Vogtius iſt ein wahrer Ausbund von Fleiß und Thätigkeit. Wollte, ſie wären alle ſo!" —

„Wir könnten vielleicht von den 6000 Thalern die Baumaterialien bezahlen und dieſelben dann anderweitig — — —"

„Er iſt wohl nicht recht bei Troſte, Derſchau? — Ich habe es ihm frei verſprochen — der König von Preußen hat es ihm verſprochen! — Komme Er mir mit ſolchem Vorſchlag nicht, wenn Ihm meine Gnade lieb iſt. Bauen iſt gut, aber Wort halten iſt doch noch beſſer!" —

„Ich dachte nur, daß Ew. Majeſtät — — —"

„Denke Er künftig nicht, wo nichts zu denken iſt. — — — Iſt denn noch nichts herausgekommen, wer den Holländer ermordet?" — — —

„Nicht das Geringſte verlautet darüber. — Man glaubt noch immer, daß die Deſerteurs vom Leib-Bataillon Grenadiere — — —"

„Wäre kein Wunder! — Wer ein ſo ſchändliches Verbrechen begehen kann, zu deſertiren und ſeinem Dienſtherrn das Handgeld zu ſtehlen, der iſt auch zu allem fähig. Na, kriege ich Euch nur wieder! — Heute findet doch die Exekution ſtatt?"

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät; in der Krauſen-Straße.“

„Daß mir die Kerls aber nicht zu Schanden geſchlagen werden. — Sind drei 4zöllige dabei. — Haben mir ein ſchweres Geld gekoſtet! — Sehe Er danach, Derſchau. — Hat Er ſonſt noch etwas?“

„Se. Königl. Hoheit der Kronprinz haben ſich gnädigſt bewogen gefühlt, meine unterthänigſte Bevorwortung für eine Bauangelegenheit zu verlangen, die Höchſtdenſelben ſehr am Herzen liegt.“ —

„Fritz will bauen? Ei, das freut mich ja von Herzen! — Aber von ſeinem Gelde, denn ich bezahle nichts. — Die 40,000 Thaler, die mir Grumbkow für ihn abgeſchwatzt, ſind auch weg! — Was will er denn bauen?“ —

„Höchſtderſelbe ſind der Meinung, daß man nach dem Beiſpiele von Wien, Dresden und Stuttgart etwas zur Aufnahme derer theatraliſchen und muſikaliſchen Künſte thun müßte, und ſchlägt deshalb unterthänigſt vor, ein Opera-Haus zu bauen, welches neben Höchſtdeſſen Palais am Anfang der Linden-Promenade ſich ſehr gut ausnehmen würde. Die Anſchläge ſind zwar etwas theuer, aber dafür dürfte das Opera-Gebäude auch eine beſondere und magnifique Zierde Ew. Majeſtät Reſidenz abgeben.“

„Hör' Er mal, Derſchau, ſage Er meinem Sohn, mit ſolchem Schnickſchnack ſoll er warten, bis er an die Regierung kommt. — Ich habe Ihn ruhig ausreden laſſen — weil mir der Vorſchlag

gar nicht zu den sonst vernünftigen Gesinnungen meines Sohnes passen wollte. — Nun sehe ich aber, daß immer noch ein Bodensatz von dem französischen Modewesen bei ihm vorhanden ist. —. Wäre mir lieber gewesen, Derschau, Er hätte sich damit nicht abgegeben. — Habe solch' Opera spielen selbst in Dresden mit angesehen, — das kostet erschrecklich viel Geld und dazu habe ich vor der Hand noch nichts übrig. — Thut mir übrigens wirklich leid, daß mein Sohn Fritz jetzt auf solche Ideen fällt. Das erinnert mich wieder an vergangene Zeiten, wo ich wahrlich Ursach hatte, ungnädig gegen ihn zu sein. — Opera spielen! — Na ja! das fehlte den Berlinern grade noch! — Dann wäre gar kein Auskommen mehr mit ihnen. — Nichts da! wenn Fritz Geld hat — und das kann er, wenn er das Seinige zu Rathe gehalten — so soll er eine Kirche bauen." —

„Ew. Majestät haben Allerhöchstselbst schon so viele Kirchen in Berlin gebaut, daß vor der Hand kein Bedürfniß danach ist. Die Jerusalemer, die Sophien-, die Dreifaltigkeits-, die böhmische und die Garnison-Kirche."

„Mit Gottes Hülfe, ja! — Denke überhaupt, meine Pflicht als ein redlicher und frommer König gethan zu haben. Darum sollte Fritz mir eben nachahmen und nicht an Opera spielen denken. — Aber weiß Er was, Derschau, sage Er meinem Sohne gar nicht, daß Er die Sache bei mir schon

zum Vortrage gebracht. — Schlage Er ihm Seine Bevorwortung ab und rathe Er ihm, daß er damit warten möchte, bis ich das Zeitliche gesegnet. Wenn das so fortgeht mit der heillosen Gicht, wird es so nicht mehr lange dauern. Da sehe Er mal, was ich gestern Abend wieder ausgestanden!"

Der König zeigte auf das lebensgroße Bild eines großen Grenadiers, zwischen dessen Füßen zu lesen war: „in tormentis pinxit". Diese Inschrift findet sich noch auf mehreren Bildern in den Schlössern zu Potsdam und Charlottenburg, da der König gewöhnlich seine Grenadiere mahlte, wenn ihn die Gicht plagte.

„Nach dieser Inschrift zu urtheilen haben Ew. Majestät wieder einen Anfall von Gicht gehabt." —

„Ja, und einen recht ordentlichen. Statt besser zu werden wird das Ding alle Jahre schlimmer. Lange halte ich das auch nicht aus. — Sage Er mal, Derschau, glaubt Er an Ahnungen?" —

„Je nachdem diese sind. Ich weiß nicht, welches die Sentiments Ew. Majestät in dieser Beziehung sind."

„Sehe Er, ich bin jetzt 50 Jahr. Kurfürst George Wilhelm war auch nicht älter, als er 1640 zur ewigen Ruhe einging. Das werden nun in 2 Jahren gerade 100 Jahr. Es wäre doch sonderbar, wenn sich die alte Prophezeihung wegen des Jahrs 40 bestätigte! — Glaube Er nicht, das ich mich vor dem Tode fürchte. Nein, mein Haus ist jederzeit

beſtellt. Aber es ſollte mir leid thun wegen des müßigen Geſchwätzes der Leute, — und beſonders wegen meiner Nachkommen. Trifft es bei mir ein, ſo wird es gleich heißen, es muß immer eintreffen. Na, wie Gott will! — Jetzt vergeſſe Er mir nichts. Den Piper adeln; den Trützel abſchläglich beſcheiden; den Kerls auf die Finger ſehen, die dem Vogtius helfen ſollen; meinem Sohn das Ding auf eine gute Weiſe beibringen und die Deſerteurs mir nicht zu Schanden ſchlagen laſſen! — Nun gehe Er mit Gott!“ —

„Wünſche Ew. Majeſtät unterthänigſt einen guten Morgen.“

XVII.

Nach einer ſchlafloſ durchwachten Nacht ſaß Malplaquet gegen 9 Uhr Morgens vor ihrer Toilette und litt geduldig, daß die Kammerfrau ihrer Mutter das ſchöne Haar nach der neueſten franzöſiſchen Mode à petit bonnet et à barbes pendantes friſirte. Das vom Weinen getrübte Auge ruhte gleichgültig auf den prächtigen Kleidern, welche ſie geſtern getragen und heute zur Auswahl auf den Stühlen ſchon wieder bereit lagen. Der koſtbare Brillantſchmuck glänzte und ſchillerte ihr wie höhnend entgegen und der Regen draußen war das Einzige, was zu ihrer trüben Stimmung paßte.

Wie ſo ganz anders war es in wenigen Tagen mit ihr geworden! — Ihre ganze Umgebung heiſchte gebieteriſch, ſich loszureißen von den Eindrücken und Erinnerungen ihres früheren Lebens; und doch war ihre ganze Seele ſo voll, ſo überſchwenglich voll davon. Wie ſehnſüchtig blickte ſie nach der ſtillen, traulichen Heimlichkeit des Vaterhauſes zurück, in der ſie der Geliebte zuerſt gefunden. Dort war ſie glücklich und zufrieden geweſen. — Welchen Erſatz bot ihr das neue Verhältniß? — Eine Mutter, deren Zärtlichkeit ſie nur mit innerer Scheu duldete, aber nicht erwiedern konnte; die Vertraulichkeit eines Vetters, deſſen zuverſichtliches, widriges Weſen ſie ſchon als ſein Eigenthum betrachtete, und — prächtige Kleider! — Mit ihnen aber den Zwang ungekannter und läſtiger Formen; das Unterdrücken ihrer Gefühle und jeden Augenblick den Vorwurf, ihres Vaters in Liebe zu gedenken.

Auch ſie hatte mit freudiger Hoffnung der geſtrigen Abendgeſellſchaft entgegengeſehen, auch ſie hatte ſich getäuſcht gefunden und die Scheidewand gefühlt, die ſich durch die Ankunft der Gräfin Chriſtine zwiſchen ihr und Lebrecht erhoben. Mußte ſie Berlin verlaſſen, ſo ſchwand jede Hoffnung auf den Beſitz des Geliebten, deſſen ſie vor Kurzem noch ſo gewiß geweſen war. Hatte ſie denn aber gar keinen Willen mehr? — Sollte ſie ihre ganze Zukunft dem Zwange opfern, der ſie ſo plötzlich von Allem trennte, was ihr lieb und theuer war? —

Nein, ſie fühlte die Kraft in ſich, zu widerſtehen, wenn der Geliebte nur Treue bewahrte.

„Darf man die ſchöne Couſine ſchon ſo früh ſtören? Iſt es einem Profanen erlaubt, in das Zeughaus weiblicher Reize einzutreten?“ ſo fragte, an die Thür klopfend, Graf Steen.

Malplaquet ſchüttelte ängſtlich mit dem Kopfe und die Kammerfrau erwiederte: „Noch nicht, gnädiger Herr, die Gräfin iſt noch beim Ankleiden.“

„So muß ich ſchon warten, bis mir das Glück Ihres Anblicks wird, ſchöne Couſine. Die Frau Gräfin läßt Sie bitten, zum Frühſtück herüber zu kommen und ich hoffe, Sie werden mich durch die Gunſt erfreuen, Sie begleiten zu dürfen.“ —

Da ſtand das Hohle und Troſtloſe ihrer Lage wieder in ganzer Schärfe vor ihrer Seele. Sie fühlte ſich die Sclavin fremden Willens und vermochte doch nicht, ſich los zu machen aus dieſen engenden Banden. In einem koſtbaren Negligée von ſchwerem Seidenſtoff nahm ſie den Arm des Grafen Steen an, der ſie zur Gräfin hinüber führte.

Mit Wohlgefallen und Freude ſah die Mutter das ſchöne, blühende Mädchen vor ſich ſtehen und erwiederte ihren ehrfurchtsvollen Handkuß durch eine herzliche Umarmung. Das Frühſtück war in prachtvollem, japaniſchen Porcellan ſervirt und die aufwartenden Laquayen in höchſter Galla. Baron Silverſtröm hatte der Gräfin ſeine Prachtzimmer

eingeräumt und überall ſtrahlte Luxus, Wohlleben und Reichthum. Malplaquet fühlte ſich gedrückt und eingeſchüchtert durch das, was ſie umgab, und hatte doch den Muth nicht, ihrer natürlichen Neigung zu folgen, indem ſie die ſtarre Förmlichkeit von ſich abwies, die jeder Gegenſtand, jede Miene, jedes Wort ihr auferlegte.

„Wir werden übermorgen Berlin verlaſſen, liebe Veronica;“ begann die Gräfin Chriſtine das Geſpräch.

„Schon übermorgen?“ —

„Und ich das Glück haben, theure Tante, die ſchönſte Blume der Mark Brandenburg in das glänzende Treibhaus unſeres ſchwediſchen Hofes verpflanzt zu ſehen.“ —

„Sieh' nur Veronica, wie galant dein Couſin iſt. — In der That, Du mußt dich auf Zauberei verſtehen, denn Graf Steen war bis jetzt ein Weiberfeind, Du ſcheinſt ihn aber ganz verwandelt zu haben.“ —

„Wie ſollte Venus ſelbſt ſich nicht auf Zauberei verſtehen? — Iſt ſie nicht eine Göttin, — — und die allmächtigſte unter den Göttinnen?“ — —

„Ei, ei, Herr Neffe, ich hielt Ihre Galanterieen geſtern Abend nur für geſellſchaftliche Höflichkeit, aber Sie ſprechen ja mit ſolchem Feuer, daß man faſt glauben möchte, Veronica habe es Ihnen angethan.“ —

„Wie glücklich wäre ich, wenn meine reizende Couſine das auch bemerken wollte!“ —

„Sie wird doch nicht unempfindlich gegen ſolche Huldigung ſein? — Nun, was ſagſt Du dazu, Veronica? — Du ſchlägſt die Augen nieder? — Wenn Du nur aus Beſorgniß, ob ich Deine Antwort auch billigen werde, ihr ausweichſt, ſo wiſſe, daß eine Verbindung zwiſchen Euch mein lebhafteſter Wunſch iſt. Graf Steen war bis zu dem Augenblicke Deiner Anerkennung mein einziger Erbe und hat ſich ſtets als ein liebevoller Verwandter gegen mich gezeigt. Gern möchte ich ihn für den Verluſt entſchädigt ſehen, den Deine Wiederaufnahme in einen Stand, dem Du durch mich angehörteſt, ihm bringt. Sie ſehen, lieber Graf, daß ich den Wunſch raſch erfülle, den Sie geſtern Abend noch gegen mich ausſprachen.“

Jetzt alſo kannte Malplaquet ihr ganzes künftiges Schickſal! Keines Wortes mächtig ſaß ſie der Mutter gegenüber, die ſo ſchonungslos in Gegenwart des Werbenden ihren Willen ausſprach und das Herz der Tochter einem bloßen Familien-Intereſſe aufzuopfern bereit war. Hier war auch kein Ausweg möglich, denn wie ſollte ſie ſich dem Einfluſſe ihrer Umgebung entziehen, wenn ſie erſt durch die Abreiſe nach Schweden von Allem getrennt war, was ſie mit tauſend Banden hier feſſelte? — Geängſtigt wagte ſie keine Antwort zu geben, hörte, wie träumend, den dringenden Bitten des Grafen, den Vorſtellungen der Mutter zu und hatte nur den einen Gedanken: wie ſollte ſie Lebrecht von dem Vorgehenden und ihrer Abreiſe in Kenntniß ſetzen? —

Das Eintreten des Barons Silverſtröm gab

dem, für Malplaquet ſo peinlichen Geſpräche eine andere Wendung! Man unterhielt ſich von Perſonen und Zuſtänden am ſchwediſchen und preußiſchen Hofe, — Dinge, welche dem unerfahrenen Mädchen ſo durchaus fremd waren, daß ſie ſich ungeſtört ihrem ſorgenvollen Nachdenken überlaſſen konnte. Das Regenwetter draußen hatte nachgelaſſen, ein freundlicher Sonnenblick lagerte ſich wärmend an die Fenſter. Malplaquet mit dem Grafen allein laſſend, trat die Gräfin mit dem Baron auf den Balkon und hier war es, wo der Letztere die Gelegenheit ergriff, der ſtolzen Frau die Wünſche und Hoffnungen Lebrecht's in Bezug auf ihre Tochter mitzutheilen. Er ſprach warm im Intereſſe des Liebenden, den er ſelbſt ſchätzte und achtete, machte die Mutter aufmerkſam, daß Malplaquet dieſe Gefühle theile, daß Lebrecht's Werbung um ſo achtungswerther ſei, da ſie ſchon der Tochter des Todtengräbers gegolten, und daher die Erfüllung ſeines Wunſches als eine gerechte Belohnung erſcheine. — An dem kalten, herzloſen Plane der Gräfin, dem Neffen durch dieſe Heirath zur Erbſchaft der reichen Familiengüter zu verhelfen, ſcheiterte ſein lebhaftes Fürwort. Jede weitere Bemühung des Barons von ſich weiſend, erklärte ſie ihm, daß nie von einer Verbindung die Rede ſein könnte, welche die Tochter abermals von ihr trennen und die Beſitzungen der Grafen Herskjold einem preußiſchen Offizier überantworten würde. — Ja, um jeder unangenehmen Erörterung auszu-

weichen, bat ſie den Baron, den Lieutenant von Queiß von ihrem entſchiedenen, unabänderlichen Willen in Kenntniß zu ſetzen und zu veranlaſſen, daß jede perſönliche Beziehung zwiſchen ihrer Familie und ihm bis zu der bald erfolgenden Abreiſe vermieden werde.

Zwei Stunden nach dieſem Vorgange im Hauſe der ſchwediſchen Geſandtſchaft kannte Lebrecht bereits die Willensmeinung der Gräfin durch einen Brief des Barons, der ihn über die baldige Abreiſe, die Bewerbung des Grafen Steen um die Hand ſeiner Couſine und die entſchieden ausgeſprochene Weigerung der Mutter in vollſtändige Kenntniß ſetzte. Nicht unerwartet kam dieſer Schlag, aber gleich vernichtend traf er ſeine ſchönſten Hoffnungen. Auf Schwierigkeiten war er vorbereitet geweſen — das aber hatte er nicht erwartet. — Jetzt war raſches, kräftiges Handeln Pflicht. Was aber ſollte, was konnte geſchehen? — Vergebens ſann er über jede Möglichkeit nach. Den Grafen Steen fordern, ihn im Zweikampf tödten? — Und was war dadurch gewonnen? — Wurde die Kluft dadurch nicht noch tiefer, die ihn von der Geliebten trennte? — Wie aber die Abreiſe verhindern? — Denn einmal getrennt, fühlte er, war die Geliebte auf ewig für ihn verloren. Er bedurfte des Rathes, der Leitung, um nicht durch eine entſchiedene That vielleicht jede Verſöhnung unmöglich zu machen und beſchloß, den Geheimen Rath von Allem in Kenntniß zu ſetzen. In der vertrauensvollen Annäherung deſſelben an

ihn und in dem Gefühl, durch beleidigenden Verdacht ihn gekränkt zu haben, lag die Aufforderung, grade dieſen Mann um ſeinen Rath und Beiſtand zu bitten. Augenblicklich eilte er dorthin, ließ ſich bei der Geheimen Räthin melden, die ihn mit auffallender Scheu empfing, aber auf ſein dringendes Verlangen, ihren Gatten zu ſprechen, ihn durch mehrere verſchloſſene Zimmer bis in das verborgene Kabinet deſſelben führte.

Der Geheime Rath ſann lange ſchweigend nach, als Lebrecht ihm die Lage der Dinge geſchildert, fragte dann nach dem Alter der jungen Gräfin, nach den Papieren, welche die geſetzlich gültige Ehe des verſtorbenen Wedekind mit der Gräfin Herskjold beweiſen konnten und tröſtete dann den heftig bewegten Lebrecht, daß noch nichts verloren ſei, im Gegentheil die Sache ſich ſehr günſtig für ihn und ſeine Wünſche geſtalten könne. Malplaquet war minorenn und mußte von Seiten des Vormundſchafts-Gerichts einen Vormund erhalten; dieſer aber konnte ſich jedem Anſpruch der Mutter widerſetzen, ja das ganze Vermögen derſelben, als durch legale Ehe in den Beſitz des verſtorbenen Vaters gekommen, für die Tochter reklamiren, ſo daß dadurch jedem Einfluß der Mutter und jedem Anſpruch des Grafen Steen entgegengetreten wurde. Er fragte Lebrecht, ob er ſich wohl entſchließen würde, wenn mit der Hand der jungen Gräfin auch das ganze, reiche Beſitzthum ihrer Familie auf ihn überginge, in Berlin ein Haus zu bauen. Wollte er das verſprechen,

ſo ließe ſich der General-Adjutant von Derſchau und durch dieſen der König für ein raſches Einſchreiten gewinnen. Lebrecht verſprach Alles und erhielt von dem Geheimen Rathe einige Zeilen an den General-Adjutanten von Derſchau, zu dem er ſich ſofort begab.

Im Vorzimmer deſſelben fand er den Kaſtellan Vogtius, der dort eine Antwort auf das Geſuch erwartete, welches durch den General von Derſchau dem Könige vorgelegt worden war. Lebrecht wurde ſogleich vorgelaſſen, übergab das Billet des Geheimen Rathes, ſetzte noch einmal das ganze Verhältniß auseinander und ſchloß mit dem Erbieten, ein großes Haus in einem beliebigen Theile der Friedrichsſtadt bauen zu wollen, wenn durch das Beſtellen eines Vormundes die mütterliche Gewalt über die Tochter beſchränkt würde und dieſe frei ſich einen Gatten wählen könne. Dem General kam dieſes Anerbieten außerordentlich erwünſcht und bereitwillig erbot er ſich zu jeder Vermittelung, deren ſeine Stellung ihn fähig mache. Nach reiflicher Ueberlegung ließ der General ſich den Garniſon-Auditeur kommen, unter deſſen Gerichtsbarkeit der alte Wedekind geſtanden, beauftragte ihn, ſich ſofort die im Nachlaſſe deſſelben vorgefundenen Papiere von dem ſchwediſchen Geſandten zurückzufordern, das dort deponirte Geld unter Verſchluß zu nehmen und, ſobald er im Beſitz des Tauſcheins ſei, die Gräfin aufzufordern, ſich jeder ſelbſtſtändigen Dispoſition über ihre Tochter oder deren Vermögen zu enthalten, bis von Seiten des Vormundſchafts-Gerichtes das ganze

Verhältniß regulirt, beſonders aber ein Vormund für die minderjährige Tochter des Garniſon-Todtengräbers eingeſetzt worden ſei. Lebrecht unterrichtete den Garniſons-Auditeur von Allem, was für die erſten Schritte in dieſer Angelegenheit nöthig war, und ſo ging dieſer, von dem General-Adjutanten zur beſondern Eile und Thätigkeit aufgefordert, ſofort an das Werk.

Es kam jetzt nur darauf an, einen Vormund zu finden, der bereit war, Lebrecht's Anſprüche zu fördern. Es war dies keine leichte Aufgabe. Er mußte von niederm Stande ſein, um es wahrſcheinlich zu machen, daß der Verſtorbene ihn ſelbſt dazu gewählt, er mußte auf irgend eine Weiſe den Intereſſen Lebrecht's günſtig ſein, doch auch nicht öffentlich von ihm abhängen, endlich aber ein rechtlicher, zuverläſſiger Mann ſein, dem man Vertrauen ſchenken konnte. Lange ſannen Beide hin und her, wer ſich wohl eigne, alle dieſe Bedingungen zu erfüllen, da fiel der Blick des Generals durch die zufällig von dem Bedienten geöffnete Thür in das Vorzimmer und dort auf den noch immer wartenden Vogtius. Das ſchien der rechte Mann dazu zu ſein. Der Wunſch des Königs war für Lebrecht ein Befehl, jenem das von ſeinem Vetter angeblich verſprochene Geld für den Hausbau auszuzahlen und dadurch wurde Vogtius ihm dankbar verpflichtet. Der König ſelbſt hatte ihn einen zuverläſſigen, wohlgeſinnten Mann genannt, ſein Stand konnte keinen

Argwohn erregen und ſo beſchloſſen Beide, ihn zum Vormund ernennen zu laſſen.

Vogtius war überglücklich, als er hörte, daß jene 6000 Thaler ihm ausgezahlt werden ſollten und erbot ſich zu allem Möglichen, wenn er ſeinem „hochherzigen Gönner", wie er Lebrecht nannte, dienen könne. Er hatte den Verſtorbenen zwar nicht einmal dem Namen nach gekannt, erklärte ſich aber zu ſeinem genaueſten Freunde, wenn dadurch irgend etwas zu erreichen war. Dieſe Schwierigkeit ſchien gehoben; nun handelte es ſich noch darum, den König für die Sache zu gewinnen. Der General hatte in dem Bericht über die vollzogene Exekution der Deſerteurs einen Vorwand, ſich melden zu laſſen und verſprach Lebrecht, die Ernennung des Kaſtellans durch Empfehlung des Königs an das Vormundſchafts-Gericht zu erlangen. Nur eins machte ihn beſorgt: ob der König auch die Verheirathung eines Offiziers mit einem Frauenzimmer bewilligen würde, von deſſen körperlicher Größe er noch nichts wußte. Beſorgt ließ der General ſich von Lebrecht die genaue Größe Malplaquet's beſchreiben, verlangte das Maaß in Zollen, da er die Abneigung des Königs gegen Heirathen ſeiner Offiziere mit kleinen Frauen kannte. Als auch von dieſer Seite jede Beſorgniß geſchwunden war, begab er ſich auf das Schloß, während Lebrecht den glücklichen Vogtius mit nach Hauſe nahm und ihm eine ſchriftliche Verſicherung einhändigte, nach welcher die 6000 Thaler aus dem nachgelaſſenen Vermögen ſeines Vetters

ſofort gezahlt werden ſollten. Gleichzeitig ſetzte er ihn von Malplaquet's Verhältniß zu ihrer Mutter und zu ihm in Kenntniß und belehrte ihn über das, was er der Gräfin Herskjold gegenüber zu thun habe.

XVIII.

Wie ein Donnerſchlag aus heiterer Höhe hatte die Erſcheinung des Garniſon-Auditeurs auf die Gräfin und ihren Neffen gewirkt. Der Baron hatte keinen Anſtand genommen, die ihm von Lebrecht anvertrauten Papiere auszuliefern und ſowohl der Trauſchein der Eltern, als das Taufzeugniß der Tochter — dieſe beiden wichtigſten Dokumente — fanden ſich darunter. Als der Garniſon-Auditeur ſich aus den Briefen überzeugt, daß die Gräfin ſich ohne Rückhalt zu ihrer Tochter bekenne und aus dem Verzeichniß der durch die Geſandtſchaft überſchickten Summen die Beſtätigung des ganzen Verhältniſſes deutlich hervorging, zögerte er nicht, ſich in Begleitung des Barons zur Gräfin zu begeben, ſie in Kenntniß zu ſetzen, daß der minderjährigen Tochter des verſtorbenen Garniſon-Todtengräbers Wedekind von Amts wegen ein Vormund geſetzt werden würde, dieſer aber demnächſt eine Rechnungslegung über die Verwaltung des gräflichen Vermögens fordern müſſe, da ſolches unzweifelhaft und in Folge einer nicht geſetzlich getrennten Ehe Miteigenthum des Verſtorbenen geweſen.

Die Gräfin glaubte kaum ihren Ohren zu trauen,

als ſie ſich plötzlich „verwittwete Wedekind, geborne Gräfin Herskjold" anreden hörte und glaubte durch ſtolzes Abweiſen jeder Einmiſchung zuvorzukommen, ja Graf Steen konnte nur mit Mühe durch den Baron von grober Beleidigung des Auditeurs zurückgehalten werden. Gereizt durch dieſe Aufnahme machte der Auditeur den Geſandten ſelbſt verantwortlich, daß Veronica Marie Wedekind nicht ohne Einwilligung des demnächſt zu ernennenden Vormundes Berlin verlaſſe, auf keine Weiſe über etwa vorhandenes Eigenthum von dieſer oder ihrer Mutter, der Wittwe Wedekind, disponirt werde und überhaupt nichts geſchähe, was den Anſprüchen des Vormundſchafts-Gerichts zuwider ſein könnte. Empört, ſich von der kalten Ruhe des Auditeurs ſtets „verwittwete Wedekind" genannt zu hören und doppelt entrüſtet, ſo ihre Abreiſe vereitelt zu ſehen, welche ſie gleich nach der Unterredung mit dem Baron ſchon auf heute Nachmittag feſtgeſetzt hatte, ließ die Gräfin ſich zu den heftigſten und beleidigendſten Aeußerungen hinreißen, die in dem höhniſchen und verletzenden Tone des Grafen Steen noch ihre Unterſtützung fanden. Sie beſtand darauf, ſogleich mit ihrer Tochter Berlin zu verlaſſen. Der Baron ſuchte ſie zu beruhigen und aufmerkſam zu machen, daß er durch die Aufforderung des Auditeurs gezwungen ſei, ſich der Abreiſe der Tochter zu widerſetzen und beſchwor ſie, das Ereigniß ruhig abzuwarten, da hier mit gewaltthätigem Handeln nichts ausgerichtet würde, ſich im Gegentheil vielleicht im Wege Rechtens

Mittel finden ließen, den unangenehmen Folgen des Einschreitens der Justiz zuvorzukommen. Achselzuckend empfahl sich der Auditeur und ließ die Gräfin mit ihrem Neffen in einer unbeschreiblichen Aufregung zurück.

Wer war dieser Vormund, den man der Mutter aufdringen wollte? Wie hatte sie bei der Anerkennung ihrer Tochter die Minderjährigkeit derselben nicht bedenken können? Von wem ging der Anlaß zu diesem Einschreiten der Behörde aus? Dies alles waren Fragen, welche die Zurückbleibenden, nachdem die erste Aufregung vorüber war, sich stellten und zu beantworten suchten. Die Mutter sah mit Unwillen das ganze Verhältniß ihrer früheren Ehe, welches sie so sorglich zu verbergen gewußt, allgemein bekannt werden, wenn jener Vormund sich feindlich gegen sie und ihre Wünsche zeigen sollte; denn ihr Wunsch war, daß die Tochter, deren Schönheit und Sitte das mächtige, lange zurückgedrängte Gefühl der Mutterliebe wieder hervorgerufen, bei ihr bleibe. Graf Steen knirschte mit den Zähnen, sich so vielleicht die sichere Beute entgehen zu sehen, denn nur das Vermögen seiner Cousine war es, das ihn angezogen. Was sollte ihm, dem entnervten Lüstling, das schöne Mädchen? — Wäre sie mit nach Schweden gegangen, so hätte er mit Sicherheit auf ihren Besitz zählen können; jetzt aber, wo sie hier bleiben sollte, wo der Schutz eines Vormundes die Freiheit ihrer Wahl sicherte, durfte er nicht hoffen, sie zu gewinnen; denn daß sie ihn nicht mochte, das hatte er,

der Weiberkenner, leicht erkannt. Er ſchlug der Gräfin vor, die Tochter, im Fall ſie ſich ungehorſam zeige, zu enterben oder auf ein Pflichttheil zu ſetzen, fand aber hier einen Widerſtand, wie er ihn bei dem heftigen Zorne derſelben nicht erwartet hatte. Sie geſtand laut ein, daß ſie das Unrecht, deſſen ſie ſich ſchon gegen ihr Kind bewußt, nicht noch durch eine Ungerechtigkeit vermehren wolle, da Veronica ja ganz unſchuldig an dieſem ihr unbegreiflichen Vorgange ſei.

Der Baron hatte indeſſen Malplaquet als ſeine Schutzbefohlene von Allem in Kenntniß geſetzt und dieſe ſchon neue, belebende Hoffnung geſchöpft, beſonders, als er ihr im vertrauensvollen Tone ſagte, wie er glaube, daß Lebrecht dieſe Maaßregel hervorgerufen. In der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes im Hauſe des Geſandten hatte ſie ſich das Herz Aller gewonnen, mit denen ſie in Berührung gekommen, ſie wagte es daher, den Baron ſchüchtern zu bitten, ob er nicht veranlaſſen könne, daß ſie eine Unterredung mit ihrem Geliebten habe, ohne daß ihre Mutter oder Graf Steen darum wüßten. Lächelnd drohte der Baron mit dem Finger und nickte freundlich mit dem Kopfe, ohne indeſſen ein beſtimmtes Verſprechen zu geben. Malplaquet aber ſchöpfte Muth und bedeckte die Hand des väterlich wohlwollenden Mannes mit dankbaren Küſſen.

Spät am Nachmittage dieſes Tages ſaß Lebrecht erwartend, den Kopf in die Hand geſtützt, und gedachte des thätigen Beiſtandes, der ihm von dem

Geheimen Rathe ſo bereitwillig geworden. Wie verwerflich erſchien ihm der Verdacht, den er, durch zufällige Umſtände erregt, auf ihn geworfen. Und dieſen Mann hatte van der Queeß, hatte er eines ſo ſchändlichen Treubruchs anklagen können! — Auf die Nachricht von der Entſcheidung des Königs harrend, blätterte er antheillos in den Papieren ſeines Vetters, die er noch einmal durchſehen und dann für immer bei Seite legen wollte. So fiel ihm auch die Erzählung der wunderbaren Flucht ſeines Vorfahren Gerhard von Queiß in die Hände, welche dieſer in Holland für ſeinen Sohn aufgeſetzt. Gleichgültig begann er das Durchſehen derſelben, als aber von der gezwungenen Verbindung mit Falſchmünzern, dem Morde des Hauptmanns von Arnheimb und dem leidenſchaftlichen Vorgange im Vorzimmer des Kurprinzen ſich die Schilderung auf das erbliche Uebel der Familie Queiß wandte, jenes Horoskop erwähnt wurde und nun die tödtende Kraft des böſen Blickes ſich durch den Tod der jungen Gräfin Schwarzenberg erwies, da durchſchauerte eine unheimliche Beängſtigung ſeine Bruſt. Erſt jetzt fiel ihm ein, daß in dem Taſchenbuche des durch ihn Getödteten ein Stück Pergament ſich befunden, das mit ſeltſamen Linien und Figuren bedeckt war. — Konnte das nicht jenes Horoskop ſein? — Schnell griff er danach und las die Weiſſagung des alten Aſtrologen. Großer Gott! auch er war ja ein Mörder geworden, auch er unterlag alſo jenem grauenvollen Fluche! — Kalt rieſelte es ihm über den

Rücken. Wieder und immer wieder las er das Horoskop, verglich es mit den abgerissenen Worten, die von der Queeß nach seinem letzten Besuche bei dem Doktor Muntherius in sein Taschenbuch geschrieben, rief sich die bedeutungsschweren Worte des Sterbenden:

„Hütet Euch vor dem Fluche unsers Hauses! Mit meinem Tode verfallt Ihr, der mich erschlagen, seiner ganzen unheimlichen Kraft!"

in das Gedächtniß zurück und fühlte sein Haar sich aufwärts sträuben, wenn er der Geliebten gedachte, die seine Liebe vielleicht dem Tode weihte. Aber nein, nein, das war nicht möglich! — Was hatte er denn gethan, um ein so fürchterliches Schicksal zu verdienen? — Wer enträthselt aber die wunderbaren Einflüsse, denen der Mensch unterliegt? — Seine Sinne verwirrten sich — er vermochte keinen andern Gedanken mehr zu fassen als den der Selbstanklage, von der Queeß getödtet zu haben. — Er sah die blutende Leiche vor sich, aus der warnend das Gespenst jenes Fluches heraufstieg, — hörte den grollenden Donner jener Schreckensstunde wieder und starrte besinnungslos in den hereinbrechenden Abend draußen, als es plötzlich an seine Thür klopfte und ein Mann hereintrat, der nach dem Lieutenant von Queiß fragte.

Ueberrascht und unangenehm von der Erscheinung eines Fremden berührt, fragte Lebrecht, was jenen zu ihm führe. Wie erstaunte er aber, als der Unbekannte von der Ermordung seines Vetters begann und in Bezug darauf ihm eine Entdeckung

machen wollte. Es war ein Bauer aus Wuſterhauſen, der heute zu Markte in Berlin geweſen und zufällig von dem Tode des holländiſchen Kaufmannes gehört hatte. In dem Wirthshaus hatten die Leute den Vorfall mit ſo ſonderbaren Umſtänden erzählt, daß er durch den Ort, wo der Mord geſchehen, auf ſeltſame Vermuthungen gekommen war. Auch Lebrecht's Name, als derjenige, der Alles anwende, um die Mörder zu entdecken, war genannt worden und jener daher zu ihm gekommen, um vielleicht etwas zur Entdeckung derſelben beizutragen. Er erzählte, daß an der Stelle, wo van der Queeß ermordet worden, vor ungefähr ſiebzehn Tagen von verſchiedenen Leuten, zu denen auch er gehört, alte Fäſſer und Kiſten ausgegraben und auf Wagen nach der ſächſiſchen Gränze geſchafft worden wären. Er ſelbſt ſei von einem Stallknecht aus dem Schloſſe in Wuſterhauſen gemiethet worden, um mit ſeinem Wagen und Werkzeug zum Graben in der Nacht, die wendiſche Spree entlang, über Schmockwitz und Gohſen, nach dem Dorfe Müggelheim zu fahren und dort weitere Befehle zu erwarten. In Müggelheim habe er früh Morgens noch vier andere Wagen vorgefunden, die Bauern aber, welche dabei geweſen, nicht gekannt. Als ſie Alle beiſammen geweſen, kam ein Herr in einem Mantel, führte die Wagen nach den Müggelsbergen, ließ dort an einem kleinem Moorwaſſer das Erdreich aufgraben und eine Menge alter Fäſſer und Kiſten, die ſämmtlich ſehr ſchwer geweſen, auf die Wagen laden, ſo daß

gegen 9 Uhr die Arbeit vollendet war und die Wagen mit der schweren Ladung über Ziethen nach Mittenwalde und dann nach der sächsischen Gränze fahren konnten, von wo er selbst erst vor vier Tagen wieder nach Wusterhausen zurückgekommen sei. Der Herr im Mantel habe nicht gelitten, daß die Bauern mit einander redeten, auch die Wagen einzeln fahren lassen, in Mittenwalde aber jedem einen andern Weg angewiesen, so daß die Fuhren auf fünf verschiedenen Punkten die Gränze überschritten. Das ganze Geschäft sei ihm so sonderbar vorgekommen, der Herr im Mantel habe so geheimnißvoll gethan, so gut bezahlt und jedem unverbrüchliches Schweigen anbefohlen, daß er des Gedankens sich nicht erwehren könne, dieser Vorgang stehe mit dem Morde in irgend einer Beziehung. Zwar wisse er nicht, wer der fremde Herr gewesen, aber der Stallknecht, der ihn für die Fuhre gemiethet, müsse doch Auskunft darüber geben können und wenn Lebrecht es wünsche, so könne er seine ganze Aussage vor Gericht wiederholen.

Also doch! — Wie ein Schleier sank es dem bestürzten Lebrecht von den Augen, als er so den unzweifelhaften Beweis erhielt, daß der Geheime Rath ihn auf das Frechste getäuscht. Er dankte dem Bauer, ließ sich auch die kleinsten Nebenumstände des ganzen Vorganges erzählen, belohnte ihn und brachte, als jener ihn verlassen, in der höchsten Aufregung Alles, was er eben gehört, von dem sterbenden Wedekind und seinem Vetter van der

Queeß erfahren, ſo wie ſeine eignen Beobachtungen, zu Papier, um in ſeinem ſpätern Verfahren gegen den ſchamloſen Betrüger einen feſten Haltpunkt zu haben. So beſchäftigt, von heftigem Zorn und der immer wiederkehrenden Erinnerung an das unheimliche Schickſal ſeines Hauſes leidenſchaftlich erregt, fand ihn ein Billet des Baron Silverſtröm, welches ihn einlud, heute Abend ſpät eine Promenade im Garten des Geſandtſchaft-Hôtels zu machen, wo ſich vielleicht Gelegenheit finden würde, Jemand zu ſprechen. Es war kein Zweifel, der Baron bot ihm das Glück einer Unterredung mit der Geliebten! Wie ſehnte er ſich nach dem Augenblicke, wo er ſie frei von dem Zwange, den die neuen Verhältniſſe um ſie gehäuft, wieder als ſeine Braut, ſein höchſtes Lebensglück umarmen durfte. Noch wußte er nicht, was unterdeſſen dort vorgegangen, wie die Gräfin die Ankündigung des Auditeurs aufgenommen, was beſchloſſen, was vielleicht ſchon geſchehen war? Das Alles konnte er durch die freundliche Theilnahme des Barons erfahren, der ihm eine Zuſammenkunft mit ſeiner Malplaquet geſtattete. Voller Unruhe und Erwartung ſchlug er ſchnell einen Mantel um und eilte, da es noch zu früh war, zu dem General-Adjutanten von Derſchau, von dem er die frohſten und beruhigendſten Nachrichten erhielt. Der König hatte das Verſprechen des Hausbaues gnädig aufgenommen, ſein Wohlgefallen ausgeſprochen, daß durch die beabſichtigte Heirath eines ſeiner Offiziere

ein großes Vermögen in's Land komme, und gleich Befehl gegeben, das Vormundschafts-Gericht solle mit allem Nachdruck in dieser Angelegenheit verfahren. Gegen die Wahl des Kastellan Vogtius zum Vormund hatten Se. Majestät nichts erinnert, aber den besondern Wunsch ausgesprochen, daß das neu zu erbauende Haus wenigstens 3 Stockwerke und 12 Fenster Front haben müsse. Auch von dem Erfolge, den die Erscheinung des Auditeurs bei der Gräfin gehabt, erhielt Lebrecht hier Nachricht, da jener dem General sogleich Bericht erstattet. So schien Alles geordnet und das Gelingen des Planes gesichert.

XIX.

Das Regenwetter am Morgen war einem schönen Herbsttage gewichen; gegen Abend aber hatte sich ein heftiger Wind aufgemacht, der die kleinen, weißen Wolken eilend vor dem hellleuchtenden Vollmonde vorübertrieb und das welkende Laub der Bäume wirbelnd vor sich herjagte. In tief dunklem Blau spannte sich das weite Himmelsgewölbe über die regengesättigte Erde und ließ die Sterne mit doppeltem Glanze herniederstrahlen. In dem Garten des Gesandtschafts-Hôtels, dessen gerade, mit Taxus eingefaßte Alleen ganz nach holländischer Art verschnitten waren, regte sich nichts. Das helle Mondlicht lag in blendender Klarheit auf den steifen, mit Burbaum eingefaßten Rabatten und ließ auch die kleinsten Gegenstände deutlich erkennen. In

den Zimmern der Gräfin war es noch hell, während die übrigen nach dem Garten führenden Fenster dunkel blieben und nirgends das sonst geschäftige Leben des Hauses sich kund gab.

Lebrecht hatte sich schon um 9 Uhr bei dem Baron melden lassen, der noch oben bei der Gräfin zum Thee war. In das Arbeits-Kabinet desselben geführt, welches zu ebner Erde durch einen Balkon und Freitreppe mit dem Garten in Verbindung stand, wartete er wohl eine Viertelstunde, ehe der Baron kam, ihn herzlich empfing und die willkommenste Botschaft von der Geliebten brachte. Wenn die Gräfin ihre Tochter entließ, wollte diese noch unbemerkt durch die Wohnung des Barons in den Garten kommen, um Lebrecht zu sehen, und daß sie nicht gestört wurden, dafür hatte er gesorgt. Es konnte aber wohl 10 Uhr werden, ehe Malplaquet sich zurückziehen durfte, bis dahin sollte Lebrecht in dem Kabinet verweilen und sich still verhalten, da der Baron selbst wieder hinaufgehen und nach dem Weggehen Malplaquet's Gelegenheit nehmen wollte, mit der Gräfin und ihrem Neffen noch zusammenzubleiben. So schnell es die kurze Anwesenheit des Barons gestattete, erzählte er, daß die Gräfin seit der Erscheinung des Auditeurs wie verwandelt sei. Sie überhäufe die Tochter mit den zärtlichsten Liebkosungen, schiene den Plan ihrer Verbindung mit dem Grafen Steen ganz aufgegeben zu haben und hätte bereits ausgesprochen, daß sie Berlin nicht eher verlassen

würde, bis die Tochter ihr freiwillig nach Schweden folge. Dagegen glaubte der Baron in dem Benehmen des Grafen Steen die heftigste Erbitterung gegen dieſen Entſchluß ſeiner Tante bemerkt zu haben und warnte Lebrecht, vor dieſem auf ſeiner Hut zu ſein, da er ihm als ein böſer, hinterliſtiger Menſch bekannt war, der keine Mittel ſcheue, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Gelang es Lebrecht, die Hand Malplaquet's zu erhalten, ſo verlor Graf Steen jede Ausſicht auf den Beſitz der Familien-Güter, die er durch das Vertrauen ſeiner Tante bisher als ſein gewiſſes Eigenthum betrachtet hatte. Ihm gegenüber war alſo Vorſicht nöthig, die der Baron auch ſeinem jungen Freunde auf das dringendſte empfahl.

Wunderbar von Freude, Erwartung, Beſorgniß und Grauen erregt, blieb Lebrecht in dem Kabinet zurück, als der Baron wieder hinaufging, damit ſeine Abweſenheit nicht auffiel. Alles, was er in der jüngſten Vergangenheit erlebt, ging unruhig an ſeiner Seele vorüber. Der raſche Wechſel der Begebenheiten hatte ihn bald auf den höchſten Gipfel freudiger Hoffnung und Zuverſicht gehoben, bald in den Abgrund des Zweifels, der Furcht, der Rathloſigkeit geſtürzt. Die Entdeckung jenes Soldaten-Komplotts, van der Queeß und deſſen Zwecke, Malplaquet's Liebe, der ſchändliche Betrug des Geheimen Rathes, der Tod des alten Wedekind, der Mord ſeines Vetters, die Ankunft der Mutter, die Furcht, jenem unerklärlichen Erbübel ſeiner Familie zu unterliegen, die Beſorgniß, ob er in der Geliebten auch

das Mädchen ſeiner Wahl wiederfinden würde, ob in ihrem Gemüth die neuen Umgebungen keine Aenderung hervorgerufen? Alles das jagte in tollem Wirbel durch ſeinen Kopf und erfüllte die Seele mit den widerſprechendſten Gefühlen. Sein ganzes Weſen war fieberhaft aufgeregt, die Stirn brannte ihm, die Augen ſtarrten ſchmerzhaft in das blendende Mondlicht draußen und es war, als ſollte ihm die Bruſt ſpringen in übermächtigem Andrang der Gefühle.

Die glühende Stirn an die Fenſterſcheiben gedrückt, ſah er auf den Hof des Hôtels, der von den beiden Seitenflügeln des Vordergebäudes und der Gartenmauer eingeſchloſſen war. In den Zimmern des erſten Stockwerks gegenüber ſaß die Geliebte ſeiner Seele in fremder Umgebung, die ſie nicht verſtand, nicht erkannte; — entbehrend — aber hoffend, denn ſie dachte ja ſeiner, ſollte ja bald in ſeinen Armen liegen. Obgleich die Fenſter unverhüllt waren und das Innere des großen Zimmers ſich in heller Beleuchtung deutlich erkennen ließ, ſo konnte er doch Niemand ſehen, da der Theetiſch an der Seitenwand ſtand. Nur die Bedienten bemerkte er, welche hin und wieder an einem der Fenſter erſchienen, um dort von dem Büffet die neugefüllten Taſſen zu holen, die an dem Theetiſch präſentirt werden ſollten. Dort ſtand auch das Souper, welches, nach der Sitte jener Zeit, auf kleinen Tellern ſervirt herumgegeben wurde, ohne daß man ſich dazu en Famille an einen beſonders gedeckten Tiſch ſetzte.

Plötzlich erſchien Graf Steen am Fenſter. Ja,

das war er ſelbſt! — Zu deutlich hatte ſich ſein Bild dem Schauenden eingeprägt, als daß er ihn nicht gleich erkennen ſollte. Er ſchien ſehr haſtig, ſtellte ſich mit dem Rücken gegen das Fenſter und war an dem Büffet beſchäftigt. Da griff er verſtohlen in die Taſche, holte etwas daraus hervor, was Lebrecht nicht erkennen konnte, beugte ſich dann über den Tiſch, hob bald darauf eine Aſſiette auf und brachte dieſe, wie es ſchien in galanter Eile, in das Zimmer zurück. Gewiß galt dieſe Artigkeit, mit der Graf Steen ſelbſt das Geſchäft eines Dieners verſah, ſeiner Malplaquet. O, daß er nicht zu ihr hin durfte, daß ſie die Zudringlichkeit dieſes widrigen Menſchen dulden mußte! — Aber hatte er ſie nicht ſelbſt in dieſen Kreis eingeführt, hatte er nicht geglaubt, ſie gerade dadurch ſich zu nähern? — Wie ſchmerzlich gedachte er der Veränderung, welche durch die Gewalt der Verhältniſſe in der Umgebung ſeiner Malplaquet entſtanden. Als er ſie zuerſt ſah, das häusliche, wirthliche Mädchen, in der engen, ärmlichen Wohnung ihres Vaters, ſie dann wiederfand am Sterbebette, das ſüße Geſtändniß ihrer Liebe hörte und jetzt — im prächtigen Schmuck, Sklavin äußerer ſeelenloſer Form, ihre Gefühle zurückdrängend in die ſtille, jungfräuliche Bruſt. Und wer konnte wiſſen, ob dieſe plötzliche Nachgiebigkeit der Mutter nicht Schein war, um den Verdacht einzuſchläfern, den Beobachter ſicher zu machen. Konnte ſie nicht die Tochter durch Liſt zwingen, ihr nach Schweden zu folgen? — Was vermochte die

langsame Prozedur der Justiz gegen eine gewaltsame Trennung? — Welchen Ersatz konnte sie ihm, dem Ungeduldigen bieten mit ihren Reklamationen und weit aussehendem Verfahren?! —

So mochte in peinlicher Erwartung wohl eine halbe Stunde vergangen sein. Endlich sah er oben in den Zimmern der Gräfin Bewegung. Man brach auf; Thüren wurden geöffnet; Licht durch die anstoßenden Zimmer getragen; dann wurde es wieder still; die Bedienten zogen sich zurück; Lebrecht zählte jede Minute; nichts regte sich in dem weiten Hause. Da rauschte es draußen vor der Thür des Kabinets wie die Falten eines schweren seidnen Kleides. Leise öffnete sich die Thür:

„Malplaquet, meine Malplaquet!"

„Geliebter!"

„Habe ich Dich denn wieder in meinen Armen, Du, die ich schon verloren, schon mir entrissen glaubte!"

„Du Böser, wie konntest Du mich in meiner Noth verlassen? — Dein Auge machte mir Vorwürfe; Du warst kalt, förmlich wie alle jene Formmenschen, die mich quälen und ängstigen. Kamst nicht einmal zu mir heran; kein Wort, kein Laut sagte mir, daß Du mein Unglück empfandest. Schutzlos ließest Du mich in den Händen jenes Unerträglichen, dessen Spott über Dich mir die Seele zerschnitt!" —

„Spott über mich? — — Der Elende hätte gewagt?" — — —

„Mein Gott, ich vergaß, daß Dein Stand — nicht über Dich — über mich, mein linkisches Be-

nehmen, ſolcher Umgebung ungewohnt. — O, wie ich ihn haſſe!" — —

„Er wirbt um Dich? Entblödet ſich nicht, ſein Auge bis zu Dir zu erheben?" —

„Nicht doch, er iſt nur beſorgt, ich armes Mädchen werde ihm die Reichthümer entziehen, nach denen er geſtrebt. O wie wenig kennt er mich — kennt er Dich! — Denn nicht wahr, Du willſt nur mich, — willſt nicht den ſtolzen Reichthum, der mit aufgezwungen wird? — Mag er doch Alles, Alles nehmen! — Ich bin ja ſo glücklich, wenn Du mich — Aber was iſt Dir, Geliebter? Deine Augen rollen fürchterlich, Deine Hand zittert!" — —

„Meine Augen, ſagſt Du?! — — Sieh' mich nicht an! — Sieh' mich nicht an!" — —

„Warum ſoll ich Dir nicht in die lieben, theuren Augen ſehen? — Habe ich mich doch ſo danach geſehnt, dem treuen Blick wieder zu begegnen! — Da oben ſtarren ſie mich alle an — ſo kalt, ſo lieblos! — Aber ich bin ja wieder bei Dir, halte Dich wieder in meinen Armen! — So ſieh' mich doch an!" —

„Geliebte!" —

„Ja, das iſt wieder der Ton Deiner Stimme, der mir in's Herz gedrungen, der mich gefangen und für's Leben Dir eigen gemacht! — Ach umſchlinge mich feſt und feſter, Geliebter! Man will uns trennen, mich losreißen von Dir und meinem Glücke! Habe ich doch kein Weſen auf dieſer weiten Erde, das meiner in Liebe gedächte! Die Mutter zeigt mir eine Zärtlichkeit, die ich nicht verſtehe. Sie

küßt mich und muſtert dabei meinen Anzug, in dem ich mich nicht zu benehmen weiß. Der Graf behandelt mich mit einer Höflichkeit, die mir fremd iſt. Wenn das ritterliche Galanterie heißt, ſo fühle ich, daß mein einfaches Weſen nie in Eure vornehme Geſellſchaft paſſen würde. Erniedrigt er ſich doch zu einem Bedienten, um mir einen Dank abzuzwingen. Noch vorhin, als ich ein Glas Waſſer verlangte, eilte er ſelbſt zum Büffet, bereitete mir eine duftende Limonade und litt nicht, daß ein Diener ſie brachte. Wie unwürdig erſchien mir das! — Aber was plaudere ich denn da von dem widerwärtigen Grafen! — Freuſt Du Dich denn gar nicht, mich wiederzuſehen? — Du ſtarrſt ſo wild vor Dich hin! — Guter Gott! — Deine Augen ſind ja entſetzlich!“ — —

„Sind ſie? Sind ſie? — Herr Gott im Himmel! — Ja, meine Augen ſind entſetzlich! — O, warum mußte ich ihn erſchlagen!“ —

„Erſchlagen? — Du erſchreckſt mich!“ —

„Nicht doch, nicht doch! — Und doch! — Vor einem Mörder ſoll man ja erſchrecken! — Aber ich bin ja kein Mörder! — — Beim allmächtigen Gott! mein Gewiſſen iſt rein!“ — — —

„Was ſprichſt Du denn da? Du willſt doch den Grafen nicht morden?“ —

„Den Grafen? — Vielleicht doch! — Wagt er es, noch ferner um Dich zu werben, mißbraucht er die Stellung, die ein unſeeliges Geſchick —

„Vertrauſt Du mir denn gar nicht? Hälſt Du mich für ſo ſchwach, Deiner zu vergeſſen? — O ſieh

mich doch nur an — laß mich doch die böſe Falte Dir aus der Stirn ſtreichen! Sieh' nur, der Vollmond blickt ſo ruhig und lächelnd zu uns herein! So denke ich mir unſre Zukunft, ungetrübt und ruhig über dem Gewirre des niedern Erdenlebens! — O Du lieber, theurer Mann! — Weg mit dem häßlichen, grollenden Blick, weg mit der dunklen Glut in Deinem Auge! — So, jetzt biſt Du wieder der Alte! Sieh' nur den Schelm, wie mir das eigne Geſicht aus Deinen Augenſternen entgegenlächelt! Stiehlt ſich doch der feuchte Mondesſtrahl bis unter Deine Wimpern! Ja, ja, Deine Augen, ſie haben es mir armen Dirne angethan! — Aber es iſt kalt hier unten; mich fröſtelt! — Der Abendwind dringt wohl herein! — Hörſt Du nicht, wie er draußen die herbſtlichen Blätter von den Bäumen ſtreift? — Hat denn Dein Vater ſchon eingewilligt?" —

„Noch habe ich keine Antwort; er wird — er kann meinem Glücke nicht entgegen ſein! — Auch der König weiß um meine Wünſche. Vielleicht lenkt ſich Alles zum Beſten, wenn nur dieſer Graf —

„Laß ihn doch mit ſeiner unnützen Bemühung! Daß ich ihn nicht mag, ſoll er bald genug erfahren, wenn ich erſt freie Regung in dieſen ſtarren, geſellſchaftlichen Formen gewonnen. — Aber wie iſt mir denn ſo ſonderbar! — Der Kopf ſchwindelt mir, ein jäher Schmerz!" — —

„Um Gott! Geliebte! — Du biſt leichenblaß — Deine Hand iſt kalt wie Eis! — Stütze Dich auf mich! — Sieh' mich an!" — —

„Wie wunderbar! Es dunkelt mir vor den Augen! — Laß nur, es wird vorübergehen! — Die Angſt, die Erwartung, die Freude, Dich wieder zu ſehen, haben mich ſchwaches Ding wohl überwältigt! — Kann ich mich doch kaum aufrecht erhalten! — Und dieſer plötzliche Schmerz! — Schon vorhin, als ich Dir ins Auge ſah, fühlte ich — halte mich — ſonſt ſinke ich um!“ — —

„Malplaquet, mache mich nicht wahnſinnig!“ —

„Nicht doch, ängſtige Dich nur nicht! — Die ſchlafloſen, ſchmerzdurchwachten Nächte, die Qual der Tage — — Wehe mir! — Welch' fürchterlicher Schmerz! — Küſſe mich nicht! — Dein Kuß brennt wie Feuer! — Seine Glut verzehrt mich!“ — —

„Schlage doch die Augen auf, Du liegſt ja in meinen Armen!“ —

„Wie Blei liegt es auf meinen Wimpern! — Sieh' mich doch nicht ſo ſtarr an! — Deine Augen thun mir weh! — Ich kann Deinen Blick nicht ertragen!“ — — —

„Meinen Blick, meinen böſen Blick? — Hei Hei! — Das iſt ja der alte Fluch! — Malplaquet, Du mußt ſterben!“ — — —

„Sterben? — Was habe ich denn gethan, daß ich ſchon ſo jung ſterben ſoll? — O dieſe Qual!“ —

„Weil Du mich liebſt, mußt Du ſterben. Fluch über mich Elenden, der dieſem Engel den Tod giebt! Fluch denen, die mich erzeugt und mich zu ihrem willenloſen Mörder gemacht! — Fluch meinem Stamme!“ — —

„Wahnſinn ſpricht aus Dir!“ —

„Wahnſinn? — Nein, noch nicht, noch nicht! — Aber es kann noch kommen — es muß kommen! Denn ein Leben mit ſolchem Vorwurf ertrage ich nicht! — Stirbſt Du, Malplaquet, ſo folge ich Dir! — Mit Dir will ich vor den Thron des Allmächtigen treten, mit Dir die unheimlichen Mächte fragen, was wir verſchuldet, um ſo Gräßliches zu erleiden!“ —

Als nach einer Stunde der Baron das Kabinet betrat, um die Liebenden aufmerkſam zu machen, daß es zur Trennung Zeit ſei, lag Malplaquet todt mit ſchmerzhaft verzerrten Geſichtszügen halb auf dem Sopha. Zu ihren Füßen ſchwamm Lebrecht's Leiche in ihrem Blute. Die Lage ſeines Kopfes, der noch im Herzen ſteckende Degen ließen erkennen, daß er ſich ſelbſt den Tod gegeben. Bald war das ganze Geſandtſchafts-Hôtel in Aufruhr. Die Gräfin ſtand verzweifelnd vor der Leiche ihrer Tochter und erzitterte über den erwachenden Vorwurf in ihrem Gewiſſen. Graf Steen zuckte bedauernd die Achſeln und meinte:

„Geben Sie Acht, Herr Baron, dieſer Herr von Queiß hat meine Couſine vergiftet! — Ich bin im Voraus überzeugt, daß man bei der Unterſuchung Gift finden wird!“ —

Ende des dritten Theils.

Der böse Blick,

oder:

Die Queiſze in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838.

Hiſtoriſcher Roman in vier Abtheilungen

von

L. Schneider.

Vierte Abtheilung:
Berlin im Jahre 1838.

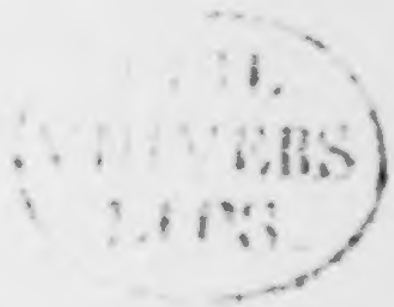
Berlin, 1844.
Druck und Verlag von A. W. Hayn.

Berlin im Jahre 1838.

Historischer Roman

von

L. Schneider.



[illegible]

[illegible] UNIVERS [illegible]

Hurka: Was war das, Bursche?
Oswald: Nur meine Meinung, Herr!
Die Lichtensteiner, Akt 1, S. 2.

Berlin, 1844.
Druck und Verlag von A. W. Hayn.

II.

Schon dunkelte der laue Herbſtabend herein. — Nach einem ſchwülen Nachmittage ſäumte dunkel aufſteigendes Gewölk den Horizont, und ein leiſe fächelnder Wind kühlte durch ſein erfriſchendes Wehen die Luft. Aus der Stadt kamen ganze Schaaren von Handwerkern, die nach des Tages Mühe zu Frau und Kind zurückeilten und in den ärmlichen Häuſern des Vogtlandes und des Weddings nach und nach verſchwanden. Einzelne Gruppen von Spaziergängern zogen dem Roſenthaler, Oranienburger und Schönhauſer Thore zu. Ueberall noch einmal lebhaft aufflackerndes Leben und Bewegung, um dann um ſo gewiſſer der Stille Platz zu machen, die gegen Abend und bei Nacht in den weit ausgedehnten Vorſtädten Berlins herrſcht. Von fern her tönte das wirre Geräuſch der Stadt herüber, auf den weiten Feldern rings umher lag aber tiefe Ruhe, und die öden Sandflächen zeigten keine Spur menſchlicher Betriebſamkeit.

Vor einem niedrigen Hauſe des Vogtlandes, faſt da, wo die Straße im wüſten Sandfelde endet, ſtand ein ält-

licher Mann, ſah ſich bedächtig prüfend das Wirthshausſchild an und ſchien von dem Geräuſch des Kegelſchiebens, das aus dem kleinen Garten herſchallte, zweifelhaft gemacht, ob er eintreten ſollte, oder nicht. Er kaute an dem elfenbeinernen Knopfe ſeines hohen ſpaniſchen Rohres, das wohl ſchon ſein Vater und Großvater getragen haben mochte, und ſchüttelte wiederholt den Kopf. Die umherſpielenden Kinder lachten und jagten ſich faſt unter ſeinen Beinen weg, — er bemerkte es nicht. Nur hin und wieder faßte er nach ſeinen Rocktaſchen, die auffallend groß und vollgepfropft ſchienen, als ob er fürchte, etwas daraus zu verlieren. Endlich mußte wohl das Bedürfniß, ſich zu erfriſchen, über die Bedenklichkeiten geſiegt haben, hier vielleicht in eine ungewohnte Geſellſchaft zu kommen, und er trat hinein. Die Gaſtſtube war niedrig und lag tiefer als die Straße, ſo daß man eine Stufe hinunter ſteigen mußte. Nur ſpärlich ließen die kleinen Fenſter Licht hinein, ſo daß der Eintretende Mühe hatte, ſich zurechtzufinden, und kaum bei der trübe brennenden Lampe für Tabackrauchende den in einem Alkoven ſtehenden Schenktiſch erkennen konnte. Der Wirth mußte wohl draußen bei den Kegelgäſten im Garten ſein, denn das Zimmer ſchien leer. Unzufrieden vor ſich hin brummend ſetzte ſich der Durſtige an einen Tiſch und bemerkte nun erſt, als er ſich an das Halbdunkel des Zimmers gewöhnt, daß in einer Ecke ihm gegenüber noch einige andere Perſonen ſaßen, die ihn aufmerk-

ſam anſahen, aber nur durch Zeichen und Winke mit einander zu ſprechen ſchienen.

„Kann man hier wohl ein Glas Weißbier bekommen?“

„Warum dieſes nicht?“ antwortete der eben hinter ſeinen Schenktiſch tretende Wirth. „So lange ich noch eine blaue Schürze vorhabe, ſoll es in meiner Tabagie nicht an Weißbier fehlen. — Aber freilich, — bald werden die Berliner alle vor's Thor gehen müſſen, wenn ſie was Gutes genießen wollen, denn in der Stadt nimmt ja das verdammte baieriſche Getränk immer mehr überhand. Ich ſage doch! Ueber alle die Neuerungen!“

„Na, ſo bitte ich darum!“

„Brauchen Sie gar nicht, werther Mann! — Sie ſehen ja, ich entſtöpſele dieſe Flaſche ſchon, — aber gut Ding will Weile. — Das Eingießen iſt Hauptſache! — Kann nicht Jeder! — Immer drei Viertel Schaum, und unten noch lange kein Bier. — Da ſehen Sie mal, werther Mann, das nennt man Einſchenken! — Was lange währt, wird gut. — Hier! Prima Sorte. — Vom Brauer Bier aus der Stralauer Straße. — Bedienen Sie ſich, werther Mann, — macht zwei Silbergroſchen, iſt aber drei werth! — Das Werk lobt den Meiſter!“

„Hier ſcheint aber der Meiſter auch das Werk zu loben!“

„Wie's kommt, werther Mann! — Eine Liebe iſt der andern werth! — Lieber dem Wirth, als dem

Apotheker, iſt ein altes Sprüchwort. — Schlechte Zeiten jetzt, werther Mann, wo der Wirth ſelbſt ſein Bier loben muß, — aber mir ſoll weder Baieriſches, noch Grünthaler, noch Joſtyſches, noch Stettiner ins Haus, ſo lange noch Honoratioren in's Vogtland kommen. — Poz Tauſend, was packen Sie denn da aus, werther Mann? — Das iſt ja ein Ziegelſtein, — wird Ihnen wohl in der Taſche zu ſchwer?"

„Ich glaube nicht, daß Sie das intereſſirt, Herr Wirth?"

„Da irren Sie ſich ſehr, werther Gaſt! — Mich intereſſirt Alles, was meine Gäſte thun, beſonders wenn einer etwas thut, was noch kein anderer gethan hat, — und ich kann verſichern, daß noch keiner hier alte zerbrochene Ziegelſteine ausgepackt hat. Sind wahrſcheinlich Steine aus der Carlſtraße, und Sie wollen an den Steinen unterſuchen, warum die Häuſer da ſo ſtarke Neigung zum Einfallen haben. Erlauben Sie mal, werther Mann, das ſind ja alte Steine, — gute Steine, — ſo macht man ſie heut zu Tage nicht mehr!"

„Nicht wahr? ſie müſſen ſehr alt ſein! — Verſtehen Sie etwas davon, Herr Wirth?"

„Das verſteht ſich! — Wie Sie mein Haus hier ſehen, habe ich es mir alleine gebaut. Sie machten mir erſt große Sperenzien von wegen der Bau-Commiſſion, — aber kommt man über'n Hund, ſo kommt man auch über'n Schwanz. Hinter'm Berge wohnen auch noch Leute. — Das Haus kam unter Dach — und ich habe mir nicht drein reden laſſen. Da

ſieht's, — und von Einfallen iſt noch lange nicht die Rede!"

„Wie alt halten Sie die Steine wohl?"

„Hören Sie mal, werther Mann, das weiß ich nicht. — Das iſt 'ne Sorte, wie Sie keine mehr für Geld kriegen. Die nannte man zu meiner Zeit Klinker oder Rathenauer; aber ein 50 Jahre mögen ſie wohl ſchon mitlaufen."

„Nur 50 Jahre? — Sie haben im Sande gelegen, und ich glaubte ſchon, ſie könnten viel älter ſein."

„Das heißt, wenn ich ſage 50 Jahre, ſo können es auch wohl 100 ſein. In ſo einem Steine ſitzt man nicht drin. — Ja, wenn man drin ſäße! — Wie ich mein Häuschen baute, fand ich auch in der Erde, bis auf den geborenen Sand, ſolche Dinger, die eben ſo dunkel und knupperig ausſahen, und die haben mir zum Fundament gute Dienſte gethan."

„Alſo hier finden ſich auch ſolche Steine in der Erde?"

„Der Eſel findet überall ſein Diſtelchen; — ich ſage das nur ſo vergleichsweiſe. Aber wenn ich fragen darf, werther Mann, was haben Sie denn für einen Narren an ſolchen alten Steinen gefreſſen, daß Sie dergleichen in der Taſche mit herum ſchleppen?"

Durch die Vermuthung, unerwartet hier vielleicht neuen Stoff für ſeine Liebhaberei zu finden, war der Gaſt viel geſprächiger geworden, und unterhielt ſich viel mit dem Wirthe, der es meiſterlich verſtand, ſeinen Gäſten gerade von dem zu reden, was ſie am meiſten

intereſſirte. Immer ab- und zugehend und ſeinem „werthen Manne", wie er alle zu nennen pflegte, die ſeine Tabagie zum erſtenmale beſuchten, bald ein zweites Glas Bier aufredend, erfuhr er, daß der alte Rentier Neumann auf ſeine alten Tage ein Alterthumsforſcher geworden war, und gerade jetzt auf den Sandfeldern des Weddings umherſuchte, wo wohl die alte Warte oder der ſogenannte Burgfrieden geſtanden haben könne, die zur Zeit der älteſten Stadtbefeſtigung Berlins einem Wächter zum Aufenthalt gedient, um die etwaige plötzliche Annäherung eines Feindes von der Jungfernhaide oder den Rehbergen her zu ſignaliſiren, dann aber den dort weidenden Stadtheerden als Zufluchtsort gegen den räuberiſchen Anfall feindlich geſinnter Ritter zu dienen. Solcher Warten erwähnen die Urkunden der Stadt fünf; eine in der Nähe von Rummelsburg, eine auf den Weinbergs-Aeckern zwiſchen dem Roſenthaler und Schönhauſer Thor, zwei auf der Hügelreihe zwiſchen Schöneberg und der Haſenhaide. Die Lage der Weddings-Warte wollte Neumann nun erforſchen, und ſpazierte ſchon ſeit mehreren Wochen dort in der Gegend umher, um wo möglich Spuren eines alten Fundaments zu finden. Gerade heute war er beſonders glücklich geweſen, und nahe der Stelle, wo das Hochgericht ſteht, hatte eine niedrige, aber doch wallartige Erhöhung ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt. Ein in der Nähe arbeitender Knecht hatte einige Spatenſtiche in den Sand thun müſſen, und welche Freude, — zwei alte, faſt verwitterte Steine

waren wirklich zum Vorſchein gekommen. Jetzt glaubte Neumann, auf der richtigen Spur zu ſein, und nahm ſich vor, am andern Tage ſeine archäologiſchen Nachgrabungen fortzuſetzen.

„Sehen Sie nur, Herr Wirth, nach wiſſenſchaftlicher Begründung, wie Klöden ſagt, läßt ſich ungefähr vermuthen und berechnen, daß eine ſolche, ſo eben mehr erwähnte Warte wohl in der Gegend des Hochgerichtes geſtanden haben könne. Fidicin ſagt: die eine Warte auf der Cöllniſchen Stadtſeite ſei ſpäter, — das heißt hiſtoriſch geſprochen, — früher als jetzt, — zu einem Hochgerichte für Cöllniſche Uebelthäter gebraucht worden. Könnte nun hier auf der Weddingſeite, nicht auch das Hochgericht auf das Fundament der alten Warte gebaut, oder doch wenigſtens in der Nähe deſſelben, der alte Thurm geſtanden haben?“

„Allerdings, werther Herr Neumann! — Mir wäre das zwar gänzlich egal, ob ſo ein Ding überhaupt irgendwo geſtanden hat, oder nicht, denn ich ſehe nicht ein, warum man ſich um dergleichen alte Scharteken den Kopf zerbrechen ſollte, — und was man nicht weiß, macht einem nicht heiß; aber geſtanden kann die Warte haben, ſo viel iſt gewiß, und wenn Sie meinen, daß ſie da geſtanden hat, wo die Steine gelegen haben, bin ich auch derſelbigen Meinung. Man müßte freilich nur öfter hingehen und recht tief graben, um ſo mehr, als vortreffliches Bier, kein bayerſches, ganz in der Nähe zu haben iſt.“

„Sehen Sie mal, Herr Wirth! wenn ich ſo eine

Entdeckung mache, ſind ſie im Stande und nehmen mich in die alterthumsforſchende Geſellſchaft auf. Sie glauben gar nicht, wie wichtig es iſt, daß man über die alte Geſchichte Berlins recht ins Klare kommt.“

„Nein, werther Mann, das glaube ich wirklich nicht, — denn was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Fürwitz. Mir wäre mehr daran gelegen, wenn eine Neuigkeitsforſchende Geſellſchaft die Pflaſterung des Vogtlandes erforſchte, dann könnten die Stammgäſte doch anſtändig zu Biere gehen, — aber was die Forſchung betrifft, da können wir noch lange warten.“

„Sie verſtehen alſo nichts von der Alterthumsforſchung, Herr Wirth? Wiſſen Sie denn nicht, daß in Berlin eine wahre Wuth ausgebrochen iſt, Alterthümer zu forſchen? Es iſt nur leider nicht viel da, und einer ſagt dem andern immer: Du haſt Unrecht, Du verſtehſt nichts davon; aber es giebt gar kein herrlicheres Studium, als das Ehemalige, — wie es damals geweſen iſt.“

„Damals, Anno eins, wo der große Wind blies? — Na ja! Damals war hier im Vogtlande noch kein ſo gutes Bier zu haben, wie jetzt bei mir, und an das bayerſche dachte noch kein Menſch!“

„Sie haben wohl noch nie etwas von Wilken geleſen?“

„Wenn er den Haus- und Garten-Kalender nicht ſchreibt, nein!“

„Oder von Küſter, Buchholz, Mila, Klöden, Fidicin, Geppert, Friedländer?“

„Sind ſämmtlich keine Stammgäſte bei mir!“

„So? — Na, da wollen wir uns auch weiter in kein wiſſenſchaftliches Geſpräch über Archäologie einlaſſen. Erzählen Sie mir lieber, Herr Wirth, wie das mit den bei Ihrem Baue gefundenen alten Steinen zuſammenhängt?“

„Ja, die ſind alle wieder eingemauert worden, aber doch ſo, daß man ſie ſehen kann. Gerade unter den Bierfäſſern im Keller iſt ſo eine Stelle, aber da können wir nicht eher heran, bis die Fäſſer leer ſind. Wenn Sie alſo helfen, die Fäſſer recht bald leer zu machen, dann will ich Ihnen Steine zeigen, Steine ſo alt, daß es eine wahre Freude iſt. Mein Vater war hier ſchon anſäſſig und ſtand lange auf Wartegeld. Vielleicht hat das einen Zuſammenhang mit der Warte, die hier geweſen — ſein kann. Was lange währt, wird gut! Eile mit Weile! Wer langſam geht, kommt auch zum Ziel, ſagt das Sprüchwort. Wenn Sie oft kommen, werther Mann, ſo wollen wir hier nach alten Steinen forſchen, daß es eine wahre Freude iſt! — Ja! Komme ſchon! — Die da draußen haben ſich ſchon wieder durſtig gekegelt. — Gleich!“

Der Wirth verließ das Zimmer, um ſeine Gäſte im Garten zu bedienen. Unſer Alterthumsforſcher hatte ſich erfriſcht und wollte eben nach der Stadt zurückkehren, als er ein junges wohlgekleidetes Mädchen bemerkte, die von der Straße her in die Fenſter hinein-

zuſehen verſuchte, dann zur Hausthür ging, ſchüchtern wieder umkehrte, abermals an das Fenſter kam und nicht zu wiſſen ſchien, was ſie thun ſollte.

„Da iſt ſie! Was habe ich Dir geſagt, die iſt pünktlich!“ ſagte plötzlich eine der Perſonen, die im Halbdunkel an dem Wandtiſche geſeſſen, und Neumann ſah einen ſchmutzigen, gemein gekleideten Kerl hinter der Bank hervorkommen, zum Fenſter treten und an die Scheiben klopfen.

Sichtlich erſchrak das Mädchen, kam aber, als jener ſie vertraulich herein winkte, bis zur Thür, ſah ſich ſcheu nach allen Seiten um und trat endlich auf den Flur, wohin ihr der andere entgegen ging.

Der ſonderbare Vorgang, daß ein ſo hübſches junges Mädchen, anſcheinend den höhern Ständen angehörend, hier im Vogtlande mit einem verdächtig ausſehenden Kerl verkehrte, fiel unſerm alten Neumann auf, und gern hätte er gehört, was jene im Flur zuſammen ſprachen; aber als der Unbekannte das Zimmer verlaſſen hatte, waren drei andere Perſonen von jenem Wandtiſche ebenfalls aufgeſtanden und umringten mit ganz gleichgültigen Fragen: Wie viel Uhr es wohl ſei? Ob ihm die Steine in der Taſche nicht zu ſchwer wären? und dergleichen den aufmerkſam Lauſchenden. Der laute Ton, in dem dieſe Fragen an ihn gerichtet wurden und das abſichtliche Herandrängen der Fragenden ſelbſt ſchien darauf berechnet, ihm das Belauſchen der auf dem Flur Sprechenden unmöglich zu machen. Ihm wurde ängſtlich zu Muthe

und er bereuete schon, hier eingetreten zu sein, als er durch die offen stehende Flurthür bemerkte, daß das junge Mädchen schon die steil stehende Treppe zu den Dachzimmern hinaufging, wohin jener Kerl ihr folgte. Kaum sahen dies die andern, so hörte ihr Fragen auf, sie traten zurück und ließen den alten Neumann ungehindert durch den Flur auf die Straße.

Froh, aus dem dumpfigen Zimmer heraus und dieser unwillkommenen Gesellschaft entledigt zu sein, fiel es ihm aber noch zur rechten Zeit ein, daß er sein Bier noch nicht bezahlt. Er rief daher nach dem Garten hinaus den Wirth, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

„Wollen Sie schon wieder fort, werther Mann? Wollen Sie nicht ein wenig Garten-Vergnügen und Kegelschub genießen? Ist so ein schöner Abend! Mutter wird doch heute nicht schelten! — Wie wäre es denn noch mit einer recht frischen?“

„Danke! Habe noch weit in die Stadt hinein. — Hier ist das Geld für das Bier. Müssen aber wechseln. Habe nur einen Thalerschein bei mir!“

„Das wollen wir gleich besorgen! — Silbergroschen nehme ich genug ein, aber die Thalerscheine lassen sich hier im Vogtlande halten. Ist's nicht mit Scheffeln, so ist es doch mit Löffeln, wie das Sprüchwort sagt. — Da, werther Mann, — 25, — 26, — 27 und zwei Sechser.“

„Wer mögen denn die Leute sein, die da eben

wieder in das Zimmer hinein gegangen ſind? Wohnen die hier im Hauſe?“

„Die? — Nein! — Der eine davon hat ſich geſtern oben bei meinen Miethsleuten eine Schlafſtelle gemiethet, und die Andern ſind erſt heute Abend zum erſtenmale bei mir!“

„Alſo eine Schlafſtelle? — Hm! — Haben Sie das junge hübſche Mädchen geſehen, die eben mit einem der Leute da die Treppe hinaufgegangen iſt?“

„Mädchen? — Hinaufgegangen? — Was man nicht weiß, macht einem nicht heiß! — Meinetwegen können ſo viele Mädchen da oben hinaufgehen, wie nur wollen. So etwas ſieht ein Wirth nie! — Wird wohl ſeine Liebſte geweſen ſein. — Ja! Komme gleich! — Was, eine Kühle? — Werde ſie gleich entſtöpſeln!“

Damit lief der Wirth wieder in den Garten zurück und ließ den alten Neumann kopfſchüttelnd vor dem Hauſe ſtehen. Es war ihm unerklärlich, was ein ſo junges und anſtändig ausſehendes Mädchen um dieſe Stunde und in der elenden Dachkammer bei einem Menſchen zu thun haben konnte, dem Gemeinheit und Rohheit aus den Augen ſah. Es war ihm, als habe er ſie ſchon früher geſehen, konnte ſich aber nicht erinnern, wo und in welcher Umgebung. Obgleich ſonſt ziemlich gleichgültig gegen Alles, was ſeine gewohnte Hageſtolzen-Bequemlichkeit oder die ſeit Kurzem gepflegte Leidenſchaft der Alterthumsforſchung hindern oder unterbrechen konnte, fühlte er doch hier eine Neugierde, die er gern befriedigt hätte, wenn es nicht zu

lange dauern und er dadurch einem mißbilligenden Blick ſeiner Haushälterin ausgeſetzt würde.

Noch war die Dunkelheit des Herbſtabends nicht ganz hereingebrochen. Ein trübes, flimmerndes Dämmerlicht ließ noch alle Gegenſtände ziemlich genau erkennen, und ſo ſchlenderte der alte Rentier, Hageſtolz und Alterthumsforſcher in der Hoffnung vor dem Hauſe herum, jenes Mädchen bald herauskommen zu ſehen, um ſie näher zu betrachten. Das Haus hatte nur einen Stock und im Dache zeigten mehrere offene Fenſter, daß die Dachwohnungen bewohnt waren. — Aus einem derſelben hörte er hin und wieder die unterdrückte Stimme eines Mannes, der abſichtlich leiſe aber drohend ſprach, und das Schluchzen eines Mädchens. Das konnte keine andere ſein, als die er hatte hinaufgehen ſehen, und ſeine Verwunderung über das, was wohl zwiſchen den Beiden vorgehen könne, vermehrte ſich in dem Maße, als er wohl einſah, daß von einem Liebesverſtändniß hier nicht die Rede ſei. Eine Viertelſtunde mochte es wohl gedauert haben, als eine Thür oben heftig zugeſchlagen wurde und Tritte auf der Treppe dem Wartenden ſagten, daß jene curioſe Zuſammenkunft nun wohl vorüber ſei. So war es! — Scheu nach der Straße hinausblickend, ſteckte das Mädchen vom Flur aus den Kopf durch die Thür, trat dann raſch heraus, und ging, ohne ſich umzuſehen, auffallend ſchnell die Straße hinunter dem Roſenthaler Thore zu. Jedem Begegnenden wich ſie ſchon von Weitem aus und wagte es kaum, vom Bo-

den aufzuſehen, als ſchämte ſie ſich überhaupt hier geſehen zu werden.

Mit dem Erkennen war es alſo nichts; denn unterdeſſen war es ſchon ganz dunkel geworden. Deſſenungeachtet folgte ihr der alte Neumann bis zum Thore, dann die Hamburger Straße hinauf bis zum Monbijouplatze, wo der Zufall wollte, daß ein Vorübergehender das junge Mädchen grüßte und er einen ſeiner Freunde in ihm erkannte. Ein Gruß ſetzt wenigſtens Bekanntſchaft voraus, alſo war ſein Entſchluß gefaßt, den Namen des Mädchens zu erfahren.

„Guten Abend, Freundchen, guten Abend! — Ei, ei! machen ſie hier den Damen die Cour? Wenn das Ihre Frau wüßte!“

„I Papa Neumann, woher denn ſo ſpät! Das iſt ja etwas ganz Ungewöhnliches, Sie um dieſe Zeit auf der Straße zu finden.“ —

„Habe einen archäologiſchen Spaziergang gemacht, Freundchen, und will eben nach Hauſe gehen. Wer war denn die junge Dame, die Sie grüßten?“

„Fräulein Müller, Marie Müller. Kennen Sie den Vater nicht? Hatte früher ein Banquiergeſchäft in Bremen, lebt aber jetzt von ſeinem Gelde. Das ſchöne große Haus in der Behrenſtraße gehört ihm. Das wäre ſo ein Parthiechen, wenn unſer eins jung wäre.“ —

„Alſo doch aus gutem Hauſe? — Hören Sie, Freundchen, wenn das iſt, ſo hat das Frauenzimmer ganz abſonderliche Neigungen und Bekanntſchaften, von

denen der Vater wahrscheinlich nicht viel weiß. — Bin ihr da eben in recht aparter Gesellschaft begegnet. — Ei ei, was man nicht Alles erlebt!" —

„O erzählen Sie doch, Papa Neumann!" —

„Den Henker auch. — Man weiß nicht, was man dadurch für Unheil stiften könnte. Also Fräulein Müller, Marie Müller? — Den Namen muß ich mir doch merken. Guten Abend, Freundchen, guten Abend. Sehen wir uns morgen in der Ressource?" —

„Versteht sich! Werde doch bei unserer Sitzung nicht fehlen. Adieu Papachen! — Aber morgen müssen Sie mir auch erzählen, was es mit der aparten Gesellschaft für eine Bewandniß hat, in der sie Demoiselle Müller gesehen. Was das hier für ein heillos enger Durchgang bei Mondijou ist. — Da sollte nur ein Civis oder ein Unus pro multis mal etwas in die Zeitung setzen, eher wird der Skandal doch nicht besser. Guten Abend!"

Bedenklich schüttelte unser Rentier den Kopf, als er weiter ging, um durch die Burg- und Heiligegeiststraße in seine Wohnung zu kommen. Sonst ziemlich gleichgültig gegen Alles, was ihn nichts anging, konnte er den Gedanken nicht los werden, was das junge hübsche, und wie er nun wußte, auch reiche Mädchen, mit jenem verdächtigen Kerl zu verkehren habe? Theils Theilnahme an dem Vater, der aller Wahrscheinlichkeit nach von ihr hintergangen wurde, theils Neugierde, zu erfahren, was sie wohl veranlaßt haben konnte, einen so auffallenden Schritt zu thun, ließ ihn überle-

gen, ob er nicht ihre Familie warnen, oder ſie ſelbſt wenigſtens aufmerkſam machen ſolle, daß man ſie bemerkt, daß man um ihre heimlichen Gänge wiſſe. Freilich konnte er dadurch eben ſo gut das Glück einer Familie vernichten, als vielleicht die geſtörte Ruhe wieder herſtellen. Aber los wurde er den Gedanken nicht! — Zerſtreut und ſelbſt ſeines koſtbaren Fundes kaum gedenkend, kam er nach Hauſe. — Es war ſpät geworden und der gefürchtete, mißbilligende Blick ſeiner Haushälterin mußte muthig ausgehalten werden. So ſehr es ihn drängte, das, was er geſehen, ſeiner einzigen Vertrauten mitzutheilen, ſo bedachte er doch, daß eine ſolche Mittheilung die traurigſten Folgen für das arme Mädchen haben konnte, und glücklicher Weiſe hinderte heute das gewohnte Maulen jede Vertraulichkeit. Neumann wußte ſchon, daß ein ſolches Maulen unabänderlich bis zum andern Morgen fortdauerte. Er ſchritt daher zu ſeinem gewöhnlichen Manöver in dergleichen Fällen und rief, nachdem er die Steine ſorgfältig bei Seite gepackt: —

„Hausſchlüſſel!“ —

„Wollen der Herr Neumann alſo wieder ausgehen!“ —

„Ja! — Hausſchlüſſel!“ —

„Hier, Herr Neumann!“ —

„Ueberſchuhe!“ —

„Werden der Herr Neumann lange bleiben?“

„Weiß nicht! Ueberſchuhe!“

„Hier, Herr Neumann!“ —

„Wo iſt denn mein Paraplnie? — Warum ſteht denn der nicht an ſeiner richtigen Stelle?“

„Muß ſehr bitten, daß mich Herr Neumann nicht ſo anfahren; eine alte treue Dienerin, die ſchon zwei und dreißig Jahre im Hauſe iſt, verdient dergleichen nicht.“ —

„Ich fahre nicht an; ich frage blos, warum der Paraplnie nicht auf der richtigen Stelle ſteht?“ —

„Weil er ausgebeſſert wird.“ —

„So! Meine Mütze mit den Ohren!“ —

„Werden der Herr Neumann lange bleiben?“

„Könnte wohl kommen. Meine Mütze muß ich bitten!“

„Hier! — Wenn nun Jemand kommt und fragt nach dem Herrn Neumann, ſoll ich dem nicht ſagen, wo der Herr Neumann zu finden ſind?“ —

„Sagen Sie nur, Sie wüßten es nicht.“ —

„Muß ſehr bitten, daß mich der Herr Neumann nicht wie eine Dienſtmagd behandeln. Ich kann nichts dafür, wenn der Herr Neumann ſo ſpät zu Hauſe kommen und dann übler Laune ſind.“

„Guten Abend!“ —

„Und mich anfahren, die ich ſchon ſo lange hier im Hauſe bin. —

„Guten Abend! Leuchten!“ —

„Aber wenn der Herr Neumann ſich in ſpäter Nacht erkälten werden, dann —“

„Guten Abend!“

Damit war er zur Thür hinaus und ſtolperte

lieber im Dunkeln die Treppe hinunter, als daß er länger auf das Leuchten ſeiner Haushälterin gewartet. Stolz, ſich als Mann und Hausherr gezeigt zu haben, bedauerte er doch im Stillen das arme Dienſtmädchen, die nun bis zum zu Bette gehen den ganzen Zorn der beleidigten Haushälterin aller Wahrſcheinlichkeit nach über ſich ergehen laſſen mußte.

Der Abend war wunderſchön hereingebrochen. Ein helles durchſichtiges Mondlicht lagerte ſich über der noch geſchäftigen Stadt und ließ auf der einen Seite die langen Häuſerreihen in faſt ſtrahlender Beleuchtung erſcheinen, während auf der gegenüberliegenden der breite Schatten um ſo dunkler hervortrat. Nur wenige ſchneeweiße Wölkchen zogen an dem tiefblauen Himmel vorüber. Ein Luftzug trug die Klänge des Glockenſpieles der Parochialkirche über die Straßen fort, und trotz der durch das ſchöne Wetter angelockten Menge von Spaziergängern und der dadurch hervorgerufenen Bewegung drängte ſich dem Beſchauer überall das Bild der Ruhe, Heimlichkeit und Behaglichkeit auf. Neumann war eigentlich in Verlegenheit, wo er ſeinen Abend zubringen ſollte, da er Montags gewöhnlich eine bekannte Familie zu beſuchen pflegte, die aber gerade auf einige Zeit verreiſt war. Wie alle alte Hageſtolzen, war er ein Sklave ſeiner Gewohnheiten und nur mit Widerſtreben zu einer Aenderung in der Eintheilung ſeiner Zeit zu bringen. Obgleich auf allen Seiten ihn die erleuchteten Fenſter großer Reſtaurationen und Caffeehäuſer einluden, fiel es ihm doch

nicht im Entfernteſten ein, auch einmal dort eintreten zu können, und er beſchloß endlich nach langem Ueberlegen, in ſeine Tabagie auf den Nicolaikirchhof zu gehen, bei dem berühmten „zahmen Wolf," deſſen Kottbuſſer Bier ſeit langen Jahren als das Beſte dieſer Art in ganz Berlin bekannt war. Sonſt pflegte er nur Mittwochs und Sonnabends dort zu erſcheinen, und es galt daher, einen Vorwand zu erfinden, um den zu erwartenden Fragen der übrigen Stammgäſte ausweichen oder ihnen ohne Verletzung ſeiner häuslichen Würde begegnen zu können. Das beſte Mittel ſchien ihm, große Wäſche in ſeinem Hauſe vorzugeben; denn er wußte, daß er damit jedem Manne aus der Seele ſpreche und große Wäſche allerdings eine Begebenheit iſt, vor der ſelbſt die mächtigſte Autorität des Mannes ſchen die Segel ſtreicht. —

Ganz vergnügt, einen ſo trefflichen Grund für ſein ungewöhnliches Erſcheinen gefunden zu haben, vertiefte er ſich in Nachdenken, warum denn eigentlich alle Frauenzimmer die große Wäſche mit ſolchem Enthuſiasmus treiben; denn ſeit er Alterthumsforſcher geworden war, beſchäftigte er ſich auch mit Logik und Philoſophie, wenigſtens dem, was er ſo nannte.

„Das Weib," raiſonnirte er, „als der ſchwächere Theil der Schöpfung," iſt von der Natur nicht eigentlich für eine geordnete Thätigkeit beſtimmt, daher ihr auch der Mann im Schaffen und Hervorbringen überlegen iſt. Trotz ihres Widerſpruchsgeiſtes erkennt ſie doch ſtillſchweigend ſogar in denjenigen Dingen, welche

Frauenzimmer gewöhnlich treiben, die Superiorität des Mannes an. Will ſie ein Kleid beſonders gut gemacht haben, wendet ſie ſich nicht an eine Schneidermamſell, ſondern an einen Damenſchneider; will ſie ein Gericht mit Nachdenken gekocht haben, erholt ſie ſich Rathes bei einem Koche; kommt es darauf an, in gefährlichen Fällen zu entſcheiden, ſo muß der Accoucheur an die Stelle der Hebeamme treten, kurz überall wendet ſie ſelbſt in letzter Inſtanz ſich an das Beſſerwiſſen und Beſſerverſtehen des Mannes. Nur bei der Wäſche ſteht ſie groß, erhaben und unerreicht da. — Waſchen und Scheuern fällt keinem Manne auch nur im Entfernteſten ein. Weil nun das Weib ſich hier frei von jeder Autorität, unantaſtbar in ihrem Schalten und Walten, auf ſchwindelnder Höhe über dem Streben und Können des Mannes fühlt, — darum hat ſie ſo gern große Wäſche. Bravo Neumann, rief er ſich ſelbſt im Stillen Beifall — das iſt eine philoſophiſche Erörterung, die alle Stammgäſte —"

„Mörder! Räuber! Mord! Mord!"

„Wo? wo?" riefen alle Vorübergehenden, als dieſer Schreckensruf plötzlich an der Ecke der Eiergaſſe und des Molkenmarktes ertönte und unſern Neumann in ſeinen philoſophiſchen Erörterungen unterbrach.

„Der alte Friedberg iſt ermordet worden. — Hier in der Spandauerſtraße Nr. 43 im Hinterhauſe, das auf die Eiergaſſe geht. Eine ganze Bande ſoll es geweſen ſein. — Wo wohnt denn der nächſte Arzt?" —

„Hier in der Stralauer Straße Nr. 31 wohnt

der Chirurgus Kreilig — das iſt ein geſchickter Mann. Wenn doch einer gleich hinlaufen wollte.“

„Doktor Joël wohnt noch näher. Hier gleich neben an, Nr. 45.“ —

„Wer weiß, ob die zu Hauſe ſind. Ich werde derweilen den Doktor Rungenſtab holen, der wohnt in der Papenſtraße und iſt zu Hauſe; ich habe eben Licht in ſeinem Fenſter geſehen.“

„Aber um Gottes Willen, wie iſt denn das zugegangen? So ein freundliches altes Männchen, wie der Friedberg. Die ſchändlichen Menſchen!“ —

„Iſt denn noch Keiner nach der Polizei gelaufen?“ —

„Die wird wohl erſt kommen, wenn Alles vorbei iſt — das kennt man ſchon.“

„Sind denn die Mörder ſchon heraus? Wer iſt es denn geweſen?“

„Es war ja nur einer.“

„Gott bewahre, eine ganze Bande iſt es geweſen!“ —

„Mir hat ja der Arbeitsmann Hauſe die ganze Geſchichte ſelbſt erzählt, und der hat geholfen den alten Mann zu Bette bringen, der wird es alſo doch wiſſen.“ —

„Alſo nur einer? — Warum hat er denn aber den alten Mann ermordet?“ —

„Ja, das weiß man nicht.“ — —

Neumann, erſchreckt von dem plötzlichen Hülferufen, war wie gebannt auf einer Stelle ſtehen geblie-

ben, hatte ſich dann den einzelnen Gruppen Neugieriger genähert, welche ſich um den Eingang des Hauſes drängten, und Jeden, der herauskam oder hineinging, mit Fragen beſtürmten, und erfuhr nun nach und nach Folgendes.

Der ein und ſechzig Jahr alte Pfandleiher Moritz Friedberg, deſſen Wohnhaus in der Spandauer Straße lag, während das Geſchäftslokal der Pfandleihe ſich in dem Hinterhauſe befand, welches auf die Eiergaſſe herausging, hatte vor einigen Tagen von einem jungen, ihm unbekannten Menſchen eine ſilberne Taſchenuhr zum Verſatz angenommen. Vor einer Viertelſtunde war derſelbe junge Menſch in ſeine Wohnung im Vorderhauſe gekommen, hatte ihn durch das Dienſtmädchen Friederike Möwes herausrufen laſſen und ihn gebeten, die Uhr wieder einlöſen zu dürfen. Unwillig, wegen einer ſolchen Kleinigkeit geſtört zu werden, ſchlug der alte Friedberg es ab, da die Pfandleihe ſchon geſchloſſen ſei und er deswegen nicht zwei Treppen herunterſteigen wolle. Auf ſeine Weiſung, am Tage wiederzukommen, bat der junge Menſch aber ſo dringend um ſofortige Einlöſung der Uhr, daß Friedberg ſich dazu entſchloß, beſonders als jener anführte, daß er bis Abends acht Uhr bei ſeinem Meiſter arbeiten müſſe und alſo nicht früher habe kommen können. Nachdem er die Schlüſſel und ein Licht auf ſchwerem meſſingenen Leuchter genommen, ſtieg er mit dem Unbekannten ganz allein die Treppe hinunter und ging in die Pfandleihe. Während er hier den

Kaſten aufzog, um die verlangte Uhr herauszuholen, die Nummer derſelben mit der Nummer auf dem dargereichten Pfandſchein verglich und ſich gebückt dem Licht näherte, erhielt er plötzlich einen heftigen Schlag mit einem ſchweren eiſernen Inſtrumente über den Hinterkopf, worauf das Licht erloſch, er betäubt und beſinnungslos neben dem Schreibpulte zu Boden ſtürzte und nun hintereinander noch mehrere eben ſo heftige und ſchmetternde Schläge über den Kopf bekam. In der Todesangſt ſchrie er um Hülfe, kam bald darauf wieder etwas zur Beſinnung, ſchleppte ſich hinter dem engen Ladentiſch hervor und verſuchte die Ladenthür ſeiner Pfandleihe, die nach dem Nikolaikirchhofe hinausführt, zu öffnen. Wiederholt rief er nach Hülfe: Mörder! Räuber! bis er höchſt geſchwächt zu Boden ſank und in dieſem hülfloſen Zuſtande von ſeiner Tochter Johanna und dem Dienſtmädchen gefunden wurde. Gleichzeitig waren der Maler Rathmann, der Arbeitsmann Hauſe, der Student Wetzholz und der Poſtbote Schmidt, ſämmtlich Einwohner des Hauſes, herbeigeeilt und hatten ihn in ſeiner Wohnung zu Bette gebracht, wo die ſchon genannten Aerzte ſofort den erſten Verband anlegten.

Unterdeſſen waren aus dem gegenüberliegenden Stadtvoigteigebäude bereits Polizeibeamte gekommen, welche das Local beſichtigten und ſich überall im Hauſe erkundigten, ob keiner der Familie oder deren Hausgenoſſen irgend einen Verdacht habe, wer wohl der Thäter ſein könne. Niemand wußte aber auch nur das

Geringſte anzugeben, und obgleich noch bis ſpät in die Nacht Gruppen Neugieriger vor dem Hauſe verſammelt blieben, ſo ermittelte ſich doch nichts, was dieſen grauenvollen Mord an einem wehrloſen alten Manne erklären konnte.

Neumann hatte vor Schreck über dieſe Begebenheit alle ſeine ſtolzen Gedanken von hausherrlicher Autorität aufgegeben, konnte die Befürchtung nicht los werden, daß auch ihm einmal in ſeiner Wohnung ein ſolcher Mörder einen Beſuch machen könne, dachte mit keiner Sylbe mehr an die Stammgäſte auf dem Nikolaikirchhof und die vortreffliche philoſophiſche Deduction von der Superiorität des Mannes, ſondern ging, als er aus den verſchiedenen Erzählungen ſich ungefähr das Wahre zuſammengeſetzt, ſchnurſtraks nach Hauſe, wo ihn ſeine Haushälterin erſtaunt, aber mit triumphirendem Lächeln eintreten ſah, ohne daß es des Hausſchlüſſels bedurft hätte. —

„Kommen ja recht zeitig wieder zu Hauſe, der Herr Neumann?“ —

„Ich wollte, ich wäre gar nicht ausgegangen. Sagen Sie mal, Frau Dorothee, es wird doch Abends immer der Entrée gut verſchloſſen, wenn ich weg bin?“ —

„Ei gewiß. — Zweimal herum und auch der Riegel vorgeſchoben.“ —

„Werde doch noch eine Vorlegeſtange an die Hinterthür machen laſſen. Da haben ſie heute einen alten Mann ermordet — in der Spandauer Straße.“ —

„Ach du gerechte Güte! — So was lebt nicht! — Wer iſt es denn geweſen?“ —

„Das wird Dunker ſchon herauskriegen, dafür iſt mir gar nicht bange. Aber was hat der alte Friedberg davon, wenn ſie den Mörder auch bekommen. Drum, Frau Dorothee, nie die Thür eher aufmachen, bis man weiß, wer da iſt. — Es wäre doch ſchrecklich, wenn uns einmal ſo ein Mörder ins Zimmer käme!“ —

„Oh, ich müßte den Tod haben!“ —

„Ja, das könnte wirklich ſo kommen. Ich wollte erſt zu Biere gehen — das heißt dahin, wo die Leute nicht maulen und mukſchen, wie gewiſſe Leute, aber die Alteration iſt mir in alle Glieder gefahren, ich will Thee trinken und zu Bette gehen. Muß mir ſo etwas auch paſſiren! Ich ſage doch!“ —

Natürlich mußte Neumann Alles, was er gehört, haarklein erzählen. Ueber die ungewöhnliche Begebenheit hatten Beide vergeſſen, daß ſie eigentlich mit einander maulten, und als Frau Dorothee das Theeſervis abräumte, klang das: „Wünſch dem Herrn Neumann eine geruhſame Nacht!“ ganz wie ſonſt, wenn tiefer Friede im Hausſtande herrſchte.

Der in ſeiner gewöhnlichen Behaglichkeit heute verſtörte Rentier ſah erſt ſelbſt alle Thüren nach, ob ſie gut verſchloſſen waren, machte ſich dann ſein Abendpfeifchen zurecht und holte ſich ein kleines in Schweinsleder gebundenes Buch aus dem Schranke, in dem er eine ganze Sammlung von Werken über die Geſchichte

Berlins und der Marken ſtehen hatte, las darin, bis er die Augen nicht mehr aufbehalten konnte und ging dann zu Bette. Es war ein Buch in Quarto und hatte den Titel:

Umſtändliche Nachricht
von dem erſchrecklichen Brande
in der
Königlichen Reſidenzſtadt Berlin,
durch welchen in der Nacht zwiſchen dem zweiten und dritten Pfingſtfeyntage dieſes 1730ſten Jahres nicht nur der an der St. petri Kirchen neuerbaute und bald fertige, aber mit ſeinem völligen Gerüſte noch verſehene
Hohe Thurm
Nachdem der Blitz ihn dreimal nacheinander gerührt und entzündet hatte, ſondern auch die Kirche, das Gymnaſium, zwei Prediger und mehr als vierzig andere Häuſer innerhalb vier Stunden in einen Stein- und Aſchenhaufen ſind verwandelt worden.
Nebſt einer Beſchreibung gedachter Kirchen.
Mit verſchiedenen Kupfern verſehen und
herausgegeben von
Johann Gustav Reinbeck
Conſiſtorial-Rath, Probſt und Inspector.
BERLIN bey **Johann Andreas Rüdiger,**
Königl. privilegirten Buchhändler. 1730.

Und wahrlich, wer dieſes jetzt ſelten gewordene Buch kennt, wird glauben, daß Neumann trotz ſeiner Neigung zur Alterthumsforſchung bald die Augen nicht mehr aufhalten konnte.

II.

„Hat meine Tochter ſchon Toilette gemacht?“ fragte am Vormittage des andern Tages der reiche Herr Müller den Bedienten, als der junge Waldemar von Dueiß ſich melden ließ.

„Fräulein Marie iſt ſchon ausgegangen, hat aber hinterlaſſen, daß ſie bald wieder nach Hauſe kommen würde.“

„So ſage meiner Tochter, wenn ſie wieder da iſt, daß ſie doch zu mir herüber kommen ſoll. — Herr von Dueiß wird mir ſehr angenehm ſein. — Beſtelle Chocolade und hole eine Flaſche von der Liebfrauenmilch herauf, die ich vorgeſtern bekommen. Wenn ich klingle, bringſt Du beides!“ —

„Ah, ſieh da, mein lieber junger Freund! Hübſch von Ihnen, daß Sie ſchon ſo früh kommen. Legen Sie ab!“ ſo begrüßte der Hausherr den eintretenden jungen Mann. „Wie iſt's mit einer Cigarre? Ich habe wieder eine vortreffliche Sorte bekommen, **Caïmes Regalia**, vortrefflich gewickelt und feinſtes Blatt aus der Havanna.“

„Bei Ihnen iſt man ſtets gewohnt, das Beſte jeder Art zu finden. Aber wiſſen Sie wohl, daß man ſich in Ihren Pracht-Zimmern ordentlich genirt, zu rauchen?“

„Bitte, bitte, Pracht-Zimmer? Keineswegs! Nur behaglich, bürgerlich, **comfortable**! — aber freilich alles ausgeſucht, nicht ohne Geſchmack zuſammengeſtellt.

Wie gefällt Ihnen dieſe Doppel-Cauſeuſe? Erſt geſtern im Diorama gekauft.“

„Vortrefflich! In ganz Berlin habe ich noch keine ſolche geſehen!“

„Das verſteht ſich! Dann würde ich ſie auch nicht gekauft haben. Prinz Auguſt wollte ſie haben, aber ich habe ſie gleich mit Beſchlag belegt.“

„Wohl ſehr theuer?“

„15 Louisd'or! Was will das ſagen! — Nun habe ich doch auch etwas, was die andern nicht haben. Nun, was giebt's Neues, Queißchen? Waren Sie geſtern Abend im Theater? Ich konnte nicht. War als Gaſt in die geographiſche Geſellſchaft eingeführt. Ausgezeichnet feine Geſellſchaft da!“

„Fräulein Marie war auch nicht in ihrer Loge. Ich habe mich überall nach ihr umgeſehen.“

„Was wurde denn gegeben?“

„Der Seeräuber, das neue Ballet von Taglioni.“

„Schade, daß ich nicht konnte! — Wiſſen Sie wohl, daß das Ballet der großen Oper in Paris eigentlich gar keinen Vergleich gegen das Berliner aushält? Voriges Jahr habe ich erſt geſehen, wie es dort zugeht. Oeffentlich darf man das nicht ſagen, aber bei Ihnen nehme ich kein Blatt vor den Mund. Sie ſollten einmal einen großen Korreſpondenz-Artikel darüber ſchreiben. Wenn Sie ſo etwas ſagen, hat das gleich Gewicht.“

„Glauben Sie?“

„Verſteht ſich! Wenn Sie auch Ihren Namen

nicht unter Ihre Artikel ſchreiben, man kennt Sie doch heraus. Ich beneide Sie recht um Ihr Talent. Sehen Sie nur, kaufen kann man ſo etwas nicht, ſonſt hätte ich es mir ſchon längſt zugelegt. Es freut mich immer, wenn ſie ſich bei Stehely den Kopf zerbrechen, wer das wieder geſchrieben haben kann. Natürlich mache ich immer ein vielſagendes Geſicht, daß ſie wohl merken können, ich weiß, wer die ſtarken Artikel ſchreibt, und wenn ich Ihnen nicht mein Wort gegeben hätte, es nicht auszuplaudern, die Welt wüßte es längſt."

„Sie kennen die Gründe, die mich einſtweilen noch zur Anonymität zwingen. — Die Cigarre iſt wirklich vortrefflich!"

„Nicht wahr? Nun Sie eine angeraucht haben, kann ich Ihnen auch ſagen, daß ſie mich 80 Thaler koſten."

„Doch immer gentil, immer comme il faut, Herr Müller!"

„Sie ſagen das mit einem ſo ſonderbaren Lächeln. Es iſt wohl nicht recht von mir geweſen, das ich vom Preiſe geſprochen?"

„Nicht doch! Sie haben den Preis ja erſt genannt, als die Cigarre ſchon angeraucht war."

„So? Na, das iſt mir wirklich lieb! Denn ſehen Sie nur, theures Dweißchen, mit der ehrlichſten und beſten Meinung von der Welt ſtieße ich doch hin und wieder bei unſerer haute volée an. Ich möchte allen Menſchen Freude machen, ihnen nur Liebes und Gutes thun, aber die feinen Leute ſehen wahrhaftig we-

niger auf das, was man ihnen giebt, als wie man es ihnen giebt."

„Niemand weiß beſſer als ich, welch einen vortrefflichen Charakter Sie bei jeder Gelegenheit bethätigen; aber freilich, die kleinen Eigenthümlichkeiten der höhern Stände, dieſe petit riens im geſellſchaftlichen Umgange —"

„Lernt man nicht, wenn man den größten Theil ſeines Lebens nur mit Eifer auf den Erwerb gedacht hat, wollen Sie ſagen. Ja, da haben Sie leider Recht. In Bremen hatte ich mein Haus und mein Landgut, ging mit Niemand um, kannte nur mein Comptoir, kam Mittags auf die Börſe und machte höchſtens einmal einen Spaziergang auf den Wall. Ein ſolches Leben iſt ganz gut, ſo lange man noch erwerben muß, aber wenn man nun erworben hat und ſein paar Jährchen im Alter noch genießen will, da fühlt man ſich plötzlich ſo ungeſchickt und unbeholfen, möchte allen ſeinen Leuten die Kunſt ablernen, ſich gegenſeitig das Leben angenehm zu machen, macht alles Mögliche mit, aber immer fehlt einem etwas, und das Schlimmſte dabei iſt, wenn ich es am ehrlichſten und herzlichſten meine, komme ich mir am Ungeſchickteſten vor, wenigſtens laſſen es mich dann die Leute am Meiſten merken."

„Das liegt wohl nur darin, daß Jeder glaubt, Sie möchten nur geben, um zu zeigen, daß Sie genug haben, um geben zu können."

„Gott iſt mein Zeuge, daß das gewiß nicht meine

Absicht ist. Mir selbst mache ich blutwenig Freude mit all den Dingen, die mich umgeben. Sehen Sie nur da mein Rococo-Zimmer. Glauben Sie, daß ich all die geschnörkelten und verdrehten Möbel hübsch finde, daß mir die Uhren und Porzellan-Figuren, die Eckti̇sche mit drei Füßen und die altmodischen Wandleuchter Spaß machen? Aufrichtig gesagt, ich finde die ganze Rococo-Mode verrückt; aber wenn Jemand zu mir kommt, freut es ihn doch, daß ich auch ein Zimmer voll dergleichen Zeugs habe, und dann muß ich doch meine Marie so modern als möglich umgeben, denn das Mädchen ist ein Engel und verdient gewiß das beste Loos von der Welt."

„Ihre Tochter ist wirklich eines der vollendetsten weiblichen Wesen, die ich je kennen gelernt."

„Das freut mich, Durchlaucht, das freut mich. Sehen Sie, mich macht nichts in der Welt so glücklich, als wenn man mein Kind lobt. Ich sollte das vielleicht nicht sagen, weil Vaterliebe gewöhnlich für blind gehalten wird, aber weiß es Gott, das Herz geht mir gleich über, wenn man von ihr spricht. Wenn ich sie nur einmal wieder so recht von ganzem Herzen froh sehen könnte, wie sie früher war. Das melancholische Wesen ist ihr erst seit anderthalb Jahren wie angeflogen. Es ist zwar gegen den guten Ton, recht ausgelassen lustig zu sein, indessen mit mir und im Hause würde es doch nicht schaden."

„Vielleicht hat eine Neigung, ein Jugend-Eindruck, eine erste Liebe Fräulein Marie ernster, nach-

denkender gemacht. Ich gestehe Ihnen, werther Freund, daß ich den Gedanken nicht los werden kann, die eigenthümliche Scheu und Befangenheit Mariens sei eine Folge vielleicht unerwiderter, vielleicht getäuschter Neigung.“

„Gott bewahre! Das hätte mein Kind mir gewiß gesagt!“

„In dergleichen Angelegenheiten ist der Vater gewöhnlich der letzte Vertraute der Tochter.“

„Hören Sie mal, Dueißchen, da haben Sie Recht. Meine Frau hat damals auch ihren Eltern nicht eher etwas gesagt, bis wir beide schon ganz einig waren. Aber nein, nein! Ich würde doch etwas bemerkt haben.“

„Warum entzieht sie sich aber so scheu jeder Huldigung eines Mannes; warum heirathet sie nicht?“

„Ja, warum heirathet sie nicht? — Das habe ich mich auch schon oft gefragt, aber mit Marie habe ich doch bis jetzt noch nicht über so ein Thema gesprochen. Denn eigentlich denke ich mit Schrecken an den Augenblick, wo die Liebe zu einem Manne unser so zutrauliches und glückliches Verhältniß stören könnte.“

„Könnte Ihr Schwiegersohn nicht ein Haus mit dem Ihrigen bilden?“

„Ja wohl, reich bin ich genug dazu, einen Schwiegersohn anständig zu ernähren. Ja so, — ich soll ja nicht von meinem Reichthum sprechen, und Niemand anständig ernähren wollen.“

„Wie müßte denn zum Beispiel Ihr Schwiger-

ſohn beſchaffen ſein, wenn Sie ihm ihre Einwilligung mit freudiger Zuverſicht auf das Glück Mariens und die eigene künftige Behaglichkeit geben ſollten?“

„Das will ich Ihnen ſagen, Quieſchen; aber erſt trinken Sie ein Glas Rheinwein oder eine Taſſe Chokolade mit mir. Ich brauche nur zu klingeln. So! Wilhelm bring' uns mal, was ich Dir vorhin geſagt habe. — Alſo wie mein künftiger Schwiegerſohn ausſehen ſoll? Erſtens wäre es mir lieb, wenn er von Adel wäre, und wie ſich von ſelbſt verſteht, eine adliche Erziehung genoſſen hätte, denn das ſehe ich nun wohl ein, der Anſtand und der feine Ton muß ſchon von Jugend auf geübt ſein, wenn er recht kleiden ſoll.“

„Alſo von Adel?“

„Ja! das heißt, wenn Marie lieber einen Bürgerlichen nähme, wäre es mir auch recht. Dann müßte er nicht viel Geld haben, damit ich ihn ſo recht glücklich und zufrieden machen könnte. Dann müßte er irgend ein Talent für Kunſt und Wiſſenſchaft und ſchon ſeine Jugendſtreiche hinter ſich haben. Noch eins! Seine Verwandtſchaft müßte nicht groß ſein, denn ich habe immer erlebt, daß verſchwägerte Familien ſich nicht gut zuſammen vertragen.“

„Und das wäre Alles, was Sie von Ihrem Schwiegerſohne verlangten?“

„Alles! Und nicht wahr, das iſt nicht unbillig? Vorausgeſetzt nämlich, daß meine Marie ihn auch wollte.“

„Fällt es Ihnen gar nicht auf, werther Freund,

daß Ihre ganze Beſchreibung auf mich paßt, daß ich Alles das bin und habe, Alles das nicht habe und bin, was Sie verlangen?“

„Ih? — Wahrhaftig Dueißchen, das trifft ja bei Ihnen haarklein zu. — Sonderbar! — Stoßen Sie an, Freundchen, Sie ſind ein prächtiger Kerl!“

„Wenn ich nun bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter anhielte?“

„Dann kriegten Sie ſie unbedingt, notabene, wenn Marie will. — Sagen Sie einmal, iſt das Spaß oder Ernſt?“

„Das darf ich in meiner Stellung Ihnen gegenüber nicht eher ſagen, als bis ich weiß, ob die Gewährung Ihnen Ernſt oder Spaß ſein würde.“

„Den Henker auch würde es Spaß ſein! — Sie ſind der einzige junge Mann in unſerer ganzen Bekanntſchaft, mit dem ich ein Wort von der Leber weg ſprechen kann, — aber daß Sie kein Geld haben, das wußte ich bis jetzt nicht. Sie ſind doch immer ſehr noble gekleidet, machen alle Geſellſchaften mit, haben noch nie etwas von mir leihen wollen.“

„Was ich beſitze, habe ich erworben. Mein Vermögen iſt der Beruf, den ich als Schriftſteller erfülle.“

„Alſo nicht umſonſt ſchreiben Sie das Alles? — Deſto beſſer! Da iſt Halt und Dauer darin!“

„Alſo?“ —

„Alſo — ja! und von Herzen ja, wenn Marie will, denn ein vernünftiger Vater läßt ſeiner Tochter darin freie Wahl.“

„Nun, ſo darf ich Ihnen ſagen, daß Ihr Ja mich ſehr glücklich macht. Ich liebe Ihre Tochter mit der ganzen Kraft meiner Seele ſeit dem erſten Augenblicke, wo Sie mir den Beſuch Ihres Hauſes verſtatteten, liebe ſie aufrichtig und wahr, obgleich ich nie gewagt, ihr meine Gefühle zu geſtehen. Dem Geldſtolze des reichen Lebemanns gegenüber wollte der arme Adeliche ſich ſchon beim Erwachen dieſer Liebe zurückziehen, aber ich lernte Sie näher kennen, verehrter Freund, und ſchöpfte Hoffnung. Doch ſpreche ich meine Werbung um die Hand Ihrer Tochter nur unter einer Bedingung aus, die Sie der Leidenſchaft des Liebenden zu Gute halten müſſen.“

„Bedingung? — Soll ich Ihnen das einſtige Vermögen meiner Tochter gleich bei der Hochzeit auszahlen? — Von Herzen gern. Ihr werdet mich nicht darben laſſen.“

„Nicht das! — Nicht ſolcher Art iſt meine Bedingung. Der Zufall wollte, daß ich heute ſchon einmal gegen Sie meine Befürchtung ausgeſprochen, Ihre Tochter könne eine Neigung in ihrem Herzen, oder ſie früher gefühlt haben, durch welche mir die wunderbare Schwermuth ihres ganzen Weſens erklärt würde. Nur wenn ich gewiß ſein dürfte, Wahrheit, volle Wahrheit darüber von ihr zu erhalten, halte ich als ehrlicher Mann um ihre Hand an. Nur wenn ich, entſchuldigen Sie das vielleicht hart klingende Wort, ihr als Gatte nichts zu verzeihen habe, ſie nichts zu vergeſſen braucht, um meine innige Liebe zu erwiedern, bin ich

entſchloſſen, das Glück meines Lebens aus Ihren Hän=den zu empfangen.“

„Was das für Sachen ſind, Queißchen. Das klingt ja beinahe, als wenn Sie meiner Marie nicht recht trauten? — Ich ſtehe Ihnen dafür! —“

„Sie haben befohlen, lieber Vater!“ unterbrach in dieſem Augenblick die ins Zimmer tretende Marie das Geſpräch, begrüßte leicht erröthend den befangenen jun=gen Mann, legte Hut und Shawl ab und erſchien in der gerade in dieſem Jahr neueſten, ungemein kleiden=den Mode einer Palatine, welche in eleganter reicher Form den junoniſchen Körper umſchloß. Sie war in dieſem Augenblicke doppelt ſchön. Der ſonſt alabaſter=weiße Teint ihres Geſichtes war von dieſem Ausgange leicht geröthet, die dunklen Locken in reizender Unord=nung und das Auge lebhafter, erregter als gewöhnlich.

„Komm her, Marie! — Du kommſt uns gerade zur rechten Zeit. Haſt Du Luſt zum Heirathen?“

„Welche ſonderbare Frage, lieber Vater?“

„Sonderbar hin, ſonderbar her! Du biſt 19 Jahr, alſo wird es nach und nach Zeit, daran zu den=ken. Was meinſt Du, wenn ich einen Bräutigam für Dich in petto hätte —?“

„Erlauben Sie, daß ich mich entferne, werther Freund!“ unterbrach, verlegen nach Hut und Stock greifend, Herr von Queiß die Frage des Vaters.

„Nichts da! Nicht fortgelaufen! Hübſch hierge=blieben, Queißchen. Wir wollen gleich ins Klare kom=

men. Nun Marie, wie iſt es? Haſt Du Luſt, eine gnädige Frau zu werden?“

„Mein Vater!“ —

„Thue mir den einzigen Gefallen, Kind, und ziere Dich nicht. Du biſt ein ſo vernünftiges Mädchen, daß man bei Dir nicht lange Umſchweiſe zu machen braucht. — Ein junger Mann bewirbt ſich um Deine Hand. Er liebt Dich ſchon lange. Meine Zuſtimmung hat er unbedingt, und da er ſelbſt nur eine Bedingung daran knüpft, die ich mit Zuverſicht glaubte für Dich beantworten zu können, ſo fehlt nichts als Deine Einwilligung.“ —

„Wie kann ich ohne —“

„Ohne zu wiſſen, wer der Bewerber iſt, einwilligen, willſt Du ſagen. Da haſt Du Recht. — Uebrigens ſehe ich ſchon, daß wir ſo nicht zu Ende kommen. Wißt Ihr was, Kinderchen, ich laſſe Euch Beide allein, da macht es ſelber mit einander aus. Ich will, unſer Dutiß da will auch, alſo iſt Alles in der ſchönſten Ordnung. Adieu, Kinderchen! Adieu! Ich gehe hinüber in Dein Zimmer, Marie, — und warte, bis Du mich rufſt.“ —

Mit dieſen Worten war der Vater auch ſchon zur Thür hinaus, nachdem er ſeine Tochter auf die Stirne geküßt, ſich ſeelenvergnügt die Hände gerieben und dem verlegnen Dutiß vertraulich die Backen geklopft.

In eigenthümlicher Lage blieben beide junge Leute zurück. Der Vater hatte es zwar nicht deutlich aus-

geſprochen, daß Dueiß ſelbſt ſich um Mariens Hand beworben, aber der ganze Vorgang war ſo unzweifelhaft durch ihn herbeigeführt, daß Marie ſich ihm gegenüber in der peinlichſten Verlegenheit befand. — Sie hatte zwar von dem erſten Augenblick an, wo er von dem Vater ihr als Freund des Hauſes vorgeſtellt worden war, ſeine Theilnahme bemerkt, aber nie hatte er ſich ausgeſprochen, nie ſich ihr mehr genähert, als die Form geſellſchaftlichen Umganges es geſtattete, daher war ſie ſo überraſcht von der plötzlichen Erklärung des Vaters und wußte nicht, wie ſie ſich benehmen ſollte. Ihr Auge wurzelte auf dem Boden, ihre Wangen waren wie mit Blut übergoſſen und verlegen blätterte ſie in einem engliſchen Album, das in prachtvollem Einbande mit anderen Erzeugniſſen engliſcher Drawing-room-Litteratur auf dem Tiſche lag.

Eben ſo rathlos und unentſchloſſen fühlte ſich Dueiß. Ein ſo raſches Verfahren von Seiten des Vaters hatte er nicht erwartet. Er fühlte, wie unbeholfen und ſelbſt berechnend er in Mariens Augen erſcheinen mußte, da er ſich erſt an den Vater gewendet, ohne der Tochter auf irgend eine Weiſe ſeine Neigung, ſeine Wünſche verrathen zu haben. Obgleich er dies in der edelſten Abſicht gethan, da er durch ſeine Bewerbung bei der Tochter nicht Unfrieden in die ſonſt ſo glückliche Familie bringen wollte, ſo mußte er doch fürchten, daß die feinfühlende, hochgebildete und ſo rein weibliche Marie andere Motive in ſeinem

Benehmen finden oder doch wenigſtens ſuchen würde. Motive, deren er ſich ſchämen mußte. —

Lange ſchwiegen Beide, ſogar den Blick vermeidend, bis Queiß die drückende Pauſe unterbrach. —

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein Marie, wenn Ihr verehrter Vater, in überwallender Herzlichkeit und freundlicher Geſinnung für mich, Ihnen die Wünſche verrathen, die ich ſelbſt Ihnen gegenüber noch nie auszuſprechen, ja nicht anzudeuten gewagt. Nur der Zufall, die Macht des Augenblicks konnte mir ein Geſtändniß entreißen, für welches ich keine andere Berechtigung habe, als meine eigene Hoffnung. Sie ſchweigen? O laſſen Sie mich wenigſtens wiſſen, daß Sie nicht mir die Schuld dieſer peinlichen Lage beimeſſen.“ —

„Wie ſollte ich, Herr von Queiß. Sie haben bei meinem Vater um mich angehalten, und der Vater hat Ihnen geantwortet. Daß mich die Verſicherung Ihrer Neigung überraſcht, kann Sie nicht beleidigen, da bis jetzt —“

„O ſprechen Sie nicht aus! Tief fühle ich den Vorwurf in dem, was Sie mir ſagen können. Aber es iſt zu ſpät, Ihnen jetzt ſagen zu wollen, wie ich mit mir gekämpft und nach einem Entſchluſſe gerungen, einem Entſchluſſe, den heute der Zufall mir abgedrungen. Jahre lang hätte ich Ihr Haus noch beſuchen können, ehe ich die Scheu überwunden, welche mir der Gedanken eingeflößt, daß meine Bewerbung um Ihre

Hand falſch beurtheilt werden könnte. Sie ſind ſehr reich, mein Fräulein; ich habe nichts, als was ich erwerbe, und meine Geburt legt mir Bedingungen auf, denen ich mich nicht zu entziehen vermag. Da eigennützig zu erſcheinen, wo ich liebe, da verkannt zu werden, wo ich mein Leben hingeben könnte, um Sie glücklich zu machen, — das würde ich nicht ertragen.“ —

„Laſſen Sie uns aufrichtig ſein, Herr von Queiß. Genügt Ihnen die aufrichtigſte Achtung eines Mädchens, ihre Ueberzeugung, daß ſie mit Ihnen glücklich werden kann, ſo möge der Wunſch meines Vaters in Erfüllung gehen. Ihre Neigung zu erwiedern —“

„Iſt Ihnen jetzt nicht möglich. — Mein bisheriges Betragen läßt mich nichts anders erwarten. Aber darf ich von der Zukunft hoffen, darf ich von dem ſüßen Bewußtſein, ein Recht auf Ihre Hand zu haben, das Erwachen einer Neigung hoffen, die mich ſo unendlich glücklich machen würde?“ —

„Aber Kinder, wozu ſo viele Umſtände und Redensarten?“ rief jetzt der plötzlich wieder eintretende Vater — „die Sache iſt abgemacht! — Ich habe ein wenig an der Thür gehorcht, Marie hat geſagt, daß mein Wunſch in Erfüllung gehen möge. Mehr können Sie doch eigentlich nicht verlangen, Queißchen, denn die Cour haben Sie ihr doch bis jetzt noch nicht gemacht. Das wird aber ſchon kommen, wenn Ihr nur erſt Braut und Bräutigam ſeid. Na, wie iſt es? Soll ich Verlobungskarten drucken laſſen?“

„Dieſe Eile, lieber Vater!“ — —

„Haſt Recht, Marie! — Das wäre gegen den guten Ton. — Können uns ja Zeit nehmen. Aber eine Hochzeit will ich Euch ausrichten, Kinder, von der man in Berlin noch drei Jahre lang ſprechen ſoll. Sie bleiben doch gleich zum Diner bei uns? Nachmittag fahren wir zuſammen in den Thiergarten und heut Abend arrangiren wir eine kleine muſikaliſche Soirée.“

„Ich habe verſprochen, heut Nachmittag eine Freundin zu beſuchen, lieber Vater!“ —

„Ei, dann beſuchſt Du ſie einmal nicht, oder noch beſſer, unſer Ducis kann Dich ja hinbegleiten und wieder abholen.“

„Nein, das geht nicht, lieber Vater.“ —

„Das geht nicht? Warum geht es denn nicht?“ —

„Weil — weil — Nun, ſo werde ich lieber heute nicht hingehen.“ —

„Was haſt Du vor, Marie, Du ſiehſt ja ganz verlegen und verwirrt aus?“ —

„Nicht doch, lieber Vater. — Nur die Neuheit des Verhältniſſes.“

„Aha! ſteckt's da? — Ja, vor einer Stunde warſt Du noch Dein eigener Herr, hatteſt Niemand um Erlaubniß zu fragen, als mich, und Gott weiß, ich habe Dir ſtets in allen Dingen den Willen gelaſſen, und nun haſt Du plötzlich einen Bräutigam, der auch mitzureden hat, wenn Du eine Freundin beſuchen willſt.“ —

Gut, daß die frohe Stimmung des Vaters faſt

allein die Koſten der Unterhaltung trug. Waldemar und Marie fühlten ſich, obgleich ungewöhnlich erregt, doch unfähig, in den freudigen Ton des Vaters einzuſtimmen. So plötzlich auf das Engſte verbunden, waren Beide überraſcht, verlegen, und konnten in den erſten Stunden die Haltung nicht finden, deren ſie ſo ſehr bedurften. Der alte Müller ſprach gleich von ihrer Einrichtung, wie ſie ſich das Schönſte und Beſte kaufen müßten, ſprach von der Ausſteuer, wie viel er ihnen baar mitgeben würde und auf wie viel ſie wohl rechnen könnten, wenn er einſt ſtürbe. Ein Haus ſollte gebaut, auch ein Gut gekauft werden, damit das Vermögen auf verſchiedene Art zinsbar angelegt und nur theilweiſe Verluſten ausgeſetzt ſei. Waldemar und Marie ließen den Vater gewähren. Sie ließ ihre Hand willenlos in der ſeinigen ruhen, erwiederte den Druck derſelben aber nur ſchwach und faſt ſcheu, wenn das Gefühl des Glücks den Liebenden übermannte. Gern hätte der Vater geſehen, daß Waldemar ſeine Tochter beim Kopfe genommen und ihr einen herzlichen Kuß gegeben, aber gewohnt, ſich bei ſeinem jungen Freunde Raths zu erholen, wenn es die Beobachtung ſeiner Sitte und den Ton der höhern Geſellſchaft galt, wollte er ihn nicht dazu auffordern. Beim Diner ließ er Eis von Kranzler holen und trank die Geſundheit des jungen Paares in Champagner, den er aber nicht knallen ließ, weil er bei Trüchot geſehen, daß junge Cavaliere den Pfropfen ganz leiſe und ohne Geräuſch abnahmen. Das traute Beiſammenſein

an dem kleinen, auf das Eleganteſte ſervirten Tiſche, die reiche Behaglichkeit der ganzen Umgebung ließ bei Waldemar nach und nach die Zurückhaltung und Befangenheit verſchwinden und in eine friſchere lebensvollere Stimmung übergehen. Auch Marie ſchien nach und nach die ſonderbare Art zu vergeſſen, mit der ſich das neue Verhältniß ſo plötzlich angeknüpft und wurde heiterer. Mit ſichtlichem Wohlgefallen ruhte ihr Auge auf den künftigen Gatten und der Vater bemerkte mit Freude, daß ſie ſich an den Gedanken gewöhnte, ihm einſt ganz anzugehören. Schon ſchien die peinliche Stimmung, welche zu Anfang des Diners geherrſcht, ganz überwunden, da ſchlug die große Wanduhr plötzlich vier Uhr und Marie fuhr ſichtbar zuſammen. Blaß wie der Tod, wandte ſie ihr Geſicht nach der Uhr, und unſägliche Angſt malte ſich in ihren Zügen. Beſorgt ſprang Waldemar auf und der Vater holte ein Flacon ſtarkriechenden Waſſers.

„Ein Schwindel, lieber Vater! — Es iſt ſchon vorüber! Ich leide jetzt öfter an jähem Kopfweh.“ —

„Mein Gott, haſt Du denn noch nicht mit unſerm Arzt deswegen geſprochen. Dergleichen darf man nicht vernachläſſigen.“ —

„Wie iſt Ihnen jetzt, theure Marie?“ —

„Ich hoffe, die friſche Luft wird mir gut thun. Wir wollen ausfahren, lieber Vater, die Luft im Zimmer iſt ſo drückend.“

„Anſpannen, Wilhelm!“ —

III.

In der Nacht nach dem verſuchten Raubmorde in der Spandauer Straße war der Polizeirath Dunker erſt um halb drei Uhr von einer polizeilichen Recherche in dem nahen Dorfe Steglitz zurückgekommen und ſuchte kurze Ruhe nach ſchlaflos zugebrachter Nacht, als mit dem Grauen des Tages der Kaufmann Demuth ihn ſchon weckte und von dem Vorfall unterrichtete, der geſtern Abend ſeinen Oheim betroffen. Unverzüglich warf ſich der Polizeirath in die Kleider, ließ ſich unterweges Alles erzählen, was bis jetzt über das geſchehene Verbrechen bekannt geworden war, und begab ſich nach der Spandauer Straße in das Haus des alten, ſchwer darniederliegenden Moritz Friedberg, den er mit verbundenem Kopfe bettlägerig, aber bei ſo vollem Bewußtſein fand, daß er hoffen durfte, genaue Angaben zu erhalten. Ehe er indeſſen ſein Fragen begann, ſchickte er zu dem Doctor Joël, welcher dicht neben an in derſelben Straße wohnte, und verlangte von dieſem ein ärztliches Gutachten, ob die mit einer Vernehmung unvermeidlich verbundene Aufregung dem Leidenden nicht ſchaden könne. Dieſes fiel beruhigend aus, und der Polizeirath ermittelte nun aus der oft vor Schwäche unterbrochenen Erzählung Folgendes:

Einige Tage vorher war ein junger, dem Pfandleiher unbekannter Mann in den Laden getreten und hatte eine kleine eingehäuſige ſilberne Uhr für drei Thaler verſetzt. An der Uhr befand ſich ein ſchwarzſeide-

nes Band mit einem kleinen goldenen Schieber. Auf die Frage des vorsichtigen Pfandleihers nannte sich der junge Mann Lemke, sagte, daß er der Sohn des Buchbindermeisters Lemke und Goldarbeiterlehrling sei, zeigte auch den Bürgerbrief seines Vaters, der, wie der alte Friedberg sich erinnerte, aus dem Jahre 1791 oder 1792 datirt gewesen und äußerte, daß der Versatz der Uhr mit der Genehmigung des Vaters geschehe. In dem sogleich untersuchten Pfandbuche fand sich neben der Pfandnummer der Name Lemke als Quittung, denn so hatte der Mörder den Namen geschrieben. Hinsichtlich der verübten That ermittelte sich kein neuer Umstand, als der schon bekannte Hergang des Verbrechens. Der Schwerverletzte meinte jedoch, daß wenn er nicht zufällig seine Tuchmütze aufgehabt, die fürchterlichen und mit der größten Kraft geführten Schläge nothwendig hätten tödtlich sein müssen. Auf genaueres Befragen, ob er nicht angeben könne, mit was für einem Instrumente jene mörderischen Schläge geführt worden, glaubte er, daß der unbekannte Mörder sich wohl einer großen Papierscheere bedient haben könne, die gewöhnlich auf dem Ladentische liege, oder daß sie mit dem Fuß des schweren messingenen Leuchters geführt worden, da das Licht plötzlich erloschen, denn ein anderes Instrument habe jener junge Mensch nicht bei sich gehabt, wenigstens vorher nicht sehen lassen. Ueber das Wichtigste, die Person des Thäters selbst, wußte Friedberg nichts weiter anzugeben, als daß er wohl achtzehn bis zwanzig Jahre alt sein

könne, gegen fünf Fuß und einige Zolle groß und ſchlank gewachſen geſchienen, auch im Berliniſchen Dialekt geſprochen. Seine Kleidung ſei ein dunkelfarbiger Oberrock und eine Mütze geweſen, überhaupt ſein ganzes Ausſehen, namentlich das ſchmutzige berußte Geſicht, das eines Arbeiters, der von der Arbeit komme. Daß der Thäter ein Goldarbeiter ſei, glaubte der Befragte deswegen vermuthen zu können, weil er geäußert, daß er jenen kleinen goldenen Schieber am Uhrbande ſelbſt verfertigt, wenigſtens müſſe er kurz vorher ſolche Arbeit getrieben haben, durch welche das Geſicht von Rauch geſchwärzt wird. Ob irgend etwas aus dem Laden geſtohlen worden ſei, konnte Friedberg nicht angeben, da er ſich erſt durch den Augenſchein davon überzeugen, dies aber die Aerzte unter keiner Bedingung zugeben wollten.

Das war Alles, was der Polizeirath hier erfahren konnte, auch das Befragen der Tochter und des Dienſtmädchens ergab nichts Näheres. Er unterſuchte daher zuvörderſt die Localität, fand auf dem Ladentiſche, dem Pulte und dem Fußboden viele Blutſpuren, und mit Hülfe des Kaufmanns Demuth die auf dem Namen Lemke unter Nr. 7474 verſetzte Uhr noch unverſehrt in der verklebten Papierhülle, den mit Blut beſpritzten Pfandzettel und auch die von dem Pfandleiher ſelbſt vermerkte Addreſſe des Verſetzenden. Neue Grünſtraße Nr. 14. — Scheere, Leuchter, Tuchmütze und was ſonſt als Corpus delicti dienen konnte, wurden vorſichtig bei Seite gelegt, den Angehörigen em-

rfohlen, die ganze Localität unverändert bis zu der, von Gerichtswegen erfolgenden Beſichtigung zu laſſen und nun verließ der Polizeirath das Haus, meldete dem Polizeipräſidenten den Vorfall, ſo wie das Reſultat der erſten polizeilichen Unterſuchung und ging dann auf das Criminalgericht, um auch dort das Nöthige anzuzeigen.

So viele ſchwierige Fälle auch Dunker ſchon erledigt, ſo verwickelte Unterſuchungen er auch ſchon geführt, hier ſchien eine Ermittelung des Thäters, bei ſo dürftigen Indizien, faſt unmöglich. Worauf ſollte er bauen, wo den Faden anknüpfen, der zur Entwikkelung führen konnte. Sein erſter Gedanke war indeſſen, in dem als Wohnort des Verſetzenden angegebenen Hauſe, Neue Grünſtraße Nr. 14, nachzuforſchen, obgleich ihm ſeine Erfahrung wohl ſagte, daß die Adreſſe wahrſcheinlich falſch angegeben worden ſei. Zufällig hatte dort wirklich der Juwelier und Goldarbeiter Partiſch früher gewohnt, war aber ſeit einigen Wochen nach der Sebaſtians-Kirchgaſſe gezogen. Dadurch aufmerkſam gemacht, erkundigte ſich der Polizeirath bei dem noch im Hauſe wohnenden Schneidermeiſter Trenz und erfuhr, daß ein bei ihm in Schlafſtelle liegender Schneidergeſelle einen Freund habe, der Lemke heiße und dieſen zuweilen beſuche. Möglich war es nun, daß der Vater dieſes Lemke ein Buchbindermeiſter ſei, während er ſelbſt ſich entweder fälſchlich für einen Goldarbeiter ausgegeben oder auch einen Bruder haben konnte, der als Goldarbeiter bei einem Mei-

ſter arbeitete. Zunächſt war alſo dieſer Schneidergeſelle Lemke aufzuſuchen, aber eine genaue Unterſuchung ſeiner Verhältniſſe und Perſönlichkeit ergab bald, daß dieſe erſte Spur eine trügeriſche war.

Vielleicht ergab nun nähere Erkundigung bei dem Goldarbeiter Partiſch in der Sebaſtians-Kirchgaſſe das Gewünſchte. Ohne ſich einen Augenblick der Ruhe oder Erholung zu gönnen, begab der Beamte ſich dorthin, vernahm aber, daß der geachtete Bürger weder einen Goldarbeiter Lemke, noch einen Buchbinder dieſes Namens kenne, dagegen ein gewiſſer Offenheimer als Lehrling in ſeinem Hauſe lebe, auf den die allerdings höchſt mangelhaft gegebene Perſonenbeſchreibung wohl paſſen könne. Auf näheres Eingehen in den Vorfall ergab es ſich aber, daß auch hier die Spur getrogen, denn Offenheimer war ein höchſt achtbarer, moraliſch geſinnter Menſch, zu dem man ſich auf keine Weiſe der That verſehen konnte. Auch lag die Unmöglichkeit vor, denn genauere Erkundigung bewies, daß er am vorigen Abende das Haus gar nicht verlaſſen. Nun ſchien ſich jeder Faden zu verlieren, an dem ſich etwa hätte anknüpfen laſſen. Nach dem Wohnungsanzeiger exiſtirte zwar in Berlin ein Buchbindermeiſter Lemke in der Friedrichsſtraße, ein Conditor Lempke und ein Candidat deſſelben Namens. Bei ſämmtlichen Perſonen zeigte aber ſowohl der gute Ruf, in dem ſie ſtanden, als Erkundigung bei Einzelnen, daß ſie im Beſitz ihrer Bürgerbriefe waren und durchaus nichts hatten verſetzen laſſen. Bei dieſer Erkundi-

gungen ermittelte ſich indeſſen, daß früher ein mit dieſen gar nicht verwandter Buchbindermeiſter Lemke exiſtirt und in der Brüderſtraße oder Neumannsgaſſe gewohnt haben ſolle, der indeſſen ſchon längſt ſehr bejahrt und unverheirathet geſtorben war.

Hier war nun eine entfernte Wahrſcheinlichkeit, dem Bürgerbriefe und mit ihm deſſen letztem Beſitzer auf die Spur zu kommen. Nachdem Dunker in ſeiner Wohnung raſch ein Circular an ſämmtliche Pfandleiher Berlins entworfen und dieſe unter der Erzählung des Vorfalls gebeten, alle ſich etwa ergebende Verdachtsumſtände ſofort anzuzeigen, begab er ſich nach der Neumannsgaſſe und erkundigte ſich in verſchiedenen Häuſern bei den älteſten Bewohnern nach jenem längſt verſtorbenen Buchbindermeiſter Lemke. Lange waren ſeine Bemühungen vergebens, endlich wollte ſich einer erinnern, daß er in Nr. 15 der Gaſſe gewohnt und nur eine Wittwe, die Aufwärterin Kolbe, um ſich gehabt. Jetzt konnten die Polizei-Revier-Bücher nachgeſchlagen werden, und es fand ſich, daß der Buchbindermeiſter Johann Martin Lemke ſchon 1830 dort aus- und nach der Niederwallſtraße Nr. 13 gezogen ſei. Auch dort wurde nachgeſchlagen, aber der Geſuchte war bald darauf nach der Neuen Grünſtraße Nr. 15 zur Wittwe des Buchbindermeiſters Engel gezogen und dort verſtorben. Endlich war doch eine Spur ermittelt, freilich noch weitausſehend, doch aber lohnte es ſich ſchon der Mühe, hier weiterzuforſchen.

Unermüdet begab ſich der emſige Beamte nun

nach der Neuen Grünſtraße und fand auch wirklich die genannte Wittwe Engel noch in einem Hofgebäude, das in dem Durchgange von der Neuen Grünſtraße zur Jakobsſtraße ſtand. Durch lange Erfahrung vorſichtig, erkundigte er ſich aber erſt bei dem unter ihr in dem nämlichen Gebäude wohnhaften Schneidermeiſter Hackelberg, ob die Wittwe Engel Söhne habe und wer ſonſt wohl zu ihrer Umgebung gehöre. Nun erfuhr er, daß die Wittwe Engel den bei ihr geſtorbenen Buchbindermeiſter Lemke beerbt und alſo auch wahrſcheinlich deſſen Bürgerbrief noch habe, daß ſie zwei Söhne beſitze, von denen der eine Buchbinder, der andere aber Goldarbeiter-Lehrling ſei. Jetzt zeigte ſich Licht. — Die Perſonbeſchreibung des letztern hatte auffallende Aehnlichkeit mit dem Aeußern des Thäters nach den Angaben des alten Friedberg, und ſchon ſchöpfte Dunker Hoffnung. Er ſelbſt wollte nicht gleich hinauf gehen, um keine Aufmerkſamkeit zu erregen, doch bat er den Schneidermeiſter Hackelberg, ſich doch unmerklich zu erkundigen, ob die beiden Söhne jetzt zu Hauſe wären. Dies war nicht der Fall; ſie wurden aber von der Mutter bald erwartet.

Man kann ſich denken, mit welcher Ungeduld der Polizeirath dieſe Rückkehr erwartete. — Aufmerkſam beobachtete er von der Wohnung des Schneidermeiſters aus den Eingang zum Hofe und zur Wohnung, aber eine viertel Stunde verging nach der andern und Niemand ließ ſich ſehen. Endlich entſchloß er ſich, wenigſtens eine vielleicht Licht gebende Erkundigung einzuzie-

hen und händigte dem Hackelberg die von dem Pfandleiher mitgenommene Uhr ein, indem er ihn bat, damit zur Wittwe Engel zu gehen und Folgendes vorzugeben:

„Dieſe Uhr ſei ihm zu einem ſo auffallend billigen Preiſe angeboten, daß er vermuthen müſſe, ſie ſei geſtohlen worden. Dabei glaube er eine ähnliche Uhr ſchon einmal bei einem ihrer Söhne geſehen zu haben, weshalb er ſich bei ihr Raths erholen wolle.“ —

Der Erfolg dieſer Erkundigung ſchien Dunkers Verdacht gegen den Sohn der Wittwe Engel ſchon jetzt zu rechtfertigen, denn Meiſter Hackelberg kehrte mit der Botſchaft zurück, daß die Befragte die Uhr genau beſehen, auch das Innere des Werkes betrachtet und darauf erklärt, daß ſie wohl glaube, wie dieſe Uhr ihrem Sohne Auguſt gehöre, nur ein ſchwarz ſeidenes Band habe ſie nie daran bemerkt, auch den goldenen Schieber kenne ſie nicht, da aber ihr Sohn Goldarbeiter-Lehrling ſei, ſo könne er ſich dieſen wohl ſelbſt verfertigt haben.

Nach dieſer Aeußerung der Mutter wurde der Verdacht Dunkers faſt zur Gewißheit und immer peinlicher die Spannung, mit der er die Rückkehr des Sohnes erwartete. In ſeinem Intereſſe an der ſchwierigen Aufgabe hatte er faſt den ganzen Tag, von Morgens ſechs Uhr bis jetzt, es war neun Uhr Abends geworden, nichts gegeſſen, hatte nicht ausgeruht, war unaufhörlich durch Erkundigungen von einem Theil der Stadt in den andern getrieben worden, und nun kam

dieſer Auguſt Engel immer noch nicht, war vielleicht ſchon entflohen, um ſich der Verfolgung zu entziehen.

Da trat er um halb zehn Uhr in den Hof, luſtig und guter Dinge. —

Der Polizeirath ließ ihn nicht zu ſeiner Mutter hinaufgehen, ſondern trat ihm ſchon beim Eintritte in das Haus entgegen, führte den Erſtaunten in die Stube des Meiſters Hackelberg, der ſelbſt höchſt geſpannt war, was denn ſein Hausgenoſſe wohl verbrochen haben könne, daß der von allen Verbrechern ſo gefürchtete Dunker ſelbſt ſich ſo viele Mühe ſeinetwegen gebe.

„Wo haben Sie Ihre Uhr gelaſſen?“ begann dieſer die Unterredung mit jenem ernſten und doch freundlichen, ja theilnehmenden Ausdruck des Geſichts, der dieſem erfahrenen Beamten ſo eigenthümlich iſt. —

„Wo haben Sie Ihre Uhr gelaſſen? frage ich noch einmal. Sie ſind verlegen — werden blaß? — Verſuchen Sie nicht zu lügen. Ich bin der Polizeirath Dunker.“

„Ach du lieber Gott, ich habe ſie verſetzt, Herr Polizeirath!“ —

„Unter welchem Namen haben Sie die Uhr verſetzt?“ —

„Unter dem Namen, Auguſt Lemke!“ —

„Wie haben Sie ſich bei dem Pfandleiher als Lemke legitimirt?“

„Ich habe dazu den alten Bürgerbrief eines Buchbindermeiſters Lemke benutzt, der früher hier im Hauſe gewohnt hat.“ —

„Wo haben Sie dieſen Bürgerbrief gelaſſen?“ —

„Er liegt, ſo viel ich weiß, in der Stube meiner Mutter!“ —

„Und wo haben Sie Ihre Uhr verſetzt?“ —

„Bei dem Pfandleiher Simon, Neu-Cölln am Waſſer!“ —

„Lügen Sie nicht, junger Menſch! — Bedenken Sie, wer vor Ihnen ſteht. — Sie zeigten ſich bei meiner erſten Frage verlegen. — Warum das? — Noch einmal, ich will Wahrheit und nur die Wahrheit!“ —

„Aber ich habe Ihnen ja die reine Wahrheit geſagt, Herr Polizeirath! — Ich bin verlegen geweſen, weil ich die Uhr ohne Vorwiſſen meiner Mutter verſetzt, und nicht weiß, ob ich vielleicht Strafe bekomme, daß ich einen fremden Bürgerbrief benutzt — und dann erſchrak ich mich ſo, weil Sie Herr Dunker ſind. Ich habe hier den Pfandzettel in der Taſche, weil ihn die Mutter nicht ſehen ſollte. — Gewiß, ich habe die reine Wahrheit geſagt.“ —

Aufs Höchſte überraſcht von dem kindlich unbefangenen Ton, in dem Auguſt Engel jetzt geantwortet, warf der Polizeirath einen Blick auf den dargebotenen Pfandzettel und richtig — er war von dem Pfandleiher Simon, Neu-Cölln am Waſſer, ausgeſtellt. — So verſchwand denn auch dieſe Hoffnung vor den Augen des Erwartenden. — Obgleich die erſten Antworten den Verdacht bis zur Gewißheit geſteigert, obgleich ſie faſt keinen Zweifel mehr gelaſſen,

daß hier wirklich der Schuldige vor ihm ſtände, ſo warf doch dieſer Pfandzettel Alles wieder um. — Alle weiteren Fragen erwieſen die vollkommene Unſchuld des Knaben, und ſchon glaubte Dunker hier ſeine Forſchungen aufgeben zu müſſen, als er noch die Frage an ihn richtete, ob er den Bürgerbrief nicht vielleicht einmal verliehen habe. —

„Ja wohl, Herr Polizeirath! am Montag habe ich ihn dem Fritz Etlung geliehen, der mit mir bei einem Meiſter arbeitet. Er bat mich ſo ſehr darum, weil er ſeine Uhr, die er zu Weihnachten bekommen, bei dem Pfandleiher Friedberg in der Spandauer Straße verſetzen wollte.“

„Wo wohnt dieſer Etlung?“

„In der Stralauer Straße, bei ſeinem Vater.“

Trotz der freudigen Ueberraſchung, in die ſich Dunker durch dieſe plötzliche Entdeckung verſetzt ſah, änderte ſich doch kein Zug ſeines Geſichts, und in fieberhafter Unruhe, aber mit ganz gleichgültigem Ausdruck im Geſicht, fragte er weiter:

„Würdeſt Du wohl die Uhr des Etlung erkennen, wenn ich ſie Dir zeigte?“ —

„Gewiß, Herr Polizeirath! Ich habe ſie oft geſehen.“

„Iſt es dieſe?“ —

„Ja, Herr Polizeirath — das iſt ſie. — Er hatte ſie, wie er mir ſagte, für drei Thaler verſetzt.“

Nun war das Spiel gewonnen. Auguſt Engel mußte den wirklich in der Stube der Mutter liegenden

Bürgerbrief holen, der auf den Namen Johann Martin Lemke im Jahre 1791 ausgestellt war, und ohne daß der Knabe ahnete, um welch schweres Verbrechen es sich handle, nahm der Polizeirath ihn mit, um ihn sofort dem Etlung gegenüberzustellen, befehligte im Vorübergehen bei der Stadtvoigtei drei Gensdarmen zum Mitgehen, stellte, bei dem Hause in der Stralauer Straße angekommen, den einen derselben vor das Fenster der Schlafkammer des Fritz Etlung, welches August Engel ihm bezeichnet und klingelte dann. Auf die Frage, wer da sei, mußte August Engel allein antworten, und die Thür öffnete sich.

Ehe wir indessen bei dem nun folgenden Auftritte gegenwärtig sind, müssen wir uns zum Rentier Neumann wenden, der am Nachmittage dieses Tages sich wieder nach dem Wedding auf Alterthumsforschung begeben hatte. — Den ganzen Vormittag hatte er darauf zugebracht, in „Küsters Altem und Neuen Berlin" noch eine Notiz über jene Wartthürme zu suchen, aber nichts gefunden. Dann war er auf das Köllnische Rathhaus gegangen, um den Registrator und expedirenden Sekretair der Stadtverordneten-Versammlung Fidicin aufzusuchen, dem er theils von seiner Kinder-Entdeckung Nachricht geben, theils dessen Meinung, die für Berlins Geschichte eine Autorität ist, zu hören; aber er war zu spät gekommen und Herr Fidicin schon nach Hause gegangen.

Das schöne Wetter lockte ihn nun gleich nach dem Essen vor das Thor, während seine Haushälterin sich

vorbereitete, eine Betſtunde in der Wilhelmsſtraße zu beſuchen, zu welcher ſich die weiblichen Theilnehmer gewöhnlich ſchon früh einfanden, um vorher einen chriſtlichen Kaffee mit Nächſtenliebe zu genießen. Darum erhob Frau Dorothee auch nie ein Bedenken gegen die „alterthümlichen“ Spaziergänge ihres Herrn, ſondern beſtärkte ihn wohl noch darin.

Neumann hatte ſich ſo in ſein, freilich erſt ſpät begonnenes, Studium verliebt, daß er überall in den Straßen der Stadt nur das ſah, wie es ehemals geweſen und es aufrichtig beklagte, daß die Vergrößerung und Verſchönerung Berlins bald auch die letzten geſchichtlichen Spuren verwiſchen würde. — Er ſah keinen Bilderladen, kein Schaufenſter, keine der prachtvollen, palaſtähnlichen Neubauten, nur alte Thürme, Mauern, Klöſter, Hospitäler, Mühlen, Graben ſah er, wo ſie jetzt Niemand mehr ſieht. So ſchlenderte er heute über die neue Promenade die Oranienburger Straße hinunter zum Oranienburger Thor hinaus, ſah in Gedanken bei der Herkulesbrücke das alte Hornwerk, einen Theil der älteſten Befeſtigung Berlins, wo jetzt die Aktienſpeicher ſtehen, verlegte den Feſtungsgraben weiter hinaus nach der Präſidentenſtraße zu, glaubte ſich ſtatt in der Oranienburger Straße auf der alten ſandigen Landſtraße nach Spandau, und rief ſich bei der Gelegenheit alle die Orte zurück, wo die Scharfrichter von Berlin gewohnt; erſt in der Heidereutergaſſe, dann im Kalandshof, dann da, wo jetzt die Weberſtraße in die Frankfurterſtraße einmündet, dann

in der Nähe des Haakſchen Marktes und nun vor dem Oranienburger Thore. Schade, daß er nicht Schriftſteller war, er hätte vielleicht eine Topographie und Statiſtik der Berliner Scharfrichtereien geſchrieben.

Von der Chauſſeeſtraße nach dem Wedding abbiegend, ſuchte er auf den weiten ſandigen Feldern jede Terrainwelle auf, wo wohl die Warte geſtanden haben könne, und kam, wie gewöhnlich, bei dieſem Spaziergange wieder in die Nähe des Hochgerichts, das früher mitten auf wüſtem Felde geſtanden, jetzt aber von den immer weiter hinausſtrebenden Häuſerreihen des Voigtlandes faſt ſchon erreicht war. Zwei vorübergehende Bürger ſprachen von der nun wahrſcheinlich bald ſtattfindenden Hinrichtung des Schlächtergeſellen Gurlt, um deſſentwillen ein anderer, ganz ſchuldloſer Menſch Jahre lang in ſtrenger Criminalhaft geſeſſen.

„Das wird auch wohl die letzte Hinrichtung hier in Berlin ſein," meinte der eine. —

„Schade genug! — Von unſern alten ſtädtiſchen Ehrenrechten geht ſo immer eins nach dem andern verloren. Nun iſt ihnen unſer Rabenſtein auch ſchon im Wege." —

„Ja, ſie ſagen, die Hinrichtungen ſollen künftig in Spandau geſchehen. — Da haben ſie gleich ihr Depot recht nahe." —

„Das macht, unſer alter Herr kann Alles nicht leiden, was wie eine Hinrichtung ausſieht. Wißt Ihr denn ſchon, daß immer ein ganz aparter Federzug bei

der Unterſchrift iſt, wenn er ein Todesurtheil unterſchreiben muß.“ —

„Wohl nicht möglich!“ —

„Ja, mir hat es einer vom Criminal erzählt — und ich weiß es auch von Hofe. — Sie legen es ihm oft wochenlang hin, — aber immer geht er darum herum, — als wollte er nicht heran — und dann lieſt er ſelbſt immer die Akten, und wenn ſie noch ſo dick ſind, und wenn es dann gar nicht anders geht, dann unterſchreibt er erſt, aber zuletzt macht er einen Zug, als ob er die Feder vor Unmuth und Aerger zerſtampfte. — Und das iſt ein für alle Mal ſo.“ —

„Na, das braucht Ihr gar nicht beſonders zu ſagen. Bei unſerm alten Herrn iſt Alles einmal wie immer. Da ändert ſich auch kein Tippelchen in dem einmal Gewohnten, das, dächt ich doch, wiſſen wir aus Erfahrung.“ —

Die Bürger gingen vorüber. Neumann hatte aber genug von ihrem Geſpräch gehört, um ſein altes Klagelied über das Verſchwinden aller hiſtoriſchen Denkmäler aus Berlin wieder anzuſtimmen. Nach ſeiner Anſicht hätte kein Stein von irgend einem alten Gemäuer angerührt werden dürfen, und nun gar das Hochgericht, ein Platz, an dem ſich ſo viele Erinnerungen knüpfen. Unmuthig darüber nachdenkend, ſetzte er ſeine Nachforſchung an der geſtrigen Stelle fort und fand wirklich abermals einige Steine, die er aber diesmal nicht mitnahm, ſondern ſich begnügte, ſie vorſichtig unter eine Hecke des ſogenannten „dreieckigen Gar-

tens“ zu legen. So wird in jener Gegend ein wüſter Fleck, eine Art von Hohlweg genannt, der ſich zwiſchen den Sandfeldern hinzieht.

Ermüdeter noch als geſtern von ſeinem Spaziergange, kehrte er wieder bei dem Wirthe ein, der ihm geſtern von den Steinen im Fundament ſeines Hauſes erzählt, — und ihm heute ſchon bewillkommnend entgegenrief: —

„Aha! Je länger der Tag, je ſchöner die Leute. — Hat es mir doch geſchwant, daß Sie mich heute wieder beſuchen würden, werther Mann! Wie iſt es denn mit einer Weißen? Ein bischen heiß heute! Ja, ja, es geht zu Ende mit dem guten Wetter, und da meint es die liebe Sonne noch immer recht gut, damit man ſie in gutem Andenken behält. Wollen Sie nicht lieber in den Garten gehen? — es riecht hier im Zimmer ein wenig nach Taback. — Ja, das geht nicht anders, werther Mann!“ —

Das ſchäumende Bier ſtand bald vor unſerm Rentier auf dem Tiſche, und da ihm mit dem Eintritt in das Haus auch wieder der ſonderbare Vorgang eingefallen war, deſſen Zeuge er geſtern geweſen, ſo zog er es vor, in dem Zimmer zu bleiben, ſtatt im Garten den Kegelgäſten zuzuſehen, die ſchon wieder luſtig beſchäftigt waren. Diesmal war aber Niemand im Zimmer, und ſchwerlich hätte er ſich lange aufgehalten, wenn nicht derſelbe Kerl, den er geſtern das junge Mädchen die Treppe hinaufführen ſah, auf der andern Seite der Straße an der dort befindlichen Dornhecke

auf- und abgegangen wäre, als erwarte er Jemand. — Hin und wieder kam er über die Straße herüber, ſah bald durch das Fenſter, bald durch die Flurthür in das Zimmer und ſchien ſehr mißmuthig. Man konnte nicht ſagen, daß ſeine Kleidung zerlumpt oder auch nur arm war, im Gegentheil ſchien wenigſtens Weſte und Halstuch neu, aber in ſeinem ganzen Weſen prägte ſich entſchieden Gemeinheit, ja Rohheit aus, und das Auge hatte einen eigenthümlich ſcheuen, boshaften Ausdruck, der die ganze Erſcheinung zu einer ungemein abſtoßenden und widrigen machte. —

Neumann bemerkte wohl, daß jener jedesmal nach der Uhr ſah, die einförmig an der Wand hinter dem Schenktiſche ihren Takt fortpickte, wenn er ſich dem Zimmer näherte, bis er endlich rief:

„Daß Dich ein Donnerwetter! Schon halb fünf! — Haben Sie vielleicht eine Uhr bei ſich, mein Herr, und können mir ſagen, ob der verfluchte Kaſten da richtig geht?“ —

Bei dem Worte Uhr fiel dem ſchon über die Anrede erſchreckten Neumann gleich die ganze geſtrige Verſatz- und Mordgeſchichte ein, und ängſtlich den Rock zuknöpfend, meinte er: „eine Uhr habe ich zwar nicht bei mir — aber vor wenigſtens einer halben Stunde hat es auf dem Sophienthurm ſchon vier geſchlagen.“

„I ſo wollt ich doch, daß der Teufel drein ſchlüge! — So 'ne nichtswürdige Unpünktlichkeit! — Na warte! — Dich will ich ſchon kriegen.“

Vor ſich her ſchimpfend, dabei bald auf die Uhr, bald auf die Straße ſehend, ſtürzte er ein Glas Branntwein hinunter, das halb voll auf dem Tiſche ſtand, und das er ſtehen gelaſſen, um auf der Straße zu warten. In dieſem Augenblick trat ein junger Menſch in die Schenkſtube der wohl nicht der Erwartete ſein mußte; denn jener rief ihm zu:

„Na Fritze? Kommſt Du jetzt ſchon? — das iſt verdammt früh! — Vor ſieben bis acht Uhr kommt keiner von den Andern. Du haſt heute verflucht früh Feierabend gemacht. — Aber Bengel, wie ſiehſt Du denn aus?“ —

„Ich wollte nur für heute abſagen, — darum bin ich beim Vesperbrod raſch hergelaufen. Der Meiſter hat mich nach der Roſenthaler Straße zu dem Maler Reichenſtein geſchickt, und da ich einmal hier in der Nähe war, ſo wollte ich abſagen.“ —

„Warum abſagen, dummer Bengel! — Heute ſolls gerade hübſch werden; — Du kannſt was gewinnen, — heute haben ſie Alle Geld. — Aber ſage mir ins Teufels Namen, wie ſiehſt Du aus? — Blaß, wie der Tod — und blaue Lippen! — Biſt Du krank?“ —

„Muß wohl ſo gelaufen ſein. — Seit geſtern — nein, ich wollte ſagen, ſeit vorhin, habe ich ſo einen Froſt in den Gliedern.“ —

„Na, ſo ſchere Dich ins Bett! — Aber ich ſage Dir, Du wirſt es bereuen, daß Du heute nicht dabei biſt. — Scopa wird auch Mädchens mitbringen. —

Da ſollſt Du mal was erleben. Was haſt Du denn da vorn am Hemde für einen rothen Fleck?“ —

„Herr Je! es wird doch kein Blut ſein? — Nein! — ein bischen rothe Wolle. — Bei Reichenſteins lag welche auf dem Tiſche, — da wird ſie mir wohl angeflogen ſein.“

„Was kriegſt Du denn für einen himmelhohen Schreck dabei? — Und wenn es nun Blut geweſen wäre?“ —

„Ja, ich dachte nur ſo. — Man hat doch nicht gern Blut an ſich.“

„Guten Tag!“ rief ein anderer Menſch, der eben ins Zimmer trat.

„Guten Tag, Scopa! — Na wie iſt es, kommen die Mädchens?“ —

„Iſt denn Deine ſchon hier geweſen?“

„Nein! noch nicht. — Von halb vier an warte ich nun ſchon wie ein Narr auf das zimperliche Ding, aber kommt ſie wohl? Na warte, ſage ich! — Und wenn ſie mir kein Geld bringt, kann aus der ganzen Fahrt heute Abend nichts werden. — Der Fritze kann auch nicht. — Ich ſage Dir, Scopa, am Ende wird die Sache Eſſig.“

„Warum kann denn der Bengel nicht?“ —

„Siehſt Du es ihm nicht an? er hat ja das Fieber, und ein Geſicht, ſo blaß wie Weißbier.“ —

„Wird wohl etwas pexirt und ſein Meiſter ihn durchkalaſcht haben. Junge, ich ſage Dir, ehe Du

nicht Geſelle biſt, iſt nichts Ordentliches mit Dir anzufangen. Weißt Du denn ſchon, Chriſtoph, daß ſie geſtern Abend Einen abgemuckt haben?" —

„Kein Wort, ich bin heute Vormittag über Land geweſen. Wer iſt es denn geweſen?" —

„Sie haben ihn noch nicht heraus. — Bei dem alten Pfandleiher da am Molkenmarkt haben ſie eingebrochen und den Alten todtgeſchlagen." —

„Ach du lieber Gott! alſo iſt er wirklich todt?" fragte ängſtlich Fritz. —

„Bei Palandts haben ſie heute Mittag erzählt, daß er todt wäre. — Junge, gehe doch zu Hauſe. Dir iſt ja ſo ſchlimm, daß Du nicht auf den Beinen ſtehen kannſt." —

Neumann, der dieſem ganzen Geſpräche zugehört, ſah jetzt, wie der blaſſe junge Menſch auf einen Stuhl ſchwankte und am ganzen Körper zitterte. Für dergleichen Fälle war er immer vorbereitet und ſeine Briefta ſche war eine vollſtändige kleine Apotheke. Engliſch Pflaſter, Hoffmannstropfen, Elixir ad longam vitam, Pfeffermünzkuchen, Kaiſerpillen, Charpie — Alles Mögliche hatte er vorräthig, und nie ließ er eine Gelegenheit vorübergehen, wo ſeine Vorſicht bewundert werden konnte. Raſch war er daher bei der Hand, tröpfelte einige Hoffmannstropfen auf Zucker und gab ſie dem faſt ohnmächtig Daliegenden. Von dem Augenblick an, wo er ſich um den anſcheinend Kranken bekümmerte, nahmen jene beiden Männer keine Notiz mehr von ihm und ſprachen leiſe untereinander. Neumann

hörte nur noch, daß Scopa dem Chriſtoph zuredete, er ſolle doch ſelbſt zu ſeinem Mädchen gehen und Geld holen, wenn ſie es ihm nicht bringen wollte, was dieſer auch mit einem ſchweren Fluche zu thun verſprochen. Anſtatt ſich indeſſen für die Sorgfalt Neumanns zu bedanken, ſtarrte der blaſſe junge Menſch ihn nur ängſtlich an, ſprang dann plötzlich vom Stuhle auf und lief aus dem Zimmer, die Straße hinunter dem Roſenthaler Thore zu. —

Allein mit jenen beiden Männern fing Neumann an, ſich ſehr unbehaglich zu fühlen. — Raſch packte er ſeine Taſchenapotheke wieder zuſammen, wobei ſie ihm aufmerkſam zuſahen, und verließ dann, nachdem er ſein Bier bei dem Wirthe bezahlt hatte, der ſich ſeinem „werthen Manne" angelegentlich zum Wiederkommen empfahl und nicht vergaß, auf das immer mehr Mode werdende bayerſche Bier zu ſchimpfen, das Haus. Unterweges reimte er ſich das geſtrige Erſcheinen der Demoiſelle Müller in der Geſellſchaft jenes Unbekannten mit deſſen vergeblichem Warten heute zuſammen, und wurde dadurch nur um ſo neugieriger, welche Bewandniß es wohl mit dieſem ſonderbaren Verhältniſſe zwiſchen einem ſolchen Kerle und einem ſo reichen, gebildeten Mädchen haben könne. Hatte die unzufriedene Aeußerung deſſelben über das Nichtkommen Bezug auf ſie, ſo mußte auch die Drohung, ſich ſelbſt Geld holen zu wollen, ihr gelten, und wenn Neumann im Laufe des Abends nur das Müllerſche Haus beobachtete, ſo mußte ja ſein Erſcheinen dort die

Sache außer Zweifel ſtellen. — So wollte er es machen. Der ganze Vorgang ſchien ihm zu merkwürdig, als daß er nicht einmal einen Abend hätte daran ſetzen ſollen, beſonders da gutes Wetter und eine Erkältung nicht zu fürchten war.

IV.

Von der Spazierfahrt in den Thiergarten zurückgekehrt, ſaßen Waldemar und Marie allein in dem traulichen Helldunkel des Boudoirs, denn der Vater hatte ſich aufgemacht, um wo möglich einige ſeiner vertrauteſten Freunde zum Souper einzuladen, bei dem er dann die Verlobung ſeiner Tochter erklären wollte. Seine Abweſenheit war Beiden willkommen, denn ſie fühlten wohl, daß die geräuſchvolle Freude des Ueberglücklichen ein Herauskommen aus der eigenthümlichen, überraſchten Stimmung nicht zuließ. Mit der Vertraulichkeit, die das Bewußtſein der erlangten Berechtigung verräth, hatte er Marien bei der Rückkehr Hut, Palatine und Shawl abgenommen, und faß jetzt, ihre Hand in der ſeinigen, auf der Bergère.

„Iſt es mir doch immer noch wie ein Traum! — Erſt geſtern war ich feſt entſchloſſen, Ihr Haus ganz zu meiden, weil ich mich zu ſtolz fühlte, eine Abweiſung zu ertragen, und nun ſo plötzlich am Ziele aller meiner Wünſche! — Theure Marie!“ —

„Auch ich fühle mich von dem, ſeit wenigen Stun-

den ſo ganz veränderten Verhältniß befangen, ja beklemmt. — Machen Sie mir dieſe Stimmung nicht zum Vorwurf: Es iſt kein Verkennen Ihres Werths, kein Zweifel an der Zukunft, die Sie mir bereiten können, aber die Furcht, ob Sie mich auch bei näherer Bekanntſchaft Ihrer Liebe würdig finden werden?" —

„Wie können Sie Ihren hohen Werth ſo gering anſchlagen? — Mich laſſen Sie dieſe Befürchtung hegen. Glauben Sie, weil ich mich den Huldigungen nicht angeſchloſſen, die Ihnen überall geweiht werden, wo Sie nur erſcheinen mögen, daß ich Sie nicht aufmerkſam und mit der ganzen Eiferſucht eines Liebenden beobachtet? — Ueberall fand ich Sie ein Muſter jeder weiblichen Tugend." —

„Und doch knüpften Sie eine Bedingung an Ihre beſtimmte Erklärung, wenn ich anders meinen Vater heute Morgen richtig verſtanden habe. — Es muß ein Zweifel, eine Beſorgniß geweſen ſein, weil mein Vater ſie für mich beantwortet, da ich aber weder ſeine Antwort, noch Ihre Bedingung kenne, ſo iſt meine Sorge, Ihrer Liebe würdig zu ſein, wohl verzeihlich." —

„Zürnen Sie mir nicht, theure Marie, wenn ich mich freue, daß Sie ſelbſt dieſen Gegenſtand berührt. — Wie ſich unſer Verhältniß ſo raſch geſtaltet, würde ich geſchwiegen und von der Ruhe eines vertrauensvollen Zuſammenlebens die Erklärung deſſen erwartet haben, was ich Widerſprechendes in Ihnen zu finden geglaubt. — Nun aber, da Sie mich ſelbſt durch Ihre Frage berechtigen — — —"

„Sie ſollen mich aufrichtig und wahr finden, ſo weit ich aufrichtig und wahr ſein darf.“ —

„Warum ſollen Sie es gegen mich nicht ſein dürfen? — Hat der Mann, der ſein ganzes Glück in Ihrem Beſitze findet, dem Sie eine liebende Gattin ſein wollen, nicht ein Recht auf Ihr volles Vertrauen?“ —

„Gewiß, volles Vertrauen für Alles, was von heute an mein Ja Sie zu wiſſen und zu erfahren berechtigt, — wenn es nun aber nicht in meiner Macht läge, Sie auch zum Vertrauten deſſen zu machen, was früher geſchehen iſt?“ —

„Sie erſchrecken mich, theure Marie. — Was iſt — was kann geſchehen ſein, daß —“

„Vor allen Dingen nichts, was das Mädchen unwürdig machte, einſt Ihre Gattin zu heißen; und doch giebt es Dinge, Verhältniſſe, die — aber hören Sie mich ruhig an, Herr von Queiß. Gewiß iſt Ihnen der Widerſpruch auch ſchon aufgefallen, der in meinem Charakter zu liegen ſcheint. Von Natur lebensfroh, unbefangen, vertrauend, ſcheint mich oft eine ungewöhnliche Schwermuth, Scheu und Schüchternheit zu beherrſchen, welche Allen unerklärlich iſt, die mich umgeben und auch für die Zukunft unerklärt bleiben muß. — Ihnen aber, Waldemar, muß ich mehr ſagen, mehr als mein Vater weiß, als meine theure, mir zu früh entriſſene Mutter je geahnet. — Es wird mir ſchwer, Ihnen das zu geſtehen, was ich auf immer verbergen zu können glaubte, aber die Hoff-

nung, an Ihrer Seite vielleicht dem unſeligen Einfluß zu entrinnen, der mich noch zum Wahnſinn bringen würde, wenn die kräftige Hand des ſchützenden Gatten mich nicht bewahrt, giebt mir den Muth. — Noch ſind Sie nicht gebunden, noch iſt unſere Verlobung nicht öffentlich bekannt. Sie können noch zurücktreten, ohne mich zu beleidigen, wenn auch nicht, ohne mich auf das Tiefſte zu betrüben.“

„Sprechen Sie, theure Marie. — Nur Eins giebt es, was mich einen ſolchen Schritt für möglich halten läßt, und dieſes Einen ſind Sie nicht fähig. — Nein! nein! O ſprechen Sie, quälen Sie mich nicht länger!“ —

„In meinem ſechzehnten Jahre, faſt noch ein Kind, wenigſtens durch mein ganzes Weſen und meine Erziehung noch für ein Kind gehalten, lernte ich in dem Hauſe, wo ich ſchon mehrere Jahre vor der Ueberſiedelung meiner Eltern nach Berlin hier gelebt, einen jungen Mann kennen, der in dem unerfahrenen Mädchen ein leichtes Opfer für ſeine Eitelkeit zu finden glaubte. — Von auffallender Schönheit, hochgebildet, talentvoll, wußte er meine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Durch die Gelegenheit begünſtigt, näherte er ſich mir, ſendete mir Gedichte, Muſik, und beſtrickte meine Phantaſie, wie ich jetzt erkenne, faſt ſyſtematiſch. Nur zu gut gelang ihm das grauſame Spiel. Ich glaubte mich geliebt und gefiel mir in dem Gedanken einer erſten Liebe. Unbemerkt, ja unbeachtet von meiner Umgebung, blieb das ganze Verhältniß Jedermann

ein Geheimniß. Wir ſahen uns oft, bis jenes Ereigniß eintrat, deſſen Wirkungen noch jetzt mit furchtbarer Schwere auf mir laſten. Das iſt Alles, was ich Ihnen ſagen darf. Jener junge Mann iſt ſeit ungefähr anderthalb Jahren todt. Für meinen Vater hat er nie gelebt. Daß ich Ihnen das ſo ruhig ſagen, daß ich ſeines Todes ohne eine andere Regung, als der Scheu gedenken kann, möge Ihnen ſagen, ob ich ihn geliebt oder ob die jugendliche Phantaſie des eben in das Leben eintretenden Mädchens mich getäuſcht." —

„Aber jenes Ereigniß — ? — —"

„Wenn Sie nicht die Kraft in ſich fühlen, mich nie danach zu fragen, oder die Zeit vertrauend abzuwarten, wo es mir vielleicht vergönnt ſein wird, Ihnen Alles zu ſagen, dann laſſen Sie uns ſcheiden, noch kann es ohne Aufſehen geſchehen." —

„Blind vertraue ich Ihrem Worte, theure Marie. Sie ſagten, daß nichts geſchehen ſei, was für die Gattin ein Vorwurf ſein müßte. Das iſt mir genug! — Ich wiederhole meine Frage: Wollen Sie mein ſein fürs Leben?" —

„Fürs Leben!" —

Von dieſem Augenblicke an ſchien die Scheidewand gefallen, welche ſich ſeit der überraſchenden Erklärung des Vaters zwiſchen ihnen aufgebaut hatte, und als dieſer von ſeinen Einladungen zurück kam, fand er beide in vertraulicher, ja zärtlicher Stellung in dem faſt ganz dunklen Boudoir, da keiner der Bedienten

gewagt hatte, Licht zu bringen, weil ſie ſich dem ihnen ganz neuen Verhältniſſe eines Bräutigams gegenüber noch nicht zu benehmen wußten.

„Bravo Kinderchen! Das iſt recht! — Da habe ich Dir auch ſchon Dein Brautgeſchenk mitgebracht, Mariechen. Sieh einmal einen Roccocoſchmuck von Humbert. Iſt das Feinſte, was da war. — Und Ihnen, Queißchen, dieſe Buſennadel, wie ſie jetzt in England am Modernſten iſt. — Sagen Sie mir nicht nein! — Ich weiß, Sie nehmen nicht gerne etwas an, aber diesmal laſſe ich mir nicht dreinreden, meinen Schwiegerſohne werde ich doch etwas ſchenken können. Haſt Du denn Alles zum Thee in Ordnung bringen laſſen, Mariechen? Abendeſſen habe ich ſchon bei Meinhardt beſtellt.“ —

„Ich wußte ja nicht, ob Sie Jemand zu Hauſe treffen würden, lieber Vater.“ —

„Ach ſo! ſage doch lieber: und hatte ſo viel mit meinem Bräutigam zu ſprechen. — Es iſt gut, daß der Wilhelm die Lampen noch nicht gebracht hat, ſonſt könnte ein Vater ſehen, wie ſeine Tochter roth wird. — Sie kommen Alle, Kinder, Wagners und Fiſchers. — Moſer war noch nicht zu Hauſe. — Ich habe ihnen aber noch kein Wort geſagt, weil ich ſie nicht um die Ueberraſchung bringen wollte. — Das wird ein Erſtaunen geben! Sagt einmal, Kinder, ich habe mir das ſchon unterweges hin und her überlegt. — Soll ich Euch eine große Hochzeit ausrichten, oder wollt Ihr

Euch auf moderne Art blos trauen laſſen und gleich verreiſen?“ —

„Darüber ſoll Marie beſtimmen!“ —

„Na, dann weiß ich ſchon im Voraus, wie es wird! — Meine Tochter bleibt gewiß keinen Augenblick länger hier, als es durchaus nöthig iſt. Was hat das Mädchen mich ſchon gequält, daß ich in eine andere Stadt mit ihr ziehen ſoll. — Seit dem Tode meiner Frau gefällt ihr Berlin gar nicht mehr — und ich ſage es Ihnen vorher, Queißchen, Ihnen wird ſie auch keine Ruhe laſſen. Wenn ich nicht durchaus in Berlin bleiben wollte, ſie hätte mich ſchon längſt in die Schweiz, oder an den Rhein, oder nach Wien perſuadirt. Aber mich bekommt Ihr hier nicht fort, wo ich geboren bin, will ich auch ſterben. Reiſen iſt ganz gut — aber im Sommer; im Winter iſt es doch nirgends hübſcher als hier in Berlin.

In dieſem Augenblick brachte der Bediente zwei große Aſtral-Lampen und meldete, indem er ſie auf den Tiſch ſetzte:

„Gnädiges Fräulein, Sie möchten doch mal herauskommen, es iſt Jemand da, der mit Ihnen zu ſprechen wünſcht.“ —

„Wahrſcheinlich der Koch von Meinhardts. Ich habe dort beſtellt, daß er fragen ſollte, was Du zum Souper haben willſt.“ —

„Nein, gnädiger Herr, es iſt ein anderer Menſch. Er meint, das gnädige Fräulein wüßten ſchon, was er wollte.“ —

„Es iſt doch kein Liebhaber, ſagte jetzt lachend der Vater, der käme zu ſpät. Wir haben ſchon einen Bräutigam hier — und der würde ſich dergleichen doch verbitten. — Aber ſieh mal, Mariechen, wie blaß Du wieder biſt. Seit die Lampen im Zimmer ſind, bemerke ich das erſt; Du biſt doch nicht unwohl?“ —

„Nicht doch, lieber Vater. — Wo iſt der Menſch, Wilhelm?“ —

„Auf den Flur ſieht er, gnädiges Fräulein, ſoll ich ihn ins Entrée führen?“ —

„Nein, laß nur, ich komme ſchon!“ —

Waldemar blieb mit dem Vater allein. — Mariens Hand hatte in der ſeinigen geruht, als der Bediente jene Meldung brachte und er hatte gefühlt, wie ſie darüber erſchrak. — Wer konnte der Menſch ſein, der ſich erdreiſtete, ſie herausrufen zu laſſen? — Warum ließ ſie ihn nicht hereinkommen? — In Gedanken verſunken, hörte er nicht auf das, was der Vater ſagte; ſeine Augen wurzelten auf der Thüre, durch welche Marie hinausgegangen, ſein Ohr ſpähete nach jedem Geräuſch im Vorzimmer, und gern hätte er das Zimmer verlaſſen, um vielleicht durch einen Blick zu überſehen, was Marie ihm offenbar verheimlichen wollte. — Seine Ungewißheit dauerte indeſſen nicht lange, denn nach kaum fünf Minuten kam Marie zurück und bat den Vater, ob er ihr nicht vier Louisd'ors geben wolle. —

„Ja, mein Töchterchen, die ſollſt Du haben, aber wozu denn?“ —

„Das iſt mein Geheimniß!“ erwiederte ſchmeichelnd, aber mit einem ſchlecht gerathenen Lächeln, Marie — „Du fragſt ja ſonſt nie, wozu ich Geld brauche!“

„Da haſt Du auch wieder Recht; daß Du es gut anwendeſt, davon bin ich überzeugt. Meine Autorität über Dich hört ja nun auch bald auf. Künftig läßt Du Dir von Deinem Manne Geld geben. — Da, mein Kind, haſt Du vier Louisd'ors. Nun ſorge aber auch für Thee — und laſſe das ganze Silberſervice herausſetzen und die goldenen Theelöffel. Wagners müſſen gleich kommen.“

Marie, hatte das Geld empfangen, aber ſichtlich vermieden, Waldemar dabei anzuſehen. Jetzt ging ſie hinaus und die beiden Männer blieben wieder allein. Der Vater mochte wohl bemerken, daß Waldemar verwundert ſchien und ſagte erklärend:

„Sie wundern ſich wohl, Dueißchen, daß Marie ſich Geld von mir geben läßt, wenn ſie was braucht? — Sehen Sie, das iſt ſo eine Eigenheit von mir. Erſtens macht es mir Vergnügen, ihr jeden Wunſch an den Augen abzuſehen, ſo daß ſie gar nicht auf die Idee kommt, ſich ſelbſt etwas zu kaufen, und zweitens halte ich es für ganz gut, wenn die Frauenzimmer ſchon früh daran gewöhnt werden, daß ſie eigentlich kein Geld haben, ſondern Alles vom Vater oder vom Manne erbitten müſſen. Das hat mir die Autorität in meinem Hauſe aufrecht erhalten und auch Sie werden es mir künftig einmal Dank wiſſen. — Meine Marie iſt

ein reiches Mädchen, aber Geld hat ſie nie. Wenn ſie etwas braucht, muß ſie mir es ſagen. — Ich ſchlage es ihr nicht ab, das können Sie mir ſchon glauben, aber ſelbſt darüber disponiren, darf ihr gar nicht in den Sinn kommen.

„Eine ſonderbare Methode!“ —

„Aber brauchbar, das kann ich verſichern. Sehen Sie, Dueißchen, Sie werden den Vortheil davon haben, denn nie wird es ihr einfallen, Sie in der Ehe fühlen zu laſſen, daß ſie Ihnen das Vermögen zugebracht. Ach ja ſo! — Na, nehmen Sie es nur nicht übel. Ich habe es nicht böſe gemeint. Sie können doch nichts dafür, daß Sie kein Geld haben. Ich will auch kein Wort mehr davon ſagen. Wenn ich auch nicht mit Redensarten delikat bin, ſo hoffe ich es doch in der That zu ſein. Von ihrer Mitgift erfährt meine Marie kein Wort, damit ſie nie glaubt, ſie habe etwas, was ihrem Manne nicht gehört, wie dies wohl hin und wieder zu geſchehen pflegt.“ —

„Marie bleibt lange, was mag ſie nur vorhaben?“ —

„Das weiß ich nicht. — Frage auch gar nicht darnach; denn in dem Punkt habe ich mir das Fragen ganz abgewöhnt. — So offen und zutraulich ſie ſonſt iſt — über ihr Thun und Laſſen, Ausgehen und Beſuche bekommt man nichts aus ihr heraus.“

Waldemar fühlte ſich ſonderbar verſtimmt. — Nach dem, was die Geliebte ihm geſagt, glaubte er kein Recht zu haben, ſie um Aufklärung deſſen zu fragen,

was ihm auffiel. Er hatte ihr Vertrauen gelobt, hatte es mit der vollen Ueberzeugung gethan, ihr vertrauen zu können, und doch — — Was konnte sie jetzt noch vor ihm verheimlichen wollen? Wenn er auch ihren Willen ehrte und das Vergangene unerforscht ließ, so durfte sie doch von dem Augenblicke an, wo ihr Verhältniß öffentlich bekannt werden sollte, seinen Blicken nicht mehr auszuweichen suchen; und das hatte sie gethan, — obgleich hinter schmeichelnder Liebkosung des Vaters verborgen.

Als Marie zurückkehrte, war sie so beschäftigt mit dem Ordnen des Theetisches, und der Vater so gesprächig, daß sich keine Gelegenheit fand, eine Frage anzuknüpfen. Doch mußte sie die Verstimmung Waldemars bemerken; denn wie hingeworfen, erwähnte sie flüchtig, daß sie, als Mitglied eines Frauen-Vereins für mehrere Kinder-Warteschulen, einer unglücklichen Familie im Voigtlande heute eine bedeutende Unterstützung habe zukommen lassen, und diese wenigen Worte genügten, um Waldemars Mißtrauen verschwinden zu lassen. Im Herzen bat er ihr das Unrecht ab, ihr nicht unbedingt geglaubt zu haben, und nichts störte den übrigen Abend hindurch das traute Verhältniß zwischen den Liebenden.

Zum Thee erschienen die eingeladenen Freunde, und obgleich es dem Vater fast das Herz abdrückte, nicht gleich beim Eintritt jedem die Verlobung seiner Tochter anzukündigen, so bezwang er sich doch bis zum Souper, bei welchem kein anderer Wein als Champagner

ſervirt wurde, und das erſte Glas erhebend, rief er mit vielſagender Miene:

„Auf das Wohl des jungen Brautpaars unter uns! Herr Waldemar von Queiß und Fräulein Marie Adelaide Müller!“

Während dies im Hauſe vorging, wanderte Rentier Neumann von ſeinem Obſervationspoſten vor dem Hauſe nach der Altſtadt zurück. Er hatte wirklich jenen Menſchen, den er nun zweimal im Voigtlande geſehen, in der Behrenſtraße getroffen, hatte bemerkt, wie er in das Müllerſche Haus gegangen und bald darauf wieder zurückgekommen war. Jetzt war kein Zweifel mehr. Das Mädchen, deren Erſcheinung in ſo ungewohnter Umgebung ihm aufgefallen, war die Tochter des reichen Müller, und ſein Entſchluß, den Vater zu warnen, ſtand feſt. — Nachdenklich ſchlenderte er bis zum Nicolai-Kirchhof, wo er heute bereits von den übrigen Stammgäſten ſehnlichſt erwartet wurde. Obgleich voll von dem, was er Wichtiges entdeckt zu haben glaubte, ſprach er doch den ganzen Abend über nicht davon. — Freilich, hätte ihn Jemand darnach gefragt, ſo würde er ſeinem Vorſatze ſchwerlich treu geblieben ſein; denn Vorſicht und Geſchwätzigkeit lagen bei ihm ſtets im Kampfe miteinander.

Zwei Themata waren heute beſonders an der Tagesordnung. Bis die ſämmtlichen Stammgäſte an dem runden Tiſche vor dem grünen Ofen ſich zuſammengefunden, wurde kein ordentliches Geſpräch angefangen; es handelte ſich um Wetter, Marktpreiſe, To-

desfälle, Krankheiten und hin und wieder wurde auch wohl ein neuer Witz erzählt, aber wie aus Instinkt hüteten sich Alle, sogenannte „große Fragen" früher zur Verhandlung zu bringen, als bis Alle beisammen waren. Neumann war heute der letzte. — Sein „guten Abend" wurde mit einigen Bemerkungen über zu spät kommen erwiedert, und der Geheime Registrator Schwendike riskirte sogar eine seiner gewöhnlichen witzigen Fragen, ob Neumann vielleicht sich bei einem hübschen Mädchen verspätet, die von den Hörern mit Gelächter, von Neumann aber mit dem stolzen Selbstgefühl beantwortet wurde, daß Schwendike ihn dessen überhaupt noch für fähig halte.

„Na, meine Herren, werden Sie sich denn auch die neue russische Batterie ansehen, die nun nächster Tages nach Berlin kommen wird?"

„Eine russische Batterie? Wie geht denn das zu?"

„Der Kaiser hat unserm alten Herrn eine geschenkt, damit sich unsere ein Muster daran nehmen sollen." —

„Na na! Herr Geheimer Registrator! Muster nehmen? — Auch noch! — Ich denke, unsere Kanonen werden wohl eben so gut sein, wie die russischen. Wird gewiß einen andern Grund haben."

„Nein, nein! das ist ganz gewiß. Schenken thut man nur etwas, was man besser hat, als der Andere, sonst macht ja auch das Geschenk dem Empfänger gar keine Freude, wenn er es selbst schon eben so gut hat." —

„Da wird ſich unſer Prinz Auguſt ſchwer ärgern. In ganz Europa gilt er für den erſten Artillerie-General, und die Offiziere kommen aus fremden Ländern weit her, um ſich unſere Kanonen zu beſehen, und nun ſollen die Ruſſen es mit einemmale beſſer verſtehen — ! —

„Wahrſcheinlich kommt das noch von Kaliſch her, wo vor drei Jahren die ruſſiſche und die preußiſche Artillerie zuſammen exerzirt hat.“ —

„Das iſt wohl möglich! Freue mich übrigens recht darauf, wieder einmal ruſſiſche Soldaten zu ſehen. Seit 1815 ſind keine in Berlin geweſen.“

„Zum Beſuch laſſe ich ſie mir gefallen, aber ſonſt kann ich gerade nicht ſagen, daß ich gern die Ruſſen hier hätte. Hoffentlich erleben wir das nicht mehr. — Mein Vater erzählte immer noch vom ſiebenjährigen Kriege her, wie ſie hier gewirthſchaftet haben.“—

„Aber was wollen ſie denn mit der Batterie anfangen, wenn ſie nun hier iſt?“ —

„Vielleicht werden die Kanonen im Thiergarten aufgeſtellt, wie im Luſtgarten in Potsdam, da ſtehen auch ſolche Kanonen, ich weiß aber nicht, was für eine Bewandniß es eigentlich damit hat.“ —

„Das iſt eigentlich eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit. Unſer alter Herr hat ſie dort aufſtellen laſſen, damit man ſehen kann, wie die Kanonen von uralten Zeiten her bis jetzt ſich verändert haben. Da ſind welche aus dem dreißigjährigen Kriege und auch vom großen Kurfürſten bis auf die, wie ſie jetzt ausſehen.

Eigentlich gehören ſie in die Kunſtkammer, wo noch mehr ſolche alte Merkwürdigkeiten ſind, aber ſie haben ſie nicht drei Treppen hoch transportieren können, darum ſind ſie nach Potsdam gekommen.“ —

„Alſo hiſtoriſch ſind die Kanonen, fragte jetzt Neumann.“ —

„Gewiß, ich glaube ſie haben auch die faule Grete dabei, die in alten Zeiten gegen die Quitzows, die Rochows, die Puttlitze und alle die Andern gebraucht wurden.“ —

„I Gott bewahre, die ſteht ja bei der neuen Wache, da wo die Wachparaden-Muſik iſt. — Nicht wahr, Neumann?“ —

„Erlauben Sie, meine Herren, das ſind keine brandenburgiſche Kanonen, das ſind franzöſiſche Kanonen, die erobert worden ſind. Was die faule Grete betrifft, ſo weiß man nicht, wo die hingekommen iſt. Wird wohl vor lauter Faulheit alle geworden ſein.“

„Warum heißt ſie denn eigentlich die faule Grete, Neumann, Sie wiſſen ja mit ſolchen alten Geſchichten Beſcheid.“

„Weil ſie ſo ſchwer war, daß man ſie faſt gar nicht von der Stelle bringen konnte.“ —

„Wird wohl ſeine Urſachen gehabt haben, in unſern Sandwegen in der Mark iſt jede Kanone ſchwer.“

„Sie wurde damals von Friedrich I., das heißt nicht dem Könige, ſondern dem Kurfürſten, gegen die Schlöſſer der rebelliſchen Adeligen gebraucht, und war

auch eigentlich die einzige Urſache, daß die Hohenzollernſchen Fürſten die Marken bekamen.“ —

„So was erlebt man doch heut zu Tage nicht mehr, daß die Adeligen Rebellion machen.“

„Rebellion kann man es wohl nicht eigentlich nennen, was ſie damals gemacht haben, das habe ich neuerlich von einem Profeſſor auseinanderſetzen hören, und der machte das Ding ganz klar. Die Quitzows, und die Rochows, und die Puttlitze meinten es eigentlich ſehr gut mit unſerm Vaterlande; denn ſie hatten es mit anſehen müſſen, wie wohl hundert Jahre lang die Mark Brandenburg immer pfandweiſe von einer Hand in die andere ging, und Einer regierte ſie immer ſchlechter als der Andere, beſonders der Jobſt von Mähren, der damals das Land ganz niederträchtig behandelte. Nun kam mit einemmale ein Burggraf von Nürnberg, von dem die märkiſchen Adeligen in ihrem ganzen Leben nichts gehört hatten, der hatte dem Kaiſer Geld geliehen und dafür Brandenburg als Pfand bekommen. Nun wollte er haben, daß ihm alle Städte und alle Ritter huldigen ſollten, — aber die hatten das ewige Verpfänden und Huldigen ſatt und wollten ſich die bisherige ſchlechte Behandlung nicht mehr gefallen laſſen. Da gab es denn Krieg.“

„Kurfürſt Friedrich hatte doch aber Recht.“ —

„Ja, er hatte Recht, aber die Marken hatten auch Recht.“ —

„Das paßt nicht zuſammen, und dann hätten

die Quitzows doch auch bedenken ſollen, daß Friedrich ein guter Regent war.“ —

„Ja, das konnten ſie doch damals noch nicht wiſſen. Wir wiſſen wohl, daß er nachher gut regierte, daß er der Stammvater unſerer Kurfürſten und Könige war, und daß wir uns gratuliren können, ſolche Landesherren gehabt zu haben, aber das wußten die Quitzows doch nicht. Sie hörten nur, daß ſie wieder einen fremden Herrn bekommen ſollten, der blos für Geld die Marken an ſich gebracht hatte, und als ſie ſahen, daß er keinen Spaß verſtand, und ihnen ernſtlicher zu Leibe ging, als alle früheren Pfand-Inhaber, da dachten ſie gerade erſt recht, daß ſie ſich das nicht gefallen laſſen müßten und wehrten ſich bis auf den letzten Mann.“

„Nein, Kinder, wenn ich ſo etwas höre, dann freue ich mich doch immer, daß wir nicht mehr in ſolchen Zeiten leben. Das muß ja ſchauderhaft zugegangen ſein, und Stadtverordnete hatten ſie damals auch noch nicht.“ —

„Sagen Sie mal, Herr Geheimer Regiſtrator, haben Sie denn etwas Näheres von der engliſchen Sängerin gehört, wie heißt ſie doch gleich?“

„Sie meinen die Clara Novello? — Na, der haben ſie geſtern in der Zeitung ordentlich die Meinung geſagt. — Rellſtab verſteht in ſo etwas keinen Spaß.“ —

„Ich bin eigentlich nicht recht klug daraus geworden. Wie hängt denn die ganze Geſchichte zuſammen?“ —

„Sehen Sie nur, meine Herren, dieſe engliſche Miß macht jetzt ſo, was man ſagt, Furore hier, und da ſollte nun für einen jungen Componiſten, der ſchon den Preis auf der Akademie gewonnen hat, ein Concert gegeben werden, damit er ſich in Italien in ſeiner Kunſt noch mehr ausbilden könne. Unſere hieſigen Künſtler ſagten ihm auch gleich ihre Unterſtützung zu, aber die Demoiſelle Novello verlangt 400 Thaler, wenn ſie eine Arie ſingen ſoll, — ſonſt thäte ſie es gar nicht.“ —

„Das iſt ja ausverſchämt! — Sage ich doch! — ſolche fremde Menſchen ſchleppen alles Geld aus dem Lande weg.“ —

„Erlauben Sie einmal, meine Herren, wenn's weiter nichts iſt, als daß ſie 400 Thaler fordert, ſo iſt die Sache nicht ſo ſchlimm, aber wenn man ſie ihr giebt, dann wäre es ſchlimm! — Sie wird eingeladen, damit ſie durch ihren Geſang das Publikum anzieht; — nun iſt in England einmal die Sitte, daß ſich jeder Künſtler bezahlen läßt — und da hat ſie ganz Recht, daß ſie etwas fordert; — freilich, 400 Thaler, das iſt ein bischen grob!“ —

„Aber ſie hätte doch den guten Zweck bedenken ſollen!“ —

„Wenn ſie den nun aber nicht bedenken will. Man kann doch keinen Menſchen zwingen, wohlthätig zu ſein.“ —

„Freilich, das iſt auch wieder wahr. Die Zeitungen laſſen ſich die Inſertions-Gebühren, die Fuhr-

leute die Wagen, der Drucker die Zettel und jeder seine Arbeit bezahlen, warum soll die englische Miß sich nicht auch bezahlen lassen?" —

„Es ist aber doch Unrecht. — Sie hätte sich ein Beispiel an unsern Sängern und Schauspielern nehmen sollen. Die sind überall dabei, wo es gilt, etwas für einen wohlthätigen Zweck zu thun."

„Hören Sie mal, da haben Sie Recht. Das habe ich mir noch gar nicht von der Seite überlegt. Eigentlich sind die ja viel wohlthätiger, als alle Anderen, denn da ist ja fast keine Stiftung, kein Unglück, wo die nicht das Geld dazu verdienen helfen. Alles, was recht ist. — Die Leute thun wahrhaftig, was in ihren Kräften steht." —

Das war so ziemlich der Hauptinhalt der Verhandlungen dieses Abends unter den Stammgästen des Nikolai-Kirchhofs, wenigstens waren es die neuesten Begebenheiten des Tages, die besprochen wurden, und zur gewöhnlichen Zeit brach einer nach dem andern auf, um nach Hause gehen. Neumann hatte kurz vor dem Aufbrechen auch von dem Mordversuch erzählt, der in ihrer so unmittelbaren Nachbarschaft geschehen, und ging deshalb noch mit zweien seiner Bekannten nach dem Molkenmarkt, um ihnen die Lokalität zu erklären. Obgleich noch nichts Näheres über den ganzen Vorfall bekannt geworden war, so hatte es doch nicht an Gerüchten und Vermuthungen aller Art gefehlt, so daß jeder etwas anderes und Schrecklicheres zu erzählen wußte. Indem sie noch das Haus an der Ecke

der Spandauer Straße betrachteten, wo der Mordanfall geſchehen war, bemerkten ſie aus der Stralauer Straße drei Gendarmen kommen, die einen Menſchen in ihrer Mitte hatten und ihn nach der Stadtvoigtei zu führten. Neugierde lockte ſie näher, und als Neumann den Gefangenen bei dem hellen Scheine einer Gaslaterne ſah, rief er plötzlich aus:

„Das iſt ja derſelbe junge Menſch, den ich heute im Voigtlande geſehen.“

Kaum waren dieſe Worte heraus, als einer der Gendarmen ſtill ſtand, auf den Sprechenden zuging und höflich fragte:

„Kennen Sie den jungen Mann, mein Herr?“

„Das heißt, kennen thu ich ihn nicht — aber ich habe ihn heute zufällig in einem Wirthshauſe geſehen.“ —

„In welchem Wirthshauſe, wenn ich fragen darf?“ —

„Wie es heißt, kann ich Ihnen nicht ſagen, Herr Wachtmeiſter, aber der Menſch ſchien dort in ſehr ſchlechter Geſellſchaft zu ſein.“ —

„Darf ich Sie um Ihre Addreſſe bitten, mein Herr!“ —

„Mit Vergnügen, Neumann, Rentier.“ —

„Ach, ich weiß ſchon, Papenſtraße —“

„Ja wohl! — Ich werde aber doch keine Ungelegenheiten davon haben, daß ich den Menſchen kenne?“ —

„Nicht im Geringſten. Koſten werden dadurch unter keinen Umſtänden verurſacht.“

Der Gendarm empfahl ſich höflich, und bald war der Gefangene mit ſeiner Bedeckung in dem Thorwege der Stadtvoigtei verſchwunden. —

„Neumann, Neumann, rief jetzt der Geheime Regiſtrator Schwendike, reitet Sie denn der Teufel, daß Sie ſich in ſolche Geſchichten miſchen? Sie werden ſchönen Aerger davon haben, Termin über Termin.“

„Meinen Sie, Schwendike? — Ja aufrichtig, ich weiß ſelbſt gar nicht recht, wie ich dazu gekommen bin. — Seit ein paar Tagen muß mich der Henker überall haben, wo etwas los iſt. Na, ich ſage doch!“ —

„Gute Nacht, gute Nacht! — So ein Krakkehler, wie der Neumann, lebt gar nicht mehr.“ —

„Ich ein Krakkehler? O Gott! — Alles, nur dieſes nicht! — Gute Nacht!“ —

V.

Wir verließen den Polizeirath Dunker in dem Augenblicke, wo ihm die Wohnung geöffnet wurde, in welcher er nach den bisherigen Ermittelungen mit großer Wahrſcheinlichkeit den Urheber jenes räthſelhaften Mordverſuches finden mußte. Fritz Etling, der zweite Sohn des allgemein geachteten, rechtlichen Hauseigenthümers und Kaufmanns wurde ſchlafend im Bette gefunden und der Polizeirath befahl ihm, ſich ſofort

anzukleiden, weil er ihn allein zu ſprechen habe. Mit einem ängſtlichen Schrei erwacht, als er den Polizeirath vor ſich ſah, zitterte er heftig und bemühte ſich umſonſt, mit dem Ankleiden zu Stande zu kommen, als ſchon der beſtürzte Vater in die Stube trat und fragte, was mit ſeinem Sohne vorgangen ſei.

„Erlauben Sie, daß ich erſt einige Worte mit Ihrem Sohne rede, und ängſtigen Sie ſich nicht vor der Zeit, vielleicht iſt das Ganze nur ein Mißverſtändniß.“ —

„Menſch, was haſt Du gethan, wendete ſich nun der unglückliche Vater zu ſeinem Sohne, Du mußt ein ſchweres Verbrechen begangen haben, daß Du bei nachtſchlafender Zeit von dem Herrn Polizeirath ſelbſt abgeholt werden ſollſt. Habe ich ſolche Schande um Dich verdient?“ —

„Ich weiß gar nicht, was ich gethan haben ſoll, Vater!“ —

„Junger Mann,“ redete ihn jetzt der Polizeirath an, „vergebens ſuchen Sie die Angſt zu verbergen, die Ihnen meine Erſcheinung einflößt. Sie wiſſen nur zu gut, warum ich gekommen bin. Sein Sie aufrichtig, bekennen Sie Ihrem vortrefflichen Vater, was Sie gethan. — Mildern Sie durch Offenheit und Aufrichtigkeit die Schwere Ihrer Schuld.“

„Ach Gott! ach Gott! lieber Vater, ich werde abgeholt, weil ich einen Menſchen erſchlagen habe. — Bei dieſen in der höchſten Aufregung ausgeſtoßenen

Worten ſank Fritz auf das Bett zurück und verbarg laut ſchluchzend ſein Geſicht in die Kiſſen.

Wie vom Donner gerührt, ſtand der unglückliche Vater da. Vergebens drang er in ihn, ihm zu ſagen, was denn eigentlich geſchehen ſei, aber er brachte nichts anderes aus dem Weinenden heraus, als den wiederholten Ruf: „Ich habe einen Menſchen erſchlagen!“

Der Polizeirath, der wohl wußte, daß in ähnlichen Fällen die Gegenwart anderer Perſonen hindernd auf die Ermittelung der Wahrheit einwirkt, unterbrach jetzt den Vater, als er ſeinem Sohne Vorwürfe machte, ihm vorhielt, wie oft er ihn gewarnt, wie jener alle Ermahnungen gering geachtet, wie das nun die Folgen ſchlechter Geſellſchaft wären, und führte den ſchon geſtändigen Verbrecher allein in das anliegende Comptoir, wo es ihm gelang, in unglaublich kurzer Zeit das vollſtändige Geſtändniß zu erlangen, welches ſpäter der Criminalunterſuchung zu Grunde gelegt wurde und ſich in allen ſeinen Punkten beſtätigte. — Aufs Neue bewährte hier der verdiente Beamte den Ruf ſeiner Geſchicklichkeit, indem er den ganzen Thatbeſtand in folgende Ueberſicht zuſammenfaßte.

Johann Friedrich Etlung, zur Zeit der That funfzehn ein halb Jahre alt, war von ſeiner Jugend an von ſeinen rechtſchaffenen Eltern ſtets gut erzogen und zum fleißigen Beſuche der Schule angehalten worden. Erſt im Sommer des Jahres 1838 war er zum Goldarbeiter Grawe in die Lehre gekommen und hatte in den Feierſtunden, die von den Eltern nicht beaufſichtigt

werden konnten, ſchlechte Bekanntſchaften gemacht. Von dieſen zu Vergnügungen aufgemuntert, hatte er vor einigen Wochen zwei Thaler unterſchlagen, mit denen ihn ſein Lehrherr zu dem Maler Reichenſtein in die Roſenthaler Straße geſchickt, der dies Geld für gemalte Thürſchilder zu fordern hatte. Aus Furcht, daß dieſe Unterſchlagung bald entdeckt werden würde, verſetzte er ſeine Uhr bei dem Pfandleiher Friedberg, deſſen Schild er oft im Vorübergehen bemerkt. Um das zu können, lieh er ſich von ſeinem Mitlehrling jenen Bürgerbrief, gab ſich für den Sohn eines Buchbinders Lemke aus und erhielt drei Thaler auf die Uhr. Da ſein Großvater die Gewohnheit hatte, Abends ſeine Uhr mit der ſeines Enkels zuſammen beim zu Bette gehen in einem Spinde aufzuhängen, ſo erfuhr dieſer bald, daß er die Uhr nicht mehr habe, worauf er ihm drohte, Alles dem Vater zu ſagen, wenn Fritz ſie nicht wieder herbeiſchaffe. In der Angſt, von ſeinem Vater, der ſtreng auf Ordnung hielt, beſtraft zu werden, kam er auf den Gedanken, dem alten Pfandleiher die Uhr mit Gewalt wieder wegzunehmen, und ihn, im Falle er ſich widerſetze, todtzuſchlagen, weil dann bei der Abgelegenheit der Pfandleihe, der Schwäche des alten Mannes und durch den falſchen Namen des Bürgerbriefes es doch Niemand erfahren würde, daß er es geweſen ſei. Dieſer fürchterliche Gedanke reifte bald zum Entſchluß, als er jene Kerle, zu denen er ſich hielt, ſo leicht über einen Mord ſprechen, ja ſcherzen hörte, und er nahm aus dem Keller ſeines Vaters eine

Brechſtange, die er ſich ſchon früher ausgeſucht, um einen Diebſtahl bei dem Butterhändler Krug auszuführen, zu dem ihn jene Gauner verführt. Mit dieſer Brechſtange unter den Rock geknöpft ging er nun in das Haus des alten Friedberg und vollführte jene fürchterliche That, die in ihrer Ruchloſigkeit, bei ſo jämmerlichen Motiven, bei der Jugend des Verbrechers und durch alle Nebenumſtände faſt ihres Gleichen in den Annalen der Criminaljuſtiz ſucht. Indeſſen überfiel ihn gleich, nachdem er den wehrloſen Greis niedergeſchlagen, eine ſo ungeheure Angſt, daß er, ohne die Uhr an ſich zu nehmen, über den Hof nach der Spandauer Straße zurücklief, halb ſinnlos nach der Fiſcherbrücke eilte, dort das Mordinſtrument in die Spree warf, ſich auf einer Waſchbank das Blut von den Händen wuſch und dann in die Tabakshandlung von Uhlmann unter dem Mühlendamm ging, wo er den Commis Schmidt kannte, bei welchem er bis neun Uhr blieb. Sein verſtörtes Ausſehen wurde zwar bemerkt, aber wer hätte wohl die Urſache davon geahnet. Am andern Tage ging er wieder zu ſeinem Lehrherrn in die Arbeit, fand ſich am Nachmittage mit jenen verdächtigen Burſchen zuſammen und fiel ſchon Abends in die Hände der wachſamen Gerechtigkeit.

Da im Frühjahr ein ähnlicher Mord und Raubverſuch bei einem Pfandleiher ſtattgefunden, ſo vermuthete die Behörde, daß dieſer vielleicht mit jenem in irgend einem Zuſammenhange ſtehen könne, und es kam daher darauf an, die Perſonen zu ermitteln, mit denen

Fritz Etlung wohl Umgang gehabt. Die Anzeige des Gendarmen von dem, was Neumann am Abende vorher geäußert, veranlaßte die Erſcheinung eines Criminal-Commiſſarius bei ihm, der den Auftrag hatte, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, weil der Polizeirath durch eine wichtige Dienſtreiſe abgehalten war, in dieſer Sache weiter zu wirken.

Neumann, der ſeiner Haushälterin ſchon beim Zuhauſekommen Alles mitgetheilt, und dafür tüchtig ausgeſcholten worden war, glaubte vom Schlage gerührt zu werden, als der Criminal-Commiſſarius ſich melden ließ. —

„Da haben wir's! Ich ruhiger Bürger, der keinem Menſchen in die Quere kömmt, werde nun in verdächtige Geſchichten verwickelt. — Nein, ich ſage doch! — Bitte, Herr Criminal-Commiſſarius, bemühen Sie ſich doch hier herein! — Was verſchafft mir denn die Ehre? — Frau Dorothee, holen Sie doch mal eine Joſtyſche für den Herrn Criminal-Commiſſarius. Bitte, nehmen Sie doch Platz! Nun ſagen Sie um Gotteswillen, was iſt denn das für eine Geſchichte mit dem Gefangenen geſtern Abend?" —

„Entſchuldigen Sie nur, wenn ich etwa ſtöre, aber der Gendarm hat ausgeſagt, daß Sie uns gefälligſt einige Notizen über den jungen Menſchen geben würden, der geſtern Abend verhaftet worden iſt." —

„Notizen? — Du lieber Gott — ich habe den Menſchen in meinem Leben gar nicht geſehen — das heißt — entſchuldigen Sie, geſtern Nachmittag habe

ich ihn im Voigtlande geſehen — aber vorher meine ich. — Hören Sie mal, Herr Criminal-Commiſſarius, Koſten und viele Gänge werde ich doch davon nicht haben?“

„Wie wäre das möglich? — Sie ſtehen ja in gar keiner Verbindung mit dem Verbrecher.“ —

„Na, das iſt mir lieb. Sehen Sie, ich ſtehe nicht gern in Verbindung mit einem Verbrecher — und überhaupt, wenn Sie mich ganz aus dem Spiele laſſen könnten —“

„Da Sie ſo freundlich ſein wollen, mir mitzutheilen, wann, wo und in welcher Geſellſchaft Sie jenen Menſchen geſehen, ſo wird die Behörde Sie gewiß nicht wieder beläſtigen.“ —

So? Na, denn in Gottes Namen. Aber trinken Sie auch erſt ein Glas Joſthſches. Wenn mir nur der Schreck nicht ſchadet! — denn ſehen Sie nur, Herr Criminal-Commiſſarius, wenn man auch mit keinem Verbrecher in Verbindung ſteht, wie Sie ſehr richtig zu ſagen beliebten, ſo bekommt man doch einen Schreck, wenn ein Criminal-Commiſſarius mit einem ſpricht. Ich habe noch nie mit den Gerichten zu thun gehabt. Bin überhaupt ein ſtiller, ruhiger Bürger, und meine Haushälterin ſagte geſtern Abend noch —“

„Wann haben Sie den Fritz Etlung zum erſtenmale geſehen?“

„Alſo Fritz Etlung heißt er? — Nun, ſieh mal einer an! — Geſtern Nachmittag in einer Tabagie draußen im Voigtlande. Das heißt, Sie müſſen nicht

denken, daß ich da Stammgaſt bin. Nein, ich kam nur ſo zufällig dahin, und da war auch noch ein anderer, das heißt vorgeſtern, und geſtern war noch ein anderer da, mit denen hatte der junge Menſch Umgang.“ —

„Würden Sie dieſe Menſchen wohl wiedererkennen, oder mir wenigſtens ſo genau beſchreiben können, daß ich ſie —“

„Ja, hören Sie mal, Herr Criminal-Commiſſarius, das iſt ſchwer. Ich kenne ſie weiter gar nicht, aber nach ihren Reden zu ſchließen, müſſen es recht rüde Burſchen ſein; der Wirth kennt ſie auch nicht — das hat er mir ſelbſt geſagt.“ —

„Es käme doch darauf an, ob er ſie auch nicht kennt, wenn ich ihn fragte. — Würden Sie vielleicht die Gefälligkeit haben, mit mir hinaus zu gehen, dann ließe ſich die Sache vielleicht mit zwei Worten abmachen.“ —

„Warum dieſes nicht? — Aber werden wir ſie auch da finden?“ —

„Wenn die Verhaftung ihres Gefährten bekannt geworden iſt, freilich nicht, indeſſen finden ſich an Ort und Stelle doch vielleicht Anknüpfungspunkte.“ —

„Ich weiß aber eine Perſon, die den einen kennt. — Demoiſelle Müller hat mit ihm geſprochen und geſtern Abend iſt er auch bei ihr im Hauſe geweſen.“

„Wer iſt dieſe Demoiſelle Müller?“

„Ja ſo! — Donnerwetter! — Nein, ich habe mich verſprochen! — Ich meinte etwas ganz anderes.“ —

„Sie ſagten aber doch ganz deutlich, daß eine Demoiſelle Müller mit dem Unbekannten geſprochen.“

„Das heißt, geſprochen? Nein! das kann ich nicht beſchwören, aber freilich, bei ihm geweſen iſt ſie. — Nein, wollte ich ſagen. — Herr Je, in was für eine verdammte Geſchichte verwickele ich mich da!“ —

„Ich muß Sie aufmerkſam machen, Herr Neumann, daß von dem Augenblick an, wo Sie einen Namen genannt haben, von Verheimlichung nicht mehr die Rede ſein kann. Es iſt meine Pflicht, Sie auf Ihr Gewiſſen und auf Ihren Bürgereid zu fragen, wer iſt dieſe Demoiſelle Müller?“

„Ich weiß ja aber gar nicht, ob ich durch meine Ausſagen nicht eine ganze achtungswerthe Familie blamire. Heute wollte ich ſchon hingehen und den Vater warnen, und nun kömmt dieſe verwickelte Geſchichte.“ —

„Alſo der Vater lebt hier?“ —

„Ach Gott ja! aber es iſt eigentlich gar nicht möglich, daß ein ſo reiches und vornehmes Mädchen etwas mit ſo einem gemeinen Kerl zu thun hat. Das wäre ja noch nicht dageweſen!“ —

„Möglich oder nicht. Ueberlaſſen Sie das mir! — Wo wohnt der Vater?“

„In der Wehrenſtraße.“ —

„Doch nicht der reiche Müller aus Bremen?“ —

„Kennen Sie ihn? — Ja, er ſoll ſehr reich ſein, aber eben deswegen iſt es ja ganz unglaublich.“ —

„Ihnen mag dergleichen unglaublich ſein. Mich

hat mein Amt leider längſt daran gewöhnt, Alles ſo lange glaublich zu finden, bis ich den Beweis vom Gegentheile ſehe. — Erzählen Sie mir Alles, was Sie wiſſen und wirklich geſehen haben.

Aengſtlich und ſtockend erzählte nun Neumann, was ihm geſtern und vorgeſtern aufgefallen. Gern hätte er Alles wieder zurückgenommen, was er übereilt geäußert, aber dem erfahrenen und jede Ausflucht gleich durchſchauenden Beamten gegenüber wollte ihm das nicht gelingen. Er erſchrak jedesmal, wenn jener aus einer ganz unweſentlich ſcheinenden Kleinigkeit plötzlich eine Frage entwickelte, die nothwendig beantwortet werden mußte, wollte er nicht in Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerathen, und kaum war ſie beantwortet, ſo zeigte eine zweite Frage, wie klar der geübte Beamte das Ganze überſchaue.

Als Neumann nichts mehr zu ſagen wußte, und ſchließlich noch die Kleidung und das Ausſehen jener beiden Kerle ſo genau beſchrieben hatte, als es ihm möglich war, empfahl ſich der Criminal-Commiſſarius, höflich für die gefällige Mittheilung dankend. Troſtlos blieb Neumann allein. Seiner Haushälterin den Inhalt der Unterredung mitzutheilen, wäre nicht nöthig geweſen, denn ſie hatte hinter der Glasthür des Alkovens gehorcht, dennoch geſchah es ſo weitläuftig und vollſtändig als möglich. Statt aber Troſt und Aufrichtung in ſeiner ihm ſchrecklich erſcheinenden Lage zu erhalten, mußte er dieſelben Vorwürfe hören, die er ſich ſelbſt ſchon genug und übergenug gemacht.

„Ja, ja, Herr Neumann, man lernt Jesum Christum erkennen, wenn man in Noth und Trübsal ist. Ich habe es immer gesagt, Ihnen geht es viel zu gut. — Aber die Zeit wird schon kommen, wo Sie sich nach geistlichem Trost und Erbauung sehnen werden.“ —

„Fangen Sie schon wieder an? Sie kriegen mich doch nicht in Ihre Betstunde.“

„So ist es recht, nur immer störrig, nur immer das ewige Heil von sich gewiesen. Gott gebe, daß diese schreckliche Criminal-Geschichte nicht zu Ihrer Schande und zu Ihrem Unglück ausschlägt. Ich habe schon mehr Leute gesehen, die unsere frommen Versammlungen im Herrn verspottet und nachher reumüthig zu Kreuze gekrochen sind.“

„Ich brauche aber nicht zu Kreuze zu kriechen, denn ich thue keinem Menschen was, gebe in den Männer-Kranken-Verein, in den Frauen-Kranken-Verein, in die Suppen-Anstalt, in die Versorgung der Armen mit Brennholz und in die Wadzecks-Anstalt, zu fünf Kinder-Warte-Schulen und Gott weiß, was noch für Anstalten, habe noch nie Cigarren auf der Straße geraucht, thue also auch nichts Polizeiwidriges, also brauche ich auch nicht zu Kreuze zu kriechen.“

„Ich sage auch nicht, daß Sie ein so arger Sünder, wie alle anderen Menschen, aber wir sind Alle sündhaft geboren, und nur die wahre Gottseligkeit macht uns fröhlich bei unserm Ende!“ —

„Aber Dorothee, reden Sie mir nicht vom Ende! —

Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß es mit allen Menſchen überhaupt mal ein Ende nimmt, man braucht nicht auch noch davon zu reden." —

„Wenn es nun doch aber kommt, dieſes Ende, und Heulen und Zähnklappen ſein wird unter den Ruchloſen." —

„Meine Ueberſchuhe!" —

„Da ſtehen ſie neben dem Sopha! — Wenn da ſein wird die Angſt und die Gewiſſensbiſſe." —

„Wo iſt denn mein Regenſchirm ſchon wieder?" —

„Sie haben ihn ja ſchon in der Hand! Dann, ſage ich, werden ſie zu ſpät einſehen, daß die Zeit zur Buße und gottgefälligen Beſchauung vorüber iſt." —

„Adieu! Sie kriegen mich doch nicht in Ihre Betſtunde!" —

„Wenn das mit den Criminal-Geſchichten hier im Hauſe ſo fort geht, wie es ſich anläßt, kriege ich Sie doch hin." —

„Was werde ich denn heute zu eſſen haben?" —

„Schwarzſauer und eine Griesſuppe. — Verſuchen Sie es doch nur einmal. Heute Abend iſt gerade großer Vortrag über die Heidenbekehrung." —

„Adieu!" —

Neumann ging. Der Aerger über ſeine Haushälterin hatte ihn wieder ein wenig erfriſcht, denn nach dem Weggehen des Criminal-Commiſſarius wußte er gar nicht, wie ihm eigentlich zu Muthe war. Mit Grauſen dachte er an alle die Ungelegenheiten und Störungen, die ihm aus ſeiner zufälligen Bekanntſchaft

mit Verbrechern und aus ſeiner unſeligen Schwatzhaftigkeit erwachſen konnten. Er, der die Ruhe über Alles liebte, ſah ſich plötzlich in Begebenheiten verwickelt, die ihn doch eigentlich gar nichts angingen. Gern wäre er zu Hauſe geblieben und hätte ſich um nichts in der Welt bekümmert, aber ſchon in der vorigen Woche hatte er an der Stralauer Brücke einen Kahn zu heute um zwölf Uhr beſtellt, weil er das alte Waſſerwehr oder den Bär beſichtigen wollte, der von der ehemaligen Befeſtigung Berlins in der Gegend des früheren Köpnicker Thors noch vorhanden, aber nur ſehr wenigen Berlinern bekannt iſt. Auf dem alten Küſterſchen Plane der Stadt hatte er dieſes Wehr in dem ehemaligen Feſtungsgraben entdeckt und ſich vorgenommen, daſſelbe zu beſehen. Da es ganz zwiſchen den Hinterhäuſern der Wallſtraße und Neuen Jakobsſtraße verſteckt liegt, ſo hatte er ſich bei dem Fiſchermeiſter Voigt einen Kahn beſtellt, um durch den ſogenannten grünen Graben bis dorthin zu fahren.

Obgleich in ſeiner heutigen Stimmung wenig aufgelegt, ſeinen, wie er ſie nannte, wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen nachzugehen, ſtieg er doch an der Stralauer Brücke in den ſchon wartenden Kahn, fuhr über die Spree bis zum neuen Hoſpitale und ließ dann den verwunderten Schiffer in den grünen Graben einbiegen. Eine ſolche Spazierfahrt war dem Knechte noch nicht vorgekommen und er rief daher:

„Männeken, hören Sie mal, hier können Sie nicht durch. Hier iſt die Sache alle! — Bei dem

Logengarten vorbei iſt die Walkmühle — und dann hört die Fahrt auf.“

„Fahre Du nur zu!“ —

„Na, das iſt mir noch nicht arrivirt! — Ich fahre bei Voigtens ſchon lange, aber hierher habe ich noch keine Herrſchaft gefahren. — Wo wollen Sie denn eigentlich hin?“ —

„Das weiß ich ſelbſt noch nicht. — Fahre nur immer zu!“ —

„Na nu! Sie werden ſich doch kein Leides anthun wollen? Leythin iſt hier auch einer ins Waſſer geſprungen.“

„I Gott bewahre! Aber was iſt denn das da für ein Berg?“ —

„Das iſt der Eiskeller von der Loge zu den drei Weltkugeln.“ —

„Sieh mal an, gerade an der Spitze, wo der Garten eine Biegung macht, das iſt gewiß noch ein Ueberbleibſel von dem alten Köpnicker Baſtion. Ja, ja, hier iſt es gerade geweſen.“ —

„Was für ein Ding?“ —

„Fahre nur getroſt weiter. Du verſtehſt Dich doch nicht auf Alterthumsforſchung.“

In der That hat dieſer Theil der Stadt etwas ungemein Eigenthümliches, ja, man glaubt gar nicht mehr in Berlin zu ſein, wenn man dieſen Weg zu Waſſer einſchlägt. Die alte Befeſtigung, welche der große Kurfürſt im Jahre 1658 beginnen ließ, nahm dort ihren Anfang, wo jetzt das neue

Hospital und der Logengarten sich befinden. Das ehemalige Köpnicker Bastion bildete den Endpunkt auf der Kölnischen Stadtseite und der Lauf des noch jetzt vorhandenen Festungsgrabens giebt die Form jener alten Festungswerke, die freilich, wegen der vielen Ueberbrückungen, nur auf dem Plane noch erkennbar sind. Hinter dem Hause Nr. 14 der Neuen Jakobsstraße und den Hinterhäusern der Splittgerbergasse liegt nun jene alte steinerne Wasserwehr, sonst der Wusterhausensche Bär genannt, noch ganz so, wie er früher einen Theil der Befestigung als Batardeau ausgemacht. Ein massiver Thurm schließt ihn auf der einen Seite ab, während auf der andern eine Walkmühle durch Aufstauung des Wassers ihren Betrieb erhält. Es ist so einsam und heimlich in dieser Gegend, daß man kaum glaubt, sich mitten zwischen den belebtesten Straßen der Stadt zu befinden.

Wie gewöhnlich entdeckte Neumann hier wieder Dinge, an die kein anderer Mensch gedacht haben würde. Das Wort Wusterhausenscher Bär führte ihn auf den Gedanken, daß wohl Albrecht der Bär dieses Wasserwehr schon erbaut haben könnte, um seine Stadt Berlin vor den Einfällen der Wenden zu schützen. Da er von der Fortification nicht den mindesten Begriff hatte, so sah er das sämmtliche noch vorhandene Mauerwerk ohne alles Verständniß an und war zufrieden, daß er selbst gesehen, was Andere ihm blos erzählt. Fest entschlossen, seine Hypothese wegen Albrecht des Bären dem Registrator Fidicin zu

erzählen und ihn zu bitten, daß dieſer wo möglich öffentlich ſeinen Namen dabei erwähne, kehrte er zurück und vergaß in der Freude ſeiner antiquariſchen Entdeckung, ſo wie in dem vortrefflichen Schwarzſauer ſeiner Haushälterin die beängſtigende Viſite des Criminal-Commiſſarius.

VII.

Waldemar von Queiß hatte, als er ſpät nach dem Verlobungs-Abende aus dem Hauſe ſeiner Braut ſchied, keine Ruhe in ſeiner Wohnung finden können. In ſeiner Aufregung ſchien ihm die Einſamkeit des Zimmers unerträglich; er mußte wieder hinaus ins Freie, ſeine Gedanken ordnen, ſeines Glückes ſich ganz bewußt werden. Wie viel hatten wenige Stunden geändert! — Das ſchöne Mondlicht, die kühlende Nachtluft, die tiefe Ruhe der Straßen lockten ihn hinaus vor das Thor, wo die tiefen Schatten der rieſigen Bäume des Thiergartens ihn immer weiter und weiter auf ſeinem bewegten Spaziergange führten.

Sein ganzes Leben ging an ihm vorüber.

Der einzige Sohn des Oberlandesgerichtsrathes Franz von Queiß, hatte er von früheſter Jugend an eine vortreffliche Erziehung genoſſen. Sein Vater wandte Alles, was er beſaß, an die Sorge für ſeinen Sohn, dem die Mutter leider ſchon in ſeiner früheſten

Kindheit entriſſen worden war. Als Landwehr-Offizier hatte der Oberlandesgerichtsrath die Feldzüge der Jahre 1813, 14 und 15 mitgemacht, während dieſer Zeit aber durch untreue Verwalter das ganze Vermögen ſeiner Familie verloren, ſo daß er ſich nach Beendigung des Krieges gezwungen ſah, das früher nur zu ſeiner Ausbildung betriebene Studium der Rechte jetzt zu ſeinem Brodſtudium zu machen und auf ſeine Anſprüche als Kämpfer der Freiheitskriege geſtützt, eine Staatsanſtellung zu ſuchen. Nur ungern ſprach der Vater von jenen Ereigniſſen, die ihn um das ererbte Vermögen ſeiner Familie gebracht, weil allerdings ſeine Sorgloſigkeit gegen Glücksgüter die meiſte Schuld daran trug, indeſſen war ſein Einkommen doch genügend, um ein ſogenanntes anſtändiges Haus zu machen, wenn jede unnütze Ausgabe vermieden wurde. Mit dem Tode des Vaters, der im Jahre 1834 erfolgte, hörte indeſſen für den Sohn jeder andere Lebensunterhalt auf, als den er ſich ſelbſt erwerben konnte. Der Verkauf eines bedeutenden Mobiliars, ſo wie der werthvollen Bibliothek ſicherte ihn zwar in den erſten beiden Jahren vor drückender Noth, ſein Stolz aber und die Gewohnheit, ſich in den bevorzugten Ständen der Geſellſchaft zu bewegen, ließen ihn zunächſt dasjenige als Erwerb benutzen, was früher nur als beſonderes Talent an ihm bewundert wurde. Von Jugend auf empfänglich für Kunſt und Literatur, hatte er früh angefangen, ſelbſt zu ſchaffen, kleine Novellen, Gedichte, Phantaſieſtücke an verſchiedene Journale ge-

ſandt und ſich dadurch Eingang in jene eigenthümliche Welt der Journaliſtik verſchafft, die er jetzt ſo viel als möglich auszubeuten ſuchte, und wirklich, je bedeutender ſeine Arbeiten wurden, für ſeine Exiſtenz benutzen konnte. Er hielt ſich fern von dem ephemeren Treiben der kleinen Blätter und Blättchen, und verdankte ſeine ganze Thätigkeit nur den großen, maßgebenden Journalen, denen er bald ein geſuchter Correſpondent über alle Intereſſen wurde, welche die Zeit bewegten. Er fühlte ſich unabhängiger, ſelbſtſtändiger, als er die meiſten ſeiner Freunde und Bekannten bei gleichem Lebensalter in den erſten Stadien des Staatsdienſtes ſah, und wäre ganz zufrieden geweſen, wenn er dem angeborenen Stolze ſeiner Geſinnung entgegen nicht das hätte zum Erwerbe gebrauchen müſſen, was ihm Vergnügen machte. Wenige wußten, daß er ſelbſt gar kein Vermögen beſaß. Nach ſeinen Umgebungen zu ſchließen, ſchien er ſogar reich, aber eben dieſer mit ſo großer Sorglichkeit um ſich verbreitete Schein war ihm die Quelle mannigfacher Bitterkeiten, die ihm von den Lebensverhältniſſen aufgedrungen wurden, und die er auf ſeine politiſchen Anſichten übertrug. Im Herzen und durch Geſinnung Ariſtokrat in der edelſten Bedeutung des Wortes, war das Panier, für welches ſeine begeiſterte Feder kämpfte, der Liberalismus in ſeiner vollſten Berechtigung für die Zukunft. Daher mancher Zweifel, mancher Zwieſpalt in ihm, den ſelbſt ſeine genaueſten Freunde kaum ahneten.

Bis zu dem Augenblicke, wo er Marien zuerſt geſehen, hatte er nur die Beſtrebungen des Ehrgeizes, nur die ſüße Befriedigung des Schriftſtellers gekannt. Seine Wünſche waren mäßig geweſen, ſein Lebensgenuß der eines ſittlich reinen, von Natur edlen Gemüthes.

Mariens Anblick aber hatte ihn wunderbar erregt, ihr Umgang ihn zauberhaft gefeſſelt und das mächtige Gefühl der Liebe mit der ganzen Kraft des erſten überwältigenden Eindrucks in ſeinem Herzen auflodern laſſen. Wenn er früher in glänzender Geſellſchaft oder in der Einſamkeit einmal daran gedacht, welchem Stande, welchem Lebensverhältniſſe wohl die künftige Gattin ſeiner Wahl angehören müſſe, um ihren Beſitz zu wünſchen, ſo war es ihm wohl nie eingefallen, daß eine Bürgerliche für ihn nur beachtenswerth ſein könne. Als er aber Marien kennen gelernt, begriff er nicht, wie je eine andere als ſie ihn hätte glücklich machen können. Doch mußte der Zufall ſeinem Wunſche entgegenkommen, ſonſt hätte die Scheu vor einer ablehnenden Antwort des Vaters vielleicht noch Jahre lang das Geſtändniß ſeiner Liebe zurückgehalten. —

Jetzt war es geſchehen und Waldemar am Ziele ſeiner Wünſche. Von ſeinem langen nächtlichen Spaziergange nach Hauſe zurückgekehrt, ſuchte er vergebens Ruhe. Seine Phantaſie war zu mächtig aufgeregt, er warf ſich an den Schreibtiſch und ſtrömte das überwallende Gefühl im Liede aus. Lächelnd ſah er die

Ueberſchrift des letzten Gedichtes auf demſelben Blatte das jetzt ſeinen Jubel, ſeine Luſt aufnehmen ſollte. Er hatte es erſt vor einigen Tagen niedergeſchrieben: „Klage des Entſagenden.“ Jetzt ſchrieb er in dem Gefühl des Sieges die Antwort darauf, und fand freudige Beruhigung in dem Gelingen des gluth- und lebensvollen Gedichtes. Schon brach der Morgen an, als er erſt Ruhe ſuchte, aber der Traum rief ihm mit eben ſo lebhaften Farben das Bild der Geliebten wieder vor die Seele, als es beim Schließen der Augen von ihm geſchieden war.

Der hohen poetiſchen Erregung des vorigen Tages folgte das ruhige Sinnen des neuen Morgens. Waldemar bedachte, was nun zunächſt zu thun ſei. Großjährig, bedurfte er Niemandes Einwilligung, doch mußte er für die nöthigen Papiere ſorgen, die bei einer Heirath nothwendig ſind. Sein Vormund hatte ihm den ganzen Nachlaß ſeines Vaters an wichtigen Familien-Papieren zur Zeit ſeiner Majorennitäts-Erklärung übergeben, Waldemar aber bis jetzt ſich nicht mit dem Durchſehen derſelben beſchäftigt, weil er wahrlich des Beweiſes nicht bedurfte, daß ſeine Familie einſt reich und angeſehen geweſen, um zu wiſſen, daß er es nicht mehr ſei. Was ſollte ihm auch der Wuſt alten beſtäubten Papiers, der in eine gewöhnliche Kiſte verpackt, auf dem Boden ſeiner Wohnung einen Platz gefunden. Aber ſein Taufſchein, ſein Stammbaum und Beſitztitel ſeiner Vorfahren mußten darunter ſein; er ließ alſo jene Kiſte herunterholen und war eben mit dem

Oeffnen derſelben beſchäftigt, als der Schauſpieler L. Schneider bei ihm eintrat und herzlich von dem überglücklichen Freunde begrüßt wurde.

„Gratuliren Sie mir, Freund, ich bin Bräutigam!“

„Von Herzen! Darf man ſchon wiſſen, wer die Glückliche iſt?“

„Fräulein Marie Müller. Geſtern Abend hat die Verlobung ſtattgefunden, und Sie ſehen mich eben beſchäftigt, meinen Taufſchein und ſonſt dergleichen aus dieſem tollen Gewirr alten Papiers herauszuſuchen. Wollen Sie mir helfen? Sie ſind ja ein Liebhaber von dergleichen. Hier finden Sie vergilbtes und roſtfleckiges Papier und Pergament genug.“

„Aber wie hat ſich denn das ſo raſch gemacht? Waldemar der Stolze, Bräutigam! Das giebt einen ganzen Nachmittag voll Verwunderung bei Stehely.“

„Weiß ich es doch ſelbſt kaum! — Erlaſſen Sie mir die Erzählung deſſen, was mir eigentlich an dem ganzen Vorgang unſelig proſaiſch vorkommt. Freuen Sie ſich lieber mit mir über mein Glück. — Aber in welcher Unordnung ſind dieſe Papiere! Das wird lange dauern, ehe wir das Geſuchte finden.“

„Rechnungen, alte Prozeß-Akten, Zeitungsblätter! freilich nicht beſonders unterhaltend. Was iſt denn das? Ein altes Taſchenbuch von ſonderbarer Form. — Darf man es öffnen?“

„Warum nicht? — Wird die Briefſtaſche irgend

eines meiner Verfahren ſein? — Richtig, da haben wir ja das Wappen im Innern!“

„Auch ein Horoscop findet ſich darin; — ſonſt alterthümlich beſchriebene Pergamentblätter. Der Name van Queeß iſt aber nicht der Ihrige, oder ſollte er in jener Zeit ſo geſchrieben worden ſein?“

„Möglich! — Macht es Ihnen Vergnügen, ſo nehmen Sie ſich das Taſchenbuch mit und ſtudiren es mit Muße durch. Auch wenn Sie ſonſt etwas von dem alten Zeuge intereſſirt, ſteht es herzlich gern zu Dienſten. Da iſt auch eine „Brevis relatio von meiner Flucht aus denen Churbrandenburgiſchen Landen“ und eine „Restitutio in integrum in die vormalig von Queißiſchen Lehngüter, ſo wie Reparation d'honneur wegen der von Queißiſchen Familien-Angelegenheit“, die letzte vom Jahre 1739, alſo beinahe hundert Jahre alt. Sehen Sie nur, ſogar die eigenhändige Unterſchrift König Friedrich Wilhelms I. Vielleicht von großem Intereſſe für Sie, da Sie ja gar zu gern dergleichen alte Aktenſtücke ſammeln.“

„Sie ſcheinen meine ſchwache Seite zu kennen. — Aufrichtig geſtanden, feſſelte mich der Inhalt dieſes Taſchenbuches ſchon, als ich das alte Horoscop erblickte. Für dergleichen habe ich ſeit meinen Schuljahren einen ganz beſondern Sinn.“

„Wie ſo ſeit den Schuljahren? Ich hoffe doch nicht, daß auf dem Werderſchen Gymnaſium damals Privatiſſima über Aſtrologie geleſen wurden? — Aber nehmen Sie doch eine Cigarre, erzählen Sie, während

ich hier ſuche, denn ich merke ſchon, Alles mögliche werde ich finden, nur meinen Taufſchein nicht.“

„Zur Zeit“, erzählte Schneider, „als ich das Werderſche Gymnaſium beſuchte, war es noch in dem Eckhauſe der alten Leipziger Straße und der Jungfernbrücke, und der alte Bernhardi, den wir Knaben nur den „Dicken“ nannten, Direktor. Auf dem engen dunklen Hofe, in welchem wir uns zwiſchen den einzelnen Lehrſtunden umhertummelten, wohnte parterre im Seitengebäude ein kleiner alter Mann, den wir als einen Verwandten des Direktors nennen hörten, ohne daß ich je erfahren, oder mich auch nur darum bekümmert hätte, in welcher Art dieſe Verwandtſchaft überhaupt ſtattfinde. Nur ſelten bekamen wir ihn zu Geſicht; — wenn es geſchah, ſo ſchlüpfte er ſcheu zwiſchen den lärmenden Schülern hindurch, um ſich am Brunnen einen ſeltſam geformten Topf voll Waſſers zu holen. Grau von Kopf bis zu Fuß gekleidet, die Füße in großen ſogenannten Filz-Pariſern, ſchlüpfte er aus ſeiner Wohnung hervor, um ſo ſchnell als möglich wieder dahinein zu verſchwinden. Die Fenſter waren unten mit ſchmutzigen gelben Gardinen verhängt, während die Scheiben oben ſo ſtaubig und trübe waren, daß man auf keine Weiſe vom Hofe aus hineinſehen konnte. In der ganzen Erſcheinung dieſes Menſchen lag etwas ungemein Scheues, Abſtoßendes, und weit entfernt, die Lachluſt und muthwillige Neckerei der Knaben anzuregen, wie ſonſt ſo leicht jede ungewöhnliche Erſcheinung zu thun pflegt, gingen ſelbſt die Wildeſten ihr unwillkürlich aus dem Wege. Ich

war mit einem Schüler der höchſten Klaſſe, einem gewiſſen Sander, bekannt geworden, deſſen Vater der berühmte Gelehrte und Ueberſetzer der Iphigenia in Tauris, ein Freund des meinigen, war, und hing mit außerordentlicher Liebe an dieſem wunderbar befähigten, bei ſeiner Jugend ſchon tiefgelehrten, aber krankhaft ſchwermüthigen Jüngling. Die Natur hatte ihre reichſten Gaben an dieſen außerordentlichen Menſchen verſchwendet, und mir erſchien er in meiner Unwiſſenheit wie ein Weſen höherer Art. Ich war glücklich, wenn er mich nur in ſeiner Geſellſchaft duldete, und lauſchte jedem ſeiner Anſprüche wie einem Orakel. Von ihm erhielt ich Bücher, die mich damals glücklich machten, von denen ich aber jetzt freilich nicht begreife, wie der ſonſt ſo Hochbegabte, mir, dem Knaben, überhaupt dergleichen geben konnte. Unter andern: Hoffmanns Nachtſtücke, ſeine Phantaſieſtücke in Callots Manier, Horſts Zauber-Bibliothek, Werke über Magnetismus, Hexenprozeſſe, Folter, kurz, lauter Bücher, die mich verwirrten, unruhig machten, überſpannten. Sander war ein glühender Verehrer des Magnetismus, und ſelbſt ſo durch und durch mit magnetiſcher Kraft begabt, daß ich Dinge von ihm geſehen, die noch jetzt mein Verſtand ſich ſträubt, für wirklich zu halten. Das ſtumme Staunen und die blinde Verehrung, die ich für dieſen wunderbaren jungen Mann hegte, mochten ihm ſchmeicheln, denn was hätte ihn ſonſt veranlaſſen können, den unwiſſenden wilden Knaben ſo oft um ſich zu ſehen. Durch ihn erfuhr ich, daß jener alte Mann in der ab-

gelegenen Hof-Wohnung des Gymnaſiums ein in den geheimen Wiſſenſchaften tief erfahrener Mann ſei, von dem er ſelbſt in der Cabbala, der Necromantie und Chiromantie Unterricht empfinge. Plötzlich war mein Urbild zu dem Hofmannſchen „öden Hauſe“ gefunden. Das oder keins war eines der geheimnißvollen Weſen, wie Hoffmann ſie ſo geſpenſtiſch ſchildert, und nun wob meine Phantaſie einen Nebel von unheimlichem Geräth, tollem Spuk und nächtlichem Zauberwerk um ihn her, daß nicht viel fehlte, ich hätte ihn für den lebendigen Sandmann gehalten. Auch Schlemiehl konnte es ſein, jedenfalls ein echter Serapionsbruder, Alles, nur kein gewöhnlicher Menſch. Und doch holte er nach wie vor ſeinen Topf mit Waſſer am Brunnen, doch ſchlurfte er in denſelben unförmlichen Filz-Pariſern proſaiſch über den Hof. Freilich bei Tage zweifelte ich oft an ſeiner Serapiontik, aber wenn ich Abends in dem kleinen Hinterſtübchen der Holzgartenſtraße, bei trüber Studierlampe, Sander ſprechen hörte, wenn ich ihm jedes Wort der Belehrung faſt vom Munde ſog, da war es wieder der geſpenſtiſche Alte irgend eines phantaſtiſchen Nachtſtücks. Ich wußte bald ſo viel von Chiromantie und Necromantie, als Sander ſelbſt zu wiſſen ſchien, und wir ſtellten Horoscope und Nativitäten, daß es eine wahre Luſt war. Das Zimmer, in dem wir dies tolle, verwirrte Zeug trieben, war ſo recht dazu gemacht, dergleichen zu befördern. Es lag ganz verſteckt im Hintergebäude, und ſonderbarer Weiſe gerade über dem kleinen Münz-Kanal, der von der Jungfern-

brücke her unter der Erde, durch den Hof des Fürſtenhauſes und der Münze geleitet iſt, und von deſſen Exiſtenz überhaupt nur wenige Berliner etwas wiſſen. Eng zwiſchen gewölbten Mauern eingepreßt, rauſchte das Waſſer dieſes Kanals dicht unter dem Zimmerchen weg, in dem wir unſere magnetiſchen und necromantiſchen Experimente trieben, und ein eigenthümliches Sauſen, faſt wie das ſtarke Ziehen eines Ofens, war fortdauernd in ihm zu hören. Wer weiß, was aus dieſer verkehrten Richtung geworden wäre, wenn mein Freund nicht die Schwindſucht bekommen hätte. Faſt übermenſchlicher Fleiß, und ein gänzliches Vernachläſſigen körperlicher Bewegung, ja ſelbſt der allernothwendigſten Reinlichkeit, zehrte an ſeinem Leben und er ſtarb, aufs tiefſte von ſeiner Familie betrauert. Ich werde dieſe reich begabte Natur, dieſen merkwürdigen Menſchen nie vergeſſen, und oft mahnt es mich inmitten meiner Studien an die Zeit, die ich in ſeiner Nähe verlebt. Von all' dem wirren Zeuge, das wir damals getrieben, iſt mir nur wenig erinnerlich, nur wenn ich hin und wieder ein altes Buch über dergleichen in die Hände bekomme, fühle ich mich lebhaft in jene Zeit des Träumens und der Schwärmerei zurückverſetzt, vor deren Folgen mich glücklicherweiſe das immer wechſelnde Leben beim Theater bewahrt. Da haben Sie die Urſache, weshalb dies Horoscop in dem alten Taſchenbuche mich ſo angezogen."

„Ihre Erzählung, lieber Freund, würde mich ungleich mehr intereſſirt haben, wenn meine bräutliche

Stimmung mir das Leben nicht gerade von ſeiner roſigſten Seite zeigte. Wiſſen Sie wohl, daß das ein ganz gutes Anfangs-Kapitel für eine Novelle à la —"

„Guten Morgen, Dueißchen, guten Morgen! Wie geſchlafen nach dem geſtrigen Abend? Von Marien geträumt? Nicht wahr? — Verſteht ſich! Kenne das! — Ah, ſieh da, unſer Schneider! — Wiſſen Sie ſchon?" ſo trat der künftige Schwiegervater Waldemars ins Zimmer, und man ſah ſeinem freudeſtrahlenden Geſichte an, daß er die Neuigkeit der Verlobung ſeiner Tochter heut Morgen ſchon ſo weit als möglich verbreitet.

Herzlich begrüßten ſich die jetzt ſo Naheſtehenden. Nach den erſten Worten aber holte Papa Müller ſchon ein kleines Etui heraus, das er mit vielſagendem Lächeln öffnete und einen koſtbaren Ring zeigte, den er ohne Weiteres dem ſich ſträubenden Waldemar an den Finger ſteckte.

„Dueißchen, thun Sie mir den einzigen Gefallen und zieren Sie ſich nicht. Ich werde doch meinem Schwiegerſohn ſo ein Ding ſchenken können! — Nun ſehen Sie mal, Herr Schneider, er will nicht ſtill halten. Das iſt wieder aus Delikateſſe, — aber mich geniert ja ſo eine Ausgabe gar nicht, da iſt es doch Unrecht, daß er mir die Freude nicht machen will. — Na endlich! — Sieht gut aus, nicht wahr?" —

„Wie befindet ſich Marie?"

„Gut, ſehr gut, läßt natürlich grüßen, kann ſich noch gar nicht recht darin finden. Na, es iſt aber auch

raſch gegangen. — Hören Sie mal, Schneiderchen! Müſſen uns mal des Abends beſuchen, denn von jetzt an gebe ich alle Abend Soirée, und dann müſſen Sie uns auch was Hübſches vormachen, — ein paar Lieder ſingen oder was vorleſen. Sie ſind ja ſo ein Tauſendſaſa!"

Waldemar merkte, daß Schneiders Geſicht bedeutend länger wurde und wußte das Geſpräch raſch auf einen andern Gegenſtand zu lenken.

„Sagen Sie doch, lieber Freund, da ſoll ja letzthin in der Zauberflöte ein merkwürdiger Auftritt mit dem Mohren vorgefallen ſein. Iſt es denn wahr, was man ſich davon erzählt?"

„Mit dem Mohren? O, erzählen Sie doch, Schneiderchen. Den Mohr ſpielen Sie ja wohl ſelbſt?"

„Nein, Papa Müller, nicht mehr! Man iſt ſo vorſichtig geweſen, mir die Rolle ſchon ſeit einiger Zeit abzunehmen, was ich für eine große Artigkeit gegen das Publikum halte. Nicht mit mir iſt jene lächerliche Scene vorgefallen, ſondern mit einem Choriſten, der den Auftritt der Pamina und des Monoſtatos zu verkünden hat. Sie wiſſen, drei Mohren breiten einen Teppich aus und der Eine ruft:

„Weh mir, was muß ich ſehen! — Da ſchleppt der fürchterliche Monoſtatos das zarte Täubchen herbei. O laßt uns fliehen, ſo etwas zu ſehen iſt Höllenqual!" worauf einer der andern Mohren, der wahrſcheinlich auch gern etwas ſagen wollte, voll Entſetzen ausrief:

„Herr Je!"

die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug und dann voll Selbſtbewußtſein in die Couliſſe lief.“

„Bravo! Ha, ha, ha! Ein Aegyptiſcher Mohr ruft: Herr Je! — Das iſt himmliſch. Das Publikum hat wohl ſchön gelacht? — Was bekommt denn der Menſch für Strafe?“

„Das weiß ich nicht! — Wahrſcheinlich hat er ſich nach ſeiner Scene von jeder Schuld rein gewaſchen.“

„Ich höre gar zu gern vom Theater ſolche Geſchichten erzählen. Sagen Sie mal, Schneiderchen, da wir doch gerade davon reden, könnte man denn nicht mal in ſolche Vorſtellung kommen, wie der König ſie immer bei ſich im Palais ſpielen läßt? Das möchte ich doch gar zu gern mal ſehen.“

„Nein, Papa Müller, das kann man nicht. Sie müßten denn eine beſondere Einladung von Sr. Majeſtät ſelbſt erhalten.“

„Ja, da kann ich lange warten! Da kommt ja nur der höchſte Adel und die berühmten Gelehrten hin. Das iſt überhaupt ein wahres Unglück für unſer einen, daß man doch nicht ſo überall hin kann, wo man hin will. Wo es blos auf Geld ankommt, da geht es wohl, aber ſo bei Hofe und unter den Diplomaten hilft Geld nichts. — Sehen Sie, ich bin bei allen Zweckeſſen, bei allen Jubiläen, oder wo ſonſt irgend etwas los iſt, und bekomme auch überall Einladungen, das muß wahr ſein, aber ſo wo man nicht hin kann, da möchte ich gerne hin.“

„Hier wenigſtens kann ich nicht helfen. Wir ſpie-

len morgen wieder auf dem Palais, und zwar habe ich eine ſehr bedeutende neue Rolle, aber einen Fremden dort einzuführen, halte ich für ganz unmöglich.“ —

„Endlich habe ich meinen Taufſchein gefunden!“ unterbrach jetzt Waldemar das Geſpräch. „Da iſt er! — Nun werden wohl auch die anderen Papiere nicht weit ſein. Ich bin es aber müde und ſatt, länger in dem Staube herumzukramen. Jetzt zu meiner Braut!“ —

„So iſt es recht. Waldemar der Stolze beugt willig den Nacken unter das Joch der Liebe. Die Freundſchaft tritt beſchämt in den Hintergrund. Adieu, meine Herren! — aber die alten Papiere nehme ich wirklich mit.“

Mit dieſen Worten empfahl ſich Schneider und Waldemar verließ bald darauf mit ſeinem Schwiegervater ebenfalls das Zimmer, um zu Marien zu eilen, die, ſorglicher als je geſchmückt, ſchon mit Unruhe ſeiner Ankunft entgegen geſehen. Sie hatte ſeit der öffentlichen Erklärung ihrer Verlobung die ganze Ruhe und Faſſung wiedergewonnen, deren ſie bis dahin entbehrt und ſah mit gläubigem Vertrauen der Zukunft entgegen. Daß ſie an Waldemars Hand glücklich werden könne und fähig ſey, auch glücklich zu machen, daran zweifelte ſie nicht, aber ſie fühlte auch, daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen ſei, wo ſie ſich der Feſſeln jenes fürchterlichen Verhältniſſes zu entledigen vermöge, das mit vernichtender Schwere nun ſchon ſo lange auf ihr laſtete. In der Vereinigung mit Waldemar ſah ſie das Mittel, dieſer ent-

würdigenden Abhängigkeit zu entgehen, und wenn es ihr gelang, mit dem künftigen Gatten Berlin zu verlassen, einen Wohnsitz zu gewinnen, den jener Schreckliche nicht erreichen konnte, so durfte sie hoffen, die frühere Ruhe des Gemüths wiederzugewinnen. Scham und Unkenntniß aller äußeren Lebensverhältnisse hielten sie ab, ihrem Bräutigam den eigentlichen Zusammenhang dessen zu gestehen, was nun schon so lange an ihrem Lebensmuthe, an ihrer Freudigkeit nagte. Sie schauderte vor der Möglichkeit, von ihrem Vater, ihrem künftigen Gatten, jedem edlen Menschen verkannt zu werden, und hoffte, auch ohne dies Geständniß von der Alles lindernden Zeit und der Wahrscheinlichkeit ihres künftigen Glückes Heilung ihres qualvollen Zustandes.

In jener Zeit nämlich, wo sie zu lieben glaubte, während nur jugendliche Eitelkeit, Neugier und Schwärmerei sie täuschte, hatten sich die jungen Leute stets heimlich in dem großen Garten hinter dem Hause, in welchem Marie von den Eltern in Pension gegeben war, gesehen. Dieser Garten stieß mit seiner hinteren Mauer an einen anderen, zu dem der junge Casimir Zwerdowski durch einen Freund Zutritt hatte. Dort konnte sie hören, wie er zur Guitarre sang, dort fand sie Gedichte, Blumensträuße, Bandschleifen, dort sprachen sie sich unbemerkt, während sie durch die Lage der beiden Gärten jede Annäherung eines Fremden leicht bemerken konnten. Den Wünschen Casimirs genügte indessen dieses verstohlene Glück nicht lange, und er wußte es

herbeizuführen, daß ſie ſich beim Spazierengehen begegneten. Hier beſchwor er ſie, ihm eine Zuſammenkunft zu geſtatten und ſchlug ihr dazu die Wohnung eines Freundes in der Friedrichsſtraße, nahe dem Halleſchen Thore, vor. Lange weigerte ſich Marie, endlich willigte ſie ein. Unbewacht von der liebenden Sorgfalt ihrer Eltern, in ſteter Berührung mit anderen Mädchen ihres Alters, von denen faſt jede ihr von einer Liebſchaft erzählte, arglos und vertrauend, gab ſie endlich den dringenden Bitten des ſchönen jungen Mannes nach und erſchien an dem Orte, den er ihr bezeichnet. Schwer hat ſie dieſe Unbeſonnenheit, dieſen erſten Fehltritt verblendeter Jugend gebüßt. Es war die Wohnung eines lebensluſtigen jungen Mannes, der dem Freunde, deſſen häufige verliebte Abenteuer er kannte, das Recht einräumte, während ſeiner Abweſenheit ſich dort ein Rendezvous zu geben. Marie trat tief verſchleiert in das Haus und wurde von einem auf dem Flure harrenden Menſchen, den ſie nicht kannte, aber ſeinem Aeußern nach für einen Bedienten halten mußte, in ein Zimmer geführt, das anſtändig meublirt, doch überall die Spuren der Junggeſellenwirthſchaft trug. — Mit den Worten „der Herr wird gleich kommen“ verließ dieſer das Zimmer und Marie ſah ſich allein. In dem Augenblicke, wo die Thür ſich hinter ihm ſchloß, ſtand das Strafbare ihrer Handlung plötzlich mit ganzer Kraft vor ihrer Seele. Hätte Caſimir ſie empfangen, wäre er da geweſen, um ihre Angſt, ihre Beſorgniß wegzuſcheuchen, ſo

würde ſie, in jugendlichem Leichtſinn, vielleicht ſeinen Bitten nachgegeben haben und geblieben ſein, aber lebhaft ſtand jetzt der Vorwurf vor ihrer Seele, daß ſie ſtrafbar ſei und eben ſo feſt der Entſchluß, ſein Kommen nicht erſt zu erwarten. Sie wußte nicht, was ſie thun, wie ſie ſich benehmen ſollte? — Sie wollte einige Zeilen zurücklaſſen, ehe ſie ſich entfernte. — Unmöglich! — Nirgend Papier, Feder und Dinte. In der Unruhe nimmt ſie ihr reich mit Perlen geſticktes Carnet, reißt ein Blatt heraus und will ſchreiben. — Aber was ſoll ſie ſchreiben? — Zweimal ſtreicht ſie durch, zerreißt, was ſie geſchrieben. Ihre Angſt wächſt mit jeder Sekunde, und was ſollte ſie thun, wenn er unterdeſſen kam? — Nein! — Fort, ſo ſchnell, als möglich! — In faſt ſinnloſer Haſt öffnet ſie die von innen mit einem Drückerſchloſſe verriegelte Vorthür, eilt die Treppe hinab und athmet erſt wieder leicht auf, als ſie ſich auf der Straße weiß. —

Am andern Tage war ſie ſchon früh im Garten, um den Geliebten dort zu ſprechen. Sie wußte nicht, ſollte ſie ſich bei ihm entſchuldigen, ſollte ſie ihm Vorwürfe machen. Er kam nicht. — Auch Nachmittags erſchien er nicht. Was ſollte ſie denken? — War er vielleicht krank geworden? — In fieberhafter Unruhe kehrte ſie eben in das Haus zurück, als derſelbe Menſch, der ſie geſtern in der Friedrichsſtraße empfangen, die Treppe hinauf ging und ſich bei ihr erkundigte, wo hier im Hauſe Demoiſelle Marie Müller wohnte. Da er ſie nur im Dunkel des Flurs und verſchleiert geſehen, ſo erkannte

er ſie nicht wieder. Aengſtlich fragte ſie nach ſeinem Begehren und ſagte, daß ſie es ſelbſt ſei. —

„Alſo iſt das hier Ihr Buch, Mamſell," ſagte mit empörender Grobheit der Unbekannte, indem er ihr Carnet aus der Taſche holte und es ihr vorhielt. —

„Allerdings, geben Sie es her, Sie ſollen ein gutes Trinkgeld haben" — antwortete ängſtlich Marie, die nun erſt erfuhr, daß ſie in der Eile ihr Notizbuch, aus dem ſie jene Blätter geriſſen, dort hatte liegen laſſen.

„Proſt Mahlzeit! ſo haben wir nicht gewettet. Erſt geben Sie nur das Geld wieder heraus, das Sie meinem Herrn mitgenommen haben, ſonſt wird die Polizei Ihnen das Buch wiedergeben und dann möchte es Ihnen ſchlimm gehen." —

„Um Gotteswillen, was für Geld?"

„Verſtellen Sie ſich nur noch! — Redensarten helfen hier nichts! Sie ſind beim Sekretair geweſen, haben ihn aufgebrochen, Alles durchgeſtöbert, die zwanzig Fünf-Thalerſcheine mitgenommen, die Thür offen gelaſſen und ſind dann Heidi gegangen. — Wenn Sie lange Umſtände machen wollen, dann gehe ich zu unſerm Polizei-Commiſſarius und zeige Sie an."

Marie glaubte in die Erde zu ſinken, als ſie dieſe fürchterliche Anſchuldigung hörte. Was ſollte ſie thun? In ihre Wohnung durfte ſie dieſen Menſchen nicht führen, wollte ſie nicht befürchten, Alles verrathen zu ſehen; auf der Treppe konnte jeden Augenblick Jemand kommen; das einzige Mittel, unbemerkt zu bleiben, war, wenn ſie ihn in den Garten begleitete. — Obgleich

dies Alles dem Ungeduldigen viel zu langweilig erſchien, folgte er doch und erzählte nun der Zitternden, was geſtern geſchehen.

Er war Bedienter bei Caſimirs Freund, und dergleichen Viſiten nichts Seltenes für ihn, aber auch die Achtung nicht groß, die er vor ſolchen Damen hatte, die ſeinen Herrn beſuchten. Nachdem er Marien in das Vorderzimmer geführt, ging er durch das dahinterliegende Studierzimmer in ſeine Kammer dicht neben der Küche, und wartete, bis der Freund ſeines Herrn kommen würde. Dieſer hatte den Schlüſſel zum Vorderzimmer erhalten, kam kaum einige Minuten nach Mariens Entfernung, fand aber die Thür weit offen und das Zimmer leer. Er rief nach dem Bedienten Chriſtoph und erkundigte ſich, was vorgegangen. Verwundert erzählte dieſer, daß er die Dame empfangen, ſie eingeführt und dann allein gelaſſen habe, ſah den Sekretair offen, die Fächer in Unordnung, wußte aber nicht, was geſchehen oder wo ſie hingekommen ſei. Unwillig verließ Caſimir das Haus und Chriſtoph fand auf dem Tiſche jenes Buch, welches Marie dort hatte liegen laſſen. Als am Abend ſpät ſein Herr nach Hauſe kam, erzählte er ihm, was vorgegangen, ohne gegen ihn zu erwähnen, daß er das Buch gefunden und an ſich behalten. Daß er den Sekretair offen und in Unordnung gefunden, fiel ſeinem Herrn auf, und als dieſer nach dem Fache ſah, wo er gewöhnlich ſein Geld aufzubewahren pflegte, war es erbrochen und der ganze Inhalt, zwanzig Fünf-

Thalerſcheine, fehlte. Natürlich fiel ſein Verdacht auf das Mädchen, welchem Caſimir dort ein Rendezvous gegeben und das ſich ſo ſchleunig entfernt. Gleich am andern Morgen ſchickte er den Bedienten zu Caſimir, den er von dem Vorgefallenen in Kenntniß ſetzte und bitten ließ, ihm das Geld wiederzuſchaffen. Beſtürzt läugnete dieſer die Möglichkeit, daß die Dame, welche er dort ſehen wollen, das Geld genommen haben könne, verſprach aber, für die Wiedererſtattung zu ſorgen. Chriſtoph, der ſich beſonders liebes Kind bei ſeinem Herrn machen wollte, und bei ſonſt gemeiner Geſinnung doch bis dahin ein ehrlicher Menſch geweſen, hatte unterdeſſen das Carnet unterſucht, den Namen „Marie Müller" in Perlen geſtickt auf dem Deckel, und in der Brieftaſche einen Brief der Eltern aus Bremen an ſie mit Bezeichnung der Straße und Hausnummer ihrer Wohnung gefunden. Auf eigene Hand machte er ſich das Geſchäft, ſeinem Herrn das Geld wieder ſchaffen zu wollen, und kam nun, um es auf die kürzeſte und beſte Weiſe von der vermeinten Diebin zurückzufordern. —

An allen Gliedern bebend, rathlos und faſt ohne Beſinnung hörte Marie die Erzählung des Menſchen, der von nun an ihr böſer Engel werden ſollte. — Sollte ſie betheuern, daß ſie einer ſolchen Handlung nicht fähig ſei? — Sollte ſie ſich gegen einen Bedienten zu Bitten herablaſſen? Dabei war ſein drittes Wort immer die Polizei. — Ganz unbekannt mit dem Leben, war das bloße Wort ſchon der Inbegriff alles Schrecklichen für ſie. Es mußte etwas geſchehen,

was dieſem Menſchen den Mund ſchloß. In der Beſtürzung holte ſie eine koſtbare Brillantbroche, ein Geſchenk ihrer Eltern an ihrem Einſegnungstage, von der ſie wußte, daß ſie mehrere hundert Thaler werth ſei, und gab ſie dem Bedienten, da ſie über baares Geld nicht gebieten, auch ſich nichts verſchaffen konnte, ohne Verdacht zu erregen. Zwar ungläubig über den Werth des Dargebotenen, aber doch einſtweilen zufrieden geſtellt, gewiſſermaßen das Geſtändniß ihres Verbrechens mit ſich zu nehmen, verließ ſie Chriſtoph, um zu ſeinem Herrn zurückzukehren. Als er in das Zimmer trat und ſich durch recht langſame Mittheilung deſſen, was er gethan, möglichſt wichtig machen wollte, rief dieſer ihm ſchon entgegen, daß das Geld wieder da ſei, indem Twerdowski mit einem höflichen Billet ſo eben hundert Thaler in Treſorſcheinen geſchickt und den Vorgang möglichſt zu entſchuldigen verſucht. Chriſtoph war verblüfft, und wußte nicht, was er denken ſollte. Herr Twerdowski konnte ja nicht mit der Mamſell davon geſprochen und das Geld von ihr wiederbekommen haben, denn er kam ja von ihr und hatte ſelbſt geſehen, wie ängſtlich ſie geweſen. Es war ihm unerklärlich, und als vollends am andern Tage der Goldarbeiter jene Broſche auf vierhundert und funfzig Thaler ſchätzte, fiel er ganz aus den Wolken. Der Beſitz eines ſo werthvollen Stückes machte ihn unruhig und weckte Begierden in ihm, die er früher nie gekannt. Es vergingen Wochen, Niemand meldete ſich, weder von Herrn Twerdowski, noch Demoiſelle Müller hörte er

etwas. Da betrachtete er den Schmuck als ſein Eigenthum, ein Jude gab ihm dreihundert Thaler dafür, er kündigte ſeinen Dienſt auf, trieb ſich dienſtlos umher, wurde liederlich, kam in ſchlechte Geſellſchaft und war bald wieder ſo arm, als er geweſen. Da fiel ihm ein, daß jene Demoiſelle Müller doch wohl ein ſchlechtes Gewiſſen haben müſſe, weil ſie ihm eine ſo große Summe gegeben, nur um ihm den Mund zu ſtopfen, und er beſchloß, einmal zu verſuchen, ob er nicht noch mehr Geld von ihr bekommen könne. Caſimir hatte ſich von dem Augenblicke an, wo er, um allen unangenehmen Folgen des auch ihm unerklärlichen Vorfalls zu entgehen, aus eigenen Mitteln jene hundert Thaler zurückerſtattet, jedes Zuſammentreffen mit Marien vermieden und kränkelte ſeit einem Sturze vom Pferde während einer Steeple-chase in der Nähe von Schönholz, beſtändig. Marie war alſo ohne alle Nachricht von dem, was geſchehen, und ein leichtes Opfer des ſchlauen Chriſtoph. Vorſichtig fand er ſich wieder bei ihr ein, war erſt beſcheiden, bis er die Ueberzeugung hatte, daß ſie nicht anders glaubte, als ſelbſt noch im Verdacht des Diebſtahls zu ſtehen, wurde dann dreiſter und forderte wiederholt Geld von der Unerfahrenen, wenn er nicht Alles verrathen ſolle. Unglücklicherweiſe war jenes Carnet noch immer in ſeiner Hand, da er die Broche anfangs für werthlos gehalten und ein ſolches Beweisſtück gegen die ihm Verdächtige nicht aus den Händen geben wollte. Da Marie kein baares Geld beſaß, ſo gab ſie ihm nach und nach verſchiedene

werthvolle Sachen, um ihn nur zu beruhigen. Je werthvoller dieſe Gegenſtände aber waren, je liederlicher verpraßte Chriſtoph das dafür gelöſte Geld, je öfter kam er wieder, je dringender, je drohender wurde er. Als Mariens Vater ſich ganz nach Berlin wandte, war es ihr leichter, dieſen Plagegeiſt zu beſchwichtigen. Doch behielt ſeine Drohung, ihre Anweſenheit in jener Wohnung und den geſchehenen Diebſtahl der Polizei anzuzeigen, eine furchtbare Gewalt über ſie. Obgleich ſich ihr ganzes Weſen gegen die immer mehr zunehmende Gemeinheit dieſes Menſchen ſträubte, that ſie doch willenlos Alles, was er von ihr verlangte, fand ſich ein, wohin er ſie beſtellte, und brachte ihm, was ſie irgend von der Güte ihres Vaters erreichen konnte.

Mußte ſie nicht bei der bloßen Hoffnung, durch Waldemars Bewerbung dieſem auf die Länge unerträglichen Verhältniſſe zu entgehen, nicht frei aufathmen und ſich glücklich ſchätzen, daß der Zufall, wenn auch ein grauſamer, ſie bei Zeiten vor jenem Twerdowski gewarnt, der nach faſt zweijährigem Kränkeln endlich an der Bruſtkrankheit ſtarb?

VII.

Der erſte Schnee war am Abend vorher gefallen. — Von allen Seiten rollten Equipagen des Königl. Marſtalls zu der Einfahrt in das Palais der Königl.

Prinzeſſinnen, welches durch den Schwibbogen über der Ober-Wallſtraße mit dem Palais des Königs in Verbindung geſetzt iſt. Es war 10 Uhr, und die Probe der an demſelben Abend befohlenen Theater-Vorſtellung ſollte ſtattfinden. Da der Raum ſehr beſchränkt war, das kleine Theater nahm nämlich nur die Hälfte eines zweifenſtrigen Zimmers gerade über der Treppe in der Ober-Wallſtraße ein, ſo wurden nur ſolche Stücke dort gegeben, welche kein großes Perſonal und keine erſchwerende Ausſtattung in Dekoration und Scenirung erforderten. Für dieſen Abend hatte der König ein kleines von A. Cosmar aus dem Franzöſiſchen überſetztes Stück, „Vater und Sohn", aus den Vorſchlägen des General-Intendanten gewählt. Dieſem ſollte ſich „les deux manières" von den Franzöſiſchen Schauſpielern geſpielt, anſchließen und ein Tanz-Divertiſſement den Beſchluß machen. Das ganze Perſonal war von Königl. Equipagen abgeholt worden und erſchien im feinſten Geſellſchafts-Anzuge, die Damen in den ſorgfältigſten, eleganteſten Morgen-Toiletten. Der Zuſchauerraum faßte höchſtens 50 Stühle, die aber erſt zur Vorſtellung hingeſetzt wurden, während zur Probe drei reich gedeckte Tafeln in Hufeiſenform aufgeſtellt waren, zwiſchen denen nur wenige Stühle dicht vor der Bühne ſtanden. Mit dem Glockenſchlage 10 wurde die Probe begonnen. Zu einem Orcheſter war kein Raum vorhanden, die Muſik daher in einem dicht anſtoßenden Corridor placirt.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, ſolcher Probe

zuzuſehen. Die Männer probirten in Glacée-Handſchuhen, mit dem Hute in der Hand. Die Damen ſcheuten jede Berührung mit den Dekorationen für ihre ſorgliche Toilette. Der Souffleur durfte ſich nicht hören laſſen, da am Abend der König kaum zwei Schritte hinter ihm ſaß. Sich von der Situation zu lautem, leidenſchaftlichem Sprechen hinreißen laſſen, war bei dem kleinen Raume unſtatthaft. Dabei vorn die gedeckten Tafeln, überall das leiſe unterdrückte Sprechen der Anweſenden, die ganze eigenthümliche Atmoſphäre des Hofes! — Es war etwas ſo Eigenthümliches und durchaus von dem gewöhnlichen Thun des Schauſpielers Verſchiedenes, daß ſelbſt die häufige Wiederkehr dieſer Proben und Vorſtellungen nichts von der Scheu und Befangenheit löſte, welche jeden Einzelnen zu beherrſchen ſchien.

Mitten in der Probe erſchien der König mit der Fürſtin von Liegnitz. Freundlich die ehrfurchtsvolle Verbeugung aller Anweſenden durch ein Kopfnicken erwiedernd, nahm Se. Majeſtät aus den Händen des General-Intendanten Grafen von Redern den Zettel für die Abend-Vorſtellung und ſetzte ſich dann, den Fortgang der auf einen Augenblick unterbrochenen Probe befehlend. Das Stückchen war leider eines der unbedeutendſten, und nur für die beſondere Fähigkeit eines Schauſpielers in Paris geſchrieben. Die Hauptrolle beſtand aus zwei Charakteren: Niclas, ein reicher Ochſenhändler aus Ungarn und deſſen Sohn, ein leichtſinniger junger Menſch. Beide werden von

einem Schauſpieler durch raſchen Wechſel des Coſtüms dargeſtellt, und Schneider hatte dieſe Rolle zugetheilt erhalten, war aber erſichtlich dieſer Aufgabe nicht gewachſen. Sonſt in dergleichen Verkleidungs-Rollen glücklich, hatte man geglaubt, in ihm den rechten Mann dafür gefunden zu haben, aber nirgends erwarmte ſeine Darſtellung zu dem innern Leben, das den Zuſchauer ſo unwillkührlich mit ſich fortreißt. Nach der Probe ließ ſich freilich die eigentliche Wirkung noch nicht beurtheilen, da ſo manche engende Feſſel die freie Entwickelung der künſtleriſchen Kraft hinderte, aber es war ſchon ein ungünſtiges Zeichen, daß ſich überall Längen fühlbar machten und jeder Einzelne hinter den Couliſſen vorſchlug, ob man nicht dies oder jenes noch ſtreichen könne. —

Die Probe des deutſchen Stückchens war beendet. Die Schauſpieler machten ihre Verbeugung und traten von der Bühne in den Zuſchauerraum hinunter. Der König war aufgeſtanden, überſah die Anweſenden und näherte ſich, eine Prieſe aus der vom Grafen von Redern dargebotenen Doſe nehmend, dem Regiſſeur Weiß, welcher das Stückchen in Scene geſetzt.

„Scheint eine angreifende Rolle für Herrn Schneider zu ſein! — Uebrigens ſehr ſorgfältig in Scene geſetzt. — Schade, das Theater ſehr klein! — Iſt ja wohl zum erſtenmale das Stück?“

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät. Erſt vor einigen Monaten iſt das Original in Paris gegeben.“

„Sonſt großes Geſchick in dergleichen die Fran-

ſen! Recht Schade, daß in Deutſchland die Dichter nicht auch ſolche kleine unterhaltende Sachen ſchreiben! Wie ich höre, vorige Woche auf der Eiſenbahn nach Potsdam gefahren?“ —

„Wir benutzten von Zehlendorf aus die Erlaubniß der Direction zu einer Probefahrt und legten den Weg in kaum zwanzig Minuten zurück.“ —

„Wird eine große Veränderung geben — in allen Verhältniſſen — durch die Eiſenbahn. — Wird noch mehr Unruhe in die Welt kommen, niemand mehr zu Hauſe bleiben wollen. — Die Hofſchauſpieler aus Schwerin ſollen ja hier ſein.“

„Se. Königl. Hoheit der Großherzog hat ihnen ſämmtlich Urlaub und freie Reiſe nach Berlin bewilligt, um hier einige Wochen den Vorſtellungen beiwohnen zu können.“

„Wenn ſie nur etwas Gutes zu ſehen bekommen. — Müßte wohl dafür geſorgt werden!“

Während der König dieſe Worte zu den einzelnen Anweſenden ſprach, ging er langſam auf das nächſte Zimmer zu, wo die franzöſiſchen Schauſpieler ſich verſammelt hatten, um nach dem Frühſtück ihre Probe zu beginnen. Dort richtete Se. Majeſtät einige gnädige Worte an den erſt kürzlich aus Paris gekommenen St. Aubin und kam dann in das Theaterzimmer zurück, um der Probe des Tanzes zuzuſehen. Bei dieſem wurden zwölf Kinder für verſchiedene Gruppirungen gebraucht, und man hatte ſorglich unter der großen Zahl der Tanz-Eleven die hübſcheſten Kleinen ausge-

ſucht. Mit offenem Munde das Ungewohnte der Umgebungen anſtaunend, ſtanden die Kleinen an den Wänden umher, nachdem ihr Tanz vorüber war und ſahen mehr auf die reich beſetzten Tafeln, als auf irgend etwas anderes. Der König ſchien eine beſondere Freude an den eben ſo hübſchen, als graziöſen Kindergeſtalten zu empfinden, ſtand plötzlich auf und ging über den anſtoßenden Flur in das Nebenzimmer, wo für die Unterbeamten des Perſonals ebenfalls gedeckt war und gewöhnlich kalte Küche ſervirt wurde, während das darſtellende Perſonal ein **Dejeuner à la Fourchette** erhielt. Niemand wußte, was der König dort beabſichtige. Bald darauf kam er aber zurück und ſtellte ſich an einen der Tiſche, auf welchem Kuchen und Torten für das Deſſert aufgeſtellt waren. Erſtaunt ſahen die Anweſenden, wie der König ein Stück nach dem anderen von dem Kuchen nahm, dann auch die anderen Tafeln beſuchte und plötzlich ohne ein Wort zu ſagen, während die Tanzprobe auf der Bühne noch fortdauerte, wieder in das Nebenzimmer ging. Dort legte er die einzelnen Stücke Kuchen auf den Teller der Kinder und ſagte zu einem Lakayen, welcher ſofort ebenfalls eine Schüſſel Kuchen auf jene Tafel ſetzen wollte:

„Nicht die Anordnung des Hofmarſchalls ſtören! Ganz in der Ordnung, daß hier kein Kuchen iſt — aber den Kindern doch eine Freude machen.“

Unterdeſſen hatte der Tanz geendet und die Dienerſchaft erwartete nur die Rückkehr des Königs, um

das Frühſtück zu ſerviren. Dieſe erfolgte gleich darauf und Se. Majeſtät gingen mit der Fürſtin von Liegnitz in das Königl. Palais zurück. Das war das gewöhnliche Zeichen für Alle, ſich zur Tafel zu ſetzen. Während dies geſchah, näherte ein Lakay ſich dem Schauſpieler Wiehl und ſagte ihm, daß ein Polizei-Beamter unten auf dem Flur ihn erwarte und nothwendig mit ihm zu ſprechen habe. Wiehl ging hinaus und ſein Platz blieb einſtweilen unbeſetzt. Natürlich war das eben vom Könige Geſehene der Gegenſtand des Geſpräches.

„Das iſt wieder ein Beweis von der Herzensgüte des Monarchen, wie er kaum bezeichnender gedacht werden kann," ſagte Weiß, indem er den Damen erzählte, was eben geſchehen.

„Und noch viel bezeichnender iſt es, daß er nicht befohlen, man ſolle den Kleinen auch Kuchen geben, was gegen die bisher übliche Ordnung für den Tiſch im Nebenzimmer geweſen wäre, ſondern ſelbſt den Kuchen geholt und dort hingelegt." —

„Solcher Züge ließen ſich gewiß tauſende erzählen, wenn man ſie erführe, aber der König thut Alles ſo ſtill, ſo unbemerkt, daß es zu den Seltenheiten gehört, wenn einmal dergleichen bekannt wird. Kennen Sie denn den merkwürdigen Vorfall mit den Leierkaſten drüben im Hofe des Palais?"

„Nein! Was iſt es damit? O erzählen Sie uns doch!" —

„Als der König damals, im Jahre 1826 den Fuß gebrochen hatte, bemerkte er, daß die Harfeniſten, wan-

dernden Muſikanten und Leierkaſtenmänner, welche ſeiner Gnade das Recht verdankten, alle Monat einmal im Hofe des Palais Muſik zu machen und dafür 8 Groſchen erhielten, während der ganzen Zeit, in welcher der gebrochene Fuß eine liegende Stellung auf dem Bette erforderte, ſich nicht hören ließen. Auf die Erkundigung, wie das zugehe, erfuhr Se. Majeſtät, daß man geglaubt, die widrige Muſik möge die Ruhe des Königs ſtören, weshalb die Muſikanten jedesmal abgewieſen würden, wenn ſie ihren gewohnten Platz auf dem Hofe dicht unter den Fenſtern des Königlichen Schlafzimmers einnehmen wollten."

„Sehr unrecht, daß man den Leuten ihren Verdienſt ſchmälert. Habe es einmal erlaubt, nun betrachten die Leute das als Einkommen. Sollen ihre 8 Groſchen haben."

Trotz dieſes Befehles, ließ ſich auch in den nächſten Tagen keine Muſik hören. Abermals fragte der König, wie das käme, und der Geheime Kämmerier antwortete, daß die Leute jetzt ihr Geld erhielten, ſo wie ſie ſich ſehen ließen, aber um den König nicht zu beläſtigen, ohne zu ſpielen wieder weggeſchickt würden.

„Wieder ſehr Unrecht! Die Leute glauben mir eine Freude damit zu machen. Können nichts Beſſeres. Thut ihnen gewiß weh, ſo abgefertigt zu werden. Sollen ihr Stück ſpielen!"

Schneider hatte dieſer Erzählung aufmerkſam zugehört. Ganz niedergeſchlagen von dem zweideutigen Erfolge der Probe, ſchöpfte er jetzt Muth und rief: „Werde auch mein Stück ſpielen. Ein Schelm macht's beſſer, als er kann."

„Was heißt das, Sie wollen auch ihr Stück ſpielen?“

„Nun wie die Leierkaſtenmänner das ihrige, meine ich. — Wenn der König ſo gütig und nachſichtig für das Spiel ſolcher Muſikanten iſt, ſo wird ja meine Rolle heute Abend wohl auch Gnade vor ſeinen Augen finden.“

„Muth, Muth, junger Freund! Denken Sie bei Ihrem Spiel nicht an das Publikum, denken Sie an die Sache!“

„Das ſagt ſich wohl, lieber Herr Weiß, aber es iſt mir immer ein ganz überwältigendes Gefühl, auf dieſer Bühne zu ſpielen. Das iſt kein Publikum, wie es den Schauſpieler wohl anfeuert, ihn ermuntert. Denken Sie ſich nur, daß dieſe Fürſten und Grafen, dieſe Geſandten und Generale das Beſte geſehen, was Europa irgend bietet, und daß der Gedanke eines Vergleiches doch ſehr nahe liegt.“ —

Eben kam der Schauſpieler Wiehl zurück, und als er ſcherzend gefragt wurde, was denn die Polizei wolle, erzählte er, daß ein ganz eigenthümlicher Zufall ihn am geſtrigen Abend zum Zeugen eines Diebſtahls gemacht, und er in Folge deſſen ſo eben gebeten worden ſei, wenn irgend möglich, noch heute auf das Sicherheits-Büreau zu kommen, wo er ſeine Ausſage zu Protokoll geben und bei Confrontation der Verbrecher gegenwärtig ſein müſſe. Natürlich ſpannte dieſe ſonderbare Mittheilung die Neugier der Uebrigen und Wiehl erzählte:

„Geſtern Abend ſtehe ich an der Ecke der Tauben- und Kanonierſtraße auf der Treppe des ſogenannten Schulgebäudes und beobachte die Fenſter des gegenüberliegenden Hauſes.“

„Aha! unſer Wiehl geht auf Freiersfüßen, ja, ja, wir wiſſen ſchon.“

„Gleichviel, was mich dort feſthielt. Jedenfalls erwartete ich etwas ganz anderes, als mir begegnete. Es fiel mir auf, daß mehrere Kerle wiederholt bei mir vorüberſchlichen und ebenfalls das Haus zu beobachten ſchienen, aus dem ich jemanden erwartete. Anfangs hatte ich kein Arg, als aber plötzlich aus der Thür des Ladens gegenüber ein Mann mit einem übermäßig großen Bündel auf dem Rücken erſchien, wurde ich aufmerkſam, und als ich ſah, daß in der Taubenſtraße ſich auch die anderen Kerle zu dieſem fanden, wurde es mir klar, daß dort wohl ein Diebſtahl ausgeführt worden ſein konnte. Der Gedanke, daß ich durch die Entdeckung deſſelben der Beſitzerin jenes Ladens einen Dienſt erweiſen könnte, ſo daß ihre Dankbarkeit mir vielleicht den Zutritt verſchafft, wo ich ihn wünſche, veranlaßte mich, den Männern nachzugehen. Sie auf offener Straße feſtzuhalten, ſchien mir nicht thunlich, ich folgte daher dem einen, welcher das Pack trug, als ſie ſich auf dem Gendarmen-Markte trennten. Zwei gingen durch die Jägerſtraße, mein Packträger durch die Mohrenſtraße nach dem Döhnhofsplatz. Um ihn ins Geſicht ſehen zu können, hüllte ich mich bald ganz in meinen Mantel, und ging langſam bei ihm

vorüber, bald ſchlug ich ihn ganz zurück, und eilte trällernd bei ihm vorbei, ſo daß es mir gelang, das Geſicht deſſelben genau zu erkennen. Erſichtlich wurde ihm die Laſt des Bündels zu groß, und er ſetzte ſich auf dem Dönhofsplatz in einen Droſchkenſchlitten. Jetzt war guter Rath theuer, denn weit und breit war kein anderer Schlitten zu ſehen, da durch den neugefallenen Schnee die Droſchken nicht von der Stelle konnten. Anfangs lief ich hinterher und hatte das Glück, endlich eine Droſchke zu erwiſchen, der ich die Weiſung gab, jenen vorausfahrenden Schlitten nicht aus den Augen zu laſſen. So fuhren wir über den Molkenmarkt bis an die Reetzengaſſe, wo ich ſchon beim Einbiegen jenen Schlitten halten ſah, daher ausſtieg und zu Fuß durch die Gaſſe ging. In den Eingang eines Hauſes gedrückt, ſah ich, wie mein Packträger ſchellte, eine große Frau im tiefſten Negligée ihm öffnete, das große Bündel hineingeſchafft wurde und mit dem Wegfahren des Schlittens, ſo wie dem Verſchließen des Hauſes für mich nun hier nichts weiter zu thun ſei. Genau merkte ich mir die Nummer des Hauſes, eilte dann nach der Ecke der Kanonier- und Taubenſtraße zurück, trat in den Laden, wo ich ſchon Alles in der größten Verwirrung, die Beſitzerin aber in Thränen über den höchſt anſehnlichen Diebſtahl fand, der ſie faſt um alle ihre Wäſche und Kleidungsſtücke gebracht. Meine Erſcheinung und die Nachricht, daß ich wiſſe, wo die geſtohlenen Sachen hingekommen, änderte ſchnell die Stimmung, und ich eilte nun zu unſerem Polizei-Com-

miſſarius Aſchoff, den ich nicht ſobald von dem Vorgange in Kenntniß geſetzt, als er auch ſchon die Kleider wieder übergeworfen hatte und mit mir, trotz des ſchlechten Wetters, nach der Reitzengaſſe eilte. Nachdem ich ihm das Haus genau bezeichnet und Alles genau erzählt, was ich geſehen, mußten wir erſt zu dem Polizei-Commiſſarius jenes Reviers gehen, ohne deſſen amtliche Hülfe nichts geſchehen konnte. Dort wurden die Revierbücher aufgeſchlagen und in dem bezeichneten Hauſe die Wohnung einer ſchon beſtraften Diebin ermittelt. Kein Zweifel, daß dieſe darum wußte. In Begleitung eines Gendarmen, machten wir uns wieder auf den Weg, klopften vorſichtig an das Haus, wurden zögernd eingelaſſen und ich erkannte ſofort in dem Weibsbilde dieſelbe Perſon, die vorher dem Diebe geöffnet hatte."

„„Wo iſt das geſtohlene Gut,"" begann der Polizei-Commiſſarius kurz den Verhörs-Prozeß. —

„„Ich bin unſchuldig, Herr Polizei-Commiſſarius, bei mir iſt kein geſtohlenes Gut!"" —

„„Verſteht ſich, biſt Du unſchuldig. Jeder iſt unſchuldig, wenn er arretirt wird. Noch einmal, wo iſt das geſtohlene Gut?"" —

„„Suchen Sie doch nach, Herr Polizei-Commiſſarius, bei mir werden Sie nichts finden.""

„Es wurde überall nachgeſucht und wirklich nichts gefunden. Kopfſchüttelnd fragten mich beide Beamte, ob ich meiner Sache auch gewiß ſei, nicht vielleicht das Haus oder dies Frauenzimmer mit einer anderen ver-

wechſelt habe. Ich war aber meiner Sache zu ſicher, da ich mir beſonders an dem Unterrocke derſelben eine bunte Kante gemerkt hatte, auch ihr Geſicht mir kein Zweifel ließ, daß ſie daſſelbe Frauenzimmer ſei, welche die geſtohlenen Sachen in Empfang genommen."

„„Was haſt Du heute Abend für Beſuch gehabt?"" —

„„Kein Menſch iſt bei mir geweſen, Herr Polizei-Commiſſarius.""

„„So? wer iſt denn vor einer Stunde aus den Schlitten Nr. 17. geſtiegen, und hat Dir einen Bündel aus blaukarirtem Zeuge mit Wäſche gebracht?"" —

„„Ach, ſo will ich doch gleich in die Erde ſinken, Herr Polizei-Commiſſarius, wenn das wahr iſt.""

„„In die Erde wirſt Du nicht ſinken, aber in die Stadtvoigtei wirſt Du ſinken. Wenn Du geſtehſt, arretire ich Dich nicht. Biſt Du aber hartnäckig, ſo geht es Dir ſchlecht, Du weißt, wir verſtehen keinen Spaß."" —

„„Es iſt wohl einer hier geweſen, aber der hat mich bloß beſucht."" —

„„Dergleichen Beſuche kennt man ſchon. Hier iſt ein Herr, der Alles genau geſehen, wie Du die Thür geöffnet, den Beſuch eingelaſſen und ihm den Pack abgenommen."" —

„„Ach, das iſt nicht wahr!"" —

„„Das wird ſich finden. Wie hieß der, welcher Dich beſucht hat."" —

„„Scepa iſt hier geweſen.""

„„So, ſo, der blonde Scopa! — Nun weiß ich ſchon, was ich wiſſen will. — Wo Scopa iſt, da iſt auch ein Diebſtahl nicht weit. — Wo ſind die Sachen hingekommen, die er Dir gebracht hat.““ —

„„Er hat mir gewiß und wahrhaftig keine Sachen gebracht.““ —

„„So? Alſo hartnäckig? — Gut! — Du ſollſt Deinen Willen haben, Marſch! angezogen. Alles zugeſchloſſen. Es geht nach Nr. 13. und dann weiter, Du weißt ſchon wohin.““ —

„„Na, ſo eine Wirthſchaft! Nicht Ruhe hat man in ſeinen eigenen vier Pfählen. Nun geht es ſchon wieder los. — Ich werde eine Eingabe an den König ſchreiben, der ſoll erfahren, wie es in Berlin zugeht.““ —

Unter tauſend Betheuerungen ihrer Unſchuld, packte das Weibsbild ihre Sachen zuſammen und wollte nur einen Kanarienvogel im Käfige mitnehmen, um ihn bei einem Nachbar abzugeben, damit das Thierchen während ihrer Verhaftung nicht verſchmachte. Der Polizei-Commiſſarius aber, mit dergleichen Ränken abgefeimter Diebe ſchon bekannt, unterſuchte den Käfig und fand richtig unter dem doppelten Boden deſſelben ein Bund Dietriche. Jetzt hörten die Unſchuldsbetheuerungen auf, und unter der Aufſicht des Gendarmen, wanderte die Hehlerin nach der Stadtvoigtei.“

„Daß die Sachen hier nicht mehr vorgefunden wurden, bewies die Schlauheit der Diebe. Dieſe galt es, nun auszukundſchaften, und da der blonde Scopa

dabei betheiligt war, so wußten die Polizei-Beamten aus Erfahrung, daß an Wiedererlangung des gestohlenen Gutes nicht zu denken war, wenn nicht in dieser Nacht noch die Verbrecher überrascht und unschädlich gemacht wurden. In der Stadtvoigtei erfuhren wir, wo der blonde Scopa in Schlafstelle läge, und da ich nun einmal im Zuge war, so begleitete ich die Commissarien auch noch weiter und war bei der Verhaftung des Scopa, in einem Hause der Dorotheenstraße, zwischen der Loge Royale York und der Schlachtgasse, gegenwärtig, ja ich habe es nicht bereut, denn dergleichen ist ein wahres Studium für den Schauspieler. Scopa und noch ein anderer, wahrscheinlich sein Helfershelfer, lagen im tiefen Schlaf, als die Polizei-Beamten schon vor ihrem Bette standen. Dieses Erwachen, der Ruf: Herr Jesus! und die Angst der Ertappten, die indessen bald frechem Leugnen Platz machte, werde ich nie vergessen. Gebunden wurden sie abgeführt, und ein großer Theil der gestohlenen Wäsche in ihren Betten versteckt gefunden. Ihre Aeußerungen verdächtigten auch einen gewissen Eckardt, der in einem Hause des Voigtlandes in Schlafstelle liegen sollte. Ich war aber müde und scheute den weiten Weg in der nun schon weit vorgerückten Nacht. Zwei Gendarmen gingen hinaus, und eben wurde ich zu heut noch vorgefordert, um den dort Verhafteten, den Packträger, zu recognosciren. Das ist die ganze Geschichte."

„Sieh da, Vidocq der Zweite! — Aber interessant!" —

„Bis auf die weiten Gänge, war es auch ganz interessant, aber das muß ich gestehen, seit ich gesehen, mit welchem Eifer und welcher Umsicht unsere Polizei bei dergleichen verfährt, habe ich allen möglichen Respekt vor ihr bekommen. Schade, daß das Publikum kein Wort davon erfährt, es geschieht alles in der Stille, und wahrhaftig, man ist oft sehr ungerecht gegegen die Polizei.“ —

„Nein, das wohl nicht — der Zustand der öffentlichen Sicherheit ist wahrlich ihr bestes Lob — aber der Aerger liegt nur in den 2 Thalern Strafe für das Rauchen einer Cigarre — und der macht sich manchmal Luft, freilich auch nur im Stillen!“ —

Was sagt denn Schneider dazu? — das ist ja auch so ein halber Polizeimann — als Dollmetscher.“ —

„Lieben Freunde, heute ist mir durchaus nicht abenteuerlich zu Muth. Ich wollte mein Ochsenhändler wäre gespielt — dann wüßte ich doch, woran ich wäre. Nächstens werde ich mich nach dem Vorfall erkundigen, denn der Polizeirath Merker hat mich gestern schon bitten lassen, auf das Sicherheitsbüreau zu kommen, weil ein angeblich spanischer Oberst verhaftet worden ist, der kein Wort deutsch und nur gebrochen französisch spricht — also in seiner Landessprache verhört werden soll.“ —

„Nun wissen wir doch auch, warum Schneider die Diebe so nach dem Leben spielt. — Wahrscheinlich studiert er sie unter der geschlossenen Gesellschaft des Polizeiraths Merker.“

„Kann wohl ſein! — Aber der Graf ſteht auf. — Das Frühſtück iſt zu Ende! — Auf Wiederſehen heute Abend. Halten Sie mir heute Abend nur den Daumen, Herr Regiſſeur!“ —

Die Wagen fuhren vor, und während die Franzöſiſchen Schauſpieler ſich zu ihrer Probe anſchickten, verließen die Deutſchen das Palais. Gleichzeitig fuhr der bekannte kleine Wagen von der Rampe herunter und dem Thiergarten zu, in welchem der König jeden Vormittag eine Stunde ſpazieren zu fahren pflegte. Niemand würde erkannt haben, daß es die Königliche Equipage ſei, wenn nicht jeder Vorübergehende ehrfurchtsvoll den Hut gezogen und die meiſten dem einfachen Wagen mit herzlicher Theilnahme nachgeſehen.

VIII.

Waldemar war an dieſem Tage ſchon ſo früh, als es der Anſtand erlaubte, zu ſeiner Braut gegangen. Beide hatten geſtern Abend verabredet, heute Vormittag die nöthigen Viſiten zu machen, das Wetter war aber durch den gefallenen Schnee ſo unfreundlich geworden, daß Marie vorſchlug, bis zum Diner zu Hauſe zu bleiben und erſt den Nachmittag für jene läſtigen Viſiten anzuwenden. Der Vater war nicht zu Hauſe, denn um dieſe Zeit pflegte er die Conditoreien von Joſty, Stehely und Kranzler zu beſuchen, wo er die Neuigkeiten des Tages einſammelte. Waldemar war

ſeit der Verlobung eigentlich noch nicht allein mit ſeiner Braut geweſen, und fühlte ſich glücklich in dem Bewußtſein, endlich einmal eine Stunde der Vertraulichkeit gefunden zu haben, in der er Theilnahme, Erwiederung hoffte. Es hatte einen eigenthümlichen Reiz für ihn, ſich zu dieſer Vertraulichkeit berechtigt zu wiſſen, und Marie entfaltete, nachdem ſie die Befangenheit der erſten Viertelſtunde beſiegt, ſo viel Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, daß das Seltſame ihres Verhältniſſes bald ganz dem Gedächtniſſe entſchwand. Beide erinnerten ſich gegenſeitig wie oft ſie ſich früher geſehen, ohne zu ahnen, daß ſie in ſo kurzer Zeit Braut und Bräutigam ſein würden. Waldemar erzählte, was er gelitten, den Kampf, den er gekämpft, die Eiferſucht, die er oft empfunden. Marie, was ſie an ihm bemerkt, wie ſeine Scheu ſie befremdet, ſeine Annäherung ſie gefreut, ſeine anſcheinende Kälte ſie verletzt; was war natürlicher, als daß Beide inniger, zärtlicher einander ins Auge blickten, daß überwältigt von dem Gefühl des ungeſtörten Beſitzes ſie ſich endlich umarmten und ein Kuß den Bund ihrer Herzen beſiegelte. Mit dieſem Augenblick war Alles, was bis jetzt noch ſtörend eingewirkt, verſchwunden. Beide waren glücklich.

Marie hatte die Stickerei, mit der ſie beim Eintritt Waldemars beſchäftigt war, fortgelegt und ſaß Hand in Hand mit dem Geliebten auf dem Sopha, als der Bediente einen Brief brachte und mit den Worten:

„Ein kleiner Junge hat dies für das Fräuleine gebracht!“ auf den Gueridon legte. — Waldemar ſah verwundert auf die Form des Briefes, der auf grobem Papier geſchrieben, unordentlich geſiegelt war und faſt wie ein Bettelbrief ausſah. Er wollte darnach greifen, um ihn Marien zu geben, dieſe kam ihm mit auffallender Haſt zuvor und ſteckte ihn in die Taſche. So froh und hingebend ſie bis zu dieſem Augenblick geweſen, ſo groß war die Veränderung, die er jetzt an ihr bemerkte. Sie ſuchte einen Vorwand, das Zimmer zu verlaſſen, blieb wohl eine Viertelſtunde fort und kam dann blaß und verſtört wieder zu ihm. Waldemar wußte nicht, was er denken ſollte. Was konnte dieſer Brief enthalten haben, daß Marie ſo auffallend verändert war. Zu ſtolz, um zu fragen, quälten ihn Zweifel, Befürchtungen, die er ſich ſelbſt kaum geſtehen wollte. Das heitere Glück ihres Zuſammenſeins war geſtört, und von beiden Seiten wollte der Ton ſich nicht wieder anknüpfen, der ſie kurz vorher ſo glücklich gemacht.

Mariens Beſtürzung und Angſt war nur zu ſehr gerechtfertigt. Jener Brief kam von ihrem Peiniger, der, ſeit geſtern Abend verhaftet, Mittel gefunden hatte, einige Zeilen zu ſchreiben und durch die Schlauheit eines Mitgefangenen ihr zukommen zu laſſen. In den Diebſtahl an der Kanonier- und Taubenſtraßen-Ecke verwickelt, hatten ihn zwei Gendarmen Nachts aus dem Bette geholt und ſofort in die Stadtvoigtei gebracht. Zufällig hatte er ein Stück Papier und ein Bleiſtift

in der Weſtentaſche und ſchrieb, da er in der erſten Angſt Rettung von derjenigen hoffte, deren Geheimniß er beſaß, am früheſten Morgen Folgendes:

„Man hat mich unſchuldig verhaftet, weil ich geſtern Abend um halb zehn geſtohlen haben ſoll, und Sie wiſſen doch, daß ich gerade zu der Zeit bei Ihnen geweſen bin. — Sie verſtehen mich doch. Wenn Sie nun ausſagen, was auch der Wahrheit gemäß iſt, daß ich um halb zehn bei Ihnen geweſen bin, ſo muß ich loskommen, denn das iſt ein Alibi. — Ich werde beim Verhör ſagen, daß Sie das bezeugen können. Es iſt eine verfluchte Geſchichte! Daraus können Sie ſehen, wie es Ihnen gehen würde, wenn ich Alles ſagen wollte. — Bei ſolchen vornehmen Perſonen, wie Sie ſind, glaubt die Polizei jedes Zeugniß, alſo abgemacht! — Ich ſage heute beim Verhör, daß Sie mein Alibi beweiſen können. — Machen Sie keine Umſtände, — ſonſt —“

Die Unglückliche traute kaum ihren Augen, als ſie dieſe Zeilen las. Sie hatte wohl eine abermalige Geldforderung erwartet, als ſie den verdächtigen Brief vor Waldemar zu verbergen geſucht, aber nicht eine ſo überlegte Bosheit, eine ſo tief eingreifende Nichtswürdigkeit jenes Schändlichen. Mehrmals mußte ſie den ſchlecht geſchriebenen Brief überleſen, ehe ſie nur verſtand, was er eigentlich von ihr wollte. Was war das, ein Alibi? — und wie ſollte ſie vor Gericht ausſagen, daß um die angegebene Zeit Jemand bei ihr geweſen, und gerade dieſer Menſch,

ein Verbrecher, ein Verworfener? — Sie begriff, daß er ſie gar nicht darum bat, ſondern ſich anſtellte, als ob ſeine Beſchuldigung wahr wäre, denn er mochte wohl gefürchtet haben, daß ſein Brief in andere Hände kam. Wo war hier Rath, wo Hülfe? — Wem durfte ſie ſich anvertrauen? Und gerade in dieſem Augenblick, wo ſie ſich ſchon befreit geglaubt, wo Waldemars Liebe ſie für die lange Qual entſchädigen konnte! — Sie fühlte, daß das Blut in ihren Adern ſtockte, daß die Bruſt krampfhaft auf- und niederflog, daß eine Eiſeskälte ihren Nacken herabrieſelte. Als ſie wieder etwas Faſſung gewonnen, eilte ſie in die Bibliothek ihres Vaters, nahm das Converſations-Lexikon heraus und fand die Erklärung des Wortes Alibi.

„Alibi, anderswo. Beweis des Alibi heißt im Criminal-Prozeß derjenige Beweis der Unſchuld, welcher aus dem Umſtande hervorgeht, daß der Angeſchuldigte zur Zeit des an einem beſtimmten Orte geſchehenen Verbrechens an einem andern Orte ſich befunden habe, von wo aus er dieſes Verbrechen nicht verübt haben kann; ein Beweis, welcher begreiflich die ganze Unterſuchung niederſchlägt. Schlaue Verbrecher ſuchen ſich im Voraus den Schein eines Alibi zu verſchaffen.“

Nun wußte ſie, was jener von ihr wollte. Allerdings mußte ihr Zeugniß ihn von jedem Verdachte der Theilnahme am Diebſtahl freiſprechen. Was ſetzte ſie aber alles auf das Spiel, wenn ſie that, was er verlangte. — Und doch, blieb ihr eine andere Wahl? Konnte er nicht jenen Diebſtahl bei dem Freunde Ca-

ſtmirs, von dem ſie immer noch nicht begriff, wie er möglich geweſen, dem Gericht anzeigen? Konnte er nicht vielleicht Zeugen ſtellen, die von den Geldſummen und Koſtbarkeiten wußten, welche er von ihr erpreßt, konnte ſie nicht ſogar geſehen worden ſein, wenn ſeine Drohungen ſie gezwungen hatten, ihn ſelbſt aufzuſuchen, um ihm das ſo ungeſtüm Verlangte zu bringen? Welche fürchterliche Lage für ſie! — Das ganze Gebäude ihres künftigen Glückes ſtürzte vor ihren Augen zuſammen und Nacht verhüllte jede Ausſicht in die Zukunft.

Als ſie zurückkam, fühlte Waldemar nur zu deutlich, daß etwas mit Marien vorgegangen ſein mußte, was im Stande geweſen, ſie aufs Tiefſte zu erſchüttern. Nach dem, was kurz vorher zwiſchen ihnen geſchehen, erwartete er Vertrauen, fand aber Furcht, innern Kampf und im Ausdruck des Auges das Bewußtſein einer Schuld. — Und kaum eine Viertelſtunde hatte genügt, dieſe Verwandlung hervorzubringen. War das daſſelbe Mädchen, die in ſeinen Armen gelegen, ſeinen Kuß mit jungfräulicher Schüchternheit geduldet, — und jetzt ſo verſchloſſen ihm gegenüberſtand, ihm nicht ins Auge zu blicken wagte, der er, das fühlte er, läſtig war? — Trübe Mißſtimmung herrſchte, bis der Vater nach Hauſe kam, aber auch ſeine gute Laune vermochte nicht, ſie zu verſcheuchen. Marie bot zwar Alles auf, um unbefangen zu erſcheinen, aber die Verſtellung, der Zwang fühlte ſich heraus, und Waldemar beſchloß, es koſte was es wolle, jenes Briefes habhaft zu werden, den er mit Recht als die Urſache dieſer

Verſtimmung Mariens betrachtete. — Wie aber das anfangen? — Entweder trug ſie ihn noch bei ſich, oder hatte ihn in ihrem Zimmer aufbewahrt, wenn nicht gar vernichtet. Sich an die Dienerſchaft zu wenden, erlaubte ſein Stolz nicht, und doch mußte er Licht haben, ſollte er nicht vergehen in dieſen Zweifeln. Eins ſtand feſt bei ihm; er wollte ſie beobachten, jeden ihrer Schritte kennen, ſie keinen Augenblick mehr verlaſſen. Die Qual der Eiferſucht kam plötzlich mit ihrer ganzen verzehrenden Stärke über ihn; auch er ſah die Zukunft trübe, die ihm heute noch ſo hell, ſo glänzend erſchienen war, und bereute ſchon, einen Schritt ſo raſch gethan zu haben, den er fühlte, nicht mehr zurückthun zu können, denn er liebte Marien mit der ganzen Gluth des Mannes, und konnte den Gedanken nicht faſſen, ohne ſie zu leben.

Während dies hier vorging, hatte der alte Rentier Neumann das Vergnügen, den Criminal-Commiſſarius abermals bei ſich eintreten zu ſehen. Er ſagte zwar, daß es ihm ein großes Vergnügen ſei, innerlich aber wünſchte er ſeine Neugier, ſeinen Beſuch im Voigtlande, ſeine Schwatzhaftigkeit und alles Mögliche zum Henker, als der Criminal-Commiſſarius mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit ihn bat, ob er ſich nicht anziehen und ihn nach der Stadtvoigtei begleiten wolle. Es ſei nämlich geſtern ein Menſch in der von Neumann bezeichneten Tabagie des Voigtlandes verhaftet worden, auf den die Perſonbeſchreibung ziemlich genau paſſe, welche Neumann von dem einen Gefährten des Fritz Ellung gegeben.

Da er nun ſchon ſo gefällig geweſen wäre, der Polizei einige Notizen über ihn zu geben, ſo erwarte man von ihm, daß er die kleine Mühe nicht ſcheuen und den Arreſtaten rekognoszíren werde.

„I ſo ſchlag doch das Wetter in alle dieſe Geſchichten!“ rief Neumann ausbrechend, als er hörte, daß er perſönlich mit einem Verbrecher confrontirt werden ſollte. „Ich habe keine Zeit, Herr Criminal-Commiſſarius, bin ſehr unwohl und kann nicht ausgehen.“

„In dem Falle würden wir den Arreſtaten vielleicht hierher in ihre Wohnung führen laſſen, dann würde jede Mühe für ſie vermieden.“

„Na, das fehlte mir auch noch! Verbrecher in meine friedliche Wohnung! — Wenn der Kerl nun wieder loskommt, wird er ſich da nicht an mir rächen wollen, mich todtſchlagen, mich abmurkſen?“

„Das wollen wir nicht hoffen!“

„Nein, hoffen will ich es auch nicht, aber fürchten! Nein, ich ſage doch! — So etwas kann auch nur mir paſſiren! Wozu habe ich nun mein Geſchäft aufgegeben und mich zur Ruhe geſetzt, wenn ſolche Geſchichten vorgehen. Der Zinsfuß geht ſo ſchon alle Jahre mehr herunter! — Man wird am Ende nicht mehr wiſſen, wo man noch Geld zu allen Abgaben herbekommen ſoll.“

„Wenn es Ihnen alſo gefällig wäre?“ —

„Beſter Herr Criminal-Commiſſarius, nehmen Sie mal an, es wäre mir nicht gefällig, und ich hätte nun mal keine Luſt, mit Verbrechern in irgend einer Ver-

bindung zu ſtehen, nehmen Sie das recht lebhaft an und thun Sie mir den einzigen Gefallen, mich in Ruhe zu laſſen!"

„Wenn meine ergebenſte Bitte nicht im Stande iſt, Sie zu dieſer Gefälligkeit zu vermögen, ſo gebietet mir meine Pflicht, Ihre Aeußerungen zu Protokoll zu geben, und Sie werden dann per Decret vom Polizei-Präſidio zur Rekognoszirung vorgeladen."

„Herr du Gott! — per Decret? — Na, denn will ich mitgehen! — Koſten werden doch hoffentlich unter keinen Umſtänden dadurch verurſacht?"

„Gewiß nicht!"

„Na, denn in Gottesnamen! Frau Dorothee! Ueberſchuhe, Parapluie, Handſchuhe, Hut!"

Eine Viertelſtunde darauf ſtand Neumann am Fenſter des Sicherheits-Büreaus, von wo man in den kleinen, nach der Spree gelegenen Hof ſehen kann, in welchem die Gefangenen Vormittags eine Stunde friſche Luft ſchöpfen dürfen. Auch Chriſtoph war unter ihnen, und wurde augenblicklich von Neumann als derjenige erkannt, welcher mit jenem Fritz Elung verkehrt.

„Alſo iſt dies auch derſelbe, den jene Demoiſelle Müller beſucht, von der Sie mir erzählt haben?"

„Das heißt, — wenn man will! — Hören Sie mal, Herr Criminal-Commiſſarius, könnten wir die Geſchichte nicht lieber weglaſſen? Man kann denn doch nicht wiſſen, ob es der Familie angenehm iſt, wenn dergleichen Geſchichten ruchbar werden."

„Darauf haben wir keine Rückſicht zu nehmen. Jener Menſch dort unten iſt wegen eines geſtern Abend verübten Diebſtahls verhaftet worden, und giebt vor, gerade zu der Zeit, wo dies geſchehen, bei Demoiſelle Müller geweſen zu ſein. Da Sie mir nun erzählt, daß Sie ſelbſt eine Demoiſelle Müller im Voigtlande bei ihm geſehen haben, ſo klingt ſeine Behauptung wenigſtens nicht mehr ganz ſo unwahrſcheinlich, als ſie ſonſt geklungen haben würde. Ich muß geſtehen, daß ich nicht weiß, was ich davon denken ſoll.“

Der Polizeirath Merker, welcher während dieſes ganzen Geſpräches anſcheinend theilnahmlos unter ſeinen Akten vergraben geſeſſen und kaum auf das gehört, was Neumann geſprochen, fragte jetzt plötzlich:

„Was würde unwahrſcheinlich geklungen haben, lieber Freund?“

„Da iſt unter den geſtrigen Arreſtaten wegen des Diebſtahls in der Kanonierſtraße ein Kerl, der ganz frech ſein Alibi dadurch beweiſen will, daß er ein Liebesverſtändniß mit der Tochter eines anerkannt anſtändigen Hauſes vorgiebt und zu derſelben Zeit bei ihr geweſen ſein will.“

„Lieber Freund, ich dächte, es fehlte an dergleichen Fällen in unſerer Praxis nicht. Iſt der Kerl hübſch und gut gewachſen, ſo ſtehe ich für nichts. Mit der Liebe iſt es ein eigenes Ding! — Wer iſt der Herr?“

„Herr Neumann, Rentier, der die Gefälligkeit ge-

habt, uns einige Notizen in Bezug auf den Friedbergschen Mordanfall zu geben.“

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sind wohl zum erstenmal hier in diesem Büreau, da Sie sich Alles so genau ansehen?“

„Ach ja, Herr Polizeirath! Ich habe nämlich nie in Beziehung zu irgend einem Verbrecher gestanden und ich muß gestehen, es ist mir ganz wunderlich zu Muth, die Menschen da draußen in dem Gitter zu sehen. Die sehen ja schrecklich aus.“ —

„Das Ergebniß einer Nacht. — Lauter Vagabonden, Herumtreiber und dergleichen Gesindel.“ —

„Und dann der sonderbare Geruch, der draußen auf dem Gange herrscht und hier bis in die Zimmer dringt.“ —

„Das ist Räucherung mit Wachholderbeeren, sonst wäre es in der Nähe dieser sauberen Gesellschaft auch nicht auszuhalten.“

„Muß doch aber sehr interessant sein, so mit diesen Menschen zu thun zu haben.“ —

„Je nach dem es kommt! — Wissen Sie nicht, lieber Freund, ob der Königl. Schauspieler Wiehl heute Vormittag noch zu uns heraufkommen wird? Seine Aussagen werden für den Hofrath von großer Wichtigkeit sein.“

„Ich höre, daß er auf dem Palais des Königs Probe von einem neuen Stücke hat — aber es ist schon hingeschickt worden.“

„Ein neues Stück? Gewiß geht es darin wit-

der über die Polizei her, wie in dem Michel Perrin und den feindlichen Brüdern. — Die Dichter können heute zu Tage nichts Beſſeres thun, als recht viel Witze über die Polizei zu machen, dann ſind ſie gewiß, daß ſie die Lacher auf ihrer Seite haben. Ich bin meinem Freunde Schneider recht gut, weil er mir tüchtig an meinen „Beiträgen“ mitarbeitet, aber er hätte auch etwas Beſſeres thun können, als den Michel Perrin überſetzen und ſelbſt den bornirten Polizeirath darin ſpielen. So ein durchlachter Abend thut wahrhaftig unſerem Wirken mehr Schaden, als die heftigſten Diatriben in den Zeitungen.“

„Wollen Sie den Menſchen nicht vernehmen, Herr Polizeirath, der behauptet, ſein Alibi beweiſen zu können? Der Herr Hofrath ſind unwohl und werden heute nicht kommen.“ —

„In Gottesnamen! Gendarm, führen Sie uns einmal den Menſchen dort herauf.“ —

Der Criminal-Commiſſarius bezeichnete dem Gendarmen die Perſon, und in wenigen Minuten ſtand Chriſtoph mit ſcheuem aber doch frechem Blick vor dem Büreau des Polizeiraths Merker.

„Wie heißt Du?“ —

„Chriſtoph Eckardt.“ —

„Woher?“

„Aus Deſſau, Herr Polizeirath!“ —

„Wovon ernährſt Du Dich?“ —

„Ich war Bedienter, habe aber jetzt keine Condition.“ —

„Wo biſt du geſtern Abend geweſen?“

„Erſt bei Eulners, dann in der Tabagie bei Reventlow und dann habe ich meine Liebſte beſucht.“ —

„So? — Wie heißt dieſe Liebſte?“ —

„Muß ich das ſagen? — Sie will nicht gern, daß einer etwas davon weiß.“

„Gleichviel. — Wie heißt ſie?“ —

„Marie heißt ſie, Mamſell Marie Müller!“

„Wo wohnt ſie?“ —

„In der Behrenſtraße, nicht weit von den Mohren.“ —

„Und Du behaupteſt wirklich, zwiſchen 9 und 10 Uhr dort bei ihr geweſen zu ſein?“ —

„Sie können ſie ja fragen, Herr Polizeirath!“ —

„Kennſt du dieſen Herrn hier?“ —

„Nein, geſehen habe ich ihn wohl, aber ich weiß nicht wo?“ —

„Beſinne Dich. Vor wenigen Tagen im Voigtlande, als Du Damen-Beſuch hatteſt und dann auch mit Fritz Etlung zuſammen warſt.“ —

„Ja, nun weiß ich. Das iſt der Herr, der die Steine in der Taſche hatte. Na, der war ja dabei, wie Demoiſelle Müller zu mir kam.“

„Alſo das hätte ſeine Richtigkeit. Da wird freilich nichts anderes übrig bleiben, als dieſe Demoiſelle Müller ſelbſt darüber zu fragen.“ —

„Das können Sie thun, Herr Polizeirath! und dann werden Sie ſchon ſehen, daß ſie mich unſchuldig arretirt haben.“ —

„Woher kennſt Du den Fritz Etlung?“ —

„Ich habe ihn wohl ab und zu geſehen, aber ſo recht bekannt ſind wir nicht mit einander geworden.“ —

„Auf die Art weißt Du auch wohl gar nicht, daß er wegen Raubmord verhaftet iſt?“ —

„Na ſo muß es kommen. Der Junge? — Iſt wohl nicht möglich!“ —

„Du kennſt aber doch den blonden Scopa?“ —

„Ja, den kenne ich, das iſt ein ſehr moraliſcher Menſch!“ —

„Und biſt geſtern nicht mit dieſem moraliſchen Menſchen zuſammen geweſen?“ —

„Wenn er das ſagt, lügt er es wie ein ſchlechter Kerl.“ —

„Allerdings ſagt er es, und das geſtohlene Gut iſt meiſt bei ihm gefunden worden.“ —

„Na bei mir iſt nichts gefunden worden, alſo bin ich auch unſchuldig.“ —

„Du bleibſt alſo dabei, daß Du von 9 bis 10 Uhr bei Demoiſelle Müller geweſen biſt?“ —

„Na das iſt gewiß! Ich werde doch den Herrn Polizeirath nicht muthwillig belügen.“

„Wenn Dich nun aber jemand in der Taubenſtraße geſehen hätte, wenn er Dir über den Gendarmenmarkt bis zum Dönhofsplatze nachgegangen wäre, wenn er die Nummer des Schlittens wüßte, in den Du geſtiegen biſt?“ —

„Da wüßte er mehr als ich. — Das ſoll mir mal einer ins Geſicht ſagen.“ —

So weit war das vorläufige Verhör gediehen, als Herr Wiehl eintrat, nach genommener Beſichtigung aber erklärte, dies ſei nicht der, welcher mit dem Pack aus dem Laden gekommen und nach der Reetzengaſſe gefahren. Chriſtoph triumphirte ſchon: — Da wurde Scopa eingeführt, und dieſen bezeichnete Wiehl augenblicklich als den rechten Mann. Doch ergab die erſte Confrontation der Diebe eben nichts weiter als gegenſeitige Anſchuldigungen, Lügen, Verwünſchungen, und Neumann, dem der Kopf von all' dieſem wirbelte, empfahl ſich als es dreiviertel auf eins ſchlug, weil ſeine Haushälterin ſonſt mit dem Eſſen auf ihn warten müſſe.

IX.

Um ſich zu zerſtreuen, hatte der Schauſpieler Schneider am Nachmittage jene alten Papiere zum Theil durchgeleſen, welche Waldemar von Dueiß ihm anvertraut. Was er dort fand, feſſelte ihn wunderbar. Zunächſt der Inhalt jener Briefſtaſche des alten van Dueeß, ſo wie des Memorials, das der Lieutenant Lebrecht von Dueiß vor gerade 100 Jahren niedergeſchrieben, als ihm durch die Mittheilungen jenes Bauers aus Wuſterhauſen die Falſchheit und Treuloſigkeit des Geheimen Rathes Eckardt klar wurde. Dieſes Memorial, in Verbindung mit dem Tagebuche des alten van der Dueeß, welches unter den Papieren gelegen,

die Lebrecht von Kneiß aus dem Hauſe des Geheimen Rathes abholen ließ, warfen ein vollſtändiges Licht auf die eigenthümlichen und wunderbaren Schickſale, denen dieſe Familie unterlegen. Begreiflich richtete die Aufmerkſamkeit des Leſenden ſich zunächſt auf den ſogenannten Kaminrath, von deſſen weiteren Schickſalen nach dem Jahre 1738 Königs „Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Reſidenzſtadt Berlin, Berlin 1796", intereſſante Notizen enthält, die er ſogleich aufſuchte und Seite 297 im vierten Bande wieder überlas.

„Im Jahre 1738 befahl König Friedrich Wilhelm dem Eckardt Verſuche mit dem von ihm erfundenen Königsbiere in der großen Brauerei zu Potsdam anzuſtellen. Der Erfolg davon fiel auch wirklich zu ſeinem Vortheile aus, und dadurch verſtärkte ſich ſein bei dem Könige erlangtes Vertrauen, der ihn darauf nach allen Aemtern der Kurmark ſandte, um auf denſelben ſeine neue Braumethode einzuführen. Wenige waren aber damit zufrieden, und der Verbeſſerer fand überall ſchlechte Aufnahme, beſonders da, wo er ſich in Dinge mengte, die außer ſeinem Auftrage lagen, und weiter ging, als wozu er beauftragt worden war. Dabei verließ er ſich zu ſehr auf des Königs Gnade und begegnete den Beamten und Pächtern mit der größten Grobheit. Dies brachte jedoch nach und nach im Lande viele unangenehme Bewegungen hervor. Beſonders verdarb es Eckardt aber mit den Städten. Er erforſchte auf eine liſtige Art die Einkünfte der Käm-

mereien, und da er fand, daß ſich die mehrſten davon in wirklich guten Umſtänden befanden, welches ihm doch nichts anging, ſo that er dem König den Vorſchlag, ſolche durch Kommiſſarien unterſuchen zu laſſen, die Magiſtrats-Perſonen aber dermaßen zu beſchränken, daß ſie nicht mehr von den ſtädtiſchen Einkünften verausgaben ſollten und konnten, als ihnen zum höchſten Bedürfniß nöthig war. Dieſe Sache ging zwar durch, wie angenehm ſie aber denen geweſen ſein mußte, die hier ſo willkürlich in ihrem vermeinten Eigenthume, auf Zuthun eines fremden Menſchen, beeinträchtigt wurden, den ſie deshalb für eine Landplage anſahen, davon kann man ſich leicht einen Begriff machen. Indeſſen war der König mit dieſen Operationen wohl zufrieden, ſchätzte Eckardt ſehr, und gab ihm nicht allein den Titel eines Kriegs- und Domainenrathes mit einer anſehnlichen Beſoldung, ertheilte ihm den Orden de la Generosité, ſondern erhob ihn 1739 ſogar in den Adelſtand. Das Wappen ſtellte der König ſelbſt für ihn zuſammen, und es beſtand in einem quadrirten Schilde, in deſſen erſtem Fache eine Fortuna mit fliegendem Segel auf einer blauen Kugel im ſilbernen Felde. Im zweiten das blaue Kreuz vom Orden de la Generosité im goldenen Felde. Im dritten ein brennender ſilberner Ofen oder Kamin im grünen Felde. Im vierten ein geflügelter rother Greif im ſilbernen Felde. Der ganze Schild iſt gedeckt mit einem adelichen Turnier-Helm, auf welchem drei Straußfedern prangen. Die mittlere blau, die zur Rechten grün, die

zur Linken roth. Die Helmdecken ſind zur Rechten und Linken blau, Gold, roth, Silber und grün.

Später erhielt er ſogar den Titel eines Geheimen Kriegsrathes und wurde in die Provinzen geſchickt, um dort ſeine großartigen finanziellen Entwürfe zur Ausführung zu bringen. Auf ſeinem Hauſe an der Jäger- und Markgrafenſtraßen-Ecke, dem jetzigen Seehandlungs-Gebäude, ward das Wappen angebracht und er und ſeine ganze Familie auf Befehl des Königs von dem Maler Huber in Lebensgröße abgebildet.

Deſſenungeachtet war das Publikum mit dieſem Mann, deſſen Glück auf ſeine Koſten ſo ſchleunig zugenommen hatte, äußerſt unzufrieden, haßte und verwünſchte ihn. Er ward ſchlechthin nur der Kaminrath genannt und mit andern Schimpfwörtern belegt, welche das allgemeine Mißvergnügen ausdrücken ſollten. Der Monarch ſandte ihn nach Pommern und Anfangs 1740 nach Preußen, wo er trotz der Einwendungen des General-Direktoriums ſolche Veränderungen in der Landesverwaltung machte, daß die Unterthanen, deren Geißel er mit Recht genannt werden konnte, darüber in Verzweiflung geriethen.“

König theilt in ſeinem Werke nun mehrere Aktenſtücke mit, welche die Beſchwerden der Behörden über Eckardts Verfahren enthalten. Das Alles half indeſſen nichts. Eckardt blieb bis zum Tode des Königs ſein Günſtling. Kaum hatte aber König Friedrich II. den Thron beſtiegen, ſo entſetzte er ihn aller ſeiner Aemter, ließ ſeine Papiere verſiegeln, unter denen ſich viele

wichtige Documente von des verſtorbenen Königs eigener Hand befanden und ordnete einen Prozeß gegen ihn an. Als Eckardt merkte, daß ſein Reich zu Ende gehe, wollte er entwiſchen, wurde aber feſtgenommen und unter militairiſcher Bedeckung zu Waſſer nach Berlin gebracht, weil man mit Recht befürchtete, er könnte von dem empörten Volke ermordet werden. — Die Unterſuchung gegen ihn endigte mit ſeiner Verweiſung aus dem Lande, Einziehung ſeines unermeßlichen Vermögens, von dem man nicht begriff, wie er es in ſo kurzer Zeit hatte erwerben können, und der Schenkung ſeines Hauſes an den Miniſter von Boden. Eckardt wandte ſich nach Sachſen, dann nach dem Anhaltiſchen, wo er eine kleine Pachtung übernahm und ſpäter in tiefer Armuth zu Deſſau ſtarb.

Unter der Sammlung von Manuſcripten zur Brandenburgiſchen Geſchichte auf der Königl. Bibliothek in Berlin befindet ſich auch das Original eines Flugblattes, welches 1740 unmittelbar nach dem Sturze Eckardts erſchien. Um die Spottverſe ganz zu verſtehen, muß man ſich erinnern, daß Eckardt 1729 noch Blaufärber in Cöthen, dann Faſanenwärter in Braunſchweig und ſpäter Marktſchreier bei einem Zahnarzte geweſen.

„Verlaß den Vogel Greiff, und geh' zu den Faſahnen;
Vielleicht ſind dieſe noch dem alten Wächter hold,
Wo nicht, kann der Camin Dir andre Wege bahnen,
Der Dir zur Färberei g'nug ſchwarze Farbe zollt;
Und gilt auch dieſes nicht, ſo blühet noch ein Glücke,

Tritt auf als Charlatan, der Jahrmarkt nahet ſich.
Hang' andre Zeichen aus und gieb das Kreuz zurücke,
Dir bleibt doch noch ein Kreuz, in dieſes ſchicke Dich,
Indeſſen rufen wir: Es lebe Friederich!" —

Ob nun eine Klage der Familie von Queiß, als ſie in den Beſitz der von Lebrecht hinterlaſſenen Papiere gelangte, mit zu dieſem Sturz Eckardts beigetragen, ging leider aus den Documenten nicht hervor. Mit Gewißheit aber ließ ſich ſchließen, daß jenes unermeßliche Vermögen, welches bei der Confiscation dem Staate anheimfiel, von dem Schatze hergerührt haben mochte, den er auf ſo ſchlaue Weiſe an ſich zu bringen gewußt. Es fanden ſich einzelne Andeutungen, daß Lebrecht in dem Verdacht geſtanden, ſeiner Geliebten Gift gegeben zu haben, denn wirklich fanden ſich bei Unterſuchung der Leiche der jungen Gräfin Spuren von Gift. — Sonſt blieben die Vorgänge, welche den unglücklichen Tod beider Liebenden herbeigeführt, unaufgeklärt. Ungleich intereſſanter für die Geſchichte der Familie war indeſſen das Tagebuch des alten Queiß, das er faſt bis zum Augenblicke ſeines plötzlichen Todes fortgeführt. — So unter Anderem die Betrachtungen, welche er an die Möglichkeit knüpfte, daß der alte Fluch ſeines Hauſes wirklich über hundert Jahre hinaus fortwirken könne. Wunderbar genug hatte ſein eigener bald darauf erfolgter Tod, ſo wie der eben ſo unerwartete ſeines Verwandten Lebrecht dieſe Befürchtungen zur Wahrheit gemacht. War das alles Zufall oder war die Exiſtenz eines böſen Blickes möglich? — Die Erklärung des

Horoskops durch den Doktor Muntherius sagte, daß das erbliche Uebel über denjenigen unter den Nachkommen kommen müsse, der ein Verbrechen begeht, und daß in abermals 100 Jahren das gänzliche Untergehen der Familie zu befürchten stehe. Nun war Waldemar von Queiß wirklich der letzte Sprößling derselben; aber was sollte ihm begegnen? — Er war jung, gesund und lebensmuthig, das Jahr nahte fast seinem Ende, und daß er ein Verbrechen begehe, war undenkbar. Es wäre Thorheit gewesen, an all das wirre, tolle Zeug zu glauben, das jene Papiere enthielten. Und doch! — Durch zwei Jahrhunderte hatte der unheimliche Spuk fortgewirkt, und wenn auch die Umstände eine natürliche Erklärung zuließen, so war doch das regelmäßige Wiederkehren nach jedesmal hundert Jahren ein an sich so wunderbarer Zufall, daß der unwillkürliche Gedanke an die Möglichkeit einer ähnlichen Catastrophe wohl verzeihlich erschien. Sollte der Freund dem Freunde mittheilen, was er gelesen? — Sollte er den Unbesorgten auf eine Gefahr aufmerksam machen, die er selber nicht für möglich hielt? — Und hatte er selbst denn schon einen klaren Ueberblick über die frühern Verhältnisse der Familie? Die alten Papiere, die er aufs Gerathewohl mitgenommen, enthielten nur Abgerissenes, Unzusammenhängendes. — Vielleicht fand sich unter der Menge, die in jener Kiste zurückgeblieben, die Erklärung, und diese sich zu verschaffen, war sein fester Entschluß. —

Ganz wüſt im Kopfe, fand ihn die Stunde, wo er zur Vorſtellung in das Palais mußte. Statt ſich zu erholen und auf die ſchwierige Aufgabe des Abends vorzubereiten, hatte er ſich zerſtreut und konnte den Gedanken an den Inhalt des Horoſkops und ſeine Erklärung nicht los werden. Königliche Wagen holten auch Abends die Schauſpieler ab, und zu Garderoben waren ihnen einige Zimmer des untern Stockwerkes angewieſen, ſo daß ſie in vollem Koſtüm dieſelbe Treppe hinaufgehen mußten, auf welcher die Königlichen Gäſte ſich in die oberen Säle begaben. Der König, ſo wie ſämmtliche Königliche Prinzen erſchienen bei dieſen Theatervorſtellungen in bürgerlicher Ballkleidung, wie früher auf den berühmten Brühlſchen Bällen im Conzertſaale des Schauſpielhauſes. Die Geſellſchaft war klein und beſtand faſt ausſchließlich aus ſolchen Perſonen der höchſten Stände, die dem Hofe am nächſten ſtanden. Mit dem Schlage 6 Uhr begann auch hier die Vorſtellung, und die Uhr konnte nicht regelmäßiger zeigen, als der König mit ſeiner gewohnten, faſt ſprüchwörtlich gewordenen Pünktlichkeit in den kleinen Zuſchauerraum trat.

Auf der erſten Reihe Stühle nahmen die Königlichen Herrſchaften Platz, hinter ihnen unmittelbar die Damen in den glänzendſten Toiletten, während die Herren an den Wänden umher ſtehend zuſahen. —

Nach einer kurzen Ouverture, halb von Mitgliedern der Königlichen Kapelle, halb von dem Muſik-Corps des zweiten Garde-Regiments zu Fuß im Neben-

zimmer ausgeführt, ſchlug ſich der Vorhang zu beiden Seiten der Bühne auseinander, denn für das Aufziehen deſſelben nach oben war der Raum zu beſchränkt. Das Stückchen begann, ſchleppte ſich von Scene zu Scene, ließ kalt und gleichgültig, erregte kaum hin und wieder ein Lächeln, und ging ſpurlos vorüber. Nur der König klopfte beim Zuziehen des Vorhangs faſt unmerkbar in die Hände, das einzige Zeichen des Antheils, das ſich in den tödtlich langen anderthalb Stunden kundgegeben. Still gingen die Schauſpieler in ihre Garderoben hinunter, am ſtillſten Schneider, der am beſten fühlte, wie durchaus ihm ſeine Aufgabe mißlungen war. Es wollte auch kein rechtes Geſpräch in den Gang kommen, denn jeder hatte das Gefühl, wie unvortheilhaft das deutſche Luſtſpiel gegen das geiſtreiche und vortrefflich beſetzte franzöſiſche abſtechen mußte. — Die Königlichen Laquayen präſentirten Thee und Punſch, aber es wollte diesmal Keinem recht ſchmecken. Man zog ſich ſchweigend aus, machte Toilette für die Abendtafel und ging dann hinauf in das ſogenannte „blaue Zimmer", wo das darſtellende Perſonal ſich zu verſammeln pflegte, bis die Theater-Vorſtellung vorüber war und man ſich zur Abendtafel in den Speiſeſaal des Königlichen Palais hinüber begab.

In eine Ecke gedrückt hing hier Schneider ſeinen trüben Gedanken nach, während im Zimmer daneben die luſtigen Vaudeville-Melodien der Franzoſen ertönten. Eine Alabaſtervaſe auf hohem Poſtamente verbarg ihn faſt ganz vor der übrigen Geſellſchaft, nur

ſein College Weiß, der Regiſſeur des Luſtſpiels, ſuchte ihn theilnehmend auf. —

„Freund, wo bleibt der alte Humor? — Die Laſt des Tages iſt ja vorüber, jetzt dächte ich wäre es Zeit ein freundliches Geſicht zu machen.“ —

„Wo ſoll der Humor herkommen, wenn man fühlt, ſeiner Aufgabe nicht gewachſen geweſen zu ſein? Es war wohl recht ſchlecht, Freund?“ —

„Nun gut war es jedenfalls nicht. — Ich komme nicht recht dahinter, ob es nur am Stück oder ob es an Ihnen gelegen. Eins aber iſt gewiß, Sie haben durch Ihr Spiel die Schwäche des Stückes nicht verdecken können, und das iſt ſchon ſchlimm!“ —

„Ich denke mit Schrecken daran, wie das Publikum im Schauſpielhauſe den Verſuch aufnehmen wird!“ —

„Sein Sie unbeſorgt. Wir werden es ſchwerlich risiren, damit vor unſerem Publikum zu erſcheinen. Schon aus Rückſicht für Sie. Eine ſo vollſtändig mißlungene Leiſtung könnte Ihnen grade jetzt großen Schaden thun. Wir müſſen lieber auf etwas anderes denken!“ —

„Wie viel Räthſelhaftes, Unerklärliches liegt doch in der Kunſt des Schauſpielers. Sie glauben nicht, mit welcher Freude ich die Rolle ſtudierte, wie ich mich in ſie hineingelebt, und nun — vollſtändig matt, wirkungslos, ohne Saft und Kraft. — Dagegen manches andere, von dem man gar nichts erwartet, weil man das gewiſſe Mißlingen vorauszuſehen glaubt, wie ſchlägt

es ein, wie wird es Leben und Innerlichkeit, wenn man Abends plötzlich mitten inne ſteht und zum künſtleriſchen Schaffen erwarmt? —

„Wem ſagen Sie das? — Sie ſtehen erſt am Anfange der mannigfachen Enttäuſchungen, die unſer Stand dem aufrichtig Strebenden bietet. — Ich habe den größten Theil dieſer trüben Erfahrungen hinter mir — aber doch den frohen Muth, das Vertrauen in die Göttlichkeit unſerer Kunſt noch nicht verloren. Nicht Alle können Alles! — Sie z. B. können dieſe Rolle nicht ſpielen, darum mit rüſtiger Kraft an eine andere. — Jeder Schauſpieler hat ſo ein Päckchen Rollen unter ſeinem Vorrathe, die ihn wie höhnende Kobolde mahnen, wenn er ſie einmal nach Jahren wieder in die Hände bekommt. So wird es Ihnen mit dieſem „Vater und Sohn“ auch gehen.“

Der erſte Akt des Vaudevilles war zu Ende. Man hörte es an dem Klingeln und dem Scharren der Stühle, da die ganze Geſellſchaft in dem Augenblicke aufſtand, wo der König ſich erhob. — Bald darauf trat Seine Majeſtät in das „blaue Zimmer“ ein. Ehrfurchtsvoll ſtanden alle Anweſenden an den Wänden umher. — Schneider drückte ſich noch tiefer hinter das Poſtament der Vaſe, weil er wohl fühlte, daß er mißfallen haben mußte, und ſich ſchämte, bemerkt werden zu können. Nachdem der König einige freundliche Worte mit den Damen Valentini und Erck geſprochen, näherte er ſich dem Regiſſeur Weiß und ſagte:

„Nicht beſonders, das heutige Stück! Schade für die Mühe, welche die Herren ſich gegeben. — Habe wohl bemerkt, daß mit vielem Eifer geſpielt worden iſt! — Muß ſehr unangenehm ſein, auf einem ſo kleinen Theater zu ſtehen. — — Warum bleiben Sie ſo verſteckt, Herr Schneider? — — Habe geſtern Ihre neueſten Novellen geleſen: — Recht gelungen! — Fahren Sie ſo fort!“ —

„Ew. Majeſtät Zufriedenheit mit meinen Beſtrebungen macht mich ſehr glücklich!“

„Jede gutgemeinte Thätigkeit erfreut mich. — Wo haben Sie die Notiz zu dem Aufſatz über das Opernhaus her?“ —

„Das meiſte habe ich in den reichen Manuſkripten der Königlichen Bibliothek gefunden.“ —

„Aber falſch, daß Sie die künftige Feier des hundertjährigen Beſtehens in das Jahr 1841 ſetzen. Nicht die Grundſteinlegung, nicht die Eröffnung des Hauſes, ſondern das Datum der Kabinets-Ordre muß hier entſcheiden, und dieſe iſt gewiß im Jahre 1740 erfolgt.“

„Leider iſt dieſe Kabinets-Ordre nicht aufzufinden, eben ſo wie das Datum der Stiftung des Regiments Garde du Corps. — Selbſt der Profeſſor Preuß hat in ſeinem gediegenen Werke keine Notiz darüber.“ —

„Die Idee, die Sie in Ihrem Aufſatze wegen einer Feier des hundertjährigen Beſtehens ausſprechen, iſt gut. — Freue mich darauf. — Wird ſich wohl ausführen laſſen.“

Mit einem leichten Nicken des Kopfes wendete der

König ſich um und verließ das Zimmer, worauf ſofort der zweite Akt des Vaudevilles begann. — Schneiders trübe Laune war fort; hatte doch der König gnädig mit ihm geſprochen. Selbſt daß der heutigen Rolle nicht erwähnt worden war, machte ihn beſonders froh und viel weſentlicher war ihm, daß der König die Novellen geleſen, von denen eine: „Aurore Burſay", das Imprimatur der Cenſur nicht hatte erhalten können. Jetzt, wo der König ſich freundlich darüber ausgeſprochen, hatte er Hoffnung, ſie drucken zu dürfen.

Als die Theater-Vorſtellung ſich ihrem Ende näherte, erſchien der Geheime Kämmerer Kynaſt im blauen Zimmer, bot den Damen ſeinen Arm und lud die Anweſenden ein, ihm zu folgen. Durch die Bibliothek, welche ſich gerade über dem Schwibbogen der Oberwallſtraße befindet, und die Wohnzimmer des Königs wurden ſie in den großen, mit hiſtoriſchen Bildern und den Portraits berühmter Preußiſcher Generale aus dem Freiheitskriege geſchmückten Speiſeſaal geführt, wo eine große Tafel gedeckt war, an der das ganze Perſonal Platz nahm. Der Gang durch die Königlichen Zimmer hatte unter dieſen Umgebungen etwas ganz Eigenthümliches. Ueberall herrſchte in den Räumen der Bibliothek, der Zimmer und Säle ein Halbdunkel, welches die Gegenſtände nur undeutlich erkennen ließ. Lampen mit mattgeſchliffenen Gläſern erhellten nur hier und da die weiten Räume, und im Arbeitszimmer des Königs ſelbſt brannte auf dem einfachen Schreibpulte nur eine Lampe mit grünem Schirm. Briefſchaften, Papiere

und mannigfaches Schreibgeräth lagen in muſterhafter Ordnung auf demſelben, auch eine ganz gewöhnliche Brille, deren der König ſich nie öffentlich zu bedienen pflegte. Wenn man bedachte, daß in dem weiten Preußen nichts von Bedeutung in Wiſſen und Kunſt, Handel und Gewerbe, Kirche und Armee vorgehen konnte, was nicht auf irgend eine Art hier auf dieſem kleinen Flecke wiedertönen mußte, wenn man die Endpunkte Memel und Saarbrück, Stralſund und Coſel, ſich hier vereinigen ſah, wenn jede Beziehung von außen das feine Gewebe der Staatsverwaltung bis in ſeinen Mittelpunkt leiſe oder mächtig erſchüttern mußte und dies der Fleck war, von dem das Glück und Unglück Tauſender ausging, ſo überkam ein eigenes Gefühl den Beſchauenden. Dabei die Stille, welche überall herrſchte, ſo daß man trotz der großen Zahl derjenigen, welche hindurchgeführt wurden, doch noch den Pendelſchlag der Uhren vernehmen konnte, die ſpäte Abendſtunde und die eigene Stimmung, welche bei Allen herrſchte, die unbewacht einen Blick in die innerſte Häuslichkeit des Königs thun durften. — Alles das machte dieſe Wanderung zu einer eigenthümlichen.

Im Speiſeſaale wurde, nachdem der Geheime Kämmerer Kynaſt mit der Liebenswürdigkeit eines Wirthes die Damen placirt, das Souper ſervirt. Beſonders reich waren die Deſert-Aufſätze garnirt, und die Damen erhielten zum Schluſſe beſondere Papierbogen, um der Familie etwas Zuckerwerk von der Königlichen Tafel mit nach Hauſe bringen zu können. Während im

Palais der Königlichen Prinzeſſinnen nach dem Souper der Ball begann, dem der König bis nach 11 Uhr beizuwohnen pflegte, fuhren die bei der Theatervorſtellung beſchäftigt geweſenen nach Hauſe.

Auffallend war die Ruhe rings um das Königliche Palais her. Nur wenige erleuchtete Fenſter in der Oberwallſtraße verriethen, daß etwas Ungewöhnliches im Innern vorgehe. Rings umher weder Wagen, Dienerſchaft, beſondere Aufſicht, noch Erleuchtung, wodurch der Vorübergehende hätte vermuthen können, daß der König von Preußen ein Feſt gäbe. Wie Alles, was den edlen Königlichen Herrn umgab, athmete auch dieſes Familienfeſt Einfachheit, Ruhe und freundliche Behaglichkeit.

X.

Neumann war krank, entſchieden krank nach ſeiner unfreiwilligen Viſite in der Stadtvoigtei. Er wußte gar nicht, wie ihm denn eigentlich zu Muthe ſei! Nicht allein in einen Mord, ſondern auch in einen Diebſtahl hatte ihn ſeine Schwatzhaftigkeit verwickelt, und es war gar nicht abzuſehen, was ihm Alles aus dieſen „Criminal-Verhältniſſen“ Unangenehmes begegnen könnte. Am Abende hatte er aus Vorſicht Haferſchleim getrunken, die Nacht ſehr unruhig und unter höchſt beängſtigenden Träumen geſchlafen, und nun war er krank — das heißt ohne irgend ein Krankheits-

Symptom, aber in Erwartung aller möglichen Krankheiten. Vergebens machte er den Verſuch, ſeine hiſtoriſchen Vermuthungen über den muthmaßlichen Erbauer des Wuſterhauſenſchen Bärs zu Papiere zu bringen. Es wollte nicht gehen. Ueberall ſchwebte ihm Chriſtoph, Scopa, der Criminal-Commiſſarius, Fritz Etlung, der Polizeirath Merker und Demoiſelle Müller vor. Obgleich er die Spenerſche Zeitung, auf die er mit anderen Hausgenoſſen zuſammen abonnirt war, gewöhnlich erſt unmittelbar nach dem Mittageſſen las, ſo fühlte er ſich doch durch die ungewöhnlichen Begebenheiten der vorigen Tage ſo aus ſeiner regelmäßigen Behaglichkeit herausgeriſſen, daß er den außerordentlichen Entſchluß faßte, ſeinen Nachbar parterre durch Frau Dorothee ſchon Vormittags um die Zeitung bitten zu laſſen.

Nachdem er ſich mit Reſignation durch die Händel der franzöſiſchen Deputirten-Kammer, in welcher Thiers auf die Ueberſiedelung der Gebeine Napoleons aus St. Helena nach Frankreich angetragen, durch die Orientaliſche Frage wegen Mehemet Ali, durch die Nordiſche Frage, durch die Griechiſche Frage, durch die Spaniſche Frage und noch verſchiedene andere Fragen, durchgearbeitet hatte, ohne deswegen den Polizeirath Merker auch nur einen Augenblick aus dem Gedächtniſſe zu verlieren, kam er zu den inländiſchen Angelegenheiten, als Theater-Anzeigen, Verlobungs-Anzeigen, Todesfälle und Wurſt-Picknicks, die ihn zwar als Berliner ſehr, als Alterthumsforſcher aber gar nicht intereſſirten. Hätte er vermuthen können, daß gerade

in dieſem gewiß unverfänglichen Theile der Zeitung eine Schlange unter Roſen für ihn verborgen lag, ſo hätte er ſie aus Vorſicht gewiß nicht geleſen, und was andere gewiß ſehr gleichgültig gelaſſen, war ihm Urſache neuer Beängſtigung.

„Die Verlobung ſeiner Tochter Marie mit Herrn Waldemar von Queiß beehrt ſich theilnehmenden Freunden ergebenſt anzuzeigen

Eberhardt Müller.“

„Ach du großer Gott! — Ich ſage doch! — So muß es kommen, um mich ganz zu ruiniren. Nun verlobt ſich die Demoiſelle Müller mit einem Herrn Von. Wenn der erfährt, daß ich geklatſcht, ſo kommt er mir über den Hals und es giebt eine gränzenloſe Geſchichte! — Was mache ich da? — Wenn ſie erſt vorgeladen wird und ſie nehmen ſie da oben ins Gebet, dann iſt Alles verloren, denn ſo etwas kann doch nicht heimlich bleiben.“ — Nach langem Hin- und Herſinnen entſchloß er ſich, den Criminal-Commiſſarius, der wahrſcheinlich heute ſein Verhör ſchon anſtellen würde, durch einige Zeilen von dieſer Verlobung zu benachrichtigen, damit er ſeine Maßregeln danach nehme und ſo ſchonend als möglich verfahren. So eilig als er nur konnte, hatte er ein Billet geſchrieben und rief nach der Haushälterin, die es ſogleich beſorgen ſollte, aber Frau Dorothee kam nicht, das Dienſtmädchen ſagte, ſie wäre ſchon vor einer Viertelſtunde in das Hinterhaus gegangen, wo eine erſchreckliche Prügelei bei Gerickens ſtattfände, bei der das ganze Haus zuſammengelaufen wäre. Neumann

wollte zwar auf dieſe Nachricht auch gleich dorthin, aber ein Gedanke an den Polizeirath Merker kam noch zu rechter Zeit, um ihn daran zu verhindern. Noch eine Verwickelung mit der Polizei? — Nein! um keinen Preis. Das Dienſtmädchen wurde ſofort mit dem Billet fortgeſchickt und Neumann legte ſich ins Küchenfenſter, um, wie er ſich ſelbſt beſchwichtigte, zu ſehen, wann Frau Dorothee wiederkommen würde, eigentlich aber um zu erfahren, was denn da im Hinterhauſe bei Gerickens vorgehe?

Der ganze Hof ſtand voller Menſchen. Alle Dienſtmädchen waren in eifriger Converſation und an Höferinnen vom nahegelegenen neuen Markte fehlte es nicht, die auf den entſtandenen Lärm ihre Körbe verlaſſen hatten und ſich erkundigten, was los ſei. — Aus der ärmlichen Wohnung des Bretſchneiders Gericke, der ſelbſt den Tag über nie zu Hauſe war, tönte ein verwirrtes Schreien und Schimpfen über den Hof und man hört deutlich mitunter Stöhnen und Weinen. Neumann wollte ſeiner Würde nichts vergeben und aus dem Fenſter herab bei den Dienſtmädchen Erkundigungen einziehen, hätte aber doch gar zu gerne gewußt, was dieſen Lärm veranlaßt. Endlich kam Frau Dorothee aus dem Hinterhauſe und rief, als ſie ihren Herrn am Fenſter ſah:

„Ach, Herr Neuman, beinahe todtgeſchlagen haben ſie die arme Gericken. Wenn Sie doch mit Ihrer Haus-Apotheke dageweſen wären!“ —

„So? Na warten Sie nur, Frau Dorothee. Ich komme gleich!“

Weg waren alle Befürchtungen von wegen weiterer polizeilicher Verwickelungen. Von ſeiner Haus-Apotheke durfte man unſerm Neumann nicht reden, ohne ſeine ſchwächſte Seite zu berühren, und er war um ſo ſchneller zu perſönlicher Hülfsleiſtung entſchloſſen, als ein vortrefflicher Vorwand für ſeine Neugier gefunden war. Raſch hatte er alles zuſammengepackt und war über den Hof geeilt. Von allen Seiten empfing ihn der bekannte Gruß: „Guten Morgen, Herr Neumann“, aber, im Gefühl ſeiner hülfebringenden Wichtigkeit, wurde er diesmal nur mit einem ernſten, vielſagenden Kopfnicken erwiedert. Die enge Stube, aus der noch immer der Zank und das Geſchrei erſcholl, war voller Menſchen und die Frau des Gericke wirklich ſo geprügelt worden, daß ihr das Blut über das Geſicht lief. Von dem Zimmermann Schadow und der Frau des Lampen-Anſteckers Wolff, die beide noch immer wüthende Schimpfreden gegen ſie ausſtießen, war ſie überfallen und auf dieſe Art gemißhandelt worden. Neumann hörte, während er Heftpflaſter ſtrich und Charpie auflegte, folgendes über die Veranlaſſung.

Die Gerickeſchen Eheleute waren vor Kurzem beſtohlen worden, und da ſie gegen niemanden einen beſtimmten Verdacht hatten, ſo war die Frau zu dem bekannten Wahrſager Sohn gegangen, um ſich von dieſem den Dieb bezeichnen zu laſſen. Dieſer hatte ihr geſagt, daß zwei Perſonen den Diebſtahl begangen,

und dieſe Perſonen ſo beſchrieben, daß Frau Gericke jenen Zimmermann Schadow und die Wolff in ihnen zu erkennen glaubte. In blindem Vertrauen auf die Unfehlbarkeit des Wahrſagers, der ſeit ungefähr drei Jahren einen unglaublichen Anhang unter dem Volke hatte, gab es Stichelreden und Vorwürfe, welche jene ſich nicht gefallen laſſen wollten und endlich, als es ihnen zu viel wurde, ihrer Anſchuldigerin durch Prügel den Beweis ihrer Unſchuld beibringen wollten. Die Dazwiſchenkunft eines Polizei-Sergeanten vom neuen Markte machte endlich dieſem Auftritt ein Ende, das Zimmer wurde leer, bis auf mehrere alte Weiber, die durchaus nicht von der Stelle gingen. Neumann hatte ſein Verbindegeſchäft an einen herbeigerufenen Chirurgus abtreten müſſen und zog ſich mit Bitterkeit gegen die Vorrechte der **Medicina forensis**, aber doch zufriedengeſtellt, wenigſtens ſeine Taſchen-Apotheke bewundert geſehen zu haben, in ſeine Wohnung zurück.

Sonderbar genug hatte an dem ganzen Vorfalle unſern Neumann eigentlich nichts weiter intereſſirt, als die Erwähnung des Wahrſagers Sohn, von dem er wohl ſchon in ſeiner Conferenz auf dem Nikolai-Kirchhofe gehört, aber ſein Treiben nie beſonders beachtet hatte. Jetzt indeſſen, wo der Polizeirath Merker wie eine Nebelgeſtalt ſeine Phantaſie umdüſterte, kam ihm die übernatürliche Fähigkeit dieſes „Volks-Propheten“ wie eine Schickung des Himmels vor, die ihn aus allen Zähnlichkeiten ſeiner Beziehung zu Verbrechern und Verlobungs-Anzeigen befreien konnte. Vorſichtig brachte

er beim Mittageſſen das Geſpräch auf Wahrſagen, Kartenlegen und Zinngießen, und fand zu ſeiner Freude, daß Frau Dorothee darin zum Erſtaunen gelehrt und bewandert war. Er hatte anfangs wohl gedacht, daß dergleichen ſich mit ihrer Frömmigkeit und dem Beſuche der Betſtunden nicht vertragen würde, ſah ſich aber angenehm enttäuſcht und hörte denn auch zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie den Sohn bereits 1835 beſucht, als er noch in der Luiſenſtraße in einem Keller gewohnt. Frau Dorothee wußte genau Beſcheid, nur eins wußte ſie nicht, ob er nämlich Schneidermeiſter, Aufwärter, Kleiderreiniger oder Stiefelputzer ſei, da er alle dieſe Gewerbe ſchon getrieben. Er war ein Mann von einigen 30 Jahren, nahm nie Geld für ſeine Prophezeihungen, ſondern ließ ſeiner Frau es nehmen, ſagte aus der Hand und den Geſichtszügen wahr und war ſchon mehrmals von der gegen alles Uebernatürliche entſchieden eingenommenen und in Vorurtheilen befangenen Polizei mit Arreſt beſtraft worden. Gerade dieſer Arreſt hatte ihn aber zum Märtyrer in der Meinung des Volkes gemacht und der Zulauf aus allen Ständen war unglaublich. Frau Dorothee wußte auch, wo der Wundermann wohnte; in der Auguſtſtraße Nr. 86.

Was vorher nur Wunſch und Idee bei Neumann geweſen, wurde durch die Mittheilungen ſeiner Haushälterin zum Entſchluſſe. Hatte er ihr doch die außerordentlichſten Wahrheiten geſagt: Sie ſei früher ſehr hübſch und ihre Eltern anſtändige Leute geweſen, ſie litte öfter an Zahnſchmerz, ſo daß ſie ein Tuch tragen

müſſe, was auch wirklich an jenem Tage der Fall geweſen ſei, ſie würde nächſtens eine angenehme Nachricht erhalten, aber Aerger im Hauſe haben, würde ein langes Leben genießen und keine Enkel bekommen, weil ſie nicht verheirathet ſei — und lauter dergleichen Dinge, die ſeine höhere Wiſſenſchaft deutlich bekundeten. Was konnte Neumann Beſſeres thun, als ſich bei dem Raths erholen, der ganz Berlin mit gutem Rathe verſorgte; und wahrlich, er brauchte guten Rath, um mit Ehren und vor allen Dingen mit ungeſtörter häuslicher Ruhe aus dieſen criminaliſtiſchen Verwickelungen loszukommen. Noch heute Abend wollte er in die Auguſtſtraße gehen, denn ſeine Krankheit galt eigentlich nur dem etwa wiederholten Beſuche des Criminal-Commiſſarius oder ſeinem Anſinnen einer zweiten Viſite da oben. — Für alles Andere fühlte er ſich wohler als je. —

Etwa um dieſelbe Zeit erhielt Marie Müller ein Billet des Criminal-Commiſſarius, in dem ſie gebeten wurde, eine Zeit zu beſtimmen, wo er ſie allein ſprechen dürfe. Da der Gegenſtand, über welchen er Erkundigungen einzuziehen habe, vielleicht unangenehm für ſie ſein und ſein Beſuch in ihrem Hauſe vermieden werden könne, ſo ſchlug er ihr vor, ihn mit ihrem Beſuche zu beehren und beſtimmte die Stunde von 2 bis 3 Uhr Nachmittags dazu. Augenblicklich antwortete Marie dem Boten, daß ſie kommen würde, ſchickte den Bedienten zu Waldemar, um ihm ſagen zu laſſen, daß ſie vor Tiſche nicht zu Hauſe ſein würde und wartete in

höchſter Angſt auf die Zeit, wo ſie über ihre Befürchtungen aufgeklärt werden mußte. Um den Zweck ihres Ausganges zu verbergen, verließ ſie ſchon gegen 1 Uhr das väterliche Haus, beſtellte einige Plätze für das nächſte Auftreten der Miß Clara Novello im Billet-Verkaufs-Büreau des Schauſpielhauſes, ging dann zu Siegmund und Leſſmann, um kleine Einkäufe zu machen, beſuchte raſch eine Freundin und war trotzdem mit dem Schlage 2 Uhr vor der Wohnung des Criminal-Commiſſarius. Die Knie brachen ihr faſt zuſammen, als ſie die Treppe hinaufſtieg, denn hier, das fühlte ſie wohl, mußte ſich ihr ganzes künftiges Schickſal entſcheiden. — Sie klingelte; ein Dienſtmädchen führte ſie in das Zimmer und nur wenige Augenblicke nachher trat der Criminal-Commiſſarius ſelbſt ein. — Sein Anblick flößte ihr Muth und Zutrauen ein; hatte ſie doch erwartet, einen ſtrengen Polizei-Beamten in Uniform zu finden, vielleicht in Gegenwart eines Schreibers verhört zu werden, und fand ſich nun auf das Angenehmſte enttäuſcht. Mit gewinnender Freundlichkeit führte er Marien zum Sopha, entſchuldigte ſich, ſie durch ſein Billet beläſtigt zu haben, und bat ſie, ihn ruhig anzuhören. —

„Es iſt ein gewiſſer Chriſtoph Eckardt eingefangen worden, der aller Wahrſcheinlichkeit nach an einem bedeutenden Diebſtahl in Ihrer Nachbarſchaft Theil genommen. Die Ausſagen ſeiner Complicen ſind gegen ihn, er aber behauptet, zu derſelben Zeit, nämlich vor-

geſtern zwiſchen 9 und 10 Uhr Abends bei Ihnen geweſen zu ſein.“ —

„Mein Herr, ich kann verſichern“ — —

„Halten Sie es nicht für Unhöflichkeit, wenn ich Sie unterbreche, mein Fräulein, aber im Intereſſe Ihrer ſelbſt und Ihrer achtungswerthen Familie, muß ich Sie bitten, mich erſt ruhig anzuhören, ſich jedes meiner Worte feſt einzuprägen und mir nur dann zu antworten, wenn Sie Alles, was Sie ſagen wollen, genau überlegt haben und auch entſchloſſen ſind, es vielleicht ſpäter zu vertreten. Ihre Unerfahrenheit, die ich an Ihrer Schüchternheit erkenne, verpflichtet mich, Sie aufmerkſam zu machen, daß ich nicht mehr wiſſen will, als ich Sie frage. — Alſo, — dieſer Menſch will vorgeſtern Abend um die genannte Zeit bei Ihnen geweſen ſein. Es iſt mir durchaus gleichgültig zu wiſſen, ob Sie denſelben vielleicht zum Ausrichten einer Commiſſion, zur Verrichtung einer häuslichen Arbeit, oder aus was irgend für einem Grunde bei ſich gehabt. — Danach habe weder ich ein Recht zu fragen, noch wird es ſpäter der Richter thun. Für meinen Zweck iſt zunächſt nur wichtig, ob jener Menſch wirklich in Ihrer Nähe war, ob Sie ſeine Anweſenheit bei Ihnen bezeugen können. Sagen Sie ja, ſo würden wir ihn vor der Hand entlaſſen, indeſſen müſſen Sie bereit ſein, dieſes Ja vor dem Richter zu beſchwören, wenn ſeine Complicen dabei bleiben, daß er an dem Diebſtahle Theil genommen. Sagen Sie nein, ſo bleibt er der That dringend verdächtig, die Unterſuchung geht ihren

ruhigen Gang, und es würde nur einiger Erkundigungen in Ihrem Hause bedürfen, um seine Nichtanwesenheit dort zu beweisen.“

„Wenn es nun Verhältnisse gäbe, mein Herr, die mich zwängen —“

„Sie scheinen nicht beachten zu wollen, mein Fräulein, was ich Ihnen vorhin gesagt. Mehr als das einfache Ja oder Nein will ich nicht wissen. Ich weiß, daß Sie Braut sind, und zwar erst seit einigen Tagen; weiß, daß es Verhältnisse giebt, die so zarter Natur sind, daß ich nur mit Widerstreben mich tiefer darin eingeweiht sehe, als mein Amt mir das Recht giebt, sie zu erforschen, und verlange auch nicht, daß Sie mir jetzt gleich eine bestimmte Antwort geben sollen. Aber mittheilen muß ich Ihnen, daß ein gewisser Neumann, ein achtungswerther Mann, Sie vor einigen Tagen im Voigtlande bei jenem Christoph Eckardt gesehen hat, daß er weiter behauptet, demselben am Tage darauf auch vor Ihrem Hause begegnet zu sein, wie er hineinging und bald darauf wieder herauskam, daß dieser Mensch möglicherweise auch in einen Mord verwickelt sein kann, der vor Kurzem hier an einem wehrlosen alten Mann ausgeübt worden ist, und daß aus allem diesem manches unangenehme Verhältniß für Sie entspringen dürfte, wenn Sie nicht wahr und aufrichtig mir gegenüber sind. Wie gesagt, antworten Sie mir jetzt nicht! Denken Sie über das nach, was ich Ihnen gesagt und lassen Sie mir morgen schriftlich Ihre Antwort zukommen.“

„Wie ſoll ich Ihnen für die große Freundlichkeit und Rückſicht danken, die aus allen Ihren Worten ſpricht. — Faſt bewußtlos vor Befangenheit und Angſt trat ich hier ein und fühle mich jetzt, obgleich die Ausſage jenes Nichtswürdigen noch mit ihrer ganzen Schwere auf mir laſtet, doch wunderbar beruhigt. — Es macht mich ſehr glücklich, daß Sie mich nicht ſchuldig glauben, ſchuldig eines Vergehens, deſſen Bewußtſein mich unfähig machen würde, das Auge vor Ihnen zu erheben. Bei allem was heilig iſt, mein Herr, bei dem Andenken meiner Mutter ſchwöre ich Ihnen, daß jener furchtbare Menſch kein anderes Recht auf mich hat, als den Einfluß, den ein unſeliger Zufall, eine mir unbegreifliche Verwickelung der Verhältniſſe ihm gegeben. Sie ſind ſo theilnehmend, ſo ganz anders, als ich einen Polizei-Beamten mir vorgeſtellt, daß ich unwillkürlich Vertrauen zu Ihnen faſſe, und Ihnen das ganze Verhältniß —"

„Nicht jetzt, mein Fräulein. Sie ſind zu erregt, Ihr Geſicht glüht fieberhaft. — Der Entſchluß, mich zum Vertrauten Ihrer kleinen Geheimniſſe machen zu wollen, iſt zu plötzlich, als daß ich in Ihrem Intereſſe wünſchen könnte, ihn jetzt ausgeführt zu ſehen. Bedenken Sie ja, daß jedes Wort vor mir geſprochen auf keinen unfruchtbaren Boden fällt, daß mein Amt kein Vertrauen, ſondern nur Geſtändniſſe kennt, und daß ich das Vertrauen nicht durch Verſchwiegenheit ehren darf. Alſo nicht jetzt. — Morgen! — und ſchriftlich! — Sie haben doch Alles genau behalten? Ihr

Ja! — und einſtweilige Freilaſſung. Ihr Nein und Beginn der Criminal-Unterſuchung. Leben Sie wohl, mein Fräulein, und empfangen Sie meinen Dank für Ihre perſönliche Bemühung.“ —

Kaum zehn Minuten, nachdem Marie die Wohnung des Criminal-Commiſſarius verlaſſen hatte, klingelte es heftig und ein junger Mann trat in das Zimmer, welcher mit auffallender Leidenſchaftlichkeit und faſt ohne die Rückſichten der gewöhnlichſten Höflichkeit zu beachten, fragte, ob Fräulein Müller nicht ihren Pomadour habe liegen laſſen?

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ —

„von Dueiß iſt mein Name.“

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ —

„Alſo iſt Fräulein Müller doch hier geweſen?“

„Hat ſie ſelbſt Ihnen den Auftrag gegeben, den Pompadour zu holen?“

„Das nicht — das heißt — ſie vermißte ihn.“

„Ich habe heute geleſen, daß Sie mit Fräulein Müller verlobt ſind. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Gratulation abſtatte.“ —

„Alſo iſt ſie doch hier geweſen?“

„Das müſſen Sie ja wiſſen, da Sie doch wahrſcheinlich eben von ihr kommen.“

„Darf ich vielleicht wiſſen, welche Angelegenheit meine Braut hiehergeführt?“ —

„Oh, erlauben Sie nur einen Augenblick, Herr von Dueiß — ein wichtiges Aktenſtück muß ſogleich ex-

pedirt werden — ich bin in einigen Minuten zu Ihren Dienſten.“

„Wenn Sie nur die Güte haben wollten, in zwei Worten, ich bin auch ſehr eilig.“ —

„Ich kann verſichern, daß kein Pompadour hier iſt.“ —

„Das ſehe ich — es liegt auch am Ende genommen nichts an der Kleinigkeit, wenn ich nur erfahren könnte — was —“

„Es thut mir leid, wenn Sie nicht Platz nehmen wollen, Herr von Queiß, aber das Aktenſtück iſt wirklich von ſo großer Dringlichkeit, daß ich außer Stande bin —“

„Sie wollen mir nicht antworten, Herr Criminal-Commiſſarius.“ —

„Wie können Sie glauben — aber da der Pompadour nicht hier iſt und Ihre Braut gewiß nicht ſo dringend beſchäftigt iſt als ich, ſo kann ſie ſelbſt Ihnen ja —“

„Entſchuldigen Sie, daß ich geſtört!“ —

„Bitte — war mir ein großes Vergnügen. — Empfehlen Sie mich doch ja Ihrer Fräulein Braut. — Hat mich ſehr gefreut, Ihre perſönliche Bekanntſchaft — erlauben Sie, die Thür hat ein Drückerſchloß — perſönliche Bekanntſchaft gemacht zu haben.“ —

Die Thür fiel zu, und Waldemar ſtand wie verſteinert, ſich mit der größten Höflichkeit hinaus komplimentirt zu ſehen, ohne auch nur ein Wort erfahren zu haben. Unmuth und Eiferſucht tobten in ſeiner Bruſt.

Als Marie ihm ſagen ließ, daß ſie vor dem Diner nicht zu Hauſe ſein würde, frappirte ihn dieſe unerwartete Botſchaft um ſo mehr, als er dem Schauſpieler Schneider, der ihn ſchon früh am Vormittage beſucht, geſagt hatte, daß er gegen Mittag zu ſeiner Braut gehen würde. Er fragte den Bedienten, ob Fräulein Marie ſchon ausgegangen ſei, als er das Haus verlaſſen und hörte, daß ſie eben im Begriff geweſen, Toilette zu machen. Dieſes plötzliche Ausgehen zu einer Zeit, auf die er durch den regelmäßigen Beſuch während der letzten Tage ſchon ein Recht zu haben glaubte, fachte den ganzen Verdacht gegen ſie wieder zu heller Flamme an, und hier ſchien ſich eine Gelegenheit zu bieten, durch die er erfahren konnte, was ſie vielleicht vor ihm verheimlichte. Schneider hatte ſich gleich nach dem Kommen mit dem Ordnen jener alten Papiere beſchäftigt und ſo vieles Intereſſante gefunden, daß ein ganzer Berg von Manuſkripten auf dem Sopha umherlag. Waldemar ſchickte den Bedienten fort, zog ſich aber gleich darauf mit auffallender Eile an, und bat den Freund, der bei dieſem plötzlich geänderten Entſchluß ein langes Geſicht machte, ſich nicht ſtören zu laſſen und in den Papieren nach Herzensluſt weiter zu kramen, er aber müſſe ſeine Braut fragen, ob er ſie vielleicht begleiten ſolle. So verließ er ſeine Wohnung, wartete im Durchgange von den Linden zur Behrenſtraße bis er Marien aus dem Hauſe kommen ſah, folgte ihr in einiger Entfernung bis zum Billet-Verkaufs-Büreau, den Modewaaren-Handlungen

auf dem Schloßplatze und ſchämte ſich ſchon ſeines kleinlichen Verdachtes. Eben wollte er auf ſie zu, um ihr ſeinen Arm anzubieten, als ſie aus dem Laden bei Siegmund herauskam, und ſtatt über den Schloßplatz nach Hauſe zu gehen, in die Breiteſtraße einbog, durch die Roßſtraße bis zur Dresdenerſtraße und von hier bis zur Wohnung des Criminal-Commiſſarius ging, ſo daß er aufs Neue zweifelte, jedenfalls ſich aber ganz überzeugen wollte. — Die Viertelſtunde, welche Marie in der Wohnung des Criminal-Commiſſarius blieb, ſchien ihm eine Ewigkeit. In einem Bäckerladen erkundigte er ſich, wer alles in jenem Hauſe wohne und ſtieg dann ſelbſt drei Treppen hoch hinauf, wo er auf dem Flur wartete, bis Marie aus einer der Etagen die Treppe hinunter gehen würde. Er konnte von oben die Treppenflure ſämmtlich überſehen, bemerkte deutlich, wie der Criminal-Commiſſarius ſie zur Thüre hinaus begleitete und hörte die Worte wiederholen: „alſo morgen und ſchriftlich!“ — Kaum war Marie die Treppe hinunter gegangen, ſo eilte er ihr nach, ſah ſie an der nächſten Ecke in eine Droſchke ſteigen, die den Weg nach der Friedrichsſtadt einſchlug. Hier gab er es auf, ihr weiter zu folgen, kehrte in die Wohnung des Criminal-Commiſſarius zurück, wo ſeine Erkundigung aber nicht den glänzendſten Erfolg hatte. — In ſeiner Leidenſchaftlichkeit hatte er nicht überlegt, mit wem er es zu thun hatte, denn aus einem erfahrenen Criminal-Beamten eine Antwort herauszubringen, wenn er nicht antworten will, dazu gehört mehr,

als der Wunſch, dieſe Antwort zu erlangen. Beſchämt ſah er ſeinen Plan fehlgeſchlagen und wußte nun wirklich nicht, was er denken, was er thun ſollte? Unerklärlich war es ihm, was Marie bei einem Criminal-Beamten zu thun haben könnte, und es kam nun erſt Alles darauf an, ob ſie dieſen Beſuch vor ihm verheimlichen oder vielleicht ſelbſt den Grund deſſelben erzählen würde? Dies ſollte ſeine Handlungsweiſe beſtimmen. — Er machte ſich Vorwürfe über das Unpaſſende ſeines Betragens und eilte nach der Behrenſtraße, um vielleicht, ſo hoffte er, Marie für ſeine Uebereilung um Vergebung bitten zu können.

XI.

Aus den Papieren der Familie Dueiß, die Schneider beim wiederholten Durchſuchen jener Kiſte gefunden, ſtellte ſich im Zuſammenhange mit den ſchon geſtern geleſenen das ganze Verhältniß derſelben in früherer Zeit heraus. Ein vorhandener Stammbaum bewies, daß derjenige Zweig der Familie, welcher ſich aus der Verbindung des adoptirten Junkers Lebrecht von Dueiß (eigentlich Grafen von Thumb) mit Urſula von Dueiß im Jahre 1538 herleitete, wirklich in Waldemar ſeinen letzten Sproſſen ſah. Andere Zweige dieſer Familie, und zwar Seitenlinien des Ritters Gottlieb Kemphahn von Dueiß, der um die Mitte des ſechszehnten Jahr-

hunderts verbannt in Wittenberge ſtarb, ſtanden ſchon ſeit jener Zeit in gar keiner Verbindung mit dieſer, wie deutlich aus den vorhandenen Beſitztiteln der alten Erbgüter hervorging. Allerdings fanden ſich über den Tod Urſula's von Dueiß nur ganz allgemeine Andeutungen, aus denen ſich ſchließen ließ, daß er auf ungewöhnliche und gewaltſame Weiſe erfolgt ſei, dagegen über Gerhard von Dueiß 1638 und Lebrecht von Dueiß 1738 deutliche Angaben, daß ſie mit dem böſen Blick behaftet geweſen, und dadurch ihre Geliebte getödtet hatten. — Dreimal alſo hatte ſich dieſe wunderbare Erſcheinung wiederholt, deren Urſprung nach einigen Notizen vom Jahre 1740 ſich in dem unheimlichen Fluche jener alten wendiſchen Amme verliert, die durch einen Edlen von Dueiß verführt im Jahre 1538 als Hexe ins Waſſer geworfen wurde. So verwickelt und unklar die Geſchichte der Familie auch anfangs erſchien, ſo klar rollte ſie ſich vor ſeinen Augen auf, als Schneider die verſchiedenen Dokumente nach der Zeitfolge geordnet und ſich zur beſſern Ueberſicht des Ganzen einige Notizen gemacht, die ſich faſt von ſelbſt zu einem Geſchlechts-Regiſter geſtalteten. Immer aber trat der eine Gedanke wieder hervor: Wie, wenn wirklich jetzt dieſer ehrenvolle Name einer Familie untergehen ſollte, die unverſchuldet ſo Schweres getragen? Dem nichts ahnenden, jetzt ſo glücklichen und lebensluſtigen Waldemar Nachricht von dem Inhalte der Familien-Papiere zu geben, ſchien nicht rathſam. Mußte ihn eine ſolche Kenntniß nicht beunruhigen, und vielleicht ein Nachdenken, eine Be-

fürchtung bei ihm hervorrufen, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben war. Nein! beſſer, das Aufgefundene blieb ihm verborgen, wenigſtens bis zum Ende dieſes Jahres, an welchem ſich ja entſcheiden mußte, ob ein ſolches Erbübel möglich oder die Begebenheiten früherer Zeiten Wirkungen des Zufalls, der zuſammentreffenden Verhältniſſe geweſen.

Am Nachmittage kurz vor der Theaterzeit, wo er wußte, daß bei Müllers das Diner vorüber ſei, machte er dort einen Beſuch, und fand das Brautpaar mit dem Vater noch beim Deſſert.

„Ih, Schneiderchen, kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu uns. Wilhelm, ein Glas — aber von den geſchliffenen! — Wollen wohl Ihre Verlobungs-Gratulation abſtatten, bei Marien? Das iſt recht! — Hätten nur hübſch früher kommen ſollen, und mit uns eſſen, dann wäre doch ein bischen Leben hier bei Tiſche geweſen. Ich habe mir gedacht, nun würde das Amüſement hier im Hauſe anfangen — aber die Bräutigamſchaft hat unſern Queiß ernſthaft gemacht, ſtatt luſtig. Na, vielleicht kommt es nach der Hochzeit.“ —

„In der That, Fräulein Marie ſcheint nicht ſo froh, wie ſonſt.“ —

„Ich fühle mich nicht ganz wohl!“ —

„Du ſagſt immer, Du fühlſt Dich nicht wohl und ſchickſt doch nicht zu unſerm Doktor. Von ſelber kommt er nicht — das weißt Du doch — dazu hat er Wichtigeres zu thun, aber wenn Du wirklich unwohl biſt —“

„Es wird wohl wieder vorübergehen.“ —

„Fürchteſt Dich wohl vor unſerm Doktor? — Ja, das Quinen und Lamentiren über Kleinigkeiten das kann er nicht leiden, aber Du weißt ja, wenn es darauf ankommt und eine wirkliche Krankheit da iſt — dann iſt er auch ein wahrer Troſt. Sie kennen ja unſern Doktor von Arnim, nicht wahr Dueißchen?“

„Das nicht, aber ich habe viel von ihm gehört.“ —

„Was giebts denn Neues, Schneiderchen? Erzählen Sie uns etwas.“ —

„In der Deputirten-Kammer hat Thiers wieder ſein altes Thema in Anregung gebracht.“

„Was denn für ein altes Thema?“ —

„Die Gebeine Napoleons von St. Helena nach Frankreich zu ſchaffen.“ —

„Es iſt wohl nicht möglich! Der ruht auch nicht, bis er ſeinen Willen durchſetzt. Wiſſen Sie wohl, das das unſerm Könige ſehr unangenehm ſein muß?“

„Unſerm Könige, in wie fern? Glauben Sie, daß Napoleons Andenken ihm verhaßt iſt? Gewiß nicht, wie würde er ſonſt das lebensgroße Bild des Kaiſers in ſeinem Wohnzimmer hängen haben, ich habe es ſelbſt noch geſtern Abend beim Durchgehen geſehen und manche Betrachtung an dieſe allerdings eigenthümliche Erſcheinung geknüpft.“

„Nein, deswegen meine ich nicht, obgleich es merkwürdig genug iſt, daß der König ſich gerade den Mann in ſein Zimmer hängt, der ihm im Leben gewiß am weheſten gethan, aber das ſieht ihm ähnlich, viel-

nicht thut er es, um immer an die ſchwere Schule des Unglücks erinnert zu werden, die er durchgemacht hat. Nein, ich meine wegen der Prophezeiung der Lenormand.“

„Eine Prophezeiung?“

„Nun ja! damals beim Congreß in Aachen im Jahre 1818, als die berühmte Wahrſagerin dorthin kam, beſuchten ſie ja auch der Curioſität wegen die Monarchen, und da hat ſie unſerm König prophezeit: Er würde geſegnet und glücklich bis in ſein hohes Alter regieren, und hätte nicht eher den Tod zu fürchten, als bis die Gebeine Napoleons lebendig würden.“ —

„Iſt denn das wirklich wahr?“ —

„Ja, dabei geweſen bin ich freilich nicht, Kinder, das könnt Ihr mir ſchon glauben, aber ich meine, daß es damals ſchon in Bremen erzählt wurde, und wir lachten noch ſo darüber, denn welcher Menſch hätte ſich wohl einbilden können, daß die Gebeine Napoleons jemals lebendig werden würden. Seit aber der Thiers immer wieder von ſeinem Plane anfängt, iſt das doch ſo eine Sache. — Dabei kommt das verhängnißvolle Jahr 40 immer näher.“ —

„Alſo glauben Sie auch an die allgemeine Befürchtung?“ —

„Glauben oder nicht glauben, das läßt ſich ſchwer ſagen. — Es wäre wenigſtens nicht unmöglich! 1640 kam der große Churfürſt und 1740 Friedrich der Große zur Regierung. George Wilhelm und Friedrich Wilhelm I. waren zwar beide hoch bejahrt, aber wie ich glaube,

noch nicht einmal ſo alt als unſer König, alſo iſt es wenigſtens nicht gegen den Lauf der Natur. Merkwürdig wäre es freilich, wenn der alte Glaube des Volkes ſich auch in dieſem Jahrhunderte erfüllte, und ich muß geſtehen, wenn es geſchieht, wovor Gott uns behüte, und unſerm ehrwürdigen Herrn noch ein recht langes Leben verleihe, ſo möchte ich nicht im Jahre 1940 König von Preußen ſein, von wegen der Regierungs-Veränderung."

Wie träumend hatte Waldemar dieſer Erzählung ſeines Schwiegervaters zugehört. Plötzlich fuhr er auf, ſah verſtört um ſich, fixirte Marien mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Auges und rief:

„Schrecklich, wenn eine ſolche Wiederkehr nach hundert Jahren wirklich möglich wäre!" —

„Ih, Dueißchen, haben Sie mich doch ordentlich erſchreckt, — Sie machen ja ein Paar Augen, als ob Sie uns alle verſchlingen wollten. Warum ſoll ſie denn nicht möglich ſein, wenn nach dem Laufe der Natur wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt?"

Schneider ſah beſorgt auf die Erregung des Freundes. Aus dieſem plötzlichen Ausrufe mußte er ſchließen, daß er irgend etwas von dem Erbübel ſeiner Familie wiſſe und durch das eigenthümliche Zuſammentreffen mit der Prophezeiung der Pariſer Pythia wenigſtens daran erinnert worden ſei. — Wunderbar genug war es, daß wirklich in dieſem Augenblicke das Auge Waldemars einen ſo durchaus anderen Ausdruck annahm, ſo glühend und unheimlich umherrollte, daß

ſein ſonſt regelmäßig ſchönes Geſicht faſt häßlich erſchien. Marie hatte ſich, als Waldemar ſie ſo ſtarr anſah, unwillkürlich abgewendet, als könne ſie dieſen Blick nicht ertragen, und es entſtand durch dieſe Wendung, welche das Geſpräch genommen, eine plötzliche Pauſe in der Unterhaltung, ſo daß ſich alle untereinander anſahen, ohne gleich den Faden eines neuen Geſpräches wieder finden zu können. —

„Da iſt uns der Tod übers Grab gelaufen! — fing Müller wieder an — und als Marie ihn wie erſchreckt anſahe, fügte er erklärend hinzu — das iſt ſo eine Berliner Redensart, wenn in einer Geſellſchaft plötzlich alles ſtille wird und eine Pauſe eintritt. Man ſagt auch, „da geht ein Engel durchs Zimmer!" was freilich angenehmer klingt. Wiſſen Sie wohl, Schneiderchen, daß ſolche Redensarten einen ganz hübſchen Stoff zu kleinen Novellen abgeben würden, ſo in der Art, wie Ihre Bilder aus Berlins Nächten." —

„Ein guter Gedanke! — aber der Stoff eignet ſich mehr für eine komiſche Behandlung, denn unſtreitig ſind die treffendſten unſrer Redensarten, welche im Munde des Volkes leben, durchaus komiſcher Natur. — Was meinen Sie, Waldemar?"

„Nicht doch, ich dächte, es ließe ſich der Idee auch eine tiefernſte Seite abgewinnen, freilich kommt es auf die Auffaſſung an." —

„Es ſollte Ihnen doch ſchwer werden, einer echt berliniſchen Redensart den tiefen Ernſt abzugewinnen, obgleich der Kontraſt, alſo das eigentliche innere Leben

der Novelle, allerdings verhanden wäre. Zum Beiſpiele, welch eine tragiſche Geſchichte ließe ſich an die bekannte Redensart knüpfen: „Der wird auch noch über den Berg kommen!“ “ —

„Das iſt aber keine ausſchließliche Berliner Redensart.“ —

„In ihrer eigentlichen allgemeinen Bedeutung freilich nicht, aber in dem Sinne, welchen ihr der Berliner unterlegt, gewiß. Er meint nämlich, „über den Berg kommen“, „nach Spandau kommen“, weil jeder Verbrecher, der dorthin transportirt wird, den ſogenannten Charlottenburger Berg paſſiren muß. Wie romantiſch nun, wenn irgend ein Wahrſager, eine Kartenlegerin die Prophezeiung ausſpräche: „Der oder die wird auch noch einmal über den Berg kommen!“ und das Schickſal, die Polizei, das Verhängniß oder der Criminal-Senat des Kammergerichtes dieſe Prophezeiung zu einer Wahrheit macht.“

Die Abſicht, dem Geſpräche durch die Erklärung eine heitere Wendung zu geben, ſcheiterte gänzlich, denn wie vorhin Waldemar, ſo jetzt Marie. Thränen traten in ihre Augen, ſie mußte vom Tiſche aufſtehen, ſchützte ein heftiger werdendes Unwohlſein vor und ging auf ihr Zimmer.

„Das weiß aber auch der liebe Gott, was jetzt in meinem Hauſe für eine trübſelige Wirthſchaft iſt. Marie iſt verſtimmt, unſer Queiß iſt verſtimmt, und eigentlich bin ich auch verſtimmt, ich weiß zwar nicht warum, aber wenn man nur trübe Geſichter um ſich

her ſieht, iſt es wohl kein Wunder. So etwas ſteckt an. Haben Sie ſich vielleicht mit Marien gezankt, Dueißchen?"

„Wie wäre das möglich, welches Recht hätte ich?"

„I nun, ich weiß aus Erfahrung, daß man als Bräutigam allerlei übel nimmt, was ſonſt keinen vernünftigen Menſchen übel zu nehmen einfällt. Da iſt einem bald dieſes nicht recht, bald jenes, und bei Euch Beiden iſt es eigentlich ſchlimm, daß das Courmachen erſt nach der Verlobung anfängt, was ſonſt doch gewöhnlich vorher zu geſchehen pflegt. Na, wird ſich auch ſchon geben. Nun kommt aber, Ihr Herren! Nehmt Euch eine Cigarre. Sie wiſſen doch, **Cañones regalia**, oder wollt Ihr lieber **Plantagen-Vengueras**? Habe auch welche, von Gerold. Iſt nicht Jedermanns Kauf! Und dann dächte ich, ließen wir uns noch eine Flaſche alten Rheinweins heraufholen, und blieben auf engliſche Manier „after the removal of the table-cloth" ſitzen?"

„Ich bedaure, es iſt bald 5 Uhr und ich muß ins Theater!"

„Iſt ja nur ein paar Schritt von hier, ein Viertelſtündchen noch, dächte ich. — Hören Sie mal, Dueißchen, da iſt mir vorhin eine Idee gekommen, als wir von dem Stoff zu Novellen ſprachen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ſchriebe ich ein Buch, das heißt ein ordentliches dickes Buch, ſo von mehreren Theilen. Das Artikelſchreiben in den Journalen iſt wohl recht gut, aber es kommt mir doch vor, als komme dabei eigent-

lich nichts heraus. Sehen Sie mal, ſo ein Buch bleibt, aber die Journal-Artikel, und wenn ſie noch ſo ſchön ſind, noch ſo viel Aufſehen machen, vergehen. Wer bekümmert ſich nach acht Tagen noch darum, was in der Zeitung geſtanden hat. Nicht einmal einbinden läßt man ſie ſich, aber ſo ein Buch, wenn es einmal eingebunden iſt, das wird einem lieb, man nimmt es wohl ab und zu wieder in die Hand, und das muß ſchon ein ſehr ſchlechtes Buch ſein, was man des Papiers wegen zerreißt. — Sehen Sie mal da, in meiner Bibliothek da ſteht Walter Scott, Spindler, Blumenhagen, v. d. Velde, Trommlitz, Zſchocke, und ich freue mich immer, wenn ich ſie anſehe, denn jeder einzelne Band hat mir doch einmal Vergnügen gemacht. Nun bedenken Sie einmal, wenn alle dieſe Leute zu ihrer Zeit nichts als Journal-Artikel geſchrieben hätten, und wenn ſie noch ſo geiſtreich, noch ſo ſchön geweſen wären, würden ihre Werke da ſtehen, wo ſie jetzt ſtehen? — Alſo ein Buch, Queißchen, ein Buch, ein recht dickes, wo möglich in 6 Bänden!“

„Wie oft habe ich unſerm Waldemar ſchon daſſelbe geſagt! Er zerſplittert ſein wirklich gediegenes Talent in dem Intereſſe des Augenblicks, will ſein Scherflein zu der Bewegung beitragen, die ſeit ungefähr acht Jahren ſich der Gemüther bemächtigt, will unter den Vorkämpfern für freie unabhängige Geſinnung genannt ſein, und vergißt darüber, ſich die Anerkennung zu verſchaffen, zu welcher ſeine Fähigkeit ihn berechtigt, ich meine die Anerkennung der Dauer!“

„Ihr Herren habt gut reden! — Jede Befähigung nach ihrer Weiſe. Die meinige kenne ich genau! — Es giebt Verhältniſſe, denen man ſich nicht zu entziehen vermag. Dann aber, und das iſt die Hauptſache, fragt es ſich, ob es edler iſt, nur für die eigene Anerkennung Sorge zu tragen, oder zu dem mächtigen Fortſchritt beizutragen, der jetzt an den Fugen der Zeit rüttelt!“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Dueißchen, und rütteln Sie mir nur nicht zu viel an den Fugen der Zeit. Mein ſchlichter Verſtand verſteht zwar nicht, was es eigentlich heißt, an den Fugen der Zeit rütteln, aber ich weiß, daß die Rüttler eben nicht viel Freude davon haben. Ein bischen Widerſpruch, ein bischen Oppoſition und ein bischen Zank iſt ganz gut, das erhält die Welt friſch, aber zu viel iſt vom Uebel. Sehen Sie einmal, Sie ſind ſo ein ſcharfer Beobachter, ſo ein ſtrenger Kritiker, wiſſen und erkennen Alles, warum ſchreiben Sie nun nicht einmal ein ordentliches Buch über das, was Sie eigentlich meinen und wollen. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich ſchriebe einen hiſtoriſchen Roman der Gegenwart, das wäre wenigſtens noch nicht da geweſen.“

„Ein hiſtoriſcher Roman der Gegenwart? Das iſt unmöglich!“

„Unmöglich? und warum? Gehen denn heut zu Tage nicht eben ſo wunderbare und romanhafte Dinge vor, als ehemals? Haben wir keine Sitten, keine Cha-

raktere, die der Mühe werth wären, geſchildert zu werden? Was meinen Sie, Schneiderchen?“

„Eine allerdings eigenthümliche Idee, — aber ſchwer auszuführen!“

„Nur die Satyre wäre das Feld, auf dem ſich ein ſolches Werk bewegen müßte!“

„Nicht doch! Unſer Waldemar hat gleich wieder ſein Reformations-Intereſſe im Auge! — Es müßte auch ohne Satyre gehen. Freilich iſt es mit dem Stoffe eine eigene Sache. — Soll man wirklich lebende Perſonen, ihre Verhältniſſe und Conflikte ſchildern, oder ſelbſt Perſonen erfinden, an denen man dieſe Conflikte Lebender zur Anſchauung bringt.“

„Man brauchte ja die Perſonen nicht zu nennen, und Herr A***, Herr B***, Herr C*** immer mit drei Sternchen ſagen, z. B. wenn Sie mich in ſo einen Roman bringen wollen, Schneiderchen, ſo ſagen Sie doch Herr M*****!“

„Das würde der Idee ihre ganze Bedeutung nehmen, und ſähe aus, wie mit Glacée-Handſchuhen an der Hand geſchrieben. Nein, Wahrheit müßte allerdings der Grund ſein, auf dem eine ſolche Schilderung ſich auferbaut. Wahrheit in Perſonen und Dingen. Nur das Detail darf dem Dichter gehören, freilich nur ſo, daß der Leſer nie mit Beſtimmtheit ſagen kann, wo Wahrheit aufhört und Dichtung beginnt. Da liegt die Aufgabe? — Würden Sie z. B. etwas dagegen haben, Herr Müller, wenn ich Sie in einem ſolchen Roman redend anführte?“

„Gott bewahre! Schlechtes können Sie von mir nicht ſagen, Lächerliches auch nicht, alſo immer zu! Ich zweifle indeſſen, daß die Leſer ſich an mir erbauen werden. Aber wenn Sie, wie Walter Scott, das Mobiliar vollſtändig beſchreiben wollen, dann haben Sie allerdings reichen Stoff. Und ich kaufe auch noch dazu, was Sie wollen, wenn nur die Beſchreibung recht vollſtändig iſt.“

„Wer weiß, was geſchieht! — Nur Zeit, Zeit! — Beſter Freund, wenn die irgendwo zu kaufen wäre, bei mir könnte ſie auf Abſatz rechnen! — Jetzt iſt es fünf. — Empfehlen Sie mich Fräulein Marie. Adieu, Waldemar! Adieu, Papa! — Auf baldiges Wiederſehen in einem hiſtoriſchen Roman mit Mobiliar-Beſchreibung!“

Waldemar hatte dem Geſpräch ohne Theilnahme zugehört. Seine Gedanken waren nur mit Marien beſchäftigt. Vergebens hatte er bei Tiſche wiederholt die Unterhaltung auf ihr heutiges Ausgehen geleitet. Scheinbar unbefangen war jede ſeiner Fragen beantwortet worden, nur des Beſuches bei dem Criminal-Kommiſſarius erwähnte ſie nicht, ſondern wollte von Siegmund nach Hauſe gegangen ſein. Daß Marie ihm etwas verheimlichte, war kein Zweifel mehr. Was aber konnte das ſein? — Sonderbar genug und ganz unerklärlich erſchien ihm ihre Verbindung mit dem Criminal-Commiſſarius, obgleich von einem andern als geſchäftlichen Verhältniſſe wohl nicht die Rede ſein konnte. Welcher Natur aber dies Geſchäft war, darüber verlor

er ſich vergebens in Muthmaßungen aller Art. Er hatte gehört, wie jener ihr beim Abſchiede geſagt: „Morgen ſchriftlich!“ alſo war Hoffnung vorhanden, auf irgend eine Weiſe zu erfahren, was ſie dort gewollt. Daß er ſeiner trüben, erregten Stimmung nicht Herr werden konnte, iſt begreiflich, und ſo glücklich er ſich in der Nähe der Geliebten fühlte, ſo willkommen war ihm ihr leichtes Unwohlſein, welches ihn von der drückenden Feſſel befreite, die er ſich in ihrer Gegenwart auferlegen mußte. Nach Schneiders Entfernung blieben beide noch einige Zeit zuſammen, und als der Vater zu Marien hinüberſchickte, um fragen zu laſſen, wie ſie ſich befinde, brachte der Bediente die Antwort, daß ſie ſich ſehr unwohl fühle und den Abend über allein zu bleiben wünſche. Auf die Frage Waldemars antwortete Wilhelm: „Das Fräulein ſchrieb, als ich ins Zimmer kam.“

Jetzt ſtand ſein Entſchluß feſt. — Wahrſcheinlich ſchrieb ſie eben jetzt den Brief, der ihre ſchriftliche Antwort für den Criminal-Commiſſarius enthielt. Konnte er dieſen auf irgend eine Art in ſeine Hände bekommen, ſo mußte das Räthſel ſich löſen. Sie ſelbſt konnte den Brief weder an ſeine Adreſſe noch nach der Stadtpoſt beſorgen, denn das wirkliche oder vorgeſchützte Unwohlſein mußte ſie wenigſtens vor den Augen der Dienerſchaft an das Zimmer feſſeln. Alſo ließ ſich erwarten, daß ſie irgend Jemand damit beauftragen würde. Wer dies ſein mochte, darauf kam es an.

Da doch keine ordentliche Unterhaltung zwiſchen

Müller und Waldemar in den Gang kommen wollte, ſo trennten ſie ſich. Müller ging in das Theater, Waldemar aber ſtellte ſich in die Thür eines gegenüber liegenden Hauſes und gab genau Acht, ob irgend Jemand von der Dienerſchaft ausgehen würde. Bis gegen halb 7 Uhr hatte er ſo geſtanden, als Wilhelm kam und die Wehrenſtraße hinunter dem Gendarmen-Markt zuging. In fieberhafter Aufregung eilte Waldemar ihm nach und holte ihn an der Friedrichsſtraßen-Ecke noch ein.

„Wohin denn ſo ſpät, Wilhelm? — Iſt Fräulein Marie beſſer geworden?“

„Im Gegentheil, gnädiger Herr! Die Kammerjungfer ſagte mir, das Fräulein fühlte ſich ſo unwohl, daß ſie gleich zu Bette gehen würde.“

„Sie ſollen wohl zum Doktor gehen?“

„Ja, gnädiger Herr, erſt ſoll ich aber noch einen Brief auf die Stadtpoſt geben.“

„Das hat ja Zeit, eilen Sie nur zum Doktor. Sie haben noch weit hin, bis zur Schützenſtraße. Um dieſe Zeit pflegt Herr v. Arnim ſchon wieder auszugehen. Ich gehe auch gerade nach der Poſt, geben Sie den Brief nur her, ich werde ihn beſorgen.“

„Ach bitte, gnädiger Herr, hier um die Ecke in der Charlottenſtraße iſt ja eine Briefſammlung. Das Fräulein hat expreß geſagt, ich ſolle den Brief nicht aus der Hand geben.“

„Nun, dem Bräutigam werden ſie ihn doch

wohl geben können? — Eilen Sie nur, damit der Doktor nicht ausgeht.“

„Aber der gnädige Herr müssen auch dem Fräulein nicht sagen, daß ich Ihnen den Brief gegeben.“

„Nur unbesorgt. Hier haben Sie Geld zu einer Droschke. Eilen Sie nur!“

Da hatte er den verhängnißvollen Brief in der Hand, der vielleicht über seine ganze Zukunft entscheiden konnte. Zu öffnen war er nicht, ohne das Siegel zu beschädigen, da ein Couvert ihn einschloß. Er wollte nach Hause, dort sich überzeugen, aber — nein! Welche tödtliche Unruhe bis dahin. Stehely war nahe. Dort trat er ein, warf sich im hinterſten Zimmer auf einen Stuhl, erbrach das Couvert und las nun:

Wohlgeborner, sehr geehrter Herr!

Auf Ihre heutige Anfrage bin ich so frei, zu erwiedern, daß die Aussage des Christoph Eckardt, er sei am 30sten v. M. Abends von 9 bis 10 Uhr bei mir gewesen, richtig ist. Da keiner von meinen Dienstboten gesehen, wie derselbe zu mir kam, so dürfte auch eine Erkundigung in dem Hause meines Vaters unnütz sein. Dagegen kann ich versichern, daß die genannte Person sich zu der angegebenen Zeit in meinem Zimmer befunden. Auf das Inständigste ersuche ich Sie, geehrter Herr Criminal-Commissarius, diese Aussage nicht bekannter werden zu lassen, als es durchaus nöthig ist, da mir sehr viel daran liegt, daß sowohl mein Vater, als andere Personen nichts davon erfahren. Eben so sehr wür-

den Sie mich zum innigſten Dank verpflichten, wenn Sie verhinderten, daß ich perſönlich in dieſer peinlichen Angelegenheit vor dem Gerichte erſcheinen muß, was mir in meinen gegenwärtigen Verhältniſſen ſehr nachtheilig ſein könnte. Sollte der Gefangene vielleicht Geld brauchen, ſo erſuche ich Sie gleichzeitig, die beifolgenden 20 Thaler ihm einzuhändigen und dabei zu eröffnen, daß er gegenwärtig auf keine Weiſe verſuchen ſolle, zu mir zu kommen.

Ihre dankbar ergebene

Marie Müller.

Wieder und wieder überlas er den Brief. Wer war dieſer Chriſtoph Eckardt? In welchem möglichen Verhältniſſe konnte er zu Marie ſtehen? Was war das für eine peinliche Angelegenheit, die jenen Unbekannten ins Gefängniß geführt und ſie vor den Richter führen konnte? Am 30ſten vorigen Monats? — Das war nicht möglich, denn an demſelben Tage war er ja ſelbſt den ganzen Abend in ihrer Geſellſchaft geweſen, und ſie hatte keinen Augenblick das Zimmer verlaſſen. Unerklärlich! Aber eine Verbindung zwiſchen Marie und dieſem Chriſtoph Eckardt mußte ſtatt finden, woher ſonſt dieſes Zeugniß, das ihre Ehre in die Hände eines Polizei-Beamten gab, woher ſonſt dieſes Geld, das jener ihm einhändigen ſollte? — Tauſend Vermuthungen jagten ſich in ſeinem Kopfe. Keine wollte dem reinen Charakter Mariens gegenüber nur irgend Wahrſcheinlichkeit gewinnen. Und doch! Warum ſuchte ſie eine Erkundigung in ihrem Hauſe zu vermeiden!

Warum ſollte ihr Vater und „andere Perſonen“ nichts davon erfahren? Warum ſollte jener Menſch es gerade jetzt nicht verſuchen, zu ihr zu kommen? War es Scheu vor dem Bräutigam, die dieſe Warnung veranlaßt? Wenn es ſo wäre! — Jetzt erſt fühlte er, wie wenig Anſprüche er eigentlich auf ihre Liebe habe, wie der unſelige Zufall ihn zum Bräutigam gemacht, ehe er ſich beſtrebt, dieſe Liebe zu erwerben. Aber ſie hatte Ja geſagt, — hatte ihm mit Offenheit in das Auge geſehen, als ſie betheuert, daß ſie als Gattin ſeiner nicht unwürdig ſein werde. Nein, getäuſcht, betrogen konnte ſie ihn nicht haben.

Was ſollte er jetzt thun? — Zuvörderſt mußte der Brief in die Hände des Criminal-Commiſſarius kommen. Das war das Nöthigſte! —

In unbeſchreiblicher Aufregung eilte er in ſeine Wohnung, couvertirte den Brief aufs Neue und brachte ihn ſelbſt in die nächſte Briefſammlung. Dann erkundigte er ſich im Hauſe ſeines Schwiegervaters, wie Marie ſich befinde, und hörte, daß der Doktor eben bei ihr ſei. Er wartete, bis dieſer herunter kam, und fragte beſorgt nach ihrem Zuſtande, der dem erfahrenen Arzte als die erſten Symptome eines Nervenfiebers erſchien und ihn ſogar veranlaßte, ſpät Abends noch einmal wiederkommen zu wollen. Alſo war ihr Unwohlſein nicht Verſtellung geweſen? — Waldemar holte den Vater aus dem Theater und beide blieben bis 10 Uhr zuſammen, wo Doktor von Arnim wirklich noch einmal kam und bedenklich den Kopf ſchüttelnd der Pa-

tientin eine unruhige Nacht vorausſagte, ſie beſonderer Sorgfalt empfahl und jeden Lärm, jede Erregung, ja nur Störung auf das Strengſte verbat. —

XII.

Kaum war es dunkel geworden, als Neumann ſich wohl gegen die Witterung verwahrt, auf den Weg nach der Auguſtſtraße macht. Frau Dorothee, der er beim Kaffee ſeine Idee mitgetheilt, ſich von dem berühmten Wahrſager Raths in ſeinen Kümmerniſſen zu erholen, begleitete ihn. Es war dies ein Entſchluß, der ihm außerordentliches Nachdenken und Erwägen gekoſtet, denn vor nichts fürchtete er ſich ſo ſehr, als daß irgend jemand glauben könne, Frau Dorothee möchte ihn wohl in ſeinen Hageſtolz-Grundſätzen wankend machen. Er kannte den Glauben der Leute, die in einer Haushälterin, bei zunehmendem Alter, eine Heiraths-Candidatin erkennen, und hatte es bisher mit der ſkrupuloſeſten Gewiſſenhaftigkeit vermieden, weder ihr ſelbſt, noch den Nachbarn den geringſten Grund zu einer ſolchen Vermuthung zu geben. Nie war er mit ihr ausgegangen, und Frau Dorothee war ſelbſt aufs Höchſte überraſcht, als er unter mancherlei Drehungen und Wendungen ſeinen Wunſch ausſprach, daß ſie ihn in die verhängnißvolle Auguſtſtraße begleiten möge. Es war ihr zwar nicht Recht, daß Neumann ſo lange wartete, bis

es dunkel war, denn ſie hätte gar zu gern geſehen, daß die Nachbarn an die Fenſtern gelaufen wären, und putzte ſich auf dieſen Effekt hin ſchon von 4 Uhr an auf das Allerſorglichſte, aber ihr Gebieter machte durchaus nicht eher Anſtalten zum Aufbruch, bis die Gaslaternen brannten.

Beſonders pfiffig hatte er ſich ein Mittel ausgedacht, wie er vermeiden wollte, mit Frau Dorothern zuſammen aus dem Hauſe zu gehen. Er ſtellte nämlich ſeinen Regenſchirm von ſeinem gewohnten Platze fort, hinter den Sekretair und rief plötzlich, als ſie die Treppe hinunter waren:

„Nun habe ich meinen Regenſchirm vergeſſen. Nein, ich ſage doch! — Wollen Sie nicht ſo gut ſein, Frau Dorothee, und wollen ihn holen?“

Mit einem lauten „Sehr gern, Herr Neumann“, aber einem innerlichen „Na, ſo muß es kommen“, lief Frau Dorothee die Treppe wieder hinauf, war indeſſen kaum oben, als Neumann ihr nachrief: „Ich werde derweile vorausgehen, und drüben bei der Hauptwache auf Sie warten.“ Dieſe Kriegsliſt kam ihr unerwartet, und während Neumann ſtill vergnügt über das Gelingen derſelben nach dem Neuen Markte ging, mußte das über die ſchnelle Rückkehr erſtaunte Dienſtmädchen als Blitzableiter für das ausbrechende Ungewitter dienen. Da Neumann den Schirm vorſichtig genug verſteckt, ſo gelang es ihr bei aller Eile doch nicht eher aus dem Hauſe zu kommen, als bis er die Ecke der Roſenſtraße erreicht und dort ſehr geduldig

und ſelbſtzufrieden ſie erwartete. — Sein Hin- und Hergehen mußte wohl einer dort noch ſitzenden Obſt-Hökerin aufgefallen ſein, denn als Frau Dorothee endlich athemlos herbeikam, und er ihr zum Erſtenmale in ſeinem Leben den Arm bot, hörte er hinter ſich her:

„Na, das hat auch der Mühe gelohnt. Wartet der hier auf ſo eine alte Schachtel. So was lebt nicht. Solche alte Schwiemels ſind die ſchlimmſten!“ —

„Haben Sie gehört, Frau Dorothee?“ ſagte jetzt Neumann, als er in die Roſenſtraße einbog. —

„Nein, Herr Neumann, ich habe nichts gehört.“ —

„Die Hökerfrau hält mich für einen Schwiemel, weil ich Ihnen zur Abendszeit auf öffentlicher Straße den Arm gebe.“ —

„Da ſieht man, wie man ſich vorſehen muß mit den Leuten, am Ende komme ich noch in Verdacht mit Ihnen.“ —

„Ih nun, wenn ich nur nicht in Verdacht mit Ihnen komme. — Die Frau ſagte auch etwas von einer Schachtel oder ſo dergleichen.“ —

„Auf ſo etwas hört ein Geſcheuter gar nicht.“ —

„Sehr richtig! Wenn aber ein Geſcheuter nicht darauf hört, daß von dem Gegentheil einer neuen Schachtel die Rede iſt, ſo hört er auch nicht darauf, wenn Sie jemand in Verdacht mit mir hat.“ —

Frau Dorothee merkte wohl, daß dieſes Thema nicht weiter fortgeſponnen werden durfte, und hörte lieber geduldig zu, wie Neumann ihr im Weitergehen von der ehemaligen Lage des Spandauer Thores in der

Gegend der jetzigen Spandauer Brücke, von der alten Stadtmauer und den Gräben, von der Kupfer- und Walkmühle in der Gegend der jetzigen Simsonsbrücke, und von den doppelten Zugbrücken, die ehemals dicht vor dem Spandauer Thore über die doppelten Feſtungsgräben geführt, erzählte. Sie wußte, ſeit er ſich auf die Alterthumsforſchung gelegt, war er jedesmal am beſten bei Laune, wenn ſie ſich möglichſt wißbegierig und dann verwundert über ſeine außerordentlichen Kenntniſſe in dieſem Fache zeigte.

So kamen ſie nach der Auguſtſtraße. Des Suchens nach dem Hauſe Nr. 86 bedurfte es nicht, denn Frau Dorothee wußte Beſcheid. Eben fuhr ein Wagen vor dem Hauſe weg, in den zwei Damen eingeſtiegen waren, und hätte etwas den Entſchluß Neumanns ändern können, ſo würde es das Geſpräch mehrerer vor einer Kellerthüre ſtehender Dienſtmädchen vermocht haben, die den Einſteigenden nachriefen: „Die haben ſich auch wahrſagen laſſen!“ — denn er ſchämte ſich eigentlich, je näher er der Erfüllung ſeines Wunſches kam, daß er überhaupt einen ſolchen Wunſch hatte. Zu einem Nachdenken darüber kam es aber nicht, denn Frau Dorothee ſchob ihn förmlich bis an die Eingangsthür zur Wohnung des Wundermannes, klingelte und ſagte zu einem Frauenzimmer, welche öffnete, vertraulich: „Guten Abend, junge Frau!“

Der Schneidermeiſter, Stiefelputzer, Kleiderreiniger und Wahrſager Sohn war in ſeiner Stube, die auf keine Weiſe ſich als die Wohnung eines Hexen-

meiſters kund gab, um ſo mehr als die ganze Umgebung dürftig und dem eigentlichen Stande des Bewohners angemeſſen war. Nichts verrieth weder in der Kleidung des renommirten Wahrſagers, noch durch irgend einen Apparat, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgehen könne, und ſeine Perſönlichkeit war eine ſo durchaus alltägliche, daß Neumann ſich in ſeinen Erwartungen ſchon ſehr herabgeſtimmt fühlte. Ohne alle Vorbereitungen, oder auch nur die gebräuchliche Begrüßung griff Sohn ſofort nach der Hand des Eintretenden, ſah das Innere derſelben lange und aufmerkſam an und verglich es mit einem Buche, das auf einem Tiſche neben ihm lag. Eben wollte er anfangen zu ſprechen, als Neumann, der ſchon vom Augenblicke des Eintretens an unruhig auf ſeine Haushälterin geblickt, rief:

„Wollen Sie nicht ſo lange in die Küche zu der Madame gehen, als ich hier mit Herrn Sohn zu thun habe? — Wie ich geſehen habe, ſind Sie ja ſchon alte Bekannte!“ —

Stillſchweigend, aber ohne durch ein Wort ihren Unmuth merken zu laſſen, verließ Frau Dorothee das Zimmer, und bald bewies das von der Küche hereintönende Geſchnatter, daß beide Frauen ihr Herz gegen einander ausſchütteten. — Der Wahrſager ſchien von dem Vorgehenden keine Notiz zu nehmen, betrachtete aufmerkſam Neumanns Geſicht, dann wieder die Hand und ſagte endlich:

„Sie ſind nicht verheirathet! —

Sie leiden öfters an Erkältungen! —

Sie ſind feuchten Temperaments! —

Sie werden noch lange leben, wenn Sie ſich vor dem erſten Schnee beſonders in Acht nehmen! —

Sie werden noch heirathen!" —

„Hören Sie mal, Herr Sohn, das möchte ich bezweifeln, ich habe darin ſehr feſte Grundſätze." —

„Auf Grundſätze kommt es dabei nicht an. Ihre Lebenslinie iſt bei zunehmendem Alter von der Tiſchlinie durchſchnitten. Das bedeutet vielen Aerger, und viel Aerger in der Lebenslinie bedeutet Heirathen!" —

„So! Na, wollens abwarten. — Nu ſeh mal ein Menſch ſo 'ne Tiſchlinie an!"

„Sie haben etwas auf dem Herzen, was Sie bekümmert und ängſtigt und möchten gerne davon loskommen." —

„Ja! da haben Sie Recht! — Steht das auch in der Lebenslinie?" —

„Nein, das leſe ich aus Ihrem Geſichte!" —

„Merkwürdig!" —

„Sie lieben die Ruhe und Bequemlichkeit und rauchen Taback!"

„Na, ob!" —

„Sie werden gewinnen, wenn Sie in die Lotterie ſetzen! —

Sie werden nächſtens einen Brief bekommen, der etwas Unangenehmes enthält!" —

„Gewiß eine Vorladung zu einem Termin, davor fürchte ich mich eben." —

„Sie ſind in einen unangenehmen Prozeß verwickelt!“ —

„Ja, leider! Ich ſehe nun ſchon, daß Sie Alles wiſſen, Herr Sohn, aber deswegen bin ich eigentlich nicht gekommen, ſondern von wegen der Zukunft. Ich möchte nämlich gerne wiſſen, wie ich mich zu verhalten habe, um den unangenehmen Folgen einer Sache zu entgehen, in die ich eigentlich ohne meine Schuld verwickelt worden bin. Nämlich, ob ich hingehen ſoll und einem gewiſſen Manne oder einem gewiſſen Frauenzimmer Alles ſagen ſoll oder nicht?“ —

„Das hängt ſehr davon ab!“ —

„Ja eben hängt es davon ab — ſo klug bin ich auch; aber wovon hängt es ab? — Das möchte ich gerne wiſſen!“ —

„Von dem Tage, meine ich, an welchem Sie es thun wollen. Iſt es ein feuchter Tag, ſo iſt es nicht gut, iſt es ein trockener, ſo iſt es gut.“ —

„Das wird aber verdammt ſchwer halten, in dieſer Jahreszeit ſich einen trockenen Tag auszuſuchen.“

„Das iſt nicht meine Sache. — Wenn Sie ſich in der naſſen Jahreszeit in Sachen verwickeln, die Ihnen unangenehm ſind, dann müſſen Sie ſich auch nicht wundern, wenn zur Entwickelung trockene Tage nothwendig ſind.“

„Alſo nicht, wenn es naß iſt? — Gut. — Das iſt doch ſchon etwas. Nun möchte ich auch noch wiſſen, was die ganze Angelegenheit für Folgen haben kann?“

„Schlechte!“ —

„Schlechte? Nein, ich sage doch! — Woraus sehen Sie denn das?“ —

„Nach in der Lebenslinie. Ganz deutlich ist indessen nicht, ob die Folgen für Sie oder für die andern schlecht sind. — Hier kommt eine Linie von dem Venusberg herunter, ein Beweis, daß ein Frauenzimmer dabei im Spiele ist. Die Folgen selbst können sehr verschieden sein. Das Wahrscheinlichste sind Kosten.“ —

„Na, die wollte ich mir allenfalls noch gefallen lassen, wenn es nur nicht mehr wird. Aber da klingelt es eben schon wieder. — Wird wohl ein Anderer sein, der sich auch Raths erholen will. — Was bin ich schuldig?“ —

„Ich nehme nie Geld, mein Herr! Die höhere Wissenschaft ist nicht für erbärmliches Geld zu haben.“

„Ih, sehen Sie mal, das ist ja außerordentlich edel gedacht. Also umsonst?“ —

„Wenn Sie meiner Frau beim Herausgehen etwas schenken, oder in der Küche auf irgend einem Brette etwas vergessen wollen, so ist das keine Bezahlung, sondern ein Geschenk.“

„Ah so! — Ich verstehe! — Werde etwas auf irgend einem Brette vergessen. Also kein nasser Tag! — Na, nun wünsche ich bloß, daß wir bald trockenes Wetter bekommen.“

Während Neumann sich so empfehlen wollte, hatte der Wahrsager aufmerksam auf die Stimmen gehört, die gleich nach dem Klingeln in der Küche laut geworden waren. Plötzlich griff er nach dem Buche,

das bis jetzt aufgeſchlagen neben ihm gelegen, und warf es eilig unter das Bett, gab dem über dieſes Manöver erſtaunten Neumann Winke mit den Augen und ſagte dann abſichtlich recht laut:

„Ja, mein Herr, Ihren Rock können Sie erſt übermorgen bekommen. Ich habe jetzt ſo viel Arbeit, daß ich gar zu nichts Anderem mehr komme.“

„Na nun? — Was ficht Sie denn auf einmal an, Herr Sohn! — Will ich denn einen Rock von Ihnen haben? — Und dabei machen Sie mir Winke — blinzeln mit den Augen?“ —

„Pſt! — der Commiſſarius kommt!“ —

„Ach, Du allmächtiger Gott! — Soll ich denn ſchon wieder mit der Polizei in Berührung kommen? — Nein, ich ſage doch! So was lebt gar nicht mehr.“ —

„Guten Abend“, ſagte der jetzt eintretende Polizei-Commiſſarius. — „Wieder einmal Geſellſchaft, Sohn? — Sie werden nicht eher ruhen, als bis Sie da untergebracht ſind, wo keine Mieths-Abgaben bezahlt werden. Darf ich fragen, was Sie hier machen, mein Herr?“ —

„Ih — ich wollte nur — das heißt —“

„Der Herr hat mir einen Rock in Arbeit gegeben und wollte ihn abholen, eben haben wir noch davon geſprochen.“ —

„Ich habe Sie nicht gefragt, ſondern den Herrn hier! — Darf ich bitten, mein Herr, mir die Urſache Ihrer Anweſenheit hier zu nennen?“ —

„Ich bin eigentlich gekommen, um den Herrn Sohn nach etwas zu fragen.“ —

„Ah ſo! — Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie auf die elende Ausflucht dieſes Menſchen nicht eingegangen ſind. — Geht mich auch eigentlich nichts an, was Sie von ihm wiſſen wollten, aber deſto mehr, ob er Bezahlung von Ihnen für ſeinen Hocus-Pocus gefordert oder erhalten hat.“

„Keinen rothen Silbergroſchen — wollte ich ſagen rothen Dreier, — das kann ich beſchwören, Herr Commiſſarius, im Gegentheile, geweigert hat er ſich, als ich ihm etwas geben wollte, weil die höhere Wiſſenſchaft nicht für erbärmliches Geld zu haben iſt.“

„Wieder das alte Spiel! — Sohn, Sohn! Ich warne Sie! Treiben Sie es nicht weiter. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. Es ſind ſchon wieder ernſte Klagen eingelaufen, Sie haben einem jungen Mädchen den Tag ihres Todes prophezeit, und darüber iſt ſie halb wahnſinnig geworden. Ihr früherer Lehrer, dem ſie Alles geſtanden, hat es uns angezeigt, will aber den Namen des Mädchens nicht nennen, weil Familien-Rückſichten ihn binden. Gelingt es mir, ſeine Bedenklichkeiten zu beſeitigen, ſo geht es Ihnen ſchlecht, darauf verlaſſen Sie ſich.“

„Herr Commiſſarius! das iſt die pure Verleumdung. Neidiſch ſind ſie auf mich, namentlich die alte Kartenlegerin in der Wallſtraße. Aber ich ſtehe rein und unſchuldig da! — Mit der Schneiderei geht es nicht — daher bin ich eingekommen, ein Erkundigungs-

Büreau und Nachweiſungs-Comptoir anzulegen. Wenn das Präſidium mir das gewährt, dann werde ich ſchon mein Brod erwerben können.“

„Nicht übel ausgedacht — und Sie glauben im Ernſt, daß man Ihnen eine ſolche Conceſſion bewilligen wird? Ein Erkundigungs-Büreau von einem Menſchen wie Sie gehalten, müßte nicht übel ſein!“ —

„Ich bin ja doch Bürger und Meiſter.“ —

„Genug! Noch einmal, ich warne Sie. — Was Sie betrifft, mein Herr, ſo erſuche ich Sie, mir Ihren Namen zu ſagen.“

„Da haben wir's. Nun geht es ſchon wieder los. — Ich komme aus den Händen der Polizei gar nicht heraus. Nein, ich ſage doch!“ —

„So, ſo? Alſo ſind Sie ſchon in den Händen der Polizei geweſen? Um ſo mehr muß ich Sie bitten, ſich ſofort zu nennen.“ —

„Ih, ſo ſchlag doch auch ein Donnerwetter drein! Nehmen Sie es nicht übel, Herr Commiſſarius, daß ich fluche — dergleichen pflegt mir ſonſt nie zu paſſiren, aber nun fängt mir doch bald an die Geduld zu reißen. Wenn man mit Ehren an die Sechzig heran gekommen iſt, wie ich, möchte man ſich doch wirklich die Paar Haare ausreißen, die man noch hat, wenn man mit aller Gewalt zu einem polizeiwidrigen Menſchen gemacht werden ſoll. Na, immer zu! Das wird man ja am Ende auch wohl noch gewohnt werden. Ich heiße Neumann, bin Rentier, und wohne in der Papenſtraße.“

„Ah, Herr Neumann! Es iſt heute in der Seſſion viel von Ihnen geſprochen worden. Ich weiß nun ſchon!“ —

„Herr Gott! In Seſſionen wird von mir geſprochen? Das hat mir gerade noch gefehlt! — Ich ſage doch, was aus dem Menſchen Alles werden kann!“ —

„Guten Abend! — Sollten wir Ihres Zeugniſſes bedürfen, ſo werde ich ſo frei ſein, Sie davon zu benachrichtigen.“

Der Commiſſarius ging und hatte kaum die Thür hinter ſich zugemacht, als der Wahrſager in die empörendſten Verwünſchungen ausbrach, und dabei auch ſeinen Gaſt nicht ſchonte, der nach ſeiner Meinung beſſer auf die angedeutete Entſchuldigung hätte eingehen ſollen. Neumann ſah nun wohl, daß er anfing hier entbehrlich zu werden, würgte ſeinen Aerger ſo gut als möglich hinunter und ſagte, als er mit Frau Dorothee wieder glücklich auf der Straße war, nur:

„Wann iſt denn Ihre nächſte Betſtunde?“ —

XIII.

Schlaflos hatte Waldemar die Nacht zugebracht. Die Krankheit Mariens, jener unerklärliche Brief, und der ſinnverwirrende Verdacht, den er an ihn knüpfte, ängſtigten ſein Gemüth. Er hatte gefühlt, daß er am

geſtrigen Abende nicht in der Stimmung war, die Geliebte zu ſehen, und daher die Aufforderung des Vaters, doch auch zu ihr herüber zu gehen, unter dem Vorwande abgelehnt, daß dies Marien vielleicht unangenehm ſein könne. So trübe und finſter ſein Hinbrüten in der durchwachten Nacht geweſen war, in ſo anderem, beruhigenden Lichte erſchien ihm Alles mit dem erwachenden Morgen. — Er machte ſich Vorwürfe, ohne Mariens Gründe für dieſen allerdings immer noch ſonderbaren Brief zu kennen, ſie doch beſchuldigt, ja verdammt zu haben. Die wirkliche Krankheit der Geliebten, an welcher ſich nach den Aeußerungen des Doktors nicht zweifeln ließ, hatte ihn deutlich bewieſen, wie ungegründet ſein Verdacht gegen ſie ſein konnte, da er geglaubt, ſie verſtelle ſich nur, um vielleicht ſeiner läſtigen Gegenwart zu entgehen. Doch wollte er, da der Zufall es einmal ſo gefügt, zu erfahren ſuchen, welche Bewandniß es denn eigentlich mit dieſem Verhältniß zwiſchen ihr und jenem Chriſtoph Eckardt habe, dem ſie, das wurde ihm jetzt klar, vor einigen Tagen wahrſcheinlich die 4 Louisd'or gegeben, welche ſie von ihrem Vater in ſeiner Gegenwart erbat, und von dem ſie auch wohl jenen kleinen verdächtigen Brief erhalten haben konnte, den ſie ſo ſorgfältig vor ihm verborgen. Da von ſeiner Gefangenſchaft und Loslaſſung die Rede war, ſo glaubte er am Sicherſten zu gehen, wenn er ſich in dem Gefängniſſe der Stadtvoigtei nach ihm erkundigte. Mancherlei Beſuche, Geſchäfte verhinderten ihn, dieſen Vorſatz ſchon früh Mor-

gens auszuführen, und erſt nach 12 Uhr gewann er Zeit dazu.

Vorher war er in das Haus ſeiner Braut geeilt und hatte ſich nach ihrem Befinden erkundigt. Hier hörte er, daß die Vorausſagung des Doktors nur zu richtig geweſen war, und Marie wirklich eine ſehr unruhige Nacht gehabt, daß ſie phantaſirt, und erſt ſeit einer Viertelſtunde erſchöpft eingeſchlafen ſei. Müller ſagte ihm, daß die Tochter ihn gebeten, ja Waldemar nicht an ihr Bett zu führen, weil ſie das ängſtigen würde, und ſo mußte er ſich begnügen, ohne ſie geſehen zu haben, das Haus wieder zu verlaſſen.

Er konnte freilich nicht ahnen, daß Mariens Zuſtand ſich deswegen verſchlimmert, weil ſie wußte, daß ihr Brief an den Criminal-Commiſſarius in ſeine Hände gekommen war. Als der Bediente nämlich von dem Doktor von Arnim zurückkam, ließ Marie ihn rufen und erkundigte ſich erſt ſcheinbar, ob er den Arzt zu Hauſe getroffen, dann aber, ob er den Brief richtig abgegeben? Wilhelm bejahete es, hatte aber nicht erwartet, daß das Fräulein nach der Marke fragen würde, zu der jeder Abſender von Seiten der Briefſammlung berechtigt iſt, und Marie fragte wirklich danach. Stotternd ſuchte Wilhelm ſich zu entſchuldigen, als aber das Fräulein mit großer Aufregung in ihn drang, glaubte er ſich am Beſten entſchuldigt, wenn er die Wahrheit ſagte. Ohnmächtig ſank die Geängſtigte auf ihr Kopfkiſſen zurück, als ſie vernahm, daß Waldemar ihm den Brief abgenommen. Nun

war Alles verloren! — Ihre Ehre, ihre Zukunft vernichtet. Jede Hoffnung, ſich den Folgen des einmal begangenen Fehltritts zu entziehen, verſchwunden. Von dieſem Augenblicke nahm ihre Krankheit jenen bedenklichen Charakter an, den der Arzt ſo deutlich erkannt. Sie litt unſäglich, und beſonders deswegen, weil ſie fühlte, daß ſie von Zeit zu Zeit das Bewußtſein verlor und phantaſirte. Daher ihre Scheu, den Geliebten, nach dem ſich doch ihre ganze Seele ſo unausſprechlich ſehnte, zu ſehen, daher die ſteten Fragen an ihre ganze Umgebung, was ſie während des Phantaſirens geſprochen, und die Angſt, vielleicht ſelbſt unbewußt Alles zu verrathen. Auch den Vater beſchwor ſie, ſo wenig als möglich in ihrem Zimmer zu ſein.

Waldemar war nach 12 Uhr zur Stadtvoigtei geeilt, um dort ſeine Erkundigungen einzuziehen, aber ganz unbekannt mit den Einrichtungen der Sicherheits-Behörde, wußte er nicht, an wen er ſich wenden, wie er ſich zu benehmen habe. Ein glückliches Ungefähr führte in demſelben Augenblicke, wo er das Gebäude betrat, ſeinen Freund Schneider ebenfalls dorthin, weil er zu einem Termine vor dem Polizeirathe Merker eingeladen war, um als Dollmetſcher zu dienen.

„Sieh da! was führt Sie denn hier in dieſe heiligen Hallen?“ —

„Eine Erkundigung!“ —

„Das iſt nichts Gefährliches, ſonſt heißt es aber, wer hier eintritt: **Lascinte ogni speranza**! — Darf

man wiſſen, was das für eine Art von Erkundigung iſt?“ —

„Nach einem Gefangenen, deſſen Schickſal einen meiner Freunde intereſſirt. Ich weiß aber wirklich nicht, an wen ich mich deshalb wenden ſoll, denn unbehülflicher als ich kann man nicht ſein, wenn es auf Beamte, Büreaukratie und Verwaltungsformen ankommt.

„Verſteht ſich bei einem mit der Zeit Fortgeſchrittenen von ſelbſt. Da kann ich aber vielleicht helfen. Ich habe bei meinem Freunde Merker im Sicherheits-Büreau zu thun, und dort erhalten Sie gewiß alle Nachweiſung, die Sie nur wünſchen können. — Genirt es Sie nicht, in das Sanctuarium der Polizei einzudringen, ſo laſſen Sie mich Ihren Führer in dieſen labyrinthiſchen Gängen ſein. Alſo angenommen? — Schön!“ —

Beide gingen über den Hof, in das Seitengebäude zunächſt dem Gefängniſſe. In demſelben Zimmer, wo Neumann der Confrontation Eckardts, Scopas und ihrer Complicen beigewohnt, ſtellte Schneider dem Polizeirath Merker ſeinen Freund, Herrn Waldemar von Queiß, vor

„Gut, daß Sie kommen, werther Freund, unſer Spanier wird ſchon ungeduldig, und wir müſſen mit dem Schluß-Verhör eilen, weil der Bericht über ihn dringend verlangt worden iſt. — Gendarm! — Laſſen Sie doch gleich den angeblichen Oberſt Herrera heraufholen. — Sehr angenehm, Herr von Queiß, Ihre

Bekanntſchaft zu machen. Was verſchafft mir das Vergnügen?“ —

„Eine befreundete Familie hat mich beauftragt, Erkundigungen über einen gewiſſen Chriſtoph Eckardt einzuziehen, der in dem Gefängniſſe der Stadtvoigtei ſitzen ſoll.“

„Eckardt, Chriſtoph Eckardt? Criminal- oder Polizei-Gefangener?“

„Das kann ich wirklich nicht ſagen, Herr Polizeirath.“ —

„Hm, hm! — Nun ich werde nachfragen laſſen, wenn nur der Name richtig iſt. Nehmen Sie doch gefälligſt Platz. Wir haben hier unterdeſſen ein kleines Geſchäft abzumachen.“

Der Polizeirath gab die nöthigen Befehle dazu und wandte ſich dann an Schneider, dem er ein dickes Akten-Convolut zeigte, nach welchem ein gewiſſer Herrera, welcher ſich Oberſt in mexikaniſchen Dienſten nannte, während ſeines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Berlin durch ſein Benehmen die Aufmerkſamkeit der Polizei erregt, und als ſogenannter „Hochſtapler“ oder Betrüger feinerer Art, verdächtig war. Er gab vor, nur ſpaniſch zu ſprechen, konnte ſich indeſſen auch in franzöſiſcher Sprache verſtändlich machen, verlangte aber, wahrſcheinlich um die gegen ihn geführte Unterſuchung in die Länge zu ziehen, in ſpaniſcher Sprache verhört zu werden, da er das franzöſiſch geführte Protokoll eines Verhörs im nächſten jedesmal widerrief, weil er behauptete, falſch verſtanden worden zu ſein,

oder ſich falſch ausgedrückt zu haben. Wiederholt hatte er die zudringlichſten Bettelbriefe an den König, ſo wie an die hochgeſtelltesten Perſonen der Stadt geſchrieben, und wo ſeine Unverſchämtheit nicht beachtet worden war, ſogar die heftigſten Drohbriefe abgeſendet, von denen mehrere bei den Akten lagen. In allen nannte er ſich einen Republikaner mit Leib und Seele, pochte auf den Stolz eines durchaus freien unabhängigen Mannes, und äußerte, daß es ſein ſchönſtes Bewußtſein ſei, zum Sturze des Tyrannen Iturbide weſentlich beigetragen zu haben. Es kam nun darauf an, die eigentlichen Verhältniſſe und das frühere Leben dieſes Menſchen feſtzuſtellen, und dazu war Schneider als gewöhnlicher Dollmetſcher bei dergleichen von dem Polizeirath aufgefordert worden.

Noch waren die Aktenſtücke nicht ganz durchgeſehen, als der Spanier, von einem Gendarm begleitet, hereintrat. Ein ſchöner Mann mit ſorgfältig gepflegtem Backenbarte, den Schnurrbart weit über die Lippen hängend, glänzend ſchwarzem krauſen Haar, ſtolzer Haltung und etwas nachläſſigem Anzuge. Ohne von den Anweſenden Notiz zu nehmen, ging er gerade auf das Büreau des Polizeirathes zu, ſtellte ſich mit untergeſchlagenen Armen dicht vor ihm hin, maß ihn vom Kopfe bis zum Fuße mit einem verächtlichen Blicke, und rief mit ſtarker Stimme im gebrochenen Franzöſiſch:

„Monsieur, je ne suis pas un Criminal-Prisonnier!“ —

Erſtaunt über dieſes Betragen und dieſen unerwarteten Ausruf ſah der Polizeirath ihn an, trug dann aber dem Dollmetſcher auf, ihn zu fragen, was ihn dazu veranlaſſe?

Es ergab ſich nun, daß dem als Polizei-Gefangenen in einer beſſeren Stube verhafteten Herrera in der vorigen Nacht ein Strohſack auf die Bettſtelle gelegt worden war, der mit großen ſchwarzen Buchſtaben die Inſchrift: Criminal-Gefängniß Nr. 9 trug. Der Gefangenwärter hatte es gut gemeint, als er einen ſolchen in das Zimmer Herrera's brachte, da die Strohſäcke der Polizei-Gefangenen ſchon lange im Gebrauch, die der Criminal-Gefangenen aber erſt ganz neu vor wenigen Tagen geliefert worden waren. Dieſe Inſchrift ſehen, in unverſtändliche Flüche ausbrechen, und die heftigſte Wuth zu erkennen zu geben, war bei dem Spanier das Werk eines Augenblickes, denn er glaubte ſich nach dieſer Inſchrift eines Criminal-Verbrechens verdächtig. Vergebens bedeutete man ihm, daß der neue Strohſack bloß zu ſeiner Bequemlichkeit gebracht worden ſei, und die Inſchrift weiter gar nichts bedeute, als das Gefängniß, zu dem derſelbe eigentlich gehöre. Herrera verſtand das Alles nicht, tobte und ſchrie, warf den Strohſack zur Erde und brachte die Nacht lieber auf einem Stuhle ſitzend zu, als daß er die Bettſtelle benutzt hätte. Dieſer ganze Vorgang wurde auf die gemachte Erkundigung von dem Gefangenwärter beſtätigt, und er beruhigte ſich auch jetzt

nur, als ihm in ſeiner Mutterſprache die Urſache erklärt wurde.

„Ah! c'est autre chose! — Mais je ne suis pas un Criminal-Prisonnier, jamais.“

Man ging jetzt zum Verhöre über, und dies ſtimmte in kurzer Zeit den ſtolzen Ton des Spaniers ſehr herab. Er hatte nicht erwartet, ſein Verlangen, ſpaniſch vernommen zu werden, ſo bald erfüllt zu ſehen, und merkte nur zu deutlich an der Art des Verhörs, daß er es mit einem der erfahrenſten und gewitzteſten Polizei-Beamten zu thun hatte. Ein Zufall kam der Entlarvung des ſchlauen Betrügers zu Hülfe. Schneider hatte vor Kurzem zuſammen mit dem Lieutenant Förſter ein Buch herausgegeben, welches in zehn europäiſchen Sprachen militairiſche Worte und Redensarten für den Gebrauch des Offiziers zuſammenſtellte. Aus dieſem wußte er das ſpaniſche Militair-Commando auswendig, und verlangte nun, daß der angebliche Oberſt es ihm ſage. — Herrera ſtockte, verwirrte ſich in ſeinen Ausſagen, und bald ſtellte ſich heraus, daß er nichts weniger als Oberſt, ja ſelbſt nie Soldat, ſondern ein geſchickter Abenteurer war, der ſchon ſeit Jahren die höheren Stände der europäiſchen Hauptſtädte auf das Unverſchämteſte brandſchatzte. — Von vorſichtigen Fragen in die Enge getrieben, mußte er endlich Genug zugeben, um ſeine Fortweiſung aus Berlin ſpäter zu rechtfertigen. Als das Verhör beendet war, mußte Herrera, und Schneider als Dollmetſcher, das Protokoll unterſchreiben. Der letztere unterzeichnete,

um dem Spanier verſtändlich zu ſein: „Comico del Rey“, dem ſpaniſchen Ausdruck für: „Königlicher Schauſpieler“. Erſtaunt ſah Herrera auf dieſe Unterſchrift, maß dann mit einem Blick unausſprechlicher Verachtung den Schreiber, zuckte die Achſeln und wendete ſich, offenbar empört über den Gedanken, durch einen Schauſpieler verhört worden zu ſein, von ihm ab.

Aufmerkſam hatte Waldemar dieſem ganzen Vorgange zugeſehen. Das ſtolze Auftreten des mexikaniſchen Oberſten intereſſirte ihn, und ſchnell war er bereit, das Verfahren der Polizei gegen einen ſo anſtändigen Mann zu tadeln. Als aber nun im Laufe des Verhörs nach und nach die bunten Flittern fielen, mit denen er ſich ſo geſchickt zu umhüllen verſtanden, als der glühende Republikaner eingeſtehen mußte, nur von der ihm verhaßten Ariſtokratie Geld erſchwindelt zu haben, und er endlich in der ganzen Nacktheit eines ſchlauen Betrügers daſtand, hatte er im Stillen der Polizei ein Unrecht abzubitten. — Die Nachricht von der Gefängniß-Inſpektion war zwar ſchriftlich während des Verhörs gekommen und von dem Gendarmen auf das Büreau niedergelegt worden, da aber Waldemar kein Zeichen von Ungeduld gab und der Polizeirath ſeine ganze Aufmerkſamkeit nur auf die Unterſuchung richtete, ſo konnte ihm erſt, als Herrera abgeführt wurde, die Mittheilung gemacht werden, daß jener Chriſtoph vor einer halben Stunde aus dem Gefängniſſe entlaſſen worden ſei. Unangenehm in ſeiner Hoffnung getäuſcht, erkundigte er ſich jetzt, wo der

Entlaſſene jetzt wohl zu finden ſei, da ihm jede Erfahrung in dergleichen fehle.

„Wahrſcheinlich in der Wohnung oder Schlafſtelle, wo er verhaftet worden iſt", belehrte der Polizeirath; „denn dergleichen Subjekte pflegen gewöhnlich gleich nach der Entlaſſung dorthin zu gehen, wo ſie ihre Habſeligkeiten zurückgelaſſen. Später freilich möchte es ſchwer ſein, ihn aufzufinden. Sie haben ſich alſo nur zu erkundigen, auf weſſen Befehl er verhaftet wurde, und dann, wo dies geſchehen. Ihr Freund weiß ja hier Beſcheid. Herzlichen Dank für Ihre Unterſtützung, lieber Schneider, und vergeſſen Sie mir mein Wochenblatt nicht. — Adieu, meine Herren!"

Die Erkundigungen waren bald eingezogen und als Ort der Verhaftung das Haus im Voigtlande genannt, wo Chriſtoph, Scopa und Fritz Etlung verkehrten. Die Freunde trennten ſich, und Waldemar eilte in einer Droſchke zur Roſenthaler Vorſtadt, wo ſich endlich für ihn das Räthſel löſen mußte. Gegen 2 Uhr war er dort und trat in die Wirthsſtube ein. Sie war leer, eben ſo wie der Garten; nirgend jemand, den er hätte fragen können. Um dieſe Zeit einen Gaſt bei ſich zu ſehen, war für den Wirth etwas ſo Ungewöhnliches, daß es langen Rufens bedurfte, bis er ſich einfand und verwundert den elegant gekleideten jungen Mann auf ſich warten ſah. —

„Was ſteht zu Dienſten, werther" — das gewohnte Wort blieb ihm, einer ſo ſeltenen Erſcheinung gegenüber, im Munde ſtecken, und verwandelte ſich in ein — „gnä-

diger Herr? — Eine Weiße? — Werde gleich die Ehre haben.“ —

„Ich danke vor der Hand. Etwas anderes führt mich zu Ihnen.“ —

„So? Doch wohl nicht Baierſch? — Das Getränk ſoll mir nicht über meine Schwelle. — Kommſt Du mir ſo, komm ich Dir ſo! — Wenn Sie Baierſch trinken wollen, dann gehen Sie zu Wallmüller, aber nicht ins Voigtland, wo noch patriotiſche Geſinnung herrſcht.“ —

„Nun, ſo ſchenken Sie mir in Gottesnamen eine Flaſche Weißbier ein.“

„Werde ſie gleich entſtöpſeln! — werther Mann! — Friſch und kühl, dafür ſtehe ich.“ —

„Wohnt hier im Hauſe nicht ein gewiſſer Eckardt, Chriſtoph Eckardt?“

„Allerdings, liegt oben in Schlafſtelle bei Barnekens, — iſt aber gegenwärtig anderweitig untergebracht. — Sehen Sie einmal, wie das Bier ſchäumt! — Das iſt doch wahrhaftig ein anderes Ding, als das ſchale, abgeſtandene Baierſche.“ —

„Alſo wiſſen Sie, daß er verhaftet war?“ —

„Das kann jedem paſſiren. Heute mir, morgen Dir! — Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. — Haben ihn abgeholt. — Das iſt hier in der Nachbarſchaft nichts Seltenes. — Befehlen Sie einen Deckel?“ —

„Stellen Sie nur dahin! — Ich möchte dieſen Eckardt gerne ſprechen.“

„Ja, da müſſen Sie dahin gehen, wo vis-à-vis die Ribbe hängt — und die Chambres garnies umſonſt vermiethet werden.“ —

„Sie meinen die Stadtvoigtei? — Heute Mittag iſt er dort aus dem Gefängniſſe entlaſſen worden.“ —

„So? na dann muß ich nur den Bitteren wieder friſch auffüllen, denn der verbraucht etwas — das kann ich beſchwören.“ —

„Alſo glauben Sie, daß er bald nach Hauſe kommen wird?“

„Lange wird es nicht dauern, hat ja noch Sachen hier. — Barnekens wußten ſchon nicht, was ſie damit anfangen ſollten. Wenn er nicht irgendwo feſtſitzt, kommt er gewiß bald. — Es iſt übrigens erſtaunlich, was der Chriſtoph Alles für vornehme Bekanntſchaften hat.“ —

„Wie ſo?“ —

„I nun, Sie erkundigen ſich nach ihm, und letzthin hat ihn auch eine feine Dame beſucht, wie mir ein Stammgaſt erzählte, der ſie ſelbſt hat hinauf gehen ſehen. Vielleicht war es ein Mitglied von der Geſellſchaft zur Beſſerung der entlaſſenen Strafgefangenen. Na, an der Sorte wird ſie viel zu beſſern haben. Furcht iſt wohl da, aber keine Beſſerung.“

„Wiſſen Sie nicht, wer dieſe Dame war?“ —

„Gott bewahre — aber Sie trinken ja gar nicht! Freilich Baierſch iſt es nicht! — aber wenn Sie in ganz Berlin ein beſſeres Glas Weißbier bekommen, will ich doppelte Gewerbeſteuer geben.“ —

„Ich danke, — ſpäter. — Wie ſah die Dame wohl aus?“ —

„Ich habe ſie nicht ſelbſt geſehen. Der alte Herr Neumann hat es mir geſagt, daß ſie mit Eckardt in ſein Zimmer gegangen iſt, und da habe ich mich denn nachher bei Barnekens danach erkundigt, denn ein Wirth muß doch immer wiſſen, was für Leute in ſeinem Hauſe aus- und eingehen. Es iſt eine feine Dame geweſen, und die hat ſich mit dem Chriſtoph gezankt, geweint ſoll ſie auch haben, vielleicht aus Kummer, daß die räudigen Schafe ſich nicht beſſern wollen.“ —

„Wer iſt dieſer Herr Neumann?“ —

„Rentier iſt er, und alte Steine ſucht er! — Auch forſcht er Alterthum. Ich kenne ihn weiter nicht näher — aber er wohnt in der Papenſtraße, wie ich gehört.“ —

„Sie ſagten doch vorhin, er wäre Ihr Stammgaſt!“ —

„Das heißt — künftig; denn wer einmal von meinem Bier getrunken, der kommt auch wieder; — alſo wird der auch wohl wieder kommen. — Aber nehmen Sie es nicht übel. Ich bin gerade beim Flaſchenſpülen, wenn Sie noch eine befehlen ſollten, ſo —“

„Ich danke! — hier die Bezahlung!“ —

Zweifelnd und unruhiger als je, blieb Waldemar allein in der Wirthsſtube zurück. — Die Minuten wurden ihm zu Stunden, immer geſpannter ſah er dem Augenblick entgegen, wo der Erwartete kommen

würde — aber er kam nicht! Eine Stunde verging nach der anderen, Gäſte traten ein, — er fühlte ſich unbehaglich in dieſer Umgebung, um ſo mehr, als er bemerkte, daß man ihn verwundert beobachtete. Es ſchlug 5 Uhr, trübes Wetter machte es früher als gewöhnlich um dieſe Jahreszeit dunkel, und es wurde immer unwahrſcheinlicher, ob Eckardt bis zur Nacht nach Hauſe kommen würde. Dabei quälte ihn der Gedanke, daß Marie wohl kränker geworden ſein könne, und auch die Natur forderte gebieteriſch ihre Rechte. Seit dem frühen Morgen hatte er nichts gegeſſen, und hier in dieſer Umgebung etwas zu ſich zu nehmen, ſchien ihm unmöglich. Bis 6 Uhr wartete er noch, dann ging er die Treppe hinauf zu den Leuten, bei welchen der Geſuchte in Schlafſtelle lag, hörte auch hier, daß er gewöhnlich ſpät in der Nacht nach Hauſe zu kommen pflege, und beſtellte nun, daß er entweder heute oder morgen Abend 8 Uhr ſich hinter der Sing-Akademie einfinden möge, wo ihm jemand etwas Wichtiges zu ſagen habe. Seinen Namen nannte er nicht, wagte es auch nicht, ihn in die eigene Wohnung kommen zu laſſen, da jener wahrſcheinlich wußte, daß Marie ſeine Braut ſei. Verſtimmt und von den verſchiedenartigſten Gefühlen bewegt, fuhrte er dann in die Stadt zurück.

XIV.

Marie fühlte ſich nach Anwendung der erſten Arzneimittel gegen Mittag bedeutend beſſer. Der ſorgende Arzt hatte ihr aber deſſenungeachtet erklärt, daß ſie ſehr vorſichtig ſein und jede Aufregung vermeiden müſſe, wenn ſie einer ſchweren und gefährlichen Krankheit entgehen wolle. Die Vorſchrift, ſogar jedes Geſpräch zu vermeiden, kam ihr erwünſchter, als der Doktor es ahnen konnte, und nur von ihrer Kammerjungfer bedient, blieb ihr Zeit, ungeſtört über ihre Lage nachzudenken. Hatte Waldemar wirklich ihren Brief geleſen, kannte er ſeinen Inhalt, ſo mußte er wiſſen, daß ihre Ausſage gegen den Criminal-Commiſſarius eine falſche geweſen, da gerade in der angegebenen Zeit der Vater und Waldemar ſelbſt beim Souper geſeſſen, und ſie den ganzen Abend, ja bis Mitternacht, das Zimmer nicht verlaſſen. Was aber ſollte er von dieſer Behauptung denken? Mußte er nicht glauben, daß jener Verworfene in irgend einem Verhältniſſe zu ihr ſtehe, das ihrer weiblichen Ehre zum Vorwurfe gereichen konnte. Jetzt erſt fühlte ſie, daß ſie mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebe, daß der Gedanke, in den Augen des Geliebten nicht rein und ſeiner würdig zu erſcheinen, ihr unerträglich ſei, ja daß ſie lieber alle Folgen ihrer jugendlichen Unbeſonnenheit zu tragen vermöge, wenn er nur nicht an ihr zweifle. In rein menſchlicher Scheu hatte ſie nur dem Gatten geſtehen wollen, was dem Geliebten zu ſagen ihr ſo unendlich

ſchwer wurde, ja geradezu unmöglich ſchien. Nun aber hatte der Zwang, dem ſie unterlag, keine Macht mehr über ſie. Von dem Augenblicke an, wo Waldemar, durch den Schein verführt, an ihrer Treue, an ihrer Weiblichkeit zweifeln durfte, fühlte ſie, daß Wahrheit, die ganze Wahrheit Pflicht ſei, und war feſt entſchloſſen, ſobald ihr Zuſtand es nur erlaubte dem Geliebten Alles zu ſagen, möge ſein Entſchluß auch der härteſte für ſie ſein. Leicht athmete ſie auf als dieſe Nothwendigkeit erkannt vor ihrer Seele ſtand. War Waldemar wirklich ein edler Menſch, ſo konnte er verzeihen, war er es nicht, ſo rettete ſie dieſer Schritt vor ſpäter Reue. — Hatte doch das Bewußtſein ſeiner Liebe ſie ſchon wunderbar geſtärkt, jenen niederdrückenden Verhältniſſen ſchon um Vieles offener und zuverſichtlicher ins Auge ſchauen laſſen, als ſie es früher nur für möglich gehalten. Er ſollte Alles wiſſen. Sehnſuchtsvoll harrte ſie des Augenblickes, wo es ihr vergönnt ſein würde, endlich die quälende Laſt von ihrer Seele zu wälzen, und dem Geliebten in dieſem Geſtändniß auch den größten Beweis ihrer Liebe zu geben.

Waldemar war, nachdem er in die Stadt zurückgekehrt, ſogleich in das Haus ſeines Schwiegervaters geeilt, und hatte dort gehört, daß Marie ſich beſſer befinde, aber durchaus niemand ſprechen dürfe. Bis 8 Uhr war noch eine lange Zeit, und er beſchloß daher, jenen Neumann aufzuſuchen, der ihm wo möglich beſtätigen ſollte, was er bei der Zuſammenkunft mit

Eckardt zu fragen gedachte. Die Wohnung in der Papenſtraße war leicht gefunden, und da Neumann ſich nach ſeiner abermaligen polizeilichen Verwickelung bei dem Wahrſager, feſt vorgenommen hatte, ein Paar Wochen lang gar nicht mehr auszugehen, um jeder Gelegenheit zu noch weiteren Unannehmlichkeiten auszuweichen, ſo war er zu Hauſe und ſorglos mit einer alten Hauspoſtille beſchäftigt, als ein Beſuch angemeldet wurde. Sein erſter Gedanke war freilich wieder der Criminal-Commiſſarius, aber als er vom Dienſtmädchen hörte, daß es ein vornehmer junger Herr ſei, war ihm die Unterbrechung in ſeiner ungewohnten Einſamkeit ganz lieb, und Waldemar trat ein.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Neumann zu ſprechen?“ —

„Ich heiße Neumann, wollen Sie nicht Platz nehmen. Was verſchafft mir denn die Ehre?“ —

„Eine Erkundigung eigener Art, für die ich im Voraus um Verzeihung bitten muß. Bis jetzt hatte ich nicht die Ehre Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft, aber ein Freund hat mir geſagt, daß Sie ſich mit Archäologie beſchäftigen, und —“

„Allerdings, mein Herr, das heißt ſpeciell Berliniſche Archäologie über Urſprung, Gründung und frühere Beſchaffenheit der Stadt. — Ich bin kein Mann von Fach, aber für dieſes Studium braucht man auch kein Mann von Fach zu ſein. — Man lieſt, was die anderen geſchrieben haben, und kommt ſo unwillkürlich in Geſchmack. Es iſt nur ſchade, daß

der eine immer das Gegentheil von dem behauptet, was der andere ſchreibt. Man kann ſich manchmal gar nicht recht daraus vernehmen. — Aber was verſchafft mir denn eigentlich die Ehre?“ —

„Wenn ich recht berichtet bin, ſo haben Sie vor einigen Tagen im Voigtlande ein Wirthshaus beſucht?“ —

„Erlauben Sie einmal, — Wirthshäuſer im Voigtlande gehören doch hoffentlich nicht zu meinen archäologiſchen Studien?“ —

„Das allerdings nicht, aber meine Erkundigung bezieht ſich eben auf dieſen Beſuch.“

„Ih, ſehen Sie mal! — Da bitte ich doch gehorſamſt, mir gefälligſt zu ſagen, mit wem ich das Vergnügen habe?“ —

„Ich heiße von Queiß!“ —

„Ach, du gerechter Gott! — von Queiß? — Und draußen iſt naſſes Wetter! — Nein, ich ſage doch! — Sehr angenehm, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, — wirklich ſehr angenehm! — aber es thut mir nur leid, daß ich keinen Augenblick Zeit habe. Ich war eben im Begriff, mich anzuziehen und auszugehen. Das Mädchen hat wahrſcheinlich vergeſſen, Ihnen das zu ſagen.“

„Meine Frage iſt ganz kurz. Ich werde Ihnen nicht lange beſchwerlich fallen.“ —

„So? Bitte ergebenſt, nehmen Sie es nur nicht übel! — Man kann nämlich nie wiſſen, wohin ſo eine Frage führt, und wenn ſie noch ſo kurz iſt. — Viel-

leicht werden dann die Antworten um ſo länger. Wie geſagt, mein verehrteſter Herr von Queiß, wenn ich nicht ſo ſehr preſſirt wäre, würde ich mit dem größten Vergnügen — ach, du großer Gott! — Nur jetzt keine Frage — ich weiß ſo ſchon nicht, wo mir vor lauter Fragen und Antworten der Kopf ſteht.“ —

„Auf die Gefahr hin, Sie noch einen Augenblick zu beläſtigen, bitte ich Sie dringend, mir zu ſagen, ob Sie zu der Zeit, wo Sie jenes Wirthshaus beſucht, eine junge Dame zu einem gewiſſen Eckardt haben hinaufgehen ſehen, ob Sie mir ſagen können, wer dieſe Dame war, oder ob Sie mir vielleicht ihren Anzug beſchreiben können?“

„Nein! Nein! Nein! — Ich habe ſchon ſehr viele Damen zu ſehr vielen Männern hinaufgehen ſehen, habe mich aber nie darum bekümmert, wie ſie heißen. In meinem Alter, verehrteſter Herr von Queiß, ſieht man dergleichen gar nicht mehr. Ja, wenn ich noch ſo jung wäre, wie Sie, dann wäre es etwas anderes. Wie geſagt, davon weiß ich nichts.“ —

„Aber der Wirth ſagte mir doch, daß Sie —“

„Was verſteht ſo ein Wirth von Herzensangelegenheiten. — Wenn ich ihn nach einem Frauenzimmer gefragt habe, ſo können Sie mir ſchon glauben, daß es in der unſchuldigſten Abſicht von der Welt geſchah. — Brauchen Sie deswegen gleich Verdacht gegen Ihre Braut zu haben?“ —

„Woher wiſſen Sie, daß ich verlobt bin?“ —

„Als ob man nicht die Zeitung läſe! — Gratulire

ergebenſt. — Sie machen da eine höchſt noble Parthie, und der Vater hat viel Geld. — Ach Gott, wenn es nur heute draußen nicht naß wäre!“ —

„Wie kommen Sie aber auf die Vermuthung, daß ich meine Braut meinen konnte?“ —

„Bin ich auf eine Vermuthung gekommen? — daß ich nicht wüßte! Ich meinte nur ſo im Allgemeinen — denn wenn man Bräutigam iſt, bekümmert man ſich auch gewöhnlich nicht um andere Frauenzimmer, die zu Männern hinaufſteigen.“

„Sie wollen verheimlichen, Herr Neumann, was Sie geſehen. Ich verſtehe! — Zwingen kann ich Sie freilich nicht, meine Frage zu beantworten, aber ich werde meine Maßregeln danach zu nehmen wiſſen.“ —

„Maßregeln? Aber du großer Gott, ich habe ja kein Wort geſagt, was eine Maßregel nothwendig machte. — Ich bin ein ruhiger ſtiller Mann, bin Rentier, und habe noch in meinem ganzen Leben keine Maßregel veranlaßt. — Hören Sie mal, Herr von Queiß, nun fängt mir die Geduld doch bald an zu reißen, das iſt ja ein ganzes Complott, eine Verſchwörung gegen meine Geſundheit. Wenn das ſo fort geht, muß ich noch einen aparten Gewerbeſchein für polizeiliche Beſuche, Confrontationen, Recognitionen und Maßregeln löſen. Alles was recht iſt! Man ſoll auch einen Bürger nicht aufs Aeußerſte bringen, noch dazu, wenn es draußen naß iſt. Nehmen Sie mirs übel oder nicht, aber laſſen Sie mich zufrieden. Ich will gar nichts mehr ſagen, und wenn mir das ganze Hoch-

löbliche Polizei-Präſidium mit allen Räthen, Sekretairen, Inſpektoren, Commiſſarien und der ganzen dritten Gendarmerie-Brigade zu Fuß und zu Pferde aufs Zimmer rückt, aus mir kriegen ſie kein Wort mehr heraus. Ich bin es ſatt! — grundſatt! — Nein, ich ſage doch!" —

Neumann war ſo außer ſich, daß er ſich über ſich ſelbſt verwunderte; er fuhr überall im Zimmer umher, und hätte Waldemar nicht, ohne ein Wort zu ſagen, achſelzuckend ſich empfohlen, ſo wäre der ſonſt ſo ſanfte und furchtſame Rentier vielleicht zu einer Ungezogenheit verführt worden, die er auf keine Weiſe hätte wieder gut machen können. Ganz erſchöpft und faſt weinend ſank er auf ſeinen Sopha, als die Thür hinter dem Beſucher zufiel. — Das hatte noch gefehlt! — Was er durch ſeine Frage an den Wahrſager zu vermeiden gehofft, war ihm jetzt über den Hals gekommen, und da es draußen wirklich naß war, ſo ängſtigte er ſich nur um ſo mehr vor den Folgen, welche dieſe unerwartete Viſite für ihn haben konnte. Frau Dorothee, welche, auf ihre Erkundigung bei dem Dienſtmädchen, gehört, daß der Herr Beſuch habe, trat jetzt von ihrem gewöhnlichen Obſervationspoſten, hinter der Glasthür des Alkovens, ins Zimmer, und fand ihn ganz aufgelöſt, in entſchieden menſchenfeindlicher Stimmung. —

„Soll ich Ihnen Camillenthee kochen, Herr Neumann?" —

„Ach ja, thun Sie das, liebe Frau Dorothee, ich bin krank, recht krank.“ —

„Worüber beklagen Sie ſich denn?“ —

„Ueber die Polizei, liebe Frau Dorothee! — Ich leide an einem Criminal-Commiſſarius und meiner verfluchten Aufrichtigkeit.“ —

„Ein Chriſt ſoll ſich aber nicht von ſolchen kleinen Unannehmlichkeiten niederbeugen laſſen, ſondern muthig ſtehen, wie der Sturm im Ungewitter. Nein — wollte ich ſagen, wie die Eiche in Sturm und Ungewitter.“

„Hat ſich was zu ſtehen! — Bei Sturm und Ungewitter bleibt man zu Hauſe — aber bei naſſer Witterung, da ſitzt der Henker, — die dringt durch Thüren und Fenſtern, durch Spalten und Ritzen. Gott, du Gerechter! Will ich doch in meinem Leben nicht mehr ins Voigtland gehen, ſondern nur auf den Nikolai-Kirchhof; — freilich, da in der Nachbarſchaft geht es jetzt auch bunt zu. — Nein, ich ſage doch! — Mir iſt recht ſchwach zu Muthe. Frau Dorothee! — Ich werde einen Schluck ad longam vitam nehmen.“ —

„Wenn Sie mehr Frömmigkeit hätten, Herr Neumann, ſo würden Sie ſo ein Tränklein zur Herzſtärkung wahrlich nicht brauchen, aber die Gewalt der Gottloſen iſt groß in der Welt. — Ihre Netze werfen ſie über die Gerechten, und dann heißt es: Wachet und betet, daß ihr wieder heraus kommt.“ —

„Du lieber Gott. Wachen thue ich ja genug von Morgens 6 Uhr bis Abends Elfe, und beten auch,

denn jeden Sonntag gehe ich in die Kirche, Feiertage noch gar nicht einmal gerechnet." —

„Das iſt es eben, Herr Neumann; für die jungen Menſchen und für diejenigen, denen es gut in der Welt geht, iſt der Kirchenbeſuch hinreichend, aber für die, denen es ſchlecht geht, und die nicht mehr lange in dieſem Jammerthale umherwandeln werden, für die, ſage ich, iſt es mit dem Sonntage allein nicht abgemacht, da müſſen noch Extra-Verſammlungen ſtattfinden. Ach, wenn Sie ſich nur ein einziges mal entſchließen könnten, mit mir zu gehen in unſere gottſelige Betſtunde, — wahrlich, ſolche Kleinigkeiten, wie die Polizei, würden Sie gar nicht mehr anfechten."

„Es iſt wohl möglich, daß die Menſchen gleichgültiger gegen Unglück werden, wenn ſie fleißig wachen und beten, aber beſſer habe ich noch nicht geſehen, daß ſie davon geworden wären, — Sie zanken eben ſo toll mit dem Dienſtmädchen, Frau Dorothee, wenn Sie zu Ihrer Betſtunde hingehen, als wenn Sie davon zurückkommen, und ich weiß die Zeit nicht, wo ſo ein armes Mädchen länger als ein viertel Jahr in meinem Dienſt geblieben wäre, leben mit allen Menſchen in Hader und Zwiſt, ärgern mich auch nach der Schwerlichkeit, und der Arme ſoll noch geboren werden, der von Ihnen einen Almoſen beſteht." —

„Das ſind ſo die Reden, die unſere Widerſacher halten. Armuth, ſagt unſer Herr Candidat, iſt der glückſelige Zuſtand, der uns hier auf Erden ſchon vorbereitet, einſt das Himmelreich zu genießen, und ſelig

ſind die Armen, denn ſie werden einſt reich werden. In der Armuth iſt der Menſch am geſchickteſten, Jeſum Chriſtum kennen zu lernen, darum gebe ich nichts an die Armen, aber ich habe mir ſo viel von meinem Lohn geſpart, daß ich nächſte Oſtern unſerm Herrn Candidaten ein Paar ſilberne Leuchter auf ſein Pult werde ſchenken können, dann ſieht es doch nach etwas aus, und die in der Junkerſtraße werden ſich ärgern, denn die haben nur ein Paar zinnerne Leuchter bei ihren Verſammlungen.“ —

„So, ſo! alſo des Aergers wegen. Nun ſagen Sie einmal, Frau Dorothee, iſt es denn ein ordentlicher Prediger, der die Betſtunde hält?“ —

„Gott bewahre, unſer Herr Candidat beſorgt das Alles ganz allein. Wir wollen Gottes Wort nach unſerer Art haben, und nicht, wie es die Prediger wollen. Na, das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn wir uns von denen etwas ſagen ließen. — Sie ſind zwar hinter uns her und wollen es nicht leiden, daß wir unſere Zuſammenkünfte halten, aber wir beten und ſingen, daß wir nicht in Anfechtung fallen und eine Beute des Antichriſten werden.“ —

„Na, nun kochen Sie mir aber den Camillenthee! und beſtellen Sie draußen, daß ich für keinen Menſchen mehr zu Hauſe bin. Ich glaube, ich ſterbe, wenn mir heute noch jemand kommt und den Kopf verdreht. — Was meinen Sie, wenn ich nach Cöpenick zöge, oder nach Teltow oder Spandau? Nein, nach Spandau nicht,

da ſind zu viele Verbrecher in der Nähe — aber nach Cöpenick, — das iſt ein ſtiller Ort.“ —

„Sie werden doch Berlin nicht verlaſſen wollen, Herr Neumann?“ —

„Berlin verläßt mich, aber ich nicht Berlin! Mein ehrliches, altes, ruhiges Berlin, was iſt ſeit ein Paar Tagen aus Dir geworden! — Mir iſt zu Muthe, als wäre ich gar kein Berliner, als gehörte ich gar nicht mehr zu den anderen, die hier in den Straßen herumgehen und in ihren Gott vergnügt ſind, nichts mit der Polizei zu thun zu haben. Was ſind das für Zeiten, in denen wir leben! Kommt aber alles von der franzöſiſchen Juli-Revolution, darüber ſind ſie in der Reſſource einig. Ich werde nach Cöpenick ziehen.“ —

„Aber Ihre Alterthumsforſchung?“

„Ja, daran habe ich im erſten Augenblicke gar nicht gedacht. — In Cöpenick wird es freilich nicht viel zu forſchen geben, obgleich es da gewiß noch etwas Neues wäre, hier legen ſich jetzt wirklich ſchon zu viele auf das Fach. Alle Welt giebt ſich damit ab, ſogar ein Schauſpieler unterſteht ſich, Bücher darüber zu ſchreiben. Na, ich freue mich ordentlich darauf, wenn ſie dem mal gehörig auf die Finger klopfen. Ich werde aber doch wohl nach Cöpenick ziehen, Frau Dorothee. Nun kochen Sie mir den Camillenthee!“

Frau Dorothee ging kopfſchüttelnd in die Küche, feſt entſchloſſen, dieſem plötzlichen Einfall ihres Herrn mit dem ganzen Einfluß einer Haushälterin entgegenzutreten; aber vorſichtig mußte ſie es anfangen, das

wußte ſie aus Erfahrung. Widerſprechen wäre das beſte Mittel geweſen, ihn eigenſinnig zu machen, und da ſie ſeelenvergnügt war, daß er nun ſchon zweimal ſich nach ihrer Betſtunde erkundigt, ſo hoffte ſie, mit der Zeit ihn ganz für ihre Abſichten zu gewinnen, die auf nichts weniger hinausliefen, als über lang oder kurz einmal Madame Neumann zu werden.

XV.

Vergebens hatte Waldemar, als er entrüſtet über den Empfang, den er bei Neumann gefunden, gegen 8 Uhr auf dem beſtimmten Platze hinter der Sing-Akademie erſchien, auf die Ankunft Eckardts gewartet. Er ging bis 9 Uhr dort auf und nieder, aber nur ſelten begegnete ihm in jener einſamen Gegend ein Vorübergehender. Meiſt waren es alte Männer, Dienſtmädchen, Soldaten, und obgleich er den Erwarteten nicht perſönlich kannte, ſo bemerkte er doch keinen, der auch nur einen Augenblick ſtille ſtand, ſich umſah und auf etwas zu warten ſchien. Längeres Harren würde doch aller Wahrſcheinlichkeit nach zu nichts geführt haben, er verließ alſo, abermals um eine Hoffnung ärmer, den Ort und kehrte in ſeine Wohnung zurück. Er hatte gebeten, daß ihm heute Abend noch einmal Nachricht über Mariens Befinden geſchickt werden möge, und hörte mit Freude, daß der Doktor ſie be-

deutend beſſer gefunden, ja bei vorſichtigem Verhalten außer Gefahr erklärt und erlaubt, daß ſie übermorgen ſchon jemand in ihrem Zimmer ſprechen könne. Der Schwiegervater hatte dies in einem kleinen Billette ſelbſt geſchrieben, und freute ſich ſchon im Voraus, Waldemar übermorgen Vormittag zu ſeiner Tochter führen zu können. Wunderbar kämpfte in ſeiner Bruſt die Freude über die Geneſung der Geliebten und die Hoffnung, ſie wieder zu ſehen, mit dem Zweifel an ihr und dem Verdachte, den der Beſuch bei jenem Wirthe und dann bei Neumann nur um ſo ſtärker angefacht hatte. Er zitterte vor dem Gedanken, ſie vielleicht ſeiner unwerth zu finden, und konnte ſich doch nicht entſchließen, dem Forſchen danach zu entſagen, obgleich ſeine ganze Seele ſich gegen die Art und Weiſe ſträubte, wie er es bis jetzt gethan.

Mancherlei Beſchäftigung harrte ſeiner. Briefe aus Leipzig, Augsburg und Frankfurt forderten ihn zu Correſpondenz-Artikeln über die mannigfachen Vorgänge auf, die ſich in Berlin dem Vernehmen nach vorbereiteten. Namentlich das Geſetz über die Eiſenbahn-Unternehmungen, welches im Auslande mit der größten Ungeduld erwartet wurde. Vergebens verſuchte er zu arbeiten, die bereit liegenden Stoffe zu ordnen und in Verbindung zu bringen, es wollte nicht gehen. Unmuthig warf er die Feder hin und ſaß in tiefes Nachdenken verloren auf dem Sopha, als es leiſe an die Thür klopfte und auf ſein „Herein!“ ein Mann in das Zimmer trat, deſſen gewinnender Anſtand und der

eigenthümlich milde Ton der Stimme auf den erſten Anblick den Mann von Bildung und Stand verrieth. Ohne ſich zu nennen, wechſelte er mit Waldemar die gewöhnlichen formellen Höflichkeiten, nahm aufgefordert Platz auf dem Sopha, und war ſo plötzlich und doch ſo ungezwungen mitten in einer ganz allgemeinen Unterhaltung über Literatur und Tages-Ereigniſſe, daß Waldemar gar nicht daran dachte, den Namen ſeines unerwarteten Gaſtes zu erfragen.

„Schon längſt war es mein Wunſch, Sie perſönlich kennen zu lernen. Durch meine mannigfachen Verbindungen mit dem Einfluſſe der deutſchen Preſſe bekannt, konnten Ihre wirklich gediegenen Arbeiten meiner aufrichtigen Anerkennung nicht entgehen. — Unverkennbar ſteht Ihnen eine bedeutende Zukunft bevor, und es ſoll mich freuen, wenn ich irgend etwas dazu beitragen kann, dieſe Anerkennung zu einer immer allgemeineren zu machen. Sie haben in Ihren letzten Correſpondenzen die Cölner und Poſener Angelegenheiten lebhaft beſprochen, haben ſich nicht geſcheut, die Maßregeln der Regierung einer ſcharfen Polemik zu unterwerfen, und ich darf ſagen, daß keine der vielen Broſchüren, die jetzt von allen Seiten über dieſe unſeligen Vorgänge erſcheinen, mich ſo gefeſſelt hat, als Ihre Darſtellung.“

„Sie ſind ſehr gütig. — Es ſchien mir an der Zeit, das ganze Verhältniß einmal von einer anderen Seite zu beleuchten, als es von hier aus gewöhnlich zu geſchehen pflegt. — Aber woher wiſſen Sie, daß ich —“

„Wie gesagt, meine Verbindung mit den meisten Literate[illegible]. Aus Ihrer Aeußerung scheint mir hervorzugehen, daß diese Polemik nicht eigentlich aus vollgültiger religiöser Ueberzeugung, sondern aus allgemeiner Richtung entstanden. Sie kämpfen für den Liberalismus und beurtheilen aus diesem Standpunkte jede Maßregel der Regierung.“ —

„Allerdings, es ist die Aufgabe der Opposition, jene Unfehlbarkeit zu bekämpfen, welche die Masse des Volkes aus Bequemlichkeit der Regierung zugesteht.“ —

„Nach dem Eifer, mit dem Sie geschrieben, glaubte ich Sie dem Interesse der katholischen Kirche geneigter, als ich nach dieser Erklärung zu vermuthen berechtigt bin. Ich wußte zwar, daß Sie Protestant sind, in dessen ist die Hinneigung zum Katholicismus jetzt eine so allgemeine, daß —“

„Allgemein, sagen Sie? — so wenig, wie die Neigung zum Absolutismus eine allgemeine ist.“ —

„Sie werden doch nicht läugnen wollen, daß der Römische Einfluß nach allen Seiten hin im Steigen ist? Sehen Sie Belgien, Irland, sehen Sie Frankreich, an dem zwei Alles erschütternde Revolutionen vorübergegangen sind, ohne daß sie eine Spur zurückgelassen hätten. Sehen Sie selbst in Deutschland auf die ehemalige Wiege des Protestantismus, und Sie werden doch zugeben müssen, daß seit dem dreißigjährigen Kriege der Protestantismus stille steht, weil er eben nicht fortgeschritten ist.“ —

„Der Gedanke kann nie ſtille ſtehen — er muß fortſchreiten.“

„In Recht, Kunſt und Wiſſen ja — im Glauben nicht! — Bedenken Sie, daß Rom ſich ſeit 1800 Jahren nicht geirrt hat. — Welche Kraft muß in einer Ueberzeugung liegen, die ſelbſt ein Jahr wie 1793 an ſich vorübergehen ſieht, ohne eigentlich einen Eindruck von ihm zu empfangen.“ —

„Unſer Geſpräch hat ſich auf ein Feld gewendet, das mich wünſchen läßt, zu erfahren, mit wem ich das Vergnügen habe?“ —

„Laſſen Sie meinen Namen vor der Hand aus dem Spiele. — Wenn wir, wie ich freudig hoffe, uns verſtändigen werden, ſo iſt es dazu immer noch Zeit. — Gern geſtehe ich Ihnen, daß ich nicht ohne Abſicht Ihre Bekanntſchaft geſucht. — Eine ſo tüchtige Beſtrebung, wie die Ihrige, konnte nicht unbemerkt bleiben, und ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn es mir gelänge, Sie für das Intereſſe von Männern zu gewinnen, die hier freilich in der Minderzahl, aber deſſenungeachtet nicht ohne Einfluß ſind.“ —

„Wenn ich recht verſtehe, mein Herr — ſo handelt es ſich darum, meine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit für einen Zweck zu feſſeln, der, wie ich Ihnen geſtanden, nicht der meinige iſt.“ —

„Den wir aber den Ihrigen glaubten, und nach dem, was Sie öffentlich geäußert, glauben mußten. Es kommt auch nicht darauf an, aus welcher Quelle der Widerſtand fließt, wenn er nur vorhanden iſt. In

der jetzigen Zeit, wo die Gemüther so mannigfach erregt sind, thut dieser Widerstand noth, hier im Herzen der Monarchie besonders noth, und es stehen mir Mittel jeder Art zu Gebot, um Männer wie Sie, für das Opfer an Zeit und Mühe zu entschädigen, welche sie der guten Sache etwa bringen wollen."

„Ich habe Sie ruhig ausreden lassen, mein Herr, und freue mich jetzt, daß ich nicht weiß, wem ich meine Antwort gebe. Sie haben sich in mir geirrt! — Erlassen Sie mir, Ihnen zu sagen, worin und warum Sie geirrt. — Es möchte für uns Beide zu Erklärungen führen, die ich dem Gaste zu ersparen wünschte. — Die Mittel, über die Sie zu gebieten haben, die Männer von Einfluß, welche Ihre Ansichten theilen, haben mir deutlicher als das ungemessene Lob meiner Artikel gesagt, was ich lieber nicht erfahren hätte. Ich bin unabhängig und also nicht verkäuflich. Ihr Antrag aber hat mich gelehrt, daß auch die redlichste Meinung, auch der aufrichtigste Wunsch, dem allgemein menschlichen Interesse zu nutzen, falsch verstanden werden kann, und daß selbst ich unwillkürlich einer Machination zum Spielball dienen sollte, ich, der sich frei von aller Machination weiß. Wir haben uns nach dieser Erklärung wohl nichts mehr zu sagen." —

Betroffen sah der Unbekannte einige Augenblicke starr vor sich hin. Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die zusammengepreßten Lippen, und ohne das Gespräch wieder aufzunehmen, entfernte er sich, ohne daß Waldemar erfahren hätte, wer ihm diesen Antrag ge-

macht; — daß er ihm überhaupt gemacht werden konnte, empörte ihn um ſo mehr, als er ſah, daß ſein Wirken, trotzdem er ſich der edelſten Abſicht bewußt, zu Partheizwecken gemißbraucht, und ſein Beſtreben verdächtigt worden war. Wo blieb jetzt ſeine gerühmte Unabhängigkeit, wenn gerade die Richtung, welche er bekämpfen wollte, ihn auf ihrer Seite glaubte? In hohem Grade unmuthig und vergeblich darüber nachſinnend, wer jener Unbekannte wohl geweſen ſein könne, blieb er einige Zeit allein, wurde aber freudig überraſcht, als ſein Schwiegervater in das Zimmer trat und ihm einen Gruß von Marien brachte, die ſich wirklich um Vieles beſſer fühlte.

„Mich läßt ſie nicht ins Zimmer, Dueißchen, und da der Doktor es ſo ſtreng verboten, ſie auf irgend eine Weiſe zu ſtören, ſo habe ich ſie auch wirklich ſeit geſtern nicht geſehen. Morgen Abend aber meint ſie wieder ſo weit zu ſein, daß ich Sie zu ihr führen kann. Nun ich weiß, daß keine Gefahr mehr für ſie iſt, freue ich mich ordentlich darüber, daß ſie krank geweſen, denn nun weiß ich doch wenigſtens, wo die widerwärtige Stimmung herkam, die ſeit Eurer Verlobung in meinem Hauſe geherrſcht hat. Ich wußte wahrhaftig gar nicht mehr, was ich davon denken ſollte. Nun weiß ich es aber! Unſere Marie war krank und wollte es ſich nicht merken laſſen.

„Sie weiß doch, daß ich, ſo oft als es mir möglich war, bei Ihnen mich erkundigt, wie es ihr gehe?“ —

„Ei verſteht ſich, und die Kammerjungfer hat der Köchin erzählt, daß ſie jedesmal ganz roth vor Freude geworden iſt, wenn ſie gehört, daß Sie da wären. Wie iſt es denn, Queißchen, wollen wir heute Abend zuſammen eſſen? Zu Hauſe ennuyire ich mich, und da Marie nun außer Gefahr iſt, ſo kann ich ſchon ausgehen, aber im Theater möchte ich mich doch nicht gern ſehen laſſen. Kommen Sie mit, wir gehen zu Truchot, oder Meinhardt, oder Harrach, oder Schoppe, ſetzen uns ganz behaglich in ein Nebenzimmerchen und ſoupiren en Garçon, es wird ſo nun bald für Sie vorbei ſein.“

„Ich geſtehe Ihnen, daß ich mich nicht aufgelegt fühle, heute noch auszugehen. Erfreuen Sie mich hier mit Ihrer Gegenwart. Eſſen Sie bei mir! — Wir plaudern dann zuſammen und —“

„Ja, von Herzen gern. — Es iſt ſo heute nirgends etwas los. Im Theater ſind rothe Zettel, und da weiß man ſchon, daß nicht viel zu holen iſt. Aber in Unkoſten müſſen Sie ſich nicht ſetzen, Queißchen. Das Souper bezahle ich, denn ich bin doch eigentlich die Urſache davon. Da machen Sie ſchon wieder ein Geſicht! — Ich werde mich doch nicht von Ihnen traktiren laſſen! Reden Sie kein Wort, ſonſt gehe ich gleich allein zu Truchot.“ —

„Nun gut! — Ich will mir Alles gefallen laſſen. Setzen Sie ſich doch! — Apropos. Erinnern Sie ſich noch den dritten Abend nach unſerer Verlo-

bung, es war der 30ſte, wo ich bei Ihnen ſoupirte und wir bis Mitternacht zuſammen blieben?"

„Verſteht ſich, erinnere ich mich. Wir kamen noch ſo ins Feuer über den Don Carlos und die Königin Chriſtine. Warum fragen Sie danach?"

„Marie war doch den ganzen Abend bei uns, nicht wahr?" —

„Allerdings! Sie machte ja die Wirthin."

„Nicht einen Augenblick hat ſie das Zimmer verlaſſen?"

„Sonderbare Frage! — Wie kommen Sie nur darauf?" —

„Es will nämlich einer meiner Freunde wetten, ſie von 9 bis 10 Uhr wo anders — auf einem Balle — geſehen zu haben, und ich bin doch meiner Sache zu gewiß." —

„Da hat Ihr Freund ſeine Wette verloren. — Marie iſt mit keinem Fuß aus dem Zimmer geweſen, das können ja die Bedienten bezeugen, wenn Ihr Freund meinem Zeugniſſe als Schwiegervater vielleicht nicht trauen ſollte." —

„Er wird wohl jetzt ſchon wiſſen, daß er ſich geirrt hat. — Noch eine Frage. — Iſt vielleicht früher ein gewiſſer Eckardt in Ihrem Hauſe geweſen?" —

„Eckardt, Eckardt! Als was? Als Bedienter?" —

„Ja, das weiß ich nicht, vielleicht noch in Bremen auf dem Comtoir, oder ſonſt irgend wie?" —

„Das ich nicht wüßte, der Name iſt mir nie vor-

gekommen. Was hat es denn mit dem für ein Bewandniß?" —

„Eigentlich nichts von Bedeutung. Ich habe nur gehört, daß vor Kurzem ein gewiſſer Eckardt in einer Geſellſchaft viel von meiner Braut geſprochen, und dabei gethan, als ob er ſie näher kenne."

„Aha, und das hat den Herrn Bräutigam verſchnupft. — Doch wohl nicht gar eiferſüchtig, Queißchen? — Damit bleiben Sie mir vom Halſe, das iſt die größte Thorheit, die Sie nur begehen können. Ich bin auch im erſten Jahre meiner Ehe einmal eiferſüchtig geweſen und habe ganze zwei Monate mein Geſchäft darüber vernachläſſigt. Nachher mußte ich mich genug deswegen ärgern. Hören Sie einmal, Queißchen, auf die Frauenzimmer laſſe ich nichts kommen, die ſind durchweg am kleinen Finger beſſer, als wir an der ganzen Hand. Freilich, als Junggeſelle lernt man das nicht kennen, im Gegentheil, die Bekanntſchaften, die man da macht, taugen in der Regel nicht viel; aber iſt man erſt verheirathet, kommt das Ding ganz anders. — Glauben Sie mir; und nun gar, wenn ein Frauenzimmer wirklich jemand liebt — da iſt nun Eiferſucht vollends ein Unding." —

„Ich habe ja auch nicht geſagt, daß ich eiferſüchtig bin. Es iſt mir nur aufgefallen, daß ein Menſch, der, nach der Beſchreibung zu urtheilen, eben nicht zur beſſern Geſellſchaft zu gehören ſcheint, ſo vertraulich von Marien geſprochen haben ſoll." —

„Wenn Sie ſich um Alles bekümmern wollen,

was die Menſchen hinter unſerem Rücken ſagen, dann gute Nacht, Ruhe! Sagt er Ihnen dergleichen ins Geſicht, dann ſtopfen Sie ihm das ungewaſchene Maul, aber weiter iſt ſo etwas nichts werth. Sie kennen meine Marie noch nicht lange genug, alſo kann ich es Ihnen eigentlich nicht verdenken, aber ich ſage Ihnen, Sie bekommen einen wahren Engel. Nicht wegen des hübſchen Geſichtes, obgleich das eine eben ſo angenehme Zugabe iſt, als die Ausſteuer, die ich ihr geben werde, ſondern wegen ihres Herzens, ihrer Denkungsart, ihres ganzen Weſens. Es iſt eigentlich nicht recht, denn ich bin der Vater, aber es ſollte Ihnen doch ſchwer werden, eine zweite zu finden, die ſo iſt, wie meine Marie, das heißt, auch ſo viel Geld mitbekommt."

„Ich habe allerdings das unbedingteſte Vertrauen zu ihr — nur —"

„Was nur? — Hören Sie mal, Dueißchen, machen Sie mich nicht böſe. Sie haben ſchon damals ſo eine ſonderbare Redensart von einer Bedingung fallen laſſen, und nun dieſes Wort nur. — Heraus mit der Sprache! — Was haben Sie gegen mein Kind? Was können Sie gegen Marien haben?" —

„Sie mißverſtehen mich! — Ich meine: nur zweifle ich, ob ich im Stande ſein werde, ihre Liebe zu erringen." —

„Dummes Zeug! Wenn ich Alles ſo gewiß wüßte als das? — Sehen Sie mal, ein ſittliches und wohlerzogenes Mädchen kann doch dergleichen nicht gleich in den erſten Tagen ſo von ſich geben. Das kommt

ſpäter. Will ſie doch nicht einmal zugeben, daß Sie jetzt zu ihr kommen, und ich kann ihr das auch eigentlich nicht verdenken. Die Mädchen wollen nun einmal immer ſo hübſch als möglich ausſehen, und ſo nach einer Fiebernacht, im Bette, da ſieht keine hübſch aus. Will ſie mich doch nicht einmal hineinlaſſen, und ich bin doch ihr Vater. — Apropos, Dueißchen, oder Herr Sohn, wie es nun bald heißen wird, wann ſoll denn die Hochzeit ſein? Ich dächte, wir machten bald Anſtalt, und wenn es nach mir geht, ſo habe ich da einen ganz aparten Gedanken. Aber Sie müſſen mich nicht auslachen! Ich dächte mir das wunderhübſch, wenn Ihr Eure Hochzeit am Sylveſter-Abend feiern wolltet. — Da tretet Ihr die Ehe mit dem neuen Jahre an. Ich weiß nicht, aber die Idee gefällt mir ſo ausnehmend, daß ich es jedenfalls thäte, wenn ich an Eurer Stelle wäre. Na, was meinen Sie?" —

„Ein eigenthümlicher Vorſchlag! — aber allerdings ſinnig und bedeutend!" —

„Und Aufſehen würde es ungeheuer machen, eben weil das kein Menſch thut. — Müſſen mir aber auch verſprechen, wenn es dazu kommt, daß Sie jedem ſagen, die Idee kommt von mir — weil ſie immer glauben, ich hätte keine Ideen. — Bei Marien will ich es ſchon durchſetzen, wenn Sie nur nichts dagegen haben, und was das Ausrichten der Hochzeit betrifft, na, da ſollen die Berliner mich kennen lernen. Couvert 5 Thaler, ohne Wein. Auſtern laſſe ich expreß von Hamburg kommen, ſchicke meinen Wilhelm hin,

der muß ſie auf der Schnellpoſt gleich mitbringen und Alles, was nur das feinſte iſt. — Unter 500 Thaler fange ich gar nicht an.“ —

„Wiſſen Sie, daß das ungefähr eben ſo viel iſt, als ich das ganze Jahr erwerbe, und für meinen Unterhalt bedarf.“ —

„Das ſagen Sie ſchon wieder mit einem ſo verletzten Geſicht, als ob ich etwas Unpaſſendes geſagt. — Lieber Gott, legen Sie doch die Worte nicht auf die Waageſchale, wo ich es ſo herzlich gut mit Euch meine. Aber das hätte ich doch nicht geglaubt, daß Sie nur 500 Thaler das ganze Jahr über einnehmen. Nach Ihrer Lebensart zu ſchließen, hätte ich wenigſtens dreimal ſo viel gedacht. Freut mich übrigens, denn es beweiſet, daß Sie Geld zu Rathe halten können, das iſt ſonſt nicht die Sache der jungen Herren Schriftſteller — 500 Thaler jährlich? Iſt verdammt wenig, hier in Berlin!“ —

„Schließen Sie daraus, ob es mir angenehm ſein kann, zu hören, daß Sie eben ſo viel einer Laune wegen wegwerfen wollen; und würden Sie an meiner Stelle nicht auch ſchmerzlich berührt ſein, wenn jedes Wort Sie an das Mißverhältniß erinnerte, welches in Hinſicht der Glücksgüter zwiſchen uns herrſcht.“ —

„Schmerzlich berührt? — Im Gegentheil! Ich würde mich freuen, daß es nun mit den 500 vorbei iſt und daß ich nun 5000 ausgeben kann, ohne dabei zu arbeiten. Bilden Sie ſich doch nur nicht ein, als ob ich Ihnen einen Gefallen thäte, wenn ich Ihnen

meine Marie zur Frau gebe — au contraire, Sie thun mir einen. Zwar, das verſtehen Sie noch nicht. Wenn Sie Vater wären, und wüßten, was das heißt, die Zukunft ſeines Kindes geſichert und ſie glücklich zu ſehen, dann würden Sie nicht ſo dummes Zeug ſchwatzen, von ſchmerzlich berührt und Geld wegwerfen. Jetzt wollen wir aber eſſen und nicht noch von Dingen reden, die am Ende kein gutes Blut zwiſchen uns machen. Müſſen mich nun ſchon einmal mit in den Kauf nehmen. Wollen uns wieder ſprechen, wenn Sie ein paar Jährchen verheirathet ſein werden!" —

Waldemar mußte lächeln, und überſah gern bei der unendlichen Gutmüthigkeit ſeines Schwiegervaters den Mangel der Form. Er konnte ihm eigentlich nicht böſe ſein, und das überglückliche Gefühl des Vaters, ſo oft er von ſeiner Tochter ſprach, dieſe innige Ueberzeugung von ihrer Engelreinheit, verſcheuchten ſogar auf Augenblicke die ſchwarzen Gedanken, welche ſeit jenem unſeligen Briefe ſein Gemüth bewegt. — In vertraulicherem Geſpräch, als Waldemar es nach den Vorgängen des Tages für möglich gehalten, blieben beide bis nach eilf Uhr zuſammen, und als Müller aufbrach, ließ Waldemar es ſich nicht nehmen, ihn zu begleiten, um noch einmal zu hören, ob Marie in der Beſſerung fortſchreite. Sie ſchlief, nach dem Berichte des Kammermädchens, ruhiger als in der vorigen Nacht, und hatte nur einen unbedeutenden Fieberanfall gehabt.

XVI.

Chriſtoph Eckardt war wirklich erſt ſpät am Abend in ſeine Schlafſtelle zurückgekehrt. Als er aus dem Gefängniſſe entlaſſen wurde, fand er auf der Straße einige ſeiner Bekannte, mit denen er ſich zunächſt in einem ſogenannten Bierkeller in der Judenſtraße feſtſetzte und ihnen das Erlebte mittheilte. Von dem Gelde, das der Criminal-Commiſſarius ihm zugeſtellt, traktirte er zunächſt ſeine Genoſſen, unter denen er freilich, was die kurze Gefangenſchaft und den drohenden Prozeß betraf, der Neuling, der Unerfahrene war. Hoch erfreut, daß dieſes Erſtemal ſo glücklich vorübergegangen, ließ er etwas darauf gehen. Der Kellerwirth, dieſe Gattung von Gäſten ſchon lange kennend, gab ihnen ſein Wohnzimmer, machte eine große Terrine ſtarken Punſch und überließ ſie bis zum Abende ſich ſelbſt. Chriſtoph mußte erzählen, warum er verhaftet worden, welche Ausflüchte er gebraucht, wie es mit den anderen ſtehe, was er im Gefängniſſe gehört, wer außer ihm noch dort ſitze, kurz, umſtändlich beichten. Es that ihm wohl, bei dieſen rohen Geſellen ſo unbedingte Anerkennung zu finden, ſich belobt zu ſehen und ihnen jetzt erſt gewiſſermaßen ebenbürtig geworden zu ſein.

Der Diebſtahl in der Kanonierſtraße war übrigens erſt das dritte Verbrechen dieſer Art, welches Chriſtoph Eckardt ſich hatte zu Schulden kommen laſſen. Von Stufe zu Stufe tiefer geſunken, mit immer

ſchlechterer Geſellſchaft verkehrend, hatte er erſt ſeit ungefähr zwei Monaten den erſten Diebſtahl begangen, und zwar in der Wohnung der franzöſiſchen Schauſpielerin Lanceſtre, während ihr Beneſiz im Theater ſtattfand, den zweiten Diebſtahl auf der Oranienburger Chauſſee Nr. 22 bei dem Geheimen Regiſtrator Fließ, und ſchon beim dritten fiel er in die Hände der Gerechtigkeit. Das Gelingen der beiden erſten Verbrechen, ihre Ruchloſigkeit, und beſonders die Lobſprüche, die ihm von den Genoſſen geſpendet wurden, machten ihn bald ſo kühn und zuverſichtlich, daß er jezt ſchon vor keinem Vorſchlage mehr zurückſchrak, und ſogar in dem Gedanken, im Nothfalle vielleicht einen Mord begehen zu müſſen, nichts Beſonderes mehr fand. Was die erfahrenen Diebe von ihren Thaten erzählten, der Ruhm, den ſie darin ſezten, einer den anderen übertroffen zu haben, reizte ſeinen Ehrgeiz, und es bedurfte nur der Gelegenheit, um ihn zu einem der gefährlichſten Verbrecher zu machen. —

Als das hizige Getränk anfing auf die Köpfe zu wirken, wurden auch die Zungen freier.

„Scopa wird diesmal wohl 3 Jahre kriegen! — Sie haben ihn ſo ſchon lange auf dem Zuge. — Kann ihm auch gar nicht ſchaden, wenn er mal ein paar Jährchen privatiſirt. — Was meinſt Du, Chriſtoph?“

„Das habe ich wohl beim Verhör bemerkt, daß ſie ihm nicht grün ſind Wenn nur die Sachen nicht bei ihm gefunden worden wären, aber das kommt davon, wenn man ſich zu ſicher dünkt, ich ſagte ihnen

gleich, ſie ſollten es im dreieckigen Garten vergraben, aber es war ſchlecht Wetter und da wollten ſie nicht mehr hinaus.“

„So dumm zu ſein! — Das iſt die erſte Regel, keine Sachen und keinen Pfandſchein bei ſich behalten, da können ſie einem nicht überführen. Gerade ſo dumm iſt es, wenn einer einen Koffer abſchneidet, und bleibt damit hinter dem Wagen zurück, dann wird er gewiß gefaßt.“ —

„Ja, wie ſoll er es denn aber machen? Er kann doch mit ſo einem ſchweren Koffer nicht bei dem Wagen vorbei und vorauslaufen?“

„Wenn einer ſo ein Eſel iſt und zu Fuße Koffer abſchneiden will, — dann verdient er auch gefaßt zu werden. Einen Wagen muß man haben, wenn auch nur einen Einſpänner, dann iſt man ſicher.“

„Ja, wenn man aber nun keinen hat?“ —

„Dann ſtiehlt man ſich einen. Es iſt gerade ſo dumm, ohne Pferde und Wagen einen Koffer abſchneiden zu wollen, als ohne Dietriche und Klamoniß (Nachſchlüſſel) einen Einbruch zu verſuchen. Hat man einen Wagen, ſo erregt das dichte Nachfahren auf der Chauſſee erſtens mal keinen Verdacht, weil die Leute dann denken, daß ein Wagen eher ſchützt, als gefährlich iſt, dann finden die Bauern auf dem Felde, die Vorübergehenden, und was einem ſonſt auf der Chauſſee begegnet, nichts Auffallendes darin, wenn einer hinten auf dem Koffer ſitzt, und endlich kann man mit dem abgeſchnittenen Koffer gleich dem Wagen vorbei und

voraus fahren, um ihn ſicher unterzubringen. Merkt ein Reiſender, daß ihm der Koffer abgeſchnitten iſt, ſo hält er gewiß lange an und fährt gewöhnlich zurück, um es in den nächſten Dörfern anzuzeigen. Daß der Koffer ſchon lange vor ihm voraus iſt, fällt keinem Menſchen ein. So gehört zu allen Dingen Nachdenken, hat man aber Nachdenken, dann thun ſie einem auch nichts."

„Nachdenken allein machts aber auch nicht. — Den Kopf nicht verlieren, das machts! — Da habe ich erſt letzthin beim Wollmarkt ein kleines Beiſpiel gehabt. — Steht ſo eine dicke Woll-Pomeranze von Kerl in der Königsſtraße und ſieht ſich die Bilder bei Recca an. Der ſchmale Fritze iſt in der Nähe und zoppt ihm ſachte ſein Taſchentuch heraus, das aber nur von Leinwand war. Die Wollratze merkt was, ſieht ſich um und fragt ganz wüthend, was das heißen ſoll? Da ſagt der ſchmale Fritz: „Hören Sie mal, guter Menſch, wenn Sie künftig mal wieder nach Berlin kommen, dann betragen Sie ſich wie ein anſtändiger Mann und ſtecken Sie ein ſeidenes Taſchentuch ein. Es iſt ja ein wahrer Skandal, leinwandne Taſchentücher." Damit gab er es ihm wieder, ging fort, und die Wollratze war ſo verblüfft, daß er kein Wort weiter ſagte." —

„Das war gut ausgeredet, aber ſchlecht geſtohlen. Der Taſchendieb iſt dumm, bei dem man eine Sekunde nachher die Sachen noch findet. Darum müſſen es auch immer zwei ſein. Wenn der eine arbeitet, paßt

der andere auf, und hat der eine die Sachen, muß ſie der zweite gleich in die Hände bekommen und fortgehen, der Arbeiter aber ganz ruhig ſtehen bleiben, ſonſt iſts unſicher.“ —

„Iſt überhaupt ein ſchlecht Geſchäft. Was findet man? Schnupftücher, Cigarrentaſchen, eine Doſe. — Lohnt der Mühe nicht! Nein, da lobe ich mir einen ordentlichen Einbruch, der gut überlegt iſt. Weißt Du wohl, Chriſtoph, da draußen auf der Oranienburger Chauſſee bei dem Geheimen Regiſtrator, das war noch etwas, — und wenn der verfluchte Kerl, der Wirth, die Sachen nicht verrathen hätte, dann könnten wir heute noch bon davon leben.“ —

„Ja wahrhaftig, da war Silberzeug die Möglichkeit. Wir waren vier Mann und konnten es nicht Alles wegſchleppen. Und tapfer war die Sache auch, die Leute ſchliefen dicht daneben in der Stube, und die Thür war offen. Wir ſtiegen durchs Fenſter ein, und ſie haben nichts gehört. Das machten aber unſere Filz-Pariſer. Der iſt dumm, der ohne Pariſer ſtiehlt. — Na, Wilhelm, Du biſt ja ſo ſtille?“ —

„Mit Euch komme ich nicht mit — weil ich keinem Menſchen was thun kann, das iſt gegen meine Natur.“ —

„Na, ſo muß es kommen. Wilhelm wird zärtlich.“ —

„Wenn Ihr das zärtlich nennt, in Gottesnamen. — Kommt Euch einer beim Arbeiten in die Quere, ſo macht Ihr Euch kein Gewiſſen daraus, ihm eins

auf den Kopf zu ſchlagen, daß er auf lange genug hat. — Das kann ich nicht! — Und wozu auch? — Ich mache doch meine Geſchäfte.“ —

„Ja, Du biſt ſo ein Mucker, der Alles allein haben will. — Von Dir erfährt kein Menſch etwas. — Du räumſt ſo ganz in der Stille Dein Zimmerchen aus.“ —

„Jeder auf ſeine Manier! — Offene Thüren, leergelaſſene Stuben, Küchen, während die Köchin einkauft, das iſt meine Sache, und da giebt es manchmal einen ordentlichen Ruck in die Kaſſe.“

„Da hat er Recht. Wie ich früher noch diente, ſind meinem Herrn mal 100 Thaler geſtohlen worden — und ich begreife heute noch nicht, wie es zugegangen iſt. — Aber freilich, die Thür ſtand ſperrangelweit offen.“ —

„Gerade 100 Thaler? wo war denn das?“ —

„In der Friedrichsſtraße, nach dem Halleſchen Thor hinunter.“ —

„Waren es nicht 20 Fünfthalerſcheine, aus einem Sekretair?“

„Ja wohl, — es iſt mir noch wie heute.“ —

„Na, den Mann kenne ich, der ſich damals das Vergnügen gemacht. — Er ſitzt nicht weit von Dir! ſo leicht iſt es mir bald nicht geworden. Ich ſpionire ein bischen im Hauſe herum, klingele, um zu ſehen, ob die Leute zu Hauſe ſind, mit einemmale rennt ein Frauenzimmer wie verrückt an mir vorbei, die Treppe hinunter und läßt die Thür offen. — Niemand rührt

ſich, ich ſah in das offene Zimmer hinein. Kein Menſch darin. — Ein Sekretair ſtand da, der mir ausſah, als ob wohl etwas darin ſein könnte. Die Klamoniß heraus, die Klappe aufſchließen, die Fächer erbrechen, war eins. Da lagen 20 ſolche gelbe Dingerchen. Fünf Finger und ein Griff und paſcholl! — Die Sache war gemacht." —

„I ſo ſchlag ein Donnerwetter drein! Du biſt das geweſen? — Drum iſt auch nichts herausgekommen! Wenn Du wüßteſt, was daraus für Geſchichten entſtanden ſind. Na, mein Schade iſt es wenigſtens nicht geweſen! — Die 100 Thaler haben mir manches ſchöne Stück Geld eingetragen." —

„Wie ſo? — Erzähle doch!" —

„Den Teufel auch! — wenn aber das Geld einmal über lang oder kurz aufhören ſollte, dann will ich Euch vielleicht eine Gelegenheit nachweiſen, die uns alle wenigſtens ein Jahr über Waſſer hält." —

„Vivat, unſer Chriſtoph ſoll leben! — Aus dem wird noch mal was Großes." —

Das Gelage wurde immer wüſter. Der Trunk machte gegen Abend Einige faſt ſinnlos, ſo daß ſie gleich dort übernachten mußten, andere gingen noch auf Abenteuer aus, Chriſtoph aber nach dem Voigtlande in ſeine Schlafſtelle, wo er erfuhr, daß ein Herr ihn habe ſprechen wollen, ihn lange vergebens erwartet, dann aber die Beſtellung hinterlaſſen habe, daß er heute oder morgen Abend 8 Uhr hinter der Singe-Akademie ſein würde, wo Eckardt ihn finden könne. —

Er zerbrach ſich den Kopf, wer das wohl ſein möchte, und vermuthete endlich, daß Marie ihm vielleicht auf dieſe Weiſe irgend etwas ſagen laſſen wolle, da ſie nun Braut war und, das begriff er wohl, ſeine Annäherung doppelt ſcheue. — Dieſe Vermuthung wurde bei längerem Ueberlegen zur Gewißheit bei ihm, und er beſchloß, da heute die beſtimmte Zeit ſchon längſt vorüber war, morgen jedenfalls dort zu erſcheinen. Am andern Tage kündigte er ſeinen Wirthsleuten die Schlafſtelle, zog mit ſeinen wenigen Sachen aus dem Voigtlande fort und brachte ſie einſtweilen auf ein Schiff, das am Schiffbauerdamm angelegt hatte, um dort zu überwintern. Einer der Schiffsknechte war ſein Genoſſe bei dem Diebſtahl auf der Oranienburger Chauſſee geweſen, und er wußte, daß es das beſte Mittel ſei, der polizeilichen Controlle zu entgehen, wenn er vor der Hand gar keine andere Wohnung nahm, ſondern des Nachts auf einem Spreekahne ſchlief und den Tag über ſich umhertrieb. — Noch reichte das erhaltene Geld aus. Luſtig wurde auch der nächſte Tag verlebt und punkt 8 Uhr war er, wohin Waldemar ihn beſtellt. —

Dieſer hatte auch ſeinerſeits mit der größten Sehnſucht die Zeit erwartet, wo ihm endlich die Aufklärung dieſes unbegreiflichen Verhältniſſes werden ſollte. Obgleich er fürchtete, daß ein Menſch, wie dieſer Eckardt von dem Wirth und den Leuten, bei denen er wohnte, beſchrieben worden war, in der Beſtellung an einen einſamen Ort irgend einen Fallſtrick vermuthen und vielleicht nicht erſcheinen würde, ſo mochte er doch im

Laufe des Tages weder ſchreiben, noch einen Boten zu ihm ſchicken, weil er nicht wollte, daß jener auf irgend eine Weiſe erführe, wer ihn zu dieſer Zuſammenkunft beſtellt. — Am Nachmittag erhielt er die Nachricht, daß Marie zwar in der Beſſerung fortſchreite, Herr von Arnim aber verboten habe, daß ſie Abends jemand ſpreche, weil eben mit Einbruch der Dämmerung ſich noch immer eine fieberhafte Erregung einfand. Dagegen hatte er am Vormittage des nächſten Tages den Beſuch Waldemars erlaubt und bis dahin konnte dieſer ſchon wiſſen, was Marie ihm ſo ſorgfältig verborgen.

Lange vor 8 Uhr ſtand er auf dem Flecke, wo er ſchon geſtern geſtanden. Es war ſehr unfreundliches Wetter. Ein kalter Schlackenregen, hin und wieder mit Schneeflocken vermiſcht, peiſchte die ſchon ganz entlaubten Kaſtanienbäume des Univerſitätsgartens, und heulend ſauſte der Sturm über die Dächer hinweg. Selten ließ ein Menſch ſich ſehen, und wenn es geſchah, eilte er ſo raſch vorüber, daß es der Erwartete nicht ſein konnte. Endlich kam vom Kupfergraben her ein Mann, der ſich überall umſah, oft ſtehen blieb, einigemal an Waldemar vorüberging und zu erwarten ſchien, daß jemand ihn anrede. — Das konnte Eckardt ſein. Waldemar trat aus ſeiner Ecke hervor, ging auch ſeinerſeits an jenem vorüber und ſagte leiſe:

„Eckardt!“ —

„Na endlich! — Haben Sie mich herbeſtellt?“

„Ja!“ —

„Aber es iſt ja ein verfluchtes Wetter! Wollen

wir nicht in einen Keller gehen? — Da können wir ja abmachen, was wir abzumachen haben "

„Nein, ſo viel Zeit habe ich nicht." —

„Na, es iſt mir auch recht. Was wollen Sie denn von mir?"

„Alſo biſt Du der Chriſtoph Eckardt, der geſtern aus dem Gefängniſſe entlaſſen worden iſt?" —

„Das iſt gewiß. — Aber Du? Sind wir Beide ſchon auf Du und Du? — Eher ich das annehme, muß ich erſt wiſſen, wer mich denn eigentlich in dem Wetter herbeſtellt hat?" —

„Haſt Du die 20 Thaler bekommen?" —

„Ah ſo! — alſo da bläſt der Wind her. — Ja, der Criminal-Commiſſarius hat ſie mir gegeben. — Was weiter?" —

„Wie kannſt Du Dich aber unterſtehen, zu ſagen, daß Du an jenem Abende in der Behrenſtraße geweſen biſt? — Das iſt ja nicht wahr." —

„Wahr oder nicht. — Die Mamſell hat es doch ſchriftlich von ſich gegeben, ſonſt brummte ich noch in der verdammten Bude." —

„Aber ihr Bräutigam wird es der Polizei anzeigen, daß es nicht wahr iſt, denn der iſt ja den ganzen Abend bei ihr geweſen." —

„Den Kerl holt der Teufel, wenn er das thut. Kommt mir ſo bei dem Mädchen in die Quere. Ich will verdammt ſein, wenn ich dem nicht eins auswiſche!" —

„In die Quere kommt er Dir? Wie meinſt Du das?“ —

„Haben Sie etwas danach zu fragen? — Ich werde mich hüten, jedem auf die Naſe zu binden, was ich weiß; aber ſo viel iſt gewiß, bringt mich der Kerl um mein ſchönes Alibi, ſo bringe ich ihn um die Braut, da kann er ſich darauf verlaſſen. Mamſell Marie wird ſich hüten und anders ausſagen; wer ſelbſt kein reines Gewiſſen hat, ſoll auch andere Leute zufrieden laſſen.“

„Marie kein reines Gewiſſen?“ —

„Läßt ſich allerlei davon reden, — und wenn ſie denkt, ſich von mir loszumachen, werde ich Geſchichten von ihr erzählen, daß dem Kerl von Bräutigam das Heirathen ſchon vergehen ſoll. — Aber das iſt ja ein ſchändliches Wetter! — Was wollen Sie von mir? Ich habe nicht Luſt, hier auszufrieren.“

„Sie läßt Dich warnen, auf der Hut zu ſein, weil der Bräutigam von der ganzen Sache weiß.“ —

„I ſo ſchlag doch das Wetter drein! — Alſo geflaſcht hat ſie? — Na warte, morgen gehe ich hin und zeige an, daß ſie geſtohlen hat?“ —

„Geſtohlen? — Biſt Du bei Sinnen?“ —

„Sehr! — Was brauche ich auch nun noch ein Geheimniß daraus zu machen. Aber verflucht, da fällt mir ein, daß der ſchwarze Wilhelm — Ja ſo! — Wenn auch. — Der wird ſich nicht von ſelber melden, und ſo bleibt die Schande auf ihr ſitzen. Sie ſoll an mich denken!“ —

„Davon weiß ich ja gar nichts. Ich denke, Du haſt eine Liebſchaft mit ihr?“ —

„Hat ſich was, Liebſchaft! — Mit ſo einem zimperlichen Dinge? — Das wäre auch was für unſer einen! Gott bewahre! — Aber thun muß ſie doch, was ich will.“

„Frecher Burſche! Du lügſt! — Sie muß nicht thun, was Du willſt.“ —

„Das wollen wir einmal — Aber nun ſagen Sie mir ins Teufels Namen, was Sie von mir wollen? Das Geträtſch habe ich ſatt.“ —

„Was ich von Dir will? — Elender Burſche! — Ich bin der, dem Du zu drohen wagſt, und werde dafür ſorgen, daß Du unſchädlich gemacht wirſt.“ —

Waldemar ergriff den ſich Sträubenden, und wollte ihn mit ſich zur nahen Königswache ziehen, um ihn dort verhaften zu laſſen. Aber er hatte ſeine Kräfte überſchätzt. Chriſtoph war um vieles ſtärker als er, ſchleuderte ihn zurück, und entſprang quer über die Straße weg. Waldemar eilte ihm nach. In der Dunkelheit ſahen Beide das eiſerne Geländer nicht, welches dort den Kupfergraben einfaßt. Von dieſem aufgehalten, wendet ſich der Verfolgte, wird ergriffen, ringt mit Waldemar. Beide glitſchen im heftigen Kampfe auf dem ſchlüpfrigen Boden aus. — Ein ſchwerer Schlag! — Ein Fluch, — ein dumpfer Fall in das Waſſer. Waldemar liegt auf den Steinen der Ufereinfaſſung, über Chriſtoph ſchlägt das trübe Waſſer zuſammen. — Ein

ohnmächtiges Sträuben, ein erſtickter Ruf nach Hülfe — dann iſt Alles ſtill. —

Waldemar rafft ſich auf, — will dem Gefallenen helfen. Nirgend eine Treppe, die hinunter führt. — Betäubt ſtarrt er vor ſich hin! — Was ſollte er thun? Der ſchwere Schlag des Elenden nach ſeinem Kopfe hatte ihn faſt unfähig gemacht, ſeine Gedanken zu ſammeln. — War er ihm entronnen oder in das Waſſer geſtürzt? Er wußte es nicht. — Keine lebende Seele in der Nähe! — Nirgend eine Möglichkeit, zu dem Waſſer des Grabens zu gelangen. — Unentſchloſſen eilte er die Straße entlang bis faſt zur eiſernen Brücke, wo er Vorübergehende anrief und ſie aufforderte, ihm beizuſtehen, einen Menſchen zu retten, der eben in das Waſſer gefallen. Von einigen begleitet, kehrte er zu der Stelle zurück, als er aber in der Betäubung nicht erklären konnte, wie jener Menſch durch das Geländer hindurch ins Waſſer gefallen ſein könne, zuckten die Umſtehenden die Achſeln, und meinten, er wäre gewiß freiwillig ins Waſſer geſprungen, und dann wäre hier in dieſem ſchlammigen Graben doch keine Hülfe möglich. — Ein heftiger Regenſchauer entlud ſich aus den dunklen Wolken, die der heulende Wind faſt bis zur Erde jagte, und bald ſah Waldemar ſich wieder allein, nachdem ihm der letzte Weggehende noch den Rath gegeben, er möge den Vorfall beim Viertels-Commiſſarius anzeigen.

Jetzt erſt kam das ganze Bewußtſein des Geſchehenen über ihn. Durch ihn war jener Menſch dem Tode

verfallen. Sie hatten gerungen, waren gefallen, er hatte ihn in das Waſſer geſtürzt. Alles was geſchehen, trat plötzlich mit furchtbarer Klarheit vor ſeine Seele, und der Gedanke, einen Mord begangen zu haben, wirkte ſo überwältigend auf ihn, daß er keines Entſchluſſes mächtig daſtand. Eins fühlte er, Rettung war hier nicht mehr möglich. — Sollte er ſich ſelbſt anklagen? — Selbſt vielleicht den Verdacht auf ſich leiten, wenn er den Tod des Schändlichen anzeigte? — Nein! — ihm war geworden, was er verdient; aber durch wen war es ihm geworden? Durch ihn, der kein Recht hatte, zu ſtrafen. — Wild umtobte ihn das Wetter — er achtete es nicht. Er hatte bei dem Sturze zur Erde ſeinen Hut verloren — er wußte es nicht. — Wie verfolgt eilte er durch den Univerſitätsgarten, deſſen Bäume ihm wie drohende Rieſengeſtalten jeden Augenblick den Weg verſperrten, warf ſich in eine vorüberfahrende Droſchke und kam faſt beſinnungslos in ſeine Wohnung, um eine furchtbare Nacht zu durchleben. —

XVII.

Marie hatte, als ſie ſich gegen Abend allein ſah, Alles, was ſie dem Geliebten ſagen wollte, niedergeſchrieben, und fühlte ſich ſchon durch den Gedanken unendlich erleichtert, endlich ihre lange Qual einem füh-

lenden Herzen geſtehen zu können.“ Sie hatte nichts verſchwiegen, auch den kleinſten Umſtand nicht vergeſſen, ſelbſt ſich angeklagt, wo ſie ſich ſchuldig fühlte, und ihre fürchterliche Abhängigkeit von jenem Elenden ſo wahr und ergreifend geſchildert, daß ſie unwillkürlich beim Durchleſen des Geſchriebenen in Thränen ausbrach. Hatte ſie denn Alles das wirklich erduldet? — Hatte ſie ſo Schweres wirklich tragen können, ohne daß ihr Herz gebrochen? Aber Gott ſei Dank, es war ja vorüber, es mußte vorüber ſein, komme auch, was da wolle. — Wie die Erzählung deſſen, was ſie erduldet, ihr plötzlich ſo fremd aus dem Papiere entgegenſah, begriff ſie faſt nicht, daß falſche Schaam ſie bis jetzt hatte abhalten können, dem Geliebten den ganzen Vorgang mitzutheilen, ja ſie entſetzte ſich vor dem Gedanken, daß ſie ſpäter vielleicht nicht Glauben gefunden haben würde.

Sie fühlte ſich ſo wohl, ſo leicht, als ſie das Ganze noch einmal überleſen hatte, und ſehnte den folgenden Tag herbei, wo ihr es vergönnt war, den Geliebten wiederzuſehen. Jedesmal hatte ſie erfahren, wenn er ſich nach ihrem Befinden erkundigt; hörte auch, daß der Vater geſtern bis ſpät Abends bei ihm geweſen ſei und zweifelte faſt, daß er den Brief an den Criminal-Commiſſarius geleſen. Vielleicht hatte er ihn wirklich nur dem Bedienten abgenommen, um dieſen raſcher zum Arzte zu ſenden. Gleichviel! — Er ſollte Alles wiſſen. —

Am nächſten Tage beſuchte Schneider ſchon früh ſeinen Freund Waldemar und war erſtaunt, den ſonſt

ſo lebensluſtigen, kräftigen jungen Mann plötzlich ſo verändert zu finden, daß er ihn beſorgt fragte, ob er krank ſei? — Waldemar erſchrak, ſah in den Spiegel und geſtand ſelbſt, daß ſein Ausſehen auffallend anders ſei, als ſonſt, ſchrieb es aber einer Erkältung und einer ſchlafloſen Nacht zu. —

„Da werden Sie auch nicht in der Stimmung ſein, wie ich Sie für die Mittheilung brauche, um deretwillen ich Sie ſchon ſo früh heimſuche.“ —

„Doch, doch, lieber Freund. Im Gegentheil, ich fühle mich unfähig zu arbeiten, und ich hätte doch nichts gethan, bis ich nachher zu meiner Braut gehe.“ —

„Das iſt ja erwünſcht! — Erſchrecken Sie nur nicht über das Manuſkript, welches ich da ſo ſolenn aus der Taſche hole. — Ich weiß, es hat etwas Fürchterliches, wenn ein Freund ganz unvermuthet dergleichen Bedrohliches entfaltet, aber Sie müſſen heute ſchon einmal ſtill halten. Das Ding geht Sie näher an, als Sie glauben.“ —

„Mich? Wie das?“ —

„Aber, Freund, Sie ſehen wahrhaftig krank aus. — Thäten Sie nicht beſſer, ſich wieder zu Bett zu legen?“ —

„Ich fühle nichts! — Laſſen Sie mich nur. — Ich bin zerſtreut, aufgeregt — unangenehme Geſchäfte. — Achten Sie gar nicht darauf.“ —

„Wohlan denn! Sie erinnern ſich doch, daß Sie mir erlaubt, die alten Familien-Papiere durchzuſehen. Ich geſtehe Ihnen, daß einige darunter mich ungemein

gefeſſelt, und daß ich ſo frei geweſen bin, den reichen Stoff in das Gewand einer hiſtoriſchen Novelle zu kleiden. Geſtern den ganzen Tag konnte ich nicht los-kommen vom Schreibtiſch und um Mitternacht war ſie fertig. Ich bringe ſie Ihnen zur Durchſicht, und bitte mir eine ſcharfe Kritik aus. Sie wiſſen, daß wir uns Aufrichtigkeit verſprochen." —

„Alſo aus der Geſchichte meiner Familie?" —

„Allerdings. Ich habe das Jahr 1538 gewählt und die Novelle um die intereſſante Perſönlichkeit unſers Kohlhaas gruppirt." —

„Da werde ich aller Wahrſcheinlichkeit nach Dinge erfahren, die ich bis jetzt ſelbſt nicht gewußt." —

„Das glaube ich ſelbſt. — Leſen Sie die Bogen mit Muße durch." —

„Iſt vielleicht darin von der alten Sage die Rede, nach welcher früher in unſerer Familie ein eigenthümliches Uebel geherrſcht?" —

„Sie meinen den ſogenannten böſen Blick?" —

„Ja, mein Vater hat mir, als ich eingeſegnet war, einmal davon erzählt, und mich aufmerkſam gemacht, wie das tolle Zeug einer finſtern Zeit angehört. Es ſoll alle hundert Jahre wiederkehren, weiter weiß ich aber nichts davon, auch nicht einmal das Jahr, in welchem dies Wunder geſchehen ſoll. — Der unheimliche Spuk iſt mir ganz aus dem Gedächtniſſe gekommen; nur neulich, als von der Prophezeiung der Lenormand die Rede war — erinnern Sie ſich wohl? — gedachte ich der Erzählung des Vaters." —

„Sie glauben doch hoffentlich nicht an dergleichen Mährchen?“ —

„Ich dächte, Sie kennen mich beſſer.“ —

„Verzeihen Sie die unzeitige Frage. — Sonderbar genug iſt es gerade das Jahr 1838, wo nach altem Herkommen der böſe Blick ſich auch bei Ihnen einfinden müßte.“ —

„Wie ſagen Sie? — In dieſem Jahre?“ —

„Allerdings, wenigſtens giebt es ſo Ihr Urgroß-Onkel in ſeinem Tagebuche an.“ —

„Wo iſt dies Tagebuch? — Findet ſich dort vollſtändige Aufklärung darüber?“ —

„Andeutungen wenigſtens. — Aber Sie werden doch das Zeug nicht jetzt leſen wollen?“ —

„Warum nicht? — Es könnte doch!“ —

„Was? — Doch nicht etwa der böſe Blick über Sie kommen? — Sein Sie ganz unbeſorgt, dazu müßten Sie erſt ein Verbrechen begehen, und das iſt doch nicht zu befürchten.“ —

„Herr Gott! — Ein Verbrechen? — Was ſagen Sie da?“ —

„Allerdings! — Das Horoſkop ſagt ausdrücklich, daß nur derjenige unter den Nachkommen, welcher ein Verbrechen begeht, der Wirkung jenes alten Familien-Uebels ausgeſetzt iſt. Ich habe herzlich gelacht, als ich beim Durchleſen an Sie dachte. — Aber was iſt Ihnen, Freund? — Sie ſind wirklich krank. — Setzen Sie ſich doch wenigſtens!“ —

„Nichts, es iſt nichts. — Ich bin ganz wohl! —

aber das Buch, das Buch! — Schicken Sie es mir ja noch heute — ſo bald als möglich.“ —

„So aufgeregt habe ich Sie ja noch nie geſehen. Iſt Ihnen etwas Unangenehmes begegnet? — Bedürfen Sie des Raths oder Beiſtandes eines Freundes?“

„Daß ich nicht wüßte! — Verzeihen Sie meinem Zuſtande, ich weiß nicht, was ich rede! — Ich wollte es Ihnen nicht geſtehen, aber jetzt fürchte ich ſelbſt, daß eine Krankheit —“

„So will ich gleich zu Ihrem Arzt ſchicken.“ —

„Ein Arzt kann mir nicht helfen! — Doch, doch! — was ſage ich denn da? Schicken Sie zu Herrn von Arnim. — Aber erſt Nachmittag findet er mich zu Hauſe. In einer Stunde muß ich zu Marien — muß ſie ſehen, ſie ſprechen. — Ich ertrage dieſen Zuſtand nicht länger!“ —

Schneider begriff dieſe ſeltſame Aufregung Waldemars nicht, und konnte freilich nicht ahnen, was ſie herbeigeführt. Um dem Freunde zu dienen, ging er ſofort ſelbſt zum Arzte und ließ ihn am Nachmittage um einen Beſuch bitten — Waldemar blieb dagegen in einem qualvollen Zuſtande zurück. — Was hatte er hören müſſen? — Ein Spuk, den er ſonſt belächelt, deſſen er höchſtens mit einem Achſelzucken gedacht haben würde, ſtand jetzt plötzlich mit furchtbarer Gewißheit vor ihm und drohte ihn zu erfaſſen. Er hatte ein Verbrechen begangen. Aus den zuſammenſchlagenden Wellen tönte es ihm wie Hohnlachen entgegen, und grinſend blickte ihn das Geſpenſt eines Fluches an, dem

er erliegen ſollte! — Wie ſo überwältigend war das Schickſal über ihn hereingebrochen! Noch geſtern keine Ahnung von dem Gräßlichen, das heute ſeine Seele belaſtete! — War es denn aber möglich? Konnte ein zufälliges Zuſammentreffen von Umſtänden wirklich das Werk eines unheimlichen Einfluſſes ſein? Nein! ſein geſunder Sinn ſträubten ſich dagegen; und doch! hätte er ſich nicht auch gegen den Gedanken geſträubt, daß er einem Menſchen das Leben rauben könne? — Vergebens ſuchte er Troſt in dem Bewußtſein, daß Marie ſeinen ungerechten Argwohn nicht verdient, daß die Ausſage jenes Verworfenen ſie nur einer That beſchuldigt, die in ſich ſelbſt ſchon den Stempel der Unwahrheit, der Unmöglichkeit trug. Je reiner, je unſchuldiger die Geliebte ihm erſchien, je ſchneidender griff der Gedanke in ſeine Seele, daß ſeine unbeſonnene That ſie vielleicht als Opfer fordere. Erſt jetzt erinnerte er ſich, daß Marie an jenem Tage unwohl geworden, als er der Möglichkeit gedacht, daß wirklich ein ſolches Uebel nach hundert Jahren wiederkehren könne, — daß der Blick ſeines Auges ſie gequält, ja ihr unerträglich geweſen. — In tiefes, ängſtigendes Nachſinnen verloren, ſah er die Stunde herankommen, wo er Marien wiederſehen ſollte, und kämpfte mit ſich, ob er in dieſer Stimmung es wagen dürfe, vor ihr zu erſcheinen? —

Der Beſuch ſeines Schwiegervaters riß ihn aus dieſer peinlichen Lage. — Im ſchärfſten Contraſt mit den Gefühlen Waldemars, that ihm der frohe Muth und die behagliche Zuverſicht auf dem Geſicht des Ein-

tretenden faſt weh, und er ſuchte wenigſtens äußerliche Ruhe zu erzwingen, um nicht noch tiefer von dieſer unbefangenen Gewöhnlichkeit verletzt zu werden.

„Noch nicht angezogen? Noch nicht im Staat? Ei! Ei! Herr Bräutigam, das zeigt von keiner beſonderen Sehnſucht. Habe mir es beinahe gedacht, — darum komme ich ſelbſt, um den charmanten Cavalier abzuholen. Ich war bei Stehely und habe dort meine Chocolade getrunken. Iſt das wieder ein Gedränge bei dem Billet-Verkauf-Büreau. Wirklich, die Leute amüſiren ſich im Schweiße ihres Angeſichtes. — Aber vorwärts, vorwärts! Meine Marie erwartet uns, hat auch ſchon Toilette gemacht. — Das wird eine Freude geben, wenn ich mit dem Erſehnten anrücke. — Werde Euch auch nicht lange läſtig fallen. — Ein Schwiegervater iſt bei dergleichen ſehr überflüſſig! Weiß noch recht gut, wie unangenehm mir mein Alter war, der ſonſt einen ganz liebenswürdigen Menſchen vorſtellte. — Was machen Sie denn aber? Sie nehmen ja die Kleiderbürſte, ſtatt der Haarbürſte. — Aha! — vor Freude! Das erzähle ich Marien. — Hören Sie mal, Queißchen, Ihren beau jour haben Sie heute nicht. Sehen ja ſo überwacht, ſo angegriffen aus, ſind Sie nicht wohl?“ —

„Eine leichte Erkältung!“ —

„Wird einen Schnupfen geben. — Da dürfen Sie Marien nicht küſſen, ſonſt bekommt die ihn auch. — Werdet Euch zwar nicht viel daran kehren! — Na, nun noch Hut und Handſchuhe. — Da haben wir den

Lion von Berlin. — Sie ſollten ein Gläschen Madeira oder Portwein trinken. Das wärmt! — Kommen Sie mit. — Ich traktire! — Marſch!“ —

Auf der Straße nahm der Schwiegervater Waldemars Arm, und war von ſo unverwüſtlicher Laune, daß dieſer gar nicht zu Worte kommen konnte, ſelbſt wenn er es gewollt. — Kein, auch nur entfernt Bekannter begegnete ihnen, den Müller nicht angeredet und ihm ſeinen Schwiegerſohn vorgeſtellt hätte. So wenig dieſe frohe Stimmung zu Waldemars Gefühlen paßte, ſo hatte ſie doch das Gute, ihn wenigſtens augenblicklich auf andere Gedanken zu bringen. Die friſche Luft, das rege Treiben auf den Straßen trugen auch dazu bei, ihn geſammelter, gefaßter zu machen, und um vieles ruhiger als er ſeine Wohnung verlaſſen, trat er in das Boudoir Mariens ein. Die dicht zugezogenen ſchweren Seiden-Gardinen ließen die Gegenſtände in dieſem, von dem ſorglichen Vater auf das eleganteſte ausgeſtatteten Zimmer nur halb erkennen, und machten es ſo heimlich, ſo abgeſchloſſen, wie es zu der eigenthümlichen Stimmung beider Liebenden am beſten paßte. Der Vater hielt Wort. — Kaum waren die erſten Begrüßungen und Erkundigungen nach dem Befinden Mariens vorüber, als er ſich empfahl und Beide ſich ſelbſt überließ. —

In dem ganzen Gefühl ſeines Unrechts gegen die Geliebte, und doch den Vorwurf für ſie im Herzen, daß ſie ihm nicht ganz vertraut, vermied Waldemar ſorgfältig, etwas zu erwähnen, was ihm jetzt ſchon

Aufklärung jenes, ihm unbegreiflichen Verhältniſſes geben konnte. Dieſe Vorſicht aber und die Befangenheit Mariens, wie er ihr Geſtändniß aufnehmen würde, legten ihren Gefühlen ſo hemmende Feſſeln an, daß ſelbſt der innigſte Wunſch Beider, ganz offen gegen einander zu ſein, lange Zeit nicht über dieſes Hinderniß hinauskommen konnte. — Endlich brach Mariens feſter Entſchluß das Einengende und Drückende des Verhältniſſes; ſie ſprach von den qualvollen Stunden, die ſie durchlebt, und führte das Geſpräch auf die Andeutung zurück, welche ſie vor ihrer Verlobung über das Widerſprechende in ihrem Betragen gegeben. Und doch fühlte ſie ſich unfähig, laut zu geſtehen, was zu geſtehen ſie ſich ſo feſt vorgenommen. — Auch jetzt noch zögernd, reichte ſie mit abgewandtem Geſichte das, was ſie geſchrieben, dem erſtaunten Waldemar hin, ging zum Fenſter, ſchob die Gardinen zurück und blieb ſelbſt dort, die heiße Stirn an das Fenſter gedrückt, während Waldemar in der höchſten Spannung das Dargereichte durchflog.

Das alſo war es! — Kaum traute Waldemar ſeinen Augen, als er aus ſo nichtigen Urſachen ein Verhältniß ſich entwickeln ſah, das nur durch die Unbekanntſchaft eines Mädchens mit der Welt zu ſo unerträglichem Joch werden konnte. —

„Marie! theure Marie! — Warum ſchwiegen Sie? Warum vertrauten Sie mir nicht, was mein Schutz Ihnen hätte erſparen können? — Konnten Sie glauben, daß der Liebende Ihnen einen Vorwurf ma-

chen würde, einen Vorwurf, der das Kind, aber nicht das beſonnene Mädchen treffen kann. — Aber kein Wort mehr von dem Vergangenen.“

„Waldemar!“ —

„Welche fürchterliche Qual hätten Sie ſich erſparen können, wenn Sie nur einmal dieſer empörenden Anklage ſo feſt in das Auge geſchaut, als Sie es jetzt thun! Sie ſprechen hier von dem Briefe jenes Nichtswürdigen, der Sie zu der falſchen Ausſage gegen den Criminal-Commiſſarius veranlaßt. — Haben Sie ihn noch?“ —

„Wie Alles, was dieſer Menſch je hervorgeſucht, um mich zu peinigen.“

„Vertrauen Sie dieſe Papiere mir an. Athmen Sie von jetzt an leicht auf, denn Sie haben nichts mehr zu fürchten. Iſt Ihre Ehre nicht die meinige? Ich werde zu handeln wiſſen. Aber wie beſchämt ſtehe ich vor Ihnen. Ich konnte zweifeln, konnte argwöhnen! O verzeihen Sie mir!“ —

„Was ſoll ich verzeihen? Ich, die ich Vergeben und Vergeſſen von Ihnen erwarte.“ —

„Marie! Sprechen Sie dieſe Worte nie wieder gegen mich aus. Dem ſorgloſen Vater, der Sie unbewacht und unbeſchützt fremder Aufſicht überließ, dem gewiſſenloſen Verführer, der die jugendliche Schwärmerei eines Mädchens mißbrauchen wollte, mag vergeben ſein, wie ich es von dieſem Augenblick an vergeſſen habe. — Ihnen kann ich nur das Mißtrauen verzeihen, das Sie in mich geſetzt, den Zweifel an meiner

Liebe — und auch dieſe habe ich mir ſelbſt zuzuſchreiben, meinem Stolze, meiner Unentſchloſſenheit. Jetzt, wo jede Scheidewand zwiſchen uns gefallen iſt — wo wir uns Beide klar erkennen und verſtehen, frage ich noch einmal — Marie! willſt Du mein ſein fürs Leben?" —

„Fürs Leben!" —

Weinend ſank ſie an ſeine Bruſt. — Der Bann war gelöſt, ohne Rückhalt ſprach ſie ihre Gefühle aus, als Wilhelm anmeldete, daß ein Herr Neumann das Fräulein zu ſprechen wünſche.

„Mich?" fragte erſtaunt Marie. —

„Nur das Fräulein, hat er ausdrücklich geſagt, und auch erſt, als er ſich erkundigt, daß der Herr ausgegangen iſt." —

„Ich kenne keinen Herrn Neumann!" —

„Ich aber glaube zu ahnen, was er hier ſucht. — Laſſen Sie den Herrn nur hereinkommen, Wilhelm, ſagen Sie aber nicht, daß ich hier bin." —

XVIII.

Zum Schrecken oder zur Freude Neumanns, er wußte ſelbſt nicht recht, ob er ſich darüber freuen oder davor ängſtigen ſollte, hatte ihm Frau Dorothee ſchon beim Kaffee gemeldet, daß heute ſehr ſchönes trockenes Wetter ſey. Der Sturm des vorigen Abends hatte

ausgetobt und ein ſchneidender Wind gegen Morgen die Näſſe in den Straßen aufgeſogen. Thermometer und Barometer wurden befragt, der wolkenloſe blaue Himmel nach allen Seiten geprüft, — es war ſchönes Wetter und auch unleugbar trocken. Den vorgeſtrigen Beſuch Waldemars hatte er noch nicht verwinden können, und das abermals beſtandene Verhör ſaß ihm in allen Gliedern. Wäre es trocken geweſen, ſo würde er ohne Weiteres den großen Moment, den herbeizuführen er feſt entſchloſſen war, ſchon geſtern herbeigeführt haben, aber es war naß, ſehr naß, und da ihm der unfehlbare Wahrſager in der Auguſtſtraße geſagt, daß er ein ſogenanntes „feuchtes Temperament" habe, ſo begriff er, daß allerdings ein trockener Tag für den großen Schritt, den er thun wollte, günſtiger als ein naſſer ſei. Mit der größten Vehemenz dachte er darüber nach, wem er wohl am beſten zu ſeiner endlichen Beruhigung einen Beſuch machen ſolle. Der erſte, der ihm einfiel, war der freundliche Criminal-Commiſſarius, der denn doch aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon etwas in der Sache gethan hatte; — aber der Gedanke, von ſelbſt wieder mit einem Polizei-Beamten anzuknüpfen, war entſetzlich, und da er ja aus Erfahrung wußte, daß Jener ſeine Wohnung ſehr wohl finden könne, wenn er nur wolle, ſo wollte er lieber warten, bis die angenehme Ueberraſchung eines Beſuches ihm aufblühen würde. Ueberdem war ja in der Seſſion von ihm geſprochen worden, was ihn noch ganz beſonders ängſtigte. Der zweite Fall verſprach ihm eben ſo wenig ein erfreuliches

Reſultat, nämlich der Beſuch bei dem Vater oder dem Bräutigam. Entweder wußte dieſer ſchon, daß er geklatſcht und dadurch die Urſache der Nachforſchungen nach den Verhältniſſen Mariens geworden, und dann lächelte ihm möglicherweiſe eine beſchleunigte Entfernung, oder ſie wußten noch nichts, und dann wäre er es ja wieder geweſen, der die Sache noch ſchlimmer gemacht. Der Bräutigam ſchien allerdings etwas zu wiſſen, das bewies ſeine Erkundigung, aber wie viel? — darauf kam es an, und Neumann wußte nur zu gut, daß, wenn er einmal im Zuge der Unterhaltung war, Mancherlei zum Vorſchein zu kommen pflegte, was beſſer nicht zum Vorſchein gekommen wäre. Der dritte Fall endlich, zur Mademoiſelle Müller ſelbſt zu gehen, ſchien ihm noch am plauſibelſten, weil er ſich da am beſten entſchuldigen und allenfalls, wenn von Seiten des Criminal-Commiſſarius noch nichts geſchehen, warnen konnte. Herunter mußte dieſe Laſt von ſeinem Herzen, das war ihm klar, und je eher je lieber, ſollte ihn dieſe ganze Angelegenheit nicht nach Cöpenick treiben.

So fand er ſich Mittags in Müllers Hauſe ein, erkundigte ſich ſorgfältig, ob der Vater zu Hauſe ſei, und ließ ſich, als er darüber Gewißheit hatte, bei der Tochter melden. Waldemar, der bei Nennung des Namens vorausgeſehen, daß es wahrſcheinlich derſelbe Neumann ſei, bei dem er Erkundigung hatte einziehen wollen, trat in das Nebenzimmer, ließ aber auf Mariens Bitte die Thür offen, ſo daß er jedes Wort hören konnte. Es dauerte einige Zeit, ehe Neumann

Gummi-Ueberſchuhe, Mantel, Parapluie und Handſchuhe los war, dann aber trat er mit endloſen Bücklingen in das Boudoir, deſſen reiche Eleganz auch eben nicht dazu beitrug, ſeine Stimmung behaglicher zu machen.

„Bitte tauſendmal um Entſchuldigung, Mademoiſelle Müller, wenn ich vielleicht ungelegen komme, aber es iſt heute ſehr ſchönes trockenes Wetter, und da wollte ich —“

„Nehmen Sie Platz, mein Herr!“

„Bitte! Iſt ja ſo gut, als ob ich ſchon ſitze. — Wie geſagt, bitte um Verzeihung, wenn ich ſtöre. Ich weiß, um dieſe Zeit haben die Damen mit der Wirthſchaft und mit der Küche zu thun, aber es ſind denn doch nun einmal Dinge vorgefallen —“

„Sie haben gewünſcht, mich allein zu ſprechen!“

„Ach ja wohl allein, denn ſehen Sie einmal, es braucht doch nicht gerade Jeder zu wiſſen, daß Sie — das heißt, — ja, wie ſoll ich denn gleich ſagen? — Hm! — Wie befinden Sie ſich denn, Mademoiſelle Müller, doch hoffentlich recht wohl?“

„Heute etwas beſſer, aber geſtern hätte ich Ihren Beſuch nicht annehmen können, — ein heftiger Fieber-Anfall, — indeſſen —“

„Nu ſehe mal ein Menſch an! — So ein geſundes hübſches Frauenzimmer, wie Sie, bekommt auch das Fieber? — Da könnte ich Ihnen ein gutes Mittel angeben, — habe das Rezept bei mir!“

„Sie ſind doch nicht gekommen, um ſich nur nach meinem Befinden zu erkundigen?“

„Gott bewahre! — Denn was geht mich im Grunde genommen Ihr Befinden an? — Nein! ich komme wegen — Ich heiße nämlich Neumann, bin Rentier und wohne in der Papenſtraße. Da habe ich nun neulich die Ehre gehabt, Ihnen irgendwo zu begegnen, und da hat denn der Teufel ſein Spiel gehabt und ich habe das andern Leuten erzählt, und die andern Leute haben das wieder andern Leuten erzählt, und unter dieſen war unglücklicherweiſe ein Criminal-Commiſſarius, und ſo iſt denn eigentlich die ganze Geſchichte in Gang gekommen.“

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr!“

„So? Na das wäre mir eigentlich ſehr lieb, wenn Sie mich nicht verſtünden, weil dann Hoffnung iſt, daß ſich Alles noch wieder gut machen läßt. Das heißt, ich bin unſchuldig, habe nur ſo erzählt, was ich geſehen, und das iſt doch nichts Schlimmes. Freilich, wenn die Leute, die man beſucht, gleich Verbrechen begehen, ſo daß man ganz unwiſſend in Beziehungen zur Polizei geräth —“

„Wollen Sie ſich nicht deutlicher erklären?“

„Na, in Gottesnamen! Ihr Liebſter, der Chriſtoph —“

„Mein Herr!“

„Na ja, der Chriſtoph Eckardt. — Das iſt ein verfluchter Kerl! — ſtiehlt wie ein Rabe; — und da haben ſie ihn nun feſtgenommen, — und durch Zufall

hat die Polizei erfahren, daß Sie ihn beſucht; — es iſt eigentlich eine ganz erbärmliche Klatſcherei, die ganze Geſchichte, — und — — — Ja, wenn Sie mir aber nicht ein bischen helfen wollen, Mademoiſelle Müller, dann fahre ich mich feſt. Nein, ich ſage doch! Sie ſehen mich ſo verwundert an, als ob Sie wirklich gar nicht wüßten, wovon die Rede wäre. Haben Sie denn nicht gehört? — der Chriſtoph ſitzt!"

„Das weiß ich bereits!"

„So? — Das wiſſen Sie alſo bereits? — Aber ſehr zu ängſtigen ſcheinen Sie ſich deshalb nicht! — Ich wollte, ich könnte auch ſo von mir ſagen!"

„Ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir durch dieſe Mittheilung bewieſen; aber ich habe meinen Bräutigam, Herrn Waldemar von Queiß, gebeten, die ganze Angelegenheit in Ordnung zu bringen."

„Haben Sie? — I ſehen Sie mal! — Na, unverhofft kommt oft! — Eher hätte ich auch des Himmels Einſturz vermuthet, als daß Sie Ihren Bräutigam — Nein, ich ſage doch, was man Alles erlebt! — Geſtern Abend ſchienen Hochderſelbe doch noch nicht viel davon zu wiſſen!"

„Wie ſo geſtern Abend?"

„Sie irren, Herr Neumann!" unterbrach jetzt der hereintretende Waldemar das Geſpräch.

„Ach Herr Je! — Herr von Queiß! — Na, nun ſage ich gar nichts mehr! — Warum bin ich auch ſo ein Thor und verlaſſe mich auf trockenes Wetter! — Sehr angenehm, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen!"

„Als ich geſtern bei Ihnen war, wußte ich ſchon längſt, daß meine Braut eigentlich nur Ihnen die unangenehmen Erkundigungen zu danken hat, die von der Polizei bei ihr angeſtellt wurden, und kann nicht ſagen, daß wir Ihnen beſonders dankbar dafür ſind. Sie haben ſich unterſtanden, aus dem Beſuch, den meine Braut bei jenem Menſchen gemacht, — auf meinen Wunſch gemacht, Folgerungen zu ziehen, die Sie kaum verantworten können, und wenn Sie uns weiter nichts mitzutheilen haben, ſo —“

„So kann ich gehen! — Das iſt es, was ich auch ſehr ſtark zu vermuthen anfange. Na, dann iſt ja hier Alles in der ſchönſten Ordnung. Wenn der Herr Bräutigam nichts dagegen haben? — Mir kann es recht ſein! Hätte ich das gewußt, ſo hätte ich mir freilich den Gang ſparen können. Habe die Ehre, mich beiderſeits ergebenſt zu empfehlen. — Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich hier geweſen bin. Soll nicht wieder geſchehen. Apropos! Weiß denn der Herr Vater auch davon? — Möchte es nur wiſſen von wegen des in Achtnehmens!“

„Wenn Sie nicht abermals einer Familie unverdient trübe Augenblicke machen wollen, ſo rathe ich Ihnen, Ihre Zunge im Zaume zu halten, ich würde ſonſt genöthigt ſein, in einem ernſteren Tone mit Ihnen zu ſprechen.“ —

„Ah ſo! Bitte! — Na, über meine Lippen ſoll gewiß nichts mehr kommen. — Ich ziehe nach Cöpenick. — Da iſt doch wenigſtens kein Voigtland. —

Habe, wie geſagt, die Ehre, mich ergebenſt zu empfehlen. Wo ſind denn meine Ueberſchuhe? Ja ſo, draußen. — Bitte, kann den Weg auch allein finden!“ —

So ſchob ſich Neumann zur Thür hinaus. Auf die Straße gekommen, konnte er ſich nicht enthalten, das Haus zu betrachten und laut auszurufen: „Na! Du kriegſt mich nicht wieder!“ Selbſt über dieſen unwillkürlichen Ausruf erſchrocken, ging er raſch bis zur nächſten Ecke, und fühlte ſich erſt wieder wohl, als er die ganze Behrenſtraße hinter ſich hatte. Was hatte ihm nun das trockene Wetter geholfen? — Statt Dank zu finden, wie er gehofft, waren ihm die unzweideutigſten Offenheiten geworden, die ſelbſt für Grobheiten gehalten werden konnten, wenn man ſie genauer überlegte. — Er merkte nun nach grade, daß Alles, was er in dieſer unglückſeligen Sache anfing, zu ſeinem Aerger ausſchlug. Hoch und theuer ſchwor er im Stillen, nun auch keinen Schritt mehr zu thun, kein Wort mehr zu reden, ja keine Miene mehr zu verziehen, wenn ein anderer davon redete und — nach Cöpenick zu ziehen. Während des Nachhauſegehens hatte er gleich Gelegenheit, die neuen Entſchlüſſe in Ausführung zu bringen. Auf dem Gendarmen-Markte ſah er ſchon von weitem einen Auflauf, der ſich um eine Droſchke drängte. Lebhaftes Zanken und Geſchrei zog von allen Seiten die Vorübergehenden dorthin. Neumann hätte auch gern geſehen, was da los ſei, aber gewiß war die Polizei wieder in der Nähe. Nein!

Lieber einen Umweg, lieber den Sechſer für die Cavalierbrücke bezahlt, als auf dem direkten Wege durch die Jägerſtraße an dieſer Verſuchung vorüber. — Der erſte Verſuch gelang vollkommen. Er ging die Markgrafenſtraße bis zur Bibliothek hinunter, ſah ſich zwar nochmals um, beſiegte ſeine Neugier aber ſo vortrefflich, daß er nur da ſtehen blieb, wo er den Auflauf eben aus den Augen verlor, bis jemand von dort vorüberkam, den er beſcheiden fragte:

„Was iſt denn da los?“ —

„Ein Betrunkener will den Droſchkenmann nicht bezahlen.“

„So, ſo! — Nein, ich ſage doch, was es für Menſchen in der Welt giebt! — Danke Ihnen! — Iſt Polizei dabei?“ —

„Bis jetzt hat ſich keine ſehen laſſen!“ —

„Hm! da könnte man ja! — — — Neumann! Neumann! keine Wankelmüthigkeiten. Marſch, nach Hauſe. Sei ſtark! — Unterliege nicht ſo ſchnöder Verſuchung. Und wenn ganz Berlin zuſammenläuft, — ich laufe nicht mehr zuſammen, ſo viel iſt gewiß!“ —

XIX.

Die Vorgänge des Morgens hatten Marien ſo aufgeregt, daß am Nachmittage der Fieberanfall wie-

verkehrte, und Waldemar von dem unterdeſſen nach Hauſe gekommenen Vater faſt mit Gewalt aus ihrem Zimmer fortgezogen wurde. Müller machte ſich Vorwürfe, überhaupt zugegeben zu haben, daß Waldemar ſo lange bei ihr geblieben, und wollte in ſeiner Beſorgniß für die Tochter, gleich ſelbſt zum Arzte eilen, damit er doch ja heute noch einmal komme. Wo aber den jetzt finden? Waldemar erinnerte ſich jetzt, daß Herr von Arnim am Nachmittage ihn beſuchen würde, und übernahm ſelbſt den Auftrag. In ſeiner Wohnung fand er bereits die Familien-Papiere, welche Schneider unterdeſſen überſandt hatte, und überzeugte ſich nun, daß Alles, was dieſer ihm mitgetheilt, allerdings ſeine Begründung in jenen alten Urkunden habe. Seine Stimmung war, ſeit er Marien verlaſſen, eine ganz andere geworden. Die quälendſten Zweifel waren geſchwunden, und nur das bittere Gefühl zurückgeblieben, ſich ſeines Mißtrauens ſchämen zu müſſen. Jetzt aber kehrten die trüben, unheimlichen Gedanken mit ihrer ganzen Kraft zurück, und je deutlicher er überſah, wie grauenhaft jener alte Fluch in längſt verfloſſener Zeit gewirkt, je ungewiſſer und ſorgenvoller ſah er in die nächſte Zukunft, die ja auch ihm und der Geliebten verderblich werden konnte. Hatte er ſich denn nicht eines Verbrechens ſchuldig gemacht? — Freilich abſichtslos — aber war es darum weniger ein Verbrechen? — Vergebens ſuchte er durch Vernunftgründe die Möglichkeit einer Wiederkehr dieſes unerklärlichen Uebels zu bekämpfen; vergebens ſchrieb er es dem Zufalle zu,

was früher geſchehen, was er geſtern noch lächelnd und mit Achſelzucken abgewieſen haben würde, hatte heute ſo grauenhaftes Leben und Geſtaltung gewonnen, daß er wirklich ſchon jetzt der Wirkung des böſen Blickes zu unterliegen glaubte. So in Zweifel und Nachdenken verloren, fand ihn der Beſuch des Arztes, welchen er zunächſt von dem Zuſtande Mariens unterrichtete, und ihn bat, ſo bald als möglich dort Hülfe zu bringen. —

„Alſo doch wieder? — Ich hoffte grade von dem Wiederſehen eine wohlthätige Einwirkung auf dieſe unerklärliche Krankheit.“ —

„Unerklärlich, ſagen Sie?“

„Allerdings! — Sie werden der mir befreundeten Familie bald ſo nahe angehören, Herr von Queiß, daß ich nicht anſtehe, Ihnen meine Beſorgniſſe mitzutheilen.“ —

„Beſorgniſſe? — Sie erſchrecken mich!“ —

„Ich nenne dieſe Krankheit eine materiell unerklärliche, weil ſie mehr ein Seelenleiden, als körperlich zu ſein ſcheint. — Schon lange habe ich dieſe Störung bei ihr bemerkt, ohne in den äußeren Verhältniſſen irgend einen Grund dafür auffinden zu können, und der jetzige Zuſtand kommt mir keineswegs unerwartet. — Jedenfalls iſt es eine Kriſis, die entweder wohlthätig, oder — ich darf es Ihnen nicht verhehlen, Herr von Queiß — verderblich für ſie werden kann.“ —

„Mein Gott! — Sie fürchten?“ —

„Gegen Seelenleiden kämpft menſchliche Wiſſen-

ſchaft vergebens. Ihr Nervenſyſtem iſt in einem Grade zerrüttet, wie ich es mir bis zu dem jetzigen Ausbruch ihrer Krankheit ſelbſt kaum geſtehen wollte, Vorſicht daher jedenfalls unumgänglich nothwendig. Wann werden Sie ſich verheirathen?“ —

„Der Vater wünſcht in einigen Wochen!“ —

„Und er hat Recht, freilich ohne meine Gründe zu ahnen. Laſſen die Verhältniſſe ſich nach Ihrem Wunſche geſtalten, ſo rathe ich zur Beſchleunigung. Ich hoffe viel — ja Alles von dem Einfluß, den das erſte Jahr einer glücklichen Ehe auf das Weib ausübt. Sie haben ebenfalls meinen Beſuch gewünſcht, Herr von Queiß?“ —

„Eine Erkältung! — fieberhafter Zuſtand heute Morgen, — jetzt fühle ich mich indeſſen um vieles wohler.“ —

„Ihr Puls iſt zwar erregt — aber Fieber nicht vorhanden. — Haben Sie Aerger, Unannehmlichkeiten gehabt?“ —

„Gemüthsbewegung mag allerdings wohl die Urſache geweſen ſein, und ich hoffe, der Anfall wird vorübergehen, ohne ärztlicher Hülfe zu bedürfen. — Verzeihen Sie, daß Freund Schneider Sie einer ſolchen Kleinigkeit wegen bemüht.“ —

Herr von Arnim wollte ſich empfehlen, Waldemar aber hielt ihn zurück und ſuchte das Geſpräch auf einen Gegenſtand zu bringen, über den er ſich von der Erfahrung des Arztes Beruhigung verſprach. Mariens

Krankheit, und die nur zu richtig erkannte Urſache derſelben gab die nächſte Veranlaſſung dazu. —

„Glauben Sie denn, Herr Doktor, daß die nervöſe Erregung Mariens in demſelben Grade ſchwinden wird, als die geiſtige Urſache derſelben ihre Einwirkung verliert?“ —

„Wir wollen es hoffen! — Ich kenne dieſe Urſachen nicht, aber ſie müſſen wunderbarer, tief eingreifender Art ſein, daß ein an Leib und Seele ſo geſundes Mädchen ihnen in ſolchem Grade erliegen konnte. Ja, wenn wir Aerzte immer erführen, welche Einflüſſe heimlich, oft ungeahnet den Kranken umgeben, dann wäre die Diagnoſe weniger dem glücklichen Zufalle unterworfen, und wir würden das Gebäude unſers Heilverfahrens auf einer ſicherern Grundlage auferbauen können. So aber umgiebt uns grade in den ſchwierigſten Fällen nur zu oft Täuſchung, Verheimlichung, ja gradezu Lüge! — Dieſe occulten Einflüſſe verwandſchaftlicher Verhältniſſe, häuslicher Beziehungen, gewaltſam niedergehaltner Leidenſchaften ſind es, die uns Aerzten das meiſte zu ſchaffen machen.“ —

„Halten Sie es für möglich, daß ein ſolcher occulter Einfluß ſogar ein körperlicher ſein kann?“ —

„Unter Umſtänden, warum nicht?“ —

„Da las ich neulich etwas über den ſogenannten „böſen Blick“.“ —

„Ah, Sie meinen jenen alten ſlaviſchen Aberglauben. Das mauvais oeil der Franzoſen und mal

ochio der Italiäner. So viel ich weiß, iſt die Sage davon wallachiſchen Urſprungs.“ —

„Und glauben Sie, daß eine ſolche, durchaus materielle Einwirkung eines Menſchen auf den andern überhaupt ſtattfinden kann?“ —

„Nein!“ —

„Aber die mannigfachen Beiſpiele und der tiefgewurzelte Glaube jener Völker?“ —

„Können Sie mir erklären, was Magnetismus iſt, was Elektricität, was Anſteckung und Uebertragung eines Krankheitsſtoffes?“ —

„Alſo ſind Sie der Meinung, daß —“

„Daß ein Arzt nichts meinen darf, als was er auf poſitives Wiſſen gründen kann. Des Unerklärlichen, ja Unbegreiflichen kommt uns täglich ſo Vieles vor, daß wir uns wohl hüten müſſen, alles das für unmöglich oder unſtatthaft zu halten, was wir nicht mit den bisherigen Erfahrungsſätzen in Einklang bringen können. Iſt es doch mit den ſogenannten Sympathien bei Krankheiten ein eigenes Ding. Ich brauche wohl nicht zu verſichern, daß ich an ihre Wirkung nicht glaube, aber ich halte auch keinen meiner Patienten ab, ſelbſt ſeinen guten Glauben an dergleichen auf die Probe zu ſtellen, wenn ich nicht gradezu gegen das poſitiv Therapeutiſche meines Verfahrens geſündigt ſehe.“ —

„Sie haben Recht! Was ſind dieſe ſogenannten Beſprechungen des Blutes, dieſe Sympathien durch Fixiren des Blickes, anders, als die Einwirkung eines

menſchlichen Organismus auf den andern. Aus dieſem Standpunkte betrachtet, würde dann auch die Möglichkeit eines „böſen Blickes“ zugegeben werden müſſen.“

„Das heißt, es wird zugegeben werden müſſen, daß irgend ein Menſch plötzlich ſterben und der andere ſich einbilden kann, es ſei durch den „böſen Blick“ geſchehen. Dagegen habe ich nichts. Aber Sie werden doch nicht im Ernſte da eine wiſſenſchaftliche oder auch nur empiriſche Begründung verlangen, wo unſere Begriffe von den Einwirkungen natürlicher Kräfte aufhören und das Ueberſinnliche beginnt. — Wie oft hört man, ein junges Mädchen ſei vor Liebesgram geſtorben — und iſt dieſer Liebesgram etwas anderes, als der böſe Blick des Geliebten, vielleicht des Ungetreuen?“ —

„Sehr wahr! — aber die Erblichkeit eines ſolchen Uebels, wie dieſer böſe Blick beſchrieben wird, liegt doch nicht im Bereiche des Möglichen.“ —

„Für den, der an dergleichen glaubt, iſt alles möglich. Ich ſelbſt habe nicht die Ehre, zu dieſen zu gehören, nehme es aber Niemand übel, wenn er glaubt, was ihm gut dünkt. — Will man das fabelhafte Uebel ſelbſt geſtatten, ſo kann man ſeine Erblichkeit auch ganz bequem mit in den Kauf nehmen. Erbt nicht Temperament, Charakter, Neigung, Idioſyncraſie, ſelbſt Wahnſinn? der abnormen Körperbildungen noch gar nicht einmal zu gedenken. Und ſind dieſe etwa leichter erklärlich, als ein ſolches unheimliches Weſen, wie der böſe Blick? — — Aber wir verlieren uns da in ein eigenthümliches Geſpräch. — Sie zeigen ein ſo lebhaf-

tes Intereſſe für meine Meinung über dieſen ſonderbaren Gegenſtand, daß ich faſt fragen möchte, ob ein nahe liegendes Ereigniß vielleicht dieſes Intereſſe hervorgerufen?“ —

„Sie glauben doch nicht, daß ich? — Nein! eine Novelle, die ich vor Kurzem geleſen — der Wunſch, aus dem Schatze Ihrer Erfahrung vielleicht einen Beweis für die Möglichkeit —“

„Das Thema iſt allerdings intereſſant genug, und es wird mich freuen, wenn wir Muße finden könnten, es gründlich durchzuſprechen. — Für jetzt aber muß ich um Entſchuldigung bitten. — Einige ſchwer Kranke erwarten mich. Leben Sie wohl, Herr von Queiß! — Ihr Zuſtand iſt durchaus nicht beunruhigend. Einige Flaſchen kohlenſaures Bitterwaſſer von Fuchs, in der Neuen Friedrichsſtraße Nr. 33, bringen Alles leicht in Ordnung.“ —

Herr von Arnim ging, Waldemar aber blieb eben ſo unruhig und zweifelnd zurück, als er es vor dem Beſuche des Arztes geweſen. Er hatte gehofft, jenen Aberglauben bekämpft, ſich verlacht zu ſehen, und war im Gegentheil auf Aeußerungen geſtoßen, die ſeinen Befürchtungen neue Kraft gaben. Daß der Doktor über ſeine eifrigen Fragen gelächelt, daß er nur dem poſitiven Erfahrungsſatz Geltung zugeſtehen wollte, bewies nicht, daß er die Möglichkeit dieſes Uebels läugne. Suchte Waldemar doch mit denſelben Mitteln ſeine innere Angſt zu bekämpfen, und, das fühlte er nur zu lebhaft, ohne Erfolg. Dagegen hatte er von Sym-

pathie, Magnetismus, Miasma geſprochen, Dinge — ſo unerklärlich dem Menſchen, wie Raum und Zeit. Und wenn er ſelbſt die Möglichkeit von ſich abwies, durch, ihm ſelbſt unbewußte Einwirkung die Geliebte zu tödten! — war ſie nicht durch die nervöſe Zerrüttung ihres Körpers vorbereitet genug, um einem plötzlich hereinbrechenden Unglücke zu erliegen? War der gewaltſame Tod dieſes Eckardt, war nicht das in ſeinen Folgen noch unüberſehbare Verhältniß, welches durch ihr ſchriftliches Zeugniß veranlaßt worden, Grund genug, um ein ſolches Unglück zu befürchten? Ja, ja! Alles das war leider möglich! — und die Liebenden vielleicht ein Opfer jenes unheimlichen Fluches —

XX.

Alles Weigern, alle Gegenvorſtellungen waren vergeblich geweſen! Papa Müller hatte, ſeit er den Rath des Arztes gehört, nicht geruht, und die Hochzeit am letzten Tage des Jahres feſtgeſetzt, weil er ſeine Idee ſchon den meiſten ſeiner Bekannten und Freunde mitgetheilt und nun nicht mehr davon abgehen wollte. — Sechs Wochen lang hatte Marie abwechſelnd gekränkelt, abwechſelnd ſich erholt, ſo daß der beſorgte Vater nur um ſo dringender darauf beſtand, die Hochzeit ſo bald als möglich zu feiern, weil ihm die trübſelige

Stimmung in ſeinem Hauſe nach grade anfing unerträglich zu werden.

Waldemar hatte ſeit dem unglücklichen Tage, wo Eckardt durch ſeine Schuld in das Waſſer geſtürzt war, nichts mehr über ihn gehört, — ängſtlich ſuchte er täglich in den Zeitungen nach einer Bekanntmachung des Criminal-Gerichts, wie ſie gewöhnlich erlaſſen werden, wenn Verunglückte oder Selbſtmörder aufgefunden werden. — Es fand ſich nichts. Wahrſcheinlich war der Leichnam unter dem Gewölbe der Ueberbrückung am Kupfergraben liegen geblieben. Unter der Hand hatte er ſich erkundigt, ob jemand in ſeiner früheren Schlafſtelle etwas von ihm wiſſe. Dorthin war er ſeit jenem Tage nicht zurückgekehrt, ſein Tod alſo unzweifelhaft.

Auf der andern Seite hatte auch Marie nichts mehr von dem Criminal-Commiſſarius und dem von ihr ausgeſtellten Zeugniſſe gehört, und da ſie auch von ihrem Peiniger keine Nachricht irgend einer Art erhielt, ſo verſchwand nach und nach die frühere quälende Unruhe aus ihrem Herzen, und ſie war ganz glücklich in dem Gedanken, die Liebe eines ſolchen Mannes, wie Waldemar ihr täglich mehr erſchien, gewonnen zu haben. Nur beunruhigte ſie die oft plötzlich eintretende Schwermuth des Geliebten, die ſelbſt ihre Liebkoſungen nicht zu bannen vermochten, indeſſen hoffte ſie, daß ihre nahe Verbindung auch dieſen ihr unerklärlichen Trübſinn löſen würde. —

So war die Zeit im Fluge vorübergeeilt und der

31ſte Dezember erſchienen, an dem die Hochzeit ſtattfinden ſollte. — Müller hatte nichts von einer kleinen Hochzeit hören wollen, aber ſich doch wenigſtens dem Wunſche des Brautpaars gefügt, in keinem der großen öffentlichen Säle, ſondern in ſeinem Hauſe die Gäſte zu verſammeln. — Mit verſchwenderiſcher Pracht war Alles angeordnet; — Equipagen, Diener, Bedienung, wenn auch nicht auf das Beſte, jedenfalls aber auf das Theuerſte in Bereitſchaft, und eigentlich Niemand glücklicher, zufriedener, unbefangener, als der Schwiegervater, wenn er auf jede verwunderte Frage über die ungewöhnliche Wahl des Tages, erwiedern konnte, daß das junge Ehepaar mit dem neuen Jahre gewiſſermaßen ein ganz neues Leben beginne, was doch eben ſo ſymboliſch als allegoriſch ſei.

Auch Schneider war zur Hochzeit eingeladen. Papa Müller hatte nicht geruht, bis er ihm eine humoriſtiſche Tiſchrede gemacht, die er bei Tafel vorleſen ſollte. Seit jener Unterredung über das Erbübel der Familie, hatte er eine auffallende Veränderung in dem ganzen Weſen ſeines Freundes bemerkt, und obgleich er es ſorgfältig vermied, das Geſpräch darüber wieder anzuknüpfen, ſo wurde es ihm doch deutlich, daß Waldemar nicht frei von einer gewiſſen Beſorgniß ſei, um ſo mehr, als einige hingeworfene Aeußerungen ihn fürchten ließen, daß Waldemar irgend etwas auf dem Herzen habe, was ihn ſchwer, wie ein begangenes Verbrechen drücke. Am Vormittag war er gegenwärtig, als der Freund ſich zur Trauung ankleidete, und konnte

ſich nicht enthalten, das krankhafte, todtenbleiche Ausſehen Waldemars zu bemerken. Schmerzlich von dieſer Bemerkung berührt, ſeufzte Waldemar ſchwer auf und rief faſt unwillkürlich:

„Iſt heute nicht der letzte Tag des verhängnißvollen Jahres?“ —

„Ei, ei! Denken Sie wirklich noch an dieſen Spuk? — Ich dächte, grade der heutige Tag müßte Ihnen den Ungrund jener alten Prophezeiung bewieſen haben. Iſt morgen nicht ſchon Neujahr!“ —

„Wir ſind auch noch nicht am Ende des heutigen Tages. Marie ſcheint mir leidender, als ſie es ſich ſelbſt geſtehen will.“ —

„Das iſt die natürliche Aufregung der letzten Zeit. — Eine Braut ſieht eigentlich immer leidend aus. Aber wir wollen uns nach einigen Wochen ſprechen. — Was fürchten Sie denn auch für Marien? für ſich ſelbſt müßten Sie fürchten, wenn das alte Horoſkop Recht haben ſoll. — Im Jahre 1838 ſoll der letzte Sprößling des Hauſes Queiß untergehrn, notabene wenn er ein Verbrechen begeht. — Sie müßten alſo jedenfalls ſehr eilen, in der größten Geſchwindigkeit noch ein Verbrechen zu begehen, ſonſt bliebe ja der Spuck nicht in Ehren.“ —

Sichtbar zuckte Waldemar bei dieſem Scherze zuſammen, und eilte in das Nebenzimmer, um ſeine Verwirrung zu verbergen. Schneider ſchüttelte den Kopf und wußte nicht, was er ſagen ſollte, da ſolche Schwäche ihm in dem Charakter des ſonſt ſo aufgeklärt denkenden

Freundes unerklärlich war. Doch wollte kein Geſpräch wieder in Gang kommen, und als die glänzende Trauungs-Equipage vorfuhr, holte Waldemar plötzlich ein verſiegeltes Paquet aus dem Sekretair, ſtürzte dem Freunde in die Arme und ſagte mit erſtickter Stimme:

„Wenn Sie bis morgen Mittag keine Nachricht von mir haben, öffnen Sie dies — verfahren Sie nach ſeinem Inhalte, wie der Freund es vom Freunde erwarten darf, und denken Sie meiner!“ —

„Aber Waldemar, was haben Sie vor?“ —

Die Frage verhallte hinter dem Forteilenden, der in der Thür noch einen wehmüthigen Blick auf das Zimmer warf, in dem er ſo lange gewohnt und das er nun auf immer verlaſſen ſollte, um einem ungewiſſen Schickſale entgegenzugehen. —

Die Equipage rollte fort. Das Paquet in der Hand blieb Schneider ſtaunend zurück, und ſann vergeblich darüber nach, was dieſe Papiere wohl enthalten konnten. Sollte Waldemar wirklich an die Möglichkeit einer Erfüllung des Fluches glauben? — Undenkbar! — Und doch! was ſonſt hätte ihn vermocht, grade an dieſem Tage, dem ſo lange herbeigeſehnten, eine Art von Vermächtniß in die Hände des Freundes zu legen? — Es war und blieb räthſelhaft.“ —

Die Trauung ſollte nicht in der Kirche, ſondern im Brauthauſe ſtattfinden, da das Wetter ſehr unfreundlich und von der kalten Kirchenluft ein ſchädlicher Einfluß auf Marien zu fürchten war. Eben fuhr Waldemar vor, als er den Criminal-Commiſſarius,

dem Marie jenen Brief geſchrieben, aus dem Hauſe kommen ſah. Das Ah! Ah! der harrenden Menge, die den ausſteigenden Bräutigam ſehen wollte, ſchlug ungehört an ſein Ohr, und unfähig, einen anderen Gedanken zu faſſen, als den, was den Beamten grade heute hiehergeführt haben könne, ſtand er einige Augenblicke regungslos, bis jener in den Flur des Hauſes zurückging und ihn zu erwarten ſchien.

„Ich wußte nicht, daß heute die Hochzeit des Fräulein Müller ſtattfindet, ſonſt würde ich bis morgen gewartet haben, aber es ſind Dinge vorgefallen, Herr von Queiß, die auch Sie nahe angehen und mich zwingen, mir morgen Vormittag die Ehre zu geben. Ich habe Ihre Braut bereits von meinem Beſuche benachrichtigen laſſen, und bitte nur um Entſchuldigung, daß ich Sie heute geſtört.“ —

„Aber was iſt denn geſchehen?“ —

„Morgen, morgen! — Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen “

Der Criminal-Commiſſarius verließ den Flur und Waldemar war ſo beſtürzt über dieſe plötzliche Begegnung, daß ihm die Kniee zitterten und er nur mit Mühe die Treppe hinaufſteigen konnte. In wie grellem Gegenſatze ſtand der prachtvolle Feſtſchmuck des Hauſes mit der Stimmung, in der er daſſelbe jetzt betrat. Koſtbare Teppiche bedeckten die Treppe, blühende Gewächſe auf jeder Stufe ſchloſſen ſich an der Eingangsthür in die Zimmer zu einer Laube, überall Reichthum, Verſchwendung, Glanz. — Was konnte der

Criminal-Commiſſarius anderes von ihm wollen, als ihn zur Verantwortung ziehen über den Mord jenes Elenden? — Heute beneidet, glücklich, erhaben über alles niedere menſchliche Leid, morgen vielleicht als Mörder gebrandmarkt, dem gemeinſten Verbrecher beigeſellt! —

In dieſem Seelenzuſtande erſchien er vor ſeiner Braut, die erſchreckt über ſein bleiches, verſtörtes Ausſehen vergebens die eigene Erregung zu verbergen ſuchte. Sie theilte ihm mit, was der Criminal-Commiſſarius ihr hatte ſagen laſſen, und Beide wußten nicht, was ſie davon denken ſollten. Weinend verbarg Marie das Geſicht an Waldemars Bruſt, als der Vater dazu kam und mit ſeinen lauten Anordnungen, Zureden und gutgemeinten Liebkoſungen nur noch ſtörender auf das Brautpaar einwirkte

Die Anweſenheit der Brautjungfern, das Eintreffen der Gäſte, die ganze geräuſchvolle Umgebung, Alles das legte Waldemar und Marien einen faſt unerträglichen Zwang auf, deſſen Einwirkung ſie nicht zu verbergen vermochten. Allgemein fiel den Anweſenden das kranke Ausſehen der Braut und das unſtäte, zerſtreute Weſen des Bräutigams auf, und als die Trauung vorüber war, fehlte es nicht an Scherzreden und Neckereien, die beiden um ſo weher thaten, als ſie offenbar in der Abſicht an ſie gerichtet wurden, dieſe trübe Stimmung zu verſcheuchen.

Bei Tafel wechſelten Muſik, Geſang, Feſtgedichte, Geſundheiten mit einander ab. — Alles war froh und

heiter. Niemand ahnete, was in der Seele Waldemars und Mariens vorging. Nur Schneider konnte den Blick faſt nicht von ihnen laſſen, und fühlte ſich doppelt unbehaglich, da von ihm verlangt wurde, er ſolle die Geſellſchaft durch humoriſtiſche Vorträge unterhalten. Aengſtlich zählte er Stunde für Stunde, die das alte Jahr dem neuen entgegenführte und konnte ſelbſt die Befürchtung nicht loswerden, daß irgend ein unglücklicher Zufall die Ahnungen des Freundes verwirklichen möchte. Auffallend war ihm der eigenthümliche Ausdruck, den Waldemars Augen annahmen, wenn er den Blick auf die Geliebte heftete, ja er glaubte zu bemerken, daß dieſe ſcheu die Augen niederſchlug, wenn ſie ſeinen Blicken begegnete. — So hatte er den Freund nie geſehen Bei dem Jubel der Geſellſchaft verzogen ſich ſeine blaſſen Lippen kaum zu einem ſchmerzlichen Lächeln, und er ſchien nur dann ruhig, wenn die Hand Mariens in der ſeinigen ruhte.

Die Tafel wurde aufgehoben, der Ball begann. — Weit ſtrahlte das blendende Licht der reichgeſchmückten Zimmer in die dunkele Nacht hinaus. Maskenſcherze, Gratulationen fanden ſich ein. Es ſchlug Acht, Neun, Zehn Uhr. Der Vater trieb. — Das Brautpaar entzog ſich der lärmenden Freude. Um 11 Uhr kündigte Papa Müller mit ſchmunzelndem Geſicht der Geſellſchaft an, daß ſeine Kinder ſich zurückgezogen, aber der Jubel nun eigentlich erſt recht angehen ſolle. —

Es ſchlug Zwölf! —

„Neujahr! Neujahr! Proſit Neujahr!“ tönt es von allen Seiten. Der Nachtwächter erſchien beſtellt und auf ſeinem Horne blaſend im Tanzſaale. — Die Champagnerpfropfen knallten aufs Neue. Der Kehraus begann. —

Um zwei Uhr verließ Schneider, als der letzte der Gäſte, das Haus.

Alles war ſtill geblieben. — Vor dem Hauſe verweilend ſah er, wie nach und nach die Lichter in den Sälen und Zimmern erloſchen. Nur in dem Boudoir Mariens ließen die ſchweren ſeidenen Gardinen ein ſchwaches Licht durchſchimmern. Ueberall Ruhe und tiefer Friede! —

In der höchſten Spannung erwartete Schneider am andern Morgen Nachricht von Waldemar. — Es wurde 11 Uhr und Niemand ließ ſich ſehen. Schon hatte er das verhängnißvolle Paquet bereit gelegt, um es zu öffnen, wenn bis Mittag keine Nachricht käme. Da klingelte es und Wilhelm brachte eine Empfehlung von dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau, mit der Bitte, ſo bald als möglich ſie zu beſuchen und das Bewußte mitzubringen. Der gnädige Herr hätte ihm etwas ſehr Angenehmes zu ſagen.

Glücklicherweiſe war es noch Zeit bis 2 Uhr, wo er mit der Eiſenbahn nach Potsdam mußte, weil dort ſeit Jahren am Neujahrstage eine Theatervorſtellung ſtattzufinden pflegte. Bald war er bei dem Freunde,

den er allein fand, da Frau von Queiß Toilette für die zu erwartenden Beſuche des Lendemain machte. Wie anders empfing ihm Waldemar! Das war das alte, treue Geſicht wieder, das der lebensfrohe, kräftige Mann, wie er ihn ſeit Jahren gekannt. Gott ſei Dank, alle dieſe tollen, ſpukhaften Befürchtungen waren vorüber, frei war der Blick, zuverſichtlich ſein ganzes Weſen.

Ein herzlicher Händedruck ſprach die Gefühle der Freude beſſer als Worte aus. — Faſt übermüthig in ſeiner Luſt theilt jetzt Waldemar dem Erklärung Erwartenden mit, daß mit dem Beſuche des Criminal-Commiſſarius, der eben weggegangen ſei, ſich Alles auf das Freundlichſte für ihn geſtaltet habe, ja er vergaß, daß Schneider bis jetzt weder von den früheren Verhältniſſen Marieus, noch dem vermeintlich an Ekkardt verübten Verbrechen etwas gewußt. Eine Frage, eine Verſtändigung entwickelte ſich aus der anderen, und ſo erfuhr der Letztere, daß jener Eckardt zwar wirklich in das Waſſer geſtürzt war, aber ſich durch die zum Graben führende Gartentreppe des Hauſes Nr. 7 am Kupfergraben, deren Thür zufällig offen geſtanden, gerettet hatte. Zu derſelben Zeit, wo Waldemar Hülfe herbeiholte, ſtand jener ſchon in dem gegenüberliegenden Garten, und hörte hohnlachend die Vermuthung ausſprechen, daß er wohl mit der Abſicht des Selbſtmordes ins Waſſer geſprungen ſein könne. Durch die kräftige Art, mit der Waldemar ihm entgegengetreten war, ſah er in-

deſſen wohl ein, daß ſeine Drohungen auf Marien keine Kraft mehr haben würden. Die alten Genoſſen fanden ſich bald wieder zuſammen, das wüſte Leben begann aufs Neue, und Anfangs Dezember wurden Eckardt, der ſchwarze Wilhelm und mehrere andere wegen eines beſonders frechen Diebſtahls verhaftet. Diesmal waren die Beweiſe zu klar, überdem ſagte der ſchwarze Wilhelm, der ſich zum erſtenmale einem, von Mehreren ausgeführten Diebſtahle angeſchloſſen hatte, gegen Eckardt aus, und dieſer zeigte aus Rache dem Gerichte Alles an, was er von den früheren Verbrechen ſeines Genoſſen wußte. So erfuhr der Criminal-Commiſſarius die Urſache des Verhältniſſes, welches zwiſchen dieſem Verworfenen und Marien obgewaltet. Er forſchte mit ſeiner bekannten Geſchicklichkeit tiefer und konnte jetzt das erfreuliche Reſultat ſowohl Waldemar als ſeiner jungen Gattin mittheilen.

So war denn der Zauber gelöſt! — Das Jahr 1838 war vorüber. Waldemar hatte kein Verbrechen begangen, Marie erholte ſich zuſehends, und als das glückliche Paar im Frühjahr Abſchied von dem Freunde nahm, um eine große Reiſe durch Frankreich, England und Italien zu unternehmen, dann aber in der Schweiz ſich niederzulaſſen, lachten alle Drei herzlich über den tollen Wahn, der durch das Zuſammentreffen eigenthümlicher Umſtände faſt abermals zu einer Wahrheit hätte werden können. —

Neumann war richtig Anfangs Dezember in der erſten Betſtunde geweſen, und heirathete am 13ten März 1839 ſeine Haushälterin Dorothee Schmidt. Von polizeilichen Verwickelungen war nun nicht mehr die Rede, und aller Aerger, der ihn jetzt noch traf, war rein häuslicher Natur.

Hiſtoriſche Notizen.

(Zur Verſtändigung.)

Erſter Theil. 1538.

Seite 1. Die frühere Domkirche, von welcher im erſten Kapitel die Rede iſt, ſtand auf dem jetzigen Schloßplatze zwiſchen der ſüdlichen Façade des Königlichen Schloſſes, der Breiten und Brüderſtraße, alſo da, wo gegenwärtig der Droſchkenhalteplatz angewieſen iſt. Das Jahr ihrer Erbauung kennt man nicht, doch wird ſie ſchon 1300 erwähnt. Im Jahre 1539, alſo ein Jahr nach der hier geſchilderten Zeit, wurde ſie dem lutheriſchen Gottesdienſt eingeräumt. Ihrer Baufälligkeit wegen wurde ſie vom König Friedrich II. nach Beendigung des Schleſiſchen Krieges niedergeriſſen und dafür der jetzige Dom im Luſtgarten erbaut. — Eine Abbildung derſelben findet ſich in Dr. Geppert's Chronik von Berlin, ſo wie in dem Berliner Geſchichts-Kalender von Wilken.

Der breite Weg oder die große Straße iſt die

jetzige Breite Straße, welche letztere Benennung erſt ſeit Anfang des 18ten Jahrhunderts entſtand, wo dieſe Straße auf beiden Seiten vollſtändig bebaut wurde.

Tomplatz wurde der jetzige Schloßplatz von der ehemaligen Domkirche bis zur langen Brücke genannt. Der jetzt vorhandene Candelaber würde ungefähr 20 bis 30 Fuß von dem ehemaligen Eingange zur Domkirche geſtanden haben.

Die hölzerne Gallerie, welche unmittelbar aus dem alten Schloſſe in den Dom führte, wird in Küſters „altem und neuen Berlin", von Mila und Fidicin mehrfach erwähnt. Sie wurde ſchon früher abgeriſſen, als der Dom, und zwar mit dem beginnenden Ausbau des jetzigen Schloſſes.

Die Einſpännigen der Kurfürſtlichen Leibwache, ſpäter Trabanten genannt, waren eine Leibwache von ungefähr 100 Mann, welche aus den ſogenannten Landsknechten ausgeſucht und mit der Bewachung des Kurfürſtlichen Schloſſes beauftragt waren. Beſtimmte Nachricht von ihnen findet ſich erſt unter der Regierung Johann Georgs 1571. Dieſe ſpricht aber von dem ſchon lange gebräuchlichen Namen, ſo daß man die Exiſtenz der Einſpännigen mit Gewißheit ſchon unter Joachim II. annehmen kann, da dieſer prachtliebende Fürſt ſich gern mit einem großen Gefolge und kriegeriſchem Glanze zu umgeben pflegte. Der Name „Einſpänniger" kommt ſchon bedeutend früher vor, aber nicht in dem beſtimmten Sinn einer Kurfürſtlichen Leibwache. Hellebarden, welche dieſer Einſpännigen-

Leibwache und den spätern Trabanten angehörten, befinden sich noch gegenwärtig in der Waffen-Sammlung des Königl. Zeughauses. Sie rechtfertigen den Beinamen „gewichtig" in jeder Beziehung.

Seite 2. Die Bude Veit Brinkes dürfte da gestanden haben, wo jetzt das prächtige Modewaarenlager von Leffmann sich befindet.

Die schwarzen Mönche des Domklosters, welches an der Ecke der Brüderstraße (jetzt Nr. 45. der Brüderstraße) stand und von welchem die Straße den Namen führt, wurden im Jahre 1536 nach Brandenburg verwiesen, weil sie zum dortigen Domstift hörigten, dessen Bischof die Jurisdiktion über sie ausübte.

Seite 4. Lutherisch gesinnt sein wurde in der damaligen Zeit mit „Wittenbergisch gesinnt sein" bezeichnet.

„Der Judenhof wird immer voller." Hier ist der sogenannte kleine Judenhof, Klosterstraße zwischen den Häusern 102—103 gemeint, in welchem die Juden sich zu jener Zeit vorzugsweise ansiedeln mußten, seit unter Ludwig dem Römer die Juden aus Berlin vertrieben wurden und der große Judenhof in der Judenstraße nicht mehr der ausschließliche Wohnplatz der Juden war. In dem großen Judenhof stand bis zum Jahre 1354 ein zur Synagoge bestimmtes Gebäude.

Seite 5. „In Küstrin, wo die Kirchen so kahl aussehen wie die Kornspeicher, und die Klöster Gardelegener Bier brauen, um nur etwas zur Nothdurft zu erschwingen." Siehe Buchholtz Geschichte der Kurmark Brandenburg, 3. Theil, Seite 362.

Seite 10. Die Gefängniſſe unter dem Domthurme werden häufig von hiſtoriſchen Schriftſtellern erwähnt. Sie gehörten zur Gerichtsbarkeit des Schloſſes (der Burg), und die Stadt hatte keinen Antheil an ihnen.

Seite 11. „Ich wollte, ich könnte mal hier wirthſchaften, wie mein Vater in Fürſtenwalde gewirthſchaftet!“ bezieht ſich auf die Fehde, welche einige Märkiſche von Adel mit dem Biſchof George hatten. 1528 überfielen ſie Fürſtenwalde, als die damalige Reſidenz des Biſchofs, und wütheten dort ſo unmenſchlich, daß die faſt ganz eingeäſcherte und geplünderte Stadt ſich lange Zeit nicht erholen konnte.

Seite 16. Daß einem gegen das Lutherthum eifernden Dominikaner Mönch während der Predigt in der alten Domkirche der Schlag getroffen, erwähnt Buchholtz in ſeiner Geſchichte der Kurmark, 3. Theil.

Seite 18. Die Georgenſtraße iſt die jetzige Königsſtraße, welchen Namen ſie erſt 1701 nach dem Einzuge des von der Königskrönung in Königsberg zurückkommenden Königs Friedrich I erhielt.

„So könnte der Kolk ſich freuen. Seht nur, wie der verdammte Vogel mit ſeinem Menſchenantlitz und Eſelsohren ſo giftig auf uns herunterſieht!“ Der Kolk oder Kaak war der Pranger, wo die Verurtheilten entweder ausgepeitſcht oder nur ausgeſtellt wurden. Das erwähnte Bild iſt noch jetzt vorhanden, und zwar an dem Vorſprung des Rathshauſes in der Spandauerſtraße, wo das öffentliche Gericht gehalten wurde. Noch

jetzt heißt in Reval der Pranger Kaak. Der Vogel Kolk galt in jener Zeit allgemein als ein Spott- und Schimpfbild.

Seite 19. Die Düngerhaufen und der Schmutz in den Straßen Berlins werden von den meiſten Chroniſten erwähnt. Erſt unter der Regierung des großen Kurfürſten wurde der Unrath nach und nach aus den Straßen fortgeſchafft und die darin umherlaufenden Schweine eingeſperrt.

Seitr 21. Das Gardelegener Bier war zu jener Zeit beſonders berühmt und allgemein getrunken. Fidizin giebt in ſeinen hiſtoriſch diplomatiſchen Beiträgen, 5. Theil, Seite 519, nicht weniger als 73 verſchiedene Bierſorten an, die ſowohl damals als beſonders ſpäter in Berlin gebräuchlich waren. 1711 wurden 41,460 Tonnen fremder Biere in Berlin getrunken.

Seite 24. Die Erzählung von dem Unrecht, welches Hans Kohlhaas wiederfuhr, und ſein Beſuch beim Doktor Martin Luther iſt ſo genau, als ſie ſich aus den vorhandenen hiſtoriſchen Quellen überſichtlich zuſammenſtellen ließ. In Kleiſt's vortrefflicher Novelle iſt der Thatbeſtand willkührlich und ohne hiſtoriſche Begründung, weſentlich verändert dargeſtellt.

Seite 28. Im Stegreiſe reiten (im Steigbügel reiten) war in jener Zeit gleichbedeutend mit „auf Raub ausziehen.“

Seite 36. Sein Ornat als Kalandsbruder. Die Kalandsbrüderſchaft, auch Elendsgilde genannt, deren Hoſpiz ſich da befand, wo jetzt Nr. 92 in der Kloſter-

ſtraße ſteht, war eine Vereinigung mitleidiger Männer, welche ſich der verlaſſenen, kranken und leidenden Pilger annahmen. Der Stiftungsbrief iſt vom Jahre 1344. Der Orden hatte geiſtliche und weltliche Mitglieder, deren Zahl 1456 auf 30 feſtgeſetzt wurde. Mit der Ausbreitung der Reformation ging die Kalandsgilde ein und der Kalandshof wurde bis 1796 ein Gefängniß.

Seite 42. „Ein Concilium auf deutſcher Erde" war zu jener Zeit das allgemeine Verlangen aller Religions-Partheien, weil ſich nur von einem ſolchen die Schlichtung der mannigfachen Religionszerwürfniſſe hoffen ließ.

Seite 49. Tzernebog, der ſchwarze Gott, und Bielbog, der weiße Gott, von dem Slaviſchen Worte bog, Gott, tschernui, ſchwarz, bielui, weiß. Eben daher auch der Name der Stadt Jüterbog von Chitrui, ſchlau, bösartig. Triglaff von triglawnui, dreiköpfig.

Seite 79. Das Wunderblut zu Wilsnak. Die vollſtändigſte Mittheilung über dieſe merkwürdige Erſcheinung giebt Klöden in ſeinem Werke über die Quitzows, 4 Bände. Dort findet ſich Alles zuſammengeſtellt, was zerſtreut darüber in den einzelnen Chroniſten vorhanden iſt.

Seite 85. Dreißig Thaler in böhmiſchen Groſchen, ſiehe Voigt's Beſchreibung der Böhmiſchen Münzen und der vortreffliche Aufſatz von Köhne in den Berliniſchen Regeſten von Fidicin.

Seite 91. „Die Wohnung des alten Domkeller-

Wärters Brunzlow liegt in der Brüderſtraße am Waſſer;" alſo da, wo jetzt der Bullenwinkel iſt. In jener Zeit ſchloß ſich die alte Stadtmauer Berlins unmittelbar dem Laufe der Spree an, und die jetzige Spreegaſſe war nur mit wenigen Häuſern bebaut, da gerade an der Stelle, wo ſie jetzt gegen die Jungfernbrücke hin ausmündet, ein großer Thurm ſtand, der erſt Mitte des vorigen Jahrhunderts niedergeriſſen wurde. Der Raum zwiſchen der Brüderſtraße und der Stadtmauer am Mühlengraben war ſehr unbedeutend. Brunzlow wohnte alſo an dem Mauergange, auf welchen die Gärten und Hinterhäuſer der Brüderſtraße ausliefen. Die Spreegaſſe führte damals keinen beſondern Namen, ſondern wurde nur die neue Gaſſe zur Spree genannt.

Seite 93. „Drohten ihm mit den gezogenen Gnadegotts." So nannte man eine eigene Art von Dolchen mit ſehr ſtarken Klingen, welche von den Rittern gebraucht wurden, um dem gefallenen Feinde durch die engen Fugen der Eiſenrüſtung das Garaus zu machen. Gewöhnlich führten die Knappen dieſe Gnadegotts, deren Gebrauch ſpäter beim Verſchwinden der ganzen Rüſtung unnöthig wurde, während der Name ſich im Volke erhielt. In der eben ſo reichen als muſterhaft geordneten Waffenſammlung des Prinzen Karl von Preußen Königl. Hoheit befinden ſich mehrere Exemplare ſolcher Gnadegotts, unter andern auch einige, die aus drei ineinander gefügten Klingen beſtehen, welche durch den Druck einer Feder im Griff ſich

nach der Spitze öffnen und die gemachte Wunde so groß schneiden, daß Heilung unmöglich war.

Seite 134. „Der enge finstere Schloßhof.“ Hier ist von dem alten Schloßbau die Rede, von welchem nur der Theil, welcher der Burgstraße gegenüber liegt, noch einen ungefähren Begriff giebt. Seite 138 ist der später von Kurfürst Joachim II. begonnene Neubau angedeutet.

Seite 142. „Ihr wißt, meine Kurfürstliche Burg nimmt kein fremd reisig Volk auf.“ Eine Anspielung auf die früheren Streitigkeiten, welche zwischen dem Landesherrn und den Berlinern geherrscht. Unter Friedrich II. mit den eisernen Zähnen führten diese Streitigkeiten, welche durch den Bau der Burg veranlaßt worden, zu offenem Kampf und Aufruhr, und die Berliner konnten es dem Landesherrn lange nicht vergessen, daß er sie bezwungen, dieser aber auch ihnen nicht.

Seite 145. Ueber das der Tuchmacher-Innung vom Kaiser verliehene Burgundische Kreuz enthält Moreris „Dictionnaire historique“ die genaueren Angaben. Hier genügte das Angeführte.

Seite 146. Der Weg nach Spandau führte zu jener Zeit ausschließlich durch die Jungfernhaide. Die jetzige große Straße über Lietzow (Charlottenburg) war damals nicht vorhanden.

Seite 149. In der Gegend des jetzigen sogenannten Grützmacherschen Vorwerks.

Seite 183. „Der Polnische Gesandte wohnt im

Hohen Hauſe.“ Das jetzige Lagerhaus in der Kloſterſtraße, zum alten markgräflichen Schloſſe gehörend.

Seite 207. Den engliſchen Schweiß nannte das Volk zu jener Zeit eine epidemiſche, choleraartige Krankheit, welche vier Jahre vorher die Marken heimgeſucht und Tauſende von Opfern gefordert hatten. Man findet dieſe Seuche auch unter dem Namen der ſchwarze Tod bei alten Geſchichtsſchreibern.

Seite 213. Der Bau des Jagdſchloſſes Grunewald wurde 1539 begonnen und 1543 beendet. Im Jahre 1843 feierte Se. Majeſtät der König das vierhundertjährige Beſtehen dieſes merkwürdigen alten Schloſſes mit einer großen Jagd und glänzendem Jägermahl.

Seite 287. Die Wuth des Predigens in Kirchen, namentlich aber in den von den Mönchen verlaſſenen Klöſtern oder im Freien, war zu jener Zeit eine ganz allgemeine, namentlich den Innungen und Gewerken eigen. Ueberall glaubten ſich Eiferer berufen, dem verſammelten Volk das Wort Gottes zu verkünden, und vorzugsweiſe dieſem Umſtande ſind die ſpäteren Bauernkriege zuzuſchreiben. Siehe Geſchichte des Bauernkrieges in Deutſchland.

Seite 291. Kurfürſt Joachim II. liebte ritterliche Spiele, und nahm ſogar ſelbſt in den erſten Jahren ſeiner Regierung an ihnen Theil. In meinen „Bildern aus Berlins Nächten“ iſt ein ſolches Kampf- und Schimpfſpiel auf der Spree ausführlich beſchrieben. Wahrſcheinlich haben ſie in dem großen Schloßhof,

oder vor der Burg, in einem Theil des jetzigen Luſtgartens ſtattgefunden.

Seite 295. Joachimsgröſchlein nannten die Berliner die bereits unter Kurfürſt Joachim I. geprägten Groſchen, deren erſte aus dem Jahre 1507 noch in einigen Münzſammlungen aufbewahrt werden. Sie wurden in Berlin, Angermünde, Brandenburg, Croſſen, Frankfurt, Salzwedel und Stendal geprägt, und haben auf dem Avers den Namen und Titel des Kurfürſten, auf dem Revers aber die Angabe der Münzſtadt. Ihr Werth betrug nach heutigem Gelde etwa 1 Sgr. 5, 3 Pf. Courant, alſo 291 Stück auf die feine Mark. Auch unter Joachim II. wurden dieſe Groſchen weiter geprägt, zeichnen ſich aber durch ein zierlicheres Gepräge, Lippolds Werk, vortheilhaft vor den früheren aus.

Seite 296. Der ganze Hergang bei gehegtem Gerichte und beſetzter peinlicher Gerichtsbank iſt bis auf die, einem Roman nöthigen Kürzungen und Aenderungen ganz den zu jener Zeit herrſchenden Gebräuchen nachgebildet. Wer vollſtändiger über dieſe Art des gerichtlichen Verfahrens Belehrung wünſcht, dem bietet das gediegene Werk von Fidicin vollkommene Gelegenheit dar.

Seite 316. Das Haus des Biſchofs von Havelberg auf dem neuen Markte, an der Ecke der Papen- und Roſenſtraße, war daſſelbe Gebäude, in dem ſich jetzt die Militair-Wache befindet. Es hieß auch ſchlechtweg: der Biſchöfliche Hof, und erſtreckte ſich in ſeinen hinteren Räumen bis zur Heidenreiter-Gaſſe, während

die ganze linke Seite der Roſenſtraße mit Krambuden beſetzt war. Nach der Reformation fiel dies Haus und Grundſtück an den Kurfürſten, der es als ein ſogenanntes Burglehn einem Herrn v. Rochow verlieh. Später kam es in den Beſitz des Oberſten v. Derſchau, dem der Magiſtrat es im Jahre 1725 abkaufte, um ein Stadt- und Wachthaus daraus zu machen.

Seite 320. Durch einen Fehler des Correktors iſt Frankfurter Thor ſtatt Cöpenicker Thor unbemerkt ſtehen geblieben. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß dies ein Druckfehler iſt, wie auch aus der nachfolgenden Beſchreibung des Weges, den Leberecht durch die Roßſtraße genommen, hervorgeht.

Seite 334. Die Hochzeiten der Berliner Bürger wurden meiſtentheils auf dem Rathhauſe gefeiert. Eine ausführliche Beſchreibung ſolcher Hochzeitsfeier enthält das bekannte Werk von Klöden: „die Quitzows," Berlin, bei Lüderitz, 4 Bände.

Zweiter Theil.

Seite 2. Die eigenthümlichen Benennungen alter Geſchütze, als Nachtigall, Falk, Sperber, Sängerin, Scharpfe Tindlein, Metze, finden ſich erklärt in Bonin und Malinowsky's Geſchichte der Brandenburgiſch-Preußiſchen Artillerie.

Sarabande, der Name eines alten menuettähnlichen

Tanzes, der im 17ten Jahrhundert aus Frankreich nach Deutſchland kam und häufig getanzt wurde.

Seite 3. Der ſogenante Articulsbrief für Büchſenmeiſter, ſo wie die zunftartigen Geſetze für Conſtabler, finden ſich vollſtändig abgedruckt in der Zeitſchrift „Soldatenfreund", aus welcher dieſe Notiz auch in das Werk des Herrn v. Schöning über die Preußiſche Artillerie übergegangen iſt und dort nachgeleſen werden kann.

Seite 37. Das Unweſen der Kipper und Wipper, einer weitverzweigten Bande von Falſchmünzern und Münzverfälſchern, entſtand aus den unerträglichen Drangſalen, welche der dreißigjährige Krieg über die Marken häufte. Das Silbergeld und die ſilberhaltigen Münzen verſchwanden nach und nach ganz aus dem öffentlichen Verkehr und die kleinen Münzſorten, bei denen der Silbergehalt ſchon an und für ſich unbedeutend war, wurden noch in ihrem Gewichte verkürzt. Winkelmünzer und Juden, namentlich in den kleinſten Städten, zogen damals faſt alles Geld an ſich, prägten es um und überſchwemmten das Land mit ganz gehaltloſen Münzen. Dies geſchah beſonders in ſolchen Städten, die von Alters her das Münzrecht beſeſſen, aber ſpäter nicht ausgeübt hatten. Hier trieben die Kipper und Wipper ganz offen ihr Weſen, bis Kurfürſt George Wilhelm befahl, die Winkelmünzſtätten mit Gewalt zu zerſtören, die Kipper und Wipper zu fangen und ein peinliches Gericht über ſie zu halten. Das alte Volks-Sprichwort: Jemanden Wippchens ver-

machen, gleichbedeutend mit Jemand liſtig betrügen, ſtammt aus jener Zeit her.

Seite 61. Junker Hans von Stockfiſch, Kurfürſtl. Brandenburgiſcher Hof-Komödiant. Die Geſchichte des Berliner Theaters von Plümike, die Geſchichte des Theaters in Schwerin von Bärenſprung, ſo wie die Chronologie des Theaters und der Gothaſche Theater-Kalender enthalten nähere Angaben über dieſen merkwürdigen Schauſpieler.

Seite 62. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß Schwichow das Sprichwort: **Relata refero** auf ſeine Art verkehrt ausſprach, daß alſo hier kein Druckfehler ſtatt findet.

Seite 78. Der Hofjude und Münzmeiſter Lippold wurde bald nach dem Tode Joachims II. angeſchuldigt, dieſen vergiftet zu haben, gefoltert und zum Tode verurtheilt. Kurfürſt Johann George beſtätigte das Urtheil und Lippold wurde 1571 in Berlin auf dem neuen Markte verbrannt, ſein Weib und deren Schweſter öffentlich geſtäupt und die Juden in Folge dieſes Prozeſſes abermals aus den Marken verwieſen. Der Sage nach ſoll im Augenblick, als Lippold auf dem Scheiterhaufen verſchied, eine Maus unter dem Holze hervorgelaufen ſein, die der Volksglaube als den böſen Geiſt bezeichnete, mit deſſen Hülfe der Münzjude ſeine Zaubereien ausgeübt.

Seite 108. Ueber die ſogenannten „Garde-Brüder" oder das „Garden" enthält Wilkens Geſchichte Berlins in den Berliner Kalendern und Buchholz

Geſchichte der Mark Brandenburg vollſtändige und erſchöpfende Mittheilungen, die hier, ſo weit es der Zweck des Romans erlaubte, benutzt worden ſind.

Seite 112. Der Pallaſt des Grafen Schwarzenberg nahm in dem damaligen Zuſtande einen ſehr bedeutenden Raum ein. Er umfaßte die Häuſer Nr. 1. und 2. der Brüderſtraße und früher auch die jetzige Stechbahn als dazu gehörigen Garten. Der Graf kaufte die dort ſtehenden Häuſer und das ganze Grundſtück im Jahre 1628, vergrößerte und verſchönerte es bedeutend, ſo daß es zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wahrſcheinlich das ſchönſte und größte Haus in Berlin war. Nach ſeinem Tode kam die ganze Beſitzung an den Kurfürſten, welcher ſie 1653 dem Grafen von Schwerin, damals Ober-Präſidenten, verlieh. Vor dem großen Brande im Jahre 1589 ſtanden dort an der Ecke 3 Häuſer, und zwar des Bürgermeiſters Bretſchneider, der Bürger Veit Mader und Hieronymus Schmoller, dann wo jetzt Nr. 2. ſteht, ein Beguinen-Kloſter oder Convent von Krankenpflegerinnen.

Seite 138. Hinſichtlich der Wälle und Baſtionen der alten Feſtung Berlin iſt die erſt unter der Regierung des großen Kurfürſten, gerade 20 Jahr ſpäter vorgenommene Befeſtigung für den Zweck der lebendigeren Schilderung in dieſem Roman anticipirt worden. Dies gilt auch für das Köpnicker Baſtion Nr. 1., welches im X. Kapitel erwähnt wird. Der Verfaſſer hat ſeiner Zeit in der Spenerſchen Zeitung eine Reihe von Artikeln über dieſe alte Befeſtigung veröffentlicht und die

noch jetzt vorhandenen Spuren derſelben nachgewieſen, glaubte aber für den Roman das Recht des Dichters in Anſpruch nehmen zu können, Zeitperioden näher an einander zu rücken, wenn es für eine Veranſchaulichung der allgemeinen Zuſtände nöthig erſcheint. Daß übrigens auf dem Werder, und namentlich in der Gegend des jetzigen Kommandantur-Gebäudes, auch vor der regelmäßigen Befeſtigung von 1658 ſchon Wälle und Verſchanzungen vorhanden geweſen, dafür findet ſich manche hiſtoriſche Begründung, und dieſe ſind hier beſonders beachtet worden.

Seite 141. Die Formatien eines Infanterie-Bataillons zur Zeit des dreißigjährigen Krieges beſtand aus Piquenieren, welche mit ihren oft 18 Fuß langen Spießen die Mitte bildeten, während die Musquetiere mit ihren Gabel-Musqueten auf beiden Flügeln ſtanden. Exerzitium und Bewegung eines ſolchen Bataillons war außerordentlich komplizirt. Eckſtedt's Reglements und Inſtruktionen für die Kur-Brandenburgiſchen Truppen, Berlin, bei C. Heymann, geben ein anſchauliches Bild davon.

Seite 145. Die Blaurücke, Leibgarde des Kurfürſten. Ueber dieſe und ihren Commandeur, „Andreas am anderen Ende von Kunkel", enthält das auf Befehl des Hochſeligen Königs herausgegebene Werk: „Die Uniformen der Preußiſchen Garden" die näheren Mittheilungen.

Seite 149. Die Vorgänge bei dem über das Land-Regiment im Luſtgarten gehegten Regiments-

Gerichte ſind treu nach alten Kriegsbüchern geſchildert, aus denen ſeiner Zeit der Soldatenfreund die betreffenden Auszüge geliefert.

Seite 184. Die Schwediſche Comödia findet ſich in Gottſcheds dramatiſchem Vorrathe als zu jener Zeit wirklich aufgeführt. Der Prolog des Junker Hans von Stockfiſch iſt einem Manuſcript in der Königl. Bibliothek unter der Königſchen Sammlung entlehnt und nur für dieſe Verhältniſſe etwas geändert worden.

Seite 188. Die Geſellſchaft **Media vocte** im Haag, deren Mitglied der Kurprinz Friedrich Wilhelm während ſeines dortigen Aufenthaltes geweſen, beſtand aus jungen Cavalieren und reichen Kaufmannsſöhnen, die ſich zu Spiel, Trunk und Liebſchaften auf die zügelloſeſte Art verbunden hatten. **Aretinos Sonnetti Lussuriosi** waren ihr Geſetzbuch, nach dem ſie raſchen wilden Lebensgenuß ſuchten, aber nur in größter Heimlichkeit, da die Strenge der Sitten in Holland ihrem öffentlichen Bekennen ſolcher Zwecke entgegenſtand. Daher der äußere Schein der Erfreuung an Kunſt and Wiſſen, welcher indeſſen tiefe Verderbtheit bedeckte.

Seite 222. Die Auseinanderſetzung der Motive, welche den Grafen von Schwarzenberg bei ſeinem Verfahren gegen den Proteſtantismus und beſonders die politiſche Einmiſchung Schwedens in Deutſche Zuſtände, widerſprechen zwar dem größten Theil der darüber vorhandenen Meinungen hiſtoriſcher Schriftſteller, ſtellten ſich aber dem Verfaſſer bei tieferem Studium der

politiſchen Zuſtände jener bewegten Zeit ſo heraus, wie er ſie zu ſchildern verſucht. Eben ſo falſch als das Gerücht von der unter Kurfürſt Friedrich Wilhelm dem Großen geſchehenen Enthauptung des Grafen, welches Cosmar ſo glänzend durch ſeine Forſchungen widerlegt, eben ſo falſch, ſagen wir, erſcheinen auch die maßloſen Anſchuldigungen, welche die Zeit, in der er gewirkt, auf dieſen Staatsmann gehäuft.. Bei genauerem Vergleich des politiſchen Zuſtandes der Marken mit dem, was Graf Schwarzenberg in ihnen gewirkt, gewinnt die hier gegebene Darſtellung der Motive vielleicht die Zuſtimmung des Leſers.

Seite 238. Der Glaube des Volkes, daß der Kurprinz von dem Grafen von Schwarzenberg vergiftet worden ſei, oder dieſer doch den Verſuch dazu gemacht habe, war zu jener Zeit ein ganz allgemeiner, und findet ſich ſogar bei einigen Schriftſtellern.

Seite 243. Bei der Beſchreibung der Lokalität des alten Spittelmarktes erinnern wir an das, was in der Anmerkung zu Seite 138 bereits geſagt worden iſt.

Seite 306. Die merkwürdige Begebenheit, daß ein Menſch mit gezogenem Degen unter dem Bette des Kurprinzen gefunden wurde, hat Veranlaſſung zu dieſer Darſtellung des Vorganges gegeben. Auffallend genug findet ſich nirgends eine genaue und erſchöpfende Erzählung dieſes Umſtandes, deſſen Anſtiftung das Volk, eben ſo wie den Vergiftungsverſuch, dem Grafen von Schwarzenberg zuſchrieb. Der eigentliche

Zuſammenhang iſt auf dieſe Art bis jetzt hiſtoriſch unerklärlich geblieben, der Vermuthungen und aufgezählten Wahrſcheinlichkeiten aber eine große Zahl.

Dritter Theil.

Seite 2. „In dem kleinen nach Holländiſcher Art gebauten Hauſe des Todtengräbers.“ In Potsdam finden ſich faſt in allen Straßen Spuren der Bauten, die Friedrich Wilhelm I. dort aufführen ließ. Die Vorliebe des Monarchen für alles Holländiſche zeigt ſich noch jetzt deutlich in der Bauart der Häuſer, namentlich in der Gegend des Baſſins, wo man ſich faſt nach Delft, Haarlem oder Gorcum verſetzt glaubt.

Ueber das Leib-Bataillon-Grenadier, oder die großen Potsdamer, wie daſſelbe allgemein genannt wurde, enthält die Zeitſchrift „Soldatenfreund“ die vollſtändigſten vorhandenen Notizen in einer Zuſammenſtellung alles deſſen, was in ſehr verſchiedenen Werken über dieſe merkwürdige Truppe aufzufinden war. Daher die Genauigkeit aller Details, die ſich in dem dritten Theil des Romans über das Bataillon als Ganzes und deſſen Commandeur, Offiziere und Soldaten findet. — Die Unrangirten waren eine Art von Depot der Potsdamer Garde, aus welchem der Abgang an großen Soldaten ergänzt wurde, und die Kleinſten in dieſem Corps waren 6 Fuß hoch.

Seite 23. Was hier von der Thätigkeit des Ge-

heimen Rathes Eckardt geſagt iſt, findet ſeine vollſtändige Erklärung im 4. Bande, Seite 154.

Seite 28. Die 12 jungen Neger aus Guinea, ein Geſchenk Holländiſcher Kaufleute an den König, finden ſich in dem Werke: „Brandenburgs See- und Kolonial-Macht" erwähnt.

Seite 47. Das Andenken an Raule, den Direktor des Brandenburgiſchen Seeweſens, lebt in Berlin noch jetzt, beſonders durch ſein Haus in der Alten Leipziger Straße an der Jungfernbrücke, fort, da der Durchgang von dort zur Adlerſtraße den Namen Raules-Hof führt.

Seite 53. Die hier wörtlich gegebenen Titel der Bücher, welche über die Erſcheinung und das Weſen der Vampyre ſprechen, können dazu dienen, ſich dieſe, in der Königl. Bibliothek ſämmtlich vorhandenen Werke, geben zu laſſen, um zu vergleichen, wie weit der Roman hierbei der hiſtoriſchen Ueberlieferung folgt.

Seite 68. Daß Vegtius 10 Stunden auf ſeiner Reiſe von Potsdam nach Berlin zuzubringen gedenkt, war damals ganz gewöhnlich. Die Landſtraße, tiefer Sand, führte durch die Teltower Vorſtadt bei Kohlhaſenbrück vorbei, und iſt von der Berlin-Potsdamer Eiſenbahn ab noch jetzt genau zu erkennen, da die alten Bäume der Allee an dem kleinen See entlang die Richtung bezeichnen. Als ſpäter der Weg über Friedrich-Wilhelmsbrück gelegt wurde und noch keine Chauſſee exiſtirte, brauchte man im Anfang dieſes Jahrhunderts noch gewöhnlich 6 Stunden zur Reiſe zwiſchen Pots-

dam und Berlin, ein Weg, der jetzt in einer halben Stunde zurückgelegt werden kann.

Seite 81. Grabowtschik prischoll? heißt: Iſt der Todtengräber gekommen?

Seite 97. Die Betrügereien des Clemens, welche hier nur kurz erwähnt ſind, haben dem König Friedrich Wilhelm I. viel Verdrießlichkeiten gemacht. Es hatte damit folgende Bewandniß: Clemens, ein geſchickter talentvoller Menſch, war bei Gelegenheit des Friedensſchluſſes in Utrecht Secretair und Agent des Fürſten Ragoczy geweſen, hatte den Namen eines Barons von Roſenau angenommen, und war mit den geſtohlenen Papieren ſeines Herrn einige Zeit in Frankreich und der Türkei herumgezogen und kam endlich nach Wien, wo er vom Prinzen Eugen eine reiche Belohnung hoffte, wenn er dieſe Papiere an die Oeſterreichiſche Regierung auslieferte. Dieſe Belohnung fiel aber nur gering aus, weil der Prinz nur Unbedeutendes in den geſtohlenen Papieren fand, und voller Unwillen darüber verließ Clemens Wien, um nach Dresden zu gehen, wo es ihm gelang, die Gunſt des Grafen Flemming zu gewinnen. Stets zu Intriguen geneigt und von dieſen eine glänzende Stellung erwartend, ſchrieb er plötzlich von Dresden aus an den Hofprediger Jablonsky in Potsdam und erbot ſich, dem Könige von Preußen Dinge von der äußerſten Wichtigkeit zu entdecken, wenn es ihm verſtattet würde, ohne Zeugen und an einen abgelegenen Orte vorgelaſſen zu werden Der König, damals in Händel mit dem Kaiſer und

dem Könige von Polen verwickelt, ging darauf ein und ſprach den Clemens wirklich in einem Dorfe an der Sächſiſchen Gränze. Hier theilte ihm dieſer mit, daß der Kaiſer und König Auguſt ſich verbündet, den König von Preußen bei der Jagd aufzuheben, ihn zu entführen und dem Kronprinſen Friedrich dann unter Vormundſchaft des Königs von Polen die Regierung zu übergeben, wogegen der Kronprinz ſich verpflichtet habe, die katholiſche Religion anzunehmen. Zum Beweiſe für dieſe Mittheilung legte er dem Könige Copien von Briefen beider Monarchen und ſehr geſchickt nachgeahmte Handſchriften Sächſiſcher und Oeſterreichiſcher Miniſter vor, die den König vollſtändig überzeugten. Clemens begann nun ein geſchicktes Spiel, trat in Gegenwart des Königs zur proteſtantiſchen Religion über und bewies, da er die Taſchen noch voll Sächſiſchen Geldes hatte, eine ſo große Uneigennützigkeit den freigebigen Anerbietungen des Königs gegenüber, daß dieſer im höchſten Grade für ihn eingenommen wurde und ſeiner lügenhaften Verdächtigung Preußiſcher Miniſter und Generale unbedingten Glauben ſchenkte. Unter dem Vorgeben, daß es im Werk ſey, den Beitritt der Seemächte zu dem gegen den König geſchmiedeten Bündniſſe in London und im Haag zu gewinnen, erreichte er es, daß der König ihn mit großer Vollmacht und ungeheuren Summen nach dem Haag ſchickte, wo er ein großes Haus machte und fortfuhr, den König durch Lügen und Verſpiegelungen aller Art zu täuſchen. Unruhig und ſorgenvoll verſchloß ſich Friedrich Wil-

heim Monatelang in ſein Zimmer, begegnete ſeiner ganzen Umgebung mit Mißtrauen und Härte, bis der Fürſt von Anhalt endlich erfuhr, daß Clemens die Urſache dieſer unbegreiflichen Stimmung des Königs ſei. Der Fürſt wendete ſich direkt an den Prinzen Eugen, von wo aus ſich bald ermittelte, daß die vorgewieſene Handſchrift von Clemens nachgeahmt und die Papiere zu unbegreiflichen Zwecken verfälſcht worden waren. Der König war außer ſich über dieſe Entdeckung, ließ den Betrüger ſofort im Haag aufheben und nach Berlin bringen, und ſetzte eine Commiſſion in Spandau nieder, vor welcher Clemens verhört wurde. Indeſſen gelang es ihm auch hier noch lange Zeit, den König zu täuſchen, und er geſtand nur, als man Anſtalten machte, ihn auf die Folter zu legen. Der König fand ſich häufig perſönlich bei den Sitzungen der Commiſſion ein, ließ ſich in ſeiner Gegenwart die Handſchriften durch Clemens nachahmen und ſoll dabei ausgerufen haben: „Könnte ich Dich retten, ſo machte ich Dich gleich zum Geheimerath, ſo aber muß ich Dich leider hängen laſſen!“

Die Exekution fand am 18. April 1720 auf dem neuen Markte in Berlin ſtatt. Er wurde mit glühenden Zangen gekniffen und gehängt, ſeine Helfershelfer, von Heydekampf und Lehmann, der erſte ſchon ein Mann in hohem Alter, des Adels entſetzt, vom Henker geſchändet und zu lebenslänglichem Gefängniſſe verurtheilt, der letztere enthauptet und ein dritter Complice, Namens Bube, der ſich am Tage vorher im Gefäng-

niſſe durch Gift getödtet, vom Schinder unter den Galgen geſchleift und dort eingeſcharrt. So erzählt Pöllnitz in ſeinen Memoiren.

Seite 100. Die Sage von dem unermeßlichen Schatze, den Kohlhas in der Gegend ſeines Hauſes bei Kohlhasenbrück vergraben haben ſoll, lebt noch im Munde des Volkes, und der Verfaſſer erinnert ſich, bei einem Manöver, welches er in jener Gegend als Volontair im Garde-Schützen-Bataillon mitgemacht, von Bauern aus der Nachbarſchaft gehört zu haben, daß dieſer Schatz nur von einer „reinen Jungfer" gehoben werden könne. Es hatten ſich beim nächtlichen Bivouak, Stolpe gegenüber, Bewohner der Umgegend eingefunden, die, von den Volontairs bewirthet, Manches Sagenhafte über jene Gegend erzählten, was ſpäter durch die intereſſante Schrift: „Potsdams Sagen" theilweis auch dem größern Publikum bekannt geworden iſt.

Seite 119. **Primaplaven**, ein militairiſcher Ausdruck, beſonders im vorigen Jahrhundert allgemein gebraucht. Er bedeutet ſämmtliche Ober- und Unter-Offiziere einer Compagnie, vom Hauptmann herab und bis einſchließlich zu den Tambours. Das Wort: prima plan, das erſte Blatt, iſt wahrſcheinlich eine Corrumpirung von dem „erſten Blatte", welches in dem bekannten Kriegsbuche von Frondsberger, Thl. I., 516 vorkommt. Dort heißt es: „Ein Muſterſchreiber ſoll ſein Zettel oder Buch allwege doppelirt machen und folglich in das erſte Blatt ſetzen: Zu oberſt ſeinen Hauptmann, darauf ſeinen Leutnampt, hernach den

Feldweybel und Fendrich, weiter den Führer und Fuhrrier, folgendts die zwei gemeinen Weybel und ſich ſelbſt den Muſterſchreiber, weiter die zwei Spiel, die zwei Pfeiffer ſammt den zwei Trommelſchlagern, ferner zwei Trabanten, einen Feldtſcheer und einen Prieſter oder Capplan, alles mit ihren Uebersölden ſein fleißig neben den Tauf- und Zunamen über dem Pfalz oder Bruch auf dem Papier. Gleich auf die andern Seiten alle Doppelſöldner, ſo Rüſtung tragen, hierauf alle Lang- und Kurzwehren, ſammpt den Hakenſchützen, jeden Theil auf ein ſonderes Blatt, und nit über zwanzig auf einer Seiten. Später war ſtatt des Wortes Primaplanen der Ausdruck Unterſtab gebräuchlich.

Seite 125. Die Beſchreibung der militairiſchen Vorgänge auf dem Felde zwiſchen Tempelhof und der Hasenhaide iſt einem alten Manuſcripte entnommen, welches ſich im Beſitze des Verfaſſers befindet und unter anderm erzählt, daß der König bei den Muſterungen den Königl. Prinzen, als ſie noch Knaben waren, jedesmal eine Butterſtulle reichen ließ, wenn das Defilieren der Truppen begann, dem er ſelbſt auf einem Stuhle ſitzend zuzuſehen pflegte.

Seite 148. Der hier genannte Friedrichſtädtſche Markt iſt der jetzige Gendarmen-Markt, welcher früher die Esplanade vor den Feſtungswerken, dann der Lindenmarkt, der Mittelmarkt und Neue Markt genannt wurde, bis die 1773 dort erbauten Ställe des Regiments Gendarmen ihm den jetzigen Namen gaben. Mit Recht, aber leider bis jetzt unbeachtet, iſt in neueſter

Zeit vorgeſchlagen worden, dieſen ſchönen Platz den Friedrichs-Platz zu nennen.

Seite 198, 199 und 201 befinden ſich mehrere ſinnentſtellende Druckfehler, z. B. Zetagrammaton ſtatt Tetragrammaton, Echemie ſtatt Chemie, Raſenau ſtatt Roſenau, und beſonders der Name des Dorfes Schmökwitz, Schmökurtz gedruckt. Nur die damalige Abweſenheit des Verfaſſers vom Druckorte kann dieſe Nachläſſigkeit entſchuldigen.

Seite 213. Die Verleihung des Ordens de la Generosité an den Neger-Häuptling Jan Cunny iſt zu der genannten Zeit wirklich beabſichtigt worden und nur unterblieben, weil die Generalſtaaten durch ihren Geſandten in Berlin Proteſt dagegen einlegten.

Seite 217. Johann Carl von Eckenberg, Königl. Preußiſcher Hof-Comödiant, gewöhnlich der ſtarke Mann genannt, ſtammte, ſeiner Behauptung nach aus dem berühmten Geſchlecht der Fürſten und Freiherren von Eggenberg, und erſchien zum erſtenmale 1717 in Berlin, wo er in Folge eines Königl. Privilegiums vom 14. Juni in einer Bude auf dem Neuen Markt (Gendarmenmarkt) ſeine Künſte vorſtellte, denn eigentliche Comödien führte er damals noch nicht auf. Im Jahre 1732 kam er aber bei dem König ein, ſeinen Jongleurkünſten auch theatraliſche Vorſtellungen beifügen zu dürfen, und erhielt am 27. September d. J. folgendes Theatral-Privilegium:

„In allen Städten und Landen ſeine Exerzitia mit denen bei ſich habenden Leuten zur Rekreation und

Zeitvertreib derjenigen, ſo nicht viel zu thun haben, öffentlich und ohne Jemandes Hinderniß zu präſentiren, doch dergeſtalt, daß er dabei keine gottloſe, ſündliche, ärgerliche und unehrbare, oder dem Chriſtenthume nachtheilige Dinge, ſondern lauter derleichen innozente Sachen, wodurch die Leute ein honnettes Amüſement haben, ſpielen oder vorſtellen, widrigen Falls aber, und bei Contraventionen, gewärtigen ſolle, daß dieſes Privilegium ſofort wieder aufgehoben werde."

Gleichzeitig mit dieſem Privilegium erhielt er auch den Titel eines Hof-Comödianten, und gab nun neben den Stücken jener Zeit auch Vorſtellungen von Jongleurkünſten und Kraftproben, bei denen ſonderbarer Weiſe auch ſeine Frau Proben „ihrer auſnehmenden Geſchwindigkeit" gab. Ein Jahr darauf erhielt Eckenberg auch die Erlaubniß, ungeachtet der ſtrengen Vorſchriften für die Faſtenzeit, bis zum 11. März zu ſpielen und auch Aſſembleen oder Spielgeſellſchaften zu geben. Siehe: Curieuſe Nachrichten von ſtarken Leuten, ſonderlich dem Anno 1717 in Deutſchland bekannt gewordenen ſogenannten ſtarken Mann Johann Carl von Eckenberg. Frankfurt und Leipzig, 1720.

Die übrigen Nachrichten über jene Schauſpiel-Vorſtellungen ſind einer Geſchichte des Berliner Theaters entnommen, mit deren Ausarbeitung der Verfaſſer ſich ſeit 10 Jahren beſchäftigt und die in einiger Zeit erſcheinen wird.

Seite 244. General-Adjutant v. Derſchau und die gezwungenen Bauten in Berlin. Ueber dieſen Ge-

genſtand enthalten die Werke von König und Geppert über die Geſchichte Berlins die vollſtändigſten Angaben, die hier vorzugsweiſe benutzt ſind, ſo weit es für das Intereſſe des Romans thunlich ſchien.

Seite 295. Die hier beim Könige zum Vortrage gebrachten Gegenſtände, ſo wie die darauf erfolgten Entſcheidungen, ſind ſämmtlich als wirklich geſchehen hiſtoriſch nachzuweiſen.

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen:

Abel, Juſt., das Orakel, ein tägliches Taſchenbuch zur Kenntniß und Erinnerung des Wiſſenswürdigſten aus der Welt-, Erd-, Staaten- und Naturkunde für Geſchäftsleben und Umgang. 2te umgearb. Ausg. 8vo. 1 Thlr. 8 Gr.

Abenſtein, G. W. von, Spiel-Almanach für Karten-, Schach-, Brett-, Billard-, Kegel- und Ballſpieler, zum Selbſtunterrichte. Nach den gründlichſten Regeln und Geſetzen durchaus verbeſſert und mit neuen Spielen vermehrt. 2te verb. und verm. Ausg. 8vo. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Clauren, H., Ernſt und Scherz. Zwei Bändchen. 8vo. 2 Thlr. 8 Gr.

Dielitz, Dr. L., Räthſel-Spiele für die Winterabende. 12mo. Geh. 8 Gr.

Doyé, A., Gedichte, den Manen Ancillon's zugeeignet. 8vo. Geh. 16 Gr.

Fidicin, E., Hiſtoriſch-diplomatiſche Beiträge zur Geſchichte der Stadt Berlin. 3 Thle. Mit 6 Kpfrn. gr. 8vo. Geh. 6 Thlr.

Ilſe, Dr. A., Der deutſche Polybiſtor, oder Univerſal-Handwörterbuch für häusliches und öffentliches Leben, zunächſt auch für Zeitungsleſer, Geſchäftsleute und geſellſchaftliche Unterhaltung. Enthaltend: Biographiſche Notizen aller ſeit Erſchaffung der Welt bekannt und berühmt gewordenen Perſonen; die Anführung der wichtigſten Begebenheiten und Ereigniſſe aus der Weltgeſchichte; die Anführung der merkwürdigſten Länder, Inſeln, Meere, Flüſſe, Berge ꝛc., in Hinſicht ihrer geographiſchen Lage, ſo wie der bedeutendſten Städte, Feſtungen, Flecken, Dörfer ꝛc., und endlich die Erklärung ſolcher in die deutſche Sprache aufgenommenen Fremdwörter, und derjenigen in den Wiſſenſchaften, den Künſten und im Handel üblichen Ausdrücke, die nicht Jedem verſtändlich ſind. In alphabet. Ordnung. gr. 8vo. 3 Thlr.

Lange, E., Magdeburgs Fall im Jahre 1631. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, nach der Idee der erſten Abtheilung des Tromlitzſchen Romans: „die Pappenheimer“; in einem Vor-, Haupt- und Nachſpiele. 8vo. Geh. 1 Thlr.

Leſſing, Caroline, Gegenſtücke: Salceda und der Nachttrunk, 8vo. 1 Thlr. 12 Gr.

Rein, Ludw., Novellen. — Erſtes Bändchen. Enthaltend: Der Rheinſchiffer. Novelle aus dem ſpaniſchen Succeſſions-Kriege. Donna Cia. Geſchichtliche Novelle aus dem vierzehnten Jahrhundert. 8vo. Geh. 1 Thlr.

— Zweites Bändchen. Enthaltend: Der Tuchmacher von Brügge. Geſchichtliche Novelle aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. Die Templer. Geſchichtliche Novelle aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts. 8vo. Geh. 1 Thlr.

— Drittes Bändchen. Enthaltend: Der Königsſarg. Geſchichtliche Novelle aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Nordmann. Geſchichtliche Novelle aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. 8vo. Geh. 1 Thlr.

Schneider, L., Bilder aus Berlins Nächten. Genre-Skizzen aus der Geſchichte, Phantaſie und Wirklichkeit. 8vo. 1 Thlr. 12 Gr.

— Bellona. Sammlung von Novellen, Erzählungen, Berichten und Schilderungen aus dem Kriegerleben. Erſtes Bändchen. 8vo. 1 Thlr. 12 Gr.

— Jokoſus. Repertoir für das Deutſche Liederſpiel, Vaudeville und Quodlibet. Erſtes Bändchen. Inhalt: 1) Der reiſende Student, oder: Das Donnerwetter. 2) Der Kapellmeiſter von Venedig. 3) Fröhlich. 4) Wohlgemuth. 8vo. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Smidt, Heinr., Mein Seeleben. Wahrheit und keine Dichtung. 3 Bde. 8vo. 3 Thlr.

Stuhr, Dr. P. F., Die Geſchichte der See- und Kolonialmacht des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Oſtſee, auf der Küſte von Guinea und auf den Inſeln Arguin und St. Thomas; aus archivaliſchen Quellen dargeſtellt. gr. 8vo. Geh. 20 Gr.

Thebeſius, Ludw., Herrmann der Cheruskerfürſt. Trauerſpiel in fünf Akten. 8vo. Geh. 20 Gr.

Schauspieler-Novellen

von

L. Schneider.

Erster Band.

Berlin, 1839.
Bei A. W. Hayn.

Schauspieler-Novellen

von

L. Schneider.

Erster Band.

Berlin, 1839.
Bei A. W. Hayn.

Inhalt.

	Seite
Shakespeare	1
Angelo Constantini	43
Jenny Verbruggen	81
Die Neuberin	123
Hyppolite de la Tude Clairon	165
Juan Maiquez	207

Shakespeare.

1596.

Es war halb 3 Uhr Nachmittags am 5. September 1596. In einer Laube von Epheu und Geisblatt dicht an dem ſechseckigen Globus-Theater auf der Surrey-Seite der Themſe ſaßen 3 Männer in den Koſtümen der „Komödie der Irrungen", welche heut gegeben werden ſollte. — Noch eine halbe Stunde hatten ſie Zeit bis zum Anfange des Schauſpiels, und Burbage, der Eigenthümer des Theaters und erſter tragiſcher Schauſpieler deſſelben, ſchickte oft ſehnſüchtige Blicke nach der Themſe, um aus der Zahl der Böte, die zur Surrey-Seite herüber ruderten, zu ſehen, ob er heute eine gute oder ſchlechte Einnahme haben werde. — Er trug das Kleid des alten Vaters der beiden Antipholis, Aegeon von Syracus, und ſein luſtiges Auge, ſein ſtets lachender Mund ſtach ſonderbar gegen das greiſe Haar der Perrücke und des langen Bartes ab. Neben ihm ſaß ſein erſter Komiker, der berühmte Tarleton, in der bunten ſcheckigen Jacke

des Sklaven Dromio mit ernſthaftem, melancholiſchem Geſichte, verdrießlich die zinnerne Porterkanne immer wieder zum Munde führend. Beiden gegenüber ſaß der 32jährige Shakeſpeare im Koſtüm des Goldſchmied, einer unbedeutenden Rolle ſeines Stückes.

Lachend rief der ſtets fröhliche Burbage: „O weh! o weh! William! Wir ſpielen heut Deine Irrungen vor leeren Bänken. Kaum 2 Böte ſtoßen von Blakfriars ab — das nenne ich ſich irren. Spielte ich heut eine große Rolle — wahrhaftig ich bekäme mein Kaſſenfieber, wie ich es immer nenne, wenn ich aus Beſorgniß, vor leeren Bänken ſpielen zu müſſen, mich plötzlich unpäßlich befinde, und Freund Tarleton müßte heut Abend die Unkoſten der Unterhaltung tragen.

Mit einem bitterſüßen Verziehen des Mundes, das ſich doppelt komiſch unter den bunten Farben ausnahm, mit denen ſein Geſicht bedeckt war, brummte Tarleton: „Ihr ſeyd mir heut höchſt widerwärtig mit Eurer ewigen Luſtigkeit, Burbage; — könnt Ihr denn keinen Augenblick ein vernünftiges, geſetztes Geſpräch führen? Es ſchickt ſich gar nicht für einen Direktor und tragiſchen Schauſpieler, daß er ſo unanſtändig luſtig iſt. Laßt mir noch eine Pinte Porter geben.“

„Nun ſehe nur ein Menſch das unzufriedene, mißvergnügte Geſicht da an“, ſagte Burbage. „Sollte man nicht glauben, er hätte heut noch eine Leiche zur

Erde zu beſtatten, und ehe eine halbe Stunde vergeht, macht er ſo viel dummes Zeug, daß ich ihn mit einem Haken hinter den Vorhang ziehen muß, ſonſt hört er nicht auf, und die Anderen müſſen doch auch einmal reden."

„Das mag Gott wiſſen", ſeufzte leiſe und beſcheiden William Shakeſpeare; „wenn unſer Freund Tarleton einmal ins Reden kommt, dann iſt auch kein Halten mehr und ich mag geſchrieben haben, was ich will — in ſeinem Munde erkenn' ich es nicht wieder."

„Das laß Dir lieb ſeyn", unterbrach ihn Burbage, während Tarleton mit mitleidigem Achſelzucken den vorlauten jungen Kameraden gar keiner Antwort würdigte, und einen deſto längeren Zug aus der Porterkanne that. — „Sehr lieb laß Dir das ſeyn — wenn wir alle nichts als Dein langweiliges Versgeſchwätz herſagen wollten, dann könnte ich den Globus nur zuſchließen und die rothe Fahne vom Dache nehmen. Schauſpieler wie Du, die ſelbſt kein Genie haben, etwas zu reden, können freilich froh ſein, wenn ſie nur das nachzubeten haben, was ihnen ein anderer vorgeſchrieben hat, aber frage einmal das Publikum, ob ihnen eine Redensart von Dir oder ein Monolog von mir lieber iſt — das will nun nichts ſagen."

Bei dieſen Worten trat Edward Alleyn in Frauenkleidern aus dem Schuppen, der den Schauſpielern zum Ankleidezimmer diente, nahm dem

trinkenden Tarleton den Bierkrug vor dem Munde weg und rief, nachdem auch er getrunken: „Platz da! Reſpekt vor den Frauenzimmern. — Es ſieht traurig aus vor der Bühne, Meiſter Burbage. — Ein paar Matroſen und einige luſtige Dirnen ſind da und gaffen das Geſtelle an, kein Gentleman, kein ehrbarer Bürger, das wird ſchmale Biſſen am Ende der Woche geben. Rücke ein wenig weiter hin, William, ich muß hier Platz haben, der Bader iſt gleich mit Kempe fertig, und will mich dann auch zur Courtiſane barbieren.“ Dabei hob er den Weiberrock bis zum Gürtel auf und ſetzte ſich auf die Bank zu den anderen.

Während der Bader fleißig beſchäftigt war, dem hübſchen Alleyn den Bart abzunehmen, rief dieſer plötzlich: „Was ſpielen wir denn nächſte Woche als neues Stück, Burbage?“

„Ja, Kinder, ich weiß keinen anderen Rath, als daß wir Hamlet den Dänen geben; das Ding liegt da, und endlich müſſen wir doch einmal daran gehen. Lernt alſo immerhin; ich denke, nächſten Montag wollen wir uns die Rollen überhören.“

„Ich ſpiele aber die Orphelia nicht“, meinte Alleyn unter dem Meſſer des Barbiers. „Was hilft mir eine Rolle, die ausgeht, wie ein Licht. — Die kann Kempe ſpielen. Ich thue es nicht.“

„Du wirſt ſchon ſpielen, Edward“, antwortete Burbage. „Wir geben das Stück vielleicht bei Hofe, und Du weißt, unſere gnädigſte Königin ſieht

Dich gern. Hamlet's Mutter wirſt Du doch nicht ſpielen wollen? und wenn Kempe die Orphelia ſpielt, ſo mußt Du die Königin nehmen, oder ich zahle Dir am Sonnabend keinen Theil."

„Laß ihn nur, Burbage", brummte Tarleton, „das Weibsvolk iſt eitel. Das iſt eine ſchöne Rolle, die Orphelia, ſo traurig, ſo melancholiſch, ſo unglücklich. — Ich wollte, ich könnte ſie ſpielen — die Rolle ſagt meiner Gemüthsart unausſprechlich zu." —

Alle lachten laut auf und Shakeſpeare ſchüttelte den Kopf. — „Ich denke, unſer Tarleton ſpielt den Todtengräber, das iſt auch ein Mann mit einem traurigen Geſchäft und recht für ſeine Gemüthsart geeignet."

„Ja, das will ich auch! Letzthin erſt habe ich einem zugeſehen, der zog 2 Jacken und 2 Kamiſols aus, ehe er ſich an die Arbeit machte. — Ich will ſieben über einander ziehen, das wird Spaß geben."

„Wem ſollen wir aber den Geiſt geben?" fuhr Burbage nachdenkend fort.

„Den will ich ſelbſt ſpielen — — — wenn kein anderer da iſt", bot Shakeſpeare ſchüchtern an.

„Du?" fragte mit langgedehntem Tone Burbage, — „das iſt eine ſchwere Rolle, William, und es gehört beſonders eine ſtarke Stimme dazu."

„Er hat ja nur im erſten Akte zu ſprechen."

„Freilich da thut es dem Stücke keinen Schaden, wenn Du Deine Sache auch ſchlecht machſt.

Das wird nachher vergeſſen und ich will als Hamlet ſchon ſo viel reden, daß man nicht viel von Dir hören ſoll. — Aber ſeht einmal, Jungen, da kommt ja eine ganze Flotte von Böten zu uns herüber. Das ſind Hof-Böte, bei meiner Seele, ſeht nur, wie das blitzt und glitzert. — Die Bootsleute rudern was das Zeug hält. — Am Ende haben wir hier Deine „Irrungen" geſpielt, William, und es giebt ein volles Haus. — Heda! — Tom — Jenkins — noch ein paar Pinten Porter! — Ich will die Trompeter blaſen laſſen, zum Zeichen, daß es bald angeht und an meinen Prolog denken. Ziehe Dir noch einen Unterrock an, Allezn, das Kleid hängt Dir ja zum Gotterbarmen um die Lenden. Komm Tarleton, ſtecke Dein Geſicht ein paarmal aus dem Fenſter, damit die draußen was zu lachen haben und ſich auch entſchließen, zuzuſehen."

Richard Burbage, der Direktor, verließ die Laube, das damalige Ver ammlungs-Zimmer der Schauſpieler, von welchem daſſelbe noch jetzt greenroom (grünes Zimmer) heißt und in allen Engliſchen Theatern mit grünen Tapeten ausgeſchlagen iſt. Auch Tarleton erhob ſich, und ſchlich mißmuthig hinterdrein. Nur Edward Allezn blieb bei Shakeſpeare zurück.

Große kameradſchaftliche Vertraulichkeit herrſchte zwiſchen dieſen, damals jüngſten, beiden Schauſpielern der Truppe des Globus. Die älteren hielten ſich gewöhnlich in einer Art von Innungs-Geiſt

von den jüngeren zurück, und das Verhältniß hatte etwas Aehnliches mit dem der Gesellen zu ihrem Meister. Obgleich das mächtige Genie Shakespeare's sie alle ohne Ausnahme zur Bewunderung zwang, obgleich seine Stücke das Publikum in dem kurzen Zeitraum von 5 Jahren auf eine ganz eigenthümliche Art angezogen hatten, so konnte er doch als Schauspieler nicht zu jener Bedeutung und jenem Einfluß gelangen, den ausschließlich nur die älteren besaßen. Zu bescheiden, sich selbst mehr geltend zu machen, und in dem Bewußtseyn, von der Natur nicht zu einem Schauspieler jener Zeit, der vor allem anderen eines starken weittönenden Organs bedurfte, ausgerüstet zu seyn, fügte er sich in dies oft drückende Verhältniß, aus Liebe zu seiner Kunst. Alleyn, der lustige sorglose Alleyn, der Mädchenjäger der lustigen Gesellschaft, mit einem Gemüth, fähig, die poetischen Schöpfungen Shakespeare's zu verstehen, und mit Allem verschwenderisch ausgestattet, was auf der Bühne das Herz und die Sinne des Zuschauers fesselt, war ihm ein lieber Freund und Genosse. Dabei war Alleyn wissenschaftlich gebildet und als Student der Universität entlaufen. Gern lasen daher Beide fremde Dichter, wobei Shakespeare reiche Schätze für seine späteren Meisterwerke sammelte.

Während die beiden jungen Schauspieler sich über den bald zu gebenden Hamlet unterhielten, war am Eingange des Globus Alles lebendig ge-

worden. Die Barken und Böte, welche Burbage hatte kommen ſehen, waren von Weſtminſter her gelandet, und eine groſse Menge junger Edelleute, Herren vom Hofe und vornehme Staats-Beamten gingen in froher Stimmung, denn ſie kamen von dem Mittageſſen in St. James-Palaſt, wo die Königin heut offene Tafel gegeben hatte und wollten den Nachmittag in einem der Theater zubringen, von denen drei, nämlich die Hoffnung, die Roſe und der Globus dicht neben einander, kaum 600 Schritt vom Themſe-Ufer entfernt, in der Surrey-Vorſtadt lagen. Etwa hundert Schritte vom Ufer ſtand die glänzende Gruppe ſtill und man berieth ſich, in welches der 3 Theater jeder gehen wolle. Kaum bemerkten dies die Ausrufer, welche über der Thür jedes Theaters auf einem Balkon die Vorübergehenden zum Beſuche ihres Theaters einluden, ſo ſuchte ein Trompeter den anderen zu übertönen. Der Küpel (Clown) machte allerlei tolle Sprünge und jeder Ausrufer ſchrie, daſs die Kehle hätte ſpringen mögen.

„Hier herein, Ihr Herren, hier herein in die Roſe. Wir geben den Muſophilus oder den Durſt nach Wiſſenſchaften, von dem groſsen und erhabenen Poeten Samuel Daniel. — Sechs Pfennige der Platz, einen Schilling auf der Bühne.“

„Zur Hoffnung, zur Hoffnung, Ihr Herren, hier wird geſpielt der Alchymiſt von Benjamin Johnſon, den Gott erhalte, damit er noch mehr ſo

wunderbar ſchöne Stücke ſchreibt. — Sechs Pfennige unten, einen Schilling oben."

„Die Komödie der Irrungen, Ihr ehrenwerthen Lords und Herren, ein neues Stück von einem, genannt Shakeſpeare, ein Schauſpieler, erſt 5 Mal gegeben. Entſchließt Euch raſch — eben werden die letzten Plätze verkauft. Einen Schilling oben bei den Schauſpielern, ſechs Pfennige von unten zuzuſehen."

Unſchlüſſig ſtand die Gruppe der über die Themſe Gekommenen, welches Theater ſie wählen ſollten. Da trat Tarleton mit einer Trommel und einer Pfeife auf den Balkon des Globus, ſchnitt ein paar Geſichter und rief:

„Wer heute nicht in den Globus kommt, den nenne ich einen Eſel. Danach kann ſich Jeder richten." Und nun paukte er auf die Trommel und blies in die Pfeife, daß man kaum das Gelächter hören konnte, welches Alle aufſchlugen, die dieſen groben Spaß ihres Lieblings Tarleton hörten.

In den Globus, in den Globus! tönte es wie aus einer Kehle, und mit langen Hälſen ſahen die Ausrufer der Hoffnung und der Roſe den glänzenden Schwarm dem verhaßten Nebenbuhler zueilen.

Das Innere des Theaters war mit dem Schlage drei faſt ganz gefüllt. — Die Bühne war zu beiden Seiten mit den jungen Edelleuten beſetzt, welche hier vorzugsweiſe gern ihren Platz nahmen. Eine Gallerie zog ſich an der ganzen Wand des inneren

Raumes entlang und ſchloß ſich an den Vorhang, der den hinteren Theil der Bühne bedeckte, da wo jetzt die Decorationen hängen. Die Bühne ſelbſt war viereckig und konnte von drei Seiten umſtanden werden, ſo daß ſie ſich bis beinahe in die Hälfte des Zuſchauerraums erſtreckte. Von einem Proſcenium, von Couliſſen und Soffitten wußte man damals nichts. Jeder Schauſpieler trat durch den Vorhang im Hintergrunde auf, zu welchem Zwecke derſelbe in mehrere einzelne Theile getheilt war, ſo daß mehrere Ausgänge möglich waren. Hinter dieſer Gardine befand ſich ein Raum, in welchem die Schauſpieler ſich aufhielten, wenn ſie nicht auf der Bühne zu thun hatten und ihr Stichwort erwarten mußten.

So bequem nun auch für diejenigen, welche auf der Bühne ſelbſt ſaßen, dieſer Platz war, ſo unzufrieden war doch das übrige Publikum, beſonders das im Parterre ſtehende, mit dieſer Bevorrechtigung. Fortdauernd waren die dort Sitzenden dem Spott, der Verhöhnung ausgeſetzt, was dieſen aber gerade zum Beweiſe diente, daß der Pöbel ſie beneide, und je mehr unten geſchimpft wurde, je breiter und bequemer ſetzten ſich die Begünſtigten auf die Lehnſchemel. Auf der Gallerie, die ſich wie eine Empor-Kirche um die drei Seiten des Zuſchauerraums zog, ſo daß die dem Vorhang zunächſt Sitzenden den Schauſpieler von hinten ſahen, befanden ſich die Frauen, denn in das Parterre zu gehen,

wagten dieſe nicht, aus Beſorgniß, für luſtige Dirnen gehalten zu werden, die unter der Gallerie im Hintergrunde des Parterre auf einigen erhöhten Bänken ihren Platz hatten.

Nachdem zur beſtimmten Anfangszeit die Trompeter einen dreimaligen Tuſch geblaſen hatten, erſchien Richard Burbage, und ſprach im Koſtüm ſeiner Rolle des nachfolgenden Stückes den Prolog, in dem er den Inhalt des Luſtſpiels erzählte, auf die beſonders komiſchen Scenen aufmerkſam machte, und die Schauſpieler der Nachſicht des Publikums empfahl. Jetzt begann das Stück. Ueber dem Vorhange wurde eine Tafel in die Höhe gezogen, auf der mit großen Buchſtaben: „eine Halle in des Herzogs Palaſt“ geſchrieben war, und die übrigen Perſonen der erſten Scene, der Herzog (Schauſpieler Lowyn), der Kerkermeiſter (Taylor) und Gefolge traten aus dem Vorhange zu Burbage, der am Ende des Prologs geſagt, welche Rolle er ſpiele und nun jeden Einzelnen nannte, wie er auftrat, um dem Publikum die Charaktere des Stückes kennen zu lehren.

Shakeſpeare war unterdeſſen mit Alleyn noch im vertraulichen Geſpräch in der Laube geblieben und verabredete mit dieſem, heute Abend ein Buch zu leſen, das Ben Johnſon ihm empfohlen, nämlich das Decamerone des Boccaccio, als Shakeſpeare's Blick zufällig auf das Themſe-Ufer fiel. Ein Reiter ſprengte dort auf einem wunderſchönen

Pferde und ließ ſein Pferd courbettiren, denn ein nettes Bürgermädchen ging eben vorbei und der Reiter, ein junger, prächtig gekleideter Edelmann, ſchien durch die tanzenden Sprünge des Pferdes die Aufmerkſamkeit der Schönen auf ſich ziehen zu wollen. Von dem Reiter zu ſtark in die Zügel genommen und dem Zwange der Sporen ſeine Kraft entgegenſetzend, bäumte und überſchlug ſich das Pferd, der Reiter wollte es bändigen, zum Gehorſam zwingen, aber ein Zügel riß und das Pferd ging, ſeine Freiheit fühlend, durch. Im ſchnellſten Laufe flog es die Gaſſe herauf, die zum Theater führte und ſchon ſchwankte der Reiter beſinnungslos im Sattel, als Shakeſpeare, durch den Garten eilend und die Umfaſſungshecke überſpringend, dem Pferde mit wehendem Mantel entgegentrat und es ſtutzen machte. Von dieſem plötzlichen Stillſtehen des Pferdes aus dem Gleichgewicht gebracht, ſtürzte der junge Ritter herunter und beſchädigte ſich unbedeutend an der Schulter. Das Pferd ſtand, ſeiner Laſt entledigt, ſchnaubend und mit dem Hufe ſcharrend, ſtill und Shakeſpeare half dem betäubten Reiter auf. Einige Minuten nachher ſaß Lord Southhampton in der Theater-Laube neben ſeinem Retter und dankte dieſem in herzlichen Worten für den ſchnellen, entſchloſſenen Beiſtand, den er ihm geleiſtet.

Mit dem ganzen Zauber jugendlicher Schönheit und feiner Bildung ausgeſtattet, mußte der

reiche, mächtige Lord Southhampton jeden zu feſſeln, der das Glück hatte, ihn näher kennen zu lernen, und ſo war auch Shakeſpeare bald ſtolz darauf, ihm einen Dienſt erwieſen zu haben.

„Wem bin ich denn eigentlich für die Rettung meines Lebens verpflichtet?“ fragte der Lord. „Nach dieſem Orte und Eurem Kleide zu urtheilen, ſeyd Ihr ein Schauſpieler.“

„Ew. Lordſchaft zu Dienſten“, antwortete dieſer, „ich heiße Shakeſpeare, William Shakeſpeare aus Stratford, ſeit 3 Jahren Schauſpieler des Globus.“

„Seyd Ihr derſelbe, der den Titus Andronicus, der Liebe Mühe iſt umſonſt, Pericles, Romeo und Julia geſchrieben?“

„Derſelbe, Ew. Lordſchaft. — Haben meine Stücke das Glück gehabt, Euch zu gefallen?“

„Wie Ihr auch fragt? — Laßt Euch die Hand noch einmal drücken, mein lieber William. Hätte der Zufall nicht heute unſere Bekanntſchaft ſchon gemacht, wahrlich! nächſtens hätte ich Euch aufgeſucht. — Warum ſieht man Euch nicht bei Hofe?“

„Zu Hofe ſpielen nur die älteren Mitglieder, das iſt ſo Gebrauch in unſerem Stande. — Es müßten denn die Frauenrollen ſeyn, die nun einmal von jungen Männern geſpielt werden müſſen.“

„Das iſt ein ſchlechter Gebrauch, Herr Shakeſpeare, den wir bald genug abſchaffen wollen. Man ſpricht viel von Euch bei Hofe und es ſey der erſte

Beweis meiner Dankbarkeit, Euch dort einzuführen und bekannt zu machen. Wie iſt es nur möglich, daß der Dichter des Romeo mir bis jetzt nicht perſönlich bekannt war?“

„Das macht“, fiel Edward Alleyn hier ein, „weil mein Freund zu beſcheiden, zu ängſtlich iſt. Er denkt, die Meinung Burbage's und Taylor's iſt die des Publikums, nun und die verkleinern ſein Verdienſt jeden Augenblick, damit ſie ihn nicht zur Erkenntniß kommen laſſen, was er iſt und was er leiſtet.“

Da rief die Stimme des Aufwärters: „Herr William, Herr William, die Scene des Goldſchmieds kommt. Laßt nicht warten, verſäumt Euch nicht.“

Shakeſpeare verbeugte ſich vor ſeinem neuen Freunde und ging in das Gebäude, denn der dritte Akt nahte ſich ſeinem Ende und der Goldſchmied hatte die letzte Scene deſſelben.

Lord Southhampton trat in das Theater, bezahlte einen Platz auf dem Geſtelle und nahm, an ſolche Ehrenbezeugungen gewöhnt, den Platz eines Offiziers von den Leib-Trabanten der Königin an, welchen dieſer ihm ehrfurchtsvoll anbot. Freundlich wurde er von allen Seiten bewillkommnet und laut gegrüßt, während die Schauſpieler fortfuhren zu ſpielen und die Zuſchauer im Parterre: „Ruhe da oben“ geboten.

Schnell verbreitete es ſich unter den Edelleuten und Hofherren, daß der Schauſpieler Shakeſpeare

dem Lord das Leben gerettet, und als in der erſten Scene des 4ten Akts der Goldſchmied wieder mit dem Kaufmann und dem Gerichtsdiener auftrat, ſtand Lord Southhampton auf, nahm ſeinen Lebensretter bei der Hand und ſtellte ihn, unbekümmert um den Fortgang des Stückes und das tobende Geſchrei des Publikums ſeinen Freunden vor. Erröthend und in Verlegenheit geſetzt durch dieſe Unterbrechung des Stücks, ſuchte ſich Shakeſpeare den ihn umringenden Edelleuten zu entziehen, dieſe aber gefielen ſich in dem Lärm, den das übrige Publikum machte, und fuhren fort, den Gefeierten in ihrer Mitte feſtzuhalten.

Schon flogen Aepfel und Eierſchaalen auf das Geſtelle, da wendete ſich Lord Southhampton zu den Tobenden.

„William Shakeſpeare hat mir vor einer Viertelſtunde das Leben gerettet. Wo iſt das Alt-Engliſche Herz, das ſich nicht lieber einen Augenblick in ſeinem Vergnügen unterbrechen ließe, als einem Manne wie dieſem, den Dank vorenthielte? Scham über die Schreier!“

Plötzlich wurde Alles ſtill. — Die kühne Rede Southhampton's wirkte, ein donnerndes „Shakespeare for ever!“ folgte dieſer Ruhe, und noch nie hatte Shakeſpeare auf der Bühne ſo unzweideutige Zeichen des Beifalls erhalten als heute. Eine Thräne glänzte in ſeinen Augen und kaum vernehmlich ſprach er jetzt den übrigen Theil ſeiner

Rolle, denn die Freude und Rührung raubte ſeiner Stimme allen Klang, deſſen ſie ſchon ſo wenig hatte. — Das Stück konnte nun ungeſtört bis zu Ende geſpielt werden, und kaum hatte der Epilog Tarleton's geendet, die Schauſpieler ſich nach einer tiefen Verbeugung hinter den Vorhang zurückgezogen, als die meiſten der jungen Edelleute ſich ihnen nachdrängten und dem überraſchten Shakeſpeare kaum Zeit ließen, ſich umzuziehen, weil Lord Southhampton ihn heute Abend zu einem Bankett in ſeinem Hauſe eingeladen hatte.

Die Lobes-Erhebungen des Lords und ſeiner Freunde waren mehr darauf berechnet, die übrigen Schauſpieler zu ärgern, als Shakeſpeare zu erfreuen.

„Ein vortreffliches Stück, Richard Burbage", ſagte Lord Southhampton zu dieſem. „An dieſem Shakeſpeare habt Ihr ja eine wahre Perle, einen Edelſtein, den Ihr in Gold faſſen müßt. Er ſchreibt Euch Stücke und ſpielt ſo natürlich, ſo anſpruchslos, daß Ihr Alle etwas von ihm lernen könnt."

Gern hätte Burbage oder einer ſeiner Kollegen darauf geantwortet, aber dem reichen, bei Hofe angeſehenen Southhampton durfte nicht widerſprochen werden, darum zogen ſie ſich ſtillſchweigend aus und zuckten die Achſeln hinter Shakeſpeare her, als dieſer in Begleitung ſeiner edlen Freunde den Ankleideſchuppen des Globus verließ.

Es war kaum halb ſechs Uhr. Die niederſteigende Sonne beſtrahlte mit röthlichem Schimmer

die breite Waſſerfläche der Themſe, ein reizender Herbſt-Abend ruhte auf der Gegend rings umher und mit Wohlbehagen athmeten alle die reine erfriſchende Luft, nachdem ſie ſtundenlang in dem gedrängt vollen Theater ausgehalten hatten. Unter fröhlichem Geſpräch und manchem Gelächter über die luſtigen Situationen in der „Comödie der Irrungen" kam man zu den Böten, welche die Geſellſchaft hier erwartet hatten und nach einer Viertelſtunde landeten ſie hinter den Parlamentshäuſern, gegenüber Weſtminſterhalle.

Das Haus des Lords lag in Charing-Croß, und während die Geſellſchaft ſich trennte, um in einer Stunde ſich wieder zum Bankett zuſammen zu finden, führte der Lord den neuen Freund in ſein Cloſet, wo Beide bei einer Flaſche köſtlichen Claretweins bald vertraulich koſ'ten.

„Nun, laßt es Euch behaglich ſeyn, in meinem Hauſe, Herr Shakeſpeare, ich denke, der Seſſel wird Euch wohlthun nach der Arbeit und Mühe Eures Tagewerks, denn was uns beluſtigt und erfreut, iſt Euch Arbeit und Mühe."

„Nicht doch, edler Lord, nie erſchien meine Kunſt mir bis jetzt mühevoll, nie fühlte ich die Arbeit in ihr. Der Tag iſt mir ſchaal, ekel und unerſprießlich, an dem ich nicht ſpielen kann, und ſey es auch die kleinſte Rolle. Das Bewußtſeyn, in meiner Kunſt wirken zu können, ſpannt alle meine Kräfte an bis zu dem Augenblick, wo ich auf der

Bühne erſcheine, und von dem erſten Worte an, das ich vor der aufmerkſamen Menge ſpreche, fühle ich, daß ich lebe, daß ich fühle, daß ich bin.“ —

„Verzeiht mir, Herr Shakeſpeare“, fuhr jetzt der Lord fort, „wenn ein Schauſpieler nur in groſſen Rollen, getragen von der Phantaſie des Dichters, vor der dankbaren, leicht erregten Menge erſcheint, ſo kann ich mir dieſe Begeiſterung für ſeinen Stand erklären. Wie ich aber heute gehört, ſpielt Ihr nur untergeordnete Rollen, und offen geſtanden, für ein ſolches Tagewerk, für ſolche Handlanger-Arbeit ſcheint Ihr mir zu gut.“

„Wie die Welt doch Alles nach dem äuſſeren Schein und eitlen Flittergolde des Glanzes beurtheilt. Iſt denn in unſerer Kunſt etwas Einzelnes Gutes? ein Theil zu denken, gelöſt von dem poetiſchen Ganzen? Vermag das Bewußtſeyn, ein Theil dieſes unendlichen Ganzen zu ſeyn, denn nicht auch die künſtleriſche Begeiſterung herauf zu beſchwören, die man nur das Eigenthum glänzender Rollen glaubt.“

„Ihr ſchwärmt für Eure Kunſt, mein theurer William, das iſt ſchön, das freut mich, aber wie unendlich höher ſteht Ihr als Dichter, als ſchaffendes Genie im Verhältniß zu dem Schauſpieler.“

„Glaubt das nicht, Mylord, glaubt das nicht! Was weckte denn den Funken jener ſchaffenden Kraft in mir? das Spiel der Schauſpieler, als ich es zum erſten Male ſah? was bewog mich denn,

dieſe dornenvolle Laufbahn zu erwählen, als das Göttliche der Schauſpielkunſt, die erhabener als alle Uebrigen, den Menſchen nicht in ſeiner Form, nicht in ſeinem Wirken nach Außen, ſondern in der Werkſtatt ſeiner Leidenſchaften, ſeiner Gedanken, ſeiner Seelen-Zuſtände ſchildert? Was iſt der kalte Marmor, und verſinnlichte er das Ideal ſchöner Form, ja ſelbſt die Kraft eines Wollens gegen das Bild, welches der Schauſpieler von dem Menſchen zu geben vermag? Er taucht in die Tiefen menſchlichen Fühlens, menſchlichen Regens, er bildet eine Folge von Bildern, von Statuen, von Poeſie, in dem Rahmen einer Rolle, er iſt Dichter, Bildhauer, Maler — er iſt der begeiſterte Wiederſchöpfer des Geſchaffenen."

„Aber der Schauſpieler giebt doch nur wieder, was der Dichter ihm anvertraut. Nicht er, der Dichter hat geſchaffen, in ſeiner körperlichen Befähigung liegt nur das Verdienſt, liegt nur der Anſpruch an eine Theilnahme ſeiner Wirkung."

„O wie gern gäbe ich allen Dichterruhm hin, gegen die Fähigkeit, meine Gebilde ſo darzuſtellen, wie meine Phantaſie ſie gedacht. Aber die Natur hat grauſam mir jenes wunderbare Etwas verſagt, das oft verſchwenderiſch einem Menſchen gegeben, der unfähig iſt, ſich zu dem Gedanken des Dichters emporzuſchwingen. O, könnte ich die Qual ſchildern, die oft mein Inneres durchwühlt, wenn ich die Geſtalten meiner Schauſpiele, die ich mit mei-

nem Herzblut geſäugt und gepflegt, unter den Händen roher, keiner poetiſchen Begeiſterung fähiger Burſche, foltern, martern, zu Tode hetzen ſähe. Das iſt ja eben mein Zweifel, meine Pein. Wie ich es fühle, müßte jeder Schauſpieler auch Dichter ſeyn, müßte fähig ſeyn, die Geburtsſchmerzen und die Wolluſt des Empfangens mit dem Dichter zu fühlen — aber wehe, wehe über meine Kunſt. — Dem iſt nicht ſo."

„Ihr habt Recht, Shakeſpeare, ſelten wird ein Schauſpieler Dichter ſeyn können."

„Aber noch ſeltener", unterbrach ihn lebhaft Shakeſpeare, „der Dichter Schauſpieler. — Iſt es doch, als erſchöpfe ſich die Natur, wenn ſie den himmliſchen Funken der Poeſie in dem Gemüthe eines Menſchen entzündet. — Als könne ſie nicht weiter, als erlahme jede andere Gabe, jede andere Fähigkeit an dieſer. — Und doch bedürfte es zum vollendeten Genuß der Kunſt dieſes Zuſammenwirkens. So viele Dichter ich nun auch kennen gelernt, Alle waren, je reicher ihr Inneres im Sonnenlichte der allmächtigen Poeſie erglühte, je ärmer an Mitteln, ihre Schöpfungen mit der göttlichen Gewalt des Tons, der Schilderung, der Fleiſchwerdung zu verkörpern. — Wie anders fühle und will ich in meinem Innern als ich ſchildere und vermag mit den äußeren Mitteln. Ich bin ergriffen und ergreife nicht. Ich weine, ich liebe, ich

haſſe mit aller Gluth des Empfindens, aber Niemand weint, liebt, haßt mit mir."

„Welch' ein Bild furchtbaren Seelenkampfes!" ſagte langſam und nachdenkend der Lord Southhampton, „Und läßt ſich denn nicht erlernen, was Euch fehlt, läßt ſich nicht durch Nachahmen deſſen, was Andere gethan, das Mangelnde erſetzen?"

„Nein, nein! — Ungleich vertheilt die Natur ihre Gaben. — Wer das vermöchte, was ich ahne, was mein Gemüth als höchſtes Ideal erkennt, wäre ein Gott. — Das ſoll nicht ſeyn, das darf nicht ſeyn! ſo übermenſchlich groß und glücklich ſoll kein ſtaubgebornes Weſen ſeyn!"

Beide ſchwiegen. — Den Kopf in die Hand geſtützt, ſtarrte Shakeſpeare vor ſich hin, als hätte er vergeſſen, wo und bei wem er ſich befand. Mit Theilnahme blickte der Lord auf ihn hin.

Da öffnete ſich die Thür und der Haushalter des Lords trat herein, meldend, daß ſchon einige Gäſte gekommen wären und die Abendmahlzeit bereit ſey. —

Shakeſpeare fuhr aus ſeiner Stellung auf und folgte willenlos ſeinem freundlichen Wirthe, der ihn in einen Saal führte, deſſen ganze Länge eine Tafel durchzog, auf dem das koſtbare Silbergeſchirr, verziert mit dem Wappen der Southhampton's, auf ſchneeweißer, künſtlich gewirkter Tiſchdecke prangte. In raſcher Folge verſammelten ſich die Gäſte und der aufmerkſame Wirth wußte jeden

Einzelnen ſeinem Range oder ſeiner Eigenthümlichkeit nach ſo zu empfangen, wie es dieſem Freude machen mußte. Bei dem Eintritt des Grafen Eſſex aber, ſeines Verwandten, des ruhmgekrönten Feldherrn und allmächtigen Günſtlings der Monarchin, verbeugten ſich Alle ehrfurchtsvoll, und die Art, wie Graf Eſſex die Begrüßung erwiederte, bewies, daß er an dieſe Art des Empfangs gewöhnt ſey. Mit ungezwungenem Weſen ging der Graf gleich auf den Lord Southhampton zu und ſagte:

„Was muß ich hören, Vetter? — Du haſt das Reiten verlernt und Dich abwerfen laſſen? — Ei! Ei! — Wie wird die Königin lachen, wenn ich ihr morgen erzähle, daß Seine Lordſchaft der leichte, gewandte Southhampton einen unfreiwilligen Sprung zur Erde gemacht. Du mußt wieder Unterricht nehmen, Vetter — ſonſt bringſt Du Dich bei unſeren Damen in Mißkredit. Nicht wahr, Ihr Herren, mein Vetter muß wieder Reitſtunde nehmen?“

Die Gäſte wußten nicht recht, ob ſie in die luſtige Laune des Grafen einſtimmen ſollten oder nicht, denn ihr Wirth ſchien dieſe Laune nicht zu theilen.

„Ich ſollte kaum denken“, antwortete Lord Southhampton, „daß der Geheimrath Ihrer Majeſtät, mein ſtaatskluger und ſiegreicher Herr Vetter, Zeit hätte, ſolche Kleinigkeiten bei Hofe zu erzählen.“

„Aha! Du ärgerſt Dich, Vetter, daß Du abgeworfen worden biſt. — Nun, nun, nimm's nur nicht übel, daß ich Dich ein wenig auslache — es

iſt gar ſo böſe nicht gemeint. — Iſt es denn wahr, daß ein Schauſpieler Dich gerettet?"

„Hier, mein neuer Freund, Herr William Shakeſpeare", antwortete vorſtellend der Lord, während Shakeſpeare ſich vor dem Fragenden verneigte.

Graf Eſſex nickte ſtolz und fremd mit dem Kopfe, kehrte ſich dann um und ſprach mit einigen anderen Herren aus der Geſellſchaft.

Der Lord fühlte, wie ſchmerzlich dieſe vornehme Abfertigung dem zarten weichen Gemüthe Shakeſpeare's ſeyn mußte und wendete ſich ſogleich mit ihm zu einigen anderen ſeiner Gäſte, die heut ſein Stück geſehen und in dem Lobe deſſelben ihn reiche Entſchädigung für den Stolz des Grafen finden ließen.

Die Tafel war bereit; erwartend ſtand die Dienerſchaft an den Thüren, um die Speiſen aufzutragen, wenn die Gäſte ſich ſetzen würden, aber der Lord ſchien noch Jemand zu erwarten. Da wälzte ſich endlich ein Mann in den Saal, der ſelbſt lachend die Anweſenden begrüßte und lachend von ihnen begrüßt wurde. Es war Sir Hugh Peaton.

Von außerordentlicher Leibesſtärke, ſtets ſchmunzelndem, lüſternem Blick, leichtem Anſtande, der ſeltſam gegen die übermäßige Fülle des Körpers abſtach, ſorglich, ja reich gekleidet, und rund, wohlhäbig, behaglich in ſeiner ganzen Erſcheinung, ſtroſte das leckere Zucken der hungrigen Lippen ſei-

nen ſtattlichen Bauch Lügen, denn den mußte Jeder für ſatt halten.

„Doch noch nicht bei Tiſche!“ fragte Sir Hugh ſchon in der Thür und fuhr, als ihn ein Blick auf die Tafel beruhigt hatte, fort: „Komme ein wenig ſpät, Kinderchen, aber ich konnte nicht früher, hatte ein verliebtes Stelldichein bei Temple Bar. — Euer unterthänigſter Knecht, Graf Eſſex! — Southampton, Du haſt doch Vorrath genug im Hauſe? ich bin hungrig — hungrig —

„Wie ein Löwe, wie ein Elephant, wie ein Rhinozeros“, lachte der Graf.

„Nein, wie ich! das iſt das Stärkſte, was es in der Art giebt. — Ja, lacht nur, lacht nur, Ihr mageren Wichte, ich habe mehr Raum zum Hunger in mir, als alle übrigen Menſchen, alſo weiß ich keinen beſſeren Vergleich als mich ſelbſt.“

„Aber ein Elephant, Sir Hugh, ein Elephant“, ſcherzte der Lord.

„Ach was, ein Elephant, ich beneide einen Elephanten um nichts als um ſeine Zähne. Denkt Euch Kinder, ſo ein Maul voll Zähne zu haben, wie der Elephant deren nur zwei hat. Es müßte ſich himmliſch viel damit eſſen laſſen.“

Der Lord hatte unterdeſſen das Zeichen zum Auftragen der Speiſen gegeben und augenblicklich dampften mehrere Schüſſeln großer Seefiſche auf der Tafel.

Alle ſetzten ſich und Shakeſpeare mußte zwiſchen dem Lord und Sir Hugh Peaton Platz nehmen, ſo daß er dem Grafen Eſſex gegenüber ſaß. — Mit unbeſchreiblicher Behaglichkeit rückte Sir Hugh ſich bequem und ſchmunzelte die ſich nähernde Schüſſel an, indem er rief:

„Kinder, es giebt doch in der Welt nichts, was ſo Appetit macht, als ein Stelldichein, mit einem hübſchen Bürgerweibe.“

„Achtung, meine Herren, Achtung, jetzt erzählt uns Sir Hugh eine Geſchichte, an der hoffentlich nichts wahr iſt, als ſein Appetit.“

„Nicht doch, nicht doch! — Warum ſollte ein Mann in der Blüthe ſeiner Jahre nicht verliebte Abenteuer haben? — Ein wenig näher mit der Schüſſel, mein Freund, ich bin dicker als andere Leute und kann mit dem Arm nicht ſo weit hinüberreichen, als andere, die Gott mager und dünne wie die Waden eines Storches auf Erden einherwandeln läßt. Ich ſage Euch, ein wunderhübſches Weibchen bei Temple Bar, — rund und voll wie eine Shropſhire Wachtel und bewacht von ihrem Eheherrn wie die Kron-Juwelen im Tower. — Der Fiſch iſt gut gekocht, aber an der Sauce hat Euer Koch die Auſtern geſpart — werde ihm morgen ſagen, wie er es machen ſoll. — Das Weiblein hatte mich ein paar Mal in die City reiten ſehen, wenn ich zu meinen Freunden, den Aldermännern geladen war. — Ich verſichere Euch,

Ihr Herren, die Lichtzieher, Schneider und Fiſchhändler eſſen manchmal beſſer, als unſere ſehr gnädige Königin, die Gott erhalte. — Meine ſtattliche Figur gefiel ihr und es müßte ſchlimm zugehen oder ihr Eheherr bekäme ein ſeltſam Zeichen an der Stirn. — Ha ha ha! Ja, ja, man kann ſehr dick ſeyn und doch Glück bei den Weibern haben."

Ohne zu eſſen, hatte Shakeſpeare mit dem höchſten Intereſſe ſeine Augen auf ſeinen Nachbar geheftet. Das Originelle, ſonderbar Abſtoßende und auch wieder Anziehende in dem Weſen dieſes Mannes feſſelte ihn ſo ſehr, daß er kein Auge von ihm verwandte.

Der Lord bemerkte das und flüſterte ihm zu: „Nicht wahr, eine beſondere Art von Menſch? — Gefällt er Euch?"

„Wie ſollte er nicht? Welch' ein Charakter, wie ſo ganz geſchaffen, den Gegenſatz zu Hohem, Großem, Erhabenem abzugeben. Wie lebendig der Kontraſt ſeiner Behaglichkeit, Lügenhaftigkeit und Sinnlichkeit mit dem Edlen, dem Schönen im Menſchen. O laßt mich ihn verfolgen, ihn faſſen, in den innerſten Faſern ſeines tief komiſchen Weſens. — Welch' ein Reichthum, welche Ueberfülle von Humor!"

Lächelnd drohte der Lord dem Freunde mit dem Finger und ſagte leiſe: „Ich verſtehe! Glück zu! das iſt etwas für unſeren Tarleton."

Das Geſpräch ging jetzt in reger Lebendigkeit weiter, der Wein löſte nach und nach alle Zungen und bald kreuzten ſich Witz, Scherzwort und das Beſprechen der Tages-Ereigniſſe.

So laut und durch einander auch die Unterhaltung hinüber und herüber geführt wurde, wenn Graf Eſſex ſprach, wurde es jedesmal ſtiller, und Alle ſchienen mit Aufmerkſamkeit und Intereſſe zuzuhören, beſonders als der Graf erzählte, wie nach der heutigen Mittagstafel die Königin eine Spazierfahrt zu Waſſer nach Lambeth gemacht und dort im Garten das Geſpräch auf Gedichte aus dem Stegreiſe gekommen ſey. Alle Anweſenden hatten ſich auf den Wunſch der Königin dazu verſtehen müſſen, einige Verſe aus dem Stegreiſe zu dichten, ſelbſt der ernſthafte Burleigh habe ſich mit dem galanten Rawleigh in einen Dichterkampf einlaſſen müſſen. Die Königin habe viel gelacht über das drollige Spiel und Jedem zu morgen Nachmittag aufgegeben, ihr einige ſelbſtgedichtete Verſe zu bringen, deren Gegenſtand die Wünſche jedes Einzelnen für ſeine Königin ſeyn ſollten.

„Wäre ich dabei geweſen", ſagte Sir Hugh Peaton mit vollen Backen, „ich hätte ihr gewiß das Beſte gewünſcht, was man einem armen Erdenkinde hier in dieſer ſündigen Welt nur wünſchen kann."

„Nun, und was wäre das geweſen?" fragte neugierig der Graf.

„Einen unverwüſtlich guten Appetit und einen braven Engliſchen Edelmann zum Gemahl, etwa unſeren ritterlichen Grafen von Eſſex.“

Der Graf lächelte geſchmeichelt, und die Gäſte ſäumten nicht, Sir Hugh's Wunſch zu bekräftigen, während ſie innerlich Gott baten, nicht ein ſolches Unglück über ſie zu verhängen.

„Das iſt recht gut in Proſa, theurer Sir“, antwortete der Graf, „aber die Verslein fehlen, und das iſt keine ganz leichte Arbeit, der Reim, der Reim, das iſt das Kunſtſtück.“

„Ei ſo laßt uns gleich hier einen Verſuch machen, Ihr Herren“, rief nun Lord Southhampton, „es müßte doch ſeltſam zugehen, wenn nicht Jeder von uns ein paar Reime für das Wohl Ihrer Majeſtät ſchmieden könnte. Wer will anfangen? Sir Hugh — wie iſt es? — Ihr ſeyd ja gerade mit Eurem Teller zu Ende.“

„Warum nicht? ſchenkt mir den Becher voll, denn ein Poet muß getrunken haben, ſonſt iſt es nichts mit ſeinen Verſen. Laßt einmal ſehen:

Stets guten Appetit,
Ein luſtiges Gemüth
Und zum Gemahl den einen,
Den ich thu' meinen.“

Alles lachte. — Nach einander verſuchte Jeder ſein Glück, keiner durfte ſich ausſchließen. Manches Gelungene wurde geſagt, mancher mißrathene Verſuch verſpottet. — Endlich kam die Reihe auch

an Shakeſpeare, der bis jetzt ſtumm geweſen war. Er erröthete, als er aller Augen auf ſich gerichtet ſah und das vornehme faſt verächtliche Lächeln des Grafen lähmte ſeinen Muth, doch ſprach er mit leiſer beſcheidener Stimme:

When born, thou weptst, while all around were smiling,
To see pure joy the mothers woes beguiling.
Heaven grant, that when in death thou sink'st to sleep,
Thou mayst serenely smile, tough all around thee weep.

Du weinteſt einſt, als Du die Welt begrüßt,
Doch aller Lächeln grüßte Dein Erſcheinen.
Gott gebe, daß wenn Du die Augen ſchließt,
Dein Antlitz lächelt, während Alle weinen.

Dieſe mit anſpruchsloſer Ruhe geſprochenen Worte brachten eine ſo große Aufregung des Beifalls in der Geſellſchaft hervor, daß Alle herzlich einſtimmten, als Lord Southhampton in hoher Freude die Geſundheit des Dichters ausbrachte. Graf Eſſex ließ ſich die Verſe noch einmal ſagen, bat mit freundlichem, verbindlichem Tone, ihm dieſelben aufzuſchreiben, und blickte von jetzt an mit Theilnahme auf den jungen, blaſſen, beſcheidenen Mann.

„Mir ſcheint Euer Gedicht ſo gelungen, werther Herr", äußerte er gegen ihn, „daß ich es Ihrer Majeſtät morgen ebenfalls mitzutheilen gedenke. — Wahrlich, ich gäbe viel darum, wenn ich es gemacht hätte. — Wie es ſcheint, Vetter Southhampton, iſt Euer Gaſt ein echter Poet. Laßt es heute nicht das letzte Mal ſeyn, daß wir uns ſehen.

Ich bitte Euch, Herr Shakeſpeare, beſucht mich. — Wir wollen ſehen, was ſich für Euch thun läßt."

„Wie ſteht es denn aber mit meinen Verſen" unterbrach ihn Sir Hugh, „ich dächte, ſie wären auch nicht übel. Rundung haben ſie, denn ſie ſind von einem runden Vater — und was den Inhalt betrifft, ſo können ſie nicht leer ſeyn, denn ſonſt erkenne ich ſie nicht für meine Kinder. Ihr da, edler Baronet von Glenalg, laßt mir doch den Truthahn dort zukommen, er ſieht ſo ſehnſüchtig nach mir herüber und zehrt ſich ab vor Kummer, vielleicht vergeſſen zu werden."

„Das verhüte der Himmel, mein werther Sir Hugh", antwortete Lord Southhampton, indem er ſelbſt, als aufmerkſamer Wirth ſeinem Gaſte das Verlangte reichte.

Der Graf unterhielt ſich unterdeſſen angelegentlich mit Shakeſpeare und erkundigte ſich nach deſſen Verhältniſſen. Bald vergaß er in dem intereſſanten Geſpräch, welches ſich anknüpfte, daß Shakeſpeare Schauſpieler ſey, denn der Graf hatte eine Abneigung gegen Schauſpieler überhaupt. Dieſer aber ſchien ihn mit ſeinem Vorurtheile auszuſöhnen und als die Tafel aufgehoben wurde, ſprach er ſo vertraut mit dem noch vor einer Stunde kaum Beachteten, daß es faſt ſchien, als herrſche zwiſchen Beiden kein Unterſchied des Standes. Ja, als die Geſellſchaft aufbrach, nahm der Graf den Schau-

ſpieler in ſeiner eigenen Portechaiſe mit und ließ ihn nachdem er im St. James Palaſt abgeſtiegen war, in ſeine Wohnung bei Blakfriars tragen.

Fünf Wochen nach dieſem, für Shakeſpeare's Schickſal ſo entſcheidenden Abende, befand ſich der Hof in Hampton Court, dem alten Palaſte des Kardinal Wolſey, 13 Meilen von London. — Die Königin hatte befohlen, daß die Schauſpieler des Königlichen Hofhaltes, die ſogenannten Servants of the Queen's revels das neue Stück „Hamlet der Däne" ſpielen ſollten, welches ſeit 14 Tagen ganz London in das Globus-Theater zog. Dieſe Servants of the Queen's revels waren die beſten Schauſpieler aller damals in London ſpielenden Truppen, und einige von ihnen hatten noch andere Hof-Beſtallungen. Burbage war Aufſeher des Königlichen Bärengartens. Tarleton Usher of the Queen's privy oder Einführer der Fremden zur Privat-Audienz der Königin. Auch Shakeſpeare hatte von dem Grafen Eſſex den Befehl erhalten, ſich am Nachmittage in Hampton-Court einzufinden und Lord Southhampton ihn in ſeiner prächtigen Karoſſe mit dorthin genommen. Die Königin feierte heute die Beſiegung der unüberwindlichen Flotte, und hatte den ehrwürdigen alten Admiral Francis Drake, der am Tage vorher erſt von einer Expedition nach dem Weſtindiſchen Feſt-

lande zurückgekehrt war, eingeladen, um ihm ſo einen Beweis ihres Königlichen Dankes für die Seeſiege bei Cadix und Dünkirchen zu geben.

Die Geſellſchaft war ſo eben von der prächtigen Mittagstafel aufgeſtanden, und die Königin ging in Begleitung des Admirals, des Grafen Eſſex und mehrerer Damen und Herren vom Hofe, unter denen auch Thomas Naſhe, der Satyriker und Schützling Burleigh's, ſich befand, im Parke ſpazieren. Das Geſpräch kam natürlich auf die Vorſtellung des Hamlet, und die Königin wendete ſich im Gehen bald zu einem oder dem anderen in ihrem Gefolge.

„Sir Thomas! — Was haltet Ihr denn von dem Stück? Man macht mir ja ſo viel Lärmens davon, daß ich ordentlich neugierig bin, ſelbſt zu ſehen und ſelbſt zu urtheilen.“

Der Gerufene trat näher an die Königin heran und antwortete während des Gehens:

„Meine gnädigſte Königin weiß, daß ich überhaupt nicht viel von Schauſpielen halte, denn nach meiner Meinung giebt es nichts leichteres, als ſolch ein Ding zuſammen zu würfeln. Ich muß immer lachen, wenn ſolche Leute von ihren „Werken“ reden, wie z. B. Ben Johnſon und andere ſeines Gelichters.“

„Ich dächte doch, Sir Thomas“, fuhr die Königin fort, „es wäre nicht gar ſo leicht, dergleichen

fertigen. Es gehört eine reiche Erfindungskraft und ein unverdorbenes Gemüth dazu, uns so vorzuführen, wie vor Alters geſchehen und warum es geſchehen.“

„Ei, mit der Erfindungskraft bemühen ſich die Herren Schauſpiel-Fabrikanten nicht viel. Sie nehmen die Geſchichten, wo ſie ſie finden, ſo z. B. dieſer Neue, dieſer Shakeſpeare; die Geſchichte vom Hamlet findet ſich in des Saxonis Grammatici historiae danicae im 10ten Buche des Ausführlichſten beſchrieben.“

„So?“ fragte, ſchon gegen das Stück eingenommen, die Königin. Graf Eſſex aber, der die Neigung der Königin kannte, in ihrer Gegenwart gelehrte Diſpute verhandelt zu hören, die ſie dann gern entſchied, ſagte:

„Sir Thomas hat gut angreifen, wo ſich Niemand vertheidigt. Wenn meine gnädigſte Königin erlaubt, ſo laſſe ich den Shakeſpeare rufen, der ſich mit der Dienerſchaft meines Vetters Southhampton hier befindet, wie ich vorhin geſehen. Dann könnten wir ſelbſt hören und urtheilen, ob Sir Thomas Recht hat.“

Die Königin erlaubte dies und in wenigen Minuten ſtand der beſtürzte Shakeſpeare zum erſtenmale vor ſeiner Königin.

Das Auge der jungfräulichen Herrſcherin ruhte mit Wohlgefallen auf dem ſanften, ſchwärmeriſchen Ausdruck ſeines Geſichts, und da ſie einen gewählten saueren Anzug bei Männern ungemein liebte, ſo hatte

Shakeſpeare ſchon ihre Gunſt, noch ehe er geſpro-chen. Das einfache und zierliche braune Wamms, mit ſchwarzem Sammet beſetzt, die ſorgfältig ge-fältelte ſteifgeſtärkte Halskrauſe, der kurze Mantel, beſcheiden auf beiden Schultern, nicht keck auf einer Achſel hängend, wie die Modegecken jener Zeit ihn zu tragen pflegten, das ſaubere Schuhwerk mit der rothen Laſche, kurz der ganze Anzug, den ihm am Tage vorher Lord Southhampton geſchenkt, nahm für ihn ein, dabei der kurze, zierlich in die Spitze gedrehte Bart und das glatt anliegende Haupthaar — ſeine Erſcheinung mußte gefallen.

„Ihr heißt Shakeſpeare?“ fragte die Königin mit freundlicher Herablaſſung.

„Shakeſpeare aus Stratford, Eurer Majeſtät getreuer Stadt am Avon, antwortete mit ehrfurchts-voller Verbeugung der Gefragte.

„Ich werde heut Euer neues Stück ſehen, Herr Shakeſpeare, und freue mich recht darauf, denn die Herren hier ſind ganz erfüllt davon. — Iſt es wahr, daß Ihr die Geſchichte nicht gedichtet, ſondern ge-nommen habt aus dem Saxo, wie hier Sir Thomas Naſhe behauptet.

„Was die Geſchichte mir gab, habe ich genom-men aus der Geſchichte. Was geſchah, habe ich entlehnt. Wie es geſchah und warum es geſchah, habe ich gedichtet.“

„Was heißt das, mit Eurer Erlaubniß, Herr Shakeſpeare“, fiel Sir Thomas ein. „Wie könnt

Ihr dichten, warum es geſchah? — Habt Ihr gelebt zu jener Zeit, haben jene Könige und Fürſten Euch vertraut, was ſie zu ſolchem Handeln bewog?"

„Der Dichter bedarf nicht des Vertrauens der Menſchen, um ihr Wollen und Thun zu ſchildern. Das menſchliche Herz mit ſeinen Neigungen und Leidenſchaften iſt der unerſchöpfliche Born, aus dem er die Gebilde ſeiner Phantaſie ſchöpft. — Er fühlt, was andere fühlen, gefühlt haben müſſen, empfindet tief, wo andere denken und ſieht in heller Klarheit in ſeinem Gemüthe, warum der Menſch gerade ſo und nicht anders handelte — handeln konnte."

„Nun denn, ſo habt Ihr in dem Hamlet wenigſtens alle Mittel angewendet, ſelbſt Ammenmährchen und Geiſterſpuk, um das Handeln Eurer erdichteten Perſonen zu erklären. Wozu das, wenn Ihr Alles, was geſchieht, aus den menſchlichen Leidenſchaften entwickeln wollt."

Der ſchwache Menſch reicht nicht hin mit ſeiner Nichtigkeit an die ewige Vergeltung. Das Grauſen vor jener unbekannten Geiſterwelt muß ihn oft empor rütteln aus dem Schlummer, in den ihn äußere Sicherheit verſenkt. Wie ſoll ich die ewig wachende Gerechtigkeit des Himmels dem Menſchen kräftiger vor das Gemüth führen, als durch Boten aus jener unbegriffenen Ferne, von der noch nie ein Wanderer wiederkehrte."

„Ihr habt den Streit auf ein ganz fremdes Feld geführt, Sir Thomas", unterbrach die Köni-

gin die beiden Gegner, „was an dem Hamlet iſt, werden wir ſelbſt ſehen und beurtheilen können, aber Ihr meintet vorhin, es gäbe nichts leichteres, als ein Schauſpiel zu fertigen. Iſt dem ſo, Herr Shakeſpeare? und kann ſich ein Schauſpiel meſſen mit einem ſchönen Gedicht, einer guten Erzählung oder jeder anderen Gattung der Dichtkunſt?“

„Nun bei Gott und meiner Ehrfurcht vor meiner Königin, wie iſt ein Zweifel möglich? Was jede andere Dichtung einzeln Vorzügliches, Schönes hat, das vereint ein Schauſpiel in ſich. Welch' ein reiches, lebensvolles Bild, den Menſchen im Kampfe mit den Regungen ſeiner Seele und äußeren Gewalten zu ſehen. Wer ergreift den Menſchen ſo mächtig, als der Menſch, wenn er die geheimnißvollſten Tiefen ſeines Innern erſchließt, dem Drange der verwandten oder widerſtrebenden Leidenſchaft ſeines Mitgeſchöpfes? — Leicht? — Tauſend Gedichte und Erzählungen reichen noch nicht an ein gutes Schauſpiel. Jede Scene iſt ein Gedicht, jedes Selbſtgeſpräch eine Erzählung, jedes Wort ein Blick in die Gedanken-Werkſtatt des Geſchöpfes.“

Da kam Tarleton in dem reichen, aber doch auffallend bunten Kleide eines Ushers of the Queens privy durch den Garten zu der Gruppe, die ſtehen geblieben war, als Shakſpeare im Feuer der heiligſten Begeiſterung dem kalten, höhnenden Naſhe geantwortet und meldete mit einer ſehr ernſten,

und dadurch um ſo komiſcheren Miene, daß Ihrer Majeſtät Diener bereit wären, das befohlene Stück aufzuführen.

„Nun ſo laßt uns denn ſehen, was uns Herr Shakeſpeare vorführen wird. Euren Arm, Admiral Francis, gebt mir Euren Arm, wahrlich eine Königin von England ſtützt ſich gut auf den Arm ihres ſiegreichen Admirals. Kommt, Ihr Herren. Tarleton, haſt Du denn keine Rolle darin?

„Mit Eurer Majeſtät Erlaubniß werde ich in der 5ten Handlung einen Todtengräber verſinnlichen, welches eine kleine Rolle iſt, aber tiefe Dinge zu ſprechen hat, weil er in einem tiefen Grabe ſteht."

„Aber kein unfläthiges Schimpfwort, Tarleton, wie letzthin; denke, daß Du vor einer Königin ſpielſt."

In einem Saale des Erdgeſchoſſes, deſſen Thür unmittelbar in den Park führte, war das Geſtelle aufgeſchlagen, ſo daß die Schauſpieler unmittelbar durch die Gartenfenſter auf die Bühne traten. Dieſe war mit friſchem Sande und kleingehauenen Eichenzweigen beſtreut, der Vorhang koſtbar verziert und hatte ein feſtliches Anſehen. Auf bequemen Seſſeln nahmen die Königin und ihre Damen Platz. Von den Herren ſaß nur der Admiral Drake, Burleigh und Graf Eſſex.

Wie gewöhnlich trat Burbage zum Prologe vor, und ſchilderte in ihm die hohe Freude der Schauſpieler, vor der „jungfräulichen Königin",

dem Wunder Englands, ſpielen zu können. Dann kündete er das Stück an, nannte die Perſonen deſſelben und zog ſich zurück, um die Wachen Franciſco und Bernardo auftreten zu laſſen.

Das Stück begann jetzt. Die Schauſpieler leiſteten Außerordentliches in dem Bewußtſeyn, von der Königin beurtheilt zu werden. Jede Fähigkeit hatte ſich geſteigert, jedes Talent ſich verdoppelt. Die mächtige Anregung der Dichtung hatte eine Begeiſterung in ihrem Spiel hervorgerufen, das die Zuſchauer kaum athmen ließ in dem ſüßen Schauer der Erwartung, des Mitgefühls. Taylor ſpielte heut den Geiſt, da Shakeſpeare nicht zu den Servants of the Queens revels gehörte und gab ihm jene düſtere, unheimliche Färbung im Ton, Gang und Geberde, die er ſo meiſterhaft in ſeiner Gewalt hatte. — Wie dumpfer Donner grollte die tiefe Stimme des Geiſtes durch den Saal und rüttelte das Grauen in der Seele der Zuſchauer wach, welches noch jetzt die unfehlbare Wirkung dieſer mächtigen Scene iſt. Kaum war die erſte Handlung beendet, ſo ſtand die Königin von ihrem Sitze auf, ſuchte mit den Augen den in der Nähe des Lords Southhampton ſtehenden Shakeſpeare und nickte ihm freundlich zu. Der Lord mußte ihn aufmerkſam machen, daß die Königin ihren Blick auf ihn richte, denn er ſtand ganz verſunken da, die Augen immer noch auf die Bühne gerichtet, als ſpielten die Schauſpieler noch. Aus ſeinen Träu-

men geweckt, verbeugte er ſich tief vor dieſem Zeichen der Königlichen Gunſt und fragte dann in hoher Begeiſterung, wie ſich ſelbſt und Alles um ſich her vergeſſend, den Lord:

„Nicht wahr, das iſt ſchön, das iſt groß?“

Aber ein befremdeter Blick der ihm zunächſt Stehenden brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt und nun konnte er nicht Worte genug finden, das Spiel Taylor's zu loben. — „Das war es, was ich will, aber nicht vermag, das war es, was ich fühle, aber nicht in des Anderen Bruſt erwecken kann. — O! es iſt etwas Großes — Erhabenes, ein Schauſpieler zu ſeyn! — Es iſt heller Tag und wenn er ſpricht: „Nacht iſt es um uns her!“ ſo verſchwindet die Helle, er ſteht vor uns mit Fleiſch und Bein und doch beſchleicht uns Grauen bei ſeinem Erſcheinen.“

„Das iſt nicht die Wirkung des Schauſpielers“, erwiederte Lord Southhampton, „Das iſt die Wirkung des Gedichtes, Shakeſpeare.“

„Todt iſt das Wort, lebendig die Darſtellung. Der Schauſpieler iſt das fleiſchgewordene Wort. In ſeiner Bruſt empfängt der Gedanke des Dichters erſt die feurige Taufe des Lebens. Saht Ihr den Geiſt von mir? Saht Ihr, wie ich mich quälte und mühte, das wiederzugeben, was mich ſo ganz erfüllt. — Und nun Taylor! — Welche Größe, welche überirdiſche Erhabenheit in dieſem Menſchen.“

Und doch wette ich darauf, Taylor rechnete, während er Dir groß und erhaben erſchien, wie er das Geſchenk der Königin morgen am luſtigſten verpraßt."

Niedergedonnert, aus all' ſeinen Himmeln gefallen, vermochte Shakeſpeare nichts zu antworten, denn wie er Taylor kannte, war die Bemerkung des Lords nur zu gegründet.

Die zweite Handlung erweckte ihn wieder zu neuem Leben. Im geübten, feſten Zuſammenſpiel entfalteten die Schauſpieler das ganze Bild dieſer wunderbaren Dichtung vor den Augen des gerührten, ergriffenen, überwältigten Hofes, und als Fontinbras am Schluſſe ſagte:

„Go, bid the soldiers shoot",

der Trauermarſch begann und Kanonenſchüſſe den letzten Gruß über die reiche Aerndte des Todes hindonnerten, da athmeten die Zuſchauer wieder auf. — Ein langes Stillſchweigen wurde zuerſt von der Königin unterbrochen, die mit lauter Stimme rief:

„Herr Shakeſpeare, kommt, tretet näher! — Empfangt den Dank Eurer Königin, die Euch gnädig gewogen iſt. — Ihr ſeyd von heute an Servant of the revels. — Graf Eſſex, leiht mir Eure goldene Kette! Sie ſoll Euch nicht verloren ſeyn. — Tragt ſie, Herr Shakeſpeare, als Zeichen meines Dankes und ſchreitet rüſtig vor auf dieſem Wege, ſo wird Alt-England einſt ſtolz darauf ſeyn, Euch den Seinigen nennen zu können."

Angelo Constantini.

1707.

Hell glänzten die Empfangzimmer des Coselschen Pallastes in Dresden am 5. Mai 1707. Die Frühlings-Appartements dieses Feenschlosses, welches König August nach den vier Jahreszeiten hatte einrichten und mit orientalischer Pracht ausstatten lassen, waren geöffnet. Haiducken, Läufer, Kammerlakaien und Pagen drängten sich auf den breiten Treppen und in den Vorzimmern. Alles athmete Pracht, Genuß, Majestät. — Während auf dem mit Pechfackeln erleuchteten Perron die Equipagen vorfuhren und die Gesellschaft sich versammelte, stiegen die Schauspieler des Italiänischen Theaters eine kleine Treppe hinauf, die vom Hofe des Palais in den hinteren Theil des großen Gesellschaftssaales führte, wo ein Theater aufgeschlagen worden war, auf dem heute der „Arlequin Prolée", das Lieblingsstück König August's, gegeben werden sollte. Hinter dem Vorhange stand ein Mann im Hofkleide, den Degen an der Seite, den mit Plümage aufgeschlagenen Hut unter dem Arme

und die rechte Hand nachläſſig in die reichgalonirte Weſte geſteckt, wo ſie mit den köſtlichen Brüſſeler Spitzen ſpielte, die mit koketter Fülle die Brillant-Agraffe des Jabots verdeckten. Aufmerkſam ſah dieſer Mann zwiſchen den reichen Draperieen des Vorhangs in den Geſellſchaftsſaal, der ſich ſchon mehr und mehr füllte.

In der Mitte des Saales ging König Auguſt im vertraulichen Geſpräch mit ſeinem erſten Miniſter, dem Grafen Flemming, auf und nieder, indem er nur hin und wieder den Eintretenden nickte und den ehrfurchtsvollen Gruß der Polniſchen Großen obenhin erwiederte. — Beide waren ſo in das Geſpräch vertieft, daß der König ſich erſichtlich immer mehr und mehr von der Geſellſchaft zurückzog und endlich mit dem Rücken an dem erhöhten Podium der Bühne lehnend, einen weiten Raum zwiſchen ſich und den Eintretenden ließ. Conſtantini, der Direktor und erſte Schauſpieler der Italiäniſchen Truppe, der Mann, welcher hinter der Gardine ſtand, konnte ſo das Geſpräch des Königs mit ſeinem Miniſter deutlich hören.

„Sieh nur, Flemming, wie ſie ſich bücken und mit der Stirn beinahe den Boden berühren, dieſe Herren Polen. Ja, wer ſo albern wäre, ihnen zu glauben. Mit Sehnſucht ſehen ſie ſchon meinem werthen Gaſte, dem Schwediſchen Dragoner, entgegen.“

„Eure Majestät hat sich ja nie von diesen Polnischen Magnaten täuschen lassen, und sie stets für das erkannt, was sie sind, wetterwendisch im Glück und treulos im Unglück."

„Nun sehen sie schon ihren Herrn Lesczynski als König von Carl's Gnaden, und nehmen die Feste meines Hofes nur so im Vorbeigehen mit, en attendant der Warschauer Fêten."

„Ich muß gestehen, Eure Majestät, ich kann mich eines ängstlichen, peinlichen Gefühls nicht erwehren, wenn ich daran denke, daß der Mann, der Eurer Majestät erbittertster Feind ist, heute hier an Eurer Majestät Königlichem Hofe als Gast erscheint, und so auch noch in seinen Freundschaftsbezeugungen argen Hohn kund giebt."

„Was will man machen, Flemming. Ich kann ihm doch die Thür nicht zeigen? Wenn er unhöflich genug ist, mich mit seinem ungebetenen Besuche zu beehren, so will ich wenigstens nicht seyn wie er, und ihn aufnehmen wie einen König."

„Wenn dieser König Carl Eurer Majestät erhabenen Bundesgenossen, den Czaar, mit einem solchen Besuche belästigte, so würde derselbe gewiß dafür sorgen, daß der Besuch möglichst lange dauere und die Gastwohnung so enge und fest wie möglich ausfiele."

„Bei Gott! so eine Wohnung wünschte ich meinem Herrn Vetter von Schweden recht aus dem Grunde meines Herzens."

„Es liegt ja nur in Eurer Majestät Hand, ihm eine solche anweisen zu lassen. Wahrlich, kein besseres Mittel gäbe es, den Altranstädter Frieden zum Vortheile Sachsens ausschlagen zu lassen."

„Stille, stille, Flemming! Ich war eher Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, als König von Polen, und habe daher immer noch etwas Deutsche Treue und Redlichkeit in meinem Gemüth. Nichts von solchen Vorschlägen — Der Gast ist mir heilig. Freilich, hätte ich ihn nach der Bataille nach Kalisch so gehabt, wie ich ihn jetzt — Ah, siehe da — dort kommt ja unsere Gräfin — unsere Fee, unsere liebenswürdige Wirthin!"

Bei diesen Worten verließ der König seinen bisherigen Platz und ging einer Dame entgegen, die aus einem Seitenzimmer in den Gesellschaftssaal trat und dem Könige eine tiefe, aber doch vertrauliche Verbeugung machte. Es war die Gräfin von Cosel, früher Gemahlin des Ministers von Hoymb, jetzt erklärte Maitresse und Favoritin König August's. Ihre Schönheit, durch die ausgesuchteste Pracht der Toilette noch gehoben, überstrahlte Alles — ihr Lächeln fesselte — ihr Gruß bezauberte. Ihr hatte August den mit wahrhaft Königlicher Pracht ausgestatteten Coselschen Pallast erbaut — ihr zu Liebe hatte er Minister entlassen und Generale verabschiedet. Ihr huldigte Alles — sie war die allmächtige Sonne an dem Firmament des Polnisch-Sächsischen Hofes.

Auch Conſtantini konnte das Auge nicht von dieſer reizenden Erſcheinung abwenden. Weiter öffnete er die rauſchenden Draperieen der Gardine und wurde ſo halb ſichtbar. — Alles um ſich her vergeſſend und nur im Anſchauen der wunderſchönen Frau vertieft, achtete er nicht darauf, als hinter ihm die Schauſpieler ſeiner Truppe ſich über das prächtige Hofkleid ihres Direktors luſtig machten und ſein Diener ſich mit dem bunten Anzuge des Mezzetin hinter ihn ſtellte, da die Zeit immer näher rückte, wo das Schauſpiel beginnen ſollte.

„Laß nur, Bergamo, laß nur", flüſterte der Pantalon der Truppe, „unſer Mezzetin iſt jetzt ganz und gar in ſeinen Würden und Ehren verſunken; er denkt den Teufel an Dich und an Deine Lumpen."

„Wie der Menſch ſich doch ändern kann", kicherte Flaminia Scala, die Colombine; „wenn ich bedenke, wie wir in Braunſchweig ſpielten und Freund Angelo hungrig und bloß zu uns kam, weil das Italiäniſche Theater in Paris ſich aufgelöſt, und jetzt —"

„Still doch, Flaminetta, still, daß Angelo Dich nicht hört. Es iſt nicht unſer Kamerad, nicht der luſtige Mezzetin, der dort ſteht, ſondern der geadelte Herr Direktor der menus plaisirs, der Kämmerer Sr. Majeſtät und Aufſeher der Kabinet-Juwelen; das ſiehſt Du doch an dem galonirten Rock und der rothen Plümage. In einer Viertelſtunde frei-

lich ist es wieder mit all' der Pracht und Herrlichkeit vorbei, und Angelo trägt die Scimarra, wie wir anderen dehmüthigen Hof-Komödianten Seiner Majestät."

Mit klirrenden Sporen und langem Spanischen Stoßdegen war der Capitano Matamore der Truppe hinter den Sprechenden auf und nieder gegangen, und hatte schweigend die giftigen Scherzreden mit angehört. Jetzt nahm auch er das Wort.

„Seyd nicht neidisch, Kinder; denn es ist doch nichts als der baare schnöde Neid, wenn Ihr den Direktor verhöhnt. Wir könnten Alle an den Hungerpfoten saugen, wenn er nicht wäre und die Gunst des Königs hätte, — und daß er sie hat, Kinder, das kommt ganz einfach daher, weil er besser Komödie spielt als wir, weil er noch nie in der Commedia dell' arte eine Rede schuldig geblieben, und weil er bessere Canevasse macht als Albertucci, Scirotto und Passamare. Drum seyd still, Kinder, seht Euch lieber Euer Argumento noch ein wenig an, besonders Du, Buonaventura, sehr verdrießlicher Pantalon, damit Du, ihm gegenüber, nicht wieder stecken bleibst zu großer Ergötzlichkeit der Gräfin."

Da trat Angelo Constantini vom Vorhange zurück, eilte hinter die Coulissen und zu einer kleinen Verbindungsthür, die von der Bühne in den Saal hinunterführte; denn der König hatte ihn bemerkt und mit einem Kopfnicken zu sich gerufen.

„Biſt Du bei Laune, Angelino, Angelinotto, Angelinuccio?“ fragte der König den mit tiefer Verbeugung hereintretenden Angelo. „Werden wir heute lachen?“

„Ich werde mein Aeußerſtes thun, daß Eure Majeſtät mit mir zufrieden ſind“ — antwortete Angelo, an den koſenden Worten des Königs merkend, daß dieſer in froher Stimmung war.

„Sag' Deinem Capitano, er ſoll heute das Maul noch voller nehmen, als gewöhnlich. Wir haben heute einen Gaſt, der ſich auf Heldenthaten verſteht; laß ihn aufſchneiden und lügen, was das Zeug hält — er kann ſich heute einmal ganz gehen laſſen.“ Zur Gräfin gewendet, ſetzte er in Polniſcher Sprache, die Angelo nicht verſtand, hinzu: „Vetter Carl verſteht kein Italiäniſch, ſo viel ich weiß, und ſo giebt es einen Spaß zum Todtlachen, wenn der da oben recht plärrt und aufſchneidet. Hoffentlich iſt Angelo ſo klug, mich zu verſtehen. Befehlen mag ich es ihm nicht gerade — aber wenn der Capitano zum Frühſtück 200 und zum Abendbrod 400 Ruſſen gefreſſen hätte, übel könnte ich es ihm nicht nehmen.“

„Wer ſpielt denn heut die Colombine, Angelinuccio?“ fuhr der König wieder Italiäniſch fort.

„Die Scala, Eurer Majeſtät aufzuwarten.“

„Noch immer die Flaminia mit der Stumpfnaſe — Angelo, ich bitte Dich, ſchaffe mir eine hübſchere Colombine, oder ich ſchicke den Vitzthum

nach Italien, der soll mir schon eine ausfindig machen."

„Wozu?" fiel hier die Gräfin ein. „Die Flaminia ist eine tüchtige Schauspielerin, und mit der Schminke —"

„Sieht sie gerade so aus, daß sie Eurer Erlaucht keine Sorgen macht", ergänzte der König; „die Frau Reichsgräfin geruhen doch wohl nicht wieder einmal eifersüchtig zu seyn?"

„Wie könnte ich das, da Eure Majestät mir noch nie Ursache gegeben haben?"

„Ei nun, das will ich gerade nicht behaupten. — Apropos Angelo, Du bist in der letzten Zeit ja gar nicht mehr so lustig gewesen wie früher. Sind Dir Deine Aemter und Würden etwa zu Kopfe gestiegen? Das sollte mir leid thun. Lieber will ich den Kämmerer, den Juwelen-Inspektor, als meinen lustigen, lieben Mezzetin verlieren."

Mit einem feinen Lächeln und einer vielsagenden Bewegung des Fächers sagte jetzt die Gräfin: „Wer weiß, Signor Constantini ist vielleicht verliebt?"

„Nicht verliebt, erlauchte Gräfin", erwiederte erglühend Angelo; er liebt, liebt unglücklich, liebt hoffnungslos!"

„Ei, Ei! Signor Cameriere. So thu' mir wenigstens den Gefallen und liebe hoffnungslos vor der Ouvertüre oder hinter den Coulissen so viel Du willst. Wenn Du aber spielst, so lasse Dir

davon Nichts merken, ſonſt iſt es aus mit unſerer Freundſchaft.“

„Wir Schauſpieler ſind ja nun einmal dazu beſtimmt, unſere Gefühle unter einer Maske verbergen zu müſſen, und wenn wir dann nur wenigſtens das Glück haben, die Geliebte gegenwärtig zu wiſſen bei unſerem Spiel, dann —“

„So, ſo! Alſo bei Hofe hat ſich Signor verliebt — ſieh, ſieh! — eine kecke Wahl, gewiß eine Polin, eine von den wenigen, die das launiſche Glück noch an meinem Hofe läßt. Nun, Glück zu, es ſollte mich freuen, wenn einer der Herren Magnaten vielleicht Wunder und Zeichen an ſeiner treuen Ehehälfte erlebt.“

„Alſo tadeln es doch Eure Majeſtät nicht, daß ein Schauſpieler ſeine Augen zu einer Dame zu erheben wagt, die das Glück hoch über ihn geſtellt hat?“ fragte Angelo, den Blick mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf die Gräfin geheftet.

„Tadeln nun gerade nicht; aber mache nur, daß Du bei der Amour keine Prügel bekommſt, wie ich einmal in Warſchau vor neun Jahren. Ueber oder unter ſeinem Stande lieben, kann eigentlich nicht tadelnswerth ſeyn, ſonſt verdienten wir Beide, meine ſüße Coſel und ich, tüchtig ausgeſcholtten zu werden.“

Ein böſes, ſtechendes Lächeln ſpielte um die Lippen der Gräfin, und Angelo's Geſicht erglühte in hoher Freude.

„Seine Majeſtät von Schweden!“ tönte es draußen auf dem Treppenflur mit einer Stentorſtimme.

Seine Majeſtät von Schweden!' wiederholten zwei Haiducken, die wie eingewurzelt an den Battans der mächtigen Eingangsthür ſtanden.

Seine Majeſtät von Schweden! meldeten zwei Pagen, mit tiefer Verbeugung von der Thür in die Mitte des Saales ſchreitend.

Der König verließ die Gräfin, ging auf die Thür zu und ſagte zu der jetzt zahlreich verſammelten Geſellſchaft: „Nun, meine Herren, laſſen Sie uns unſeren erhabenen Gaſt herzlich willkommen heißen.“

In dieſem Augenblicke trat ein nicht großer, hagerer Mann in die Thür, blieb dort ſtehen, und maß mit großen Augen und ſtolz hinten über geworfenem Kopfe die prachtvolle Gruppe, in deren Mitte König Auguſt ſelbſt ſich ihm näherte. — Sein Anzug war ein einfacher blauer Rock, deſſen gelbaufgeſchlagene Schöße nach dem militairiſchen Schnitte jener Zeit mit den Spitzen zuſammengehakt waren, große ungewichste Reiterſtiefeln, eine ſchmale rothe Halsbinde und ein Paar mächtige gelblederne Stulphandſchuhe.

„Gott zum Gruß, Herr Kurfürſt!“ rief König Carl, indem er, auf der Schwelle ſtehend, ruhig wartete, bis Auguſt, der ſtolze Auguſt, ihm bis zur

Thür entgegen gekommen war und ihn bewillkommnet hatte.

König August, schon tief verletzt, daß Carl ihn nur Kurfürst und nicht Eure Majestät anredete, durchschaute bald die Absicht seines Gastes, und blieb plötzlich, noch ungefähr 20 Schritte von der Thür entfernt, stehen, mit ihm sein Hof.

Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr dies Stillstehen die Versammlung, und es trat eine Todtenstille ein.

„Es freut mich", antwortete König August, „daß meine Hauptstadt das Glück hat, meinen berühmten Vetter, den glorreichen König von Schweden, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und spreche ich im Sinne aller meiner treuen Sachsen ein herzliches Willkommen aus."

„Danke schön, danke schön! — Soll mich freuen, wenn ich wirklich willkommen bin."

Noch immer standen Beide in derselben Entfernung, erwartend, harrend, sich mit den Augen messend.

Endlich trat König Carl in den Saal, und kaum hatte er den Fuß bewegt, als August sich rasch ihm näherte, ihn umarmte, und in die Mitte des Saales führte. Alles ordnete sich in einen weiten Kreis, die verheiratheten Männer neben ihren Gattinnen, die unverheiratheten Männer rechts, die Fräulein ihnen gegenüber links. Die ganze Thürseite des Saales war mit einem dichten Schwarm

der Hofdienerschaft bedeckt. Aehnliche Pracht war in Europa, außer am Hofe Friedrich August's, nur noch in Versailles zu finden. Jetzt erfolgte die Präsentation. August stellte seinem Königlichen Gaste die bedeutendsten Männer seines Hofes vor, deren er manche zählte. Mit Stolz und Bewußtseyn traten die Sachsen dem Könige entgegen, während die Polen nicht recht wußten, wie sie sich benehmen sollten; denn sie fürchteten Vorwürfe, daß sie dem von Carl beschützten Stanislaus Leszynski, den er auf den Polnischen Thron gesetzt, nicht gehuldigt hatten und noch immer an König August hingen. Als auch die Damen vorgestellt wurden, begann August mit der Gräfin von Cosel.

„Ihre Erlaucht die Reichsgräfin von Cosel, aus dem Hause Broksdorf in Holstein — die Perle meines Hofes und die schönste Frau meines Kurstaates."

„So?" antwortete König Carl kurz und gleichgültig. „Ist ja wohl die Abgeschiedene von Hoymb?"

Verlegen und erröthend verbeugte sich die Gräfin, die wohl fühlte, daß Carl ihr absichtlich wehe thun wolle, indem er ihres ersten Gatten erwähnte, von dem sie sich aus Eitelkeit und Sucht zu glänzen geschieden hatte.

„Wo ist denn die Königsmark jetzt?" fragte Carl, zu seinem verlegenen Wirth gewendet. „Es hat mir leid gethan, daß ich sie damals nicht selbst sprechen konnte, als Eure Kurfürstliche Gnaden sie

zu mir ſchickten; aber ich kann die hübſchen Weibſen nun einmal nicht leiden, und fürchte mich vor ihnen wie vor dem hellen Feuer."

„Die Gräfin Aurora iſt gegenwärtig Propſtin des Stiftes zu Quedlinburg", antwortete kurz abbrechend König Auguſt.

„Ja, ja, ſo geht's! Luſtig gelebt, ſo lange ſie hübſch ſind, und hernach recht viel gebetet, daß der liebe Gott da oben einmal ein Auge zudrückt."

Schnell erwiederte die Gräfin: „Wir armen Frauen finden nun einmal keine Gnade vor den Augen Eurer Majeſtät, — wenn wir aber auch Betſchweſtern werden, wozu es bei mir hoffentlich noch einige Zeit hat, ſo können wir doch vertrauensvoll auf den Himmel ſehen, denn wir haben wenigſtens nie leichtſinnig Menſchenblut vergoſſen."

Eine dunkle Wolke des Zornes flog über die Stirn König Carl's; er ſtrich ſich heftig die Haare hinter das Ohr und drehte ſich raſch um. Auguſt lächelte und nickte der Gräfin freundlich zu.

Um keine Pauſe entſtehen zu laſſen, die in einer ſo gewählten Geſellſchaft immer etwas Peinigendes hat, rief der König den Inspecteur des menus plaisirs, Angelo Conſtantini, herbei, und fragte dann, als dieſer, der Befehle ſeines Herrn gewärtig, neben ihm ſtand, ſeinen Königlichen Gaſt:

„Was befehlen Eure Majeſtät heut Abend: Grand jeu, Concert, Théâtre, Festin de danse, oder Feu d'artifice?"

„Ich bin kein sonderlicher Liebhaber von dem Allen", erwiederte mit möglichst höflichem Tone König Carl; „wenn es aber so Sitte hier ist, so halte ich es wohl aus — Jeder nach seinem Geschmack."

„So denke ich, wir hören erst ein Konzert, und Eure Majestät geruhen dann eine Vorstellung meiner Italiänischen Komödianten mit anzusehen. — Angelo, laß die Lautenisten eine Chaconne spielen, und ziehe Dich rasch an zu Deiner Rolle."

„Ist das auch ein Komödiant?" fragte verwundert König Carl, den prächtig gekleideten Constantini mit einem verächtlichen Lächeln vom Kopf bis zu den Füßen messend.

„Und zwar ein sehr berühmter, der Nachfolger Domenico Biancolelli's, des größten Arlechino seiner Zeit. Er hat einen ganz neuen Charakter erfunden, den Mezzetin, weil das Publikum in Paris ihn gern ohne Maske sehen und sich an dem beweglichen Ausdruck seines Gesichts erfreuen wollte. Eure Majestät werden gewiß mit ihm zufrieden seyn. Mache Deine Sache gut, Angelo — Du hast heut die Ehre, vor dem größten Kriegshelden unseres Jahrhunderts zu spielen."

„Hm!" antwortete Carl, „unseres Jahrhunderts? Da habt Ihr wohl Recht; wir sind jetzt erst im 7ten Jahre desselben. Wer weiß, wie lange es mit dem Spaß noch dauert. Ich wollte, ich

wäre mit meinem lieben Vetter Peter erſt fertig; der lernt mir zu viel ab."

Angelo hatte ſich unterdeſſen zurückgezogen und den Lauteniſten der Kapelle den Befehl gegeben, das Konzert zu beginnen. Der ganze Hof nahm Platz, nur Carl ſtand alle Augenblick auf, ſah bald den Theorbiſten und Lautenſchlägern auf die Noten oder folgte dem Spiel ihrer Finger, betrachtete bald die Gemälde an den Wänden, und ſprach oft angelegentlich mit einigen hinter ihm ſitzenden Polniſchen Magnaten. Da jedesmal der ganze Hof aufſtand, wenn König Carl ſich erhob, ſo gab es ein Geräuſch, eine Unruhe in der Verſammlung, die ſeltſam gegen das ſteife ceremonielle Weſen derſelben abſtach. König Auguſt fühlte ſich beſonders unbehaglich in der Nähe ſeines Gaſtes. Er, der ſchöne, in höchſter Manneskraft blühende Monarch, an Pracht und üppigen Glanz gewöhnt, gegenüber dem einfachen, ſchlichten Soldaten, der ihn beſiegt, der unabläſſig daran arbeitete, ihm die Polniſche Krone zu entreißen, die er ſo theuer mit dem Abſchwören ſeiner Religion erkauft. Er ſuchte ſeinen Unmuth im Geſpräch mit ſeiner Nachbarin, der ſchönen Coſel, zu vergeſſen, und fragte plötzlich wie zerſtreut und um nur über etwas zu ſprechen:

„In wen iſt denn der Angelo eigentlich verliebt, Coſel, weißt Du es?"

„Ich wüßte es wohl, aber ich glaube kaum, daß ich es wagen darf, Eurer Majeſtät —"

„Warum nicht? Du weißt, ich bin in dem Punkte so nachsichtig, als ich wünsche, daß Andere es mit mir seyn möchten. Wer ist es? Nun! Du machst mich ordentlich neugierig."

„Nein, ich darf es Eurer Majestät nicht sagen, meine Zunge könnte hier ein Unglück stiften."

Da unterbrach sie die Annäherung König Carl's, der eben einen Polnischen Grafen verließ, und auf den König August zukam.

„Ich höre da von dem Kastellan Marczynewitz, daß Eure Kurfürstliche Gnaden noch im Besitz der Polnischen Kron-Juwelen sind. Ist dem so?"

„Allerdings, Eure Majestät. Seit meiner Krönung in Warschau sind die Juwelen in meinen Händen, und werden es bleiben, so lange ich König von Polen bin."

„Hm, hm! Da haben sich die Polen aber neulich einen anderen König gekrönt, meinen guten Freund und Vetter Stanislaus Leschynski, und so viel ich weiß, haben Eure Kurfürstliche Gnaden ihm selbst dazu gratulirt und auch die Kron-Archive geschickt — nicht wahr — oder irre ich mich?"

König August schwieg, und unterdrückte mühsam die gewaltige Regung seines Innern.

„Schickt ihm doch die Kron-Juwelen, Herr Kurfürst, ich bitte Euch; Euch bleibt ja noch genug dergleichen glänzenden Zeuges. Thut es mir zu Gefallen."

Der König antwortete nicht, sondern gab rasch das Zeichen zum Beginnen des Schauspiels, da

die Lautenschläger und Theorbisten eben geendet hatten.

Alles nahm Platz, und das Stück begann. Die Bühne war reich und mit Geschmack verziert. Statt einer Decoration umhüllte eine schwere seidene Draperie, in welcher die vereinten Wappen Kursachsens und der Gräfin Cosel eingewirkt waren, den ganzen Raum der Scene, und nach dem Theatergebrauch jener Zeit wußte man, daß, wer von links auftrat, entweder aus seinem Hause oder dem Innern der Wohnung, von rechts aber aus der Fremde oder von der Straße kam. — Mit der den Italiänischen Schauspielern eigenen Lebendigkeit führten gleich die ersten Scenen mitten in die Intrigue des Stückes. Nach der Sitte jener Zeit und besonders nach dem Muster des Italiänischen Theaters in Paris sprachen die Schauspieler bald Italiänisch, bald Französisch, bald einzelne Phrasen in der Sprache des Landes, in dem sie sich gerade befanden; besonders waren die Schimpfwörter und Flüche Deutsch, mit denen sie die Scenen zu würzen suchten. Angelo, in seinem Kostüm als Mezzetin, grün und rosa gestreift, war die Seele des Ganzen. Er hatte den Charakter des Arlechino beibehalten, aber den großen Vortheil über seine Vorgänger, mit unbedecktem Gesicht zu spielen, ein Reiz, den bis dahin das Publikum an seinen komischen Schauspielern gar nicht kannte. Mit toller Laune und stets graziösem Humor neckte er den

Pantalon, foppte er den Capitain, kos'te er mit seiner Colombine, und half seinem Herrn, dem unglücklich liebenden Lelio, über alle Hindernisse hinweg in das Haus der Geliebten. Der ganze Hof lachte laut auf, wenn er mitten in der schnellsten plapperndsten Italiänischen Rede plötzlich ein Deutsches Schimpfwort: Spitzbube, Donnerwetter — und dergleichen herausstieß; dabei war Angelo nicht bloß Komiker. Wenn er mit Colombinen schmollte, wenn er sie überreden wollte, mit ihm zu entfliehen, war er so liebenswürdig, so süß, so einschmeichelnd, daß man fast erschrak, wenn plötzlich wieder ein toller Streich, ein ausgelassenes Witzwort den Eindruck verwischte, welchen sein sinniges, fesselndes Spiel auf die Zuschauer hervorgebracht.

Neben ihm glänzte der Capitano, der so toll aufschnitt und bramarbasirte, den lügenhaften Soldaten so lächerlich von seinen unglaublichen Heldenthaten erzählen ließ, wie Gryphius seinen Hauptmann Daradiridatumdarides. Muthwillig forderte Mezzetin ihn immer noch mehr heraus, kitzelte ihn durch Schmeicheleien und verhöhnte in den a parte's die bäuerischen, gemeinen Manieren des ungehobelten Eisenfressers, so daß König August immer lustiger wurde, König Carl aber die Stirn immer tiefer furchte. Auch ohne Italiänisch zu verstehen, merkte er wohl, daß der Hohn des Schauspielers auf ihn abgesehen sey; aber ernst hörte er zu, und nur Langeweile schien er zu empfinden.

Der Vorhang rauſchte nach dem erſten Akte von beiden Seiten zuſammen, der Hof erhob ſich, und Erfriſchungen wurden herumgereicht. Den beiden Majeſtäten präſentirten die Leibhaiducken ausgeſuchte Weine in koſtbaren Gefäßen, aber Carl wies Alles zurück und ließ ſich reines Waſſer geben. Beſorgt, ſeinem Wirthe dadurch Veranlaſſung zum Mißmuth zu geben, und um zu zeigen, daß er ſich nicht etwa vor Vergiftung fürchte, ſuchte er das Geſpräch auf ſeinen Widerwillen gegen alle geiſtigen Getränke und auf ſeine Gewohnheit, nur klares Waſſer zu trinken, zu leiten. Um jedes bittere Gefühl zu vertreiben, zwang er ſich ſogar zu einem ſcherzenden, luſtigen Tone, der ihm freilich ſchlecht genug ſtand, und ſetzte ſich geduldig wieder nieder, als der zweite Akt begann.

Gleich im Anfange deſſelben hatte Angelo eine Scene mit der Colombine, die von einem reichen, vornehmen Manne Liebesanträge erhalten, und, um den Mezzetin zu necken, nicht abgeneigt ſchien, dieſelben anzunehmen. Mezzetin ſchildert nun die Mängel ſeines Nebenbuhlers, ſeine eigenen Vorzüge, die Reize ſeiner Geliebten, die ſo die Beute eines Anderen werden ſollten, und Angelo vergaß ſich im Feuer der Rede mehrere Male ſo weit, ſeine Augen auf die Gräfin Coſel zu richten, wenn er von ſeiner Liebe zu ſprechen hatte.

Verwundert ſah König Auguſt bald den Schauſpieler, bald die Gräfin an. Einige Damen fingen

an zu flüstern, und die Gräfin erglühte vor Zorn und Beschämung. Doch war der Augenblick einer Erklärung nicht günstig; sie wartete, bis mit dem zweiten Akt das Stück geendet hatte, und der Hof sich zur Abendtafel erhob. Da bat sie den König um einige Augenblicke Gehör und sagte:

„Sire, ich fordere Schutz vor der überlästigen Zudringlichkeit eines Komödianten. Eure Majestät fragten mich vorhin, wer es sey, den dieser eitle, eingebildete Spaßmacher liebe? Ich wollte ihn nicht verderben, und schonte seiner. Jetzt aber, wo er es sogar wagt, öffentlich von der Bühne herab sein Auge bis zu mir zu erheben, fordere ich Schutz, bitte ich um Genugthuung. Wird Eure Majestät mir Beides gewähren?"

Der Monarch schwieg einige Sekunden, auf das Höchste erstaunt, über diese unerwartete Erklärung; dann rief er: „Das ist unmöglich, Du irrst Dich!"

„Schon längst bemerkte ich in den Stunden, in denen er mir, auf Euer Majestät Befehl, die Italiänischen Dichter vorliest, daß er es darauf anlege, mir zu gefallen, daß er stets solche Stellen auswähle, welche die Gefühle eines Liebenden schildern. Seine Gespräche sind Gift, er ist fein, geistreich und gebildet; er kennt meine Schwächen und die Schwächen meines Geschlechts, er versteht zu schmeicheln — kurz, er ist ein gefährlicher Mensch, und wäre bei jeder Anderen als mir, die ich Eure

Majeſtät ja ſo gränzenlos liebe, ein gefährlicher Nebenbuhler.“

Unwillig ſtampfte Auguſt mit dem Fuße, ſchwieg einige Zeit und ſagte dann: „Schicke doch dem Burſchen ein Billet, daß er heute Abend nach dem Souper zu Dir kommt. Ich werde auch gegenwärtig ſeyn und mich erſt überzeugen, ehe ich ſtrafe.“

Mit dieſen Worten nahm er die Hand der Gräfin und führte ſie zum Souper.

Erſchöpft von der Anſtrengung ſeines Spieles ſaß Angelo Conſtantini in ſeiner Garderobe, einem Badezimmer des Pallaſtes, welches für dieſen Abend zum Ankleidezimmer beſtimmt war, und ließ ſich mechaniſch von ſeinem Diener Bergamo ausziehen. Seine Schauſpieler, weniger angeſtrengt wie er, waren ſchon umgekleidet, und warteten den Augenblick ab, wo ihr Direktor ſie zu der Lakaien-Tafel, an der die Hof-Komödianten gewöhnlich ſpeiſten, führen würde; da kam ein Büchſenſpänner des Königs und brachte dem erſtaunten Angelo ein kleines, ſüß duftendes Briefchen von Ihrer Erlaucht der Frau Gräfin. — Erwartend öffnete er es, und traute kaum ſeinen Augen, als er Folgendes las:

„Wenn der liebenswürdige Mezzetin heute nach der Abendtafel eine Viertelſtunde für Diejenige übrig hat, die ihn verſtanden, ſo komme er, und wiederhole ihr das Aug' in Auge, was er ihr ſo geiſtreich verborgen von der Bühne geſagt.

Nachschrift. Pantalon ist mit seinem Gaste beschäftigt und wird uns nicht stören."

Keine Unterschrift.

Angelo glaubte zu träumen. So schnell erfüllte sich der heißeste Wunsch seines Herzens. Er wollte zweifeln, aber seine Eitelkeit flüsterte ihm zu: es ist! es ist! — Daran gewöhnt, schnell bei Frauen zu siegen, fand er es bei einigem Ueberlegen gar nicht einmal auffallend, auch bei der Gräfin Theilnahme gefunden, Mitgefühl erweckt zu haben. — Er schickte seine Schauspieler allein zur Abendtafel, schützte Kopfweh und Erschöpfung vor, nicht auch mitspeisen zu können, und eilte in seine Wohnung, um dort sorgfältig Toilette zu machen. Kaum waren die letzten Equipagen von dem Coselschen Palais abgefahren, und die Kronen in den Empfangzimmern ausgelöscht, als Angelo, in einen Mantel gehüllt, unbemerkt in dem Gedränge der Hausdienerschaft über den Hof schleicht, und eine kleine Treppe hinaufsteigt, die zu dem Zimmer der wachehabenden Kammerfrau führt. Schon wartet diese in der halb geöffneten Thür, und läßt den Ungeduldigen eintreten.

„Die Gräfin ist schon bei der Nacht-Toilette; noch eine Viertelstunde, und sie ist allein."

Mit diesen Worten ließ die Kammerfrau den erwartenden Angelo in dem dunkelen Zimmer zurück, und ging mit dem Lichte in das Kabinet der

Gräfin, bei der sich noch einige Damen befanden, um ihr beim Coucher die Cour zu machen.

Eine tödtlich lange Viertelstunde verging: Angelo hörte sprechen, konnte aber nichts verstehen, denn die Thüren waren doppelt mit Tuchvorhängen bedeckt. Endlich wurde es still, und der leise Ton einer silbernen Klingel klang bis in das dunkele Zimmer. Die Thür öffnete sich, die Kammerfrau winkte, Angelo trat ein, die Thür fiel hinter der Verschwindenden zu. Er war mit der Gräfin Cosel allein.

Nahe an der Thür ließ Angelo sich auf ein Knie nieder, und blickte mit flehendem Ausdruck des Auges zu der reizenden Gräfin auf. Diese saß nachlässig in einem Armstuhl, ein blendend weißes Nachtgewand umschloß die schönen Formen. Das Haar war gelöst, und sank in reicher Fülle auf den Hals herab. Das zarte Füßchen spielte mit dem Sammetpantoffel, und lächelnd winkte das reizende Weib den schüchternen Angelo näher.

„So ist es wahr? so sind meine heißesten Wünsche erfüllt? Lebe ich denn? Athme ich wirklich eine Luft mit dem Gegenstande meiner glühenden Liebe? O ich Ueberglücklicher!"

Mit diesen Worten hatte Angelo sich der Gräfin genähert, und ihre Hand an seine Lippen gedrückt.

„Nicht so, lieber Angelo, nicht so schwärmerisch. Du gefällst mir, liebst mich, das habe ich schon

längst gewußt, und liebe Dich wieder. Aber muß ich nicht fürchten, daß Deine zügellose Leidenschaft uns dem Gespött des Hofes aussetzt, daß Du das süße Geheimniß verräthst? Wie konntest Du nur von der Bühne herab, in Gegenwart des Königs, unter den mißtrauischen Blicken des Hofes —!"

„Weiß denn ein Wahnsinniger, was er thut? Die Phantasie des Künstlers zaubert ihm während seines Spiels das Bild der Geliebten vor — ihr gesteht er, was seine Brust bewegt — sie suchen seine Augen in der glänzende Wüste des Zuschauerraums; Tausende hören, und Eine versteht ihn."

„Ich weiß, ich weiß, Angelo, Du bist ein Feuerkopf. Mit Künstlern muß man nicht rechten, muß sie nicht in das eiserne Joch der Rücksichten schmieden, die uns in der Gesellschaft einengen. Aber wie konntest Du es nur wagen, mich an der Seite des Königs anzusehen? Wie leicht konnte er Dich bemerken! Oder hätte ich Dir Anlaß zu solch' kühnem, ja gefährlichem Wagestück gegeben?"

„Nie, niemals! Ach, das war ja eben meine Qual! kein Lächeln, kein ermunternder Blick, kein Druck dieser süßen, himmlischen Hand! — Ich verzehrte mich in endloser Sehnsucht, schmachtete ohne Hoffnung."

„Weißt Du, was mich besonders zu Dir zieht, was mich Deiner unbesonnenen Leidenschaft so geneigt macht? Deine Kühnheit, Dein Stolz, neben

einem Könige zu lieben, der das Ideal der Männerſchönheit, der Vollendung iſt."

„Er iſt König", antwortete mit bitterem Lächeln Angelo, „und das iſt ſein ganzer Vorzug. Treulos aus Flatterſinn, gnädig aus Monarchen-Eitelkeit, glücklich in der Liebe, weil er unglücklich im Kriege iſt."

„Verdammte Italiäniſche Schlange!" ſchrie jetzt König Friedrich Auguſt, hinter einem Schirm hervortretend und den Degen ziehend. „Iſt das mein Dank! Jämmerlicher Komödiant, den ich geadelt, Bettler, den ich mit Gnaden überhäuft! Was hindert mich, Dich — aber nein! Der Degen eines Königs iſt zu gut für ein ſo erbärmliches Geſchöpf wie Du biſt. — Vitzthum! Vitzthum!"

Der Kammerherr und Vertraute des Königs trat auf dieſen Ruf ein, während die Gräfin ſich ſchützend in die Gardine ihres Himmelbettes hüllte.

„Auf den Königsſtein mit dieſem Komödianten! wie er geht und ſteht, keine Minute Aufſchub; ſein Vermögen an das Armenſtift. Wer mir von ihm ſpricht, ja nur ſeinen Namen nennt, meine Ungnade und augenblickliche Entfernung vom Hofe. Fort, fort mit ihm, aus meinen Augen — hörſt Du, Vitzthum, wie er geht und ſteht auf den Königsſtein!"

Keines Wortes mächtig, wankte Angelo Conſtantini aus dem Zimmer. Draußen nahmen ihn zwei Carabiniere in Empfang, und noch ehe der

Morgen graute, umſchloß ihn ein Staatsgefängniß auf dem Königsſtein, das er erſt nach 20 Jahren wieder verlaſſen ſollte.

Der König ging in heftiger Bewegung in dem Zimmer der Gräfin auf und nieder. Sie nahte ſich ihm liebkoſend, er küßte ſie und ſagte:

„Das war recht hübſch von Dir, Coſel — ich bin zufrieden mit Dir. Du kannſt morgen früh meinem Geheimen Kämmerier eine Quittung über 1000 Louisd'or ſchicken. Ich habe mich geärgert. Gute Nacht!"

„Wollen Eure Majeſtät mich ſchon verlaſſen?"

„Ich habe mich geärgert, ſage ich Dir; ein ärgerlicher Menſch iſt ein ſchlechter Geſellſchafter. Gute Nacht!"

Im Mai des Jahres 1727 herrſchte reges Leben am Fuße des Königsſteins. König Friedrich Auguſt war aus Dresden gekommen, um über ein Regiment von 600 Dragonern Muſterung zu halten, welche zum Geſchenk für Friedrich Wilhelm I. von Preußen beſtimmt waren. Ein koſtbares Kabinet mit Porzellan- und Bernſteinſachen, noch von dem prachtliebenden Friedrich I. herrührend, und im Berliner Schloſſe aufgeſtellt, hatte nämlich bei Friedrich Auguſt den Wunſch erweckt, es zu beſitzen; aber der ſparſame Friedrich Wilhelm wollte

ſich nur unter der Bedingung davon trennen, wenn er ein vollſtändiges, gut berittenes und ausgerüſtetes Kavallerie-Regiment dafür erhielte. Ein ſolches hatte nun Friedrich Auguſt errichten und ausrüſten laſſen, um es nach Berlin zu ſenden. Die Trompeten ſchmetterten, die Pauken wirbelten, die Eskadronsſtandarten flatterten luſtig im Winde, als König Friedrich Auguſt von Dresden her auf ſtolzem Normanniſchem Hengſte ſich dem Regimente näherte. In dem hohen ſpringenden Parade-Galopp jener Zeit ritt der König, von einer glänzenden Suite gefolgt, die Front herunter, und die Standarten ſenkten ſich zum letzten Male vor ihrem Kriegsfürſten. Der Preußiſche General von Wuthenow befand ſich in der Suite des Königs, hinter ihm 5 Garde du Corps in den prachtvollen Super-Weſten von Scharlach, auf deren Bruſtſtück die 2 Fuß großen Sterne des Schwarzen Adler-Ordens in Silber geſtickt waren. Sie trugen fünf Preußiſche Standarten mit dem zur Sonne ſtrebenden ſchwarzen Adler in ſilbernem Felde. Nach der Muſterung wurden die Standarten gewechſelt. Der König entließ das Regiment mit einem letzten Gruße, und ſogleich traten die 600 Dragoner ihren Marſch nach Berlin an. Nach dieſer Muſterung wohnte der König noch einer Uebung der Artillerie bei, welche Verſuche über die Wirkung der Kanonenkugeln auf Baſaltköpfe anſtellte.

Während dies am Fuße des Königsſteins vorging, war ſchon früh des Morgens eine Dame in einer Portechaiſe oben in der Feſtung angekommen, und hatte den Kommandanten zu ſprechen gewünſcht. Dieſer war aber ſchon am Tage vorher nach Dresden abgegangen, um heute erſt im Gefolge des Königs in die Feſtung zurückzukehren. Die Dame erklärte, ſie werde warten, und nahm ein Zimmer an, welches die Gattin des Kommandanten ihr gaſtlich anbot. Hier ruhte ſie einige Zeit aus. Als aber das Schmettern der Trompeten von unten herauf tönte, wünſchte ſie auf eine der Bruſtwehren am Rande des jähen Felſen-Abſturzes geführt zu werden, von wo ſie dem glänzenden Schauſpiel in der Ebene zuſehen konnte.“ Höflich bot ihr ein Offizier den Arm, und führte ſie auf den gewünſchten Ort. Sinnend den Kopf auf den Arm geſtützt, blickte die Dame, deren würdevoller Anſtand durch das Trauerkleid von ſchwerem ſchwarzen Seidenſtoffe noch mehr gehoben wurde, durch die klare, warme Frühlingsluft auf das bewegte Leben unter ihr. Kaum achtete ſie darauf, daß nicht weit von ihr ein Mann in ärmlicher, aber reinlicher Kleidung an eine Kanone gelehnt, ebenfalls über die Bruſtwehr fort in die Ebene hinabſah. Ein langer ſchwarzer Bart, in dem auch ſchon einzelne graue Haare ſichtbar wurden, bedeckte die ganze Bruſt dieſes Menſchen, und auch das Haupthaar hing in übergroßer Fülle auf Rücken und Schultern, ſo daß

kaum das Geſicht zu erkennen war. Tiefer Gram hatte das Antlitz gefurcht, und nur an dem lebhaften Blick des Auges konnte man erkennen, daß dieſer Unglückliche nicht immer ſolche Kleider getragen wie jetzt.

Plötzlich wendete die Dame ſich um, und fragte den Offizier, den ſie noch in ihrer Nähe glaubte, der aber eben von einer Ordonnanz abgerufen worden war: „Wer iſt die Dame, die dort aus der Hofkaroſſe ſteigt und ſich zu Pferde ſetzt?“

Niemand antwortete ihr; ſie ſah ſich nach dem Offizier um, und bemerkte befremdet ſeine Abweſenheit; da ſagte ihr Nachbar:

„Das iſt Fräulein von Czettritz, die Maitreſſe des Königs, die er mehr liebt, als alle ihre Vorgängerinnen. Sie begleitet Seine Majeſtät überall, und wird auch heute hier auf dem Königsſtein mit ihm ſpeiſen.“

Eine dunkele Röthe jagte über das blaſſe Geſicht der Dame; ſie biß ſich auf die Lippen, und ſtarrte mit Anſtrengung hinunter, um jede Bewegung der Dame bemerken zu können.

„Wer weiß, wo die einſt ein Ende nimmt!“ fuhr der Mann mit dem Barte fort; es iſt gar ein unſicheres Ding mit der Gunſt dieſes Königs. Bald iſt er auch dieſer überdrüſſig, und dann Ade Wohlleben und Pracht. Ich dächte, ihr hättet das auch erfahren, Frau Gräfin von Coſel Erlaucht.“

Betroffen, hier gekannt zu seyn, blickte die Gräfin sich um und maß den kühnen Sprecher mit den Augen. Fest sah sie dieser an, aber kein Zug seines Gesichts erinnerte sie, ihn schon irgendwo gesehen zu haben.

„Woher kennt Er mich?" fragte sie jetzt den Unbekannten.

„Ei, wer sollte die ehemals schöne, reiche, mächtige Gräfin nicht kennen, die den Königsstein so bevölkert, die den meisten meiner Mitgefangenen hier freie Wohnung und Kost verdungen, die jetzt verlassen und das Gift der unbefriedigten Rache im Herzen, an dem Felsen-Abgrunde steht, in den sie, unbemerkt und unbestraft, die Hand eines Menschen stürzen könnte, dem sie 20 Jahre seines Lebens gestohlen, um einer unbesonnenen Minute willen."

Aengstlich trat die Gräfin zurück, als bei diesen Worten Angelo Constantini, der Gefangene auf Königsstein, sich ihr näherte.

„Seyd ohne Furcht", fuhr er fort; „Ihr habt Nichts zu besorgen. Das wäre eine schlechte Rache, Euch durch einen schnellen Tod von dem durch Reue, Groll und ohnmächtige Wuth verpesteten Daseyn zu befreien. Nein, jeden Tag müßt Ihr sterben, jede Stunde Euch martern mit dem Gedanken, eine abgesetzte, verlassene, von Tausenden verhöhnte, verfluchte Maitresse eines Königs zu seyn."

„Wer bist Du, Mensch?" fragte mit bebender Stimme die Gräfin.

„Ei, erkennt Ihr mich nicht? Ich bin Angelo, Angelo Conſtantini, der Komödiant, der es einſt wagte, ein Menſch zu ſeyn, und menſchlich für die Reize eines ſchönes Weibes zu empfinden, den ſie in eine ſchändliche Falle lockte, den ſie in's tiefſte Elend geſtürzt, dem ſie Ruhm, Ehre, Vermögen, ja, das Leben geraubt, denn was kann mir das Leben noch bieten? Fahr' hin, laſterhaftes, ſtolzes Weib! Du biſt beſtraft genug; 11 Jahre quält Dich ſchon die Verbannung — was ſind die 20 Jahre meiner Gefangenſchaft gegen die 11 Jahre Deiner Qual? Der Himmel gegen die Hölle!"

Da kam der Offizier zurück, und bat die Gräfin, in das Haus des Kommandanten zu kommen, der eben in der Feſtung angelangt ſey, und die Dame zu ſprechen wünſche, die ihn in ſeiner Abweſenheit erwartet.

Mit einem Blick des Mitleids, der tiefſten Reue auf den unglücklichen Angelo, den dieſer mit Verachtung erwiederte, nahm die Gräfin den Arm des Offiziers und verließ die Bruſtwehr.

Bald darauf verkündete das Wirbeln der Trommeln die Ankunft des Königs in der Feſtung. Die Garniſon hatte ein Spalier von dem Thore bis zur Commandantur gebildet und präſentirte das Gewehr vor der Königlichen Portechaiſe, in welcher Friedrich Auguſt neben dem ſchönen Fräulein von Ezettritz ſaß. Von dem Kommandanten geführt, begab ſich der König in ſeine Zimmer, wäh-

rend die Favoritin eilte, in dem Zimmer der Frau des Kommandanten Toilette zur Tafel zu machen. Bei dem Eintritt in daſſelbe fand ſie die Gräfin Coſel, die ſich eine kurze Audienz von ihr erbat, ſich aber erſt nannte, als Beide allein waren. Nur 10 Minuten dauerte dieſe Audienz; dann trennten beide Frauen ſich in in einer fremden, unbehaglichen Stimmung. —

Bei der Tafel herrſchte die frohſte, ungezwungenſte Laune. Der König war durch das ſchöne Frühlingswetter, den Ritt des Morgens und die Liebenswürdigkeit ſeiner Favoritin ſehr froh geſtimmt, und konnte es ihr nicht abſchlagen, als ſie ſich von ihm die Gunſt erbat, nach der Tafel die Staatsgefangenen ſehen zu dürfen, die gleich nach der Ankunft des Königs wieder in ihre Gefängniſſe eingeſchloſſen worden waren. In kurzer Zeit ſtanden ſie auf dem Paradeplatz erwartend aufgeſtellt, und als der König erſchien, knieten viele derſelben, um Gnade flehend, nieder, während andere in ſtolzer Haltung ſtehen blieben, in aller Augen aber ein Schimmer der Hoffnung erglänzte.

Der König ließ ſich von dem Kommandanten die Liſte der ſämmtlichen Staatsgefangenen reichen, und wollte ſie eben durchſehen, als Fräulein von Ezettritz ihn ſchmeichelnd bat, ihr einen der Staatsgefangenen zu ſchenken, daß ſie mit ihm machen könne, was ſie wolle. Lächelnd drohte ihr der Kö-

nig mit dem Finger, bewilligte aber ihre Bitte, und fügte nur hinzu:

„Aber keinen Staatsverräther! die allein nehme ich aus.“

„Nun wohlan!“ fuhr mit der reizenden Schalkhaftigkeit eines jungen Mädchens das Fräulein fort, „ſo wähle ich dort den Mann mit dem langen Bart. Ich hoffe, das wird wohl kein Staatsverräther ſeyn.“

Der Bezeichnete trat vor und fiel vor dem Könige auf die Knie.

„Wer iſt das?“ fragte der König den Kommandanten.

„Ein gewiſſer Angelo Conſtantini, Italiäner, 56 Jahre alt, früher Komödiant bei Eurer Majeſtät Italiäniſchem Theater, auch ſonſt noch in Hof-Beſtallungen angeſtellt.“

Ein Zug des Mißmuths ſpielte um die Lippen des Königs; ohne eine Antwort zu geben, drehte er dem Flehenden den Rücken, und ging in das Kommandantur-Gebäude zurück. Noch einige Schritte von der Thür entfernt, hörte er eine Damenſtimme vom Fenſter des erſten Stocks herab ſagen: Votre Majesté n'a donc plus de regards pour moi? erkannte die Gräfin, rückte ſtumm den Hut, und ſetzte ſich, anſtatt in das Haus zu gehen, in ſeine Portechaiſe, in der er ſofort den Königsſtein verließ.

Betroffen über die Entfernung des Königs, war das Fräulein von Czettritz noch einige Zeit bei dem unglücklichen Angelo zurückgeblieben, hatte, zer-

ſtreut und an ganz andere Dinge denkend, ihm Muth zugeſprochen, und war dann dem Könige nach Dresden gefolgt. — Auch die Gräfin von Coſel, die in der Abſicht gekommen war, ſich dem Könige in das Gedächtniß zurückzurufen, aber freilich nicht darauf gerechnet hatte, die Czettritz in der Begleitung deſſelben zu finden, kehrte nach Stolpen, dem ihr zum Aufenthalt angewieſenen kleinen befeſtigten Städtchen zurück. —

So ſchien alle Hoffnung für den unglücklichen Angelo verloren, bis zwei Tage nachher plötzlich aus Dresden der Befehl zu ſeiner Freilaſſung eintraf, und er nach 20jähriger ſchwerer Buße für ſeinen Leichtſinn wieder der Welt angehörte. Er kehrte nach Paris zurück, und trat im Jahre 1728 wieder auf demſelben Theater auf, das [illegible] ſeine Triumphe geſehen. Die Schauſpieler nahmen ihn mit offenen Armen auf, und das Publikum war erfreut, ſeinen alten Liebling wieder zu ſehen. Der Preis der Plätze wurde um das Doppelte erhöht; doch war deſſenungeachtet der Zudrang außerordentlich. Man hatte ein neues Stück für ihn vorbereitet: La Foire de Saint-Germain, und La Fontaine dichtete einen Prolog, in dem Mezzetin folgende Verſe dem Publikum adreſſirte:

Mezzetin par d'heureux talens
Voudrait vous satisfaire,
Quoiqu'il soit depuis quelque tems
Presque sexagenaire,
Il rajeunira de trente ans
S'il peut encore vous plaire.

Aber er verjüngte ſich nicht, und gefiel auch nicht. Es war nicht mehr der junge, lebendige, bewegliche Mezzetin, es war nicht mehr die wohlklingende, zum Herzen tönende Stimme. Der Königsſtein hatte ihn zum hinfälligen Greiſe gemacht. Voll Kummer und Gram über den verfehlten Verſuch, noch der alte Mezzetin ſeyn zu wollen, kehrte er nach Italien zurück, und ſtarb im Jahre 1729 zu Verona.

Jenny Verbruggen.

1720.

Donnernder Applaus tönte durch das Drurylane-Theater in London, als der Vorhang zum Schluſſe des Trauerſpiels „Bobadil" fiel, und das zahlreich verſammelte Publikum ſich jetzt erſt von dem wunderbaren Eindruck erholte, den das Spiel ſeines Lieblings, der ſchönen Jenny Verbruggen, auf daſſelbe hervorgebracht hatte. Ihr Name ſchwebte auf tauſend Lippen. Nur ſie hatte man geſehen, nur ihr ſchlugen alle Herzen voll Dank für den hohen Genuß, den ihr Spiel bereitet. Die Männer waren noch ganz geblendet von ihrer bezaubernden Schönheit und dem ſeelenvollen Blick ihres Auges. Die Frauen ließen dem ſittigen Anſtande, der zarten weiblichen Scheu, die aus ihrem ganzen Weſen ſprach, Gerechtigkeit wiederfahren. Alle kamen darin überein, daß ſie eine außerordentliche Erſcheinung ſey. —

Vor der hintern Eingangsthür des Theaters hatte ſich eine große Menge junger Männer geſam-

melt, um die Gefeierte noch einmal zu ſehen. Eine Portechaiſe, von Miethsträgern getragen, wartete ihrer, und von der Thür des Theaters bis zur Thür der Portechaiſe hatten die Bewunderer, der Künſtlerin ſowohl als des ſchönen Mädchens, eine Gaſſe gebildet, durch die ſie gehen mußte. Endlich erſchien ſie. Der alte Colley Cibber, Direktor des Drury-lane-Theaters, führte ſie, und mit anmuthiger Schüchternheit erwiederte ſie den Gruß, den aufrichtige Bewunderung, herzliche Anerkennung ihr weihte. Mit ihr ſtieg Miß Santlow, ihre vertraute Freundin, Tänzerin und Schauſpielerin deſſelben Theaters, ein. Colley Cibber nahm mit einem herzlichen, väterlichen: „Fahrt wohl!“ Abſchied von Beiden, und die Portechaiſe entfernte ſich.

Zwei Männer verließen gleichzeitig die Gruppe der Harrenden, und gingen durch Taviſtok-ſtreet auf Cheap-ſide zu. Der Eine von ihnen, ein bedächtiger, ältlicher Mann, nickte nur mit dem Kopfe zu den enthuſiaſtiſchen Lobeserhebungen ſeines jüngern Begleiters, der kaum Worte genug finden konnte, den Eindruck nachzugenießen, den das Spiel Jenny's auf ihn gemacht.

„Nun, habe ich Ihnen wohl zu viel geſagt, theurer Doktor? Iſt es nicht ein wunderbar begabtes, mit allem Reiz frauenhafter Schüchternheit ausgeſtattetes Weſen?“

„Sie ſpielt nicht übel, Mylord“, antwortete, den kurzen Regenmantel feſter um ſich ſchlagend,

der Doktor. „Seit langer Zeit werde ich das Eintrittsgeld für's Theater nicht mit solcher Zufriedenheit in mein Ausgabebuch eintragen, als heute. Ich habe mich wohl unterhalten."

„Mein Gott, Doktor, Sie sind im Stande, mich mit dem verdammten Eintrittsgeld und Ausgabebuch aus allen meinen Träumen zu reißen. Wie kann man bei Jenny's Spiel an solche Dinge denken!"

„Als ich so alt war, wie Sie, Mylord, dachte ich auch nicht daran; das pflegt aber ganz von selbst zu kommen. Leben Sie erst noch ein dreißig Jährchen in die Welt hinein, und ich denke, Sie stehen auch nicht mehr an der Portechaise einer hübschen Schauspielerin, wenn der Wind kalt von der See herüberweht."

„Ein Widerspruch, Doktor, ein Widerspruch! Sie sind dreißig Jahre älter, und standen doch auch heute da."

„Mein lieber junger Freund", antwortete sehr ernst der Doktor, „Sie würden mich doch nur auslachen, wenn ich Ihnen sagen wollte, was mich heute zu einem so ungewöhnlichen, und ich gebe es zu, für mein Alter lächerlich erscheinenden Schritte bewogen. Dergleichen ist nicht für junge Leute, und würde Ihnen nur eine trübe Viertelstunde machen. Erzählen Sie mir lieber, was Sie Näheres von den Verhältnissen dieses, jungen interessanten Frauenzimmers wissen."

„Interessanten Frauenzimmers! Doktor, Sie ärgern mich mit Ihrer Gleichgültigkeit. Wie kann man Jenny —“

„Ein Frauenzimmer nennen, wollen Sie sagen. Nun denn des Engels, der Göttin, der Himmelsbotin! — Ist es so recht?“

„Jenny Montfort, so ist ihr eigentlicher Name, ist aus guter Familie, und Niemand hätte daran gedacht, sie einst auf dem Theater zu sehen. Aber der Verbruggen — erinnern Sie sich des Schauspielers wohl noch? — wußte sich Eingang in das Haus ihrer Aeltern zu verschaffen, und umgarnte das arme, unerfahrene Mädchen mit der Kunst des erfahrenen Verführers. Sich kaum ihrer Gefühle bewußt, gab das verblendete Mädchen sich seiner Täuschung preis, und die Aeltern waren froh, daß eine schnelle Heirath, wenigstens vor der Welt, ihrer Familie den Hohn und Spott der Uebelwollenden sparte. Kurz darauf machte der Vater der jungen Mistriß Verbruggen Bankerot, und der gewissenlose Verführer sah sich in seiner Spekulation, denn nichts Anderes war seine Heirath mit Jenny, betrogen. Er vernachlässigte sie, zwang sie, des Erwerbs wegen, auf das Theater zu gehen, und behandelte sie wie seine Leibeigene.“

„Pfui über den Schuft! Ist das derselbe Verbruggen, der vor anderthalb Jahren von dem Lord Mohun erstochen wurde?“

„Derſelbe! — Der zarte, tugendhafte Sinn ſeiner Gattin war ihm läſtig. Er wurde ihr untreu, und fand ſeinen Tod, als er Miſtriß Bracegirdle, damals die erklärte Geliebte Lord Mohun's, eines Abends aus dem Theater nach Hauſe führte. Der eiferſüchtige Lord opferte den Nichtswürdigen ſeiner Rache —"

„Ja, ja, ich erinnere mich! Von der Geſchichte habe ich damals gehört. — Alſo Verführung, Unglück, Treubruch, Mord in dem Leben dieſes Weibes. So habe ich mich doch nicht geirrt!"

„Geirrt? In wiefern?"

„Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſo etwas dergleichen aus dem Spiele Ihrer Göttin herausleuchten ſah. So ſpielt man nicht mit einer ruhigen, zufriedenen Seele. Hm! hm! — Sollte mir leid thun um ſo viel Reiz und Gemüth. — Nun, gute Nacht, Mylord; ich bin zu Hauſe."

Sie ſtanden vor dem ungeheuern Gebäude des Sanct-Lukes-Hoſpitals, das berühmte Irrenhaus, deſſen erſter Arzt und Direktor Doktor Manners war.

„Leben Sie wohl, lieber Doktor. Ich mache noch einen Spaziergang nach Iſſlington."

„Natürlich! — Träumen Sie ſüß von Ihrer Göttin. Ich werde heute Abend auch noch an ſie denken, freilich auf ganz andere Art. Nun, gute Nacht!"

In dem kleinen Schlafzimmer Jenny Verbruggen's kniſterte die Steinkohlengluth vertraulich und behaglich in dem Kamine. In der einfachen, bequemen Hauskontuſche aus dunklem großgeblümtem Zeuge, ſaßen Jenny und Miß Santlow harrend auf einer Chaise longue, in deren ſchwellenden Polſtern die Erſchöpfte Erholung nach den Anſtrengungen des heutigen Abends ſuchte. Die Glocke von St. Paul brummte 11 Uhr über die ſtiller werdende Stadt, und ſelten nur rollte noch eine Caroſſe durch die Straßen. Alles war Ruhe und Einſamkeit rings umher. Hinter einem grünſeidenen Schirme brannten 2 Lichte, ſo daß das hohe, mit dunkeln Tapeten bekleidete Zimmer kaum anders, als durch die Kohlengluth des Kamins erleuchtet war.

„Kannſt Du begreifen, Jenny, warum William noch nicht kommt? Es iſt ſchon ſo ſpät, und Du biſt ſo müde.“

Seufzend ſtützte Jenny den Kopf in die Hand. Die Frage der Freundin hatte der peinlichen Stimmung, in der ſie ſich befand, nur Worte gegeben; denn ſeit ſie die Portechaiſe verlaſſen, hörte ſie mit Anſtrengung auf jeden Fußtritt, auf jedes Geräuſch, das ihr das Nahen des Geliebten künden konnte.

„Er hat Dir doch verſprochen, nach dem Theater zu Dir zu kommen“, fuhr Miß Santlow fort.

„Vielleicht iſt er zu erſchöpft von der Rolle — vielleicht iſt er nicht wohl“, entſchuldigte Jenny den

Säumenden, obgleich ſie wohl fühlte, daß Beides nicht wahrſcheinlich ſey.

„Geh, geh!“ — antwortete Miß Santlow — „Er, und erſchöpft! Und biſt Du es etwa weniger? Wahrhaftig, wenn ein Mädchen wie Du ſich die ſo wohlverdiente Ruhe verſagt, um den einzigen Mann zu erwarten, der bei ihr eingeführt iſt, der von Tauſenden darum beneidet wird, und er kommt dann nicht — das iſt unverzeihlich, das iſt — ach, ich mag es gar nicht ſagen —“

„Du biſt zu ſtrenge gegen ihn“, begütigte Jenny. „Wie kannſt Du ſo hart über ihn urtheilen, ehe Du ihn gehört haſt.“

„Wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich würde ihn tüchtig ausſchelten, oder ihn gar nicht mehr hereinlaſſen.“

Da wurde drei Mal raſch hintereinander mit dem Klöppel an die Hausthür geklopft.

„Das iſt er!“ riefen Beide freudig, und augenblicklich war Müdigkeit und Schmollen vergeſſen. An der Thür ſtehend empfingen ſie den Schauſpieler William Booth, der mit der ihm eigenen Gewandtheit und Leichtigkeit einen Anflug leichter Weinlaune zu verbergen wußte, deren er ſich deutlich genug bewußt war.

„Tauſend und aber tauſend Entſchuldigungen, meine ſchönen Freundinnen“, rief er, Jenny's Hand an ſeine Lippen drückend. „Die Lords Glenarvon und Fitz-Roy haben mich halb mit Gewalt aus

meiner Garderobe entführt, und mich gezwungen, mit dem Dichter unſeres „Bobadil“ in der Monmouth-Taverne einige Flaſchen zu leeren. Ich mochte ſagen, was ich wollte, alle meine Entſchuldigungen wurden nicht angenommen, und die eigentliche Urſache meiner Weigerung durfte ich doch ſo indiskreten Lippen nicht anvertrauen.“

„Alſo der Herr haben richtig wieder bei der Flaſche geſeſſen!“ rief, mit dem Finger drohend, Miß Santlow. „Dachte ich mir es doch, und Jenny war ſo gutmüthig zu glauben, Herr Booth wäre erſchöpft, angeſtrengt.“

„Aber wir haben auch mehr als einmal die Geſundheit unſerer ſchönen Jenny getrunken. Der Dichter iſt voller Enthuſiasmus — und die Lords! Nun, Sie wiſſen ja, daß Jenny das Ideal aller jungen Herren iſt. Haben Ihnen denn die Ohren nicht geklungen?“

„Ich war ſo müde, ſo erregt“, antwortete Jenny, daß ich nur für Eins Sinn hatte: für Ihr Verſprechen, mich heute Abend noch zu beſuchen.“

William warf ſich in die Chaise longue, Miß Santlow nahm den Theekeſſel von der Kohlengluth, bereitete Thee, und fredenzte in ſchönen chineſiſchen Porzellantaſſen das würzige, erquickende Getränk.

„Sie haben heute Abend vortrefflich geſpielt, theure Jenny. Wahrlich, Sie haben ſich ſelbſt übertroffen. Wir waren Alle einig, Sie noch nie ſo ausgezeichnet geſehen zu haben.“

„Ich mag wohl etwas beſſer, oder doch wenigſtens anders geſpielt haben, als gewöhnlich", antwortete mit tiefem Seufzer Jenny. „Und Sie werden mich vielleicht auslachen, lieber William, wenn ich Ihnen erzähle, was die Veranlaſſung dazu war."

„Sie machen mich neugierig, Jenny."

„Und mich nicht minder", ſetzte Miß Santlow hinzu. „Alſo iſt doch Etwas mit Dir vorgegangen, Jenny? Dacht ich es doch; denn den ganzen Abend iſt ſie träumeriſch, ſeufzt, ſtarrt vor ſich hin —"

„Erzählen Sie, theure Jenny, erzählen Sie."

„Sie werden mich gewiß wieder kindiſch ſchelten, und ich ſelbſt gäbe Alles darum, wenn ich zu der recht klaren, deutlichen Ueberzeugung gelangen könnte, daß ich mich getäuſcht, daß meine Phantaſie mich betrogen. So hören Sie. Ehe ich heute Abend in das Theater ging, — Fanny war ſchon früher ausgegangen, — befand ich mich allein hier in meinem Zimmer, und nach Etwas ſuchend, gerieth mir das kleine Bild meines Mannes in die Hand, das ich ſeit dem Tage, wo er von Lord Mohun ermordet wurde, vermißt hatte. Es lag verſteckt unter allerlei Papieren, die ich aus Scheu, mich vergangener Zeiten zu erinnern, ſeit jenem ſchrecklichen Ereigniß nicht berührt. Der Anblick dieſes Bildes rief plötzlich alle die Qualen zurück, die Verbruggen über mein Leben gehäuft. Mit tiefem Abſcheu warf ich es von mir, und eilte in die Por-

techaiſe, um mich in das Theater tragen zu laſſen Unterweges peinigte mich indeſſen unaufhörlich der Gedanke an das Erlebte, und als ich ausſtieg, fiel mein Blick unwillkührlich auf die Stelle, wo der wilde Mohun ihn erſtochen. Sie wiſſen, lieber William, um zu meiner Garderobe zu kommen, muß ich die dunkle Treppe hinauf, welche durch die Maſchinerie unter dem Theater führt. Mit trüben Gedanken erfüllt betrete ich dieſe Treppe, und ſehe mir von oben herab einen Schatten entgegen kommen. Ich glaube einem Begegnenden ausweichen zu müſſen, und ſtehe ſtill. Der Schatten ballt ſich vor mir zuſammen, füllt den ganzen Raum der Treppe, und ein eiſiger Hauch ſchlägt mir gegen das Geſicht. Ich will weiter, vermag es nicht. Die undeutliche Geſtalt des Schattens gewinnt Leben — überall regt es ſich formlos — das Dunkel ſtarrt mich mit tauſend weit aufgeriſſenen Augen an, und ich ſehe deutlich die blutende Geſtalt Verbruggens vor mir, der drohend, langſam und wiederholt den Finger gegen mich bewegt. Ich glaubte ohnmächtig zu werden, rief nach Licht, und faſt augenblicklich wurde es gebracht. Mit dem erſten hellen Schein verflog das geſpenſtiſche Nebelbild vor meinen Augen, und huſchte mit dem Moderduft des Grabes an mir vorüber. Faſt fühlte ich mich unfähig, heute zu ſpielen; doch bezwang ich mich, und als die Scene im erſten Akt mit dem Geiſte meines ermordeten Vaters begann, ergriff

mich die Situation ſo mächtig, daß ich nur dem Entſetzen, welches mich ſelbſt noch kurz zuvor erfaßt, Worte und Leben gab. Die Aufregung, in der ich mich befand, die fieberhafte Gereiztheit, mit der Alles, was mich umgab, mir das Entſetzliche des eben Geſchauten wieder lebendig vor Augen ſtellte, Alles das wirkte ſo ſpannend, ſo mächtig auf mich, daß ich ſelbſt fühlte, eine Wahrheit des Ausdrucks zu erreichen, die ich früher nicht gekannt."

„Und doch waren Sie noch unendlich wahrer, größer in der letzten Scene mit mir. Ich bin mir kaum bewußt, ſo wunderbar befangen und gefeſſelt von dem Spiele eines Mitſchauſpielers geweſen zu ſeyn, als ich es Ihnen gegenüber war. Nun, Sie ſahen ja aber auch die elektriſche Wirkung dieſer Scene."

„Haſt Du mir doch ganz angſt gemacht, Jenny, mit Deiner unheimlichen Spukgeſchichte", ſagte Miß Santlow. „Wer hätte ſich träumen laßen, daß ſo Grauenhaftes vortheilhaft auf Dein Spiel wirken könnte. Ich ſah Dich aus der Couliſſe, und war entzückt; aber ich glaubte, Dein Verhältniß zu Booth brächte dieſe Wärme, dieſe Gluth in Dein Spiel."

„Auch ich war ſo eitel, das zu glauben", rief Booth; „aber es ſcheint, daß dieſer elende Menſch, dieſer Verbruggen, auch nach ſeinem Tode noch ſtörend und unheilvoll auf meine Hoffnungen einwirkt."

„Ich verstehe Sie, William", seufzte leise Jenny. „Aber wie können Sie verlangen, daß ich mich so schnell entscheide, wenn jene unglückselige Zeit jeden Tag mir auf's Neue in das Gedächtniß zurückgerufen wird. Sie wissen, daß ich Sie liebe, liebe, wie ich noch nie geliebt; daß Sie der erste Mann sind, für den ich das empfinde, was die Brust eines Weibes ganz erfüllt; — aber soll ich deswegen vergessen, was das Elend vergangener Jahre mir Bitteres gebracht? Soll ich rasch und ohne Prüfung einen Bund schließen, der fast unter denselben Umständen beginnt, wie der erste so unheilvolle?"

„Wie! unter denselben Umständen?" fragte verletzt Booth. „Ich hoffe, zwischen jenem Verbruggen und mir ist doch ein Unterschied. —"

„Sie müssen mir nicht zürnen, theurer William. Gewiß, fern ist es meinem Herzen, Ihnen wehe thun zu wollen; aber ich bin nicht mehr das Mädchen Jenny Montfort. Ich bin die Wittwe, die unglückliche, durch traurige Erfahrungen niedergebeugte Wittwe, und darf offen zu Ihnen reden. Als ich Verbruggen kennen lernte, war er anscheinend das Muster eines jungen gebildeten Gentlemans, ganz Ihnen ähnlich, lieber William. Nichts verrieth, was später mich so unglücklich machte, und ich bin sogar überzeugt, ohne den Bankerot meines Vaters, der uns jede Aussicht auf eine unabhängige Zukunft raubte, wäre Verbruggen nie das geworden, was er mir war. Er liebte eben so sehr

das Geräuſch der groſsen Welt, als Sie; er vermochte eben ſo wenig als Sie dem Reiz frohen Zuſammenlebens, heiterer Freude zu wiederſtehen. Was bürgt mir für die Folgen, die ein zu raſcher Entſchluſs von meiner Seite für uns Beide haben könnte?"

Empfindlich ſtand William Booth auf, brach die Unterhaltung ab. Er ging einige Mal im Zimmer auf und nieder, und ſah nach der Uhr, die nahe an Mitternacht zeigte. Miſs Santlow ſah, daſs ihre Gegenwart läſtig war, ſagte der Freundin gute Nacht, und zog ſich auf ihr Zimmer zurück.

Als Beide allein waren, ſprach Booth nur von ſeiner Liebe zu Jenny. Er machte ihr zärtliche Vorwürfe, daſs ſie ſeine ſchönſten Hoffnungen ſo weit hinausſchöbe, daſs ſie ihn mit dem Unwürdigen vergliche, der ſie nicht verdient; — und die ſchöne, liebende Jenny, deren groſses ausdrucksvolles Auge ſchwermüthig auf dem Bittenden ruhte, fand nur in dem feſten, einmal gefaſsten Entſchluſſe Kraft, ſeinem Drängen zu wiederſtehen. Unangenehm berührt, allen ſeinen Bitten die ruhigen, beſonnenen Vorſtellungen Jenny's entgegengeſetzt zu ſehen, und doch ſtolz auf das Bewuſstſeyn, daſs ſie ihn aufrichtig und wahr liebe, nahm er Abſchied von ihr, und eben ſchallte von St. Paul der dumpfe Ton der Mitternacht herab, als die Thür ihres Zimmers ſich hinter ihm ſchoſs.

Er ſtieg die Treppe hinab, und kam unten, ehe er aus dem Hauſe eilte, an der Thür vorüber,

die zu Miß Santlow's Wohnung führte. Dieſe ſtand mit dem Lichte in der Thür, und fragte neckend:

„Nun, habt Ihr Euch wieder einmal gezankt? Seid Ihr verſöhnt, oder ſoll das Schmollen bis Morgen dauern?“

„Wie Sie nur ſcherzen können, Miß!“ antwortete Booth. „Sie geben wohl gar Jenny Recht?“

„Wie man's nimmt“, meinte das ſchalkhafte Mädchen. „Man muß Euch Herren gar nicht merken laſſen, daß man Euch gut iſt, ſonſt kommt der Wolf unter dem Schaffell gleich zum Vorſchein.“

„So? — Ei, das iſt ja recht hübſch, wenn Frauenzimmer ſelbſt ſo ihre kleinen Künſte verrathen.“

„Will der Herr wohl draußen bleiben! Nicht über die Schwelle — kein Männerfuß darf dieſen Tempel der Zucht und Sitte überſchreiten. Booth, ich werde böſe —“

„Aber ſoll ich mir denn auf dem Flur, wo jeden Augenblick Jemand kommen kann, eine Vorleſung über meine Wolfsnatur halten laſſen?“

„Sie ſind ein Böſewicht! Ich würde mich ſchämen, ſo bei Mädchen einzudringen, und gegen ihren Willen. Was wird man von mir denken, wenn man erfährt, daß ſo ſpät noch ein Mann —“

„Ja, wenn man es erfährt. Man erfährt es aber nicht.“

„Da haben wir es!“ ſchmollte ärgerlich die ſchöne Miß Santlow. „Man bewillige den Her-

ren nur den kleinen Finger, und gleich nehmen ſie die ganze Hand.“

„Sie nehmen nicht allein die Hand, ſondern ſie küſſen ſie auch, wenn ſie ſo ſchön iſt, wie die meiner reizenden Freundin.“

„Sie irren ſich in Ihrer Galanterie um eine ganze Etage, Herr Booth. Jenny's Hand mögen Sie küſſen, ſo viel Ihnen beliebt; die meinige bitte ich aber aus dem Spiele zu laſſen.“

„Nicht doch, ſchöne Fanny. Ich laſſe dieſe Hand nicht aus dem Spiele; denn ſie ſoll ja meine Vermittlerin ſeyn bei Jenny, die allen meinen Bitten immer nur das kalte Nein! entgegen zu ſetzen hat.“

„Glücklich, wer das noch kann; denn wir armen Geſchöpfe ſind nur ſo lange glücklich, als wir nein ſagen dürfen; haben wir erſt einmal ja geſagt, ſo iſt es vorbei mit dem ganzen Flitter-Glanz eines weiblichen Lebens.“

„Aber ſagen Sie mir nur, Fanny, wie iſt es möglich, daß mich Jenny liebt, wenn ſie mir doch noch jahrelange Entbehrung auferlegen will.“

„Eben, weil ſie liebt, wahr, aufrichtig liebt, will ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen, einſt nicht mehr geliebt zu werden, wenn der erſte Rauſch verflogen iſt. Ich beneide ſie um dieſe Ruhe, dieſe Ueberlegung; freilich möchte ich ſie nicht durch ſo traurige Erfahrungen erwerben, wie ſie.“

„Wissen Sie wohl, schöne Fanny, daß ich schwerlich Kraft genug in mir fühlen werde, noch Jahre lang den schmachtenden Liebhaber zu spielen. Ich nahte mich Jenny mit redlichen, aufrichtigen Absichten, fühle den festen Willen, sie glücklich zu machen, und an ihrer Seite ein noch besserer Mensch zu werden, als ich schon bin; aber eben so lebhaft fühle ich auch, daß ich bald heirathen muß, denn ich bedarf der Ruhe, der Häuslichkeit, des beschränkten Glücks, um nicht durch den Strudel der Vergnügungen, der mich umgiebt und täglich verführerischer herandringt, allem Sinn für stilles häusliches Glück entrissen zu werden."

„Wenn man Herrn William Booth so reden hört, sollte man fast glauben, es wäre ihm Ernst mit seinen Plänen für die Zukunft. Nun, Gott gebe es! Denn nur so würden Sie mit Jenny glücklich werden. Kehrt aber einst der Geschmack an Ihrem jetzigen unabhängigen Leben zurück, dann prophezeihe ich nichts Gutes: Sie würden ihr das Herz brechen."

„Wahr, wahr!" seufzte er sinnend, und einen sorgenvollen Blick in die Zukunft werfend: „Wer mir sagen könnte, ob wir auch wirklich zusammen passen!"

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen", fiel Fanny ihm in die Rede. „Nein, Ihr paßt nicht für einander! Jenny mit ihrem schwermüthigen, sich still verzehrenden Charakter, scheu jeder

Oeffentlichkeit gegenüber — und Sie, der glänzende, aufgeſuchte, verwöhnte William Booth, das Schooßkind der Ladies aus dem Weſt-Ende. Ihr paßt nicht für einander!"

„Aber ich liebe ſie doch ſo innig!"

„Eben ſo innig, wie Sie ſchon vor ihr viele Andere geliebt haben. Soll ich Ihnen ſagen, warum Sie Jenny lieben? warum Sie das ganze Verhältniß begannen?"

„Sie glauben doch nicht —"

„Still, ſtill! ich kenne Sie beſſer, als Sie zu ahnen ſcheinen. Jenny war die Gefeierte, die allgemein Bedauerte. Hunderte bewarben ſich um ſie; ſie blieb kalt und ungerührt. Das konnte der erſte Liebhaber und Held von Drurylane nicht ertragen; er wollte beweiſen, daß ihm kein Weiberherz widerſtehen könne, und bewarb ſich um ſie. Je näher Sie den Engel kennen lernten, je höher ſtieg die Achtung, die Liebe, die ſie Jedem einflößen muß, der ſich ihr nähert. Das ſtille, ſüße Bild ungeſtörter Abgeſchloſſenheit, das ſie umgiebt, war Ihnen etwas Neues, Sie erfreuten ſich daran, und wollten dieſes Glücks theilhaftig werden; aber es hat nur darum täglich neuen Reiz für Sie, weil Sie es im Gegenſatz zu dem wechſelvollen Gewirr Ihres Lebens, und nur dann ſehen, wenn Ihr unruhiger Geiſt ſchon ſatt von den Genüſſen des Tages iſt. Anders wird es ſeyn, wenn die Häuslich-

keit erſt das Gewöhnliche, der Glanz des Lebens aber das Seltene, Verſagte iſt."

„Wenn Sie Recht hätten;"

„Ich fürchte es. Glücklich werdet Ihr Beide nicht! Sie ſind nicht böſe, lieber William, nicht durchdacht böſe, aber Sie ſind leichtſinnig und raſch entbrannt. Wenn Sie durchaus heirathen wollen, müſſen Sie ein Mädchen, nicht eine Wittwe mit Erinnerungen und Vergleichen, heirathen — ein Mädchen, das Ihre Neigungen, Ihre Fehler ſelbſt theilt. — Aber, ſonderbar! ich — ein Mädchen — predige einem jungen Manne Nachts um 1 Uhr — hören Sie, wie es eben ſchlägt? — in meinem Schlafzimmer Moral. Ich muß geſtehen, das hätte ich mir ſelbſt vor einer Viertelſtunde nicht träumen laſſen. — Nun, lieber William, wollen Sie mir nicht gute Nacht ſagen?"

Der Angeredete fuhr durch dieſe Frage plötzlich aus ſeinem Nachſinnen auf. Lächelnd ſagte er:

„In der That, ein ſonderbares Rendez-vous! Aber ſoll ich Ihnen denn nicht danken für ſo viel guten Rath, für ſo viel prophetiſch geſprochene Worte? Wie dankt man aber einem ſchönen Mädchen für eine Predigt? Ich war bis jetzt noch nie in einem ähnlichen Fall. Ei nun, ich denke, wir ſchließen dieſes ungewöhnliche Rendez-vous wie ein gewöhnliches."

Mit dieſen Worten umſchlang er die Ueberraſchte und küßte ſie. Vergebens ſträubte ſie ſich.

Ein Kuß folgte dem andern. Sollte ſie rufen? Aber ſetzte ſie ſich nicht ſelbſt der Mißdeutung aus, wenn Jemand gekommen wäre — und Jenny, wenn ſie erführe —

Sie duldete die Küſſe des Ungeſtümen, und war froh, als er endlich ging, herzlich die Unbeſonnenheit bedauernd, den Gefährlichen bei ſich eingelaſſen zu haben.

Am nächſten Tage wollte der Zufall, daß Miß Santlow auf der Probe mit Booth zuſammentraf. Jenny Verbruggen hatte in dem zu probirenden Stücke Nichts zu thun, und Booth näherte ſich der Zürnenden mit der leichten Galanterie des feingebildeten Weltmanns, ſeinen geſtrigen Ungeſtüm entſchuldigend. Beide waren belauſcht, und konnten alſo das Geſchehene nicht weiter beſprechen; aber Booth ſuchte durch zarte Aufmerkſamkeit und zuvorkommendes Benehmen die Beleidigte zum Vergeben und Vergeſſen zu zwingen. Die Probe begann. Der alte Colley Cibber ſaß vorn an der Rampe, neben ihm der Souffleur, der in England nur dann ſouffliren darf, wenn der Schauſpieler ſchon ſtecken geblieben iſt. Neben dem Souffleur ſtand der Theatermeiſter, neben dieſem der erſte Garderobier, dann endlich der Theaterdiener. Alle waren jedes Winkes gewärtig, der von dem alten, an ſteifes Ceremoniell gewöhnten Colley Cibber aus-

gehen konnte. In einem weiten wattirten Ueberrock von dunklem Plüsch, reich mit breiten goldenen Tressen besetzt, den Hut auf der reichgelockten Perrücke, das große spanische Rohr mit goldenem Knopf zwischen den Knieen, saß der alte Direktor da, und erwartete den letzten Glockenschlag, um dem Souffleur durch ein huldreiches Kopfnicken das Zeichen zum Klingeln zu geben. Die Schauspieler, welche in der ersten Scene zu thun hatten, standen schon erwartend auf ihren Plätzen, um sofort anfangen zu können; denn jede Verzögerung, jede Versäumniß strafte der alte Cibber unnachsichtlich an der Wochengage. Der letzte Schlag von 11 Uhr erklang, der Direktor nickte, der Souffleur klingelte, und der Theatermeister rief: Der Vorhang geht auf! — Das Alles ging wie am Schnürchen, und folgte auf einander wie das Getriebe einer Uhr, denn es wiederholte sich jeden Tag. Das alte Stück: A bold stroke for a wife wurde probirt, und Booth, als Capitain Feignwell, trat aus der Coulisse. Er trug einen rosafarbenen Surtout und in der Hand einen Stock, aus der Rippe eines Palmblatts, damals etwas sehr Seltenes, gemacht. Noch hatte er die erste Rede nicht beendigt, da rief der alte Cibber: „Halt!“

Alles war still, und erwartete den Ausspruch des Gewaltigen.

„Theaterdiener! Tretet an Herrn Booth heran, welcher Euch seinen Surtout, so wie auch sei-

nen Stock zum Aufheben geben wird; denn ich glaube, daß die erwähnten Gegenſtände nicht zu ſeiner Rolle gehören."

Demüthig trat der Theaterdiener heran, und erwartete die Einhändigung der Sachen. Booth aber antwortete:

„Theaterdiener, ſagt dem Garderobier, daß er mir heute Abend keinen Rock zum Capitain Feignwell hinzuhängen braucht; ich ſpiele in meinem eigenen — und was den Stock betrifft, ſo will ich heute den Charakter mit einem Stock auffaſſen, wenn der Herr Direktor Nichts dagegen hat."

Der Theaterdiener trat, mit einem jammervollen Blick auf ſeinen ſtrengen Gebieter, zurück, und dieſer ſagte ruhig:

„Ah! Gut. Weiter!"

Nach einigen Reden hat der Capitain Feignwell zu ſagen: „Ich habe bei meiner letzten Reiſe in's Bad nach Brighton ein Mädchen geſehen, das eine Flamme in mir entzündet, die alle Waſſer dort nicht löſchen können —"

„Halt!" rief der Direktor.

Wartend ſahen die Schauſpieler auf den Direktor.

„Hier wäre eine gute Gelegenheit zu einem feinen und ausdrucksvollen Theaterſpiel. Capitain Feignwell ſitzt mit ſeinem Freunde beim Wein. Wenn Herr Booth nun bei den Worten: „Alles Waſſer dort" ſein Glas austrinkt, und dabei ſein

Auge auf den Wirth wirft, so dürfte dieses einigen Beifall erregen von wegen des doppelten Theaterspiels. Ich erinnere mich, etwas Aehnliches im Jahre 1691 von Verterton gesehen zu haben. Es war ein sehr gutes Theaterspiel, wirklich ein sehr gutes Theaterspiel. Weiter!"

Die Schauspieler thaten, was der Direktor vorschrieb; denn ein Widerspruch war in solchen Dingen bei dem bekannten Eigensinn des alten Mannes nicht denkbar.

Miß Santlow spielte die Anne Lovely, eine ihrer besten Rollen, welche Mistriß Centlivre, die Verfasserin des Stücks, eigends für sie geschrieben hatte. Bei ihrem lebendigen, frischen Charakter gedachte sie bald nicht mehr des unschicklichen Benehmens ihres Mitschauspielers vom vorigen Abend, und nahm mit der ihr eigenen leichten Grazie die Komplimente an, die Booth wie zur Entschuldigung für seine Kühnheit und um Verschwiegenheit bei Jenny bittend, ihr machte. Sonderbar genug mußte gerade heute sie der Zufall in Rollen zusammenführen, die der treue Abdruck ihrer wirklichen Charaktere waren, und das eigenthümliche, halb vertraute, halb schmollende Verhältniß zwischen Beiden hatte so viel Anziehendes, daß sich Beide willenlos dem Eindruck überließen, den der Augenblick auf sie machte. Der alte Colley Cibber, dem lange Gewohnheit und Erfahrung einen scharfen Blick für die Privat-Verhältnisse seiner Schauspieler ge-

geben, und der nur ungern seine erste Liebhaberin, Jenny Verbruggen, mit Booth verheirathet sah, weil eine verheirathete erste Liebhaberin jedem Direktor weniger einbringt als eine unverheirathete, merkte bald, daß heute eine ungewöhnliche Vertraulichkeit zwischen Booth und Miß Santlow herrsche. Mit zufriedenem Kopfnicken munterte er Beide auf, je lebendiger, je freier sie zusammen spielten, und kalkulirte schon im voraus, wie viel er wohl der Miß Santlow vom Gehalte abziehen könne, wenn sie sich verheirathe. — Nach geendeter Probe hatte Miß Santlow noch Einkäufe zu besorgen, und Booth begleitete sie, so daß Beide erst spät und nur kurz vor Tische nach Hause kamen.

Jenny hatte Beide schon längst erwartet, ohne zu vermuthen, daß sie zusammen kommen würden, und schien unangenehm berührt von der lauten, neckenden Fröhlichkeit, die sie bei Beiden bemerken mußte. Bei Tische zeigte Jenny ihrem Geliebten einige Briefe und Gedichte, welche sie, in Bezug auf ihre gestrige Leistung, im Laufe des Vormittags erhalten hatte, unter andern auch einen ohne Unterschrift, der ihr in den wohlwollendsten Ausdrücken Lob ertheilte, sie aber auch eben so freundlich und fast im väterlichen Tone auf die begangenen Fehler aufmerksam machte. Lächelnd zeigte sie, während Booth las, auf eine Stelle des langen Briefes, in welcher der Unbekannte sie beschwor, sich der Kunst zu erhalten, und nicht durch Schließung eines neuen

Ehebandes ſich ſelbſt den Triumph zu verſagen, das Höchſte in der Kunſt erreichen zu können.

„Da haben wir es!“ rief unwillig und auffahrend Booth. „Das iſt auch ſo Einer, der Sie gern ſelbſt heirathen möchte, und darum den väterlichen Rath giebt, daß Sie keinen Andern heirathen ſollen.“

„Ei nun“, antwortete Miß Santlow, „ſo ganz Unrecht mag der Mann nicht haben. Entweder Künſtlerin ſeyn, oder heirathen — Beides zuſammen hat noch ſelten gut gethan!“

„Ei, ei! Klingt es doch faſt, als ob Sie aus eigener Erfahrung ſprächen. Warum ſoll eine große Künſtlerin nicht auch eine gute Hausfrau und Mutter ſeyn können?“

„Ich rede nicht von einzelnen Ausnahmen, deren es wohl giebt, ſondern von dem, was allgemein darüber gilt. Bei Männern iſt das etwas Anderes. Sie erſtarken, erkräftigen ſich durch die Eindrücke des Lebens. Das Weib nimmt leicht in ihrem ganzen Weſen das Gepräge äußerer Umſtände an; die Sorge für Küche, Haus und Bequemlichkeit des Mannes paßt wenig zu der phantaſtiſchen Begeiſterung, welche allein jene Kunſtgebilde hervorzaubert, die nur dem freien, ungebundenen Sinn entſteigen. Wie ſo ganz verſchieden, ja verletzend in ihrer Zuſammenſtellung ſind die Pflichten einer Mutter und die einer Schauſpielerin.“

„Fanny hat Recht", nahm jetzt auch Jenny das Wort. „Ich kann mir nicht denken, daß mein Kind so lange den Händen einer unachtſamen Wärterin anvertraut werden müßte, als ich ſpiele. Der Gedanke an das Kind, an das vielleicht gar kranke Kind, würde jeden Aufſchwung des Talentes hemmen —"

„Du lieber Gott", unterbrach ſie Booth, „muß man denn gleich ein Kind haben, und gar ein krankes Kind, wenn man heirathet?"

„Es kommt mir damit faſt vor, als wenn Ihr Männer Euch wie die Quäker zu Hauſe halten, fromme Gebete herſagen, und nie in Geſellſchaft gehen wolltet, was doch einem Schauſpieler Bedürfniß iſt; denn wenn er den Menſchen und die Geſellſchaft ſchildern ſoll, ſo muß er ſie doch kennen. Die Heirath iſt für eine Schauſpielerin daſſelbe, als ob ihr Männer Quäker werdet, wenigſtens ſind es faſt dieſelben Bedingungen."

„Auf die Art müßte ein Schauſpieler auch nie lieben", erwiederte Booth, „oder, beſſer geſagt, immer leichtſinnig, ſinnlich lieben, ſonſt iſt es um ſeine Kunſt geſchehen."

„Ei nun", erwiederte Miß Santlow, „das hätte Manches für ſich. Wie eine Nonne ſich Braut des Himmels und nicht Braut eines Prieſters nennt, ſo ſollte die Schauſpielerin eigentlich nur dem Publikum verbunden ſeyn, nicht einem Einzelnen aus demſelben. Eine kleine Liebſchaft gehört mit zu dem

geiſtigen Leben einer Schauſpielerin, und ehe ſie nicht ein Paar Mal verliebt geweſen iſt, wird ſie auch keine Schauſpielerin werden."

„Du gehſt zu weit, Fanny", ſagte mit dem Tone des Vorwurfs Jenny; „Du weißt, wie zuwider mir Alles iſt, was das gewöhnliche Theaterleben und ſeine Ungebundenheit in ſittlichen Beziehungen betrifft; laß uns von etwas Anderm ſprechen. Wir thun unſerm Gaſte hier Zwang an — er muß uns gegenüber anders reden, als er ſonſt wohl thun würde." —

Bis zur Theaterzeit blieben ſie zuſammen; dann eilten Booth und Fanny zur Vorſtellung. Jenny blieb, durch eine leichte Unpäßlichkeit gehindert, zu Hauſe. Beide ſpielten heute mit ſo vielem Feuer, daß lebhafter Beifall ſie lohnte, und zwiſchen dem vierten und fünften Akte, der ſich des Umzugs eines Mitſchauſpielers wegen verzögerte, beſuchte Booth Miß Santlow in ihrer Garderobe. Beide waren aufgeregt durch das Spiel und den erhaltenen Beifall, und Booth beſiegelte die Komplimente, die er dem jungen ſchönen Mädchen machte, abermals mit einem Kuſſe. Sie konnte ſich nicht Rechenſchaft darüber geben, warum ſie ihm ſeine Kühnheit nicht ernſter verwies, und ſtatt ihn zu ſchelten, drohte ſie ihm nur lächelnd mit dem Finger. Der leichtſinnige William umſchlang ſie feſter, ſie duldete es mit ſchwachem Widerſtreben, und Beide fuhren nur erſchrocken auseinander, als der alte Colley Cibber

den Kopf zur Thür hereinſtreckte, und ſie zum fünften Akt abrief.

Nach dem Theater führte Booth Miß Santlow nach Hauſe, und ſpeiſte, da Jenny, ihrer Unpäßlichkeit wegen, ſchon zu Bette gegangen war, allein mit Fanny zu Abend.

Am andern Tage ſollte Hamlet gegeben werden. Auf der Probe ſprach Jenny Verdrußgen, von heftigen Kopfſchmerzen gequält, nur ganz leiſe die Ophelia, ſo daß der alte Colley Cibber mehrfach den Kopf ſchüttelte. Er wartete nur das Ende der Probe ab, um mit ihr zu ſprechen, und führte ſie in das Directionszimmer, wo er ſich, dem Kamin gegenüber, zu ihr ſetzte, und freundlich fragte, ob ſie krank ſey?

„Nicht eigentlich krank", antwortete Jenny, „aber von den heftigſten Kopfſchmerzen gequält."

„Hm! Ich dachte ſchon, Sie hätten ſich mit dem William gezankt, wegen ſeiner neuen Liebſchaft."

„William? Eine Liebſchaft?"

„Als ob Sie das nicht wüßten! Kind, Sie können ſich prächtig verſtellen."

„Sie ſcherzen, Herr Direktor. Wie könnte William —"

„Kind! es thut mir leid um Sie; aber Wahrheit iſt gut Ding. Ich habe geſtern Abend ſelbſt

geſehen, daß ſie ſich in der Garderobe umarmt und geküßt —"

„Wer? Wer?" ſchrie mit ſchmerzlichem Ausdruck die gequälte Jenny.

„Ei, die Santlow, Ihre Buſenfreundin. Ich merkte ſchon lange etwas dergleichen; aber geſtern auf der Probe und Abends während des Stückes iſt mir Alles erſt recht klar geworden."

„Das iſt nicht möglich, Herr Direktor — ſo kann mich Booth nicht täuſchen. Fanny ſollte? — Das iſt nicht möglich!"

„Sehen Sie, Kind — ich gebe Ihnen zwei Pfund wöchentlich Zulage, wenn Sie nicht heirathen. Wozu wollen Sie auch heirathen? — das iſt ja gar nicht nöthig."

„William, William! ſollteſt auch Du? — O, ich Unglückliche! Und Sie, die Treuloſe!"

„Sehen Sie, Kind — zwei Pfund wöchentlich ſind eine hübſche Zulage; dann haben Sie faſt ſo viel, wie Betterton hatte. Was können Sie ſich von dem Gelde für eine Menge neuer Kleider kaufen."

„O, meine Ahnung, meine Ahnung!" ſchluchzte Jenny. „Ich bin beſtimmt, jede Qual dieſer Erde zu empfinden."

„Seyn Sie froh, daß es ſo gekommen iſt; beſſer vor als nach der Hochzeit. Er hätte doch nicht gut gethan — und dann hätte ich Ihnen nothwendiger Weiſe wenigſtens ein Pfund wöchentlich

abziehen müſſen, während Sie jetzt Zulage bekommen werden."

„O, mein Kopf! mein Kopf! Was habe ich dem Unmenſchen gethan, daß er ſo gewiſſenlos ein ſchwaches, hülfloſes Weib verräth?"

„Laſſen Sie ihn doch in Gottes Namen machen, was er will. Wenn er die Santlow heirathet, ſo ziehe ich ihm auch ein Pfund ab."

„Heirathen? Nimmermehr! Nein, das ſoll, das darf nicht geſchehen, ſo lange ich noch athme. O, was haben Sie gethan, Colley Cibber! Sie haben mit ihrer kalten, gefühlloſen Nachricht den ſtillen Herzensfrieden eines unglücklichen Weibes gebrochen."

„Sie ſind die erſte Schauſpierin, Kind, deren Herz bricht, wenn man ihr Zulage giebt."

Mit dieſen Worten hatte der alte Direktor Jenny bis zur Thür begleitet, und entließ ſie hier mit einem freundlichen, zufriedenen Kopfnicken. —

Jenny ſchwankte faſt ohnmächtig zu ihrer Sänfte. Ihr Kopf brannte, ihre Augen ſchmerzten, die Lippen bebten; denn nun erſt fühlte ſie, wie unendlich ſie den liebte, der ſie verrathen hatte. In furchtbarer Klarheit ſtand plötzlich das ganze Verhältniß vor ihrer Seele. Sie ſuchte vergeblich einen Ausgang aus dieſem Labyrinth. Sollte ſie den Treuloſen zur Rede ſtellen? Er würde geleugnet haben, um ſpäter ſie vielleicht deſto ſtraſloſer, deſto tiefer zu kränken. — Und ſie, die Freundin ihrer Wahl,

die Vertraute. — O, ſie litt unausſprechlich Dazu der Hohn ihrer Kollegen, das tauſendzüngige Gerücht, die kaum verharrſchte Wunde ihrer erſten Ehe — Alles das ſtürmte mit vernichtender Gewalt auf ſie ein. Die ängſtliche Zurückgezogenheit, in der ſie ſeit der Ermordung ihres erſten Mannes gelebt, hatte ihr keinen andern Freund, keine Vertrauten gelaſſen, als jene Beiden, die ſie jetzt verriethen. —

Sie kam nach Hauſe, fand aber Fanny Santlow nicht; ſie war mit Booth ſpazieren gegangen in den St. James-Park. Was ſollte ſie thun? Handeln ohne vollſtändige Gewißheit, ohne Beweiſe ſeiner Treuloſigkeit? — das konnte ſie nicht; denn ſie fühlte ſich ſchwach dem gewandten Booth gegenüber. — In ihrer höchſten Angſt verließ ſie ihre Wohnung, und eilte zu ihrem Vater, der ſeit ſeinem Bankerot und der erduldeten rohen Behandlung ihres erſten Mannes ſie nicht mehr geſehen, und Nichts von ihr wiſſen wollte.

Von Dürftigkeit umgeben, fand ſie ihren Vater, der ihr mit Eiſeskälte und vernichtender Gleichgültigkeit entgegentrat. Seine Tochter war aus ſeinem Herzen geſtrichen, ſeit jener Nichtswürdige den Troſt ſuchenden alten Mann, den Vater ſeines Weibes, aus dem Hauſe geworfen. Was auch Jenny ſeit jener Zeit gethan, nichts vermochte den unbeugſamen Sinn ihres Vaters zu rühren, und auch jetzt flehte ſie vergebens ihn an um ſeinen Schutz, um

Mbl. Univers. Liège.

ſeinen väterlichen Rath und Beiſtand. Kalt wies er ſie zurück:

„Das Weib ſoll Vater und Mutter verlaſſen, und dem Manne folgen — ſteht in der Schrift. Du haſt Vater und Mutter verlaſſen, jetzt genieße die Früchte Deines Thuns. Du biſt nicht mehr meine Tochter — Du biſt die berühmte Schauſpielerin Verbruggen! Geh, geh, und ſuche dort Rath, wo Du Freude ſchaffſt — mir haſt Du nur Kummer und Gram bereitet.“

„Vater, Vater! ſtoßt mich nicht ſo von Euch. — Trage ich denn die Schuld deſſen, was jener Schändliche beging? Nur einmal bin ich mir eines Fehlers bewußt, als ich Euch nicht vertraute, daß er ſich heimlich um meine Liebe bewarb, als ich Euch nicht geſtand, daß die Thorheit eines jungen, unerfahrenen Mädchens ſich gefiel in den Huldigungen eines Verführers. — O Vater, verlaßt mich jetzt nicht in meiner Noth. Ich flehe Euch knieend: verlaßt mich nicht!“

„Nenne mich nicht Vater! ich habe kein Kind mehr. Ich hatte einſt eine Tochter — aber ſie iſt längſt für mich geſtorben. Was liegt auch daran, ob ein alter, herunter gekommener Kaufmann Dir Rath giebt, Dich ſchützt. Die glänzende Künſtlerin müßte ſich ja ſchämen, ihrer Geſellſchaft von Lords und Gentlemen einen Bankerotteur als ihren Vater vorzuſtellen. Ich empfehle mich Ihnen, Miſtreß Verbruggen.“

Mit dieſen Worten ging der alte Monford in die Kammer, und ſchloß hinter ſich zu. Vergebens rüttelte die unglückliche Jenny faſt verzweifelnd an der Thür, vergebens rief ſie ſchluchzend den Namen ihres Vaters, er antwortete nicht, und ſie mußte das Haus verlaſſen, ohne ihn wieder zu ſehen. Kaum ihrer Sinne mächtig, ſchwankte ſie nach Hauſe zurück, ſchloß ſich ein, und verſuchte einen Brief an den Schändlichen zu ſchreiben, der ſie ſo grauſam getäuſcht; aber ihre Thränen benetzten das Papier, ſo daß die Schrift unleſerlich wurde und ſie aufhören mußte.

So kam der Abend heran. Die Sänfte des Theaters erſchien, und ſie mußte fort. Das zahlreich verſammelte Publikum harrte mit Ungeduld der Vorſtellung des Hamlet, von der man ſich heute, nach der letzten Leiſtung Jenny Verburggens, Außerordentliches verſprach. — Miß Santlow war nicht in das Theater gekommen, und auch Booth erſchien nicht. Vergebens ſah Jenny ſich überall nach ihm um. Er, der ſonſt nie hinter den Couliſſen oder im Verſammlungszimmer fehlte, wenn Jenny ſpielte, war heute nicht da. Ihre Unruhe und Angſt erreichte den höchſten Grad. Ohne zu denken, ohne zu wiſſen, was ſie ſprach, ſpielte ſie die erſten Akte ihrer Rolle, und erſchien dem Publikum kalt, zerſtreut, gleichgültig. Man fragte ſich, was ihr heute ſey; eine ſo unvollkommene Leiſtung hatte man nicht erwartet, und ohne Antheil, ohne

Beifall gingen ihre Scenen vorüber. Der alte Colley Cibber, der den Polonius ſpielte, ſchüttelte mehrmals bedenklich den Kopf, und bereuete ſchon, ihr Zulage verſprochen zu haben. Nach dem zweiten Akte zog er ſie auf die Seite, und ſagte im ermahnenden Ton:

„Kind, was iſt Ihnen? Sie ſpielen ja heute mit einer Zerſtreutheit, wie ich ſie gar nicht an Ihnen gewohnt bin. Sie werden doch keine Thörin ſeyn und ſich das, was ich Ihnen heute Morgen geſagt, in den Kopf ſetzen? Laſſen Sie doch den William machen, was er will. Wenn er Sie verläßt, ſo zeigen Sie ihm, daß Sie ſich Nichts daraus machen. Aber nehmen Sie ſich zuſammen, ſpielen Sie mir den letzten Akt beſſer, ſonſt kann ich Ihnen die Zulage wahrhaftig nicht geben."

„Wo mag er nur ſeyn?" war die einzige Antwort der Gepeinigten.

„Sie meinen unſern Booth? Gewiß da, wo Sie ihn nur ſtören würden. Ich müßte mich ſehr irren, oder Miß Santlow ſchenkt ihm jetzt eine Taſſe Thee ein. — Aber denken ſie doch nicht an ſolche Dinge, die Rolle in die Hand, Kind, und bereiten Sie ſich auf die Wahnſinns-Scene vor. Gelingt Ihnen die, ſo verzeiht man vielleicht die erſten Akte. Sie ruiniren mir das Stück, wenn Sie ſich nicht zuſammen nehmen."

Jenny ſchwankte auf das Theater. Noch ſpielte ſie die Theaterſcene im Anfange des dritten Aktes

als sie dann aber zum Umkleiden in ihre Garderobe zurückkehrte, da brach die lange unterdrückte Qual sich Bahn. — Sie warf den Mantel um, verhüllte sich, und stürzte aus dem Theater fort nach ihrer Wohnung. Ihre Zimmer waren dunkel, aber in der Wohnung Miß Santlow's brannte Licht; durch die Küche und das Schlafzimmer eilte sie hinein, und sah durch die Glasthür, welche das Schlafzimmer von dem Wohnzimmer trennte, William neben Fanny auf dem Sopha sitzen, und hörte, wie Beide von ihrer Liebe sprachen. Auch ihr Name wurde genannt; aber mehr vermochte sie nicht zu hören — jetzt kannte sie die ganze Tiefe ihres Unglücks. Ohne sich durch einen Laut zu verrathen, eilte sie in das Theater zurück, und erschien wieder in ihrer Garderobe, ohne von irgend Jemand vermißt worden zu seyn. Kaum hatte sie Zeit zum Umkleiden, denn der vierte Akt hatte schon begonnen, und mit Hast drückte sie den Strohkranz und die welken Blumen auf ihr entfesselt herunter hängendes Haar. Die Ankleiderin wagte kein Wort zu ihr zu sprechen, denn sie war todtenbleich, das Auge starrte trübe und thränenlos in den Spiegel, und die Lippen bebten in fieberhafter Angst. So trat sie in der fünften Scene des vierten Aktes auf die Bühne. Ihre Mitschauspieler erschraken, sie so wunderbar verändert zu sehen, und sahen sich befremdet unter einander an. In Allem, was sie sagte und that, war eine solche Wildheit, eine so

entsetzliche Lustigkeit, daß Alle scheu vor ihr zurückwichen. Mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes und dem Lachen des Irrsinns spielte sie die ergreifende Scene bis zu den Worten:

Quoth she, before you tumbled me,
You promis'd me, to wed. —

Da ergriff sie das Weh so furchtbar, daß sie mit einem herzzerreißenden Schrei zu Boden stürzte und in die Raserei des Wahnsinns ausbrach. Der Vorhang mußte fallen, ein Arzt erklärte sie für wahnsinnig, und als im fünften Akte auf dem Theater der Sarg Opheliens in die Gruft gesenkt wurde, nahm der Doktor Manners, Direktor des Irren-Hospitals zu St. Lukes, den neuen Ankömmling kopfschüttelnd in Empfang, indem er ausrief:

„Hab' ich es nicht gesagt, Die kommt noch einmal unter meine Obhut."

Am 5. November 1733, also 13 Jahre nach jener traurigen Begebenheit, saß Abends gegen fünf Uhr im Studierzimmer des Doktors Manners Lord Pembroke, Mitglied des Oberhauses und geachteter Parlaments-Redner, sich mit einem Bleistift Notizen aufschreibend, welche der Doktor ihm aus großen Folianten, Tagebüchern und Listen diktirte.

„Selten vollständige Heilung, Mylord. Auf 100 kaum 5 bis 6, und auch die nur unter besonders günstigen Umständen."

„Und Sie sind also entschieden gegen die Behandlung Geisteskranker in Privat-Anstalten?"

„Vollständig dagegen! Gar nicht abzusehen, wohin ein solches System führen könnte. Meine 30jährige Erfahrung hat mich das kennen gelehrt. Ich habe Fälle erlebt, wo habsüchtige Erben einen Menschen systematisch wahnsinnig gemacht oder dafür ausgegeben haben. Das hieße dem Verbrechen Thor und Thür öffnen."

„Auch mein Gefühl empört sich dagegen. Mit Ihren Notizen, den schlagenden Beweisen aus der Erfahrung Ihres langen Wirkens, hoffe ich in meiner heutigen Rede die Bill niederzuschlagen, daß sie sich gewiß nicht wieder an das Licht des Tages getraut. Im Unterhause haben sie die Bill so obenhin abgefertigt, fast ohne Debatte ist sie durchgegangen; aber im Oberhause soll sie an mir einen rüstigen Widersacher finden."

„Ich freue mich herzlich über Ihren Eifer, Mylord, um so mehr, als ich Ihnen früher so ehrenwerthe Gesinnungen gar nicht zugetraut. Wie rasch hat sich bei Ihnen der Mann vom Jüngling geschieden. Ich habe Sie gekannt, wie Sie nur Theater, hübsche Schauspielerinnen und Tanzen im Kopfe hatten. Das ist nun vorbei! Ja, ja, der Mensch wird täglich vernünftiger. Nur schade, daß, wenn er nun endlich vernünftig ist, er in die Grube muß. Schlechte Aussicht, Mylord! Ich habe sie ganz

in der Nähe, und bin eben nicht sonderlich davon erbaut."

„Der heutige Besuch bei Ihnen, lieber Doktor, hat wunderbare Erinnerungen in mir angeregt. Wie rasch die Zeit doch vorübereilt —"

In diesem Augenblick trat einer der Unterärzte ganz verstört in das Zimmer, und berichtete, daß Nr. 37 plötzlich aus dem Hospital verschwunden sey.

Man hatte mit Einbruch der Dunkelheit die Irren in ihre Zimmer einschließen wollen, aber trotz allen Suchens in den Arbeitssälen, dem Garten, den Corridors Nr. 37 nicht gefunden.

„Zeigen Sie es dem Polizei-Amt an, nehmen Sie aus der Registratur das genaue Signalement, und lassen Sie die sämmtlichen Hausbedienten sich gleich in alle nahe liegende Straßen vertheilen. Rufen Sie mir den Inspektor.

Der Unterarzt ging, und Doktor Manners fragte den Lord, der eben Hut und Stock nahm, um zu gehen: „Wissen Sie, Mylord, wer diese Nr. 37 ist? — Das ist Jenny Verbruggen, Ihr früheres Ideal."

„Mein Gott! sie! Gewiß hat sie sich ein Leids angethan, den Tod gesucht —"

„Seyn Sie unbesorgt, Mylord, Rasende aus Liebe thun das nie. Aber ich bin nicht sicher, daß sie schweres Unheil anrichtet, trotz der anscheinend gutgearteten Narrheit, durch die sie in der letzten Zeit fast alle Aufsicht überflüssig machte. Nun,

Jenkins", fuhr der Doktor, den eingetretenen Inſpektor anredend, fort: „Wie hängt das mit Nr. 37 zuſammen?"

„Ich bin troſtlos, Herr Direktor; Sie haben mich oft genug aufmerkſam gemacht, daß man Irren nie trauen müſſe, ſelbſt wenn ſie längere Zeit hindurch kein Anzeichen ihres Wahnſinns gegeben; aber ich vertraute der guten Natur von Nr. 37, und ließ ſie mit anderen die kleinen häuslichen Geſchäfte verrichten."

„Hat man keine Spur, was wohl ihre Entweichung veranlaßt haben könnte?"

„Der Wärter erzählte mir, daß ſie in dem Saale, wo Sie vor einer Stunde Seine Lordſchaft durchführten, ein Papier gefunden, und ſorgfältig weggeſteckt habe, welches Lord Pembroke fallen ließ."

„Erinnern Sich Eure Herrlichkeit vielleicht ein Papier verloren zu haben?"

„Nicht verloren, lieber Doktor; ich zog mit dem Taſchentuche den heutigen Theaterzettel heraus, und hielt es nicht der Mühe werth, ihn wieder aufzuheben."

„Was wird heut gegeben?"

„Ich glaube Hamlet in Drurylane"

„Hm! Das iſt daſſelbe Stück, in dem die Verbruggen wahnſinnig geworden iſt. Sonderbar! Wahrſcheinlich hat der Zettel längſt ſchlummernde Erinnerungen in ihr erweckt, und ſie irrt nun umher, ſich die früheren glänzenden Zuſtände zurückrufend. Ich will ſelbſt auf das Polizei-Amt, damit

die ſämmtlichen Nachtwächter noch inſtruirt werden. Kommen Sie, Mylord. Sie nehmen mich wohl in Ihrer Karoſſe mit bis nach Bow-ſtreet?"

Im Theater hatte unterdeſſen die Vorſtellung längſt begonnen. Booth ſpielte den König, Miſtreß Booth, früher Miß Fanny Santlow, die Königin. Das Publikum folgte aufmerkſam dem Spiel einer jungen Debütantin, Miß Pritchard, welche ſpäter zuſammen mit Garrick die ſchönſten Triumphe der Schauſpielkunſt feierte, und bezeugte ihr oft durch rauſchenden Beifall ſeine Zufriedenheit. Der vierte Akt war herangekommen, und Ophelia ſollte zur Wahnſinns-Scene das Theater betreten. Miſtreß Booth ſtand in der Rolle der Königin ſchon auf der Bühne, ihr Mann ſprach hinter der Gardine mit der eben auftretenden Miß Pritchard, und machte ihr Komplimente über die gelungene Darſtellung; ſchon hallt das Stichwort, und die Thür der Decoration öffnet ſich. Da ſtürzt aus einer kleinen Treppe, die unter das Theater führt, ein Weib hervor, reißt der erſchrockenen Miß Pritchard den Kranz vom Kopf und Gürtel, ſtößt ſie heftig von der Thür zurück, und betritt mit dem Schrei: „Ich bin Ophelia! wer will meine Rolle ſpielen?" die Bühne. — Der Name Jenny Verbruggen fliegt über das Theater. Entſetzt zieht ſich Alles vor ihr zurück. In dem grauen Kleide des Irren-Hoſpitals, mit wildem, unheimlichem Blick, ſpielt ſie, ohne auf ein Stichwort zu hören, die ganze

Scene der Ophelia mit all' dem herzzerreißenden Schmerz und Jammer, den Shakespeare hier zu erwecken weiß. In stummem Erstaunen sieht das Publikum plötzlich seinen ehemaligen Liebling wieder auf der Bühne. Eine furchtbare Stille herrscht in dem weiten Raum; nicht zu athmen getraut man sich. Grauenhaft griff die scheußliche Wirklichkeit in den Schmerz der Phantasie. Tiefes Entsetzen verbreitete diese unerhörte Erscheinung, und als beinahe gegen das Ende der Scene Polizeidiener auf die Bühne drangen, und die Unglückliche, ihnen gegenüber, in die heftigste Raserei ausbrach, da erfaßte das tiefste Mitleid Alle, die Zeuge dieses fürchterlichen Schauspiels waren. — Booth mußte sich durch schnelle Flucht vor dem Ausbruch der allgemeinen Wuth retten, Mistreß Booth fiel in Ohnmacht, und wurde auf ihrem Wege nach Hause öffentlich beschimpft, die unglückliche Jenny Verbruggen aber gefesselt in das Irren-Hospital zurückgebracht, wo sie am fünften Tage nachher in völliger Raserei starb.

Die Neuberin.

1737.

„Na! und nun quärulire und hantiere Er nicht weiter herum, ſondern ſetze Er ſich endlich und ſchreibe Er den Zettel zu übermorgen.“

„Ich weiß gar nicht, Carlinchen, was Du heute wieder haſt. Du biſt wohl mit dem linken Fuße zuerſt aus dem Bette geſtiegen? Erſt ſagſt Du, ich ſoll Dir den Mantel zu heute Abend mit Rauſchgold beſetzen, und kaum mache ich mich an die Arbeit, ſo ſoll ich auch ſchon wieder den Zettel ſchreiben.“

„Weiß Er was, Neuber? thue Er, was man Ihm ſagt, und zerbreche Er ſich Sein Quentlein Gehirn nicht mit Dingen, die Ihn nichts angehen! Na! ſitzt Er?“

„Das ſiehſt Du ja, Carlinchen! Ich habe auch ſchon die Feder eingetaucht und warte blos auf Dich.“

Und die Direktrice des Leipziger Theaters Caroline Friederike Neuberin diktirte ihrem Manne Johann Neuber Folgendes:

„Mit Ihro Königliche Majestät allergnädigste Erlaubniß wird heute von den Königlich Polnischen, Kurfürstlich Sächsischen, imgleichen Hochfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen, so wie Hochfürstlich Schleswig-Holsteinschen Hof-Komödianten ein Deutsches Schauspiel vorgestellt werden; genannt: le malade imaginaire, Commedie par Mr. Molière. (Der Kranke in der Einbildung.)

„Die Personen schreibt Er aus dem Besetzungsbuche ab. Dann zum Schluß:"

Am Ende dieses lustigen Stückes, in welchem viele Prügel vorkommen, wird die ganze Ceremonie zu sehen seyn: „Wie Argant zum Doktor gemacht wird! Anfang 5 Uhr.

Hat Er das Alles?"

„Gewiß, Carlinchen! Soll ich den Zettel jetzt zur Censur tragen?"

„So bald als möglich! Aber ziehe Er Seinen Concessions-Rock an, und lasse Er Sich die Frisur ordentlich aufsetzen. Einer vom Rath hat mir letzthin nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß der infame Broddieb der Schönemann in der letzten Messe nie anders als im Braten-Rock auf den Rath gekommen ist, das zeigt von Reverenz. Wozu habe ich Ihm Seinen Concessions-Rock machen lassen, wenn Er ihn nicht anziehen will?"

„Werde Alles besorgen. Carlinchen! aber wenn ich vom Rath herunter komme, möchte ich gern

einen Schoppen Wein trinken. Willſt Du mir nicht fünf Groſchen dazu geben?"

„Da ſind neun Groſchen, und daß Er Sich vom beſten geben läßt. Aber auch nicht mehr als einen Schoppen. Wenn Geſellſchaft da iſt, ſpricht Er von der heutigen Feierlichkeit, aber dunkel; nichts deutlich erzählen, ſo halb errathen laſſen."

„Will ſchon machen! Adies, Carlinchen!"

„Adies, Hans!"

Als ihr Mann ſie verlaſſen hatte, las die Neuberin ihre Rolle durch, überſchlug ſpäter den Betrag der geſtrigen Einnahme und beſtimmte dann die Garderobe zu dem „Kranken in der Einbildung." Da klopfte es beſcheiden an die Thür.

„Herein!

Bon jour, Suppig! Höre Er mal! ich habe Ihn rufen laſſen, weil ich wiſſen will, was das verliebte Geträtſch mit der Kleefelderin ſoll? Denkt Er, ich gebe Ihm deswegen freien Tiſch mit den anderen ledigen Kerlen, daß Er mir meint Mädchen verrückt macht?"

„Ich denke, Frau Prinzipalin! es iſt nichts Unanſtändiges begangen werden von meiner Seite. Die Katharine gefällt mir, und ſie iſt mir auch nicht abgeneigt."

„So! Was der Herr ſich einbildet! Die ledigen Weibſen wohnen alle in meinem Hauſe, haben Aufſicht und Koſt bei mir, und darum muß ich auch wiſſen, was mit Jeder vorgeht. Zu Liebeleien

ſuche Er ſich Bürgerstöchter ſo viel Er will, je mehr je beſſer, das iſt nützlich für's Theater, denn dann gehen ſie hinein, aber in der Truppe verbitte ich mir ein für allemal jede Unehrbarkeit. Will er die Katharine heirathen?"

„Das kann ich jetzt noch nicht beſtimmen, Frau Prinzipalin! mit zwei Gulden wöchentlich kann ich keine Frau ernähren."

„Rede Er nicht ſo dumm, Suppig! Weiß Er denn nicht, daß jeder Verheirathete gleich das Doppelte bekommt; aber, wenn ich Ihm rathen ſoll, heirathe Er nicht. In ſeinem Fache iſt Er mir nichts mehr nutz, wenn Er verheirathet iſt. Ein erſter Liebhaber mit Frau und Kind iſt mir ein eben ſo unnützes Möbel, als ein Komikus, der nicht ſäuft. Der Kathrine werde ich auch meine Meinung gleich ſagen. — Kathrine! Kathrine!"

Auf dieſen raſch wiederholten Ruf der geſtrengen Frau Prinzipalin erſchien Jungfer Kleefelder aus der Küche, und die ganz durchnäßte Schürze über der Kontuſche bewies, daß ſie am Waſchfaſſe geſtanden. Betroffen über die Anweſenheit Suppigs wollte ſie die Schürze abbinden, aber die Neuberin hinderte ſie daran.

„Laß' Sie die Schürze nur in Gottes Namen ſitzen, Jungfer Kleefelderin! Kein Mädchen braucht ſich zu ſchämen, daß ſie eine tüchtige Wirthſchafterin iſt. Wie ſteht's Kathrine? Werden die Strümpfe

und Röcke zu heut Abend trocken werden? Habt Ihr Euch gesputet?"

„Ich hoffe wohl, Frau Prinzipalin! die Antuschin ist zwar von der Wäsche fortgegangen, weil sie die Rolle zu heute Abend lernen muß; aber ich denke, wir bringen das Ganze noch zu Stande."

„Gut. Höre Sie mal, Kathrine! Ich habe mir hier den Suppig kommen lassen, um Euch Beiden ein für allemal zu sagen, daß aus einer Heirath unter Euch nichts werden kann. Also laßt mir die Faxen unterweges. Ich will Ordnung in meiner Truppe halten. Das fehlte mir auch noch in meinem Hause, solche Durchstechereien. Jetzt wißt Ihr's Beide. Adies, Herr Suppig! und Sie kann auch wieder an das Waschfaß gehen."

Mit diesem kurzen Bescheide entließ sie Beide. Sie wußten wohl, daß in solchen Fällen die Neuberin keinen Widerspruch duldete, und zogen sich, auf's Tiefste verletzt, zurück. Katherine Kleefelder weinte, erzählte ihren Freundinnen, die gleich ihr Kostgängerinnen der Prinzipalin waren, was vorgefallen war, und wurde von diesen getröstet. Suppig aber nahm sich nur um so fester vor, das Mädchen, die er gewählt, nicht zu verlassen, und ging zu dem Professor Gottsched, um ihn für sich zu gewinnen, denn er wußte, daß Gottsched viel über die sonst unbeugsame Neuberin vermochte.

Diese hatte sich unterdessen angezogen und frisiren lassen. Der breite Reifrock von schwerem,

dunklem Seidenzeuge, die hohe Frisur, das kaum die äußerste Schulter bedeckende Busentuch, welches Hals und Brust nur leicht bedeckte, der kleine Schuh auf hohen, spitzen Absätzen; Alles das kleidete die große, hübsche Frau mit dem unternehmenden Blicke und der raschen Entschiedenheit im ganzen Wesen ungemein gut. Von Morgens 10 Uhr an, zu welcher Zeit sie mit dem Publikum in Berührung kam, war sie stets in voller Toilette und ließ sich nie in einem häuslich-nachlässigen Anzuge überraschen.

So an ihrem Bureau sitzend und die letzte Hand an eine Dichtung legend, welche sie im Laufe des Vormittags noch dem Urtheile ihres Freundes Gottsched vorlegen wollte, störte sie der Besuch des Stadt-Syndikus Theophilus Kramer, dessen freundlicher Gewogenheit sie bei ihren Verhältnissen zum Magistrate schon viel verdankte.

„Sieh da, Herr Syndikus! Ei, Er macht mir ja eine herzliche Freude, mich zu besuchen. Ich fürchtete schon, Er hätte es übel genommen, daß ich Ihn vorige Woche von der Bühne gewiesen habe bei der Probe, aber Er ist ein vernünftiger Mann, der einsieht —"

„Daß Er nichts auf dem Theater zu suchen hat", unterbrach sie der Syndikus. „Optime! Habe mich ja auch celeriter, zu deutsch: schnelle, wegbegeben, als bemeldete Declaratio sine qua non von Ihr emittiret wurde."

„Danke ihm noch nachträglich dafür, Herr Syndikus! Ordnung muß seyn, und wollte ich Seinen Besuch erlauben, so würden erstens die bösen Mäuler Seiner nicht schonen, zweitens aber alle Diejenigen, welche ein Auge auf meine Mädels haben, sich auf Ihn berufen. Hier ist mir Sein Besuch stets ehrenvoll und angenehm, auf der Bühne aber von Ueberfluß."

„Rem acu tetigisti, zu deutsch: Sie hat den Nagel auf den Kopf getroffen, Frau Neuberin! War auch nur eine flüchtige Anwandlung von mir, welche Sie zur rechten Zeit defendiret. Aber laßt mich von uns sagen: Beide setzten sich."

„Darf ich Ihm mit einer Schaale Chokolade aufwarten, Herr Syndikus! Ich habe noch welche von meiner verjährigen Reise nach Petersburg mitgebracht. Wahrlich das Einzige, wobei ich mit Vergnügen an das Land denke. Gott im Himmel, wie viel Peter müssen da noch regieren, ehe ein Deutscher dort athmen kann!"

„Gratias, werthe Freudin, gratias. Ich intendire noch vor Tische eine Libation an Wein, und Chokolade dürfte mir den Geschmack an vernünftigem Getränk in Etwas beschädigen. Ich komme in besonderen Negotiis, zu deutsch: Angelegenheiten. Sie intendiret, wie es verlautet in der heutigen Vorstellung, den Sannio, zu deutsch: Hanswurst ein für allemal abzuschaffen und künftig nur regelmäßige Komödien zu geben?"

„So iſt es, Herr Syndikus! Es iſt mir zwar nicht lieb, daß meine Intention ſich ſchon vor der Vorſtellung im Publikum verbreitet.“

„Im Publiko, werthe Freundin! Man pflegt ſo nicht kum zu ſagen.“

„Danke, Herr Syndikus! alſo — im Publiko verbreitet, denn was heute geſchehen wird, ſollte erſt dann beurtheilt werden, wann man die Gründe kennt, die ſolches veranlaßt; aber wenn Er mich fragt, ja! ich begrabe heut den Hanswurſt hoffentlich für immer.“

„Hm, ſo ſagt man, traditur, dicitur, fertur. Das iſt zwar für den vernünftigen Theil derer Leipziger ein vernünftiges Unternehmen, aber für den unvernünftigen ein dubioſes, zu deutſch zweifelhaftes.“

„Das habe ich reiflich bei mir überlegt. Dieſe ſchändlichen Hanswurſtiaden ſind das wahre Hinderniß für unſer deutſches Theater. Gott mag es dem Prehauſer, dem Bernardon, dem Elendſohn, dem Schuch vergeben, daß wir den Italiänern, Franzoſen und Engländern ſo himmelweit nachſtehen. Ehe dieſer Schandfleck nicht ausgemerzt iſt aus unſerer Kunſt, ehe iſt auch an keinen reellen Fortſchritt zu denken.“

„Sie hat ganz Recht, Neuberin! Es iſt ein Scandalum, der Einem erſt recht zu Gemüthe ſteigt, wenn man in Dresden franzöſiſche Komödien und

italieniſche Opern geſehen hat. Dann kann der unflä-thige, ſchäbige Hanswurſt Einem erſt recht vollſtän-digen Ekel erregen. Aber, aber, — — das Volk liebt ihn und das Volk giebt das Geld zum Theater."

„Das Volk thut, was man ihm ſagt, Herr Syndikus, wenn man es ihm nur vernünftig ſagt. Ich will nun einmal den Kehrigt und Unrath aus unſerem Tempel hinauswerfen, und ſollte ich an dem Beginnen untergehen."

„Optime! Ich will Ihr aber nicht verbergen, daß der Schönemann ſich abermals um das Pri-vilegium beworben hat, und daß viele vom Rath ſehr für den Hanswurſten prädiſponirt, zu Deutſch: eingenommen ſind, daß Sie ſich alſo wohl vorzu-ſehen hat, ehe Sie ſich böſes Spiel macht."

„Ich habe mir wohl überlegt, was die Folgen ſeyn können. Aber meine erſte Verpflichtung iſt die gegen meine Kunſt, die in Deutſchland ſo lange nicht begriffen und für eine Kunſt erkannt werden wird, als ſie ſich erniedrigen muß, Lachen zu erre-gen, damit die Zuſchauer beſſer verdauen können. Ich begrabe ihn, den ſchnöden Burſchen, und ſo lange mein Mann Prinzipal einer Truppe iſt, ſoll er ſich nicht wieder mucken."

„Fiat voluntas tua, zu deutſch: Ihr Wille geſchehe, Frau Neuberin! Muth hat Sie. Nun wünſche ich Ihr auch Glück. Virtus et fortuna! Alſo auf heute Abend! Bin wahrlich neugierig

auf den Spektakel, den Sie uns bringen wird. Salve faveque, zu deutsch: Adjes, werthe Freundin!"

Eine langsame Verbeugung des Syndikus und ein steifes, ceremonieuses Compliment der Neuberin endeten diese Unterhaltung, nach welcher Herr Theophilus Kramer in Auerbachs Keller und die Prinzipalin in die Nikolaistraße ging, wo das Theater sich in dem sogenannten Zotenshofe befand. Hier war die Probe zum heutigen Stück schon in vollem Gange, und hatte vorher wohl Einer oder die Andere etwas nachlässig gesprochen oder gleichgültig gethan, so ging von dem Augenblicke an, wo man den seidenen Reifrock der Neuberin auf der Theatertreppe rauschen hörte, Alles wie am Schnürchen. Es war wunderbar zu sehen, welch' einen Einfluß diese merkwürdige Frau auf ihre ganze Umgebung ausübte. Ihr edler Eifer für die Kunst, ihre glänzenden Eigenschaften, das von ihr Gewollte und Gedachte auch klar zur Anschauung zu bringen, der gesunde, praktische Sinn für Ordnung und Recht, der sich bei jeder Gelegenheit bethätigte. Alles das gab ihr eine außerordentliche Gewalt über ihre Untergebenen, und sprach so laut zu ihrem Vortheile bei jedem Vernünftigen, daß sie die allgemeine Achtung verdiente, welche sie damals genoß. Sie war die erste Frau gewesen, die es gewagt, nicht in dem hohlen, gespreizten Declamationston der Haupt- und Staats-Actionen, sondern natürlich zu sprechen. Sie hatte in Rollen von Wich-

tigkeit ein natürliches, nicht mit Flittern, Goldzindel, Federn und Böhmischen Glassteinen überladenes Gewand angelegt, sie hatte übersetzt, was das Französische Theater Treffliches schon damals besaß und selbst Tüchtiges und Brauchbares geschrieben. Dabei war sie eine gute Wirthin, erfüllte die eingegangenen Verpflichtungen auf das Gewissenhafteste und hatte nun 14 Jahre lang mit Erfolg ein Theater dirigirt, welches zu jener Zeit ausgezeichnet zu nennen war.

Sie ging mehrere Male über die Bühne, beachtete was vorging, instruirte den Maschinisten, besprach sich mit dem Garderobier und schrieb dann an eine große schwarze Tafel mit Kreide: „Heute Nachmittag um 1 Uhr Probe vom heutigen Nachspiel in des Herrn Professors Gottsched seinem Hause. Dann verließ sie das Theater, während alle Schauspieler neugierig sich zu der Tafel drängten, um zu erfahren, was die gestrenge Frau Prinzipalin angeordnet.

Eine Viertelstunde später saß unsere Neuberin bei dem Decemvir der Universität, Senior der philosophischen Fakultät und Präsident der Gesellschaft freier Künste Johann Christoph Gottsched auf dem Sopha, von welchem der gelehrte Mann erst so viel Bücher und Papiere hat wegnehmen müssen, daß die Besucherin auch wirklich Platz nehmen konnte. Gottsched entschuldigte sich mit einer wichtigen Arbeit, im Schlafrock überrascht worden zu seyn.

Doch waren Beide zu sehr befreundet, als daß die nichtssagenden Höflichkeits-Phrasen, welche in jener Zeit den größten Theil jeder Unterhaltung ausfüllten, auch auf sie ihr Recht ausgeübt und bald waren sie wichtiger beschäftigt.

Der Flor nämlich, in dem sich die Neuberische Truppe zu Leipzig befand, war ein Gegenstand des Neides und der Habsucht für alle damaligen Prinzipale. Weit davon entfernt, diesen blühenden Zustand als ein Werk der thätigen und rüstigen Neuberin anzuerkennen, glaubten sie Alle, Leipzig sey ein so günstiger Platz und das Publikum so theaterlustig, daß es nur der Konzession dort bedürfe, um eben so gute Geschäfte zu machen, als sie; daher kam es nun, daß immer auf's Neue Bewerbungen bei dem Magistrate einliefen, ja nach Dresden an den allmächtigen Minister Grafen Brühl und sogar des Königs Majestät Suppliken kamen, welche Alle darauf ausgingen, der Neuberin die Konzession zu nehmen. So wurde der unternehmenden Frau jeder Schritt erschwert, den sie vorwärts thun wollte. Sie hatte sich daher schon einige Male nach Dresden an das Ministerium gewendet, um dieser Hudeleien enthoben zu werden, und Gottsched hatte ihr endlich den Rath gegeben, eine poetische Epistel an die Königin zu richten. Sie hatte versucht, diesem Rathe zu folgen, und las jetzt dem Freunde als Kunstrichter diese poetische Supplik vor, deren Ende so lautete:

„Wenn Dir es nur bekannt, was wir dem Lande nützen,
Wie unser Schauplatz Schand' und leere Possen flieht,
Mit was für Ehrfurcht wir uns ordentlich bestreben
Zu Deines Landes Ruhm die Kunst recht zu erhöh'n.
Es könnt unmöglich seyn, Du gönntest uns das Leben,
Wir würden ganz gewiß bei Dir in Gnaden steh'n.
Ach, große Königin! sieh' uns nur einmal spielen,
Sieh' nur von unsrer Kunst ein Lust-, ein Trauerspiel,
Dann wird Dein reiner Geist selbst diese Wahrheit fühlen,
Und sagen: Es geschieht den Leuten doch zu viel!"

Sie hatte geendet und hing mit Erwartung an den Augen Gottsched's, der während der ganzen Vorlesung diese geschlossen hatte, um desto aufmerksamer zu hören. Endlich sagte er:

„Nicht übel. Kann vielleicht eine ganz gute Wirkung hervorbringen. Das Fußwesen ist ziemlich richtig, das Reimwesen klingt gut in die Ohren, nur das Gedankenwesen könnte ein Weniges erhabener seyn. Es ist zu viel von materiellen Wünschen und nicht genug von den eigentlichen höheren Beziehungen zur Kunst die Rede."

„Wohl wahr, mein verehrter Herr Professor! aber die Verse sind auch recht eigentlich dazu bestimmt, materielle Wünsche auszusprechen, denn ich sehe es doch noch kommen, man wird mich am Ende verdrängen."

„So lange ich noch eine Feder rühren kann, schwerlich", antwortete Gottsched. „Freilich ist es eine eigene Sache um das Hof- und Magistratswesen, aber so wenig Beide auch sonst berücksichti-

gen, vor der Feder und dem Schreibeweſen fürchten ſie ſich doch."

In dieſem Augenblicke trat Frau Gottſched zu ihrem Manne in das Zimmer, und begrüßte freundlich die Anweſende als Freundin des Hauſes. Raſch wurde das Geſpräch zwiſchen den Dreien ein allgemeines und die Profeſſorin nahm Gelegenheit, im Laufe deſſelben eine Vorbitte für den Schauſpieler Suppig und ſeine Liebe zur Kleefelderin einzulegen. Die Neuberin lachte und erwiederte:

„Du lieber Gott! Dacht' ich's doch, daß der Suppig nun gleich Alles in Bewegung ſetzen würde. Eben weil ich der Katharine gut bin, habe ich Beiden das Heirathen verboten, denn das iſt nun einmal das beſte Mittel, ein paar Leutchen zu verheirathen, wenn man ihnen Schwierigkeiten macht. Nun ſoll mal Einer ſehen, wie der Menſch, der Suppig, Komödie ſpielen wird, noch einmal ſo gut wie früher. Das kenne ich und habe es erfahren, ſeit mein Mann Prinzipal iſt. Hätte ich es im Gegentheil gleich zugegeben, ſo wären ſie alle Beide für die Kunſt eingeſchlafen. Jetzt hilft es ihnen vorwärts und Beide danken mir es einſt."

„Nun ſieh' einmal, Louiſchen!" ſagte Gottſched hierauf zu ſeiner Frau, „was unſere Neuberin für ein reſolutes Frauenzimmer iſt. Von dem Schauſpieler-Weſen hat ſie einen außerordentlichen Verſtand. Du biſt auch ein kluges Weibchen, ſprichſt franzöſiſch und Engliſch und dichteſt ſehr ſchön,

aber mit ſolchen Dingen wüßteſt Du Dich doch wohl nicht zu vernehmen?“

„Cela depend, geſtrenger Herr Ehegemal! Wir Weiber können eigentlich Alles, wenn man uns nur Alles können ließe. Iſt unſere bonne amie hier nicht der beſte Beweis davon, und bin ich nicht eine gelehrige Schülerin Alles deſſen, was Du mir ſeit unſerer Mariage gelehrt haſt?“

„Ja ja, Louischen! was das wiſſenſchaftliche Weſen betrifft, da zeigſt und beweiſeſt Du alles mögliche Talent, aber ſo dem praktiſchen Leben gegenüber, im ſteten Kampfe mit dem Publiko und einer Menge größtentheils liederlicher Kerle, wie unſere Neuberin hier, das iſt recht eigentlich Naturgabe und möchte ſchwerlich Jeder gelingen.“

„Glaube Er ja nicht, werther Herr Profeſſor! daß ich von Jugend auf ſo war, wie das Leben mich jetzt gemacht hat. Im Gegentheil, ich war ſanft, beſcheiden und zog mich ſchüchtern vor jedem Bemerktwerden zurück. Mein Vater, der Advokat Weißenborn, pflegte mich immer eine Amſel zu nennen, denn ſo ſcheu wie dieſer Vogel floh ich die Geſellſchaft. Seit aber ſeine Mißhandlungen mich gezwungen hatten, aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen, war es, als ob ſich plötzlich mein ganzes Weſen verändert. Dem Leben gegenüber, nur auf meine eigene Kraft angewieſen, muß ich oft ſchroff, rauh, ja hart erſcheinen, während mein Herz von all' dem nichts weiß.“

„En effet, oft beneide ich Sie, chère amie und oft begreife ich wieder nicht, wie Sie unter so sonderbaren Verhältniſſen Ihres Lebens froh werden können.“

„Was man so eigentlich froh nennt, Frau Profeſſorin! nein, das werde ich ſelten; aber wenn ich durch meine Mühe und meinen Fleiß eine Vorſtellung zu Stande gebracht, in der jeder Einzelne ſeine Pflicht thut, in der das Publikum gerührt, erfreut, ergriffen iſt, wo meine Kunſt ſiegreich das Gemüth des Menſchen beherrſcht, dann fühle ich eine Zufriedenheit, ein Glück, daß ich mit keinem anderen vertauſchen möchte. Sie iſt gewiß ſtolz geweſen, liebe Frau Profeſſorin! als der „ſterbende Cato“, dies ſchöne Stück von Ihrem Ehemanne, ſo gefiel. Ich aber, die ich es auf das Theater gebracht, alle Mühe darauf verwandt, ſelbſt die Penthea darin geſpielt, und gewiſſermaßen das Ganze zu einem lebendigen Weſen gemacht, ich war doch noch ſtolzer.“

„Ich wünſche Ihr nur von Herzen, Neuberin! daß Sie auch nach unſerer heutigen großen Unternehmung eben ſo viel Urſache hat, ſtolz zu ſeyn, als nach meinem „ſterbenden Cato.“ Dann iſt ein großer Schritt vorwärts geſchehen und Sie kann mit Recht ſagen, daß eine neue Epoche für die Deutſche Schaubühne beginnt. Jetzt komme Sie aber zum Eſſen. Mein Louiſchen wird mit ihrer

Kochkunſt unſerem werthen Gaſte wohl Ehre gemacht haben.“

Mit dieſen Worten führte der Profeſſor die Neuberin zu Tiſche. Als ſie gegeſſen hatten, fanden ſich die Schauſpieler pünktlich zur Probe des Nachſpiels ein und probirten unter Anleitung Gottſched's das Stück noch einmal von Anfang bis zu Ende durch, in welchem „Hanswurſt“ begraben werden ſollte.

Um 4 Uhr deſſelben Tages drängte ſich das Publikum auf dem Zotenhofe vor den Eingangsthüren des Theaters. Beſonders lebhaft und lärmend waren einige funfzig Studenten der Univerſität, welche gewohnt waren, bei den Theater-Vorſtellungen eine eben ſo laute als entſcheidende Stimme zu führen. Im Takt ſchlugen ſie mit ihren Degen gegen die Barrière, welche ſie von der Kaſſe trennte. Da es in der Stadt ſchon bekannt geworden war, daß die Neuberin den Hanswurſt von ihrer Bühne verbannen wolle und der Anſchlagszettel mit einer gewiſſen Heimlichkeit dem Publikum eine beſondere Ceremonie und einem bezüglichen Dialog verſprach, ſo konnte es nicht fehlen, daß das Theater ſchon einige Minuten nach geöffneter Kaſſe voll war. Die Studenten drangen, auf ihre alten hergebrachten Rechte fußend, zuerſt ein, warfen Handſchuhe, Hüte, Taſchentücher auf die Plätze, welche ſie für

den Abend in Beſchlag zu nehmen gedachten, und verließen dann das Parterre wieder, um bis gegen 5 Uhr, wo das Theater erſt begann, noch im Freien zuzubringen, die Kommenden zu muſtern, beſonders aber, die Schauſpieler und Schauſpielerinnen durch die Seitenthür auf die Bühne gehen zu ſehen.

Sehr verſchieden waren die Anſichten des Publikums über das Vorhaben der Neuberin. Der gebildete Theil billigte daſſelbe vollkommen, denn die rohen, extemporirten Späße Hanswurſt's, der ſich mit ekelhafter Geſchwätzigkeit in alle Scenen drängte, das Recht hatte, die gröſten Zoten und Unflätereien zu ſagen, ſo daß oft ſämmtliche Frauen das Theater verlaſſen mußten, war ihm längſt zuwider. Nicht ſo die Maſſe der Zuſchauer, die im Theater nur eine Erholung nach der Anſtrengung des Tages ſucht, die Studenten, die gern ihren Juks mit dem großmäuligen Burſchen hatten und ſich halb todt lachen wollten, wenn er ihnen auf eine zweideutige Frage vom Parterre herauf eine ſehr eindeutige Antwort von der Bühne herunter gab; die jungen Kaufdiener, die Handwerker, denen nur der Sonntag den Beſuch des Theaters erlaubte und die dann gern etwas recht Handfeſtes, Derbes für ihr Geld hatten. Alle dieſe waren dagegen und man konnte mit Recht fürchten, daß es bei dieſer Gelegenheit zu Reibungen unter den Zuſchauern ſelbſt oder zu Aeußerungen gegen die Prinzipalin kommen würde.

Selbſt unter den Schauſpielern hatte das Projekt der Neuberin nur wenige Freunde. Die Meiſten waren an die extemporirte Komödie gewöhnt, hatten ſie von früher her immer geſpielt und der Zwang, welcher ihnen von den regelmäßigen Stücken, namentlich den Ueberſetzungen der beſſeren franzöſiſchen Dichter, auferlegt wurde, war ihnen oft unerträglich. Vor Allem war ihnen aber die Einmiſchung Gottſched's bei den Proben und dem Studium verhaßt, und der Beweis, den er ihnen wiederholt führte, daß ſie nichts, durchaus gar nichts ohne die Werke der Dichter wären, unerträglich. Sie ſahen daher in der Verbannung des Hanswurſts den Anfang einer neuen drückenden Herrſchaft Gottſched's und fürchteten nur die Feſtigkeit und Willkühr der Prinzipalin, ſonſt würden ſie entſchiedener gegen die Abſicht derſelben aufgetreten ſeyn.

Das Theater begann mit einer Vorſtellung der „chineſiſchen Waiſe", einem Trauerſpiel, das ſchon zweimal gegeben worden war. Die Neuberin ſpielte die Hauptrolle darin und ſtrengte ſich auf's Aeußerſte an, heute den Beifall des Publikums zu erlangen, der ihr, wie ſie wohl fühlte, für das, was ſie noch thun wollte, ſo nöthig war. Trotz des gerundeten Zuſammenſpiels aller Schauſpieler, trotz des ernſten, rührenden Eindrucks, den das Trauerſpiel hervorbrachte, war die Stimmung des Publikums doch weſentlich befangen und Neugierde, was das Nachſpiel ihnen wohl bringen würde, ließ keine

rechte Theilnahme, keine Wärme für die Leistung der Schauspieler im ersten Stücke erwachen. Kaum war der Vorhang nach dem fünften Akte gefalle.., als es im Zuschauerraum, wie in einem Bienenkorbe summte. Es gab nur einen Gegenstand für das allgemeine Gespräch, den armen Hanswurst, dem jetzt das Garaus gemacht werden sollte. Es war ein Geräusch, eine Unruhe, eine Spannung im Publikum, wie sich Niemand fast etwas Aehnliches erlebt zu haben erinnerte, doch herrschte so viel gesunder Sinn, daß Niemand eher ganz verdammen wollte, ehe er nicht gehört und gesehen. So fing dann endlich das Nachspiel an. Gottsched und die Neuberin hatten es nach einem Canevaß des italienischen Theaters zu Paris: „Arlequin Hulla" bearbeitet und ihm den Titel gegeben: Der Sieg der Vernunft." Die Personen des Stückes waren alle allegorisch gewählt, z. B. die gesunde Vernunft, die Schauspielkunst, die Gewohnheit ein Gesetzgeber, der Geschmack ein Kranker, die Dichtkunst ein Arzt, das Publikum ein Oberrichter, Hanswurst ein Abenteurer u. s. w. Hanswurst, ein Abenteurer, der sich in verschiedenen Verkleidungen als Sannio, Arlechino, Grazioso, Jodelet und Eulenspiegel in der Welt herumgetrieben, kommt nach allerlei Betrügereien und Irrfahrten auf die Insel der Schauspielkunst. Hier weiß er sich durch seine Späße bei Alt und Jung so beliebt zu machen, daß er die Gewohnheit heirathet, den Oberrichter absetzt

und ſich ſelbſt an die Stelle der geſunden Vernunft des Königs der Schauſpiel-Inſel ſetzt. Kaum auf den Thron gelangt, macht er aber ſo viele dumme Streiche, wirft durch ſeine ſchlechtangebrachten Späße alle beſtehenden Geſetze um, lacht wie beſeſſen bei der Noth des Volks, läßt das Edle, das Schöne, den guten Geſchmack u. ſ. w. einſperren, bis endlich die geſunde Vernunft in einer Rede an das Publikum auf alle dieſe Verbrechen Hanswurſt's aufmerkſam macht und nun der freche Abentheurer abgeſetzt und von der Poeſie in einem Zweikampfe getödtet wird. Ein feierliches Begräbniß und eine Rede der geſunden Vernunft am Grabe ſchloſſen das Nachſpiel.

Da die Neuberin den Schauſpieler, welcher bisher den Hanswurſt bei ihr geſpielt, Joſeph Ferdinand Müller, ſchon vor einer Woche entlaſſen hatte, ſo war ihr erſter Schauſpieler Kohlhardt, deſſen Rabener in ſeinen Satyren rühmlichſt erwähnt, von ihr gebeten worden, die Rolle zu übernehmen, was dieſer um ſo lieber gethan hatte, als er, wie jeder Künſtler, dem es ernſt war um ſeine Kunſt, längſt das Unweſen des Hanswurſt gern verdrängt hätte. Neben ihm ſpielte die Neuberin „die geſunde Vernunft", und ſprach Alles, was auf die bisherige Herrſchaft Hanswurſts Bezug hatte mit ſo vieler Würde und ſo hinreißendem Feuer, daß das Publikum unwillkührlich in einen Beifallsſturm ausbrach, der kaum enden wollte. Als kluge

und erfahrene Frau hatte sie nicht versäumt, die in jener Zeit gewöhnliche, direkte Anrede an das Publikum so schmeichelhaft als möglich für dasselbe zu machen. Sie wußte den Ruhm herauszuheben, den Leipzig in ganz Deutschland erwerben müsse, wenn das Publikum mit gutem Beispiele voranginge. Sie rief die Sitte und das Zartgefühl ihres Geschlechtes an, damit alle Frauen vereint gegen die Rohheit und Unsitte zweideutiger Späße ankämpften. Sie bat die, „den Studien Beflissenen", ihre Kenntnisse der klassischen Dichter des Alterthums zum Besten vaterländischer Kunst anzuwenden und nicht zu dulden, daß Unwissenheit sich dem erleuchteten Zeitalter gegenüber breit mache, kurz, als der Vorhang fiel, wurde nicht allein kein Zeichen der Mißbilligung gegeben, sondern das Publikum verließ befriedigt das Theater.

Eine Stunde nachher saßen Professor Gottsched mit seiner geschickten Freundin, wie er seine Frau nannte, Theophilus Kramer dem Syndikus und vielen anderen Freunden und Bekannten der Neuberin in deren Wohnung beim Abendessen und thaten sich gütlich. Die Glückwünsche über den gelungenen Versuch nahmen kein Ende und nun hatte keiner mehr gezweifelt, keiner es anders vorhergesagt, als wie es eben gekommen war. Nur der Syndikus wollte in den allgemeinen Jubel nicht einstimmen.

Je mehr Gottſched triumphirte, je mehr ſchüttelte Kramer den Kopf, bis es der Neuberin auffiel und ſie ihn nach der Urſache fragte.

„Ich kann mit ſo großer Cerlitudo, zu Deutſch: Gewißheit nicht den Anfang einer beſſeren Periode für das Deutſche Theater in dem heutigen Vorgange erkennen, denn vor allen Dingen ſcheint es mir an ſolchen Operis, zu Deutſch: Werken zu fehlen, die nun den Verluſt erſetzen."

„Mais mon dieu!" erwiederte Frau Profeſſorin Gottſched. Ich dächte doch der „ſterbende Cato" meines Mannes wäre —"

„Iſt recht ſchön und gut, kann aber doch nicht alle Tage gegeben werden. Und die Zahl unſerer Dichter, die etwas Ordentliches für das Theater zu ſchreiben vermöchten, iſt wahrlich nur klein. Man müßte eigentlich salva venia nie unreines Waſſer ausgießen, bis man reines hat. Daß der ſchnöde Burſche, der Hanswurſt, begraben worden iſt, kann ich nicht tadeln, aber daß nun consequentiae causa auch alle Stücke todt ſind, in denen er herum handthiert, thut mir leid, denn es war manches geſunde Korn darunter."

„Infames Zeug war es, Herr Syndikus! Ich werde dem erſtaunten Deutſchland in meiner „kritiſchen Dichtkunſt" erſt zeigen, daß man nur von Leuten, wie ich einer bin, künftig Heil für das Theater erwarten kann", antwortete ereifert Gottſched.

„Ueberheben Sie sich nicht, Herr Professor! Ich ehre Ihr dichterisches Talent, aber es will mich bedünken, als wäre es eine ganz besondere Inspiration, wenn einmal ein Dichter auch ein gutes Stück schreibt. Verse können Viele machen, aber so ein recht vernünftiges Theaterstück, das ist doch selten Einem gelungen."

„Ich hätte also wohl gar den Hanswurst so fort wirthschaften lassen sollen?" fragte die Neuberin.

„Das meine ich gerade nicht, aber immer mehr Gutes und Tüchtiges dem Publikum vorspielen sollen, dann hätte dieses am Ende selbst Gerechtigkeit geübt. Ich halte nichts von Reformationen, die aus der Meinung Einzelner, nicht aus der Kraft und dem Bedürfniß des Volkes hervorgehen, und ich fürchte, werthe Freundin, Sie wird es einst bereuen, das Heutige gethan zu haben."

Diese Rede des Syndikus störte plötzlich den allgemeinen Triumph. Achselzuckend saß Gottsched, naserümpfend seine Frau, unangenehm berührt von den aufrichtigen und wie sie aus langer Erfahrung wußte gutgemeinten Worten des Freundes die Neuberin da. Man trennte sich kalt und gestört, und als die Neuberin mit ihrem Manne allein war, sagte dieser:

„Was meinst Du, Carlinchen, wenn der Herr Syndikus vielleicht Recht hätte?"

„Halte Er Seinen Schnabel, Herr Prinzipal. — Ich weiß, was ich thue, und Er

braucht mir nicht auch noch den Kopf warm zu machen.“

„Gute Nacht, Carlchen!“

„Gute Nacht!“

Drei Jahre nach diesem merkwürdigen Abend saß bei einbrechender Dunkelheit, es war spät im Dezember 1740, der Schauspieler Suppig in seiner kleinen, bescheidenen Wohnung in der Grimmaischen Gasse und las bei dem düsteren Schimmer einer Oehllampe seine Rolle für die Vorstellung des Abends durch. Seine Frau war beschäftigt, einen Korb zu packen, in dem sich Beider Garderobenstücke befanden und sagte, als sie fertig war:

„Ob es heute wohl voll wird, Heinrich?“

„Schwerlich“, antwortete mit trübem Tone ihr Mann. „Seit die Preußen auf dem Marsch nach Schlesien sind, ist den Leipzigern der Kriegsteufel in den Kopf gefahren. Auf allen Straßen, in allen Wirthshäusern hört man von nichts als von dem jungen Könige von Preußen und seinen Soldaten. Kein Mensch denkt mehr an das Theater. — „Wer wird jetzt über solche Lappalien reden“, antwortete mir heute morgen ein Zimmermeister, „wenn unsere Stadt jeden Augenblick den Feind vor den Thoren haben kann.““

„Mein Gott, Heinrich, das wäre doch schrecklich! Warum die Menschen nur überhaupt Krieg

mit einander führen? Können sie denn nicht ruhig und verträglich neben einander leben? Glaubst Du wirklich, daß der Krieg bis hierher nach Leipzig kommen könnte?"

„Wer kann das wissen! — Geschieht es aber, so können wir uns nur getrost nach einer anderen Truppe umsehen, denn mit der Neuberin ist es doch bald vorbei."

„Sage doch so etwas nicht, Heinrich! Du weißt, das thut mir weh. Ich habe in ihrem Hause so viel Liebes und Gutes genossen und nun es ihr schlecht geht, habe ich sie fast noch lieber, als ich sie früher hatte."

„Ei was! So ein Mann-Weib wie die Neuberin kann auch einmal ihr Päckchen Unglück tragen. Es ist ihr lange genug glücklich gegangen und eben, weil ihr Alles so zutraf, übernahm sie sich, wollte das Theater reformiren, aus den Schauspielern wo möglich lauter Professoren machen. Nun sieht sie, wohin der gelehrte Kram führt."

„Aber wir sollten es doch eigentlich am meisten bedauern, lieber Mann, daß sie ihre Pläne nicht durchgesetzt, denn Du mußt mir doch gestehen, es war eine ordentliche Freude, wie es bei uns zuging im Vergleich mit anderen Truppen."

„Wenn die Leute nur nicht mit aller Gewalt mehr aus dem Theater machen wollten als es eigentlich ist. Da reden sie von Sittenspiegel, moralischem Einfluß auf das Volk, prosit die Mahlzeit!

Amüſiren wollen ſie ſich, und wenn ſie ſich nicht amüſiren, gehen ſie nicht hinein. Na, wir werden es ja erleben, wohin die ſogenannten regelmäßigen Komödien führen. Jetzt, wo der Krieg anfängt, würde die Neuberin gewiß viel darum geben, wenn ſie den Hanswurſt lieber nicht begraben hätte. Wenn die Leute das Trauerſpiel in eigenem Hauſe und auf offener Straße haben, dann wollen ſie lachen im Theater, und wenigſtens auf Augenblicke vergeſſen, was ſie drückt."

„Es ſchlägt eben vier, Suppig! Willſt Du Dir nicht den Schanzläufer umhängen? Du haſt die zweite Scene!"

„Ja, Kathrinchen, gieb ihn nur her. In den Kopf bekomme ich die Rolle doch nicht mehr. Sollteſt Du wohl glauben, ſeit das mit den Kriegs-Operationen im Gange iſt, habe ich gar keine Ruhe mehr, nur die Zeitung intereſſirt mich noch, meine Rollen ſind mir ordentlich zum Ekel."

„Das wolle Gott nicht, lieber Heinrich! daß die Kunſt Dir je gleichgültig werde. Sie war ja bis jetzt unſere Freude, unſer Stolz."

Während Beide durch die dunklen, ſchneebedeckten Gaſſen dem Theater zueilten, ſaß die Neuberin ſorgenvoll in ihrer Garderobe und ſchickte den Theaterdiener einmal über das andere zu ihrem Manne, welcher an der Kaſſe ſaß, um zu hören, ob es heute ſo leer wie ſeit Kurzem täglich ſeyn würde, oder ob das auf dem Zettel angekündigte

Stück das Publikum angezogen habe. Sie gab heute ein von ihr selbst gedichtetes Vorspiel: „der allerkostbarste Schatz", in welchem sie ihren, seit einem Jahre erbittertsten, Widersacher Gottsched, in der Person des Tadlers, auf die Bühne bringen wollte. Die Antworten ihres Mannes lauteten eben nicht sehr günstig und seufzend fing sie an, sich für ihre Rolle zu kostümiren, als der Syndikus Herr Theophilus Kramer nach leisem Anklopfen durch die Thür fragte, ob er kommen dürfe.

„Trete Er nur gefälligst ein, Herr Syndikus!" rief ihm die Neuberin entgegen, während sie hinter einen Schirm trat, um ihren Anzug zu vollenden. „Ich weiß, Er nimmt es mir nicht übel, wenn ich unterweilen mich ankleide."

„Im Gegentheile, werthe Freundin! Jeder nach seiner Bequemlichkeit. Ich weiß den Vorzug zu schätzen, der mir ausnahmsweise erlaubt, in das Sanctuarium, zu Deutsch: in das Allerheiligste einzudringen."

„Das ist doch hübsch von Ihm, Herr Syndikus!" rief hinter dem Schirme hervor die Neuberin, „daß Er uns nicht auch verläßt. Es wird heute wahrscheinlich wieder leer."

„Das habe ich schon heute Vormittag gefürchtet, als die Nachrichten von dem Marsch derer Preußen sich verbreitete. Der alte Leopold von Dessau ist nun auch nach Schlesien gezogen und es kann eine böse Geschichte werden."

„Sage Er mir nur um Gotteswillen, Herr Syndikus, was dem jungen Menschen, dem König von Preußen, einfällt, sich gegen den Kaiser auflehnen zu wollen. Was man doch Alles erlebt!“

„Nun ich hoffe, daß dieser miles gloriosus eine tüchtige Lection von denen Oesterreichern bekommen wird, obgleich man mit einiger Verwunderung von denen fürtrefflichen Truppen spricht, welche durch Sachsen marschiret sind und in Schlesien einzufallen gedenken. Aber lasse Sie uns von anderen Dingen reden, als Krieg und Kriegesnoth, Frau Neuberin! Will Sie wirklich heute Ihr Mütchen kühlen und den Gottscheden auf die Bühne bringen?“

„So gewiß ich Prinzipalin meiner Truppe bin, Herr Syndikus! Der bissige Herr Professor soll erfahren, daß auch ich im Stande bin, ihm wehe zu thun. Er schreibt gegen mich, weil ich seine langweiligen Stücke nicht mehr geben will und nennt mich in seinen „Ermunterungen“ eine Vandalin; gut, wenn er mich auf seine Weise beleidigt, so will ich ihn dafür auf meine Weise zurechtweisen. Seine Waffe ist das Schreiben, meine sey das Theater.“

„Ich mag das doch nicht gut heißen, werthe Freundin! Sie hat so viel für das wahre Gute der Bühne gethan, daß Sie nicht auf solche Weise das Selbstgeschaffene in den Staub herunter ziehen sollte. Sich publice, das heißt: öffentlicher Weise

zur Satyre und Verhöhnung herzugeben, scheint mir der Kunst unwürdig zu seyn."

„Wenn das Theater ein Spiegel menschlicher Thorheiten und Laster seyn soll, wie er doch selbst oft genug behauptet hat, so muß es auch erlaubt seyn, der wirklich vorhandenen Thorheit diesen Spiegel vorzuhalten. Gottsched ist ein eingebildeter, hochnasiger Thor und ich will ihn so portraitiren, daß jedes kleine Kind mit Fingern auf ihn zeigen soll."

„So ändert der Mensch seine Ansichten je nach den Umständen. Das war ja eine Freundschaft zwischen Ihr und dem Professor Gott weiß wie groß, und nun plötzlich so bittere, so giftige Feindschaft."

„Warum wollte er mich hofmeistern und schuhriegeln, wie eine Magd, aber das wäre noch gegangen, und wenn seine Stücke wirklich so vortrefflich gewesen wären, wie er meint, hätte ich die Abhängigkeit wohl noch länger ertragen. Welcher Mensch will denn aber das Zeug sehen? Und nun gar das lächerliche Weibsen seine „geschickte Freundin!" will auch dichten, auch Deutschland veredeln! Lieber Gott! die ist eigentlich an Allem schuld. Wer heißt sie die Alzire auch übersetzen, wenn ich schon eine gute Uebersetzung von dem Licentiaten Stüven habe. Verlangt der Mensch, der Professor, nicht von mir, ich soll meine Schauspieler alle umlernen lassen, nur damit seine „geschickte Freundin"

ihre herzbrechenden Verse hersagen hört. Na warte! Du sollst an mich denken!"

„Weiß Sie wohl, Neuberin! daß hier wieder einmal das Frauenzimmer mit dem vernünftigen Prinzipal durchgeht. Ich werde dergleichen nie gut heißen und glaube Sie mir, wenn das Publikum auch im Anfange lacht, mit dem Nachdenken kommt auch die Mißbilligung. Dixi et salvavi animam meam, so sage ich und nichts für ungut. Ich will jetzt auf meinen Platz und wünsche Ihr einen guten Abend."

Der Syndikus ging, die Neuberin stampfte vor Aerger mit dem Fuße, zankte mit dem jungen Mädchen, welches sie anzog und bekam immer üblere Laune. Endlich mußte sie auf das Theater, denn es sollte anfangen. Es war leer, leer wie seit Monaten täglich, und das vermehrte ihren Aerger noch, denn sie mußte fürchten, daß der giftige Pfeil, den sie ihrem Feinde bestimmt, sein Ziel verfehlen würde. Schon sollte die Musik angehen, da ließ sie ihren Mann von der Kasse holen und trug ihm auf, gleich in die nächsten Wirthshäuser zu gehen, wo Studenten zu verkehren pflegten und dort anzukündigen, daß die Universität heute freien Eintritt in das Theater habe. Als Neuber, ohne sich weiter eine Frage oder eine Bemerkung zu erlauben, fortgeeilt war, verzögerte sie den Anfang des Stückes, ließ die Musik einige Male wiederholen und siehe da, kaum war eine

Viertelſtunde vergangen, ſo polterte es die Treppe herauf, im Kaſſenflur hörte man lärmendes Sprechen und bald war das Theater gefüllt bis unter das Dach. Neuber war gerades Weges auf den Thomas-Kirchhof gegangen, wo damals in einem groſſen Bierhauſe der Hauptſammelplatz der Studenten war und hatte nur einige ihm bekannte Studenten gebeten, es zu verbreiten, daß die Univerſität heute freien Eintritt in das Theater habe. Dies war genügend, um in kurzer Zeit die Räume zu füllen. Die Neuberin lächelte zufrieden, als ſie ſah, daß ihr Einfall geholfen und befahl nun anzufangen. Wie erſtaunte ſie aber, als ihr Mann mit der Nachricht in das Theater kam, daß Gottſched ſelbſt eben in eine Loge gekommen ſey und mit ihm mehrere geachtete Profeſſoren der Leipziger Univerſität. Das hatte ſie nicht erwartet. Die Gegenwart deſſen, für den ſie den Hohn des Abends berechnet, lähmte ihre Zuverſichtlichkeit und beſorgt warf ſie jetzt erſt einen Blick in die Zukunft und auf die möglichen Folgen ihres Schrittes. Aufhalten ließ ſich indeſſen die Sache nicht mehr, denn das Stück hatte begonnen und Kohlhard wurde bei ſeinem Auftreten in der Maske Gottſched's mit groſſem Gelächter und Händeklatſchen empfangen. Er ſpielte die Rolle eines Tadlers und die Neuberin hatte die Art und Weiſe Gottſched's, ſeine Redensarten, ſeine Eigenheiten ſo geſchickt zuſammengeſtellt, daß jedes Kind ihn erkennen mußte. Alles

lachte und ſah zu der Loge hinauf, in welcher Gottſched ſaß; Gottſched aber lachte mit und klatſchte ſtärker, als alle Anderen. Das kam unerwartet, ſtumpfte aber den Stachel der Satyre ſo raſch ab, daß ſelbſt die Lärmendſten ſtiller wurden und ſchon einige mißbilligende Stimmen ſich hören ließen. Als nun gar Kohlhard beim zweiten Auftreten in einem Sternenkleide mit Fledermaus-Flügeln, eine Sonne von Flittergold auf dem Kopfe und eine Blendlaterne in der Hand, erſchien, da empfing ihn ſtatt des gehoffſten Gelächters Stille und zwar jene gewitterſchwüle Stille, die dem Ausbruche des Sturmes voranzugehen pflegt. Kohlhard glaubte, nicht wirkſam genug zu ſpielen und trug die Farben ſtärker auf, aber das verdarb die Sache noch mehr; heftiges und allgemeines Ziſchen tönte bei ſeinem Abgange hinter ihm her. Kaum war er hinter den Couliſſen, als Gottſched ſich erhob und mit feſter Stimme in's Parterre hinunter rief:

„Das iſt wohl ziemlich ähnlich, aber doch nicht ganz. Wenn es dem kunſtſinnigen Publikum Leipzigs, namentlich aber denen Herren akademiſchen Bürgern Freude macht, ihren Profeſſor und Lehrer von der Bühne herab lächerlich gemacht zu ſehen, ſo bin ich gern bereit, die Rolle ſelbſt zu übernehmen und bitte nur um einen kleinen Verzug, bis ich mich mit der Frau Prinzipalin deswegen verſtändigt habe."

Bei dieſen Worten erhob er ſich, um die Loge zu verlaſſen und auf die Bühne zu gehen. Vor

dem Eingange aber zu derselben hatten sich sowohl Studenten als Leute aus dem Publikum versammelt, um ihn von diesem Schritte abzuhalten, was ihnen um so eher gelang, als im Parterre sich jetzt ein heftiger Lärm erhob und die Studenten verlangten, die Neuberin sollte erscheinen, um Abbitte zu thun. Gottsched und die Professoren verließen das Theater, um klagbar beim Magistrate gegen das Theater einzukommen; der Lärm nahm aber nach ihrem Fortgange immer mehr zu. Die Bühne blieb leer, weil kein Schauspieler vor dem aufgeregten Publikum erscheinen wollte, und die Neuberin in höchster Verlegenheit unschlüssig hin und her ging.

Mitten im wildesten Lärmen rief die Stentorstimme eines Senior plötzlich: Silentium! Es wurde still und man war neugierig, was es geben solle.

„Collegiales, wir haben heute eigentlich gar kein Recht, hier Lärm zu machen, denn wir haben nichts bezahlt und einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul. Damit wir aber unsere Meinung über diesen Scandal sagen können, wollen wir morgen zusammenlegen und der Neuberin die schnöden Moneten senden."

„Optime! Concedo! Vortrefflich! Ja, so soll es gehalten werden!" antwortete es unter Gelächter von allen Seiten.

„Schön, das wäre also in Ordnung! Nun aber los, Collegiales!"

Und ein fürchterlicher Lärm erhob sich alsobald. Das Geschrei nach der Prinzipalin wurde immer toller, schon kletterten einige der Stimmführer über das Orchester, um auf die Bühne zu gelangen und die Neuberin mit Gewalt zur Abbitte auf das Theater zu führen, da rief plötzlich eine Stimme zur Parterrethüre hinein:

„Die Preußen sind vor der Stadt! Es soll geplündert werden!"

Wie ein Blitz aus heiteren Höhen fuhr dieser Ruf unter das Publikum. In ihrer höchsten Verlegenheit hatte die Neuberin dem Theaterdiener den Auftrag gegeben, diese Worte in das Publikum zu rufen, und der Erfolg lehrte, daß sie die Wirkung derselben richtig berechnet. Im Nu hatte der Lärm nachgelassen und nicht fünf Minuten vergingen, so war Niemand mehr im Theater. Die Neuberin ließ schnell die Talg-Lampen auslöschen, entließ die Schauspieler und befahl, das Theater zu schließen. So nahm diese Vorstellung eine unerwartete Wendung und war eine Stunde nach dem Aufziehen des Vorhanges schon zu Ende.

Vor Aerger weinend und aufs Tiefste gekränkt saß die Neuberin in ihrem Ankleide-Zimmer, und ließ ihren Unmuth an ihrem Manne aus. Nur Katharina Suppig war noch im Zimmer, denn ihr Mann war von der Nachricht, daß die Preußen vor den Thoren seyen, ebenfalls getäuscht worden und hatte das Theater verlassen, um selbst nachzu-

sehen. Das hatte die Neuberin nicht vermuthet. Sie hatte gehofft, durch die Satyre gegen Gottsched das Interesse des Publikums aufs Neue ihrer Truppe zuzuwenden und nun hatte sich der Pfeil gegen sie selbst gekehrt. Wo sie auch hinsah, überall blickte sie in eine trostlose Zukunft. Der beginnende Krieg, die Gleichgültigkeit der Leipziger für ihr Wirken, seit sie den Hanswurst begraben, die Scheidewand, welche sie selbst durch ihr tadelnswerthes Unternehmen zwischen sich und dem besseren Theil des Publikums auferbaut; Alles das trat jetzt mit überwältigender Klarheit vor ihre Seele. Sie sah den Sturz ihrer Bühne, die Auflösung ihrer Truppe vor Augen, und war sehr niedergeschlagen. Vergebens redete ihr Neuber tröstend zu, vergebens suchte Katharina Suppig sie zu beruhigen, sie fühlte, was kommen würde und blickte mit Schmerz auf ein vergebens gelebtes Leben zurück. Lange dauerte es, ehe sie sich entschließen konnte, das Theater zu verlassen, denn sie fürchtete, auf der Straße insultirt zu werden, wenn die Studenten erführen, daß eine falsche Nachricht sie gefoppt. Endlich ging sie am Arme ihres Mannes nach Hause, wo der Syndikus Theophilus Kramer sie bereits erwartete. So unangenehm es ihr auch war, gerade den Mann jetzt zu sehen, der ihr widerrathen, Gottsched auf dem Theater lächerlich zu machen, so freute es sie doch auch, daß überhaupt Jemand sich nach den Vorgängen des Abends um

ſie bekümmerte und mit herzlichem Handſchlage hieß ſie den bewährten Freund willkommen.

„Er iſt ein guter Prophet geweſen, Herr Syndikus! Ich hätte Ihm folgen ſollen, das ſehe ich nun wohl ein; aber wer hat denn denken können, daß der Profeſſor ſelbſt in das Theater kommen würde?“

„Da hat Sie Recht, werthe Freundin! Das habe auch ich nicht vermuthet. Aber laſſe Sie jetzt ruhen, was geſchehen iſt und denke Sie lieber daran, was nun zu thun wäre.“

„Glaubt Er, daß die Sache Folgen haben wird, Herr Syndikus?“

„Leider bin ich deſſen gewiß, man wird Ihr die Conceſſion nehmen, das unterliegt keinem Zweifel, auch dürfte wohl eine Poena, zu Deutſch: Strafe für den erregten Scandalum eintreten.“

„So bin ich ruinirt!“ rief die Neuberin. „Wer hätte das gedacht nach ſo langen Jahren, die ich nun in Leipzig geſpielt? Bricht denn Alles über mich herein?“

„Schade um das Theater und um das, wozu Sie es gemacht hat. In den jetzigen Kriegsläuften wird die Kunſt wohl eine Zeit lang hungern müſſen. Wenn ich Ihr rathen ſoll, giebt Sie das Theater vor der Hand ganz auf, bis denen Preußen erſt tüchtig auf die Finger geklopft worden iſt. Dann wird es ruhiger und Sie kann mit neuer Kraft wieder

beginnen, wenn erſt die Eindrücke des heutigen Abends ſich verwiſcht haben."

„Um meine Kunſt thut es mir nur leid", antwortete ſeufzend die Neuberin. „Ich fühle es, ich werde alt und älter. Wie werden die rohen Burſchen wieder wirthſchaften, wenn ich nicht mehr hinterher ſeyn kann. Da habe ich nun gewirkt und geſchafft, habe meine Kunſt aus dem Schlamme ziehen wollen, in den ſie von dem Ungeſchmack des Publikums gezogen worden und nun muß ich erlahmen, muß innehalten und erklären, daß ich geirrt."

„Für die Kunſt ſey Sie unbeſorgt, werthe Freundin! Die iſt nicht verloren, und was Sie dafür gethan, wird Ihr bleiben. Ich verzweifle nicht ſo leicht an dieſer ſchönen Kunſt, weil ich es ſtets erkannt, welche Wichtigkeit ſie für die menſchliche Geſellſchaft hat. Die Künſtler können untergehen; was ſie geſchaffen aber lebt als Beiſpiel fort für ſpäte Zeiten. Schlafe Sie wohl, liebe Neuberin! Ich muß jetzt nach Hauſe."

„Schlafe Er wohl, Herr Syndikus! Morgen reiſe ich aus Leipzig fort."

„Kann ich Ihr nicht verdenken, Frau Neuberin!"

„Und komme nie wieder!"

„Da hat Sie Unrecht, das ſo beſtimmt vorausſagen zu wollen."

„Weiß Er auch warum?"

„Nescio, zu Deutſch: ich weiß es nicht."

„Weil es mir von jetzt an immer schlechter gehen und ich in Armuth und Elend verkümmern werde!“

„Das verhüte Gott! Aber Sie ist aufgeregt, und da spricht man viel, was man nicht verantworten kann.“

„Nein, ich fühle es, heute bin ich gestorben, und wenn ich noch 20 Jahre lebe, die Schauspielerin habe ich heute begraben. Er wird sehen, daß ich Recht habe.“

„Gute Nacht, Frau Neuberin!“

„Gute Nacht, Herr Syndikus!“

Hyppolite de la Tude Clairon

1765.

In ſeinem Arbeitszimmer zu Fernay ſaß der 68jährige Voltaire und las einen Brief, den er ſo eben von Friedrich II., aus Sansſouci datirt, erhalten hatte. Stolzes, ſelbſtzufriedenes Lächeln lag auf ſeinem Geſichte, als er den Brief geendet hatte und zu einem mit demſelben gekommenen Hefte griff, welches mehrere Gedichte enthielt, die der große König dem Philoſophen von Fernay zur Durchſicht ſchickte, und um ſeine Meinung über dieſelben bat. Ohne ſie geleſen zu haben, ſchrieb er unter jedes einzelne ein très bien, ein parfait, ein sublime! und nahm einen Bogen Papier, um auf der Stelle zu antworten. Mit dem Briefe war auch eine Büſte des Königs von Berliner Porzellan eingegangen, welche die Unterſchrift trug: Fridericus Rex Viro immortali!

Eben hatte Voltaire die erſten Zeilen beendet,

Sire!

Votre Majesté m'a fait cadeau d'un bien dans les royaume de l'immortalité qui oppar-

tient tout à Vous, Sire! — Le Vainqueur de l'Europe entière me fait de nouveau son esclave et si j'avais vingt Coeurs, ils seroient tous a Votre Majesté. — — — — —

Da trat ſeine Nichte, Madame Denis, leiſe in das Kabinet und lehnte ſich vertraulich hinter ihm auf die Lehne des Stuhles. Sie war die Einzige, die es wagen durfte, ihn zu ſtören, und that es ſtets ungern, denn die Arbeitsſtunden ihres berühmten Oheims waren ihr heilig; aber heute war es unvermeidlich, und als Voltaire ſich mit fragendem Blicke nach ihr umwandte, ſagte ſie:

„Wir bekommen ſchon wieder Beſuch, cher oncle! Das Schloß iſt wirklich kaum noch groß genug, um alle dieſe Gäſte aufzunehmen. Erſt geſtern der Markgraf von Anſpach und Baireuth mit ſeiner ſchwerfälligen Deutſchen Dienerſchaft, und heute die Clairon in Begleitung des Grafen Valbelle."

„Wie? Hyppolite Clairon, meine Göttin der Schauſpielkunſt, meine tragiſche Muſe? Sie ſoll mir herzlich willkommen ſeyn. Ja, wenn ſo liebenswürdiger Beſuch kommt, müſſen Euer philoſophiſche Majeſtät in Sansſouci noch ein wenig warten!"

Mit dieſen Worten ſtand er auf, warf den leichten ſeidenen Schlafrock ab und zog das koſtbar geſtickte Kleid, auf deſſen Taille der Preußiſche Kammerherren-Schlüſſel befeſtigt war, an. Seine Nichte

ordnete ihm ſorgfältig die dünnen Locken ſeiner Friſur, puderte einige Stellen ſtärker und begleitete dann den Onkel durch die langen Corridor's des Schloſſes, bis zu den Zimmern, in denen Hyppolite Clairon, die erſte tragiſche Schauſpielerin der Franzöſiſchen Bühne, ſo eben abgeſtiegen war.

Bei ſeinem Eintritt in das Zimmer ſprang Mademoiſelle Clairon im Pudermantel und eben unter der Hand ihrer Kammerfrau ſitzend, die ihre Friſur ordnete, vom Stuhle auf und flog ihrem Wirthe entgegen. Mit Galanterie wollte er ihre Hand küſſen, ſie aber umarmte und küßte ihn ſo herzlich, daß er bedauerte, nicht 30 Jahre jünger zu ſeyn. Auch der Graf von Valbelle, der beim Eintritt Voltaire's in einer Fenſter-Niſche gelehnt und den ſchönen Park überſchaut hatte, nahte ſich dem greiſen Philoſophen und entſchuldigte ſich, ihn ſo in ſeiner Einſamkeit überfallen zu haben.

„Was nennen Sie Einſamkeit, Herr Graf! Mein Fernay iſt ſeit Jahren ein Nebenbuhler des Café Procope und alle Pariſer Celebritäten geben ſich bei mir Rendez-vous. Man erſtickt mich faſt — mit Roſen!“ fügte er mit einem galanten Komplimente zur Clairon gewendet hinzu.

„Sie ſehen eine Verbannte, eine Vertriebene vor ſich, Voltaire! — Staunen Sie nur! — Wie ich hier vor Ihnen ſtehe, komme ich aus meiner fünftägigen Gefangenſchaft im Fort l'Eveque. Gehen Sie, gehen Sie, Voltaire! Sie ſpielen den Ueber-

raſchten meiſterhaft! Als ob Sie von den ſkandalöſen Auftritten in Paris nichts wüßten!"

„Ich weiß wohl, daß es im Theatre français einige ärgerliche Auftritte gegeben, bei denen man gewagt hat, auch Ihren Namen zu nennen, liebe Clairon, aber eine Gefangene, eine Vertriebene, Verbannte? Was ſoll das heißen?"

„Paris iſt ſeiner großen Künſtler müde," antwortete Graf Valbelle, „und die Schürzen-Herrſchaft hat mehr Einfluß bei den Gentilhommes de la Chambre, als alles, was Le Kain, Brizard, Molé, Dauberval und unſere Clairon je geleiſtet.

„Sie ſpannen meine Neugier auf das Höchſte, lieber Graf. Soll ich denn nicht erfahren, was die Stirne meiner liebenswürdigen Amenaide und Zaire ſo mißmuthig furcht?"

„So hören Sie denn, Voltaire, hören Sie und ärgern Sie ſich mit mir, —— aber darf ich unterdeſſen meine Friſur beendigen laſſen? ich darf doch im Schloſſe des größten dramatiſchen Dichters, den Frankreich jetzt beſitzt, nicht nachläſſig erſcheinen! —— So nehmen Sie mir gegenüber Platz, daß ich Sie anſehen, mich über Ihr geſundes Ausſehen freuen kann. Madame Denis, darf ich bitten? und Du eile Dich, Jeannette!"

„Sie erinnern ſich wohl des Dubois, dieſes jämmerlichen Schauſpielers, der in Ihrem Tancred den Vertrauten im 2ten Akte ſpielt. Der Menſch bekommt eine ſchmutzige Krankheit, läßt ſich heilen

und verweigert den Aerzten die Bezahlung. Als dieſe einen Prozeß gegen ihn einleiten, ſchwört er vor Gericht und beredet den Blainville einen eben ſo ſchlechten Schauſpieler als er ſelbſt, es ebenfalls zu beſchwören, daß er die Aerzte bereits bezahlt habe."

„Ich begreife kaum, wie dieſe nichtigen Perſonnagen auf irgend eine Art mit meiner göttlichen Clairon in Berührung kommen können", unterbrach ſie Voltaire, indem er eine ſtarke Priſe Spaniol nahm.

„O hören Sie nur, hören Sie nur. Der Advokat, welchen der Arzt ſich angenommen, ließ ein Pamphlet drucken, indem er bewies, daß Schauſpieler vor Gericht gar nicht zum Schwur gelaſſen werden dürften, weil ſie eine entwürdigende und von der Kirche mit Excommunication belegte Profeſſion trieben."

„Aha, jetzt ahne ich — Hyppolite war von jeher eine rüſtige Kämpferin gegen dieſes abſurde Geſetz, und hat ſich wahrſcheinlich der ſo Angegriffenen angenommen."

„Im Gegentheile. Alle meine Kollegen waren wüthend, daß Dubois und Blainville das Theater einem öffentlichen Schimpfe ausgeſetzt, und wir erlangten leider die Gewißheit, daß beide vor Gericht falſch geſchworen. In einer feierlichen Sitzung aller Societaires wurde beſchloſſen, beide auszuſtoßen, und dies geſchah. Aber wir hatten nicht bedacht, daß Dubois eine hübſche Tochter hat, die das Fach der Ingenuités auf dem Theater, bei dem Herzog

von Richelieu aber die grandes Coquettes ſpielt. Natürlich eilte ſie ſogleich zu ihrem mächtigen Beſchützer, dem Intendant des spectacles royaux, und fand hier Troſt und Hülfe."

„Das finde ich ganz in der Ordnung. Bin ich doch immer ſchwach gegen meine reizende Clairon geweſen, ſelbſt wenn ſie mir einige Alexandriner aus einer Tirade wegdisputiren wollte. Ja ja, die Gewalt der Schönheit." — — —

„Sollte nie zu Ungerechtigkeiten gemißbraucht werden", unterbrach ihn Mademoiſelle Clairon. Kurz Mademoiſelle Dubois erhielt eine Ordre vom Herzog, daß ihr Vater bei der Wiedereröffnung des Theaters nach den Faſten ſeine Rollen wie früher ſpielen ſolle. Dieſe Ordre hält ſie geheim, bis zum Nachmittage des Tages, wo wir die Siege de Calais von Dubelloy geben wollen. Als ich in das Theater komme, höre ich Lärm im Foyer der Schauſpieler, und finde Le Kain, Brizard, Molé und Dauberval außer ſich, daß der erbärmliche Dubois durch den Befehl des premier Gentilhomme de la Chambre heute Abend ſeine Rolle ſpielen werde, die Bellecour ſchon für ihn gelernt hatte. — Ich wußte mich nicht zu faſſen, ſagte ein wenig laut meine Meinung und ließ mich nach Hauſe tragen, wo ich mich vor Aerger krank in das Bett legte."

„Krank?" lächelte Voltaire, „ich verſtehe —!"

„Eben ſo machten es meine 4 Kollegen, und dies Stück konnte nicht gegeben werden. Die Rach-

richt von unſerem Entſchluß war indeſſen in das Publikum gekommen. Es gab Lärm, drei Stunden dauerte der Spektakel, endlich mußte das Geld zurückgegeben werden.

„Von dem Lärm habe ich gehört", ſagte Voltaire, „er ſoll furchtbar geweſen ſeyn und ſogar einen bedrohlichen Charakter angenommen haben. Man ſchrieb mir, daß die empörendſten Schimpfworte gegen die Schauſpieler ausgeſtoßen worden wären, und daß man auch meiner ſchönen Freundin nicht geſchont."

„Es war abſcheulich", unterbrach ihn Valbelle, „das Publikum, beſonders der erſte Rang, nannte die Schauſpieler Schufte, Schelme, de la Canaille beſonders der Duc d'Antin dem Marmontel antwortete, indem er auf die Statue Moliere's im Veſtibule zeigte: „Das iſt auch ſo ein Schuft, ſo ein Schelm, Herr Herzog, der aber wahrſcheinlich länger der Stolz Frankreichs ſeyn wird, als irgend ein Gentilhomme de la Chambre, ſo lange es welche giebt."

„Vortrefflich!" lachte Voltaire —

„Und dieſer lächerliche Oberſt vom Regiment Provence, dieſer unbärtige Neffe des Herzogs von Richelieu", fügte Mademoiſelle Clairon hinzu, „der ſich unterſtand, laut zu rufen: „O dieſe Hunde! Warum habe ich mein Regiment nicht hier? ich wollte ſie lehren!" worauf eine Stimme aus dem Parterre rief: „Bei Roßbach hatten Sie Ihr Regiment, aber da haben Sie niemand etwas gelehrt,

ſondern gelernt, wie man Schläge bekommt und geduldig hinnimmt."

„Bravo!" lachte Voltaire noch ſtärker. — „Aber was hat das Alles mit dem Fort l'Eveque zu thun?"

„O, hören Sie nur. Am andern Morgen,—— Madame de Sauvigny, die Gemahlin des Polizei-Intendanten von Paris, iſt gerade bei mir, ich liege noch ganz krank im Bette,——da kommt ein Gerichtsdiener mit dem Befehl, mich, wie ich bin, in das Gefängniß des Fort l'Eveque abzuführen; denken Sie ſich meine Entrüſtung! Vergebens proteſtirte ich gegen die Gewalt, die man mir anthue, ich mußte fort und ſchmachtete fünf Tage in der Gefangenſchaft."

„Iſt es möglich? Meine Amenaide, meine Zaire im Fort l'Eveque. Das iſt ein Anachronismus! Und nun hat man Sie gar verbannt?"

„Ich ſelbſt habe mich verbannt. Im Bewußtſein meiner Künſtler-Ehre gab ich mein Wort, in Paris das Theater nicht eher wieder zu betreten, bis der Fluch der Kirche und das abſcheuliche Geſetz, welches uns ein ehrliches Begräbniß verſagt, aufgehoben ſein würde."

„Und Hyppolite wird ihr Wort halten," bekräftigte der Graf von Valbelle. „Sie iſt unabhängig, reicher als je eine Schauſpielerin vor ihr und kann einem Publikum Trotz bieten, das eine ſolche Künſtlerin gar nicht verdient."

Voltaire war plötzlich ernst und nachdenkend geworden. Durch den Verlust der Clairon sahe er sich in seinen Trauerspielen verwaist und fürchtete, daß mittelmäßige Schauspielerinnen sich jetzt an seinen Heldinnen versuchen würden. Da er aber ihren entschiedenen, jedem Rathe widerstrebenden Charakter kannte, so wollte er ihr jetzt nicht widersprechen und leitete das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

„Fast möchte ich mich über diese Unbesonnenheit der Pariser freuen, sagte er, da sie mir einen so liebenswürdigen, lang ersehnten Gast zuführt. Ich habe heute Abend Theater zu Ehren des Markgrafen von Bayreuth, Schwagers Seiner Majestät des Königs von Preußen, meines Gönners —"

„Und Freundes, vertrauten Freundes," fügte Madame Denis hinzu. „Sie sollten nur einmal seine Briefe gelesen haben."

„Still, still, ma nièçe, ich bitte! — — Zu Ehren dieses Fürsten habe ich heute Abend Theater. O, meine kleine Truppe ist ganz gut besetzt! Sie werden erstaunen, liebe Clairon; meine Myrmidonen spielen ganz erträglich. Wir werden den Tancred sehen."

„Wer spielt die Amenaide?" fragte rasch die Clairon.

„Eine Enkelin des großen Corneille, eine junge sehr interessante Dame, die mir die Ehre erzeigt, in meinem Schlosse zu leben —"

„Das heißt," fiel Madame Denis wieder ein, „der mein Onkel wegen ihrer großen Armuth eine lebenslängliche Penſion zugeſichert hat."

„Aber, chere nièce, wer wird ſo plauderhaft ſein! Das Gute muß im Stillen geſchehen, und ich bin ein zu großer Verehrer des großen Corneille, als daß ich nicht durch dieſe Kleinigkeit etwas von dem Dank der Nation gegen dieſen Koloß übernehmen ſollte."

„Sie haben Recht," antwortete Hyppolite Clairon. „Der Erbe ſeines Ruhmes kann auch der Erbe ſeiner Pflichten ſein."

„Ah! zu gütig meine ſchöne Freundin. Freilich wird unſere kleine Corneille etwas ſchüchtern ſein, wenn ſie erfährt, daß die Clairon unter den Zuſchauern iſt —"

„Wenn ich vielleicht etwas zu dem Gelingen der Vorſtellung beitragen kann," fiel raſch die Geſchmeichelte ein, „ſo —"

Voltaire hatte das erwartet. Er kannte die Leidenſchaft ſeines Gaſtes für das Theater und hatte eben deßwegen ſie nicht aufgefordert, obgleich es ſein erſter Gedanke geweſen war, als er von ihrer Ankunft gehört.

„Was wäre einer Clairon anders würdig als die Amenaide, wenn ſie dieſe ſpielen wollte? Aber nein, wie dürften wir, wie dürfte der Markgraf das hoffen! die Anſtrengung der Reiſe —"

„Ich werde ſpielen, wenn anders die kleine Corneille mir die Rolle abtreten will, denn weh möchte ich ihr nicht gern thun.“

„Vortrefflich! das haben Sie nicht zu fürchten. Wegen des Coſtüms ſein Sie außer Sorge, meine Göttin der Tragödie, ich habe ſie alle genau nach den Pariſer Muſtern anfertigen laſſen und eine Probe iſt nicht nöthig. Es wird hier ganz nach den Traditionen des Théâtre français geſpielt. Nur werden Sie einige Verſe mehr hören, die ich in Paris dem Eigenſinn Ihrer Herren Kollegen aufopfern muß, die ich aber hier wenigſtens ein Recht zu haben glaube, mir vorſagen zu laſſen. Nicht wahr, meine reizende Amenaide, das iſt doch nicht zu viel verlangt?“

So war Alles abgemacht. Voltaire verließ ſeine Gäſte und empfahl ihnen eine Promenade in den Park, vor dem Diner, welches um 3 Uhr ſtatt finden ſollte. Schon in der Thür fügte Madame Denis noch hinzu: „Entſchuldigen Sie nur meinen armen Onkel; er muß noch zwei Briefe, einen an den König von Preußen, ſeinen Freund, und einen an die Kaiſerin Katharina, ſeine Verehrerin, ſchreiben. Sie glauben gar nicht, wie mein armer Onkel von dieſen Kaiſern und Königen geplagt wird.“

Mademoiſelle Clairon vollendete jetzt ihre Toilette und legte eine leichte Robe à la Bergère an. Auf der hohen Friſur ſaß, wie neckend, ein kleines Strohhütchen und die niedlichen Füßchen ſteckten in

engen, seidenen Schuhen mit zollhohen, spitzen Absätzen. So ging sie am Arme des Grafen Valbelle in den Park und bewunderte den Geschmack und die Pracht des beneideten Voltaire, der, als ächter Philosoph, den schönsten Gebrauch von seinem großen Reichthum zu machen wußte. Die Parterres, Grillons, Gazons und Bosquets waren zwar nicht so großartig als die des Parks von Versailles, aber ungemein wohl erhalten, gepflegt und mit der coquettesten Sauberheit geordnet.

Eben wollten sie in eine Seitenallee einbiegen, als sie zwei Herren in fremden Uniformen bemerkten. Beide standen an einer kleinen Cascade und schienen im eifrigen Gespräch die Kommenden nicht zu bemerken. Der Eine, Kleinere von Beiden mußte von hohem Stande sein, das bewies die ehrfurchtsvolle Haltung seines Begleiters, obgleich er dieselbe Uniform trug. Sie war blau mit dunkelcarmoisinrothen Rabatten und Aufschlägen. Ein silbernes Achselband hing auf der rechten Schulter: die Uniform des Preußischen Dragoner-Regiments Markgraf Anspach-Bayreuth.

Als der Graf von Valbelle mit seiner schönen Begleiterin sich diesen beiden Herren näherte, brachen diese ihr Gespräch ab und der Markgraf Carl Friedrich Alexander grüßte Beide mit militairischer Anmuth. „Wenn mich nicht meine Erinnerung trügt, so habe ich das Vergnügen, Mademoiselle Clairon zu begrüßen, deren meisterhaftes Spiel

mir ſo viele ſchöne Stunden in Paris bereitet hat. Ich bin der Markgraf von Bayreuth — mein Adjutant Rittmeiſter von Waldow, der tapferſte Offizier meines Regiments. Vermuthlich Herr Graf von Valbelle, den man mir in Paris als den Glücklichen nannte, dem es vergönnt ſei, der Trabant dieſes Sterns erſter Größe zu ſein?"

Die gegenſeitige Bekanntſchaft war bald gemacht. Der Markgraf bot Mademoiſelle Clairon den Arm und führte ſie bei dem weitern Spaziergange durch den Garten, während der Graf und der Rittmeiſter im intereſſanten Geſpräch über die neueſten politiſchen Ereigniſſe folgten.

Obgleich Hyppolite de la Tude Clairon um einige Jahre älter war als der Markgraf, ſo war ſie doch immer noch eine ſchöne und intereſſante Frau. Ihr Geiſt, die Lebhaftigkeit ihres Witzes, ſelbſt ihre launiſche Empfindlichkeit liehen ihr einen ungemeinen Reiz, der die Männer feſſelte und ſie ſo oft über manche ſchöne aber auch nur ſchöne Nebenbuhlerin triumphiren ließ. In ihrem Auge und den Zügen ihres Geſichtes lag eine unausſprechliche Anmuth, ihre Haltung war ſtolz und edel, gleich einer Fürſtin, und wenn man ſie nur einmal geſprochen, nur einmal ſich mit ihr unterhalten hatte, ſo begriff man, daß die Soupers, welche die Clairon in Paris zu geben pflegte, die geiſtreichſten, gebildetſten Zirkel jener Zeit waren. Was der Hof und die Stadt an ausgezeichneten Männern nur

beſaß, die Coryphäen der Literatur, die bedeutendſten Fremden, — Alle mußten in den Salons der Clairon eingeführt ſein, denn dort floß das ganze vornehme, geiſtige, bedeutende Leben der Hauptſtadt zuſammen. Der ſtete Umgang mit Schriftſtellern, die Huldigungen der bedeutendſten Männer ihrer Zeit hatten ihrem Geiſt eine Prägnanz, eine Elaſtizität verliehen, die eben ſo ſchnell als dauernd feſſelte. Gewöhnt, von den Vornehmſten mit Auszeichnung behandelt zu werden, hatte auch die Artigkeit des Markgrafen nichts Ungewöhnliches für ſie und mit graziöſer Leichtigkeit ſtimmte ſie in den Ton deſſelben ein.

„Im Schloſſe iſt ſchon Alles Erwartung und Freude, daß wir heute Abend die Amenaide von Ihnen ſehen werden. Unſer liebenswürdiger Wirth war ſo eben bei mir, um mir dieſe frohe Nachricht zu bringen und ich muß geſtehen, Voltaire konnte mich nicht angenehmer überraſchen, als mit dieſer Ausſicht auf einen Genuß, den ich leider in Paris nicht hatte. Ein Beſuch in Trianon hinderte mich, Sie als Amenaide zu ſehen.“

„Eure Hoheit werden mich eitel machen auf die geringen Verdienſte, deren ich mir bewußt bin; im Gegentheil muß ich ſtolz darauf ſein, vor einem ſo erlauchten Kenner zu ſpielen.“

„Sie nennen mich einen Kenner, ſchöne Clairon? Ich kenne die Schauſpielkunſt nur, ſeit ich in Paris Theater geſehen.“

„Haben Sie denn in Ihrem Vaterlande keine Theater, Hoheit?“

„Dort liegt das Theater noch in ſeiner Kindheit; es giebt wohl einzelne Talente, aber kein Theater; Alles iſt ſchmutzig, arm, verachtet. Mein Schwager, der König, würde gewiß gern etwas dafür thun, aber noch wäre es vergebens. Ein Theater, wie das Ihrige es iſt, muß ſich aus der Nation entwickeln; es kann nicht erſchaffen, nicht durch eine Kabinets-Ordre ins Leben gerufen werden.“

„Bei einem ſo mächtigen Willen wie der des Königs von Preußen bedürfte es aber gewiß nur des beſtimmt ausgeſprochenen Schutzes, um die Entwicklung einer guten Schaubühne hervorzurufen.“

„Was wollen Sie von einem Schutze bei Leuten erwarten, denen jede Bildung, jede äußere Eleganz, jedes Anſchmiegen an die höheren geſellſchaftlichen Formen abgeht?“

„Alſo leben die Schauſpieler in Deutſchland auch unter dem entehrenden Drucke der Ausſtoßung aus der Geſellſchaft, der Excommunication der Kirche?“

„Das nicht. Die Schauſpieler bei uns waren noch nie bedeutend genug, um die Aufmerkſamkeit der Kirche auf ſich zu ziehen. Es ſind zwar in neueſter Zeit einige Namen genannt worden; Eckhoff heißt einer und ich glaube, Brockmann der andere: aber in welcher Umgebung! Kaum Ihrem Theater de la Foire zu vergleichen.“

„Wenn es so ist, so muß ich gestehen, fühle ich die Auszeichnung doppelt, als Schauspielerin von Euer Hoheit so galant behandelt zu werden.“

„Nicht doch! Hier in Fernay ist das so natürlich. Freilich wenn man in Berlin, Potsdam oder Bayreuth eine Schauspielerin am Arme des Markgrafen sähe —“

„So würde man glauben,“ fiel Mademoiselle Clairon ein, „Eure Hoheit machten mir die Cour?“

„Und man würde ganz recht haben; denn gewiß bin ich einer Ihrer feurigsten Anbeter. Schon in Paris würde ich es gewagt haben, Ihnen zu huldigen, aber die Rechte des Grafen von Valbelle —“

„Sind Rechte, deren er seit einiger Zeit herzlich überdrüßig zu sein scheint. Gewohnheit fesselt ihn an mich, und ich fürchte, ich fürchte, jetzt, wo ich auf theatralische Größe und den Glanz der Oeffentlichkeit verzichte, wird auch er es immer mehr und mehr erkennen, daß nicht Hyppolite de la Tude sondern die gefeierte Schauspielerin es war, deren Besitz seiner Eitelkeit schmeichelte.“

„Könnte der Graf wirklich treulos sein?“ fragte mit steigendem Interesse der Markgraf.

„Die Männer werden alle treulos, wenn sie aufhören sich zu amüsiren. Muß ich das Euer Hoheit erst sagen? Dem Himmel sei Dank! mich bindet nicht das Band der Ehe! ich kann strafen, wo ich Kälte sehe; ich kann verachten, wo ich zweifeln

muß. Ich bin frei, unabhängig, Königin meines Handelns, meiner Wünsche.“

Beide waren ihren Begleitern weit vorausgelangt. Das Gespräch des Grafen von Valbelle mit dem Rittmeister von Waldow über den Einfluß, den der siebenjährige Krieg jetzt immer mehr und mehr auf alle Staatsverhältnisse Europas auszuüben begann, hatte ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, daß sie oft stehen geblieben und dadurch nach und nach von dem Markgrafen abgekommen waren.

„Als der Markgraf dies bemerkte, fuhr er fort: „Sie urtheilen sehr hart über uns Männer, schöne Clairon. Möchte es mir vergönnt sein, Ihnen zu beweisen, daß auch die anscheinend flüchtige Neigung Dauer verspricht, wenn sie zwei gleichgestimmte Seelen erfüllt, und Ihrem Scharfblick kann es nicht verborgen geblieben sein, daß ich mich sehr glücklich im Besitz jener Rechte fühlen würde, deren der Graf, nach ihrer Aeußerung überdrüßig zu sein scheint.“

Hyppolite Clairon schwieg einige Augenblicke; dann fragte sie plötzlich:

„Euer Hoheit sind verheirathet?“

„Ja, schöne Clairon,“ antwortete er ganz unbefangen und ohne Verlegenheit. „Die Markgräfin ist eine sehr achtungswerthe, sehr tugendhafte Fürstin; aber Clairon ist eine schöne, geistreiche Künstlerin, eine bezaubernde Freundin, eine reizende Frau!“

„Euer Hoheit kennen mich erſt ſeit wenigen Minuten und machen mir eine ſolche Erklärung? Wahrlich, ſo viel Entſchiedenheit hätte ich kaum von einem Franzoſen erwartet.“

„In der That, ſchöne Clairon, die Ausſicht ſo bald ſchon in mein Vaterland zurückzukehren, wo mich die langweilige Förmlichkeit und leere, geiſtloſe Oede meines Hofes zu Bayreuth erwartet, macht mich kühner, unternehmender, als ich es in Paris zu ſein gewagt hätte. Wenn ich bedenke, daß all' jener Reiz geſellſchaftlicher Bildung, eleganter, geiſtreicher Umgebung, ſprühenden Witzes und wahren Lebensgenuſſes, der nur in Frankreich zu finden iſt, hier zum letzten Male mich umgiebt, ſo glaube ich auf Nachſicht hoffen zu können für meine ſtürmiſchen Wünſche.“

Da bogen die beiden Begleiter um die Ecke des Bosquets und näherten ſich dem Markgrafen. Im unbefangenen Geſpräch weitergehend, wurde die Promenade vollendet und als eine Glocke vom Schloſſe her das Zeichen zum Diner gab, verließen Alle den Garten, um ſich in den Geſellſchafts-Zimmern zuſammen zu finden.

Die Tafel war auf das Geſchmackvollſte ſervirt, ohne prächtig oder überladen zu ſein. Eine ausgewählte Geſellſchaft geiſtreicher Menſchen nahm Platz an ihr und obgleich man bei Voltaire ſehr gut ſpeiſ'te, ſo war doch die Unterhaltung an ſei-

nem Tiſche ſo ausgezeichnet, daß man gern alles Andere darüber vergaß.

Voltaire ſelbſt ſaß zwiſchen dem Markgrafen und Mademoiſelle Clairon und wußte der Unterhaltung während der ganzen Dauer des Diners ſtets einen intereſſanten Mittelpunkt zu bieten. Er bemerkte bald genug, daß der Markgraf nur Augen und Ohren für die Clairon habe und es machte ihm Vergnügen, den Grafen von Valbelle, der es auch anfing zu bemerken, ein wenig zu ärgern, indem er das Geſpräch der Beiden leitete und ſtets wieder neu zu verſchlingen wußte.

„Wiſſen Euer Hoheit wohl, daß unſere Clairon eigentlich Alles ſein könnte, was ſie will? Man ſollte bei einer ſo glänzenden Gabe der Darſtellung gar nicht vermuthen, daß ihre Leiſtungen weit mehr die Frucht eines tiefen, geiſtreichen Studiums als der augenblicklichen Begeiſterung ſind.“

„Studium? wie das?“ fragte mit ungläubigem Tone der Markgraf. „Ich dächte, ein Schauſpieler brauchte nur das gut auszuſprechen, was der Dichter ihm gegeben. Wenn er es nur der allgemeinen Vernunft entſprechend thut, ſo kann er ja gar nicht fehlen.“

„Wie, Euer Hoheit,“ rief mit der ihr eigenen faſt heftigen Lebhaftigkeit Hyppolite Clairon, „der Schauſpieler wäre nach Euer Hoheit Meinung nichts als der Handlanger des Dichters? Im Gegentheil, er iſt ſeine Vollendung; durch ihn erhält der dra-

matiſche Dichter erſt ſeine eigentliche Bedeutung; durch ihn lebt er."

„Durch ihn ſtirbt er manchmal auch," unterbrach ſie Voltaire.

„Wenn er ſtirbt, ſo ſtirbt er, weil ſein Werk ſchon ein todtgebornes iſt. Wo Wahrheit, wo Leben in der Dichtung iſt, da vermag ſelbſt ein ſchlechter Schauſpieler nicht dem Werke Schaden zu thun, aber wie oft macht nur das Spiel des Schauſpielers den Dichter zu dem, was er gilt. Ich rufe unſern berühmten Voltaire zum Zeugen, was ein Schauſpieler für den Dichter thut. Will er gerecht ſein, ſo wird er mir geſtehen, daß durch den Schauſpieler ſelbſt ſeine gewiß vortrefflichen Dichtungen erſt die eigentliche Taufe zum Leben empfangen. Wie oft hat er mir geſtanden, daß ich ihn überraſcht, indem ich ſeinen Worten eine Bedeutung verlieh, die er gar nicht geahnet. Der Schauſpieler erfaßt mit ganzer Liebe, mit ganzer Kraft den Charakter, wie ihn der Dichter geſchildert zu haben glaubt; aber wie der Dichter einen Charakter nur immer dem andern gegenüber zur Anſchauung bringt, und nur den Eindruck des Conflictes, der Situation im Auge hat, ſo verfolgt der Schauſpieler das ihm Gegebene gerade umgekehrt bis in das Innerſte ſeines organiſchen Lebens und baut ſo aus anſcheinend geringfügigen Kleinigkeiten das ſelbſtſtändige Gebäude eines vollſtändigen Charakters. Leſen Sie ein Trauerſpiel und ſehen Sie es dann von uns, und

Sie werden mich verſtehen. Der gute Schauſpieler erfaßt den ihm gegebenen Charakter ſo durch und durch, wird ſo ein Fleiſch und Blut mit ihm, daß Alles, was ſelbſt zufällig ihm auf der Bühne entgegentritt, nur dazu dient, das, was er darſtellen will, in das rechte Licht zu ſetzen. Ein Blick, eine Bewegung meines Mitſchauſpielers, die der Dichter wahrlich weder geahnet noch vorgeſchrieben hatte, gab mir ſchon oft Gelegenheit, eine Seite meines darzuſtellenden Charakters zur Anſchauung zu bringen, für die ich keine Worte in meiner Rolle fand und die doch weſentlich zur Verkörperung des Ganzen gehörte."

„Laſſen ſich Eure Hoheit ja in keinen Streit mit meiner liebenswürdigen Nachbarin ein," nahm jetzt Voltaire das Wort. „Sie ficht mit ſcharfen Waffen, das habe ich oft erfahren müſſen. Welche Kämpfe habe ich ſchon mit ihr beſtanden! Und in der That, manchmal hatte ſie wirklich Recht."

An dieſem ganzen Geſpräch hatte der Graf von Valbelle keinen Theil genommen. Der Zufall hatte ihn neben Mademoiſelle Corneille, einem jungen, roſig blühenden Mädchen ſitzen laſſen und die Unterhaltung mit ihr hatte ihn bald ſo gefeſſelt, daß er kaum mehr darauf achtete, wenn der Markgraf der Clairon auf das Angelegentlichſte die Cour machte. Die unbefangene, naive, faſt trotzige Unſchuld ſeiner Nachbarin, die mitten unter dieſer feinen, eleganten Umgebung ihren natürlichen Ton

ſich erhalten hatte, war ihm etwas ganz Neues. Seit vielen Jahren nur in den Boudoirs Pariſer Damen und der Garderobe der Clairon, dieſem Sammelplatz aller feinen Coquetterie, heimiſch, war ihm dieſer Ton, dieſe Schalkhaftigkeit eines unverdorbenen Landmädchens ſo neu, ſo überraſchend, daß er ſich mit Vergnügen der ungewohnten Unterhaltung überließ. Er hatte geglaubt, die kleine Corneille würde Laune und Mißmuth zeigen, daß die Clairon heute Abend ihre Rolle ſpiele und war erſtaunt, eine faſt kindiſche Freude zu finden, daß ſie etwas lernen könne. Da war keine Verſtellung, keine Uebertünchung; Alles Wahrheit, Natur, Weiblichkeit. So lange die Tafel dauerte, hatte er nur Augen für ſie und als nach derſelben Hyppolite Clairon ſich auf einige Zeit in ihr Zimmer zurückzog, um ſich für die Darſtellung des Abends vorzubereiten, wußte er ſich beim Aufheben der Tafel ſo fern von ihr zu halten, daß er ihr den Arm nicht zu geben brauchte. Er wußte, daß ſie von ihm verlangen würde, die Rolle mit ihr durchzugehen und ihr das Stichwort zu geben, und hätte dann die Zeit bis zum Anfange des Theaters verloren, wo die jungen Leute auf den Bowlinggreen der Teraſſe Reifen ſpielen wollten.

Hyppolite hatte einige Zeit gewartet, daß Valbelle ſie auf ihr Zimmer führen würde. Er kam nicht und, ſchnell entſchloſſen, nahm ſie den Arm des Markgrafen, der ſie mit ritterlicher Artigkeit

aus den Speiſesaal führte. Als ſie an Valbelle vorüber kam, der eben mit ſeiner Tiſchnachbarin ſcherzte und zum lauten Lachen brachte, warf ſie ihm einen Blick zu, der ihm deutlich ſagte, was ſie fühle. So häßlich, ſo widerwärtig als in dieſem Augenblicke war ihm das Geſicht ſeiner erklärten Geliebten noch nie erſchienen und er war froh, als ſie den Saal verlaſſen hatte.

Im Garten die lebhafte, neckende Corneille führend, athmete er wieder frei. Voltaire hatte ſich zur Sieſte in ſeine Zimmer zurückgezogen und die Geſellſchaft theilte ſich, je nach der Laune und der Neigung jedes Einzelnen, Unterhaltung ſuchend. Vier Paare blieben zuſammen, um Reifen zu ſpielen und es war ein reizender Anblick, die lachenden Mädchen auf dem friſch grünenden Raſenplatze der Teraſſe ſich leicht und graziös bewegen zu ſehen. Der Graf ergriff jede Gelegenheit, der kleinen Corneille zu verſtehen zu geben, daß ſie ihn bezaubere, und ſie hatte kein Arg, die galanten Worte mit Lachen und Scherz zu erwiedern. Bald waren einige ermüdet und man ſchlug einen Spaziergang vor. Valbelle benutzte ihn, um alle Künſte des feinen Weltmannes, dem unerfahrnen Mädchen gegenüber, geltend zu machen. So lange ſie lachte, fühlte er ſich kraftlos, und alles was er ſagte, kalt, wirkungslos, vergebens; als ſie aber ernſter wurde, als ſie anfing nachzudenken, als ihr Auge ſinnend den Boden ſuchte, da fühlte er ſich in ſeiner Sphäre; die Ueber-

legenheit seines Geistes, seiner Welterfahrung gab ihm festen Boden und langsam vergisteten seine Worte den Frieden einer sorglosen Unschuld. Als Mademoiselle Corneille am Arme des Grafen in den Saal trat, dessen eine Hälfte zum Theater eingerichtet war, lachte sie nicht mehr, denn der Graf hatte ihr Dinge gesagt, hatte Gefühle in ihrer Brust erweckt, Gedanken aufgerüttelt, die sie nie geahnet.

Vor einer Gesellschaft von kaum vierzig Personen, zu der sich vor Anfang des Theaters noch die Familien einiger benachbarten Edelleute eingefunden, begann jetzt die Vorstellung des Tancred. Das Theater war nur klein, aber mit außerordentlicher Nettigkeit ausgestattet. Die Dekorationen waren in Paris selbst, genau nach denen des Theatre français gemalt und alles Außenwerk mit historischer Genauigkeit unter den Augen Voltaire's selbst angefertigt, dem die Beaufsichtigung dieser Zurüstungen großes Vergnügen machte. Ein Orchester war nicht vorhanden, und die Gardine fiel in den Zwischenakten nicht, so daß das Ganze der Vorstellung eine Rundung und Zusammengehörigkeit dadurch erhielt, die etwas Feierliches hatte und in dem kleinen aber gewiß aufmerksamen und theilnehmenden Publikum eine wahrhaft künstlerisch begeisterte Stimmung hervorbrachte.

Als Hyppolite Clairon auftrat, wollten Alle, die sie heute bei der Tafel zum ersten Mal gesehen, nicht glauben, daß sie es sei; denn kaum von Mit-

telgröße und nachläſſig in der Haltung, erſchien ſie auf dem Theater von einer Größe und Majeſtät, die alles um ſich her beherrſchte. Ihr Blick, ihr Gang, ihr ganzes Weſen ſprach es laut aus, daß ſie die größte Schauſpielerin ihrer Zeit ſei und daß ſie dies wußte; jede ihrer Bewegungen war voll Adel und ihre Stimme war eben ſo fähig, die Klage unglücklicher Liebe als das Toben der glühendſten Leidenſchaft zu ſchildern. Ein kleines Publikum applaudirt nicht gern, darum wurde auch hier nicht applaudirt; aber die tiefe, lautloſe Stille, das Schweigen der Bewunderung und das ausbrechende Geſpräch nach ihren Abgängen bewies ihr, welchen Eindruck ſie mache. Nur einer theilte dieſe Begeiſterung nicht — Graf Valbelle. Er, der ſie ſo oft geſehen, der jeden Ton, jede Bewegung im Voraus kannte, dem ſie vor wenigen Stunden noch einen Blick zugeworfen, welcher ihn vor dem nächſten Tête à tête zittern ließ; ihm kam heute Alles gewöhnlich, alt, ja wie eingelernte Kunſtſtückchen vor. Auf den Stuhl der kleinen Corneille gelehnt, feſſelte ihn nur der Eindruck, den die Clairon auf ſie machte. Dagegen hatte ſie in dem Markgrafen, der neben Voltaire in der erſten Reihe ſaß, einen deſto wärmeren Verehrer. Er hatte nach Tiſche eine Stunde auf ihrem Zimmer zugebracht, war dann mit Voltaire zuſammen gegenwärtig geweſen, als ſie Toilette zu ihrer Rolle machte, und war ganz

bezaubert, ganz hingeriſſen von ihrem feinen Verſtande und ihrer geiſtreichen Unterhaltung.

Nach Beendigung des Stückes wollte Voltaire aufſtehen und die Geſellſchaft in den Speiſeſaal führen, aber Madam Denis hielt ihn zurück und auch der Markgraf bat ihn, noch einen Augenblick ſitzen zu bleiben. Man hatte nämlich im Zimmer der Clairon in Gegenwart des Markgrafen verabredet, nach dem Ende des Tancred Voltaire's Büſte, die er am Morgen von dem Könige von Preußen zum Geſchenk erhalten hatte, zu bekränzen, und der Abbé Chatel machte raſch ein Gedicht, das die Clairon dabei ſprechen ſollte. Die Ueberraſchung des alten Philoſophen war daher ſehr groß, als bald nach dem Fallen des Vorhanges derſelbe ſich wieder erhob und ſeine Büſte auf einem Poſtamente ſtand, umgeben von allen, die in ſeiner Tragödie geſpielt. Hyppolite Clairon ſprach das Gedicht des Abbé Chatel, deſſen Schluß eine große Wirkung hervorbrachte.

Du ton sublime de Corneille,
Tu as fait parler les Romains;
Racine a formé ton oreille
Et mis son pinceau dans tes mains;
Grand comme l'un, quand tu veux l'être,
Moins sage que l'autre peut être,
Plus vehemens que tous les deux,
Le dirai je? — encor plus tragique
Dans cet art profond et magique,
Tu as penetré plus loin qu'eux.

Kaum ſenkte ſich der Lorbeerkranz auf die Büſte und Hyppolite zeigte auf die Worte:

„Viro immortali“,

als Alles ſich um den gerührten Voltaire drängte, ihn beglückwünſchte, ihn küßte und umarmte. Die Ueberraſchung war ſo vollſtändig gelungen und trug ſo ganz den Stempel der wahren, herzlichen Huldigung, daß Voltaire ſich kaum zu faſſen wußte. Die erſten Worte aber, die er ſprach, waren an Hyppolite Clairon gerichtet:

Vous avez orné mon image,
Des lauriers qui croissent chez vous;
Ma gloire, en depit des jaloux,
Fut dans tous les temps Votre ouvrage.

Neuer Jubel — Neue Huldigung. Beide genoſſen verdiente Auszeichnung, aufrichtige Bewunderung, und lange dauerte es, ehe die Aufregung, welche der Vorgang bei allen Anweſenden hervorgebracht, wieder in den Ton geſellſchaftlicher Unterhaltung überging.

Bei der Abendtafel ſah Hyppolite Clairon, daß der Graf noch immer nur Augen für die kleine Corneille hatte, und unterhielt ſich um ſo lebhafter, um ſo vertrauter mit dem Markgrafen, der ſich gar keinen Zwang mehr anthat und ihr ganz laut huldigte. Er lud ſie ein, unter den glänzendſten Verhältniſſen an ſeinem Hofe zu Bayreuth zu wohnen, und zeigte ſich ſo aufrichtig in ſeiner Huldigung, daß Hyppolite in die größte Verlegenheit gerieth.

Oft blickte ſie auf den Grafen, als dieſer ſich ihr aber immer noch nicht näherte, immer eifriger mit ſeiner Nachbarin ſprach, fühlte ſie ſich verlaſſen und ſah mit gekränkter Eigenliebe aber ſtolz auf die Bemühungen des Markgrafen, der ritterlicher, fürſtlicher, ergebener als jener ſich um ſie bewarb.

Nach der Tafel ließ Voltaire ein kleines Feuerwerk im Garten abbrennen und die ganze Geſellſchaft ſetzte ſich dazu auf die Terraſſe vor der Gartenſeite des Schloſſes. Hyppolite ſaß zwiſchen Voltaire und dem Markgrafen und achtete kaum auf die Raketen, Sonnen und Sterne, die ſich in feuriger Pracht vor ihr erhoben, denn ſie hatte bemerkt, daß Graf Valbelle für ſeine Dame die dunkelſte Stelle hinter der Geſellſchaft gewählt. — Zu ſtolz, um ſich nach ihm umzuſehen, ſtarrte ſie in den dunklen Nachthimmel und hörte, wie träumend dem Markgrafen zu, der ihr von ſeiner Heimath, von der ſchönen Gegend, von den guten, friedlichen Menſchen erzählte, deren geliebter Fürſt er war. — Endlich konnte ſie ſich nicht länger beherrſchen. Eben waren, wie es ſchien, die letzten Raketen gefallen, und dunkel war es über der ganzen Geſellſchaft. Sich unbemerkt glaubend, blickte ſie nach der Gegend, wo Valbelle ſaß. Da erhellte plötzlich glänzende Klarheit die ganze Umgebung, eine Feuergarbe ſtieg in die Luft, und Hyppolite Clairon rief: Ein Kuß! — Herr Markgraf von Bayreuth. Ich beſuche Ew. Hoheit nächſtens in Deutſchland.

Ein dunkler September-Abend senkte sich im Jahre 1786 auf das Thal herab, in dem Bayreuth liegt. Unfreundlich stürmte der Wind über dem rothen Maine und schlug pfeifend an die Fenster des markgräflichen Schlosses. In der langen Gallerie desselben stand sinnend eine greise Frau und sah hinaus nach den Bergen, über denen zerrissenes Gewölk hinjagte und den letzten Lichtstrahl des verglimmenden Tages mit dem dunklen Schleier der heraufsteigenden Nacht bedeckte. Ein Armleuchter mit zwei Wachskerzen stand am Ende der Gallerie und ihr trüber Schein ließ die Größe derselben durch ungewisse Schatten noch öder, noch ungemessener erscheinen, als sie wirklich war. Ein schwerer Seufzer rang sich aus der Brust der Sinnenden. Sie trat vom Fenster zurück und ging langsam, wie erwartend, einige Schritte auf und nieder. Alles war Schweigen und lautlose Gleichförmigkeit um sie her. Das große Schloß schien wie ausgestorben und trübe Schwermuth lag auf der ganzen Natur. Nur das gleichförmige Ticken einer großen Pendeluhr zitterte durch die schwere, drückende Luft. Da öffnete sich die Thür am andern Ende, aus der eine hohe Frauengestalt, in tiefer Trauer, trat. Es war die Markgräfin Friederike von Anspach und Bayreuth, geborne Prinzessin von Preußen, die für den am 17. August dieses Jahres erfolgten Tod ihres geliebten Bruders, Friedrichs des Großen, jene Trauerkleider trug.

„Ihre Königl. Hoheit haben befohlen", redete mit tiefer Verneigung Hyppolite de la Tude Clairon die Fürstin an.

„Ja, liebe Clairon. Es ist mir ein Bedürfniß, Sie vor Ihrer Abreise noch einmal zu sprechen, der Markgraf hat mich eben verlassen und in wenigen Stunden trennen wir uns auf lange Zeit."

„Für immer, Ihre Königl. Hoheit. Ich gehe in mein Vaterland, um dort die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, in Ruhe und strenger Prüfung hinzubringen, wie ich einst vor dem Throne des Allmächtigen bestehen werde.

„Der Markgraf wird Sie nicht dort zurücklassen wollen. Ich kenne seine Anhänglichkeit an Sie. Auch Sie werden in Paris nicht das finden, was Sie erwarten. Seit Sie es verließen, ist eine andere Generation entstanden. Hier waren Sie eine Deutsche geworden, und ich möchte jetzt, wo unser Alter uns ruhig und ungequält von den heftigen Leidenschaften vergangener Jahre zusammen leben läßt — nicht, daß Sie ihr zweites Vaterland verließen."

„Es muß so sein, Ihre Königl. Hoheit. Der heftige, störrische Charakter des Markgrafen wird mir, je älter ich werde, je unerträglicher. Sie wissen selbst, wie viel wir alle zu leiden hatten. Noch kennt er meinen Entschluß nicht und wird ihn auch erst in Paris erfahren, aber dort bin ich frei, Herrin meines Willens und werde ihn nicht nach Italien begleiten."

„Ich kann nicht heucheln, liebe Clairon, das wiſſen Sie. So offen ich Ihnen meine Verachtung, meinen Haß gezeigt, als Sie vor achtzehn Jahren wie im Triumph hier einzogen, ſo gern geſtehe ich jetzt, daß ich Sie ungern ſcheiden ſehe. Die Zeit heilt ja jede Wunde.“

„Nur die eines verlorenen Künſtlerlebens nicht“, rief lebhaft Hyppolite Clairon. „O meine Kunſt! meine Kunſt! Warum hat kindiſcher Eigenſinn mir damals Feſtigkeit des Charakters geſchienen, als ganz Paris mich beſchwor, die Bühne nicht zu verlaſſen. Kleinliche, jämmerliche Eitelkeit! nicht mehr die Bühne zu betreten, weil einige ungezogene Menſchen mich fühlen laſſen wollten, daß ich ihre Sklavin ſey. Wie haben 21 Jahre der bitterſten Reue, des quälendſten Ringens mich beſtraft — 21 Jahre habe ich der Kunſt, hat mir meine erbärmliche Gereiztheit geſtohlen.“

„Ich habe Sie nie auf dem Theater geſehen, wie Sie wiſſen, wenn ich aber jenes Bild beſchaue, in dem Venloo Sie als Medea abgebildet, ſo ahne ich Ihre Größe, ohne ſie begreifen zu können.“

„Ja ich war groß, ich war das, was dieſes Bild darſtellt. Hoch thronte ich auf dem Triumphwagen der Kunſt. Die Drachen der Leidenſchaft riſſen ihn in die Wolken, dem Nachruhm entgegen, und der ohnmächtige Jaſon — das Publikum — blickte erſtarrend meinem Siegesfluge nach. Für jenes Bild

bezahlte die Fürstin Galitzin 24,000 Livres, nur um es mir zu schenken. Der König, als er es sah, sagte: „Um dieses Bild darf nur ein König den Rahmen machen", und wies 5000 Livres dafür an. Das war nicht die schöne Frau, das war die Künstlerin, der so gehuldigt wurde; was sind Rang, Reichthum, Ehre gegen die Majestät der Kunst!"

„Gewährt denn ein ruhiges, der Wohlthätigkeit, der frommen Beschauung gewidmetes Leben dem Herzen nicht reineren Genuß, als der eitle Glanz solch' falscher Größe!" —

„Wer nie die Weihe der Kunst empfangen, wem ihre reine Flamme nie im Busen erglühte, der mag sich glücklich fühlen in den einengenden Schranken stiller Häuslichkeit. Ihro Königl. Hoheit begreifen mich nicht, können das nicht fassen, was ich meine. Die Bühnen, die Sie sahen, mögen königlich, prächtig gewesen seyn, aber sie waren eben nur ein Schaugepränge des Hofes, unbeseelt von dem geistigen Wehen der Kunst. Die Deutschen Schauspieler, die ich hier sah, verdienen diesen Namen nicht. Noch ahnen sie, in dem Handwerk befangen, nicht, was spätere Zeiten ihnen bereiten. Noch ist alles finster hier! — Doch auch ihr Tag wird einst kommen. Wohin bin ich aber gerathen? Ich wollte Ihnen danken, erhabene Frau, wollte Ihnen meine Wünsche für Ihr künftiges Glück zu Füßen legen und rede vom Theater."

„Ich finde das ſo natürlich, liebe Clairon. — Es iſt das Vorgefühl deſſen, was Sie in Ihrer Heimath erwartet.“

„Nein, es iſt der Blick auf die lange Reihe von Jahren, die ich hier gelebt, vergebens gelebt, denn ich habe nichts gewirkt, nichts erſchaffen in dieſer Zeit, habe die Flamme verglimmen laſſen müſſen, die der Allmächtige in meine Bruſt gelegt. Ich war unglücklich und werde es bis zu meinem letzten Athemzuge ſeyn.“

„Sie laſſen ein freundliches Andenken bei uns zurück. Durch Sie, durch Ihren Umgang, Ihren Rath iſt Vieles geſchehen, was ſegensreich fortwirken wird. Sie haben den Markgrafen von manchen Schritten abgehalten, die uns betrübt hätten und nie die wunderbare Gewalt gemißbraucht, welche er Ihnen über ſich eingeräumt.“

Während ſo beide Frauen ihr Geſpräch fortſetzten, war ein Lakai aus dem Zimmer des Markgrafen gekommen und hatte Mademoiſelle Clairon ein kleines Packet gebracht, das durch die Franzöſiſche Geſandſchaft in Berlin mit andern Briefen für den Markgräflichen Hof aus Paris gekommen war. Es war ſehr vorſichtig verſchloſſen und trug fünf große ſchwarze Siegel. Mit einem Blicke auf die Markgräfin, erbat ſie ſich die Erlaubniß, daſſelbe öffnen zu dürfen, und in dem Augenblicke, als ſie es öffnete, ertönte ein furchtbarer Schrei, ein Schrei des tiefſten Schmerzes, der zerreißendſten

Qual, dicht bei beiden Frauen. Faſt ohnmächtig ſank die Markgräfin zurück. Niemand war zu ſehen. Oede und ſtille alles rings umher. In lang gehaltenem Tone durchſchnitt der Nachhall jenes Schmerzenſchreies die Luft und tiefes Grauen erfaßte Beide. Mademoiſelle Clairon ſeufzte aus tiefer Bruſt und ſagte: Alſo noch nicht in Ruhe? — Nach zehn Jahren wieder dieſer unheimliche Spuk.

Die Markgräfin konnte nicht ſprechen, aber ihr fragender Blick, ihre Angſt, forderten Erklärung.

„Ihro Königl. Hoheit haben heute zufällig erfahren, was mich ſchon ſeit meinem 23ſten Jahre mit Entſetzen erfüllt. Zehn Jahre hat dieſer gräßliche Spuk geſchwiegen, und heute höre ich ihn wieder! — Ich weiß nicht, was ich ſagen, wie ich es erzählen ſoll. Dieſer fürchterliche Schrei verfolgt mich ſeit dem Todestage eines Mannes, der mich geliebt, wie keiner. Ich fühlte nichts für ihn, ſeine Leidenſchaft war mir zur Laſt, denn ſein trüber, menſchenſcheuer Charakter wollte mir Feſſeln anlegen, und meine Freiheit ging mir ſtets über Alles. In der größten Geſellſchaft, im einſamen Kabinet, ertönte dieſer furchtbare Weheruf, wie der Todesſchrei eines gehetzten Thieres, wie die anklagende Stimme eines in Verzweiflung Sterbenden. Hunderte haben ihn mit mir gehört und daſſelbe Grauen, das uns jetzt beſchleicht, erfaßte auch ſie. Vergebens war jede Unterſuchung, jede Vorſicht. Der menſchliche Verſtand erlahmte an dieſem unbegreiflichen Vorgange —

Der Polizei-Intendant von Paris, mehrere Herren vom Hofe, die ſich im Auftrage des Königs davon überzeugen mußten, meine gewöhnliche Umgebung haben dieſen Schrei gehört, ohne begreifen zu können, wo er ertönte, wer ihn hervorbrachte, wem er galt.

„Sie erzählen mir Unglaubliches, liebe Clairon, ſagte tief aufathmend die Markgräfin und doch durchſchauert mich die fürchterliche Wahrheit noch. Und ſeit zehn Jahren haben Sie nichts mehr gehört?“

„Seit zehn Jahren; ſchon in der letzten Zeit wurde er ſeltener, oft hörte ich ihn auch nur allein und dann löſte er ſich in ein harmoniſches Klingen auf, etwa wie das der Aeolsharfe. Heute aber war er ſo ſtark, ſo heftig als in der erſten Zeit.“

„Wunderbar, und gerade in demſelben Augenblicke, wo dieſer Brief von Ihnen erbrochen wird! Sollte das ſchwarze Siegel?—— Mein Gott, wo gerathe ich hin?— Haben Sie mich doch ſeltſam ergriffen und aufgeregt mit der unheimlichen Geſchichte.“

Mademoiſelle Clairon hatte unterdeſſen das Packet ganz geöffnet. Mehrere Aktenſtücke lagen unter einem Briefe, den ſie neugierig öffnete. Sie las:

Mademoiſelle!

„Die reuige Sünderin findet auf dem Todbette keine Ruhe, bis ſie das unrechtmäßig beſeſſene Gut ſeiner Eigenthümerin zurückgegeben hat. Haben Sie Mitleid mit den Quaalen eines rächenden Gewiſſens; hören Sie und verzeihen Sie.“

„Ich war die einzige Bekannte des Herrn von Rochembeau in Paris. Er liebte Sie aufrichtig und wahr mit der ganzen Leidenschaft des Mannes. Sie wiesen seine Liebe stolz zurück. Auf dem Krankenlager vermachte er Ihnen sein ganzes Vermögen und ließ Sie bitten, ihn nur noch einmal vor seinem Tode zu besuchen; Sie kamen nicht — da ergriff ihn Raserei. Er fluchte Ihnen und schwor, er werde Sie noch nach seinem Tode verfolgen, werde Ihnen nie Ruhe lassen und sein Geist Sie bis zum letzten Augenblicke umschweben. Sein Testament blieb in meinen Händen, als er starb — mit einem Schrei des Schmerzes, der Verwünschung gegen Sie starb. Ich unterschlug es und setzte mich in den Besitz seines ganzen Vermögens. Was ich jetzt, wo ich meinen Tod herannahen sehe, fühle, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Diese Pein ist unerträglich. Mehr als ich empfing, lege ich bei den Gerichten nieder. Ich beschwöre Sie, nehmen Sie es aus den Händen einer Sünderin wieder. Dieser Brief kommt erst in Ihre Hände, wenn ich vor dem Throne des Allbarmherzigen stehe. — Verzeihung, Mitleid

der reuevollen
Marie Desmares.

Paris, am 3. Dezember 1785."

Lange schwiegen Beide und blickten scheu um sich in der jetzt ganz dunkel gewordenen Gallerie.

Es war als gewänne die Luft Geſtalt, als regte ſich unheimliches Leben in den Gemälden, als huſchte es auf dem Boden, an den Wänden hin. Die Markgräfin wagte kaum ſich zu regen und Hyppolite Clairon ſah mit tiefem Schmerze vor ſich hin.

„Du alſo warſt es?“ ſeufzte ſie vor ſich hin. „Alſo trog mich doch die Stimme meines Innern nicht. O, hätte ich Dich erkannt! hätte ich jener zügelloſen Freiheit entſagen können, wie viel Reue und bittern Schmerz hätte Dein treues Herz mir erſpart. Aber warum verlangteſt Du auch, ich ſolle das Theater verlaſſen, ſollte Dir allein gehören, der Kunſt entſagen. — O, Du biſt fürchterlich gerächt worden. Ein Valbelle ließ mich empfinden, was ich an Dir verſchuldet. Und jetzt noch!“

So in Sinnen verloren, ſchraken beide Frauen zuſammen, als ſich plötzlich die Thür öffnete und der Markgraf in die Gallerie trat. Er ging raſchen Schrittes durch dieſelbe, um auf der andern Seite in die Zimmer ſeiner Gemahlin zu gehen und ſtand überraſcht ſtill, als er plötzlich die beiden Damen erkannte.

„Ah! ſieh da, ich wollte ſo eben zu Ihro Königliche Hoheit, um Abſchied zu nehmen. In einer Stunde kommen die Pferde und dann fort aus dem verwünſchten kleinen Neſt. — Was thun Sie denn zu ſo ungewöhnlicher Zeit hier, Mademeiſelle?“

fragte er Hyppolite Clairon. „Hat meine Frau Ihnen zum Schluß noch einmal den Text geleſen?“

„Nein, Eure Hoheit,“ erwiederte die Gefragte, „die Durchlauchtige Prinzeſſin hat mir einige Aufträge nach Paris mitgegeben — Putzſachen — neue Kleider.“

„Wir wollen recht ſchöne Sachen ausſuchen, wenn wir nur erſt dort ſind.“

„Noch habe ich aber eine unterthänigſte Bitte an die Prinzeſſin,“ fiel Hyppolite de la Tude ein. „Mir iſt ſo eben eine reiche Erbſchaft zugefallen; ich bitte Euer Hoheit zu erlauben, daß ich 40,000 Franken in die Hände Ihrer Durchlauchtigen Gemahlin niederlegen darf, um ein Hospital in Dero Markgrafſchaft zu gründen, in dem man ſich auch noch meiner erinnere, wenn ich nicht mehr bin. Die Markgräfin weiß, welche Bewandniß es mit dieſer Erbſchaft —“

„Daran erkenne ich wieder Ihr edles, uneigennütziges Herz. Nicht genug, daß Sie während der ganzen Zeit Ihres Hierſeins nichts, auch nicht das kleinſte Geſchenk von mir angenommen, wollen Sie jetzt ein ſo großes Opfer bringen. Aber im Namen meiner Unterthanen danke ich Ihnen und wir wollen es einweihen, wenn wir zuſammen zurückkehren.“

Die Markgräfin reichte der Schauſpielerin Clairon die Hand und dieſe flüſterte, während ſie dieſe küßte und mit Thränen benetzte:

„Wenn! —“

Eine Stunde darauf fuhr der Reiſewagen in die Nacht hinein und Hyppolite Clairon kehrte nicht wieder.

Juan Maiquez.

1823.

Auf dem Peryſtil über der Façade des Theaters del Principe in Madrid ſtanden am 13. November 1823 die meiſten Schauſpieler, Tänzer und Bühnen-Beamten des genannten Theaters, während Zimmerleute beſchäftigt waren, Fahnen auf dem Dache zu befeſtigen und aus allen Fenſtern koſtbare Teppiche herausgehängt wurden. Unten in der Calle de Corral wogte das Volk froh bewegt auf und nieder. Soldaten der Franzöſiſchen Garde bildeten die Straßen entlang von der Puerta del Sol bis zum Prado ein Spalier, in deſſen Mitte Blumen und grüne Zweige geſtreut waren, als erwarte man eine Prozeſſion. Das Volk war in der freudigſten Aufregung, denn heute zog Ferdinand VII. nach langer Abweſenheit wieder in ſeine Hauptſtadt ein. Die Franzöſiſche Armee unter dem Herzoge von Angouleme hatte den von den Cortez erſt in Sevilla, dann in Cadiz gefangen gehaltenen König befreit und als abſoluten Herrſcher wieder auf den Thron ſeiner

Ahnen geſetzt. Mit der Muſik der Regimenter vermiſchte ſich das raſende Geſchrei des Madrider Pöbels: „Viva el rey! el rey absoluto! muera la constitucion, mueran los negros.“

An die Bildſäule des Apoll gelehnt, die von dem Peryſtil des Theaters ernſt hinabſchaute, ſtand ein groſser ſchöner Mann, den Mantel nachläſſig auf der Schulter, ganz ſchwarz gekleidet und den Dampf ſeiner Cigarre anſcheinend gleichgültig vor ſich hinblaſend. Sein feuriges von dunkeln, ſchön gewölbten Brauen überſchattetes Auge überſah das wilde Treiben des Volkes in den Straſsen und ein bitteres Lächeln verzog zuweilen den Mund. — Es war Juan Maiquez, erſter Held und Liebhaber des Theaters del Principe, welches erſt ſeit wenigen Wochen wieder den Titel eines „Königlichen Theaters“ angenommen hatte.

Vor ihm ſtand der alte Gil Garrido, der berühmteſte Grazioſo der Spaniſchen Bühne, der ſeit dem Ausbruch der Revolution im Jahre 1820 die Direktion des Theaters führte. Sein volles ſtets lächelndes Geſicht ruhte wohlgefällig auf dem Gewühle in den Straſsen und ſchmunzelnd drehte er die Papier-Cigarre zwiſchen den Fingern, indem er ſie ſo coquet und verliebt behandelte, wie der Trinker das erſte Glas eines koſtbaren Weines.

„Valgame Dios, Señor Maiquez!“ redete er den erſteren an, „ich wollte der König, den Gott noch lange Jahre erhalte, wäre herein und wir

könnten zur Probe ſchreiten, denn ich habe noch keinen rechten Begriff wie das Stück heute Abend gehen ſoll."

„Schwerlich wird noch etwas aus der Probe werden," erwiederte Maiquez. „Es wird Mittag, ehe der Zug kommt und ehe er nicht da iſt, bekommt Ihr Keinen unſerer Kameraden ins Theater, denn ſie müſſen ja ſchreien und Seiner Majeſtät beweiſen, wie loyale Geſinnungen die Schauſpieler haben."

„Leider, leider, Señor Maiquez, und wenn der Zug herein iſt, wird es Zeit zur Sieſta und aus der Probe wird wieder nichts. Was die Männer angeht, ei, die würde ich allenfalls hier fortbringen, aber die Frauenzimmer, vergebene Mühe! Da, ſeht nur, wie drüben die Offiziere von der Glaubens-Armee die Rita und die beiden Schweſtern Correas anſehen. Hu! die Fächer ſind ja in großer Bewegung."

„Was wundert Ihr Euch, Garrido? Die Damen haben während der Revolutionszeit ſo oft die Freiheitshelden bekränzen müſſen, daß ſie fürchten, die Glaubenshelden könnten es übel nehmen, und da das neue Reich nun wohl wieder einige Zeit dauern wird, ſo denken ſie, es iſt doch ſicherer, ſich bei den neuen Herren in Gunſt zu ſetzen."

„Ei, ei, Juanito!" rief bei dieſen Worten die ſchöne Rita, welche Maiquez Stachelrede gehört hatte, „Du ſcheinſt heute wieder einmal in recht guter Laune zu ſein; laß Deinen Witz doch lieber an

etwas anderem aus als an Deinen unwürdigen Colleginnen. Wir ſind deſſen wirklich gar nicht würdig."

„Juan meint es nicht ſo ſchlimm," begütigte der alte Garrido, „er iſt blos ein wenig ärgerlich, daß er hören muß, wie ganz Madrid ſich freut, endlich wieder Ruhe und Ordnung zurückkommen zu ſehen."

Verächtlich zuckte Maiquez die Achſeln und ſah auf die andere Seite.

Rita aber fuhr fort: „Wahrlich, Señor Maiquez ſollte nur den Balken im eigenen Auge und nicht den Splitter in den Augen Anderer ſehen. Wenn wir einmal den Fächer etwas mehr als gewöhnlich ſpielen laſſen, ſo ſcheint ihm das ein groſſes Unglück, aber die eigenen Streiche will er nicht kennen. Seht nur, da drüben iſt die Dame ſchon wieder, die alle Abende in der Cazuela des Theaters ſitzt, wenn Juan ſpielt und ihn faſt mit den Augen verſchlingt."

„Wo? wo?" fragten neugierig die Schweſtern Correas.

„Dort drüben hinter dem ſchönen dunkelrothen mauriſchen Teppich; ſie trägt eine Granatblüthe unter der Mantilla, — dort, — die mit dem ſilbernen Kamm von Filigran."

Aller Augen wendeten ſich zu dem beſchriebenen Fenſter, und auch das wunderſchöne Mädchen, welches dort an der Seite einer Duenna ſaß. Das

ſchwarze ſchwere Seidenkleid, die ſchwarze Spitzen-Mantilla, der hohe ſilberne Kamm und die brennende Granatblüthe auf der einen Seite des ſchwarzgelockten Haares ließen eine junge Dame von hohem Range in ihr vermuthen. Hinter ihr ſtanden zwei Lakaien in altmodiſcher aber reicher Livree und in dem nächſten Fenſter lehnte ein alter Mann, deſſen ſtolze Haltung und der Orden des heiligen Ferdinand auf der Bruſt den Granden von Spanien verriethen. Hin und wieder ſprach er aus dem Fenſter mit der jungen Dame, die dann jedesmal den Blick beſtürzt und verlegen von dem Peryſtil des Theaters abwandte, auf dem Maiquez ſtand. Kaum hatte ſie aber die Frage oder Bemerkung ihres Vaters, denn das war jener vornehme alte Herr, beantwortet, ſo ſuchte ihr Auge auch ſchon wieder den Mann, der nur allein in dieſer geräuſchvollen, glänzenden Umgebung ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln ſchien.

Maiquez hatte bis jetzt nicht darauf geachtet, aber das Gekicher der Schauſpielerinnen machte ihn aufmerkſam und er ſuchte die Dame, von welcher jene ſprachen, mit den Augen. Sein Blick begegnete dem ihrigen und von der Schönheit des Mädchens ergriffen, konnte er von dieſem Augenblicke ſie mit keinem Auge verlaſſen. Verwirrt von dem kühnen, verzehrenden Blicke des ſchönen Mannes mußte Inez von Canta-Vieja, Tochter des mächtigen Duque de Canta-Vieja, Grand von Spanien

erſter Klaſſe, ſich wegwenden und wagte es nur verſtohlen, hin und wieder unter der ſchützenden Mantilla auf das Theater-Gebäude hinüber zu ſehen.

Eine rauſchende Militair-Muſik und das Abfeuern der Kanonen im Arſenal des Buen Retiro kündigte die Annäherung des Zuges an, in welchem Ferdinand VII. nach langer Abweſenheit ſeine Hauptſtadt wieder ſah. Die Franzöſiſchen Garde-Regimenter marſchirten mit klingendem Spiel durch die Puerta del Sol. Abtheilungen von Regimentern der Glaubens-Armee folgten. Endlich erſchien auf einem 25 Fuß hohen Triumphwagen, der von hundert Feotas oder Glaubens-Soldaten gezogen wurde und von zahlreichen Chören von Tänzern und Tänzerinnen umgeben war, der König. Hinter demſelben im glänzenden Zuge alle royaliſtiſche Spaniſche Generale, die Guardias del Cuerpo, die großen Hofämter und die fremden Geſandten, unter denen der General Guilleminot und Graf Pozzo di Borgo die beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Der Jubel und das Freudengeſchrei des Volkes erreichte den höchſten Grad, als der König bei der Plaça Mayor vorüber kam, wo ſechs Tage vorher der unglückliche Riego hingerichtet worden war. Nach all' den Leiden, welche die Revolution mit ihren Folgen über das Spaniſche Volk gebracht, jubelte es jetzt der Hoffnung einer beſſeren Zeit entgegen, aber ſeinem National-Charakter getreu, miſchte es

Verwünſchungen und Todesgeſchrei gegen die Liberalen in den Huldigungsruf für ſeinen König.

Kaum war der Zug an dem Theater vorüber, als der alte Garrido auch ſchon die auf dem Veſtibüle verſammelten Schauſpieler zur Probe abrief. Es war ſchon ſpät geworden und in ſengender Schwüle brannte die Sonne auf Madrid herab, an die Sieſta mahnend. Raſch gingen die Schauſpieler ihre Rollen in dem neuen Stücke „Mejor esta que estaba" (Es iſt beſſer als es war) durch und beriethen ſich zum letztenmale über diejenigen Stellen ihrer Scenen, welche beſondere Anſpielungen auf die Feier des heutigen Tages darboten und darum nach dem Wunſche des Dichters Martinez de la Roſa hervorgehoben werden ſollten.

So ſehr die Schauſpieler in der Mehrzahl auch gut königlich geſinnt waren, ſo ſahen ſie doch mit Unwillen auf die Anweſenheit eines Alguazils de la Corte, welchen der Alcalde de la Corte als Cenſor der dramatiſchen Vorſtellungen heute zum erſtenmale wieder nach dreijähriger Unterbrechung ſeiner Wirkſamkeit zur Probe geſandt hatte. Aufmerkſam hörte dieſer zu und ordnete willkührlich an, was geſtrichen und was geſagt werden ſollte. Geſchmeidig wußte der alte Garrido ſich den Anordnungen des Cenſors zu fügen, hatte aber ſeine ganze Ueberredungskunſt anzuwenden, um den heftigen, ſtolzen Maiquez, der darauf ausging, mit dem Alguazil anzubinden, in Schranken zu halten. Nach dem

Stücke wurde die Sahnete probirt, eine Scene aus dem Volksleben, die ebenfalls Beziehung auf den Einzug des Königs darbot, bei welcher aber Maiquez nichts zu thun hatte, denn nur Garrido, Quereol und die Rita spielten darin.

Statt nach Hause zu eilen und in der Siesta Erholung und Stärkung für die Anstrengung des Abends zu suchen, eilte Maiquez in das gegenüberliegende Haus, aus dessen Fenstern jenes schöne Mädchen dem festlichen Einzuge zugesehen und erkundigte sich bei dem Portier, wer sie sei. Er erfuhr, welchem Stande sie angehöre, daß sie in dem alten Palais der Canta-Vieja auf dem Prado wohne und die Braut eines Herrn vom Hofe sei.

„Braut?!" fragte in langem, gedehnten Tone der Schauspieler.

„Das heißt, wie man will," meinte der Portier. „Der alte Duque hat sie schon in der Wiege mit einem seiner Freunde verlobt, der seit 1829 ausgewandert ist nach England; jetzt wird er aber wohl wieder zurück kommen, nun unser König wieder absolut ist. Gott segne ihn lange Jahre!"

Diese Nachricht genügte dem feurigen Maiquez. Er beschloß, heute Abend nach dem Theater während der Illumination, die sich vorbereitete, dem schönen Mädchen eine Serenade zu bringen und eilte nun nach Hause, denn die öden Straßen, in denen die schwüle Sonnenhitze sich auf das glühende

Steinpflaſter lagerte, mahnten ihn laut und lauter an die, einem Spanier ſo unentbehrliche Sieſta.

Abends gegen ein halb acht Uhr füllten ſich die Räume des Theaters del Principe. In der Luneta, einem Platze, der unſerm Parquet entſpricht, ſaßen dicht gedrängt Spaniſche und Franzöſiſche Offiziere, reiche und angeſehene Bürger, in den Aposentos aber, den Logen der Spaniſchen Theater, ſah man nur Damen in dem reizenden Schmuck der Mantilla, deren Befeſtigung auf einem hohen ſilbernen oder goldnen Kamm die mehr oder mindere Eleganz der Trägerin verrieth. Im Patio, dem Parterre, ſtanden die Männer, trotz der Hitze in Mänteln und den Hut auf dem Kopfe. In den Alojeros aber nahm beim Beginnen des Stückes der Alcalde de la Corte, hinter ihm zwei Alguazils Platz und auf beiden Seiten der Bühne traten, als die Ouverture begann, zwei Grenadiere der Spaniſchen Garde aus dem Vorhange und ſtellten ſich regungslos mit dem Gewehr beim Fuß rechts und links in das Proſcenium. Kaum ertönten die erſten Takte der Ouverture, als das Publikum auch mit Heftigkeit ein damals bekanntes patriotiſches Lied zum Lobe des Königs verlangte, welches bei den Regimentern der Glaubens-Armee geſungen zu werden pflegte. Die Muſiker mußten aufhören und dem Verlangen des Publikums nachgeben, welches

dann auch unter tobendem Vivatgeschrei das ganze Lied sang. Nun begann das Stück. Durch das aufgeregte theilnehmende Publikum angefeuert, leisteten die Darsteller heut Vorzügliches und Maiquez, der die schöne Duqueza de Canta-Vieja in einem der ersten Aposentos an der Bühne bemerkte, übertraf sich heut selbst. Von dem schönen reichen Costüm seiner Rolle unterstützt, sich bewußt, durch seine Erscheinung schon den günstigsten Eindruck hervorzubringen, legte er heute in alle Scenen, die er mit der Geliebten hatte, so tiefes Gefühl, so innige Bedeutung, daß er selbst es kaum wagte, hin und wieder einen vielsagenden Blick in jene Loge zu werfen, aus welcher zwei schöne Augen jedem seiner Worte lauschten. Aber so selten er einen solchen Blick auch wagte, dem im Hintergrunde der Loge sitzenden Duque fielen sie doch auf. Mit einer leichten Bewegung nach vorn suchte er den Eindruck zu erspähen, den sie auf seine Tochter machten und ließ sich durch die spielenden Bewegungen des Fächers nicht täuschen. Jedem Blick des Schauspielers folgte ein Erröthen, jedem Ausbruch des Beifalls im Publikum ein zufriedenes Lächeln. Kopfschüttelnd verließ der Duque nach dem zweiten Akte seinen Aposento und suchte in dem Vorsaal die Duenna seiner Tochter auf. Mit unruhigen Schritten maß er den Saal auf und ab, bis diese, welche einen Platz in den Cazuelas hatte, herbeigerufen worden war. Das Gespräch Beider

dauerte nicht lange, aber aus dem ſtrengen, verweiſenden Blicke des Duque und dem verlegenen, ängſtlichen Weſen der Duenna ließ ſich entnehmen, daß das Geſpräch für beide Theile kein angenehmes war. Maiquez, der unterdeſſen ſeine Scene beendet, ſtand hinter der erſten Couliſſe, das Auge feſt auf die Loge geheftet, in der er jetzt die junge Duqueza allein ſitzen ſah. Die Augen Beider mußten ſich begegnen und viel hatte der Fächer des ſchönen jungen Mädchens zu thun, um die Verwirrung zu verbergen, welche dieſes Begegnen der Augen in ihr hervorrief.

Rita und die ältere der beiden Schweſtern Correas hatten aus der gegenüber liegenden Couliſſe bemerkt, daß Maiquez heute jenen ganz ungewöhnlichen Platz einnahm und ſchlichen ſich hinter ihn, um ſich zu überzeugen, wem ſeine Aufmerkſamkeit denn eigentlich galt. Kaum hatten ſie die junge Herzogin in ihrem Aposento bemerkt, als ſie laut kicherten und den verlegenen Maiquez aufzogen.

„Hole doch eine Guitarre, Rita, unſer ſchmachtender Freund möchte gern eine Serenade bringen. Siehſt Du nicht, wie er ſich in Sehnſucht verzehrt und jene Loge faſt mit den Augen verſchlingt?“

„Wenn es nur nicht eine Serenade mit Caſtagnetten wird,“ antwortete Rita, „lange, hölzerne Caſtagnetten, die wie Lakaienſtöcke ausſehen und von den Bedienten des alten Duque geſchlagen werden.“

Um ihn noch mehr zu peinigen, ſtreichelte die Correa dem verlegenen Maiquez die Wange, legte ihr lächelndes Köpfchen auf ſeine Schulter und that überhaupt ſo vertraut mit ihm, daß der Fächer der jungen Duqueza ſich ſchneller hin und her bewegte und ſie ſelbſt den Kopf abwandte.

Aufgebracht über die Neckereien der beiden Mädchen und den Eindruck bemerkend, den dieſer Anblick auf den Gegenſtand ſeiner Huldigung machte, wendete er ſich um und verließ den Platz, von welchem ihn die muthwilligen Mädchen abſichtlich vertrieben.

Als der Duque wieder in die Loge trat, bat ihn ſeine Tochter, mit ihr nach Hauſe zu gehen, weil die Hitze im Theater anfange unerträglich zu werden. Erſtaunt, aber durch keinen Zug ſeines Geſichtes dieſes Erſtaunen verrathend, und vergeblich nach der Urſache dieſes plötzlichen Entſchluſſes ſpähend, verließ er mit ſeiner Tochter die Loge und fuhr, eben als die Tänzer auftraten, um zwiſchen dem erſten Stücke und der darauf folgenden Saynete den Fandango zu tanzen, nach Hauſe. Als die ſchwere, alte Staats-Karoſſe das Theater verließ und durch die Straßen rollte, war das Abenddunkel ſchon hereingebrochen und überall flammten Lichter auf, die Illumination vorbereitend, welche die Stadt zu Ehren des wiedergekehrten Königs gab.

„Wie hat Dir das Stück unſeres Martinez gefallen, Inez?“ fragte der nachläſſig in die Ecke

ſeines Wagens gelehnte Duque ſeine Tochter. — „Die beiden erſten Akte ſchienen Dich ſehr zu intereſſiren?“

„Ich muß geſtehen,“ antwortete gleichgültig ſcheinend, die Tochter; „mich erfreuten die Beziehungen auf die Feier des heutigen Tages und der lebhafte Antheil des Publikums daran mehr als das Stück. Es trägt alle Spuren der Schnelligkeit, mit der es entſtanden.“

„Aber geſpielt wurde doch gut? Beſonders der Maiquez — ein vortrefflicher Schauſpieler“ fuhr der Herzog fort und heftete ſein Auge feſt auf die Tochter.

„In der That, er ſpielt mit mehr Feuer als die Uebrigen — Sehen Sie nur, lieber Vater, das ſchöne Transparent dort am Kloſter der Ciſtercienſer.“

„Sehr ſchön und voll ächt patriotiſcher Bedeutung. — Da ſieht man aber, wie wohlthätig es einem Schauſpieler iſt, wenn er reiſ't. Der Maiquez war einige Zeit in Paris, wo er Talma und das Theâtre français ſtudirt hat. Es ſoll überhaupt ein ſehr gebildeter Menſch ſein, mehr als man ſonſt von ſeinem Stande zu erwarten gewohnt iſt.“

„Dort ſteigt ſchon eine Rakete aus dem Arſenal des Buen Retiro,“ ſagte, den Kopf aus dem Wagenfenſter lehnend, die Tochter.

„Wahrſcheinlich ein Zeichen für das Beginnen des Feuerwerkes.— Wenn Maiquez ſo fortfährt, ſo

kann das Spaniſche Theater ſich bald kühn in der Darſtellungsweiſe mit dem Pariſer meſſen. Es iſt wirklich ein außerordentlicher Menſch, und dabei ein ſchöner Mann. Schade, daß er Schauſpieler iſt."

„Nicht wahr, lieber Vater? das habe ich auch ſchon gedacht. Immer in der Geſellſchaft von ſolchen Leuten, namentlich der Schauſpielerinnen und Tänzerinnen, zu leben, muß ſehr unangenehm für ihn ſein."

„Gewiß. Nach Allem, was man von ihm hört, muß er fühlen, daß ſeine Talente und Fähigkeiten ihm eine beſſere Stellung in der Geſellſchaft beſtimmen. Wäre er bei Hofe, er würde gewiß Glück machen — wie ſchön müßte der Menſch in Uniform ausſehen! Ich dachte heute Abend unwillkührlich daran, den Maiquez unter der Garde du Corps des Königs, den Gott erhalte, zu ſehen."

„Er würde gewiß alle Andern verdunkeln, — der ſtolze Gang, — die edle Haltung, — das ſchöne, wohlklingende Organ."

„Ja, ja, ſchade daß er ein Schauſpieler iſt."

Der Wagen hielt unter dem Portal des Herzoglichen Palais; die Dienerſchaft eilte mit Kerzen herbei, der Herzog führte ſeine Tochter in ihre Zimmer und wollte dann in das ſeinige, indem er Befehl gab, ſogleich den Beichtvater ſeines Hauſes Pater Thomé vom Prämonſtratenſer Orden zu ihm zu beſcheiden.

Maiquez hatte unterdessen, nach Beendigung des Stückes, rasch die Kleider gewechselt, bemerkte aber mit Unmuth, daß die Herzogliche Loge leer war und vermuthete, daß Inez mit dem Vater zu dem vor der Casa de China stattfindenden Feuerwerke gefahren sei. Sie dort aufzusuchen, wäre vergebene Mühe gewesen. Er verabredete daher, als die Saynete anfing, mit dem ersten Sänger des Theaters, Sancho Escandon, eine Serenade, bei welcher jener einige der beliebtesten Lieder singen solle, Maiquez ihn aber mit der Guitarre begleiten wolle. Gern war der Kollege bereit, und als das Theater beendet war, die Menge sich in den Straßen tummelte, um die Illumination zu sehen, und gegen 11 Uhr es anfing stiller und stiller zu werden, da standen Beide unter den Bäumen des Prado, dem Palais der Canta-Vieja gegenüber und Sancho Escandon sang:

Porque sabes, que te quiero,
Tu te haces de rogar;
Y la cuerda tiras tanto,
Que al fin se vendra a quebrar.
Que si Usted no tiene empeño,
Yo tampoco lo tendre
Que en el mundo hay buenas mozas
De sobra donde escoger.

Um den Sänger sammelte sich bald ein Kreis aufmerksamer Zuhörer. Aber noch war niemand an den Fenstern des Palais erschienen, noch hatte hinter keiner Jalousie eine weiße Mantilla oder ein

Tuch geſchimmert, als einige Offiziere der Glaubens-Armee Arm in Arm vorüber gingen und von dem Geſange angezogen ſtehen blieben. Sie kamen aus dem großen Kaffeehauſe der Fontana d'oro, hatten dort geſpeiſt und ſo viel Geſundheiten auf den König, die Religion, den Herzog von Angoulème und die abſolute Gewalt getrunken, daß ihre Geſichter faſt mit den Cigarren um die Wette glühten.

„Caramba!“ unterbrach der Eine den melodieuſen Refrain des bekannten Liebesliedes. „Wer iſt der ſchlechte Spanier, der heute ein anderes Lied ſingt, als die Hymne auf den König? — Nieder mit den Negros! Der König lebe lange Jahre!“

Erſchreckt hörte Escandon mitten im Geſange auf und „die Hymne auf den König! die Hymne auf den König!“ erſcholl es aus dem Munde aller Umſtehenden.

„Wer hat uns hier zu befehlen, was wir ſingen ſollen!?“ rief mit aller Kraft ſeiner Stimme Maiquez. „Lange lebe der König! Wir haben ſeine Hymne heut ſchon oft genug geſungen; jetzt wollen wir ſingen, was uns beliebt.“

„Caraxo!“ ſchrie vor Zorn zitternd einer der Offiziere. „Du Hund willſt ſagen, Du hätteſt die Hymne ſchon oft genug geſungen? Stoßt ihn nieder, es iſt ein Negro!“

„Kein Negro! aber ein Spanier, der ſich nicht von Euch armſeligen Basken und Navarreſen befehlen läßt.— Demonio! Hierher Madrid! Hierher

Mitbürger! Wollen wir uns von ſolchen Halbfranzoſen, ſolchen Afranceſados, wie dieſe Basken es ſind, Geſetze geben laſſen?"

Die Hälfte der Zuhörer ſchlug ſich nach dieſen Worten zu Maiquez. Die Glaubens-Offiziere ſchäumten vor Wuth, ſchon blinkten Meſſer und beide Partheien maßen ſich fluchend und drohend mit den Augen, — da ließ der einförmige Gleichſchritt einer Franzöſiſchen Patrouille ſich hören und Maiquez rief dem Unteroffizier zu: „Au secours! au meurtre! a l'assasin!"

Kaum vernahm die Patrouille dieſen Ruf, als ſie mit Blitzesſchnelligkeit mitten in dem Haufen war, rechts und links Bahn machte und in einem Umſehen die lauteſten Schreier beim Kragen hatte. Ohne ſich um den Gegenſtand des Streites zu kümmern, oder den Offiziersrang der Basken zu beachten, griffen ſie Jeden, der ihnen auseinander ſetzen wollte, was hier geſchah, und zogen mit derſelben unerſchütterlichen Ruhe, die Gefangenen in der Mitte, nach dem Wachtpoſten in der Straße Fuencarral.

Maiquez und Eſteanden hatten ſich beide bei Annäherung der Franzöſiſchen Patrouille entfernt, um nicht in eine unangenehme Angelegenheit verwickelt zu werden, die bei der öffentlichen Stellung Beider leicht die traurigſten Folgen hätte haben können. Beim Umſehen nach dem Orte, wo die Patrouille ſo raſch und beſtimmt einſchritt, bemerkten

ſie erſt jetzt, daß ein Mann ihnen folgte und ſie im Auge zu haben ſchien. Denſelben Mantel, denſelben Hut erinnerten ſie ſich heute im Laufe des Abends ſchon mehreremale in ihrer Nähe bemerkt zu haben und zwar von dem Augenblicke an, wo ſie das Theater verlaſſen, die volksbewegten Straßen durchkreuzt und endlich vor dem Palais der Canta-Vieja's jene Serenade gebracht hatten. Dies fiel ihnen auf und vergebens ſuchten ſie einen Grund für dieſes ſeltſame Verfolgen. Endlich trennten ſich die beiden Freunde und jeder von ihnen war neugierig, welchem von beiden jener Unbekannte nun folgen würde. Maiquez ſah ihn ſich nachſchleichen, und als er nach Hauſe gekommen war, bemerkte er, wie jener ſich die Wohnung genau anſah, dann aber im dunkeln Schatten der Mauer eines gegenüberliegenden Gebäudes verſchwand.

Am andern Morgen war Maiquez beſchäftigt, ſeine Rolle für die Vorſtellung des Abends zu ſtudiren, als eine prächtige Equipage bei ſeiner Wohnung vorfuhr und ein reich gallonirter Bediente fragte, ob der Caballero Maiquez den Duque de Canta-Vieja empfangen wolle. Erſtaunt und überraſcht, den Namen des Herzogs zu hören, warf er ſich raſch in die Kleider und erſchien in ſeinem Beſuchzimmer, wo der Herzog bereits in einem Lehnſeſſel Platz genommen.

„Was verſchafft mir das Glück, den Herzog von Canta-Vieja bei mir zu ſehen?“ fragte mit dem vollendeten Anſtande des Weltmanns der gewandte Maiquez, indem er eine eben geöffnete Kiſte der beſten Havanna-Cigarren dem vornehmen Gaſte anbot.

„Ich komme, um dem erſten Spaniſchen Schauſpieler, dem Ideal der Madrider Damen, meinen Dank für den Genuß zu ſagen, den mir ſein Spiel geſtern Abend gemacht,“ antwortete der Herzog, indem er ſeine Cigarre anzündete und die erſten bläulichen Wolken prüfend vor ſich hin blies.

„Ich muß geſtehen, Euer Excellenz *), ein ſolches Wort aus dem Munde eines ſo ausgezeichneten Kunſtkenners könnte mich faſt ſtolz machen, wenn ich nicht wüßte, daß nur Nachſicht mit meinem ſchwachen Beſtreben — —“

„Nicht doch, Señor Maiquez. Keine Komplimente. Ich würde Sie aber täuſchen, wenn ich Ihnen nicht geſtände, daß auch noch ein anderer Beweggrund mich zu Ihnen führt, als der, Ihnen den verdienten Tribut meiner Bewunderung zu bringen.“

„Euer Excellenz machen mich neugierig.“

„Doch davon ſpäter. — Sagen Sie mir erſt, Señor, ſind Sie gern Schauſpieler, ſind Sie es aus Wahl oder ſind Sie es nur, weil Sie es eben ſind?“

*) Die Spaniſchen Grandes erſter Klaſſe führen den Titel Excellenz.

„Eine sonderbare Frage, Euer Excellenz. Ich dächte aus der Art wie ich spiele, müßte man erkennen, ob künstlerischer Beruf oder Broderwerb mich an das Theater fesselt."

„Eben deswegen, weil Sie bedeutender sind als die ganze Masse der andern theatralischen Tagelöhner, weil man Sie auszeichnet, weil man Sie sogar in den Cirkeln der höhern Gesellschaft aufnimmt, ist mir der Gedanke gekommen, das Theater könne Ihnen für Ihre Fähigkeiten, für Ihre Bildung nicht den Spielraum bieten, dessen Sie bedürfen."

„Und warum nicht, Euer Excellenz? Meine Stellung ist unabhängig, mein Wirken ist das Beneidenswertheste. Ein Schauspieler, der es wagen darf, sich zu den Besseren zu zählen, ist der Glücklichste unter allen Künstlern. Wer hat, gleich ihm, die Gewißheit, augenblicklich in seinen Schöpfungen von Tausenden anerkannt und belohnt zu werden? Wessen bedarf der Künstler mehr, als des Beifalls, der Anerkennung? und kann der Maler, der Bildhauer, der Dichter oft nach jahrelangem Wirken so allgemeine Theilnahme erregen, als der Schauspieler es in einem Abende vermag?"

„Wohl wahr," erwiederte kopfschüttelnd der Herzog, „aber die Schöpfungen anderer Künstler dauern fort, sie leben weiter und auch unsere Nachkommen vermögen sich an dem zu erfreuen, was sie geschaffen, während die Kunst des Schauspielers—"

„Dem Augenblicke angehört, wollen Euer Excellenz sagen," fuhr Maiquez mit Feuer fort. „Ja, sie gehört dem Augenblick an; sie giebt in der Begeisterung des Augenblicks aber auch das Höchste, was sie vermag — das Lebensvollste, das Göttlichste! Wie der Blitz schlägt, was sie Gelungenes giebt, in die Menge. Die Wahrheit, die Schönheit des Gegebenen ergreift den Menschen in jeder Sphäre. Zum Genuß eines Bildes, eines Gedichtes, einer Statue gehört der Firniß höherer Bildung; — die Kunst des Schauspielers wendet sich an das menschliche Herz, sie ergreift, spricht zum Gefühl, wird tief empfunden von Jedem, gleichviel auf welcher Stufe der Gesellschaft er steht."

„Sie geben mir freilich einen andern Gesichtspunkt, Señor Maiquez, und ich gestehe gern, von dieser Seite habe ich Ihre Kunst noch nicht beachtet. Woher aber diese Geringschätzung, verzeihen Sie das Wort, diese Verachtung, mit der sich die höheren Stände, ja selbst die Bürger, von Ihrem Stande abwenden?"

„Das ist leicht zu erklären, Excellenz! — Der Schauspieler kann das Kunstwerk, das er schafft, nicht an Stein, Holz und Leinwand bilden; sein eigner Körper ist es, an dem er zur Anschauung bringen muß, was in ihm lebt. Wer aber seine Person öffentlicher Beurtheilung unterwirft, wer sie für einen Preis zur Schau stellt, an dem klebt in der Gesellschaft ein Makel, weil der Mensch

nichts mehr haßt, als ein öffentliches Beurtheilen ſeiner Perſönlichkeit, an der er nichts ändern kann."

„Und die Kunſt bietet Ihnen alſo wirklich Entſchädigung für Alles das, was das Leben Ihnen verſagt?"

„Das Leben verſagt mir nichts, Euer Excellenz. Welcher Stand könnte ſich mit dem eines Schauſpielers, wohl verſtanden, eines guten Schauſpielers meſſen? Wer iſt freier, unabhängiger, glücklicher als ein Schauſpieler? Jede Ausübung ſeiner Kunſt, in der man ſeinen Broderwerb zu ſehen gewohnt iſt, iſt ein neues Vergnügen für ihn; ſein Gemüth iſt ſtets der Poeſie offen, raſch wechſeln die Eindrücke, — hoch begeiſtert der Beifall! — Was entbehrt der Schauſpieler? die langweiligen, tödtenden Geſellſchaften? — Nicht doch, grade dieſe ſuchen ihn, aber er verſchmäht ſie, denn er will ſie nicht beleben, will ihnen nicht erſt durch ſein Erſcheinen Intereſſe geben. Was iſt ihm die Abneigung einzelner Stände? Nichts! Der Kaufmann hegt Vorurtheile gegen den Offizier, der Adel gegen den Kaufmann, der Soldat gegen den Studenten — warum ſollte der Schauſpieler allein nicht mit Vorurtheilen zu kämpfen haben? — Wahrlich, ich kann mich nicht beklagen! Man achtet mich, wo ich geachtet ſein will, und wer mich nicht näher kennt, deſſen Urtheil oder Vorurtheil iſt mir gleichgültig."

In dieſem Augenblicke trat der alte Gil Barrido in das Zimmer. Sein vertraulicher Gruß ging

in eine endlose Verbeugung über, als er den alten Duque mit Maiquez im Gespräch begriffen fand.

„Ich küsse Euer Excellenz die Hand," rief mit süßlicher Devotion der alte Fuchs. „Wie glücklich bin ich, einen Vetter Seiner Katholischen Majestät *) meine unterthänigste Ergebenheit zu bezeugen."

„Leben Sie lange Jahre, Señor Gil," antwortete mit leichtem Kopfnicken der Duque und sah theilnahmlos auf die Bilder an den Wänden.

„Nimm's nicht übel, Juan, daß ich Dich in so erhabener Gesellschaft störe, aber ich komme Dir zu sagen, daß das gestrige Stück auf Befehl des Alcalde de la Corte heute wiederholt werden soll. Probe haben wir nicht; aber ich bitte Dich, spiele heute Abend recht tüchtig darauf los, brülle, daß die ganze Luneta taube Ohren bekommt, denn es kommt Alles darauf an, daß wir wieder die Unterstützung vom Hofe bekommen, die wir vor der Revolution hatten."

„Schon gut, schon gut," antwortete unmuthig Maiquez. „Ich will sehen, wie ich aufgelegt bin. Verdammt, daß ein Künstler so niedriges, kriechendes Gelegenheits-Zeug einem wetterwendischen Pöbel vorsprechen muß."

„Um der heiligen Jungfrau willen, Juanito, sei mir nicht liberal!" antwortete mit einem ängstlichen Seitenblick auf den vornehmen Gast der alte

*) Die Grandes unter Klasse werden vom König mi primo genannt.

Gil. „Wir Schauspieler sind nun einmal Sklaven des Publikums und glücklich, wenn wir unsere loyalen Gefühle wie gestern und heute vor einem gleichdenkenden Publikum an den Tag legen können.“

„Ich erinnere mich doch, Señor Gil,“ unterbrach ihn hier der Duque, „daß Ihr vor einem halben Jahre das Tragala mit so großer Kraft und so vielem Feuer auf dem Theater sangt, daß Ihr ganz heiser davon wurdet.“

„Ja, Excellenz, das war damals; ich wurde gezwungen. Was thut man nicht um seiner Ruhe, seiner Frau und Kinder willen?“

„Ich sehe schon, Caballero,“ wendete sich jetzt der Duque zu Maiquez, „Euch fesseln Geschäfte und ich falle Euch nur lästig. Wollt Ihr heute Mittag mich mit Eurem Besuche erfreuen, so werdet Ihr Euch gewiß behaglich bei mir fühlen. Meine Tochter hegt schon längst den Wunsch, Euch kennen zu lernen,“ fügte er mit einem durchdringenden prüfenden Blick hinzu.

Verlegen und unfähig, sein Erröthen zu verbergen, nahm Maiquez die Einladung an und begleitete den sich entfernenden Duque bis an den Wagen, eilte dann zu Sancho Escandon, das Erlebte des gestrigen Abends zu besprechen, ihm die Hoffnung mitzutheilen, die er habe, die Geliebte zu sehen und zu sprechen, und warf sich dann in die

Kleider, um zur rechten Zeit im Palais der Canta-Vieja's zu ſein.

Inez von Canta Vieja empfing zu derſelben Zeit, als der Herzog den Schauſpieler Maiquez beſuchte, den Pater Thomé vom Orden der Prämonſtratenſer, ihren Beichtvater. Nachdem ſie mit ihm gebetet, fiel das Geſpräch auf die Ereigniſſe des geſtrigen Tages und der Pater erzählte, daß beinah ein Unglück unter den Fenſtern des Herzoglichen Palais geſchehen wäre, indem der Schauſpieler Maiquez, der wegen ſeiner liberalen Geſinnungen ſchon bekannt ſei, Streit mit einigen Offizieren der Glaubens-Armee gehabt.

Erſchreckt fragte Inez nach den nähern Umſtänden des Vorfalls und fiel aus allen ihren Himmeln, als ſie hörte, daß Maiquez ein Liberaler, ein Revolutionair ſei. Sie konnte den Gedanken gar nicht faſſen, daß ein Menſch, der ſie intereſſirte, nicht Royaliſt ſei. In einem Kloſter erzogen, nur von Royaliſten umgeben, gewohnt von den Liberalen nur Böſes, Zerſtörendes, Blutdürſtiges zu hören, ſchauderte ſie vor dem Gedanken, daß ein Liberaler ihr gefallen habe. Ihre innere Bewegung verbergend, ſuchte ſie den Pater Thomé auszuforſchen, was er von Maiquez wiſſe und dieſer benutzte die Neugier ſeines Beichtkindes, ihr eine Schilderung von ihm zu machen, welche das unverdorbene

Mädchen aus allen Träumen riß, die ſie ſich in der Phantaſie von ihrem Ideal auferbaut hatte.

In grellen Farben malte er ihr das Bild der Sittenloſigkeit, der Irreligiöſität, der Verwerflichkeit des Theaters und ſchonte des armen Maiquez nicht, den er einen um ſo gefährlicheren Menſchen nannte, als er ſcheinbar äußerliche Vorzüge beſitze. Das argloſe Mädchen hing aufmerkſam an den Lippen ihres Beichtigers und was ſie geſtern hinter den Couliſſen geſehen, ſtand wie das eben Gehörte bekräftigend, ergänzend vor ihrer Seele. Wie ſtieg aber ihre Verwirrung, als der alte Herzog in das Zimmer trat, einen vielſagenden Blick des Verſtändniſſes mit dem Pater Prämenſtratenſer wechſelte und ſeiner Tochter ankündigte, daß heute Mittag der berühmte Schauſpieler Maiquez vom Theater del Prencipe bei ihnen ſpeiſen würde. Der Herzog ſetzte hinzu, daß er dadurch ſeiner Tochter die freudige Ueberraſchung bereiten wolle, den ausgezeichneten Künſtler perſönlich kennen zu lernen. Inez mußte ſich mit ihrer Toilette zu thun machen, um ſich nicht zu verrathen, denn Freude, Ueberraſchung, Furcht und Beſorgniß trieben ihr abwechſelnd das Blut in die Wangen. Der Vater entfernte ſich mit ihrem Beichtvater und als Maiquez das Palais zur beſtimmten Zeit betrat, führte ihn ein Lakai in das Kabinet des Herzogs, der Pater Thomé empfahl ſich und der Schauſpieler blieb mit dem Grand von Spanien eine halbe Stunde

bei verſchloſſenen Thüren allein. Als ſie ſich öffneten, war die Tafel ſervirt und der Herzog ſtellte den ungewöhnlichen Gaſt ſeiner Tochter vor.

„Señor Juan Maiquez.“

„Meine Tochter Ines.“

Mit theatraliſchem Anſtand, der ſonderbar gegen das wahrhaft vornehme und adelige Weſen des Herzogs und ſeiner Tochter abſtach, ging Maiquez auf das ſchöne Mädchen zu und küßte ihr die Hand, indem er dabei eine Phraſe aus einem beliebten Calderon'ſchen Stücke mit affektirt ſüßlicher Gebehrde lispelte:

„Denn dein Aug' iſt Demant, Sonne,
„Iſt wie Blume, Perle, Stern.“

Die junge Herzogin wußte nicht recht, wie ſie dieſes ungewohnte Kompliment beantworten ſolle. Unter einem höflichen Lächeln verbarg ſie ihre Verlegenheit und nahm, von Maiquez geführt, Platz an der Tafel, ſo daß ſie ihm gegenüber ſaß, rechts ihr Vater, links der Beichtvater Pater Thomé.

„Wie hat Ihnen das geſtrige Stück gefallen, Señora Duqueza?“ fragte, die Serviette ausbreitend, Maiquez.

„Das Stück weniger, als die Art und Weiſe, wie es geſpielt wurde.“

„Ja, das haben die Rezenſenten auch ſchon geſagt, beſonders der in der Gazeta de Madrid; aber der andere infame Kerl, der Muñoz, in dem Correo, hat ſich unterſtanden, mich zu tadeln. Na

warte! Du sollst an mich denken — so ein jämmerlicher Scribent!"

Erstaunt und unangenehm durch diesen Ton berührt, sah Inez den Mann an, der ihr bis jetzt als das höchste Ideal männlicher Schönheit und Bildung erschienen war, und vermochte es kaum zu fassen, wie so ganz verschieden der berühmte Schauspieler von dem Bilde war, das sie sich von ihm entworfen hatte.

„Ist Ihnen ein Glas Alicante gefällig?" fragte der Herzog nach der Suppe, den Bedienten herbei winkend, der einen silbernen Credenzteller mit kleinen Weingläsern präsentirte.

Maiquez kostete, spie aber kopfschüttelnd den ersten Schluck wieder aus und rief:

„Caramba! das ist ja ganz ordinairer Vino tinto, wie ihn die Gallegos trinken. Ich bitte, mein Freund, nehmt Euer rothes Wasser nur wieder mit; ich bin gewohnt, nur Vino generoso zu trinken."

„Bringe dem Herrn einige Flaschen des besten Generoso, Matteo," befahl der Herzog dem Diener. Dann fuhr er fort: „Also getadelt hat Sie ein Rezensent, Herr Maiquez? Ich muß gestehen, dann hat er Ihnen Unrecht gethan, denn nach meiner und meiner Tochter Ueberzeugung haben Sie vortrefflich gespielt."

„O, ich weiß auch, warum der Kerl mich tadelt! Er macht unserer kleinen Rita den Hof; ein

paar mal habe ich ihn schon bei ihr gefunden und das letzte mal sehr ernstlich gesagt, daß mir seine Besuche nicht gefielen. Jetzt schimpft der Schuft; aber er soll mich schon noch kennen lernen! — Will mich tadeln? — Caramba!"

Der Herzog suchte während der Tafel das Gespräch auf politische und religiöse Gegenstände zu leiten, und hier entwickelte Maiquez Ansichten, die dem Gefühl der jungen Herzogin so widerstrebten und ihr so wehe thaten, daß sie kaum ihren Unmuth verbergen konnte. Als aber Maiquez, durch den wiederholten Genuß des schweren Weines, trunken wurde und anfing mit ihr zu liebäugeln, ja die Unschicklichkeit so weit trieb, daß er ihr unter dem Tische absichtlich auf den Fuß trat, da konnte sie, in tiefster Seele verletzt, nicht länger über sich gebieten, stand auf und entfernte sich mit kurzer, stolzer Verbeugung aus dem Speisezimmer.

Mit zufriedener, lächelnder Miene sah der Herzog seiner Tochter nach und nickte dem gegenübersitzenden Pater Thomé, welcher schmunzelnd und beifällig den Kopf hin und her bewegte. Maiquez athmete tief auf und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust.

„Es scheint gewirkt zu haben, ehrwürdiger Vater," sagte der Herzog.

„So scheint es allerdings," erwiederte dieser. „Meine Menschenkenntniß müßte mich ganz trügen, oder die junge Herzogin ist ganz von ihrer schwär-

merischen Leidenschaft geheilt. Aber mit welcher Kunst hat Señor Maiquez auch gespielt! Mit welch' entsetzlicher Wahrheit hat er den rohen Ton und die ungezogenen Manieren eines jener Zwittergeschöpfe nachgeahmt, von denen man nicht recht weiß, ob man sie Handwerker oder Künstler nennen soll."

„Wir sind unserem Freunde in der That vielen Dank schuldig. Ich hoffe, er wird mich in den Stand setzen, ihn für seine gefällige Bereitwilligkeit zu belohnen."

Unwillig erhob sich bei diesen Worten des Herzogs Maiquez vom Tische und rief:

„Ich hoffe doch nicht, daß Euer Excellenz für das, was ich so eben gethan, mir durch eine jämmerliche Belohnung das Bewußtsein rauben wollen, einen Dank verdient zu haben, der höher steht, als Alles, was ich bis jetzt errang."

„Ich bin weit entfernt, durch eine Belohnung einen Mann zu kränken, dem ein Vater die Ruhe und das künftige Glück seiner einzigen Tochter, ein Grand von Spanien die fleckenlose Ehre seines Hauses verdankt. Aber ich kann auch ein so wichtiges Geheimniß nicht in der Hand eines Dritten wissen, wenn ich nicht die Ueberzeugung habe, daß auch ihm dankbare Anerkennung den Mund bindet."

„Sein Euer Excellenz unbesorgt. Ich habe der Bitte eines Vaters nachgegeben, habe meine Kunst so weit erniedrigt, daß ich sie der Intrigue

dienſtbar gemacht, habe ſelbſt jene Scheidewand nur noch undurchdringlicher auferbaut, die den Schauſpieler auf immer von den höchſten Ständen der Geſellſchaft trennt — aber ich werde ſchweigen. — Leben Sie lange Jahre, Señor Duque. Ehrwürdiger Herr, ich bitte, Euch die Hand küſſen zu dürfen.“

Mit dieſen Worten verbeugte ſich der Schauſpieler Juan Maiquez und verließ in ſtolzer Haltung das Zimmer.

Acht Tage nachher war die Hochzeit des Grafen Velasquez Maria Antonio de Mirafol Señor de los Rios mit Doña Inez Duqueza de Canta Vieja. Als Maiquez am Abende in das Theater ging, um in dem Stücke „Liebe mehr als Ehre“ von Lope de Rueda zu ſpielen, rollte die prächtige Karoſſe des Brautpaares bei ihm vorüber und — Maiquez — — ſoll, nach dem Urtheile aller Kenner, an jenem Abende ſehr ſchlecht geſpielt haben.

Am 18. Auguſt 1836 raſte der Aufruhr durch die Straßen der Hauptſtadt. In la Granja war der Königin Regentin von einer zügelloſen Soldateska unter Anführung des Sergeanten Garcia die Konſtitution von 1812 aufgedrungen worden und das Volk ſuchte Rache an allen Karliſten, an allen Anhängern einer gemäßigten Regierungsform. General Quesada, der vor einigen Tagen mit männ-

licher Kraft einen Volksaufstand unterdrückt, fiel als Opfer des Volkshasses in dem Dorfe Hortaleza unter dem Mörderdolch des blutdürstigen Pöbels.— Mit dem Einbruch der Dunkelheit rasselte Trommelwirbel durch die Straßen, tönte fürchterliches Geschrei in die Ohren der ruhigen Bürger. Die Theater hatten sich bei der ersten Nachricht des drohenden Aufruhrs von allen Zuschauern geleert, die Vorstellung war unterbrochen worden und die Schauspieler eilten, sich ihrer Costüme zu entledigen um nach Hause zu kommen und ihre in Angst und Sorge schwebenden Familien zu beruhigen. Juan Maiquez, der beliebte, allgemein geachtete erste Schauspieler desselben Theaters, auf dem wir ihn vor dreizehn Jahren kennen gelernt, warf sich, nach Hause gekommen, in die Uniform der Nationalgarde, in deren Reihen er seit ihrer Errichtung als Unteroffizier diente, nahm Gewehr und Patrontasche, untersuchte seine Munition und folgte dann dem Rufe der immer noch wirbelnden Lärmtrommel, bis zur Plaça mayor, wo er sein Bataillon schon versammelt fand.

Die Offiziere standen berathend zusammen, in den Gliedern wurden die Vorzüge der Konstitution von 1812 mit der von 1820 verglichen. Niemand wußte was vorging; aber Alles meinte, schlug vor, gab Rath.— Ein Bataillon der Königlichen Garde hatte sich auf der entgegengesetzten Seite des Platzes aufgestellt und stand unbeweglich, ernst und

ſtumm unter den Waffen. Die Ermordung des tapfern Queſada hatte die ſämmtlichen Garde-Truppen mit tiefem Grimm gegen den blutgierigen Pöbel erfüllt und man ſah es den bärtigen Geſichtern der alten, unter den Waffen ergrauten Krieger an, daß ſie nach Rache dürſteten.

Noch ließ ſich nichts auf der Plaça mayor ſehen. In den entfernten Straßen hörte man hin und wieder Flintenſchüſſe fallen und Hülferuf ſich in Mordgeſchrei miſchen. Das Garde-Bataillon ſchickte unaufhörlich Patrouillen dorthin, aber bei jeder Annäherung entflohen die Banden zerlumpten Pöbels, die aus den Vorſtädten hereingebrochen waren, um Theil an der vermutheten Plünderung zu nehmen. Da ritt der Kommandeur des Garde-Bataillons auf die National-Garde zu und rief dem Chef deſſelben entgegen:

„Es lebe unſere unſchuldige Königin Iſabelle lange Jahre! Nieder mit den Exaltados! Was hat die tapfere Nationalgarde beſchloſſen? Iſt ſie mit der Königlichen Garde oder gegen ſie?“

„Sehr werther Herr Oberſt,“ antwortete der Kommandeur des Nationalgarden-Bataillons, ein Tabackshändler, „wenn wir nur erſt wüßten, was eigentlich vorgeht. Wir haben ja geſtern erſt die neue Konſtitution, das heißt eigentlich die alte, beſchworen. Iſt denn ſchon wieder eine neue im Werke?“

„Der Soldat fragt nicht warum, wofür, weshalb; er gehorcht und kämpft gegen die Feinde der öffentlichen Ordnung.“

„Sehr richtig, werther Herr Oberſt, aber was iſt denn eigentlich jetzt an der öffentlichen Ordnung? Ich muß geſtehen, mein ganzes Offizier-Corps iſt verſchiedener Meinung darüber. Seitdem der Karliſtiſche General Gomez bis zwei Stunden vor Madrid gekommen iſt, bemerke ich einige Reaktion in der Begeiſterung meines Bataillons und ich ſelbſt habe in den letzten ſechs Jahren für ſo verſchiedene Dinge begeiſtert ſein müſſen, daß ich nach und nach etwas abgeſtumpft worden bin.“

Dies Geſpräch wurde von einem Adjudanten unterbrochen, der an den Oberſten heranſprengte und meldete, daß ein wüthender Pöbelhaufe auf dem Prado das alte Palais der Canta Vieja's ſtürme und den Grafen Mirafol ſuche, der ein erklärter Widerſacher Mendizabals, dieſen in der Proceres-Kammer durch eine glänzende Rede zu entlarven geſucht. — Der Oberſt befahl ſogleich einer Compagnie, dorthin zu eilen und fragte den kommandirenden Tabackshändler, ob er nicht auch ein Detaſchement mit dorthin ſchicken wolle. Verlegen ſah ſich dieſer um, ſuchte in den Augen ſeiner Offiziere zu leſen und da er hier wenig Troſt fand, ſo rief er endlich:

„Die Freiwilligen der heroiſchen Nationalgarde der loyalen Stadt Madrid werden aufgefordert,

vorzutreten. Auf dem Prado ſtürmt man den Palaſt der Canta Vieja's. Unſer Ruf ſei: Freiheit und öffentliche Ordnung!"

Siebenzehn Mann, unter ihnen Juan Maiquez, traten vor und ihr Ruf: „Freiheit und öffentliche Ordnung!" nahm ſich kläglich gegen die tiefe Stille im Bataillon aus. Als Unteroffizier übernahm Maiquez die Führung des Detaſchements und die Garde-Compagnie folgte dem kleinen Trupp nach dem Prado, wo der wildeſte Tumult ſchon gegen den alten Herzoglichen Palaſt wüthete und die Pforten eben den wiederholten Stößen ungeheurer Balken gewichen waren. Mit raubluſtiger Wuth drängte der Pöbel ſich in den Palaſt und füllte mit reißender Schnelligkeit die Gänge und Zimmer, jede Thür erbrechend, hinter der die Bewohner Schutz ſuchen wollten. Maiquez beſann ſich nicht lange; mit einigen ſeiner Kameraden drang er durch die dichten Volkshaufen und eilte geradeswegs nach dem Zimmer, in welchem er vor dreizehn Jahren mit dem verſtorbenen Herzog geſpeiſt. Hier fand er einen alten Diener der Familie, der zitternd ſein Schickſal erwartete und ließ ſich von ihm das Zimmer des Grafen und der Gräfin zeigen, die Beide in einer kleinen Bedientenkammer des Gartenflügels Schutz geſucht. Nur die Verſicherung, daß die National-Gardiſten zum Schutze des Grafen herbeigeeilt wären, vermochte den alten Mann dazu, den Zufluchtsort ſeiner Herrſchaft zu verrathen.

Der Weg dorthin war frei, denn der Pöbel vergaß seine Mordlust über der reichen Plünderung und so gelang es Maiquez, bis zu der bezeichneten Kammer zu kommen, die sich auf einige leise Worte des alten Dieners öffnete und die Nationalgardisten einließ.

Der Graf Mirasol de los Rios stand hinter einer Fenstergardine, mit sorgenvollem Blick den Tumult im Hofe des Palastes übersehend. Er hatte sich bewaffnet und suchte die bebende Gräfin zu beruhigen. Maiquez fühlte, daß hier nicht zu zögern sei und fragte den Grafen, was er zu thun gedenke.

„Ich werde zu sterben wissen, Señor," erwiederte stolz der Graf. „Aber wehe! wehe! über Spanien, daß es die Vertheidiger seiner Rechte dem Wahne eines blutgierigen Pöbels opfert!"

„Mit solchen Worten werdet Ihr den Dolch der Exaltados nicht zurückhalten, Herr Graf. Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so nehmt hier meine Uniform und mein Gewehr, verlaßt mit meinen Kameraden diesen Schauplatz der Unordnung und sucht aus der Stadt zu entkommen. Bald, so hoffe ich, ist der Aufruhr vorüber und dann mögt Ihr gefahrlos zurückkehren."

Gräfin Inez drang in den Gatten, dies Anerbieten anzunehmen und war selbst behülflich, ihm die Uniform anzuziehen. Als aber Maiquez nun den Grafen antrieb, sich zu entfernen, da wollte die Gräfin ihn begleiten.

„Nicht ſo, Frau Gräfin, das würde Alles verrathen. An Ihrer Kleidung würde man erkennen, wer der Nationalgardiſt iſt. Werfen Sie die Oberkleider ab, löſen Sie ihr Haar. Ich trage Sie auf meinen Armen aus dem Hauſe.“

Mit ängſtlicher Haſt that die Gräfin, was Maiquez verlangte. Er krempte ſich die Hemdärmel auf, band ein buntes Tuch um den Kopf und ſah in dieſem Aufzuge wie einer der Plünderer aus. Mit einem Schwunge nahm er die ſich ohnmächtig Stellende auf ſeinen Arm und nun ſtürzte der kleine Trupp unter wildem Geſchrei durch die Plündernden aus dem Hauſe. Man machte ihnen Platz und beachtete ſie kaum; nur einige rohe Scherzreden mußte Maiquez über das Frauenzimmer hören, die er nach der Meinung jener ſittenloſen Burſchen für ſich bei Seite bringe. Vor dem Thore des Palaſtes angekommen, ſtießen die Nationalgardiſten auf den Oberſten des Garde-Bataillons, der mit ſeinen Mannſchaften von der Plaça mayor ebenfalls herbei gekommen war und die Volkshaufen im Prado zerſtreut hatte. Er befahl den Nationalgardiſten, unter denen der Graf ſich noch in der Unteroffiziers-Uniform befand, augenblicklich in Reih und Glied einzutreten und die ſämmtlichen Zugänge zum Palaſte zu beſetzen. Jede Weigerung wäre hier gefährlich geweſen und ſo wurde Maiquez von ſeinen Kameraden getrennt. In der größten Verlegenheit, was nun zu thun ſei, ſuchte er aus

der Nähe der Soldaten zu entkommen, und es gelang ihm, die dunkle Queer-Allee des Prado zu erreichen. Hier setzte er die Gräfin nieder und fragte, ob sie irgend eine sichere Zufluchtsstätte wisse, wohin er sie bringen könne.

„Heilige Mutter Gottes vom Pfeiler! — Getrennt von meinem Gatten, in dieser fürchterlichen Nacht — wo soll ich hin? was soll aus mir werden?"

„Wenn Ihr eine Zufluchtsstätte in meinem Hause annehmen wollt, Frau Gräfin, bis Euer Gatte sich unbemerkt von den Soldaten los machen kann, so — — —"

„Alles, alles! Nur entfernt mich aus diesem fürchterlichen Tumult! Hört Ihr das Mordgeschrei? Heilige Mutter Gottes, das gilt meinem Gatten!"

„Seid unbesorgt, Señora Condesa; er ist unter dem Schutze gleichgesinnter Freunde und müßte sich selbst verrathen wollen, wenn man ihn in der Nationalgarden-Uniform erkennt."

Einige rasch hinter einander fallende Flintenschüsse belehrten Beide, daß Gefahr im Verzuge sei und Maiquez führte die Gräfin durch Nebengassen bis in seine Wohnung. Hier angekommen, ließ er sie allein und eilte, Erkundigungen über den Grafen einzuziehen. Niemand wollte etwas Sicheres über ihn wissen; einige behaupteten, er sei ermordet worden; andere, die Garde-Truppen hätten ihn verhaftet und ins Gefängniß geführt. Endlich theilte ihm einer der Nationalgardisten, mit denen

er in den Palaſt eingedrungen war, mit, daß er glücklich nach St. Ildefonſo entkommen ſei, und von dort aus wahrſcheinlich den Weg nach Biscaya oder Navarra zu Don Karlos einſchlagen würde.

Mit dieſer Nachricht kehrte Maiquez nach Hauſe zurück, wo Gräfin Inez ihn bebend erwartete. Er theilte ihr mit, was er erfahren und berieth mit ihr, auf welche Weiſe ſie ihrem Gatten folgen könne. Dankbarkeit für das edle, aufopfernde Benehmen des unbekannten Mannes, der ſie gerettet, ließ ſie mit Vertrauen und Zuverſicht ſeinen Plänen und Vorſchlägen lauſchen; ja, ſein Anerbieten annehmen, ſie mit den nöthigen Geldſummen zur Reiſe zu unterſtützen. Faſt war es Mitternacht geworden, als Maiquez ſich zurückziehen wollte, um ſeinen Schützling der Ruhe zu überlaſſen. Gräfin Inez fragte ihn ſchüchtern, ob er nicht wenigſtens in der Nähe bleibe, ihr zum Troſte bei erneuerter Gefahr?

„Nein, Señora Condeſa, ich werde gar nicht in dieſem Hauſe ſchlafen; doch wird für Schutz und weibliche Bedienung geſorgt ſein und morgen früh können Sie ſich ohne Furcht demjenigen anvertrauen, den ich Ihnen ſenden werde, um Sie zu Ihrem Gatten zu führen.“

„Und wem danke ich das Alles?“ fragte mit ſchüchternem Erröthen die Gräfin. „Soll ich meinem Gatten nicht wenigſtens den Namen deſſen nennen können, der mit heldenmüthiger Aufopferung

und der zarteſten Schonung uns Beide dem ſichern Tode entriſſen?“

„Ich bin ein Schauſpieler und heiße Juan Maiquez. Einſt gab es eine Zeit, wo dieſer Name eben ſo wie jetzt, das ſchönſte Mädchen Spaniens erröthen ließ; aber der Vater bat mich, durch verſtelltes Benehmen der liebenden Tochter Abſcheu gegen mich einzuflößen, und, Gott iſt mein Zeuge, mit wie zerriſſenem Herzen ich meine Rolle geſpielt; denn auch ich liebte jenes Mädchen mit aller Glut des Spaniers, des Künſtlers! Urtheilen Sie jetzt, was der Schauſpieler Maiquez empfand, als er Sie an der Seite des Grafen aus der Kirche kommen ſah und ein verächtlicher Blick ihn traf! — Leben Sie lange Jahre, Inez de Canta Vieja, und bewahren Sie dem Schauſpieler Maiquez die beſſere Meinung, welche dieſer Augenblick Ihnen nach dreizehn Jahren der Verkennung aufdringt.“

Mit dieſen Worten verließ Maiquez das Zimmer nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung und ſah die Gräfin nicht wieder.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Schauspieler-Novellen

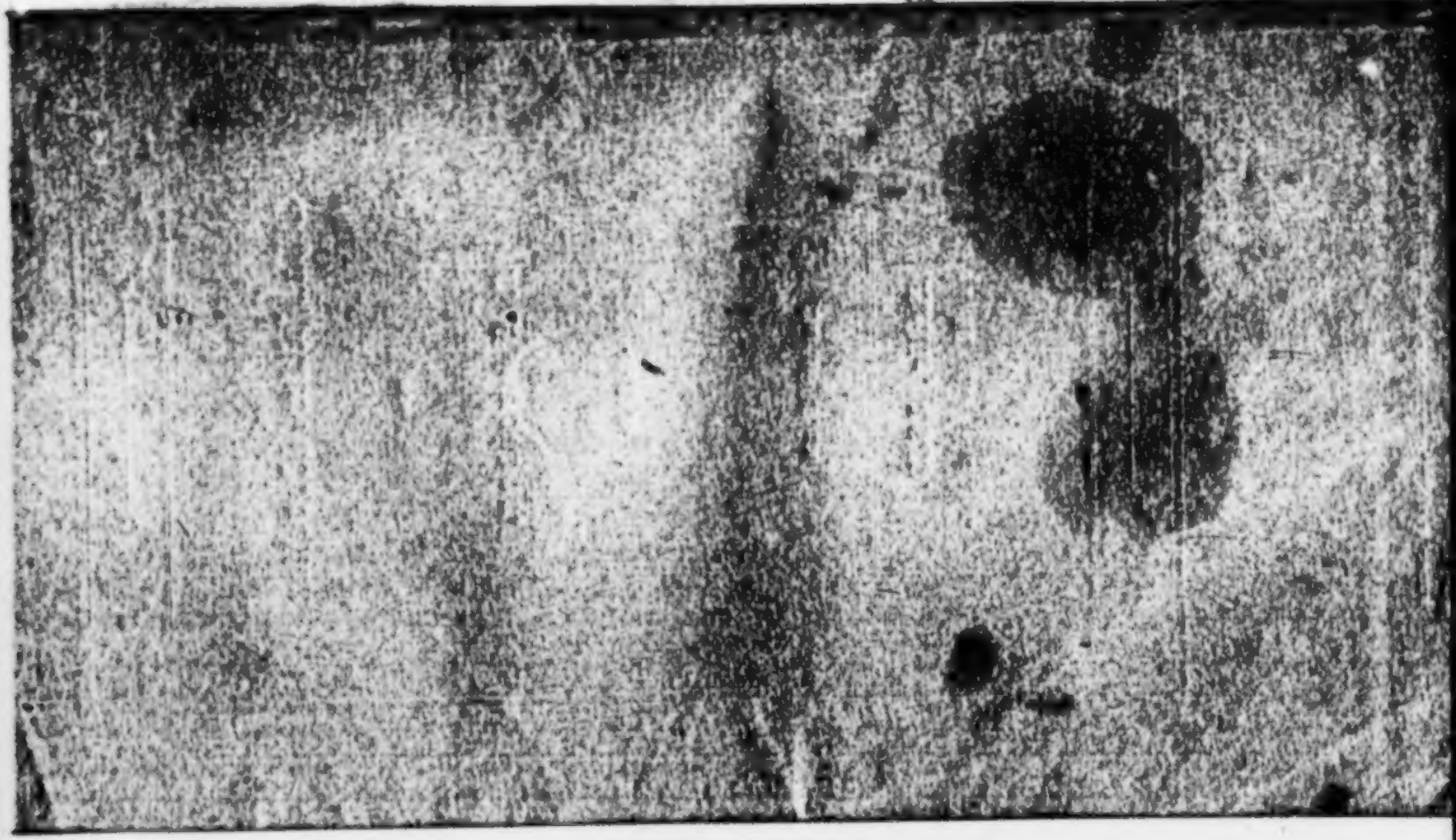
von

L. Schneider.

Zweiter Band.

Berlin, 1839.
Bei A. W. Hayn.

Nachdrucken der folgenden Novellen wird nicht gewehrt.



Schauſpieler-Novellen

von

L. Schneider.

'99. 1965

Zweiter Band.

Berlin, 1839.
Bei A. W. Hayn.

Inhalt.

	Seite
Moliere	1
Iffland	51
Ruy Torres	85
Joſeph Edler von Brunian	123
Aurore Burſay	163
Talma	199

Von demſelben Verfaſſer erſchienen bei A. W. Hayn:

Bilder aus Berlins Nächten. Genre-Skizzen aus der Geſchichte, Phantaſie und Wirklichkeit. 8vo. 1 Thlr. 12 Gr.

Bellona. Sammlung von Novellen, Erzählungen, Berichten und Schilderungen aus dem Kriegerleben. Erſtes Bändchen. 8vo. 1 Thlr. 12 Gr.

Jokoſus. Repertoir für das Deutſche Liederſpiel, Vaudeville und Quodlibet. Erſtes Bändchen. Inhalt: 1) Der reiſende Student oder das Donnerwetter. Muſikaliſches Quodlibet in 2 Aufz. 2) Der Kapellmeiſter von Venedig. Muſikaliſches Quodlibet in 1 Aufzuge. 3) Fröhlich. Muſikaliſches Quodlibet in 2 Aufzügen. 4) Wohlgemuth. Muſikaliſcher Scherz in 1 Aufzuge. 8vo. 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin vor 300 Jahren. Erſte Abtheilung des hiſtoriſchen Romans: „Der böſe Blick, oder die Kneiße in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. In 4 Abtheilungen." 8vo. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Die zweite Abtheilung: Berlin vor 200 Jahren, erſcheint Oſtern 1839.

(Jede der 4 Abtheilungen bildet ein für ſich abgeſchloſſenes Ganze und iſt daher auch einzeln zu haben.)

Molière.

1602.

„Nun wie geht es, Freund Jean Baptiſte?“ rief der lebensfrohe Chapelle dem nachdenklich in ſeinem Sorgenſtuhle ſitzenden Molière zu. „Ich komme, um Dich in in das Theater abzuholen; — das Wetter iſt wunderſchön. Wir plaudern unterweges in meiner Karoſſe und heute Abend mußt Du mit mir eſſen; ich habe eine Partie fine arrangirt. Jonſac, Nantouillet, Despreaux, Lulli und Dein kleiner Baron werden mit dabei ſein. Du willſt doch?“

„Ich muß Dir geſtehen, Freund Chapelle, daß ich gar nicht in der Stimmung bin, einen Abend in froher Geſellſchaft zuzubringen. Tauſend unangenehme Dinge liegen mir im Kopfe, ängſtigen, quälen mich. Laß mich heut mir ſelbſt; ich tauge nicht unter Euch.“

„Nicht doch! Grade weil Du wieder einmal Deinen Anfall von übler Laune haſt, ſollſt Du Dich aufheitern, zerſtreuen. — Es hilft Dir Alles nichts; ich laſſe Dich nicht los! — Was giebt es denn? Theater-Verdrüßlichkeiten?“

„Frage mich nicht! Was kann es wohl geben? Du weißt eben ſo gut als ich es Dir ſagen kann, was mich quält.“

„Aha, häuslicher Aerger? — Das geht mich nichts an. Wer ſo dumm iſt, ſich zu verheirathen, ſoll ſich nachher auch nicht beklagen, wenn er ſich ärgert. Mich ärgert nichts; wenn meine Haushälterin anfangen will, ſich etwas gegen mich herauszunehmen, ſchicke ich ſie fort und miethe mir eine andere, nota bene eine jüngere. Ich habe Dich gewarnt — nun halte aus, Hiob!“

„Du glaubſt gar nicht, wie ausgeſucht meine Frau mich kränkt und quält. Seit geſtern ſpricht ſie wieder kein Wort mit mir und den ganzen Vormittag über wurde ihr Zimmer nicht leer von jungen Gecken und reichen Wüſtlingen. O, ich möchte verzweifeln!“

„Thue das nicht, theurer Jean-Baptiſte, denn Du glaubſt gar nicht, wie unendlich komiſch Du biſt, wenn Du verzweifelſt. Wie zum Henker willſt Du ein frohes Leben führen, wenn in Deinem Hauſe vier Weiber das Regiment führen und Du der einzige Mann dieſer Cohorte von Zungen gegenüber biſt?“

„Wie ſo vier Weiber? ich kenne nur drei; — meine Schwiegermutter, meine Frau und die de Brie.“

„Vergißt Du denn Deine Zofe, die holde la Foreſt? die Göttin mit dem Attribut eines Beſens?“

„Du bildeſt Dir doch nicht ein, daß — —“

„Ich bilde mir ein, daß —“

„Nun, was denn?“

„Daß Du eben ſo unter dem Pantoffel Deiner Zofe, als Deiner Schwiegermutter, nebſt übrigem weiblichem Ameublement ſtehſt.“

„Was Du nicht alles wiſſen willſt! Die la Foreſt iſt mir werth, weil ſie ſchon lange in meinem Hauſe lebt, weil ſie mich von Jugend auf kennt.“

„Und weil Du ihr Deine Stücke vorlieſ't, um zu hören, welchen Eindruck ſie auf das holde Weſen machen. Das weiß ich Alles; aber deßwegen weiß ich auch, daß ſie Dich eben ſo gut tyranniſirt als Deine venerable Frau Schwiegermutter.“

„Ich ſage Dir, das iſt nicht wahr.“

„So, nun das wollen wir gleich einmal ſehen.“

Chapelle klingelte und die La Foreſt, Haushälterin, Köchin, Kinderwärterin, kurz Alles in Allem bei Molière, erſchien.

„Herr Molière wird heute Abend bei mir eſſen, La Foreſt; ſie braucht daher nichts für den Herrn vorzubereiten.“

„Schon wieder aus eſſen!“ brummte die La Foreſt. „Er hat ja erſt vor drei Wochen bei Grimareſt ſoupirt. Weiß es denn die Madame ſchon?“

„Nein, meine gute Atropos, nein! Noch weiß es niemand hier im Hauſe und Du erfährſt es zuerſt, weil Deine Erlaubniß vor allen Dingen nöthig iſt.“

„Herr Molière hat aber noch sehr nöthig an dem fünften Akte des neuen Stückes zu arbeiten. Er wird sich den Magen überladen und dann klagt er wieder.“

Molière, der sich bei diesem Gespräch sehr unbehaglich befand, wollte sich als Herr des Hauses zeigen und unterbrach die Alte:

„Dann kannst Du mir ja Deinen Melissengeist wieder anpreisen; das thut Dir ja doch wohl. Jetzt verbitte ich mir alle weiteren Anmerkungen. Ich souzire heut Abend mit meinen Freunden.“

„Hm, ich bin ja schon still! ich rede ja kein Wort mehr! — das sollte mir auch noch fehlen, Ihnen Anmerkungen zu machen. Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Ich will mir den Mund nicht mehr verbrennen — kein Laut soll mehr über meine Lippen kommen — Gott bewahre! — Sie könnten auch etwas Besseres thun, als einem Frauenzimmer, die Sie so klein gekannt hat, den Mund verbieten. Aber schön! ich schweige!“

Chapelle lachte laut auf, als die alte La Foreſt noch eine ganze Zeit so vor sich hin gebrummt und im Zimmer herumhandthirt hatte, zuckte, zu Molière gewendet, die Achseln, und sagte dann:

„Nun, Jean Baptiſte, habe ich Unrecht oder nicht?“

„Recht, recht hast Du! und ich bin ein Narr, mir das Alles gefallen zu lassen!“ erwiederte auf-

gebracht Molière. Aber ich will dem Dinge ein Ende machen oder das Leben nicht mehr haben."

„Im Gegentheil, mache dem Dinge ein Ende und habe das Leben, denn jetzt kann man wirklich nicht sagen, daß Du lebst."

„Meinen Rock, La Foreſt! Hört Sie? meinen Rock! — Nein, es iſt zum Verzweifeln! Und wenn ich nun gar an die heutige Vorſtellung denke — meine Perrücke! — Zu Hauſe Aerger, im Theater Aerger, bei Hofe Aerger — meinen Rock! — und dabei ſoll ich komiſche Rollen ſpielen! — Meinen Rock, ſage ich!"

„Fahren Sie mich nicht ſo an, Herr Molière!" antwortete, endlich auch aufgebracht, die La Foreſt. „Da haben Sie Ihren Rock! Sie denken wohl, weil der Herr Chapelle bei Ihnen iſt, der nichts anderes verſteht, als ſich über ehrliche Frauensperſonen luſtig zu machen, wollen Sie unhöflich gegen mich ſein. Gehen Sie, gehen Sie, das kleidet Sie gar nicht; Sie ſind ſonſt ein ſo vernünftiger Mann."

„Meine Handſchuhe!"

„Da haben Sie die Handſchuhe. Wollen Sie der Madame nicht Adieu ſagen?"

„Nein, das will ich nicht."

„Das iſt ſehr Unrecht von Ihnen. Ein Mann ſoll ſein Haus nicht im Böſen verlaſſen. Ja, ja, Herr Chapelle, lachen Sie nur; Sie machen ſich über Alles luſtig. Aber ich erlebe es auch noch, daß Sie einmal krank daliegen und dann gern je-

mand um ſich haben werden, der Sie pflegt und liebt, wie ich Herrn Molière gepflegt und geehrt habe mein Lebelang.“

„Eigentlich hat ſie Recht, Chapelle; Adieu könnte ich meiner Frau doch wohl ſagen,“ ſagte Jbergend und mit fragendem Blick auf den lächelnden Freund, Molière.

„Ich miſche mich nicht in Hausſtands-Angelegenheiten,“ antwortete ſarkaſtiſch Chapelle. „Thu, was Du willſt; ich erwarte Dich unten in meiner Karoſſe.“

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, ſetzte ſich erwartend in den Wagen und ließ ſo den Freund mit ſeiner Haushälterin allein. Kaum hatte die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen, als Molière's Schwiegermutter, die Schauſpielerin Bejart, in das Zimmer trat, der La Foreſt befahl, hinauszugehen und mit ſichtbar erſchrockenen Mienen Molière einen Brief hinhielt, den ſie ſo eben empfangen.

Molière las,

Madame!

Wenn Sie nicht Alles anwenden, was in Ihrer Kraft ſteht, Molière von der beabſichtigten Wiederaufführung des ſchändlichen Tartuffe abzuhalten, ſo zittern Sie! Wir haben die Beweiſe in Händen, daß Ihre Tochter auch die Seinige iſt. Es ſind Zeugen vorhanden, die vor Gericht beſchwören wollen, daß Molière wiſſentlich und im verbrecheriſchen Einverſtändniß mit Ihnen, ſeine eigene Tochter ge-

heirathet. Fragen Sie Ihr eigenes Bewußtsein, ob wir Waffen gegen Sie in Händen haben oder nicht. Besteht der Gottlose auf seinem Vorhaben, so ist am Tage nach der ersten Wiederaufführung des Tartuffe die Anklage vor der Chambre ardente. Ueberlegen Sie wohl, was und wie Sie es thun wollen.

• • •

Molière stand sprachlos; der Brief zitterte in seiner Hand. Vergebens wollte er versuchen, das Gelesene noch einmal zu überfliegen, er vermochte es nicht.

„Nun, was sagen Sie zu dieser Schändlichkeit, Molière? Bestehen Sie solchen Feinden gegenüber noch auf Ihren Willen? Wollen Sie durch die Wiederaufführung des Tartuffe, den das Publikum schon verdammt, ein solches Unglück über Sich, über uns Alle verhängen?“

„Schändliche Bosheit! empörende Rachsucht!“ rief außer sich Molière. „Noch kann ich kaum zu mir selber kommen. Ich zittere vor der durchdachten Bäberei dieses Plans! — Was ist erkauften Zeugen und erkauften Richtern nicht Alles möglich? Die Welt glaubt lieber der Anklage als der Vertheidigung. Man wird mich verdammen, wenn ich auch sonnenklar beweise, daß Armande-Erzinde, meine Gattin, schon sieben Jahr alt war, als ich Sie zuerst sah, Frau Bejart.“

„Gegen mich bedürfen Sie der Rechtfertigung nicht; werden wir aber Glauben finden? Neun Jahr machten wir ein Haus, Molière, ehe meine Tochter Ihre Gattin wurde. Spricht der Schein nicht gegen uns? Erinnern Sie sich zur Zeit, als Armandens Vater, der Comte de Modène, mir die Cour machte, in Dijon gewesen zu sein?"

„Allerdings! Aber Sie wissen so gut als ich, daß ich Sie damals gar nicht sah; Sie lebten zurückgezogen vom Theater auf dem Landgute des Vaters meiner Frau."

„Aber ich habe Sie gesehen! Sie spielten damals im Etourdi, Ihrem ersten Stücke, und machten so großes Glück, daß auch ich den jungen Mann spielen sehen wollte, nach dem die ganze Stadt lief. Darf ich schwören, Sie damals nicht gekannt zu haben? Wird man selbst meinem Schwure glauben, wenn ich versichere, daß wir uns erst sieben Jahre später zum erstenmale gesprochen? Nein, nein, der Plan ist schlau genug ersonnen, um uns zu verderben! Und wer es vermochte, ihn zu ersinnen, der hat auch die Kraft, ihn durchzuführen. Molière, ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie thun wollen!"

„Was ich thun will? Entlarven will ich diese feigen Mörder im Leben, wie ich sie entlarvt auf der Bühne; in ihrer ganzen Blöße will ich sie hinstellen, daß sie schaudernd sich verkriechen vor dem Lichte der Wahrheit. Wenn ich die Religion lästerte,

ſo würden dieſe Blindſchleichen lächeln, ſich die Hände reiben und meinen Witz bewundern; da ich es aber wage, den Heuchlern auf der Bühne die Maske abzureißen, rufen ſie ein Anathem über mich! Lieber ehrenvoll untergehen, als dieſen ſcheinheiligen Schuften nachgeben."

„Aber Molière! —"

„Ich weiß, ich weiß, was Sie ſagen wollen.— Sie können mir keine größeren Vorwürfe machen, als ich mir ſelbſt ſchon gemacht, mit der Mutter ein Liebesverhältniß gehabt und die Tochter geheirathet zu haben."

„Molière!! —"

„Ich bezahle den Fehltritt mit dem Unglück meines Lebens. Mein Haus iſt die Hölle, mein Leben das eines Verdammten!"

„Molière!"

„Wehe über die Schändlichen, die mich verfolgen, weil ich ein Herz habe, das menſchlich fühlt! Aber ſie ſollen erfahren, welche Waffe ein Gott in meine Hand gelegt. Nie hat die Kunſt einem edleren Zwecke gedient, als wenn ſie dieſe heuchleriſchen Schurken entlarvt. Ich fürchte nichts! Mag kommen was da will! — Ich bin ſchwach meiner Umgebung gegenüber, aber die Ereigniſſe ſollen mich ſtark finden, ſtärker als dieſe Tartuffes mich glauben. Sagen Sie meiner Frau Adieu für mich, in dieſer Stimmung will ich nicht vor ihr erſchei-

nen. Morgen ſollen Sie erfahren, was ich zu thun gedenke. Adieu!“

In der höchſten Aufregung eilte Molière durch das Vorzimmer. Die alte Haushälterin ſah ihn erhitzt die Treppe hinunter gehen und rief ihm nach:

„Erkälten Sie ſich nur nicht, Herr Molière! und eſſen Sie heute Abend nicht zu raſch, Sie wiſſen ja, Ihr Magen verträgt nicht viel!“

Ohne auf ſie zu hören, trat Molière aus ſeinem Hauſe, beſtieg die Karoſſe, in welcher Chapelle ihn lächelnd erwartete und eben anfangen wollte, ihn über das lange Ausbleiben zu necken. Als er aber den Ausdruck des tiefſten Unmuths auf dem Geſichte des Freundes bemerkte, ſchwieg er, um ihm nicht weh zu thun und Beide fuhren, ohne ein Wort mit einander zu ſprechen, bis zum Theater. Kaum an der Ecke der Place royale angekommen, ſahen ſie einen Tumult vor den Eingangsthüren des Theaters. Chapelle machte Molière darauf aufmerkſam und als dieſer ſah, daß einige Hundert Mousquetaires, Gardes du Corps, Gensd'armen und Chevaux legèrs vor der Kaſſe ſich drängten, die Polizeidiener (les gens du guet) zurückſtießen und die Thüren erbrechen wollten, rief er:

„Habe ich es nicht geſagt? Nun iſt das Unheil da! — Laß uns durch die Straße Valois fahren. Wir ſind in Gefahr, wenn man uns bemerkt und erkennt!“

Chapelle, der einige Wochen auf dem Lande zugebracht hatte und nichts von den neueſten Vorgängen bei dem Theater wußte, befahl dem Kutſcher umzukehren und an den hintern Eingang des Theaters zu fahren, fragte aber ſofort was vorgehe, und erhielt von Molière folgende Auskunft.

Seit der König der Molière'ſchen Truppe erlaubt, in Paris zu ſpielen, glaubten die Offiziere und Cornets der ſogenannten Maison militaire du roi, zu welchem die Grand Mousquetaires, die Gardes du Corps, die Gensd'armes und die Chevaux legèrs gehörten, daſſelbe Recht des freien Eintritts in das Theater Molière's zu haben, welches ſie in den andern Theatern, namentlich dem Théâtre Italien und dem Spectacle de la Foire beſaßen. Bei dem großen Beifall, den Molière's Stücke fanden, war das Theater oft halb gefüllt mit Offizieren und Cornets der genannten Regimenter, ſo daß die Einnahmen empfindlich darunter litten. So unangenehm es Molière ſelbſt war, auf dieſe Art ſeinen rechtlichen Verdienſt geſchmälert zu ſehen, ſo wußte er doch recht gut, wie vortheilhaft es für das Theater ſei, wenn es alle Abend gefüllt war, gleichviel ob die Hälfte der Zuſchauer bezahlte oder nicht; denn ein volles Haus belebt die Schauſpieler, macht das Publikum ſelbſt empfänglicher und bewahrt vor jeder Einſchläferung. Aber die Schauſpieler ſeiner Truppe waren anderer Meinung; ſie glaubten, das Theater würde jeden Abend auch ohne jene

Offiziere gefällt sein und berechneten nach der besseren Einnahme auch bessere Gagen. Seit einem Jahre setzten sie daher Alle einstimmig Molière zu, beim Könige Ludwig XIV. der, wie sie wußten, Molière als Dichter, Direktor und Schauspieler sehr gewogen war, einen Befehl auszuwirken, der jedem Offizier der Maison militaire die Pflicht auferlegte, den gewöhnlichen Eintrittspreis zu zahlen. Nach langem Widerstreben hatte Molière den dringenden Bitten seiner Schauspieler nachgegeben und der König hatte, die Gerechtigkeit der Forderung anerkennend, bei der Parole den gewünschten Befehl ergehen lassen. Nun glaubten die Schauspieler alle Schwierigkeiten beseitigt und der Kassirer bewaffnete einen Theater-Maschinisten mit Hellebarde und Stoßdegen, um ihn an die Kasse zu stellen und die etwa Zudringlichen abweisen zu können.

Der unvermuthete Befehl des Königs brachte die größte Aufregung in den Offizier-Corps der betreffenden Regimenter hervor. Man schob alle Schuld auf Molière, und verabredete sich, den freien Eintritt am Abende zu erzwingen, sollte es auch durch Anwendung von Gewalt geschehen. Vor Eröffnung der Kasse versammelten die Offiziere sich schon vor dem Theater. Jeder hatte seinen Diener mit einer Brechstange und Hammer versehen bei sich und als der Kassirer beim Andringen der Menge die Thüren schließen lassen wollte, widersetzten sich die Diener,

zertrümmerten die Kasse, die Bänke und durchbohrten den unglücklichen Maschinisten, der als Schweizer gekleidet ihnen seine Hellebarde entgegenstreckte, mit Degenstichen, so daß er sofort zusammenstürzte und seinen Geist aufgab. Die Nachricht von diesem Morde füllte alle Schauspieler, die sich eben in den Garderoben ankleideten, mit Entsetzen. Jetzt sahen sie erst ein, was sie gethan und fürchteten für ihr Leben. In der höchsten Angst suchten Einige zu entkommen, aber sie mußten erwarten, auf der Straße von den Wüthenden ermordet zu werden; Andere versteckten sich unter den Versenkungen, in der Maschinerie, unter dem Dache, in alten Polterkammern, und Hubert verschloß die Thür zu seiner Garderobe, verrammelte sie mit Tischen und Stühlen, machte sich dann aber daran, die leichte Wand durchzuschlagen, um in einen anstoßenden öden Hof des Nebenhauses zu gelangen.

Während dies im Theater vorging, war Molière gekommen. Mit einem Blicke übersah er, wie es hier stand, hörte was geschehen, und überlegte, was zu thun sei. Mit dem Eintritt in den Zuschauerraum waren die Offiziere ruhiger geworden. Zufrieden, ihr vermeintes Recht erzwungen zu haben, schienen sie den Anfang der Vorstellung abwarten zu wollen, um ihre Rache an Molière und den Schauspielern auszulassen. Das übrige Publikum, namentlich alle Frauen, hatten das Theater verlassen, als die Nachricht von dem geschehenen

Morde ſich verbreitete und man ſah nur Uniformen im Parterre und in den Logen. Die Haltung der Offiziere nahm einen immer drohenderen Charakter an und Molière mußte auf das Aeußerſte gefaßt ſein. Vergebens ſuchte er Rath und Hülfe; der König war in Verſailles. Die Polizei, ſonſt thätig und mit Nachdruck einſchreitend, würde ſich in keinen Kampf mit Offizieren des Königlichen Haushaltes eingelaſſen haben, der nothwendig nachtheilige Folgen gehabt haben müßte. Auf die Unterſtützung ſeiner Schauſpieler konnte er nicht rechnen, ſie waren jetzt eben ſo rathlos und eingeſchüchtert, als ſie früher heftig und ungeſtüm in ihren Drohungen gegen die Offiziere geweſen waren. Er fühlte wohl, daß nur ein Wageſtück ihn retten könne. Eben war die blutende Leiche des unglücklichen Maſchiniſten auf die Bühne gebracht worden, um zu verſuchen, ob die Kunſt der Aerzte ihn nicht wieder ins Leben zu bringen vermöge, und kaum ſah dies Molière, als er befahl, den Vorhang aufzuziehen. Man wollte ihn abrathen, man machte ihn aufmerkſam, daß Einige der Offiziere, die auf den erſten Bänken ſaßen, ihre entblößten Degen auf die Brüſtung des Orcheſters gelegt hätten, aber nichts vermochte ſeinen Entſchluß zu erſchüttern.

Der Vorhang flog auf. Molière erſchien, ging mit ſicherem, furchtloſem Tritt bis an das Orcheſter und ſchien das Geſchrei und Ziſchen, das ihm betäubend entgegen ſchallte, gar nicht zu hören, ohne

deswegen eine zu große Zuverſichtlichkeit oder Anmaßung zu erkennen zu geben. Nach drei ehrerbietigen Verbeugungen benutzte er einen Augenblick der Ruhe und ſprach:

Gentilhommes!

Ein trauriges Mißverſtändniß läßt mich in den Augen der tapfern und ehrenvollen Maison militaire Seiner Majeſtät ſchuldiger erſcheinen als ich bin. Nicht Ihnen galt die Maßregel, welche wir als eine Gunſt von der Gnade des Königs erflehn, ſondern einigen Taugenichtſen, die es gewagt, unter der ehrenvollen Uniform der Gardes du Corps und unter der Bandouillère der Grands Mousquetaires ſich in das Theater zu drängen und ſo die Privilegien zu entehren, welche die Offiziere dieſer edlen Corps genoſſen. Uns ſtand kein anderes Mittel zu Gebote, Sie vor der Geſellſchaft ſolcher betrügeriſchen Burſchen zu ſchützen, als indem wir unterthänigſt baten, daß Jeder ohne Ausnahme, der uns die Ehre ſeines Beſuches ſchenkt, die Kleinigkeit bezahle, welche wir nur erwieſener Armuth oder einigen dürftigen Schriftſtellern erlaſſen. Konnten wir, ohne die edelſten und tapferſten Offiziere Frankreichs in dieſelbe Klaſſe mit jenen jämmerlichen Burſchen zu ſtellen, länger dulden, daß Betrüger Ihre Uniform entweihen? — Nein, das konnten, das durften wir nicht!“

„Bravo! das iſt etwas Anderes! — Ja, wenn wir das gewußt hätten! — Sehr gut, Molière, ſehr gut!“ ſo antworteten ihm die Angeredeten.

„Als Beweis für meine Behauptung, daß ſich Fremde unter der Uniform in Ihrer Mitte befinden, ſehen Sie den Leichnam des Unglücklichen, der vor wenigen Minuten bei Ausübung ſeiner Pflicht ermordet worden iſt.“ Bei dieſen Worten wurde auf ein Zeichen Molière's der Körper des Ermordeten von einigen ſeiner Kameraden auf die Bühne gebracht.

„Kann das ein Offizier gethan haben, Gentilhommes! — Dieſelben Degen, vor denen England, Oeſterreich, Spanien und das Reich gezittert, ſollten einen Unglücklichen niederſtoßen, der ſeine Pflicht gethan? Nein, das werde ich nie glauben und mit mir ganz Frankreich! Wehe über die Mörder! Es lebe die Maison militaire!“

Eine tiefe Stille hatte ſich beim Erblicken des Leichnams verbreitet. Die Offiziere ſahen jetzt erſt ein, was ſie gethan und gedachten der Folgen. Niemand antwortete diesmal dem Rufe Molière's. Einzelne verließen ſtillſchweigend das Parterre, andere beſprachen ſich leiſe mit ihren Nachbarn, was jetzt zu thun ſei.

„Spielen können wir nach dem, was geſchehen, heute nicht,“ fuhr Molière fort. „Auf der Bühne, wo dieſer Unglückliche ſeinen Athem ausgehaucht, können wir kein Luſtſpiel geben. Wo Blut gefloſ-

sen, flieht die Muse. Auch sind die meisten Schauspieler nicht mehr im Hause. Morgen erwarten wir die Befehle des Publikums."

Mit diesen Worten zog Molière sich zurück, der Vorhang fiel und die Offiziere verließen, tief ergriffen von dem unerwarteten Schauspiele, das Theater. Molière hatte gesiegt, der drohende Sturm war vorüber gegangen, ohne mehr als das eine Opfer zu fordern, aber was konnte die Zukunft bringen? Diese Frage lag mit Zentnerschwere auf allen Gemüthern.

Molière hatte sich in sein Zimmer begeben, hörte dort die Aussagen des Kassirers, der Billetdiener, vernahm die einzelnen Zeugen und that Alles, um das Geschehene übersehen und einen Bericht darüber an den König machen zu können. Nach und nach fanden sich die meisten Schauspieler seiner Truppe im Theater ein, neugierig zu erfahren, was geschehen sei und was noch geschehen würde. Wer nur irgend in Beziehung zu dem Theater stand, kam herbei; es bildeten sich Gruppen, man besprach sich und die Bühne war jetzt fast voller als der Zuschauerraum es kurz vorher gewesen war. Plötzlich wollte Einer der Anwesenden in dem verschlossenen Ankleidezimmer Hubert's ein dumpfes Stöhnen und Hülferufen gehört haben. Alles drängte sich dorthin und man hörte in der That Hubert's Stimme, die um Hülfe rief, aber so weit, so dumpf, als thäte sie aus der Erde, nicht aus dem Zimmer. Schnell

war die Thüre aufgebrochen, die Tiſche und Stühle weggeräumt und man ſah den beleibten und ſchwerfälligen Hubert mit Kopf und Schultern in einem Loche in der Mauer ſtecken, das er durch Einſchlagen des Fachwerkes durchgebrochen, um ſich in den anliegenden Hof zu retten. Das Loch war aber zu klein, um den ſtarken Mann durchzulaſſen und ſo ſteckte er nun darin, konnte weder vor noch zurück und ſchrie, endlich von Schmerz überwältigt, jämmerlich um Hülfe. Der Anblick war ſo lächerlich, daß die Anweſenden in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen. Man packte an und wollte ihn an den Beinen zurückziehen; vergebene Mühe. Hubert hatte in der Todesangſt ſo große Kraft angewendet, ſich durchzudrängen, daß Bruſt, Arme und Schultern geſchwollen waren und bei der geringſten Bewegung entſetzlich ſchmerzten. Dabei ſchrie er fortwährend um Gnade und Schonung ſeines Lebens, denn, da er von Allem was ſeit der Ermordung des Maſchiniſten vorgegangen, nichts wußte, ſo glaubte er, die Grand Mousquetaires hätten ihn gepackt und wollten ihn in das Zimmer zurückziehen, um ihn umzubringen. Endlich gab es kein anderes Mittel, als das Fach nebenbei auch einzuſchlagen, die Steine nach und nach zu löſen, das Loch zu erweitern und ſo den Gefangſtigten zu befreien. Während dieſer Epiſode, die trotz der traurigen, Beſorgniß erregenden Umgebung faſt komiſch wirkte, hatte Molière ſein Verhör beendet und ſaß

jetzt nachdenkend, den Kopf in die Hand geſtützt, an ſeinem Schreibtiſche, nachdem ihn Alle verlaſſen hatten. Eben wollte er den Bericht an den König beginnen, als der dreizehnjährige Baron mit verſtörtem Geſicht in das Zimmer trat und ihm entgegen rief:

„Herr Molière, ich verlaſſe Ihr Haus auf immer.. Ich habe meine arme Familie nicht deswegen aufgegeben, um mich in Ihrem Hauſe Beſchimpfungen auszuſetzen.“

„Was iſt denn nun ſchon wieder? Du ſiehſt ja ganz verſtört aus, Michel. Wer hat Dich beſchimpft?“

„Madame Molière. Sie hat ſich unterſtanden, mir eine Ohrfeige zu geben, und nie werde ich eine ſolche Behandlung dulden!“

„Nun, nun,“ begütigte Molière den kleinen Hitzkopf, „denkſt Du etwa, meine Frau habe Dir nur allein eine Ohrfeige gegeben? Ich kenne Leute, und namentlich einen, der hier vor Dir ſitzt, einen ſonſt ganz vernünftigen Mann, der ſich auch rühmen kann, ähnliche Beweiſe ihrer Liebe erhalten zu haben.“

„Leider!“ erwiederte heftig und beſtimmt Michel Baron; „aber ich mag auch nicht, daß die Leute künftig einmal von mir ſagen, was man von Ihnen ſagt. Ihre Frau will, ich ſoll ihr die Hand küſſen, wenn ich in das Zimmer trete; das thue ich nicht. Lieber gehe ich wieder zu meiner Mutter.“

„Alſo willſt Du mich, Deinen zweiten Vater, der ſo viel für Dich gethan, verlaſſen? Und warum? weil ein Frauenzimmer Deine Wange mit ihrer Sammethand berührt. Kleiner Hitzkopf! Du wirſt ſchon bei mir bleiben.“

„Nein, das werde ich nicht. Bei meiner Mutter konnte ich thun, was ich wollte; dort war ich der erſte, ganz Paris drängte ſich, mich ſpielen zu ſehen und in Ihrem Hauſe bin ich nichts — gar nichts.“

„Weil Du erſt etwas werden ſollſt. Du hörſt jetzt auf ein Kind zu ſein, und wenn Du den Erwartungen entſprechen willſt, die Du als Knabe erregt, ſo mußt Du fleißig ſein und noch viel lernen.“

„Das iſt es ja eben. Alle Welt ſagt mir, ich ſei ſchon etwas und Sie bleiben dabei, ich ſolle erſt etwas werden.“

„Mein lieber Michel, ich würde wahrlich nicht ſo viel Nachſicht mit Dir haben, wenn Dein natürliches Talent nicht für die Zukunft etwas Bedeutendes verſpräche. Jetzt aber mußt Du noch Geduld haben. Mit Gewalt kann ich Dich nicht halten, denn ich bereue von Herzen Dich Deiner Pflegemutter gewaltſam fortgenommen zu haben; aber laſſe Dich warnen, folge keinem zu raſchen Entſchluſſe; Du würdeſt mich tief bekümmern und Dich unglücklich machen. Gern ſagte ich Dir mehr, aber Du ſiehſt, die Ereigniſſe, welche mich bedrängen, laſſen mir keinen Augenblick, an etwas Ande-

res zu denken. Nicht wahr, Baron, Du bleibst bei mir? Chapelle hat Dich ja auch zum Souper eingeladen, dort können wir weiter darüber sprechen."

Das Gespräch endete hier, denn mehrere Personen traten ein, um zu hören, was nun geschehen solle. Baron ging auf die Bühne zu den andern Schauspielern, um ihnen sein Leid zu klagen. Molière schrieb seinen Bericht, ließ ihn von den Anwesenden unterzeichnen und sandte ihn dann mit einem Expressen nach Versailles. Dieselben Schauspieler, die am heftigsten in ihn gedrungen hatten, den König um jene Ordonnanz zu bitten, wünschten jetzt, daß Alles beim Alten bliebe, aber Molière erwiederte ihnen, daß er nun fest bleiben wolle; er habe sich geweigert, ehe es geschehen sei, weil er die traurigen Folgen voraus gesehen, jetzt aber dürfe er nicht nachgeben, sonst würde sich zu dem Haß, den jetzt das Theater ertragen müsse, auch noch Verachtung gesellen.

Mit diesem Bescheide verließen die Schauspieler das Theater. Molière blieb noch zurück, weil er Chapelle versprochen hatte, dort seiner warten zu wollen und überließ sich seinen trüben Gedanken. In der That befand er sich in einer peinlichen Lage. Eine unglückliche Ehe — sein Hang zu schönen Frauen — die Feinde, welche jedes neue Stück ihm machte, denn unbarmherzig geißelte er die Thorheiten und Laster aller Stände, — die Habgier seiner Schauspieler — der Neid aller andern Theater von Pa-

riß und der täglich ſich erneuende Kampf mit widrigen Verhältniſſen drohten ſeine Kraft endlich ganz zu lähmen. Nur der Gedanke, daß der König ihm wohl wolle und ihn trotz dieſer Stürme aufrecht erhalte, tröſtete ihn.

Lange hatte er ſo geſeſſen und ſeiner trüben Laune nachgehangen, als Chapelle, Despreaux und Lulli eintraten, um ihn, ihrem Verſprechen gemäß, zum Souper abzuholen.

„Was muß ik hör'!" rief Lulli, der Italiäner, „unſe gute Mouſieu Molière is worden todtgeſtoch'! per dio! das wäre ein ſchreklike Sak!"

„Noch nicht, Meiſter Lulli," antwortete Molière, „diesmal iſt es noch gnädig vorübergegangen. Wer weiß aber was geſchieht, wenn der König mich nicht ſchützt vor dieſen zügelloſen Offizieren."

„Der Könik is eine gnädige Mann; er wird ſchon maken.— Despreaux und ik, wir komm eben von Verſailles. Sa Maeſta hat heut gehört meine Bande von die petits violon; er ſein ſehr zufried mit mein Muſic, und is in gute Laun; wann kommd der Verik zu rekte Zeit, dann is die Sak ſehr gut."

Chapelle unterbrach jetzt den redſeligen Italiäner und forderte Molière auf, mit ihnen in den Wagen zu ſteigen. Es geſchah, und man fuhr in das kleine Landhaus Chapelle's, welches dieſer auf dem Wege nach Paſſy dicht an der Seine beſaß. Die Geſellſchaft beſtand außer den ſchon Genann-

ten aus Jonſac, Mantonillet und dem jungen Baron, der erklärte Liebling Aller, die Molière kannten. Mit Lucullischer Ueppigkeit hatte Chapelle für die Bewirthung ſeiner Freunde geſorgt; die ausgeſuchteſten Speiſen, die feinſten Weine verſprachen den Feinſchmeckern Lulli und Despreaux vollſtändige Befriedigung, und um der Unterhaltung gar keine Feſſeln anzulegen, war nur ein vertrauter Diener Chapelle's gegenwärtig, brachte die Speiſen, nahm die Service ab und verließ dann ſo lange das Zimmer, bis die Klingel ihn wieder hereinrief.

Trotz der glänzenden Vorbereitungen, trotz dem Vorſatze Aller, recht froh zu ſein, wollte doch lange kein allgemein intereſſantes Geſpräch in Gang kommen. Das Ereigniß im Theater hatte Molière, Baron und Chapelle verſtimmt und immer wieder kehrte die Unterhaltung auf das Geſchehene und die wahrſcheinlichen Folgen deſſelben zurück. Der immer reichlicher geſpendete Wein verſcheuchte aber endlich alle trüben Gedanken und die kleine Geſellſchaft wurde ſo lebendig, ſo aufgeregt als ſie ſich vorgenommen hatte, es zu ſein.

„Ik werden eine Geſundheiten trink," rief mit hochrothem Geſicht und feuchten Augen der lebhafte Lulli, „vor Monſieu Molière; aber bloß als eine Dikter vor der Theater, niks vor eine Acteur!"

„Vive Molière, der Dichter!" riefen Alle. „Das iſt ein Wort zur rechten Zeit!"

Aber Molière trank nicht mit, ließ seine Freunde erst austoben, dann sagte er sehr ruhig:

„Die Gesundheit taugt nicht für mich. Wenn der Schauspieler nicht unzertrennlich von mir wäre, so, könnt ihr mir zutrauen, hätte ich längst aufgehört, ein solcher zu sein; aber seht nur, erst bin ich Schauspieler, dann Direktor meines Theaters und nur weil ich eben Beides bin, auch Theaterdichter."

„Bringt unsern Freund nicht auf dieses Thema, Ihr Herren!" rief Chapelle. „Ich kenne ihn darin; er ist eigensinniger wie ein hübsches Mädchen."

„Warum sollen sie mich nicht auf das Thema bringen, Chapelle? — Leider ist es eins von denen, die ich schon oft genug durchgesprochen, und stets gelüstet es mich auf's Neue, eine Lanze darüber zu brechen. — Warum sollte ich kein Schauspieler sein, Ihr Herren?"

„Weil es Deine Freunde kränkt, Dich oft in ganz unwürdigen Rollen zu sehen. Noch vorgestern in den Fourberies du Scapin mußtest Du Dich in einen Sack stecken und von Deinem Kollegen Hubert vor aller Augen tüchtig durchprügeln lassen. Pfui Teufel, schickt sich das für einen Mann wie Dich?"

„Also wegen solcher jämmerlichen Aeußerlichkeiten wollt Ihr den Stand verdammen? Ist der Soldat weniger ehrenwerth, weil er den Stall fegen muß? Ist die Ehre des Advokaten gekränkt, wenn der Vertheidiger seines Gegners ihn öffentlich

vor Gericht ſchmäht und anſchuldigt? Geht, geht, mit Euren allgemeinen nichtsſagenden Redensarten! Was ein Schauſpieler iſt, fühlt nur der, welcher ſelbſt auf der Bühne geſtanden und den göttlichen Funken in ſeiner Bruſt gefühlt hat. — Glaubt Ihr denn, ich hätte die Stücke ſchreiben können, die ich geſchrieben, wenn ich nicht ſelbſt Schauſpieler wäre? Ein Stück iſt nicht eher gut, bis es geſpielt iſt; ein Dichterwerk geht nicht eher in das Volk über, bis der Schauſpieler ihm Leben gegeben. Ihr lächelt? Denkt Ihr etwa, mein Tartuffe, mein Bourgeois Gentilhomme, mein Avare hätte mir ſo viele Feinde gemacht, wenn ich ſie blos gedruckt und nicht auch dargeſtellt hätte. Das iſt ja eben die Macht der Bühne, daß ſie wie die der Kirche auf die Maſſen wirkt, ihnen den Spiegel des Lebens vorhält, ſie zwingt, das als wahr und wirklich anzuerkennen, was ſie ſehen.“

„Seltſame Verblendung!“ rief Despreaux, „den Schauſpieler über den Dichter ſtellen zu wollen!“

„Wer ſagt, daß ich ihn über den Dichter ſtelle? Aber neben ihn ſtelle ich den, der ihn vervollſtändigt, ergänzt. Er iſt das, was der Kupferſtecher dem Maler iſt; das Bild erfreut nur wenige, der Kupferſtecher vervielfältigt es und macht es zum Eigenthume des Volks. Seht doch die Tauſende von Stücken, unter denen ſo manches Vortreffliche, die im Staube der Bibliotheken vergeſſen ſind;

wer kennt sie? wer lieſ't sie? was wirkten sie? — Aber eine Darstellung! o, wie anders greift sie in das Leben des Volkes ein!"

„Thut mir den Gefallen, Freunde, und brecht das langweilige Gespräch ab. Sind wir denn zusammen gekommen, um uns über Dinge zu streiten, die gar nicht entschieden werden können? Die Gläser gefüllt! — Ueber den Streit vergeſſen wir den Champagner — Die Frauen hoch!"

„Hoch die Frauen!"

„Seht nur, seht, wie unser Molière da mit trinkt. Das ist ein Thema, über welches wir alle einig sind."

„Unsern Ganymed hier ausgenommen," rief Mantouillet. „Er leidet noch an den Erstlingen seiner Galanterie, an einer Ohrfeige von den Alabasterhänden der schönen Molière."

„Alabasterhände?" antwortete ärgerlich Baron, dem Molière liebkosend die schönen Haare aus der Stirn strich. „Ja so, ich vergaß, daß Alabaster hart ist."

„Gut geantwortet — ein Reparti! Ist es wahr, Molière, sind die Hände Deiner Frau so — so — nun so wie Alabaster?"

Alles lachte. Die Unterhaltung wurde jetzt mit jedem Augenblicke lebhafter, lärmender. Der Champagner verfehlte seine Wirkung nicht. Bald hingen die mächtigen Allongen-Perücken an der Wand; die Röcke lagen auf dem Kanape umher

und die Westenknöpfe sprangen. Mit der letzten Speise war auch der Diener ganz aus dem Zimmer verschwunden und je mehr Bouteillen Chapelle entkorkte, desto lauter schrieen seine Gäste. Ein tolles Lied jagte das andere und die Köpfe glühten. Molière, dessen schwache Constitution ihm den zu starken Genuß des Weines verbot, war der einzige Nüchterne unter ihnen und sorgte nur dafür, daß dem jungen Baron nicht zu viel eingeschenkt wurde. Um sich indessen mit einem Glase frischen Wassers zu erfrischen, verließ er mitten im tollsten Jubel auf einige Augenblicke das Zimmer und suchte den Bedienten im Vorzimmer auf. Lange dauerte es, bis er ihn fand, denn er war in der Küche eingeschlafen; er rüttelte ihn wach und bat ihn für frisches Wasser zu sorgen, aber der Mensch war so schlaftrunken, daß es fast eine Viertelstunde dauerte, ehe er das Gewünschte brachte. Die Veränderung der Luft, der aus dem Speisezimmer tönende Lärm, das ungewöhnlich lange Aufbleiben wirkten indeß schädlich auf den an genaue Ordnung gewöhnten Molière und er fühlte sich unwohl. Frische Luft suchend, setzte er sich an ein offnes Fenster und sah träumend in die schöne mondhelle Nacht hinaus. Plötzlich stürzt der junge Baron aus dem Zimmer und ruft:

„Herr Molière! Herr Molière! Um Gotteswillen kommen Sie, sie wollen sich alle ersäufen!"

„Wer? bist Du bei Sinnen, Michel?"

„Jonsac hat es ausgebracht. Sie sagen, das Leben wäre nicht werth, es zu ertragen und wollen sich in die Seine stürzen.“

„Ist mir je eine solche Tollheit vorgekommen! Da siehst Du nun, wohin der unmäßige Genuß des Weines führt.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Speisezimmers und taumelnd, sich gegenseitig stützend, schreiend und tobend näherten sich die Betrunkenen der Hausthür.

„Wo wollt Ihr hin, Freunde?“

„Du fragst noch? In's Wasser! Willst Du mit, so komm! Wir haben es satt, uns ärgern und meistern zu lassen. Genossen haben wir, was zu genießen ist — Zum Teufel mit dem Leben! — Und weiter taumelten sie, kaum noch die Worte: In's Wasser! In die Seine! lallend.

„Ihr werdet mich doch nicht zurücklassen wollen, Freunde? Kennt Ihr mich so wenig, daß ich meine Freunde in einem Augenblicke verlassen sollte, der vielleicht der glorreichste unseres ganzen Lebens ist. Gebt mir Euern Arm! Kommt, ins Wasser!“

Vor die Thüre gekommen und nur noch wenige Schritte vom Ufer der Seine entfernt, rief Molière plötzlich: „Halt!“

Mit Mühe standen die Bewußtlosen still und starrten ihn mit weit aufgerissenen blöden Augen an.

„Mir fällt eben ein, daß wir aber eigentlich sehr Unrecht thun, wie Feige und Sünder mitten

in der Nacht — hört Ihr wohl, eben ſchlägt es 1 Uhr — unſeren bewunderungswürdigen Entſchluß auszuführen. Hier im Dunkeln, wo uns niemand ſieht, niemand bewundert, weit von der Stadt! — Werden die Pariſer nicht glauben, wir hätten ohne Ueberlegung gehandelt? Nein, am hellen lichten Tage, vom Pont neuf, morgen Mittag, im Beiſein aller unſerer Bekannten und Freunde, wollen wir in die Seine ſpringen und dieſem erbärmlichen Leben ein Ende machen. — Was meint Ihr zu meinem Vorſchlag?"

„Ein vortrefflicher Vorſchlag!" ſchrie Mantouillet. „Eine herlike Vorſlak!" ſtimmte Lulli ein. „Er hat Recht! Molière iſt ein vernünftiger Kerl!" tönte es im Chor.

„Wir wollen den Pariſern zeigen, was geiſtreiche Männer vermögen. Kommt jetzt — Jeder fährt nach Hauſe, bereitet ſich auf den wichtigen Schritt morgen Mittag vor und dann Arm in Arm in's Waſſer!"

„Arm in Arm in's Waſſer! Die Wagen her! — Chapelle, noch einen Trunk zu guter Letzt! Voll die Gläſer! — Der Tod ſoll leben, hoch!!"

„Der Tod ſoll leben!"

„Molière, Du biſt ein prächtiger Kerl! Komm her, ich muß Dich küſſen!" rief Jonſac.

„Ik auk!" ſchluchzte Lulli.

„Wir Alle! Und morgen Arm in Arm ins Waſſer!"

„Adieu! Morgen Mittag! — Noch ein Glas! Erbärmliches Leben! — Die Seine ſoll leben! — Gute Nacht! Falle nicht, Nantonillet! — Hol' der Teufel den ungleichen Boden! — Adieu! — Arm in Arm!“

So tönte das verwirrte Geſchrei, ehe Alle in die vorfahrenden Wagen gekommen waren, und noch aus den Schlagfenſtern brüllten ſie:

„Arm in Arm ins Waſſer!“

Die Wagen rollten nach Paris zurück. Molière kam erſt ſpät mit ſeinem Zögling nach Hauſe. Die alte La Foreſt brummte und ſchalt, als ſie mit überwachtem Geſicht die Thür öffnete, und am andern Tage Mittags 12 Uhr ging Molière, der eine Ordonanz des Königs aus Verſailles erhalten hatte, die ſein Verfahren billigte und ſtrenge Beſtrafung des Geſchehenen verhieß, auf dem Pont neuf ſpazieren, aber niemand fand ſich zu dem gefährlichen Rendez-Vous ein.

Als die Freunde ſich wiederſahen, wollte das Gelächter kaum enden; aber als es geendet hatte, lohnte dem beſonnenen Molière ein herzlicher Händedruck und Alle riefen:

„Molière iſt doch viel vernünftiger, als wir Alle!“

Eilf Jahr ſpäter, am 17ten Februar 1673, herrſchte große Unruhe im Hauſe Molière's. Die erſte Aufführung ſeines neueſten Stückes „le malade imaginaire" ſollte am Abende ſtattfinden, in welchem er ſelbſt die Hauptrolle ſpielen und wie man wußte, ſeinen eigenen Zuſtand auf die Bühne bringen wollte. Die letzte Probe, die nach damaliger Sitte, in Gegenwart der bedeutendſten Perſonen aus dem Publikum, Schriftſtellern, Männern von Einfluß und Talent ſtattgefunden, hatte die Erwartungen von dem Erfolge des Stückes auf's Höchſte geſpannt und ſchon am frühen Morgen war kein Platz mehr zu haben geweſen. Molière hatte am Vormittag mit ſeinem gewohnten Eifer die Dekorationen für den Abend angeordnet, die Anfertigung der neuen Koſtüme betrieben, war beim Billet-Verkauf gegenwärtig geweſen und kam erſchöpft nach Hauſe. Nach dem Mittageſſen, das er in Geſellſchaft ſeiner Frau, ſeiner Schwiegermutter, der Schauſpielerin de Brie und ſeines Zöglings Baron eingenommen, befiel ihn plötzlich ein Bruſtkrampf, der ihm Sprache und Beſinnung raubte und ſeine Umgebung in die höchſte Beſtürzung verſetzte. Glücklicherweiſe ging er bald vorüber, aber der Anfall war doch ſo heftig geweſen, daß Baron, in liebevoller Sorge für die Geſundheit ſeines Lehrers und väterlichen Freundes, ſchon alle Anordnungen traf, die Vorſtellung für den Abend abzubeſtellen; Molière widerſetzte ſich indeſſen dem ſo entſcheidend,

daß man es aufgab, ihn zur Schonung seiner selbst zu bewegen. Vergebens suchte man ihn nur zu einer kurzen Ruhe vor dem Spielen zu veranlassen.

„Wie kann ich schlafen, meine Freunde, an einem Tage wie der heutige? — Ein neues Stück von mir, eine neue Rolle, und Ihr könnt mir den Rath geben, zu schlafen? — Ich dächte doch, Ihr wüßtet selbst, wie einem Schauspieler zu Muthe ist, der in einer bedeutenden Rolle zum erstenmale vor dem Publikum erscheinen soll. Und nun erst ich, der ich auch als Dichter verantwortlich für mein Werk auf der Bühne stehe. — Ich bin ein wenig unwohl, das gebe ich gern zu, aber wenn heute Abend mein Stück nicht gegeben wird, wenn ich nicht spiele, so weiß ich, verschlimmert sich mein Zustand; die Sorge, die Furcht, die Spannung würde mich mehr schwächen als die Rolle. Nein, nein, laßt mir nur meinen Willen!"

„Was wäre denn aber daran gelegen, wenn Dein Stück auf einige Tage hinausgeschoben würde?" erwiederte Madame Molière. „Dein Ruhm als Dichter steht so fest, daß selbst das vollständige Mißfallen des Malade imaginaire ihn nicht zu schmälern vermöchte, und daß Du ein guter Schauspieler bist, weiß Jedermann."

„Wie leicht Ihr Frauen über dergleichen urtheilt! — Gleich ist das Publikum bereit, zu erklären, der Dichter habe sich erschöpft, sich ausgeschrieben, wenn nur eines seiner Stücke weniger

gut ſcheint als die früheren. Und welcher Schauſpieler vermag voraus zu beſtimmen, ob eine neue Rolle ihm gelingen wird? Mit jeder neuen Aufgabe ſteht ſein Ruf, ſeine Anerkennung auf dem Spiele und je älter er wird, je peinlicher wird die Beſorgniß, das ſchon Errungene in der Meinung des Publikums verlieren zu müſſen. Ihr Frauen habt es freilich leicht; die Aufgaben, welche Euch werden, beſchränken ſich auf Natürlichkeit, Weichheit, hin und wieder etwas Koketterie. Mit einem glänzenden Koſtüm, Grazie in der Erſcheinung, wohlklingender Stimme ſpielt Ihr alle Liebhaberinnen der Welt; aber dem Charakterdarſteller bringt jede neue Rolle neue Sorge, neues Studium! Stimme, Geberde, Haltung, Gang — Alles, Alles muß anders ſein, als es in andern Rollen war, ſonſt genügt er nicht.“

„Du ſprichſt zu viel, lieber Molière,“ ſagte begütigend Baron. „Wäre es nicht gut, meine Damen, wenn wir einen Arzt holen ließen? ſein Rath würde vielleicht — —“

„Einen Arzt? Gott beſchütze mich! Wollt Ihr mich morgen ſchon begraben?“

„Welcher Arzt würde auch Molière heilen wollen!“ ſeufzte Madame Bejart. „Seine Stücke haben dieſen Charlatans mehr Schaden gethan als ſie ihren Patienten zu thun vermochten. Iſt nicht das ganze heutige Stück wieder eine Satyre auf

ſie? — Nein, nein, Molière hat ganz Recht, daß er ſich ſo vor einem Arzte fürchtet."

„Sie fürchten ſich mehr vor mir, als ich vor Ihnen," lächelte Molière; „aber ich mag jetzt keinen, weil ich ein böſes Gewiſſen habe, denn das kann ich nicht läugnen, ich habe ſie bitter gekränkt und ihnen die gelehrte Maske unſanft genug abgezogen."

Da trat die La Foreſt ein und meldete den Marquis von Chateauneuf.

„Mein Mann kann jetzt niemand ſprechen," beſchied Madame Molière die alte Haushälterin.

„Er iſt ſehr unwohl," ſetzte die Bejart hinzu.

„Und muß ſich für den Abend ſchonen," vervollſtändigte Mademoiſelle de Brie die Antwort.

„Wenn freilich drei Frauenzimmer für mich ſprechen, dann kann ich mir die Mühe ſparen!" rief ärgerlich Molière. „Wißt Ihr, wer der Marquis von Chateauneuf iſt? Ein Mitglied der Akademie und Hiſtoriograph des Königs. — Ich bin nicht ſo krank, daß ich niemand ſprechen könnte; Baron, führe Du den Marquis doch herein."

Dieſe mit der gereizten Stimmung eines Kranken geſprochenen Worte bewieſen den Frauen, daß Molière ihnen nicht folgen wolle und verſtimmt verließen ſie das Zimmer.

Mit ceremoniellem Anſtand trat der Marquis ein, ſetzte ſich auf den mit Zuvorkommenheit dargebotenen Fauteil und begann nach den gewöhnlichen

Komplimenten und Erkundigungen über das Befinden:

„Ich komme, Herr Poquelin de Molière, im Auftrage Seiner Majestät unseres Königs; die Akademie hat auf den Wunsch Ihres erhabenen Beschützers sich bereit erklärt, den durch das Dahinscheiden des berühmten Perigord erledigten Sitz Ihnen zu ertheilen.“

Mit verklärtem Gesicht und dem Ausdruck der höchsten, reinsten Freude rief Molière: „Gott segne den König! — Ihre Botschaft, Herr Marquis, macht mich sehr glücklich. So wäre denn mein liebster Wunsch erfüllt. — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich empfinde, denn die Ehre trifft ja nicht mich allein, sie trifft das Theater, den Schauspielerstand im Allgemeinen. So verwirklicht sich denn der Traum meines ganzen Lebens; so kommt das Ziel also dem redlichen Streben entgegen. Baron, ich werde in die Akademie aufgenommen!“

„So wiederfährt dem Dichter, dem Künstler, dem Menschen nur Gerechtigkeit.“

„Nur eine Bedingung glaubt die Akademie an Ihre Aufnahme knüpfen zu müssen, Herr Poquelin de Molière. — Mit Bedauern sehen die Verehrer Ihrer Muse, daß Sie häufig in niedrigkomischen Rollen auftreten und auf eine Ihrer un-

würdige Weiſe die rohe Menge zum Lachen bringen. Dies ſcheint den Mitgliedern der Akademie nicht verträglich mit der Würde eines Akademikers. Man verlangt daher eine ſchriftliche Verpflichtung von Ihnen, künftig nur in Hauptrollen und zwar den ſogenannten großen Charakter-Rollen auf der Bühne zu erſcheinen, oder was die Aufnahme nur um ſo mehr beſchleunigen würde, ein vollſtändiges Aufgeben Ihrer Thätigkeit als Schauſpieler."

„Dacht' ich es doch," rief unwillig Molière, daß das Vorurtheil ſich auch hier wieder breit machen würde. — Ich bedaure, Herr Marquis, unter dieſer Bedingung den ehrenvollen Vorſchlag zurückweiſen zu müſſen. O, ich Thor, der ich mich einen Augenblick freuen konnte, ſchon geſiegt zu haben! — Nein, Herr Marquis, ich bin ſtolz darauf, ein Schauſpieler zu ſein und würde im höchſten Grade undankbar gegen die Kunſt handeln, die mich zu dem gemacht was ich bin, wenn ich ſie verleugnen wollte. Was hat mich denn der Ehre würdig erkennen laſſen, Akademiker zu werden? Mein Name, der im Munde des Volkes lebt und die Akademie zwingt, ihre Wahl auf den Schauſpieler zu richten. Sträubt Euch wie ihr wollt, tretet die Schauſpielkunſt nur unter die Füße, verdammt ſie, exkommunizirt die Schauſpieler — Es kommt eine Zeit wo ſie ſich das lang verſagte Recht erkämpft, unter den akademiſchen Künſten den ihr gebührenden Rang einzunehmen."

„Sie ſcherzen, Herr Poquelin," erwiederte achſelzuckend der Marquis. „Das Komödieſpielen eine akademiſche Kunſt!!"

„Und warum nicht? Worin ſteht ſie der Malerei, der Bildhauerkunſt, der Dichtkunſt nach? Schafft ſie Unedleres, erzeugt ſie weniger Vollkommenes als dieſe? Sie bildet Menſchen, aber nicht nur ſeine äußere Form, ſondern ſein inneres, geiſtiges Leben und darum ſteht ſie höher als jene."

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß es etwas Edles ſei, ſich auf der Bühne ein Paar Ohrfeigen von einem gemeinen Kerl geben zu laſſen."

„Iſt der Maler ein Taugenichts, weil er einen Betrunkenen malt? Wird der Dichter zum Verbrecher, weil er das Verbrechen mit furchtbarer Wahrheit ſchildert? Entehrt ſich der Menſch, wenn er die Fehler, Thorheiten, ja ſelbſt die Niedrigkeit ſeines Geſchlechtes darſtellt, Andern zum Spiegel, zur Warnung?"

„Es dürfte doch noch einige Zeit dauern, ehe dieſe Grundſätze als richtig anerkannt würden; ich wenigſtens erkläre Ihnen, Herr Poquelin, daß ſo lange ich lebe, kein Schauſpieler nur als ſolcher in die Akademie aufgenommen werden wird."

„Die Akademie wird ſchon müſſen. Auch der Muſik verſagt Ihr das Recht einer akademiſchen Kunſt; aber die Zeit kann nicht mehr fern ſein, wo Muſik und Schauſpielkunſt triumphirend in die Gemeinſchaft der Kunſt einziehen werden, aus der

blindes Vorurtheil, ungerechtfertigter Wahn ſie verbannt.“

„So würden Sie alſo dem Wunſche der Akademie ſich nicht fügen, Herr Poquelin?“

„Nie, Herr Marquis. Im Gegentheil, an demſelben Abende, wo ich aufgenommen werde, ſpiele ich den Sganarelle, um zu zeigen, wie hoch mir auch die anſcheinend niedrigſte Aufgabe ſteht.“

„So habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Mit eben ſo ceremoniellem Abſchieds-Komplimente, wie er gekommen, entfernte ſich der Marquis auch wieder. Baron ſtürzte weinend ſeinem geliebten Lehrer an die Bruſt und konnte lange keine Worte für die Rührung finden, welche die ſchöne Begeiſterung Molière's für ſeinen Stand in ihm erregt.

„Nun, nun, Michel, Du erdrückſt mich ja faſt. Laß mich los; die Bruſt thut mir weh!“

„Welch ein Menſch biſt Du, Molière! Was dankt Dir nicht ſchon die Kunſt? — und was wird ſie Dir noch danken, wenn Gott Dir Deine Geſundheit erhält!“

„So hoffte ich auch, lieber Michel; aber ich fühle es, meines Bleibens iſt nicht lange mehr unter Euch. Meine Kraft iſt gebrochen. Ich habe redlich gekämpft und gerungen; Andere nach mir werden es leichter haben und doch fürchte ich für den endlichen Erfolg. — Wenn nur die Schauſpie-

ler in der Gesammtheit auch etwas für die Vernichtung jenes unbilligen Vorurtheils thun wollten, aber da liegt es eben — —"

„Aber Du bist aufgeregt durch den Besuch des Marquis; willst Du wirklich heute Abend spielen?"

„Was sollten die armen Menschen anfangen, die auf den täglichen Verdienst bei meiner Bühne angewiesen sind? Würden sie mir nicht mit Recht den Vorwurf machen können, ich sorge nicht für sie? Der Gedanke würde mich nicht ruhig schlafen lassen. Nein, nein, laß Du mich nur spielen!"

„Wenn sich aber der Brustkrampf wieder einstellt?"

„Soll ich Dir es gestehen, lieber Michel," antwortete nach kurzem Besinnen Molière, „ich möchte wohl auf dem Theater, mitten unter meinen Kollegen, so recht im Bewußtsein meines künstlerischen Wirkens sterben. Ich habe oft den Soldaten beneidet, daß er so recht im Culminationspunkte seines Lebens, und eine Schlacht ist doch der höchste Moment seines Wirkens, sterben kann. Im Ringen, im Kampf mit dem Prinzip meines ganzen Lebens, mit der Kunst möchte ich untergehen."

Molière's Schwiegermutter trat jetzt in das Zimmer und machte ihn aufmerksam, daß es halb vier Uhr sei und die Sänfte ihn erwarte. Mit seiner Frau und der de Brie ließ er sich in das Theater tragen und kleidete sich dort zu seiner Rolle an. Die fieberhafte Spannung, welche vor der

Aufführung eines neuen Stückes bei Allen herrscht, welche die Bedeutung desselben erkannt, schien auch Molière seinen Zustand vergessen zu lassen. Er war der erste fertig, besichtigte die Bühne, ging in alle Garderoben, um die Kostüme zu ordnen und kam auch in die seiner Frau, welche eben im Begriff stand, ein kostbares Kleid, von Stickerei und Flittern strahlend, anzuziehen, das sie sich zu der neuen Rolle bestellt. Molière sah sie verwundert an und fragte dann:

„Wollen Sie dies Kleid anziehen, Madame Molière?"

„Ist es nicht wunderschön? Sehen Sie nur die geschmackvolle und reiche Stickerei! Ich habe es bei derselben Schneiderin bestellt, die für die Herzogin von Maine arbeitet."

„Wir spielen aber heute nicht die Princesse d'Elide, Madame Molière. So viel ich mich erinnere, ist in Ihrer Rolle ein einfaches Hauskleid vorgeschrieben und es müßte dem Publikum wie Hohn erscheinen, wollte die Nichte des eingebildeten Kranken so vor ihm erscheinen. Denken Sie sich nur dieses Prachtkleid neben dem Schlafrock eines Kranken."

„Es kleidet mich doch aber so außerordentlich; sehen Sie nur die Aermel mit den schönen Spitzen."

„Ich verspreche Ihnen, morgen ein Stück zu geben, in dem Sie es zum Entzücken des ganzen Publikums tragen sollen; heute aber werden Sie

es mir gewiß nicht verſagen, wenn ich Sie bitte, ein einfaches Hauskleid anzuziehen."

Mit Thränen in den Augen ſuchte die ſchöne aber eigenſinnige Frau den Gatten zu bewegen, daß er ihr das Kleid, auf das ſie ſich ſo lange ſchon gefreut, heute laſſen ſolle — aber vergebens. Molière ſetzte ihren Bitten die ruhige Vernunft entgegen. Ein Wort gab das andere. Sie warf ihm vor, wenn es nur Mademoiſelle de Brie wäre, ſo würde er ſchon nachgeben; er erwiederte gereizt und es gab wieder eine jener Scenen, die Molière's Ehe zu einer ſo unglücklichen machten.

Das Stück begann endlich. Mit Aufmerkſamkeit und Antheil folgte das zahlreich verſammelte Publikum der Dichtung und dem Spiele der Schauſpieler. Molière's wunderbares Talent hatte ſich auch in dieſem letzten Werke ſeines Geiſtes nicht verleugnet. Dieſelbe Meiſterſchaft in der Erfindung, in der Charakteriſtik, den Situationen, welche Molière zum größten Theater-Dichter ſeiner Zeit gemacht, fand ſich auch in dieſem Stücke wieder und der Beifall ſtieg bis zum Ende immer höher. Niemand ahnete, daß Molière wirklich krank, ſehr krank ſei, bis endlich in dem letzten der drei komiſchen Zwiſchenſpiele, welche nach der Sitte jener Zeit, zwiſchen den Akten gegeben wurden, Molière bei den Worten: Juro! Juro! in einen heftigen Huſten ausbrach, den er vergeblich niederzukämpfen verſuchte. Baron, der mit großer Sorge dem

Spiele ſeines Lehrers durch das ganze Stück gefolgt war, ſah mit Entſetzen, daß Molière's Bruſt ſich krampfhaft hob, daß ſeine Hände wie in großer Körperquaal ſich an die Lehnen des Stuhles klammerten, vor dem die Aerzte, Apotheker und Chirurgen die tolle Ceremonie der Aufnahme eines jungen Arztes in den Orden der Doktoren aufführten. Es war ein peinlicher Anblick, Molière unter heftigem Schmerz durch gewaltſames Lächeln und verzerrtem Ausdruck des Geſichts ſeinen Zuſtand dem Publikum verbergen zu ſehen.

Die Doktoren nahmen in traveſtirtem franzöſirtem Latein den Jünger auf und fragten ihn, ob er folgende Grundſätze der Arzneiwiſſenſchaft beſchwören wollte:

Die Aerzte: Juras gardare statuta
Per facultatem praescripta
Cum sensu et jugeamento.

Der Jünger: Juro!

Die Aerzte: Essere in omnibus
Consultationibus
Ancieno aviso
Aut bono,
Aut mauvaiso?

Der Jünger: Juro!

Die Aerzte: De non jamais te servire
De remediis nucuvis
Quam de ceux seulement doctae facultatis

Maladus dût-il crevare,
Et mori de suo malo?

Der Jünger: Juro!

Die Aerzte: Ergo cum esto boneto
Venerabili et docto,
Dono tibi et concedo
Virtutem et puissanciam.
Medicandi,
Purgandi,
Seignandi,
Perçandi,
Taillandi,
Coupandi,
et occidendi
Impune per totam terram.

Bei dieſen Worten begann der Tanz. Die Apotheker ſtampften in Mörſern den Takt, die Gehülfen machten tolle Sprünge und Gruppen mit ungeheuren Klyſtierſprützen; und der Vorhang fiel endlich, als die Ausgelaſſenheit den höchſten Grad erreicht hatte. — Kaum hatte er die Erde berührt, noch tönte der Beifall des Publikums, da brach die Kraft Molière's, die bis dahin ihn aufrecht erhalten hatte. Ein heftiger Bruſtkrampf machte ihn ohnmächtig und endete mit einem Blutſturz, als man ihn, noch auf dem Lehnſtuhl ſitzend, in den er dem Zwiſchenſpiel zugeſehen, in ſeine Garderobe getragen hatte. Nur Baron war bei ihm, als er wieder zu ſich kam. Seine Frau hatte ſich ſchon

mit ihrer Mutter beim Anfange des Zwischenspiels nach Hause begeben und wußte nichts von dem, was am Schlusse des Stückes vorgegangen war. Mit liebevoller Eile sorgte Baron dafür, daß Molière sanft in seiner Portechaise nach Hause getragen wurde und ging selbst nebenher, die Träger zur Vorsicht mahnend. An der Ecke der Rue Valois begegnete die Sänfte zweien Beguinen oder barmherzigen Schwestern, die in ihr Kloster zurückgingen. Molière hatte sie durch die Glasscheiben bemerkt und rief Baron zu, er möge Beide bitten, die Nacht über bei ihm zu bleiben. Mit Freudigkeit schlossen die Frauen sich Baron an und kamen gleichzeitig mit dem immer schwächer werdenden Molière in das Zimmer desselben. Erschrocken hatte die alte La Foreſt das Haus geöffnet und ihren Herrn die Treppe hinauf unterstützt. Als sie die beiden barmherzigen Schwestern und das leidende Gesicht Molière's sah, eilte sie hinüber in das Zimmer seiner Gattin, um sie ebenfalls herbeizurufen, wurde aber dort so unfreundlich empfangen, daß sie voller Unmuth zurückkam und sagte:

„Da haben wir's. Warum zanken Sie sich auch immer mit Madame, Herr Molière? Nun will sie nicht kommen und sagt: weil Sie nicht auf ihren Rath gehört hätten, wollte sie nun auch nicht Krankenwärterin sein. — Um so ein jämmerliches Kleid! Es ist doch wahrhaftig ganz einerlei, wie ein

Frauenzimmer angezogen iſt, wenn ſie nur hübſch ausſieht."

„Wo iſt denn meine Schwiegermutter?" fragte mit ſchwacher Stimme Molière, den Baron unterdeſſen auf ſeinen großen Lehnſtuhl geſetzt hatte, welchen die beiden barmherzigen Schweſtern mit Kiſſen bedeckten, um dem Kranken einen weichen Sitz zu verſchaffen.

„Die Mutter iſt ebenfalls bei Madame und will auch nicht kommen."

„Aber Mademoiſelle de Brie?"

„Die wäre wohl gern gekommen, aber Madame zog ein ſpöttiſches Geſicht und gab ihr ſo ſpitzige Redensarten, daß ſie es übel nahm und auf ihr Zimmer gegangen iſt. — Das verdammte neue Kleid iſt wieder Schuld an dem ganzen Zank!"

Molière ſeufzte tief auf und ſchwieg. Baron faßte ſeine Hände; ſie waren kalt wie Eis; das Auge war matt und trübe, die Bruſt arbeitete gewaltſam und Alles ſchien anzukündigen, daß der Kranke eine qualvolle Nacht haben würde.

„Du haſt mir ja noch gar nicht geſagt, Baron, wie ich heute geſpielt habe," fragte Molière nach langem Schweigen. „Man hat es mir doch wohl angemerkt, daß ich nicht ganz wohl bin?"

„Im Gegentheil. Ich habe Dich ſelten mit ſo großer Wahrheit ſpielen ſehen, als heute. Gewiß hat Dich der Beifall, den das Stück fand, ſo angeregt."

Befremdet sahen die beiden barmherzigen Schwestern den Kranken und Baron an; dann fragte die eine:

„Wer ist denn dieser Herr?"

„Herr Molière, der Direktor des Théâtre français."

„Heilige Jungfrau, behüte uns Sünderinnen!" riefen beide erschrocken, kreuzten sich und wollten das Zimmer verlassen.

„Wohin denn, ehrwürdige Schwestern, wenn's beliebt?" fragte barsch die alte La Forest, welche sich in die Thür stellte und sie nicht hinaus lassen wollte.

„Fort aus diesem Hause, das die Gottlosen bewohnen! Hätten wir gewußt, daß es ein Schauspieler wäre, den wir pflegen sollen, so würden wir dies Haus nicht betreten haben."

„Ach was, Schauspieler oder nicht! Mein Herr ist krank und Sie werden hier bleiben, ehrwürdige Schwestern. — Ich hole Ihnen von meinem Melissengeist, Herr Molière, der wird Ihnen schon helfen." Mit diesen Worten verließ die alte La Forest das Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

„Also verlassen wollt Ihr einen Kranken, der Eurer Hülfe bedarf, nur weil er ein Schauspieler ist? — Siehst Du, Baron, welche Kämpfe mein Stand noch zu bestehen haben wird, ehe er entsündigt ist in den Augen der Menge?"

„Es iſt abſcheulich. — Und daß Dir das von dieſen Beguinen widerfährt, deren Kloſter Du vor drei Wochen 1000 Francs geſchenkt.“

„Laß das! laß das! Wie oft bin ich verkannt und unverdient angefeindet worden. Denke an jenes ſcheußliche Komplott, das nach der erſten Aufführung des Tartüffe gegen meine Ehre und Ruhe gerichtet wurde. Nur ein Machtſpruch des Königs vermochte jene ſchändliche Rotte einzuſchüchtern. Was hilft mir aber mein Sieg? Du hörſt, dieſe frommen Frauen halten mich für einen Gottloſen.— O, meine Bruſt! meine arme zerriſſene Bruſt! — Und meine Frau —! Aber was klage ich? — Betet, betet, ehrwürdige Schweſtern! betet für einen, der zu ſterben bereit iſt; denn ich fühle es, ich überlebe dieſe Nacht nicht.“

„Was fällt Dir ein, Molière! Morgen biſt Du wieder friſch und geſund. Es iſt ja nur ein vorübergehender Anfall —“

„Nein, nein, mein guter Michel, mein einziger wahrer Freund — ich fühle, es geht zu Ende mit mir. Schade nur, daß ich die heutige Rolle nicht noch einmal wenigſtens ſpielen kann — ich würde gewiß — — aber was ſage ich? — Bald werde ich eine ganz andere Rolle ſpielen müſſen, denn das Stück hienieden iſt aus. Das Blut — das Blut!“ —

Ein heftiger Blutſturz unterbrach ſeine Rede. Mit der La Foreſt, die unterdeſſen wieder gekom-

men war und ihren Herrn vergeblich beſchwor, nur einige Tropfen von ihrem Meliſſengeiſt zu nehmen, eilte Baron jetzt zu Madame Molière, um ihr zu ſagen, daß wirkliche Gefahr drohe. Seine Beſtürzung und Angſt ließ ſie nicht länger zweifeln; als ſie aber das Zimmer ihres Gatten betrat, hatte Molière ſchon in den Armen der beiden Beguinen ſeinen Geiſt aufgegeben. Mit herabgeſenktem Haupte, die Kleider von Blut überſtrömt, den ſanften Ausdruck ſeines Geſichtes durch den Todeskampf entſtellt, — ſo fanden ſie ihn wieder.

Molière war nicht mehr! — Sein Leben war ein Leben der ſchneidendſten Kontraſte geweſen. Vom Könige faſt mit Vertraulichkeit behandelt und auf der Bühne wegen ſeines zu niedrig-komiſchen Spieles getadelt — vom Hofe und den geiſtreichſten Männern aufgeſucht und geſchätzt — von der Maſſe des Volkes beneidet, geflohen, verdammt — im Begriff als Akademiker aufgenommen zu werden und kaum würdig befunden, ein ehrliches Begräbniß zu erhalten!

Seine Werke, ſein Andenken werden ewig leben! Die Akademie ſtellte ſeine Büſte in ihrem Sitzungsſaale mit der Unterſchrift auf:

„Rien manque à sa gloire. — Il manquait à la nôtre.“

Iffland.

1790.

„Aber Holz müſſen wir durchaus noch haben, Kinder!“

„Ja, woher nehmen und nicht ſtehlen?“

„Ei was, beſchwichtigen wir einmal unſere Gewiſſenhaftigkeit und berauben die Chur-Pfalz einiger dürren Aeſte und ſchnöden Reiſigs. Bis nach Käferthal können wir doch unmöglich zurücklaufen, um uns Holz zu holen und noch dazu hierher in den Wald; das hieße doch Eulen nach Athen tragen.“

Geſagt, gethan. Beil machte ſich an die Arbeit, während Iffland den Kopf ſchüttelte und Beck ſich ſorglich nach allen Seiten umſah. Bald war ein Baum erklettert und majeſtätiſch auf einem Aſte reitend, deklamirte Beil feierlich aus Juſt von Stromberg:

„Vor meinem Throne ſeh' ich Euch erſcheinen,
Ihr Ritter ſagt, was führet Euch zu mir.“

Lachend fragte er dann die Umſtehenden: „wenn ich das nicht in erhabener Weiſe geſprochen, ſo giebt es nichts Erhabenes mehr.“

„Ja, ja," rief Beck, „so erhaben wie Du willſt, aber mache nur raſch. Wenn jemand kommt—"

„So iſt er da, wundert ſich und geht wieder fort," beſchwichtigte Beil den Sorglichen und warf ſo viel dürre Zweige hinunter, als er nur erreichen konnte. Die drei Freunde hatten ein Feuer angemacht, das luſtig dem hereinbrechenden Abend entgegenflackerte und legten jetzt fleißig Holz dazu. Der Tag war wunderſchön geweſen. Schon früh nach dem Eſſen hatten alle Drei ihre Sommerwohnungen in dem ſtillen reinlichen Käferthal bei Mannheim verlaſſen, waren nach dem nahen Walde geeilt und wollten wieder einmal einige Stunden ſo zubringen, wie ſie es im Siebeleber Holz bei Gotha ſo oft gethan. Der Nachmittag war ſchnell vergangen, denn Iffland hatte das Kotzebueſche Stück „Menſchenhaß und Reue" mitgebracht, welches der Dichter zur Darſtellung in Mannheim eingeſandt. Der Intendant des Chur-Pfälziſchen Hoftheaters, Freiherr von Dalberg, hatte es Iffland mit dem Bemerken gegeben, ihm ſeine Anſichten über die Beſetzung deſſelben mitzutheilen und dieſer las es den gleichgeſtimmten Freunden vor. Alle drei kamen darin überein, daß Iffland den Bittermann, Beil den Unbekannten und Beck den Major ſpielen müſſe. Der Letztere wollte nicht recht an dieſe Aufgabe und ſprach den Wunſch aus, lieber den Peter ſpielen zu wollen; da aber der Major die ſchwierigere Aufgabe war, der Peter aber auch von

jedem andern, nur irgend befähigten Schauſpieler mit gewiſſem Erfolg zu geben ſei, ſo wurde Beck überſtimmt und ſchon im Voraus immer „Herr Major“ genannt. Das Stück hatte die drei Schauſpieler ungemein ergriffen. Es hatte auf ſie dieſelbe Wirkung wie ſpäter von Kaſan bis Liſſabon hervorgebracht, und wahrhaft künſtleriſch begeiſtert von den Aufgaben, die ihnen hier der Dichter gegeben, hatten ſie ſchon die Grundzüge ihres Spieles beſprochen.

Jetzt lagen ſie um das Feuer und verzehrten aus dem mitgenommenen Kober das einfache Abendbrot, deſſen beſter Theil einige Bouteillen vortrefflichen Dienheimers waren.

„Das wäre ſo ein Stück für unſer Comité geweſen,“ rief Iffland aus, als Beil ganz entzückt an die wirkſame Situation des letzten Aktes erinnerte.

„Ja wohl,“ entgegnete Beck. „Wo ſind die ſchönen Zeiten hin? — Ich kann wohl ſagen, die Stunden, die ich in jenem Comité verlebt, ſind mit die ſchönſten meines Schauſpielerlebens; in ihnen habe ich erſt gelernt, welche tiefe Bedeutung unſer Stand haben könnte, haben müßte, wenn jeder Einzelne ſich ganz von dem Gedanken durchdringen ließe, nichts ſelbſt, nichts Allein, ſondern Alles nur in Beziehung auf das Ganze — nur ein Theil deſſelben zu ſein.“

„Wenn ich nur dahinter kommen könnte, was den Intendanten eigentlich dazu vermocht, sein eigenes Werk so zu zerstören? Erst setzt er das Comité ein, präsidirt selbst, leitet die Verhandlungen, giebt uns selbst Aufgaben, die wir lösten so gut wir konnten und dann verläßt er es nach kaum drei Jahren.“

„Ich will es Dir sagen, Beil,“ antwortete Iffland. „Die ganze Idee war schön und voll künstlerischer Bedeutsamkeit; gewiß hat ihm das Comité de Lecture des Théâtre français die erste Idee dazu gegeben, aber sie trug den Wurm im Herzen. Wir lasen die eingegangenen Stücke und gaben unser Urtheil darüber; aber ihr wißt ja, dies Urtheil war kein entscheidendes. Rücksichten des Hofes und Rücksichten der Kasse mußten oft die Annahme eines Stückes entscheiden, das wir verworfen, und ein anderes zurückweisen lassen, das wir als gut bezeichnet. Brachten wir Ausarbeitungen über unsere Rollen, die wir als Schauspieler vertreten mußten, so war der Intendant als Präsident gezwungen, seine Meinung darüber zu sagen, die, so geistreich und aufgeklärt sie auch sonst ist, doch in den eigentlichen Lebensbedingungen unserer Kunst nicht ausreichte.“

„Du suchst die Ursachen sehr weit,“ rief Beil. „Ich will Dir besser sagen, warum? — Se. Excellenz fürchtete sich, zu vertraut mit uns zu werden und durfte in den Augen seiner Untergebenen ja nie

Unrecht haben. Eine Excellenz war Präsident und Schauspieler die Beisitzer, das verträgt sich freilich nicht. Nun, wer weiß was geschieht; geht das in Frankreich so fort, so wird das alte vornehme Wesen wohl ein Wenig in die gemeinen bürgerlichen Ideen eingehen müssen."

„Da haben wir es," antwortete mit Vorwurf Iffland. „Bist Du schon wieder bei Deinem Lieblings-Thema? Wir haben doch so fest unter uns abgemacht, nicht von anderen Gegenständen zu reden, als unserer Kunst, und nun bist Du mit Deinen Gedanken in Paris; wahrlich, das ist nicht recht von Dir. Denke nur daran, daß die National-Versammlung unterm 5. Februar erklärt hat: Kein Franzose könne von der Erlangung eines Amtes ausgeschlossen werden, außer Schauspieler, Scharfrichter und Henker."

„Das ist wahr, aber die Schauspieler sind auch eingefleischte Aristokraten — Gott weiß, warum! und so kann es Ihnen in Frankreich gar nicht schaden, ein Wenig —"

„Jetzt bitte ich aber," fiel Beck ein, „laßt das Thema oder ich lösche das Feuer aus und gehe ins Dorf zurück. Es ist wirklich unglaublich, nicht einen Augenblick hat man mehr Ruhe vor dem widerwärtigen Meinungskampfe; bis in die Familien drängt sich schon das ekle politische Geschwätz. — Mein Wirth ist ein Royalist und seine Frau hat zur Montagne geschworen. Wahrhaftig, es fehlt

nur noch, daß die Wickelkinder ſich für Girondiſten erklären, ſo iſt der Spektakel vollkommen. Der Gedanke an dieſe Zänkereien verbittert mir jede frohe Stunde."

„Weißt Du wohl, Beil," ſagte jetzt Iffland in der Abſicht, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken, daß Du das letzte Mal in den Räubern recht unwirkſam und oberflächlich geſpielt haſt?"

„So!" fragte im langgezogenen Ton der Angeredete, „ich habe gerade Lob von Euch erwartet, da ich mir rechte Mühe gegeben, ſo wenig als möglich auf den Effekt zu ſpielen. Darf ich mir Deine Gründe ausbitten, Iffland?"

„Es iſt recht ſchön, wenn Du unſeren Anſichten zu Liebe es vermeideſt, den Schluß Deiner groſſen Reden oder Deine Abgänge ſtärker zu betonen, und geſpannte Aufmerkſamkeit dem Applaus vorziehſt, aber jedes Ding hat ſein Recht. Du ließeſt die letzten Worte nun jedes Mal fallen, das ging bis zur Undeutlichkeit und ſchlicheſt faſt heimlich von der Bühne, damit nur kein Menſch ſich einfallen ließ, zu applaudiren."

„Zum Henker! wo iſt hier die Mittelſtraße? — Wenn ich es nicht ſo mache, applaudiren ſie doch! Macht mir den Kopf nicht warm!"

„Dann iſt es immer noch beſſer, ſie applaudiren, als Du biſt beſcheiden, wo nicht Herr Beil ſondern die Rolle zum Beifall herausfordert. Du

mußt auch bedenken, daß jede Scene ihren Culminationspunkt hat und dieſen meiſt gegen das Ende hin auferbaut. Es iſt ſo natürlich, daß der Dichter, wenn er in einer Scene die Urſachen eines Zuſtandes geſchildert, gegen das Ende die kräftigſte, eindringlichſte Wirkung wünſcht. Daher das Applaudiren eben ſo oft dem Dichter, dem dargeſtellten Charakter und deſſen folgerechter Entwickelung, als dem gelungenen Spiel des Schauſpielers gilt."

„Meinſt Du das auch, Beck," fragte Beil den Letzteren.

„Allerdings! Iffland hat ausgeſprochen, was ich fühle, aber nicht ſo gut in Worte faſſen kann, als er."

„Na, es iſt gut! Ich werde es das nächſte Mal anders machen, aber dann wird Rennſchüh, Haßloch und Kirchhöfer wieder ſagen, ich habe auf den Applaus geſpielt. — Thut aber nichts! — Wenn Ihr nur zufrieden ſeid."

„Ich kann mir übrigens denken," ſagte Iffland, „wie ſchwer Dir das geworden ſein muß. Bei Deinem feurigen, ungeſtümen Temperament, bei der Aufregung, in die Dich Deine Rollen verſetzen, war es gewiß eine ſchwere Aufgabe, ſich grade da zu mäßigen, wo die Phantaſie ſo gern mit unſerem Alltags-Verſtande durchgeht."

„Hol's der Henker, Kinder. Es war ein ſaurer Apfel. Na, wartet, ſoll nicht wieder vorfallen."

„Wie wart Ihr denn mit meinem Franz Moor

zufrieden," fuhr jetzt Iffland fort. „Beck, ſage Du mir erſt Deine Meinung und dann Du, Beil."

„Du warſt vertrauter mit Deiner Aufgabe, als ich Dich je geſehen. Jeder Augenblick zeigte, daß Du tief über das nachgedacht, was Du ſollteſt, und man ſah deutlich, wie Du ſelbſt die kleinſten Details, faſt unbemerkbare und nur dem künſtleriſch-gebildeten Auge erkennbare Nüancen vorbereitet hatteſt, um ſie dem Bilde des Ganzen zu verſchmelzen. Mir haſt Du vollſtändig genügt."

„Mir nicht," fiel Beil ein, der ſchon ungeduldig über Beck's lange Auseinanderſetzung war. „Du warſt mir zu durchdacht, zu fertig mit Deiner Aufgabe. Vor lauter Vernunft kam man zu keiner Wärme. Ich kann Dir grade keinen einzelnen Moment herausheben, aber wenn ich ſagen ſollte, Du hätteſt mich ergriffen, mich vergeſſen laſſen, daß ich im Theater bin, müßte ich es lügen."

„Du tadelſt mich in ſehr unbeſtimmten, allgemeinen Ausdrücken. Kannſt Du mir nicht irgend etwas Beſtimmtes, Conciſes nachweiſen, wo ich vielleicht zu wenig gethan, wo ich das nicht war, was ich ſein ſollte."

„Nein, das kann ich nicht. Würde mir auch nichts helfen, denn am Ende haſt Du doch immer Recht. Das wiſſen wir ſchon lange, daß man nicht an Dich heran kann. Du biſt immer mit Gründen und Beweiſen von oben bis unten gepanzert. Aber Du warſt mir zu kalt und haſt mich kalt gelaſſen."

„Das iſt unſer alter Streit. Ich will von Dir mehr Mäßigung, Du willſt von mir mehr Feuer, was Dich, um mich Deiner Lieblingsphraſe zu bedienen, warm macht. Mit wem hältſt Du es, Beck?“

„Mit Deiner Anſicht, Iffland. Dein Syſtem verſpricht längere Dauer, denn an den Schöpfungen des Calcüls findet man darum ſchon mehr Behagen, weil es für jeden Zuſchauer gewiſſermaßen ein Compliment iſt, einen Schauſpieler wie Dich, vollſtändig verſtanden zu haben. Der ruhige, berechnende Schauſpieler wird immer gut ſein, wenn er auch ſelten vortrefflich iſt. Der Schauſpieler aber, der ſich ganz von ſeinem Temperament beherrſchen läßt, ihm allein ſeine Eingebung verdankt, wird freilich oft vortrefflich, aber dann im Gegenſatze auch ſchlecht, ſehr ſchlecht ſein; eine Mittelſtraße iſt bei ihm ſelten.“

„Ja,“ brauſte Weil auf, „Ihr Beide haltet es immer hübſch fein mit der Mittelſtraße. Freilich, wer ſein Blut, ſein Temperament und ſeine Leidenſchaftlichkeit ein wenig mitſprechen läßt bei ſeinem Spiel, der haut wohl manchmal daneben, tüchtig daneben, aber trifft ſeine Natur dann wieder einmal mit ſeiner Aufgabe zuſammen, dann ſchafft er auch ſo göttlich Großes und Begeiſterndes, daß es weit hinausragt über die ſchöne, ebene Mittelſtraße. Das Publikum verzeiht dem Schauſpieler lieber, als es ihn achtet. Wo zu verzeihen iſt, da muß Ueberfluß geweſen ſein; Achtung erringt

ſchon durch Gewohnheit, das Gemeſſene, Klare, ſich Bewußte."

„Sehr richtig, lieber Beil," entgegnete Iffland, ungereizt durch die Heftigkeit Beil's. „Es müßte etwas wunderbar Herrliches ſein, wenn man ein ganzes Stück mit lauter Schauſpielern geben könnte, denen man das Uebermaß, den ſprudelnden Schaum des Genies zu verzeihen hätte. Iſt aber nur einer, oder zwei in dem großen Rahmen eines dramatiſchen Ganzen, die heraustreten aus der Zuſammengehörigkeit mit den andern, während dieſe Raum bis zu ihrer Aufgabe hinaufreichen, dann frage ich, wo bleibt die Hauptaufgabe des dramatiſchen Künſtlers, ein Bild und nicht einzelne Figuren zu malen. Denke Dir einmal ein großes figurenreiches Bild, an dem der Künſtler die Hauptperſon ſchon ganz fertig gemalt, während alle übrigen nur in oberflächlichen, ſchattenloſen Umriſſen ſie umgeben. Welchen Eindruck würde ein ſolches halb fertiges, halb ſkizzenartiges Bild auf Dich machen?"

„Gar keinen," brummte Beil.

„Doch, lieber Beil, einen Eindruck würdeſt Du empfinden, aber einen peinlichen, unbefriedigenden. Du würdeſt Dich erfreuen können, wenn das Ganze eine Skizze wäre, aber eine vollſtändig ausgemalte, mit aller Pracht und Verführung der Farben in die Augen ſpringende Figur, von farbloſen Schatten umgeben, kann nur den Wunſch entſtehen laſſen, die anderen auch fertig zu ſehen."

„Freilich, wenn Du ſolche Vergleiche wählſt! Nun begreife ich auch Dein Streben als Dichter; Deine Stücke kommen mir vor, wenn wir doch einmal Gleichniſſe aus der Malerkunſt nehmen, wie die Mieris, die Quentin Meſſis der niederländiſchen Schule. Alles ſo ordentlich, einträchtig und bürgerlich, daß es eine wahre Freude iſt und man faſt Luſt hätte, ſich ganz behaglich mit in das Bild hinein zu ſetzen.“

„Du haſt ganz Recht, Freund Beil,“ das iſt es, was ich mit meinen Stücken will, was mir für unſere Bühne nothwendig ſcheint. Es iſt wahrlich Zeit, daß wir Schauſpieler lernen, Menſchen darzuſtellen, wie ſie wirklich ſind. Ich gebe Dir gern zu, daß die Poeſie im Allgemeinen die Aufgabe hat, den Menſchen in ſeiner höheren, geiſtigen Bedeutung zu ſchildern, aber ſie thut es in dem Maaß der Form, in dem Zwang des Reims, des Rythmus. Unſer Maaß, unſer Reim, unſer Rythmus muß nun der wirkliche Menſch ſein, nicht das hohltönende Seufzen der aſiatiſchen Baniſe und der Stelzenſchritt der Ritter in Pappharniſchen, wie ſie nie waren, nie geweſen ſind. Unſer Theater iſt eben jetzt im Begriff, den erſten Schulunterricht zu empfangen und ich ſchreibe ihm die Buchſtabier- und Leſebücher dazu. Laß es nur gehen, Freund Beil, auch der beſte Poet muß doch anfangs leſen lernen; kann er es erſt, ſo lieſt und ſchreibt er, ohne ſich der Mittel bewußt zu ſein, durch die er es gelernt, und

dieſe Mittel, dieſer Zwang iſt es, welchem ich unſer liebes, theures Schooßkind, das Theater unterwerfen will, unterwerfen muß. Aber ſei unbeſorgt, es iſt ein friſcher, rüſtiger Junge und wird die engenden Windeln ſchon abſtreifen."

Während ſo die Freunde ihre Anſichten gegen einander austauſchten, näherten ſich ihnen zwei Männer von Käferthal her. Beide hatten ſich vor dem Eintritt in den Wald nach allen Seiten wie ſuchend umgeſehen und endlich den Schein des Feuers entdeckt. Jetzt gingen ſie grade auf daſſelbe zu. Es war der Freiherr von Dalberg, Intendant des Mannheimer Hoftheaters, und der Freiherr von Gemmingen, Churpfälziſcher Hof-Kammerrath. Die drei jungen Männer ſprangen auf, empfingen die Herren mit ehrerbietiger Haltung, und konnten ihr Erſtaunen nicht unterdrücken, ſo ſpät hier in dieſem entlegenen Walde mit ihnen zuſammen zu treffen.

„Euer Excellenz überraſchen uns hier in einer ſeltſamen Lage," ſagte Iffland, als er bemerkte, daß Herr von Dalberg das Feuer, den Kober mit Lebensmitteln, die leeren Weinflaſchen und die Bücher auf dem Raſenboden umherliegen ſah.

„Nicht doch, lieber Iffland. Ich weiß ja ſchon lange, daß Ihr Drei hin und wieder ein ſolches Zigeunerleben führt und das freut mich von Herzen. Der Künſtler ſoll ſich nie ganz den zwängenden Formen bürgerlicher Regelmäßigkeit fügen. Ich liebe das. Ein ſolcher Abend läßt Euern Eifer

wieder erſtarken, regt Euch neu an, und mit friſcher Thätigkeit geht es dann wieder an das tägliche Treiben."

„Ich muß geſtehen," fügte Herr von Gemmingen hinzu, „obgleich Dalberg mich ſchon darauf vorbereitet hatte, wie ich Sie hier finden würde, ſo überraſcht es mich doch. Das tritt ſo aus allen gewöhnlichen Spaziergängen, aus allen gebräuchlichen Landparthieen heraus, daß ich den feinen, welterfahrenen, geſchmeidigen Iffland und den ernſten ruhigen Beck gar nicht wieder erkenne."

„Mir trauen der Herr Kammerrath ſchon etwas mehr Zigeuner-Natur zu!" fragte halb lachend, halb ärgerlich Beil.

„Das nicht, aber Geſchmack dafür. Gewiß haben die Räuber, von dem jungen Menſchen, dem Würtembergiſchen Regimentsarzt, auch bei Ihnen dieſe Luſt am Waldleben angefacht. Es iſt unglaublich, wie viele Menſchen ſich ſchon erkältet und einen tüchtigen Schnupfen bekommen haben, ſeit das Lied geſungen wird:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne."

„Nein, lieber Gemmingen," antwortete Dalberg, „unſer Triumvirat hat Schiller nicht auf ſeinem Gewiſſen; das trieben ſie ſchon in Gotha, wie mir mein Bruder damals ſchrieb. Auf ein Wort, lieber Iffland. Ich bin nach Käferthal herausge-

fahren, um Sie über Wichtiges zu ſprechen, und als ich Sie nicht fand, hierher gekommen."

Beide gingen in den Wald und ſprachen lebhaft und viel zuſammen.

Der Kammerrath war bei dem Feuer zurückgeblieben und unterhielt ſich mit Beil und Beck. Da die drei Freunde ſeit dem Beginn der Theater-Ferien ihren ländlichen Aufenthalt nicht verlaſſen und gar nicht nach Mannheim gekommen waren, ſo wußten ſie auch nichts von den Ereigniſſen des Tages. Herr von Gemmingen erzählte ihnen alſo, daß die neuſten Zeitungen aus Frankreich die Nachricht gebracht hätten, daß die National-Verſammlung jeden Unterſchied der Geburt und des Ranges aufgehoben und den Adel abgeſchafft habe.

Mit Jubel nahm Beil dieſe Nachricht auf, Beck ſchwieg, aber Herr von Gemmingen konnte ſich nicht enthalten, den Jubel Beils auf das Entſchiedenſte zu mißbilligen.

„Ich muß Sie bitten, Herr Beil, ſich etwas zu mäßigen. Meiner Meinung nach ſchickt es ſich nicht für einen Mann, deſſen Name mit im Hof-Staats-Kalender Seiner Churfürſtlichen Durchlaucht ſteht, die abſcheulichen Maaßregeln der Revolutions-Männer in Frankreich ſo unumwunden gut zu heißen."

„Warum nicht, Herr Hof-Kammerrath? Sie haben es arg getrieben die Herren Edelleute in Frankreich, und können niemand die Schuld geben, als

ſich ſelbſt, wenn das volle Gefäß überläuft. Wir brauchen ja nur einen Blick auf die Herren zu werfen, die uns hier in Deutſchland mit ihrem Beſuche beehren, um es natürlich zu finden, daß man ſolchen Leuten die Vorrechte nimmt, die der Zufall ihnen gegeben. Die Sache iſt übrigens gewiß ſo böſe nicht gemeint. Nur ein Schreckſchuß, um die Herren zur Beſinnung zu bringen."

„Sie haben ſich alſo auch von den neuen Ideen hinreißen laſſen, junger Mann? Ich hätte mir das freilich denken können. Seit ich Ihr Stück: Armuth und Hoffarth, geleſen, war es mir klar, daß Sie auch zur Parthei der Unzufriedenen gehören."

„Da irren Sie ſich, Herr Kammerrath," nahm jetzt Beck begütigend das Wort. „Unſer Freund Beil iſt erſt ſo geworden, ſeit die Intendanz ihm ſein Stück zurückgeſchickt hat. Damals klagte er ſchon, ſeit es aber in Hamburg gegeben, und mit großem Beifall gegeben worden iſt, hält er ſich für einen Verfolgten, und wir Beide haben alles Mögliche zu thun, ihm ſeine ſchwarzen Grillen auszureden."

„Es iſt nicht alles in Mannheim gut, was in Hamburg gut iſt," erwiederte, wie ſich entſchuldigend, Gemmingen. „Das Hof-Theater legt uns Rückſichten auf, denen wir nicht trotzig die Spitze bieten können, wollen wir nicht das ganze, mühſam aufgeführte Gebäude zertrümmern ſehen. Wo kann ſich jetzt ein deutſches Theater mit dem unſrigen

meſſen! Wien, Berlin, Dresden, München blicken mit Neid auf uns, das beweiſt eben die Unterhaltung des Intendanten mit Ihrem Freunde. Ich wünſche von Herzen, daß ſie ein erfreuliches Reſultat habe."

„Nun das werden wir ja bald erfahren," ſagte Beck, „denn Se. Excellenz kommt eben mit Iffland zurück."

In der That näherten ſich Beide wieder dem Feuer, das jetzt mit flatterndem Scheine die rieſigen Bäume rings umher beleuchtete, denn es war ſchon ganz dunkel geworden.

„Freuen Sie ſich mit mir, meine Herren," rief der Intendant. „Man hat uns unſern Iffland entführen wollen, aber er bleibt uns. In Wien haben ſie den Plan ihn zu engagiren, weil ſein Stück „Friedrich von Oeſterreich" dem Kaiſer in Frankfurt ſo gefallen hat. Zur rechten Zeit hat einer meiner dortigen Freunde mich davon benachrichtigt, und ich kam daher, um unſern Iffland, noch ehe die Anträge ihm zu Händen kommen, auf ſein Gewiſſen zu fragen, ob er mich und ſeine Freunde zu verlaſſen im Stande iſt. Ich habe jetzt ſein Wort. Er bleibt!"

„Vivat Iffландus!" rief mit einer herzlichen Umarmung Beil und Beck drückte dem Freunde ſchweigend die Hand. „Wenn Iffland gegangen wäre, Euer Excellenz, hätten Sie nur dem Beil auch gleich ſeinen Abſchied geben können, denn: Rol-

ler mit Schweizer, und ging es gradesweges in die Hölle oder nach — — Wien.“

„Nein, nein! Ihr müßt beisammen bleiben, und noch mehr, Wir müssen zusammen bleiben. Ich kannte ja unsern Iffland. Was wir vereint geschaffen, müssen wir auch fest halten auf der Höhe, zu der wir es erhoben. Ich bin nichts ohne Euch, und Ihr würdet auch meiner entbehren. Nun, gute Nacht, meine Herren. Mein Wagen erwartet mich am Eingange des Waldes. Dort geht ja wohl die Landstraße? Gute Nacht! Ich besuche Sie noch einmal, ehe wir wieder anfangen nach den Ferien.“

„Bleiben Sie denn noch hier?“ fragte abschiednehmend Herr von Gemmingen.

„Bis Mitternacht wenigstens,“ erwiederte Beil, „kann auch noch später werden, wenn wir grade auf ein interessantes Thema kommen.“

„Sie werden sich alle drei erkälten, es geht schon ganz frostig vom Rhein herüber. Ist mir nur lieb, daß ich meinen Surtout mitgenommen habe. Viel Vergnügen, meine Herren.“

Als Beide am Saume des Waldes in den harrenden Wagen stiegen, hörten sie noch den fröhlichen Gesang der drei Freunde aus dem Dickicht herüber klingen:

„Der Wald ist unser Nachtquartier,
Der Mond ist unsre Sonne.“

Große Unruhe und Angſt herrſchten am Weihnachts-Abend 1794 in dem Mannheimer Theater. Die Franzöſiſche Armee, welche Mannheim blockirte, hatte am Morgen dieſes Tages den Chur-Pfälziſchen Commandanten aufgefordert, zu capituliren, und ſeit Mittag waren die Unterhandlungen im Gange. Parlementaire kamen und gingen über den Rhein. In den Straßen ſah man nur angſtvolle, beſorgte Geſichter, und die wenigen Menſchen, die heute das Publikum bildeten, gaben weniger auf die Vorſtellung acht, als auf die Gerüchte, die ſich mit reiſſender Schnelligkeit im Schauſpielhauſe verbreiteten. Man gab „die Eiferſüchtigen, oder: Keiner hat Recht" von Schröder, und „die beiden Billets". Iffland hatte im erſten Stücke die Hauptrolle geſpielt, und ſaß, kurze Erholung ſuchend, in der Garderobe, aber von allen Seiten beſtürmten ihn Fragen, ängſtliche Erkundigungen und widerſprechende Nachrichten. Die Garderobiers riſſen ihm faſt die Kleider ab, um ſie einzupacken, denn ſeit ſechs Wochen befand ſich die ganze Garderobe, in Kiſten verpackt, in einem ſicheren, weit entlegenen Hauſe zwiſchen dem Heidelberger- und dem Neckarthore. Jeden Tag wurden die nöthigen Coſtüme von dort geholt und nach der Vorſtellung wieder aus dem Theater fortgeſchafft. Eben ſo lagen die Dekorationen in den Kellern des Theatergebäudes, weil man mit Recht für daſſelbe beſonders fürchtete, wenn ein Bombardement erfolgen ſollte.

Eben fragte die Garderobengehülfin, Frau Meyer, den Regiſſeur Iffland, ob ſie auch Spiegel, Toiletten und Stühle heute nach der Vorſtellung mit einpacken ſollte, da trat Beck im Coſtüm des Barbier Schnaps herein, eilte auf Iffland zu und rief:

„Da haben wir es, jetzt iſt kein Zweifel mehr! Mannheim wird bombardirt. Jeden Augenblick kann es beginnen.“

„Woher weißt Du das, Beck? Laſſe Dich nicht von all' dem Geſchwätz täuſchen, das jetzt jeder müßige Kopf verbreitet.“

„Nein, nein! es iſt leider nur zu gewiß. Eben bekommt der wachthabende Offizier im Theater den Befehl, mit den Soldaten auf die Mühlau zu marſchiren. Der letzte franzöſiſche Parlementär iſt mit der abſchläglichen Antwort des Commandanten aus der Stadt und Alles ſchwebt in der ängſtlichſten Erwartung.“

„Um Gott, wie ſoll das werden. Bombardiren die Franzoſen Mannheim, ſo iſt das Theater verloren. Das Schloß mit dem Opernhausflügel, die Jeſuiter-Kirche und das Theater ſind ja das erſte, das nächſte Ziel für ihre Kugeln. Iſt denn die Excellenz noch nicht ins Theater gekommen?“

„Er iſt noch auf dem Schloß, wo die ganze Churfürſtliche Kammer zuſammen iſt, aber er kann jeden Augenblick kommen.“

„Wie soll ich hier handeln und anordnen, wenn ich die Befehle des Intendanten nicht kenne?“ seufzte Iffland, während Alles ihn umstand und fragend auf ihn blickte.

Da wurde Beck abgerufen, weil das Nachspiel angehen sollte. Mit einem herzlichen Händedruck nahm er von Iffland Abschied und sagte im seltsamen Gegensatz zu seinem komischen Costüme: „Gott gebe, daß wir uns froh wiedersehen.“

So rasch wie möglich hatte sich Iffland jetzt ausgezogen, befahl den Theater-Arbeitern alle andere Arbeit liegen zu lassen und mit Anstrengung aller Kräfte Wasser auf die Böden des weitläuftigen Theater-Gebäudes zu tragen, die Spritzenschläuche für den augenblicklichen Gebrauch zu ordnen und Alles leicht Feuerfangende fortzuschaffen. — Noch mit diesen Anordnungen beschäftigt, trat der Freiherr von Dalberg hastig auf das Theater, gab im raschen Vorüberschreiten Iffland das Zeichen ihm zu folgen, und die Thür des Bibliothekzimmers fiel gleich darauf hinter Beiden zu, während draußen fast alle Schauspieler des Theaters, die sich diesen Abend hier versammelt hatten, um Rath oder Hülfe zu verlangen, in sorgevoller Spannung des Ausgangs harrten.

„So stürzt denn das schöne Gebäude unserer jahrelangen Mühe, unseres männlichen Willens, in Trümmer“, begann der Intendant mit kummervollem Blick auf Iffland, das Gespräch.

„Alſo iſt es wahr? Steht es wirklich ſo ſchlimm um die Stadt, daß wir das Aeußerſte befürchten müſſen? Beſtehen die Franzoſen wirklich darauf, Mannheim zu beſetzen?“

„Sie thun es! Was vermag unſere ſchwache Churpfälziſche Beſatzung gegen ihre Uebermacht. Die Oeſterreicher ſtehen unthätig an der Bergſtraße, die Preußen bei Mainz, und Beide werden es zu ſpät bereuen, uns nicht unterſtützt zu haben. Nach der Antwort, die unſer Commandant hinaus geſandt, haben wir in dieſer Nacht das Bombardement zu befürchten.“

„Und was wird aus dem Theater?“ fragte beſtürzt Iffland?

„Es exiſtirt nicht mehr. Aus München iſt der Befehl eingegangen, es zu ſchließen und die Schauſpieler zu entlaſſen.“

„Um Gott, Euer Excellenz. Iſt das möglich?“

„Das Miniſterium hat in Plenar-Sitzung beſchloſſen, in den jetzigen bedrängten Zeitläuften alle „Voluptaria“ abzuſchaffen, zu denen auch das Theater gehört. Was ich habe thun können, dieſen Schlag abzuwenden, habe ich gethan, aber vergebens. Alle meine Mühe ſcheiterte an dem Drange der Zeit. Ich ſelbſt reiſe noch dieſe Nacht in Aufträgen der Churfürſtlichen Kammer nach München. Ordnen Sie, lieber Iffland; hier in dieſem Convolute finden Sie die miniſteriellen Verfügungen. Handeln Sie, wie

ich es als Künſtler und Menſch von Ihnen gewohnt bin, und behalten Sie mich lieb.“ Bei dieſen Worten wendete der Intendant ſich ab und wiſchte eine Thräne aus den Augen, während er dem ſprachlos daſtehenden Iffland die Hand drückte.

„Die Schauſpieler entlaſſen? Das Theater aufgelöſt? Mein Gott, Euer Excellenz, wie viele Menſchen macht dies Wort unglücklich!“

„Ich kann nicht helfen, lieber Iffland. In Trümmer ſtürzt, was wir erbaut. Ich hoffe nichts mehr, und was ich von dieſer furchtbaren, welterſchütternden Begebenheit in Frankreich gefürchtet, trifft ein.“

Noch einmal drückte der Freiherr von Dalberg Ifflands Hand, und eilte dann durch die hintere Thür des Bibliothek-Zimmers fort, um ſich in den Wagen zu werfen und Mannheim zu verlaſſen.

Rathlos ſtand Iffland allein. Was ſollte er thun? Wie den ausbrechenden Sturm beſchwichtigen? Die größere Zahl der Schauſpieler war lebenslänglich engagirt und ein Machtſpruch raubte ihnen nun plötzlich jede Ausſicht, jede Hoffnung auf ein ruhiges Alter. Das Theater hatte ſich unter Dalbergs Leitung, und durch den rüſtigen Eifer der damals dort vereinten Künſtler, zu dem erſten in Deutſchland erhoben, die Gnade Carl Theodors und der Antheil der Mannheimer die Bühne reich ausgeſtattet. Das alles ſollte nun durch einen Schlag vernichtet werden.

Eben war das Nachſpiel zu Ende, und als Iffland die Thüre öffnete, um auf das Theater zu treten, drängten ihm ſchon alle Schauſpieler und bei der Bühne Angeſtellten entgegen. Eben hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß der Intendant nach München abgereiſt ſei, und Alles ſtürmte mit Fragen und Bitten auf den tief erſchütterten Iffland ein.

In kurzen, inhaltsſchweren Worten theilte er ſeinen Collegen mit, was ihnen bevorſtehe, und ſuchte zu tröſten, zu beruhigen, zu ermuthigen. Aber der Eindruck, den dieſer Wortbruch des Churfürſten auf die Schauſpieler machte, war zu ſtark, als daß ſeine Begütigungen etwas hätten fruchten können. Ja, gegen ihn ſelbſt kehrten ſich Vorwürfe, Drohungen des ſo verzeihlichen Mißmuths. Iffland hatte, ſeit die franzöſiſche Revolution begann, ſtets durch Wort und That den ausſchweifenden Grundſätzen derſelben entgegengewirkt, und ſowohl durch ſeine Stücke „die Cocarden" und „die Eichenkrone, als durch ein feſtes Entgegentreten dem in allen Rheinſtädten ſich kundgebenden Freiheitsſchwindel, ſeine Anhänglichkeit an das Beſtehende kund gegeben. Namentlich aber hatte ein Vorfall, bei Gelegenheit der Aufführung des Richard Löwenherz, Anlaß gegeben, ihn für einen entſchiedenen Royaliſten, oder wie damals der beliebtere Ausdruck war, Ariſtokraten gelten laſſen. Die in Mannheim lebenden Emigranten waren nämlich die fleißigſten Theater-Be-

ſucher und zeigten den lebhafteſten Antheil an dem Spiel der deutſchen Schauſpieler. Auf ihre Bitte hatte die Intendanz die Gretryſche Oper „Richard Löwenherz" in Scene geſetzt, und bei ihrer erſten Aufführung war das Haus überfüllt von franzöſiſchen Emigranten, die mit hoher Rührung und unermeßlichem Jubel jede Stelle begrüßten, die nur irgend auf die damaligen Verhältniſſe bezogen werden konnte. Der König war nämlich damals auf ſeiner Flucht angehalten und vor Gericht geſtellt worden, ſo daß über den Ausgang des Prozeſſes Alles in der ängſtlichſten Erwartung ſchwebte. Der Jubel erreichte bei der Arie Blondels:

Oh Richard! Oh mon roi!

den höchſten Grad, und da dieſer übermäßige Lärm von den Mannheimern durch Ziſchen gemißbilligt wurde, ſo hätte es faſt Streit und Kampf gegeben. Am Ende wurden alle Darſtellenden herausgerufen, und Iffland als Regiſſeur ſagte die merkwürdigen Worte:

„Fasse le ciel que le roi trouve un Blondel qui lui sauve sa vie!"

Von dieſem Augenblicke an war Iffland der erklärte Liebling aller Franzoſen und Ruhigen, aber gehaßt von allen, die den neufranzöſiſchen Ideen ergeben waren, und oft ſchon hatten ſich ſeit der Zeit Reibungen und unangenehme Anfeindungen kund gegeben.

Auch jetzt in diesem entscheidenden Augenblicke, wo Iffland als Vorgesetzter, als Stellvertreter der Intendanz reden mußte, fehlte es nicht an gehässigen Bemerkungen und Anschuldigungen.

„Also wie Hunde stößt man uns hinaus?“ rief der Eine. „Das thut ja keine reisende Truppe, kein Direktor einer herumziehenden Bande! — O, hätte ich das gewußt, nie hätte ich einen Fuß nach Mannheim gesetzt!“

„Freilich, die Direction wird keinen Schaden dabei leiden,“ sagte ein Anderer; „die wird ihr Schäfchen wohl ins Trockne gebracht haben und Herr Iffland gehört ja auch zur Direction.“

„Wie kann ein Künstler sich dazu hergeben, solche empörende Maßregeln gegen seine Mitkünstler zu billigen!“ warf die zärtliche Mutter ihm vor.

„Ei,“ erwiederte der polternde Alte, „Herr Iffland kann ja den Franzosen entgegen gehen, sie Französisch anreden; er spricht ja sehr gut Französisch, besser wie wir Andern — das haben wir ja erfahren.“

„Gott bewahre! Herr Iffland geht zur Armee des Prinzen von Condé; da werden ihn seine Freunde, die Herren Emigranten, glänzend genug aufnehmen.“

Iffland war empört über diese feindlichen Gesinnungen seiner Kollegen, für die er so viel gethan, für die er stets mit Aufopferung aller seiner

Kräfte gewirkt; aber er hielt es unter ſeiner Würde, ihnen zu antworten, zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Beck aber, ſein Freund, konnte es nicht ertragen, ihn ſo verkannt zu ſehen und rief mit leidenſchaftlicher Hitze, die ſonſt ſeinem Charakter fremd war:

„Wie, iſt das der Dank für Alles, was Iffland für uns gethan? Geht, geht! Ihr kennt ihn nicht; ich aber kenne ihn! — Er ſteht hülflos und verlaſſen wie wir; unſer Loos trifft auch ihn und was hat er mehr gethan als wir Alle? — Als Dichter, als Schauſpieler, als Vorgeſetzter hatte er ſtets das Wohl des Ganzen im Auge. Welches Theater hat ſolche Geſetze als die, welche er ausgearbeitet hat? wo mißt ſich eine Bühne mit dem, was wir leiſten? Wann hätte er je — —“

Da erdröhnte das Schauſpielhaus von einem furchtbaren, zerſchmetternden Schlage. Dumpf brüllte Kanonendonner herüber und die erſte Kugel, mit welcher die Franzoſen das Bombardement eröffneten, ſchlug in das Dach des Theaters.

Wo kurz zuvor noch Vorwürfe getönt und leidenſchaftlich geſprochen worden war, da bemächtigten ſich jetzt Angſt und Sorge aller Gemüther. Die rath- und hülflos Stehenden ſtäubten auseinander und bald war Iffland allein. Nur wenige rüſtige entſchloſſene Theaterarbeiter fragten ihn, was ſie thun ſollten und er eilte mit ihnen auf den Boden, um zu ſehen, ob die nöthigen Sicherheits-

maßregeln getroffen worden wären. In ſchneller Folge kreuzten ſich die vernichtenden Geſchoſſe in der Luft. Die dem Churfürſtlichen Schloſſe zunächſt liegenden Gebäude erbebten unter den einſchlagenden Bomben und glühenden Kugeln; lange, feurige Streifen durchfurchten den ſchwarzen nächtlichen Himmel und das Geraſſel der Trommeln, das Geſchrei der zum Löſchen eilenden Mannſchaften, die Klagetöne der flüchtenden, ſchutzſuchenden Einwohner tönten in grauſem Gewirre vom Platze oder aus den Straßen herauf.

Nachdem Iffland Alles gethan, was menſchliche Kraft der Vernichtung entgegen zu ſetzen vermag, eilte er in die Bibliothek zurück, wo die Garderobengehülfin, Frau Meyer, trotz der drohenden Gefahr eifrig beſchäftigt war, die Bücher in große Kiſten zu packen. Iffland erſtaunte über die Kühnheit dieſer Frau und eilte nach kurzem Beſinnen zu dem Schranke, in welchem die Papiere des ehemaligen Schauſpieler-Comité's aufbewahrt lagen. Vier große Bände enthielten alle jene werthvollen und intereſſanten Protokolle, Abhandlungen und Ausarbeitungen jenes ſchönen Inſtituts, und dieſe waren es vorzüglich, die Iffland zu retten bemüht war. Mit ſeinem ihm ſo koſtbaren Schatze unter dem Arme eilte er auf die Straße und nach ſeiner Wohnung, einem Pavillon auf der kleinen Rheininſel vor dem Rheinthore. Seine Frau hatte aber dieſen unſichern Aufenthaltsort ſchon bei dem erſten

Kanonenschusse verlassen und war in die Stadt zu ihren Verwandten geflüchtet, wohin auch Iffland jetzt eilte. Als er beim Arsenal vorüber kam, tödtete dicht vor ihm eine feindliche Kugel einen vorübereilenden, ihm wohlbekannten Bürger und dieser Anblick erschütterte Iffland so sehr, daß er sich kaum auf seinen Füßen zu erhalten vermochte. Mit Lebensgefahr erreichte er das Haus, in dem seine Frau Schutz gesucht und fand sie mit den andern Bewohnern des Hauses im Keller, wohin man in der Eile die nöthigsten Sachen gebracht. Das Bombardement wurde mit jeder Stunde heftiger. General Deroy, der die Pfälzischen Truppen in der Rheinschanze kommandirte, antwortete ununterbrochen aus 65 schweren Geschützen auf das heftige Feuer der Franzosen und gegen Morgen war das Bombardement so heftig, daß man nicht mehr einzelne Schüsse, sondern ein fortdauerndes, donnerähnliches Brüllen hörte, von dem die Erde zu erzittern, die Luft sich zu verdichten schien.

Aengstlich fuhr Alles in den Kellern zusammen, wenn der gräßliche Ruf: „Feuer! Feuer!“ auf der Straße ertönte und vergebens beschworen die Frauen in unsäglicher Angst, in solcher furchtbaren Nacht sie nicht zu verlassen. Iffland und der Wirth des Hauses eilten mit Löschgeräthschaften hinaus, um zu sehen wo Hülfe nöthig sei. Obgleich viele Kugeln in das Theatergebäude eingeschlagen hatten, so hatte doch keine gezündet und das Haus wurde

zwar beſchädigt, aber nicht von einer Feuersbrunſt heimgeſucht. Mit anbrechendem Morgen ſuchte ein Unteroffizier Iffland auf, um ihm den Befehl des Kommandanten zu bringen, augenblicklich die ſämmtlichen Theatereffekten, welche im Kloſter der barmherzigen Brüder einſtweilen niedergelegt worden waren, ausräumen und die Säle zur Aufnahme der Bleſſirten einrichten zu laſſen. Dieſer Befehl ſetzte Iffland aufs Neue in die größte Verlegenheit. Wo ſollte er Hände finden, um dieſe Ausräumung zu bewerkſtelligen und wo in dieſem Augenblicke ein Lokal, in dem die Effekten vor dem Bombardement geborgen wären? In der höchſten Aufregung durcheilte er die Straßen und ſuchte unter Verheißung dreifacher Bezahlung wenigſtens einige Männer zu gewinnen, die ihm behülflich ſein konnten. Während die Säle des Kloſters geräumt wurden, brachte er es durch inſtändige Bitten dahin, daß das Münzgebäude vorläufig zur Aufnahme der Theatereffekten beſtimmt wurde und je heller es wurde, je mehr Leute ſammelten ſich um ihn her, die zum Theater gehörten oder auf irgend eine Art mit demſelben in Verbindung ſtanden.

Faſt alle Schauſpieler waren entſchloſſen, Mannheim zu verlaſſen und die fürchterlichen Erfahrungen der vergangenen Nacht hatten dieſen Entſchluß nur noch dringender gemacht. Man beſtürmte Iffland von allen Seiten um Geld, um ſchriftliche Beweiſe der Entlaſſung, und der Anforderungen,

Bitten, Klagen wurden so viele, daß er sich kaum zu bergen wußte. Er half, wo er helfen konnte; tröstete die Verzweifelnden, indem er ihnen seine eigene hülflose Lage vorstellte und sah sich verkannt, mit Vorwürfen überhäuft; gehaßt, wo er nur Dank und Zuneigung erwartet hatte.

Gegen 1 Uhr schwieg der Donner des Geschützes nach und nach und wie ein Laufeuer verbreitete es sich durch die Stadt: „der Kommandant capitulirt!" Alles athmete aus tiefer, beängstigter Brust neu auf und Iffland eilte mit dieser frohen Botschaft zu den Seinigen, die noch immer in den feuchten Kellern sich aufhielten. Als die Nachricht sich bestätigte und die Churpfälzischen Truppen sich auf den Plätzen sammelten, um abzuziehen, kam Alles aus den Häusern hervor. Mit Grausen blickten die Bürger auf die fürchterliche Verwüstung, welche das vierzehnstündige Bombardement angerichtet und ängstlich erkundigten sich Nachbarn und Freunde, wer noch lebe und wer umgekommen sei.

Vor der Post stand ebenfalls eine zahlreiche Gruppe Mannheimer Bürger, die sorgenvoll berietben, was bei dem nun zu erwartenden Einzuge der Franzosen wohl zu thun sei. Unter ihnen stand auch Iffland. Der Post-Sekretair hatte ihn kaum aus dem Schiebefenster des Expeditionszimmers erblickt, als er ihn zu sich heran rief und ihm einen Brief gab, der schon vorgestern für ihn angekommen, aber durch die Vorfälle der jüngstvergan-

genen Stunden noch nicht abgegeben worden ſei, weil der Briefträger Dienſte in der Bürgergarde that. Iffland öffnete den Brief und las:

Wohlgeborner, ſehr geehrter Herr!

Seine Majeſtät der König, mein Allergnädigſter Herr, haben mich beauftragt, Ihnen ein Engagement als Direktor des Deutſchen National-Theaters in Berlin anzutragen. Allerhöchſtdieſelben haben Euer Wohlgeboren mehrere Mal in Frankfurt während Ihrer letzten Anweſenheit dort ſpielen ſehen und werden Sich freuen, einen ſo bedeutenden Künſtler für Allerhöchſt Ihren Dienſt gewinnen zu können. Ich erſuche Sie daher, mir umgehend Ihre Forderungen zugehen zu laſſen und habe die Ehre, mich mit ausgezeichneter Hochachtung zu nennen

Ew. Wohlgeb.

ergebener

Rietz,

Geheimer Kämmerier Sr. Majeſtät des Königs von Preußen.

Mainz, den 11. Dezember 1794.

Iffland war kaum eines Wortes mächtig. So plötzlich in der höchſten Noth die unerwartete, die glänzende Hülfe! Noch vor wenigen Minuten hatte er trübe Blicke in die Zukunft geworfen; jetzt ſah er ſie im roſigſten Lichte ſich für ihn geſtalten. Nie würde er, ſelbſt gegen das glänzendſte Engagement, die Mannheimer Bühne verlaſſen haben,

denn seine Anhänglichkeit an den Intendanten von Dalberg und die so natürliche Vorliebe für ein Institut, zu dessen Bedeutsamkeit er so wesentlich beigetragen, war größer als der Genuß äußerer Vortheile; — aber in dieser Lage, sich selbst überlassen, ohne Hoffnung auf Erwerb einer ungewissen Zukunft entgegen sehend, schwankte er keinen Augenblick. Mit seiner Familie berieth er das zunächst Nöthige und als auf der Straße die Französischen Trommeln das „ça ira, ça ira" rasselten, schrieb er nach Mainz, daß er sich sehr geehrt fühle, das huldvolle Anerbieten Friedrich Wilhelms II. annehmen zu können.

Ruy Torres.

1750.

Die Vorſtellung des Portugieſiſchen National-Theaters na Rua dos Condes zu Liſſabon hatte am 25. Oktober 1759 eine glänzende Verſammlung herbeigezogen. Die enge Grafenſtraße ſtand gedrängt voll mit Prachtcarossen, Sänften und zweirädrigen Zugſeſſeln, die mit bunt aufgeputzten Maulthieren beſpannt ihre Beſitzer erwarteten. Der Hof, der ganze Adel, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft der Hauptſtadt hatte ſich zuſammengefunden, um der Benefiz-Vorſtellung des allgemein beliebten Ruy Torres, erſten Liebhabers der Portugieſiſchen Nationalbühne beizuwohnen. Der Anſchlagzettel trug mit groſſen Buchſtaben als Empfehlung „Unter dem Patronat Sr. Excellenz des Miniſters Marquis von Pombal" und das Publikum hatte ſich beeilt, einer ſo glänzenden Empfehlung durch zahlreichen Beſuch zu entſprechen. — Ruy Torres ſpielte in dem alten Stücke os estrangeiros von Saa de Miranda die Hauptrolle eines Spaniſchen Offiziers, in welcher er ſeit ſeinem erſten Auftreten im Jahre 1751 eine groſſe Berühmt-

heit erlangt hatte. Seine wahrhaft männliche Schönheit, der melancholisch ernste Ausdruck seines großen, schwarzen Auges, der eigenthümliche Ernst, der in seinem Spiele den Zuschauer unwillkührlich in jene poetische Stimmung versetzte, die das Gemüth des Menschen empfänglicher macht für die süßen Schauer der Kunst, Alles dies hatte ihn in kurzer Zeit zum ersten Schauspieler Portugals gemacht und ihn der berühmten Maria Joaquima an die Seite gestellt, mit der vereint er dazu bestimmt schien, das Portugiesische Nationalschauspiel auf jene Stufe zu erheben, welche ihm der Einfluß des Spanischen Theaters so lange zu versagen schien. Die beiden Theater Salitre und Bairo alto, in denen nur Spanische Stücke gegeben und von Spanischen Schauspielern dargestellt wurden, hatten seit dem Auftreten des Ruy Torres fast alle Anziehungskraft für das Publikum verloren und der Hof erklärte sich, durch den Einfluß des allmächtigen Pombal, mit solcher Entschiedenheit für das Nationaltheater na Rua dos Condes, daß selbst die Arcadia-Gesellschaft, eine Art von Akademie der schönen Künste, aufmerksam wurde auf die sich kundgebende Hinneigung des Geschmackes zum Portugiesischen Drama und anfing, für dasselbe zu wirken.

Die Vorstellung war zu Ende. Unter dem lebhaftesten Beifall fiel die Gardine vor den sich verneigenden Schauspielern. Der Zuschauerraum leerte sich. In Wagen, Sänften und zu Fuß von

Fackelträgern geleitet, verfloß der Menſchenſtrom in die bergigen Straßen und nur ein Name lebte im Munde Aller: Ruy Torres! — Dieſer hatte nach kurzer Erholung den Mantel umgeſchlagen und begab ſich nach der Sitte jener Zeit in ſeinem Coſtüm nach ſeiner Wohnung in der rua direita, einer unbedeutenden Straße des Stadttheils Junqueira, um dort nach der Anſtrengung des Abends Ruhe und Erholung zu finden. Er befand ſich in jener räthſelhaften Seelenſtimmung, die trotz vollſtändiger Befriedigung doch noch Raum für den Wunſch, für das Gefühl des Unerreichten, ja Unerreichbaren hat und dachte nicht an das was ihm ſchon geworden, ſondern was die Zukunft ihm noch bringen konnte. Die raſchen und blendenden Ergebniſſe ſeiner kurzen Schauſpieler-Laufbahn hatten den ungemeſſenſten Ehrgeiz in ihm aufgeſtachelt und obgleich ein Königliches Decret vom Jahre 1753 die Schauſpielerprofeſſion in Portugal für ehrlich erklärt hatte, drückte ihn doch das Bewußtſein, ſelbſt als ausgezeichneter Schauſpieler von der höheren, gebildeten Geſellſchaft nur geduldet, nicht aufgenommen zu ſein. Durch den tiefen Verfall, in dem er das Theater gefunden, durch das Handwerktreiben der Schauſpieler und den täglichen Contakt, in welchem er mit der Hefe der Geſellſchaft ſtehen mußte, war das wahrhaft künſtleriſche Gefühl, die Begeiſterung für ſeine Kunſt, noch nicht in ihm wach geworden und er leiſtete eben nur das, was

die Natur verſchwenderiſch ihm gegeben, ohne eigentlich künſtleriſches Bewußtſein, ohne geiſtige Richtung. Er beneidete den Vorzug des Adels, des Reichthums, der wiſſenſchaftlichen Bildung und je mehr ihn ſein Talent über die andern Schauſpieler erhob, ihn iſolirte, je deutlicher fühlte er, daß er doch zu ihnen gehöre, daß er nur in Beziehung auf ſie, und in Verbindung mit ihnen etwas ſei.

Im Sinnen vertieft, wollte er eben an einer Gartenmauer entlang, welche die ganze eine Seite einer engen, dem Theater nahe gelegenen Straße bildete und den Kloſtergarten unſerer lieben Frau vom Schmerz umſchloß, als er ſich plötzlich berührt fühlte. Ein wiederholtes Zupfen am Mantel ſetzte ihn um ſo mehr in Erſtaunen, als er niemand in ſeiner Nähe ſah. Er ſtand ſtill und bemerkte jetzt erſt, daß er ſich vor einer kleinen mit Eiſen beſchlagenen Thür in der Gartenmauer befand, welche kaum eine Handbreit geöffnet war und nur ſo weit um einen Arm durchzulaſſen. Hohes Gras hatte die Schwelle der Thür überwachſen und nur ſchwer konnte Ruy die Bewegung einer Hand erkennen, die ihm Zeichen zu machen ſchien, ſich dann zurückzog und mit einem Papiere wieder erſchien, welches ſie ihm darbot. Erſtaunt über den Vorgang nahm er das Papier, die Hand machte eine abwehrende Bewegung und die Thür ſchloß ſich, nur mühſam das hohe überwuchernde Gras der Schwelle zurückdrängend. Alles blieb ſtill, rings umher war die

Straße öde, und Ruy Torres nahm daher das Papier mit ſich bis zu einem der militairiſchen Nachtpoſten, bei denen bis Mitternacht eine Fackel zu brennen pflegte, die einzige nächtliche Beleuchtung der Hauptſtadt Portugals in jener Zeit. Er entfaltete dort das in kleine Falten zuſammengelegte Papier und las folgende nur mit ſchwacher, faſt unleſerlicher Dinte geſchriebenen Zeilen.

„Wenn Du den Wunſch haſt, ein unglückliches Weib aus tiefer Schmach zu retten; wenn der ſüßeſte Lohn, den ein ſchönes Weib zu gewähren hat, Dich reizt, ſo finde Dich bewaffnet um Mitternacht dort ein, wo Du dieſe Zeilen empfingſt. Gehe im Schatten der Gartenmauer entlang und trete vorſichtig in die ſchon geöffnete Thür.“

Keine andere Unterſchrift befand ſich unter dieſem Briefe, als ein Herz mit fünf Nägeln durchbohrt, wie man es häufig auf Heiligenbildern abgebildet findet.

Ruy Torres zweifelte keinen Augenblick, daß hier nur ein Liebesabentheuer gemeint ſei. Zwar machte ihn die Bedingung, bewaffnet zu kommen und der Gedanke, daß ihm der Brief aus einem Kloſter zugekommen, einige Augenblicke nachdenkend, bald aber ſiegte der Wunſch, das Geheimnißvolle dieſes Abentheuers zu durchdringen und da er noch den Degen ſeines Spaniſchen Offizier-Coſtüms an der Seite trug, Mitternacht auch nicht mehr fern war, ſo beſchloß er gar nicht erſt nach Hauſe

zu gehen, ſondern ſich zunächſt mit der Oertlichkeit bekannt zu machen. Er kehrte zum Kloſter zurück und umging es von drei Seiten, denn die Umfaſſungsmauer wurde in unregelmäßigen Verhältniſſen von drei Straßen begrenzt. Die Kirche unſerer lieben Frau vom Schmerz lag an der Vorderſeite und war durch Kreuzgänge mit dem dahinter im Garten liegenden Kloſter verbunden. Ein Garten ſchien das Ganze des weitläuftigen Vierecks auszufüllen, auf deſſen einer Seite ſich die Wirthſchaftsgebäude des Kloſters befanden. Der hintere Flügel des Kloſters ſtieß, wie er ſchon wußte, hart an das Theater na Rua dos Condes, denn dort hatte früher eine Kapelle geſtanden, auf deren Fundamenten das Theater gebaut worden war.

Nachdem er ſich auf dieſe Art mit der Lage des Kloſters bekannt gemacht, war er ſchon vor Mitternacht an der Mauer, und ging verſuchend in dem weithin geworfenen Schatten derſelben entlang, während die gegenüber liegende Seite der Straße vom hellſten Mondſchein beleuchtet war. Schon beim zweiten Male fühlte er im Vorbeigehen durch den Druck gegen die Thür, daß dieſe geöffnet war und nachgab. Sich zwiſchen die Pfoſten ſchmiegend, ſchlüpfte er hinein und befand ſich in dem Kreuzgange, welcher die Kirche mit dem Kloſter verbindet. Er fühlte, daß die Thür hinter ihm zugezogen wurde und ſah neben ſich die Geſtalt einer Nonne, welche ihn ſtumm bedeutete, je-

des Geräuſch zu vermeiden, die Thür vorſichtig verſchloß und ihm dann winkte, ihr zu folgen. Je heller der Mondſchein ſich auf den Garten gelagert hatte, in welchen die offne Säulenreihe des Kreuzganges führte, deſto dunkler war der Schatten in dieſem und Ruy's Führerin vermied ſorgfältig jede Stelle, die der Mond erhellte. Nahe beim Kloſtergebäude ſtand die Nonne ſtill, zeigte auf ein dunkles Gebüſch im Garten, welches durch die Breite eines mit Sand beſtreuten Weges von dem Kreuzgange getrennt war und eilte dann, ſich tief zur Erde bückend, über den Weg. Ruy Torres begriff wohl, daß er möglichſt unbemerkt über den Weg, der von den Fenſtern des Kloſters aus überſehen werden konnte, fortzukommen ſuchen müſſe, und ſah nach dem Himmel, ob nicht eine verüberziehende Wolke den Mond auf kurze Zeit bedecken würde. Eben zog eine helle weiße Wolke heran und er winkte der im gegenüberliegenden Gebüſche ungeduldig harrenden Nonne, daß er den Schatten der Wolke abwarten wolle. Kaum verſchwand der letzte Streif des Mondes hinter dem Gewölk, als Ruy auch ſchon hinüberſchlüpfte und nun von der Nonne durch das dichte Gebüſch bis zu einer Kellerthür an der entgegengeſetzten Seite des Kloſters geführt wurde. Beide ſtiegen in das Souterain des weitläuftigen, alten Gebäudes hinab, gingen durch mehrere Keller, in denen Wirthſchaftsvorräthe aller Art aufbewahrt wurden und traten endlich durch eine

kleine, hinter großen Fässern verborgene Thür in ein enges gewölbtes Gemach, welches in der Dicke der Mauer gebaut schien. Eine kleine Lampe brannte in roth gefärbtem Glase über einem Betstuhl; eine Lagerstatt stand diesem gegenüber unter einem Bilde der schmerzensreichen Mutter Gottes und an den Wänden hingen Geißeln und Büßungs-Instrumente umher.

Hier sah Ruy Torres zum erstenmale das Gesicht seiner Führerin, denn sie schlug den schweren Nonnenschleier zurück und zündete zwei Wachskerzen neben dem Muttergottesbilde an, so daß die enge Zelle hell erleuchtet war. Fast erschrak er vor der blendenden Schönheit der Himmelsbraut, als sie nun den Schleier abgelegt und mit bittendem Blick vor ihm stand. Die dunklen Augen, von hohen feinen Brauen begrenzt, glühten mit wunderbarem Ausdruck in dem regelmäßigen, marmorblassen Gesichte und trotz der entstellenden Kopftücher, welche das kurzgeschorne Haar verhüllten, zeigte sich der höchste Adel siegender Frauenschönheit in den feinen Zügen und dem schlanken Wuchse der Nonne.

Auch Ruy Torres warf den Mantel ab und setzte sich neben sie auf die harte Lagerstatt. Nach einem schmerzlichen Blicke auf das Bild über ihnen begann die Nonne:

„Ihr seid ein Deutscher Offizier, Cavalleire. An Eurer fremden Uniform sehe ich, daß Ihr wahr-

ſcheinlich einer jener tapfern Offiziere ſeid, welche der Graf von Lippe-Bückeburg mit nach Portugal gebracht."

Erſtaunt, nicht um ſeiner ſelbſt willen, hier zu ſein, durch das kalte, ja feierliche Weſen der Nonne auf den Gedanken gebracht, daß auch etwas anderes als ein Liebesabentheuer ſeiner harren könne, erwiederte er nichts, ſondern machte nur eine bejahende Bewegung. Die Nonne fuhr fort:

„So kann ich mich Euch um ſo leichter anvertrauen. Ihr ſeid Offizier und ein Mann von Ehre; man pflegt bei uns die Redlichkeit und Treue eines Deutſchen als die Grundzüge ſeines Volkscharakters zu betrachten und ich darf alſo um ſo ſicherer einen Schwur von Euch verlangen, das, was Ihr in dieſer Nacht ſehen und hören werket, nicht zu verrathen. Leiſtet Ihr dieſen Schwur, ſo gehöre ich Euch und in meiner Macht ſteht es, Euch für das ganze übrige Leben glücklich und groß zu machen. Leiſtet Ihr ihn nicht, ſo führe ich Euch zurück auf demſelben Wege, den Ihr gekommen, und daß Ihr Euer Abentheuer verſchweigt, dafür ſteht mir Euer Ehrgefühl. Verſteht Ihr auch ſo viel Portugieſiſch, Cavalleiro, mich ganz zu verſtehen?"

„Ja, Senhera," erwiederte, ſich einen fremden Akzent gebend, Ruy Torres. „Schon in meinem Vaterlande beſchäftigte mich das Studium der Portugieſiſchen Sprache; Camoens und Gil Vecente

waren mir bekannt, ehe ich noch mit dem Grafen hierher kam.“

„Und wollt Ihr den Schwur leiſten, den ich von Euch verlange?“

„Wenn er nicht meine geſchworne Dienſtpflicht gegen den König verletzt — ja!“

„So legt die Hand auf dieſes Crucifix und ſprecht den Schwur mir nach: — — Was auch von mir verlangt werde, ſei es ſelbſt die Vernichtung eines Menſchenlebens —“

„Halt, nicht weiter, Senhora! Einen ſolchen Schwur leiſte ich nicht; denn meine Chriſtenpflicht würde mir verbieten, ihn auszuführen.“

„Hört nur weiter. — — Die Blutſchuld kommt auf das Haupt deſſen, der Euch dazu veranlaßt; Ihr dient nur als Werkzeug.“

„Nie, nie!“ unterbrach ſie Ruy Torres. „Wollt Ihr einen Meuchelmörder aus mir machen? Miethet Euch einen Gallego, wenn Ihr eines Banditendolches bedürft. Ich habe genug gehört! Laßt unſer Geſpräch zu Ende ſein!“

Mit einem furchtbaren Blick maß die Nonne den vermeinten Deutſchen Offizier, faßte ſich dann raſch wieder, hieß ihn den Mantel umnehmen und ihr folgen, denn da er den Schwur nicht leiſten wolle, werde ſie ihn auf demſelben Wege, den ſie gekommen, zurückführen. Ehe aber Ruy Torres ihr noch folgen konnte, ſtand ſie ſchon in der Thür, war mit einem Sprunge hinter derſelben, ſchlug ſie

zu und klirrend fiel draußen ein ſchwerer Riegel ins Schloß. Wie verſteinert ſtand der Ueberraſchte und in ſchmerzlicher Klarheit überſah er das Gefährliche ſeiner Lage. Einige Sekunden vergingen ſo, da öffnete ſich in der ſchwer mit eiſernen Bändern und Bolzen beſchlagenen Thür ein kleines Fenſter, das nach innen vergittert, erſt die ganze Stärke der eichenen Bohlen erkennen ließ, aus denen ſie beſtand. Hinter dem Gitter erſchien das Geſicht der Nonne, das in der Dunkelheit nur in einzelnen Streifen aus dem Innern der Zelle beleuchtet, einen faſt geiſterhaften Anblick gewährte.

„Ihr ſeht, Cavalleiro," begann mit leiſer aber feſter Stimme die Nonne, „daß Ihr jetzt in meiner Gewalt ſeid. Bedenkt, Ihr befindet Euch in einem Portugieſiſchen Kloſter und kein Entkommen iſt für Euch möglich, ehe Ihr gethan, was ich von Euch verlange. Hört mich an und wählt."

„Durch jene Thür dort wird entweder bald ein Mann zu Euch eintreten, oder Ihr geht durch den langen Gang, den jene Thür ſchließt, bis in das letzte Gewölbe, wo Ihr ihn finden müßt. Dieſer Mann muß von Eurer Hand ſterben. Fragt nicht, warum? — Fällt er nicht durch Euer Schwert oder Euren Dolch, ſo iſt die Qual des langſamen Hungertodes ſein und Euer Loos. Nie öffnen ſich dann dieſe Thüren wieder für Euch; thut Ihr aber was ich verlange und thut Ihr es wohlverſtanden ſo, daß ich es von hier aus ſehen kann, ſo ſeid Ihr

in der nächsten Nacht frei, wenn Ihr Euch verpflichtet, den Leichnam aus dem Kloster zu tragen. Ihr habt die Wahl. Drei Mal werde ich im Laufe der nächsten 24 Stunden dieses Gitter öffnen; so lange brennen auch jene Kerzen. Geschieht dann nicht, was ich von Euch verlange, so seid Ihr beide lebendig begraben. Bedenkt wohl, was Ihr thut. Sucht keine andere Hülfe, kein Erbarmen als in Eurem Gehorsam und hofft nicht eher Befreiung, als über dem blutenden Leichnam jenes Verräthers."

Nach diesen Worten schloß sich das kleine Fenster und Ruy Torres sah sich allein. In welche fürchterliche Lage hatte ihn seine Unbesonnenheit gestürzt! Vergebens überflog sein verzweifelnder Blick die ganze Umgebung. Zwischen dicken, Feuchtigkeit schwitzenden Mauern, tief unter der Erde, zu deren Oberfläche nur ein enges dunkles Loch in der Höhe des Gewölbes führte, abgeschnitten von jeder menschlichen Hülfe, ohne Vertheidigung in den verschwiegenen Bußzellen eines Nonnenklosters, sah er nirgends Rettung. Er setzte sich sinnend auf die Lagerstatt und überdachte vergeblich jede Möglichkeit, durch die ihm Hülfe kommen konnte. — Morden sollte er? Und wen? Was hatte der Unglückliche verbrochen? Verdiente er den Tod oder sollte er ihn nur durch weibliche Rachsucht finden? — Noch brütete er so vor sich hin, als er Geräusch an der gegenüber stehenden Thür hörte, die schmal und ohne stark mit Eisen beschlagen zu sein, einen

langen, kaum mannshohen und nur drei Fuß breiten Gang schloß, welcher offenbar in der Dicke der Fundamental-Mauer fortlief. Sie öffnete sich und herein trat ein junger, auffallend schöner Mann in dem Kleide des Jesuiter-Ordens. Betroffen sah er sich in der Zelle um und heftete einen fragenden Blick auf Ruy Torres, der selbst nicht wußte, wie er dieser neuen Erscheinung entgegentreten sollte. Anfangs legte er die Hand an den Degen, als der Jesuit aber diese Bewegung bemerkte, lächelte er und sagte mit dem verbindlichen Tone des feinen Weltmanns:

„Meine Erscheinung scheint Sie zu befremden, Cavalleiro, wie ich aus der kriegerischen Bewegung Ihrer Hand fürchten muß."

Noch betroffener durch diese unvermuthete Anrede, in deren sorglosem Tone er vergeblich Erklärung für das Wunderbare ihrer beiderseitigen Lage suchte, antwortete Ruy Torres:

„Weniger Ihre Erscheinung, Senhor, als das Seltsame unseres Zusammentreffens hier."

„Und was finden Sie Seltsames daran? Wahrscheinlich führt auch Sie ein zärtliches Rendezvous in dieses etwas unbequeme Boudoir. — Aber, was sehe ich? Irre ich mich nicht, so habe ich das Vergnügen, den Liebling Lissabons, das Ideal aller Liebhaber, Senhor Ruy Torres vor mir zu sehen?"

„Ich bin in der That der Schauspieler Ruy Torres," erwiederte dieser immer verlegener über den scherzenden, so durchaus unbefangenen Ton des Jesuiten.

„Nun, das muß ich gestehen, die Damen hier haben einen besonders raffinirten Geschmack. Komisch wäre es doch, wenn diese Bußzelle von mehreren der verliebten Täubchen zu Rendez-vous benutzt würde, ohne daß eine etwas von der andern wüßte!"

„So wissen Sie nicht, ahnen nicht, was mich hierher geführt?"

„Ich ahne allerdings, daß gleiche Absicht uns hierher gebracht, aber ich fürchte, daß ein Pärchen das andere stören wird und muß gestehen, so angenehm mir auch die persönliche Bekanntschaft unseres vaterländischen Roscius ist, an diesem Orte ist einer von uns zu viel."

Ruy Torres wußte nicht mehr, was er sagen sollte; das war keine erkünstelte Unbefangenheit. — Diese verbindliche, fesselnde, ganz dem Tone der feinsten Gesellschaft abgeborgte Sprache! Hier galt es Erklärung, Verständigung, Bewußtsein! — In ängstlicher Hast erzählte er, was ihm seit der Beendigung des Schauspiels geschehen, wiederholte, was jene Nonne von ihm verlangt und sah aus dem immer ernster werdenden Blicke des Jesuiten, aus dem Zittern seiner Lippen, aus dem krampfhaften Zucken der Augenbrauen, wie fürchterlich

ſeine Erzählung den zuverſichtlichen, ſorgloſen, lebensfrohen Mann aus ſeinen Träumen weckte. — Ruy Torres hatte Alles geſagt, was er wußte; hatte das Wichtigſte ſchon mehrere Mal wiederholt, da rief der Jeſuit plötzlich:

„Verſpielt! Verſpielt! — Dummkopf, der ich war! Die wichtigſten Zwecke meines Ordens von erbärmlichen Weiberlaunen abhängig zu machen! — Nun, wie iſt's, Senhor? Machen Sie raſch ein Ende mit mir. Laſſen Sie mich vorher nur noch einige Worte an meinen Superior zu Papiere bringen, die ich Sie bitte, nach meinem Tode in ſeine Hände kommen zu laſſen und dann ſtehe ich Ihnen zu Dienſten."

„Halten Sie mich für einen Banditen, Senhor, daß ich mit kaltem Blute einen Mord begehen könnte?"

„Sie ſind alſo noch nicht entſchloſſen? Aber was bleibt Ihnen anders für eine Wahl? Entweder Sie tödten mich, oder fallen ſelbſt als Opfer Ihres Mitleids."

„Ich täuſche mich keinen Augenblick über unſere Lage. Selbſt wenn ich den Willen jenes weiblichen Tigers erfüllte, darf ich doch nicht hoffen, lebend dies Kloſter zu verlaſſen. Sie wird Mittel zu finden wiſſen, mein Schweigen zu erzwingen, und ich bin gewiß, daß Mörderdolche mich erwarten, wenn ich Ihren Leichnam bis auf die Straße geſchleppt."

„Das nicht, Senhor; dann wäre ja das Geheimniß, das sie mit so großer Schlauheit sich zu sichern sucht, wieder in den Händen Anderer. Nein, nein! Ich sehe klar, was sie vor hat; aber was nutzt das Besprechen des Möglichen; lassen Sie uns offen gegen einander sein, denn aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir beide nicht lange mehr zu leben. Nur aus der vollständigen Erkenntniß unserer gegenseitigen Lage können wir die Hoffnung der Errettung bauen. So hören Sie denn;" — Bei diesen Worten unterbrach sich der Jesuit, lauschte gegen die Thür, nahm dann eine der Kerzen, winkte Ruy ihm zu folgen und ging mit ihm den engen Gang entlang bis in ein kleines Gewölbe, das kostbar mit Teppichen ausgeschlagen, ein üppig schwellendes Ruhebett umschloß und nur einer reinen, frischen Luft entbehrte, um das Bewußtsein wollüstiger Behaglichkeit, üppigen Genusses zu erwecken. Der Jesuit löschte hier das Licht aus und sprach, auf dem Ruhebett neben Ruy Torres sitzend, mit leiser Stimme ihm fast in das Ohr:

„Daß ich Jesuit bin, sagt Ihnen mein Ordenskleid. Aus Gründen, die Ihnen gleichgültig sein können, suchte ich ein Verhältniß mit der Aebtissin dieses Klosters, Dona Mariquita de Sylva Carvalho aus dem Hause Mendoza, eine Schwester des mächtigen Ministers Pombal. Es war unmöglich, mich ihr unmittelbar zu nähern, obgleich mir durch Bemühung meiner Superioren das Beicht-

vateramt des Kloſters übergeben worden war. Ich bedurfte eines Einverſtändniſſes mit Dolores Esquibeza oder wie ſie hier von den frommen Schweſtern genannt wird, Freira Dolores, einem wunderſchönen Mädchen. Nun, Sie haben ſie ja ſelbſt geſehen. Unglücklicherweiſe wurde die Liebe dieſes Mädchens leidenſchaftlicher als ich es gewünſcht und berechnet hatte. So ſchwer es mir geworden, ſie zu verführen, eben ſo ſchwer, ja faſt unmöglich wurde es mir, ſie zu täuſchen, als ich nun meinem Zwecke bei der Aebtiſſin näher kam. Jetzt ſcheint ihre Eiferſucht Gewißheit zu haben und ſie hat ſchlau ein Netz um mich her geſtellt, dem ich nicht entrinnen werde. Ich kenne dies Kloſter, kenne die furchtbaren Leidenſchaften, die es bewegen, und weiß, daß in dieſen Kellern ſchon manches Verbrechen verübt wurde An ein Entkommen aus dieſen Gewölben iſt nicht zu denken. Ich kenne die Dicke der Mauern, die Abgelegenheit und Verborgenheit der Bußzelle und war es ſelbſt, der dieſes kleine Zimmer bewohnbar machte. Jetzt wiſſen Sie Alles, Senhor. Was beſchließen Sie nun?"

„Alles anzuwenden, was in menſchlicher Kraft ſteht, um Rettung für uns Beide zu finden. — Eine Hoffnung bleibt mir noch. Nach dem, was Sie mir vertraut, wird Freira Dolores keine andere Hülfe haben, als ſich ſelbſt, und darauf läßt ſich fortbauen. Ich werde Sie ſcheinbar ermorden, und der Zufall will, daß ich einen Theaterdolch von

gestern Abend noch bei mir habe. Sie wissen, daß die Klinge eines solchen Dolches durch einen elastischen Druck in den Griff zurückfährt. Dolores wird dann selbst Zeuge des Mordes sein wollen. Ich werde sie täuschen. Sie wird die Thür öffnen, wir fallen dann über sie her, binden sie und setzen uns in Freiheit."

„Nein, das ist nichts! Wenn wir sie nicht tödten, oder sie so vollständig täuschen, daß sie ihre Rache befriedigt glaubt, so findet sie Mittel, uns, wenn auch nach Jahren, um so sicherer zu vernichten. Nein, nein, dann würde ja auch Alles verrathen, wenn man sie gebunden hier findet, und die Zwecke meines Ordens könnten darunter leiden. — Dessenungeachtet ist Ihr Gedanke gut und läßt sich benutzen. Nur müssen wir vorsichtig sein. Hören Sie jetzt meinen Vorschlag. Ich werde mich kurz vor dem dritten Erscheinen unserer Feindin so an der äußeren Brust verwunden, daß sie vollständig getäuscht wird. Schon vorher werde ich mir aus einer Ader am Arme Blut lassen, damit wir es scheinbar aus dieser Wunde fließen lassen können. Dann tragen Sie mich als Leichnam aus dem Kloster; aber hüten Sie sich, etwas zu essen oder zu trinken, was Ihnen die Nonne bietet oder noch besser, lösen Sie Ihre Halsbinde und füllen Sie Ihre Brust unter der Uniform mit den Federn dieses Ruhebettes; dann können Sie das Dargebotene scheinbar austrinken, aber in Wirklichkeit durch die

Halbbinde in die Bruſt ſchütten. Ja, ſo wird es gehen!“

Beide erwogen jetzt genauer, was noch geſchehen ſollte, berechneten im Voraus jede Möglichkeit, und verabredeten eine genaue Uebereinſtimmung in ihrem Thun. Aber das Kommen der Nonne fürchtend ging Ruy Torres in die Bußzelle zurück, während der Jeſuit hinter der nur wenig geöffneten Thür zu dem Gange ſtehen blieb und leiſe flüſternd die Berathung fortſetzte. Nach einigen Stunden öffnete ſich plötzlich und ohne daß ein Geräuſch das Nahen der Freira Dolores angekündigt, das Gitterfenſter und ſie fragte mit unterdrückter aber vor innerer Erregung bebender Stimme:

„Seid Ihr entſchloſſen?“

Ruy Torres antwortete verneinend, ließ aber durchblicken, daß er ſich vielleicht, aus Furcht vor dem Hungertode, noch entſchließen würde, und bat um Speiſe und Trank.

„Wenn Ihr gethan, was ich verlangt, wenn Ihr es unter meinen Augen gethan, wird Euch Alles und mehr als Ihr hofft. Noch zweimal frage ich Euch, dann nicht wieder. Bedenkt wohl, was Ihr thut!“

Mit dieſen Worten ſchloß ſich das Gitterfenſter wieder und Alles war ſo öde und ſtill wie zuvor. Aufs Neue beriethen der Schauſpieler und der Jeſuit über das, was zu thun ſei und ſtellten feſt, wie es geſchehen ſolle. Es mochte nach ihrer Be-

rechnung Mittag ſein, als Freira Dolores zum zweiten Male erſchien und mit derſelben Antwort wie vorhin wieder verſchwand. Als aber die beiden Kerzen faſt herunter gebrannt waren und das Einbrechen der Nacht verkündeten, erſchien ſie zum dritten Male und ihr Auge glänzte in gräßlicher Freude, als Ruy Torres ihr erklärte, daß der wüthende Hunger, der ihn quäle und die Ausſicht auf den eigenen Untergang ihn zu dem Entſchluß vermocht, die Mordthat auszuführen.

„So eilt mit der Ausführung! Die Nacht iſt dunkel. Ihr könnt ſicher das Kloſter verlaſſen. Aber kein Mitleid mit jenem Elenden; er hat den Tod tauſendfach verdient. Habt Ihr ihn ſchon geſehen?“

„Noch iſt Niemand in dies Gewölbe gekommen.“

„So ruft dreimal in jene Thür: Dom Joſé! und er wird erſcheinen.“

Ruy Torres that, was die Nonne von ihm verlangte, zog dann ſeinen Dolch aus der Taſche und erwartete das Eintreten des Jeſuiten. Dieſer öffnete die Thür, ſah mit erheucheltem Erſtaunen die Gegenwart eines Offiziers und warf fragende Blicke auf das Gitterfenſter, durch welches Freira Dolores ihre Augen in mordluſtiger Wuth auf ihn richtete.

„Was ſoll das heißen, Dolores?“ fragte der Jeſuit. „Ein Fremder hier an dem Orte unſeres ſtillen Glückes und Du hinter dem Gitterfenſter?“

„Verräther! Heuchleriſcher Bube, frage Dich ſelbſt, ob Du den Tod verdient, der Dich jetzt triffſt. Cavalleiro, nieder mit ihm!“

Und Ruy Torres ſprang wie ein Tieger auf den erſtarrt ſtehenden Jeſuiten zu, warf ihn zu Boden und ſtieß viermal das Stilet in ſeine Bruſt. Ein Strom von Blut drang ſogleich unter den Kleidern hervor und rieſelte auf den Boden der Zelle hin. Vergebens ſuchte der Jeſuit ſeinem Mörder den Dolch zu entwinden; Ruy Torres kniete auf ſeiner Bruſt und überwältigte jede Bewegung des hülflos Daliegenden. Mit furchtbaren Verwünſchungen auf der Zunge ſchien der Ermordete unter Zuckungen zu verſcheiden und Ruy Torres zog erſt den Dolch aus der letzten Wunde, als jener ſtarr am Boden lag. Da öffnete ſich die ſchwere Eingangsthür und Dolores trat ein, ein Körbchen mit Speiſe und Getränk am Arme. Die Nonne eilte auf den Leichnam zu, riß ſein Kleid auf und unterſuchte die Wunden in der Bruſt, welche ganz mit dickem Blute bedeckt waren, während Ruy Torres ſich mit Heißhunger des Körbchens bemächtigte, ſich ſtellte als wenn er begierig äße, während er das Brot hinter die Lagerſtatt ſchob, den Wein aber ſich in die Kleider goß. Ohne ein Wort zu ſprechen, nur mit einem ſtechenden Blick auf Ruy Torres, der mit Wolluſt die lang entbehrte Nahrung zu verzehren ſchien, holte ſie einen großen ledernen Sack herein, ſtreute Sand auf

das immer noch ſtrömende Blut am Boden und bedeutete Ruy, den Leichnam jetzt in den Sack zu ſtecken, ihn auf den Rücken zu nehmen und ihr zu folgen. So raſch als möglich that er, was ſie verlangte und ſchritt dann keuchend unter der ſchweren Laſt der Nonne nach, die ihn auf demſelben Wege den er hereingekommen, bis zu jener Pforte brachte die von dem Kreuzgange in die Straße führte.

Dort legte ſie noch einmal den Finger auf den Mund, drohte ihm dann, wenn er etwas verrathen würde, mit dem ſichern Tode; dann ſteckte ſie einen koſtbaren Brillantring auf ſeinen Finger und befahl ihm, den Sack unbeſorgt in einer der nächſten Straßen fallen und liegen zu laſſen.

Tief athmete Ruy Torres auf, als er die Thür ſich leiſe ſchließen hörte und eilte dann bis zur nächſten Ecke, wo er den Sack an die Treppe eines Hauſes lehnte und den in Todesängſt harrenden Jeſuiten befreite. Mit dem Gefühle der höchſten Dankbarkeit ſtürzte dieſer dem Schauſpieler in die Arme und eilte dann, den Sack mitnehmend, bis zur Wohnung deſſelben in der Junqueira. Kaum einige Straßen weit gegangen, empfand Ruy ein immer zunehmendes faſt unerträgliches Brennen auf der Bruſt. Anfangs glaubte er, der zehrende Hunger und die ungewohnte Anſtrengung beim Tragen des Sackes verurſachten ihm dieſen Schmerz; als er aber von Minute zu Minute heftiger wurde, und ihm faſt die Beſinnung raubte, da riß er ſich

die Uniform auf und fand von der Flüſſigkeit, die ihm von der Nonne zum Getränk geboten worden war, die ganze Bruſt verletzt. Die Federn waren faſt verkohlt und klebten an der Haut feſt, die ſich in großen Blaſen abgelöſt hatte. Jetzt erſt durchſchauten Beide den ganzen Höllenplan jenes rachſüchtigen Weibes. Tödten wollte ſie Beide, damit ihr Verbrechen auf ewig mit dem undurchdringlichen Schleier des Geheimniſſes bedeckt bleiben ſollte. Schnell wurde ein Verband aufgelegt, als Beide in der Wohnung des Schauſpielers angekommen waren, wo dieſer ſchon mit Sorgen erwartet wurde. Der Jeſuit wechſelte ſogleich die Kleider, ließ ſich von einem raſch herbei gerufenen Wundarzte die ſelbſt geſchlagenen leichten Wunden beſichtigen und verbinden, ſo daß Beide zwar geſchwächt durch die Entbehrung aller Nahrungsmittel und todtmüde ſich bis zum nächſten Morgen einem erquickenden Schlafe überlaſſen konnten.

Mit dem früheſten Morgen kam der Direktor des Theaters na Rua dos Condes ſelbſt in die Wohnung Ruy's, um ſich zu erkundigen, ob er noch nicht wieder nach Hauſe zurückgekehrt ſei, denn die geſtrige Vorſtellung hatte durch das unerklärliche Verſchwinden deſſelben abgeändert werden müſſen. Kopfſchüttelnd hörte er, daß ſein beſter Schauſpieler krank darnieder liege und einige Tage nicht ſpielen könne. Unverrichteter Sache, denn er war gekommen, ihn zu einer Wiederholung des

Stückes aufzufordern, welches bei ſeinem Beneſiz ſo allgemeinen Beifall erhalten, mußte er wieder fortgehen und Dom José, der Jeſuit, blieb den ganzen Tag verſchloſſen mit ſeinem neuen Freunde. Sie beſprachen das zunächſt Wichtige und der Jeſuit erklärte, daß ſeine Oberen ihn, nach dem Bericht über das Geſchehene wahrſcheinlich ſofort aus Liſſabon entfernen und einen andern Wirkungskreis anweiſen würden; denn für jenes Kloſter müſſe er als todt gelten. Für den Schauſpieler war keine Gefahr, denn ein glücklicher Zufall ließ ihn als einen Deutſchen Offizier erſcheinen. Aber je länger ſich Beide beſprachen, je nachdenkender und ernſter wurde Dom José. Er erkundigte ſich genau nach den Verhältniſſen, in denen Ruy Torres lebte, ſuchte durch die verſchiedenſten Geſprächsrichtungen ſeinen Charakter zu erforſchen und als Beide beim Dämmerſchein des hereinbrechenden Abends behaglich an dem flackernden Kaminfeuer ſaßen, rief Dom José plötzlich nach kurzem Nachſinnen:

„Sie müſſen Jeſuit werden, Senhor!“

„Ich? ein Schauſpieler — Jeſuit?

„Hören Sie mich ruhig an, Senhor. Wie ich Sie heute kennen gelernt, werden Sie dem Orden ein willkommener Freund ſein. Der Zufall hat Sie Mitwiſſer eines Verhältniſſes werden laſſen, von dem es zu wünſchen iſt, daß nur Eingeweihte es durchdringen. Ihr Aeußeres, die Leichtigkeit, mit der Sie ſich in geſellſchaftliche Formen zu ſchmie-

gen wiſſen, die Gabe der ſchönen Rede, vor Allem aber Ihre Stellung als Schauſpieler — —"

„Wie? Grade dieſe, dächte ich, würde mich von jeder geiſtlichen Verbindung ausſchließen."

„Oeffentlich allerdings," fuhr ruhig und mit Ueberlegenheit Dom José fort. „Aber unſer Orden hat Familiare in allen Ständen und längſt ſchon feſſelte das Theater die Aufmerkſamkeit meiner Superioren. Aus der Kirche hervorgegangen iſt das Theater eigentlich nächſt ihr der einzige Ort, wo auf die Maſſen durch das Gefühl gewirkt werden kann und wäre der Stand der Schauſpieler nicht in ſeiner Geſammtheit unter dem Niveau allgemeiner geiſtiger Bildung, ſo würden meine Oberen längſt ſchon dort Verbindungen angeknüpft haben. Sie aber, Senhor, erheben ſich über die Mehrzahl Ihrer Kameraden und können ſo der Anknüpfungspunkt für eine genauere Verbindung werden. Ich brauche Ihnen nicht erſt zu ſagen, daß mein Orden in 50 Jahren das einzige bewegende Prinzip in der katholiſchen Chriſtenheit ſein wird; alſo rathe ich Ihnen, ſeinem Fortſchreiten ſich anzuſchließen, damit es Ihnen und Ihrer Kunſt im Allgemeinen förderlich ſei."

„Aber ich begreife noch immer nicht — —"

„Laſſen Sie mich fortfahren. Wie der Menſch nicht fähig iſt, die unerforſchlichen Wege der Allmacht zu begreifen, wie oft aus Vernichtung ſchöneres Erblühen, wie aus dem vergoſſenen Blute ei-

ner Schlacht das Glück von Millionen erwächſt, ſo begreift auch die uneingeweihte Menge die Wirkſamkeit meines Ordens häufig nur durch die ſcheinbar unheilvollen Mittel, nicht aber den endlichen Zweck, die geiſtige Entwickelung der Maſſe und die Unabhängigkeit der geiſtig Bevorzugten. Dieſes ſchöne Ziel zu erreichen, müſſen wir zu manchem Mittel greifen, welches dem befangenen Auge leicht verwerflich ſcheint, es aber nicht iſt; denn der Zweck iſt ein heiliger, großartig ſozialer. Das Theater gehört nach ſeiner Wirkung auf das Gemüth der Menſchen recht eigentlich zu jenen Einflüſſen, die meinem Orden zu Gebote ſtehen müſſen. Schließen Sie ſich den Intereſſen des Bundes an, ſo haben Sie die ſicherſte Hoffnung, die hervorſtechendſte Seite Ihres Charakters, für die ich, trotz unſerer kurzen Bekanntſchaft, den Ehrgeiz erkannt, vollſtändig befriedigt zu ſehen. Nicht gleich verlange ich einen Entſchluß; überlegen Sie, was Ihnen nützlich ſcheint und zählen Sie in jedem Falle auf die kräftige Unterſtützung Ihres dankbaren Freundes."

Dieſe Unterredung regte den Schauſpieler Ruy Torres wunderbar auf. Nicht gebildet genug, um die Feinheit der Fäden zu bemerken, mit denen jener ſchlaue Jeſuit ihn umſpann, fühlte er ſich geehrt, einem Orden angehören zu ſollen, dem die allgemeine Stimme und jenes dunkle, unbewußte Gefühl der Maſſen die bewegende Kraft jener Zeit zuerkannte. Dom Joſé vermied es, weiter in ihn

Bibl. Univers. Lips.

zu bringen, und überließ es der durch ihn aufgereg-ten Phantaſie, das Uebrige zu thun. Als es ganz dunkel geworden war, verließ der Jeſuit in den Kleidern des Schauſpielers deſſen Wohnung, und verſprach ihm, bald Nachricht von ſich zu geben. Drei Tage vergingen indeſſen, ehe es geſchah. Ruy Torres hatte bereits wieder geſpielt, und das Geſchehene lebte nur wie ein wüſter Traum in ſeinem Gedächtniſſe, als am Abend des dritten Tages ein Mann in das Ankleidezimmer der Schauſpieler trat, den Ruy erſt aus dem Tone ſeiner Stimme für Dom José, den Jeſuiten, erkannte. Ein falſcher Schnurrbart, eine Perücke, die ſeine Tonſur bedeckte, und die reiche Kleidung eines Haushofmeiſters des Marquis von Vimieira täuſchten ihn anfangs.

Nach einigen bedeutungslos gewechſelten Worten flüſterte Dom José dem Schauſpieler zu: „Ich habe Wichtiges mit Euch zu beſprechen, Senhor. Führt mich an einen Ort, wo dies unbelauſcht von Euern Kameraden geſchehen kann.“

„In dieſem Augenblicke kann ich nicht. Der fünfte Akt des Stückes ſoll ſo eben beginnen und meine Rolle —“

„Wohlan denn, wenigſtens ſo lange, bis Sie auftreten. Es handelt ſich um das Leben der Freira Dolores, die eben jetzt vielleicht ihren letzten Athemzug ausröchelt.“

Plötzlich ſtand wieder jenes furchtbare Abentheuer mit ganzer Kraft vor Ruy's Seele. Er er-

bebte unwillkührlich und eilte, von dem Jesuiten gefolgt, auf die Bühne, wo eben der letzte Akt begonnen. Hinter der Dekoration wartete er das Stichwort zu seiner Scene ab und hörte gleichzeitig, was der dicht hinter ihm stehende Dom José ihm leise über die Schulter zuflüsterte:

„Dolores, jene Nonne, die uns dem sicheren Tode geweiht, wird heute mit dem Beginn der Nacht in den Kellern des Klosters eingemauert."

„Senhor Ruy, hier ist der Brief und das Messer, Ihre Requisiten für die letzte Scene" rief dazwischen der Theater-Diener.

„Gut, gut, ich danke! — — Eingemauert! Und warum?"

„Von Gewissensbissen gefoltert und in eifersüchtiger Wuth gegen die Aebtissin, hat sie dieser Alles gestanden, hat triumphirend der Nebenbuhlerin unser vermeintes Schicksal geschildert. Empört darüber, hat diese bei ihrem Bruder, dem unversöhnlichen Pombal, Schutz gesucht."

„Senhor Ruy! Dona Joaquima wünscht, daß Sie sich bei der letzten Scene mit dem Dolche etwas in Acht nehmen möchten, sie hat ein neues seidenes Kleid an," unterbrach die Camarista dieser Schauspielerin das Gespräch.

„Ich werde mich in Acht nehmen! — — Jesus! auch der Minister weiß jetzt von dieser unglückseligen Angelegenheit? Um Gott, Dom José, sprechen Sie."

„Pombal iſt zum Superior des geiſtlichen Gerichts gefahren und hat die augenblickliche Beſtrafung der Nonne verlangt. Dieſer, in Folge einer Berathung mit dem Orden, hat verfügt, daß Dolores ſofort von den übrigen Nonnen abgeſondert, ihr ein Knebel in den Mund gelegt und ſie heute Nacht eingemauert werden ſolle. Kaum zwanzig Schritt von uns, in den unterirdiſchen Gewölben des Kloſters, iſt man eben beſchäftigt —“

„Ihr Stichwort, Senhor Ruy! Ihr Stichwort! Die Joaquima hat ſich ſchon zweimal nach Ihnen umgeſehen. Es iſt eine Pauſe!

Verwirrt und ohne Kraft, einen beſtimmten Gedanken zu faſſen, ſtürzte Ruy Torres auf die Scene, wo er glühende Liebe, die Freude des Wiederſehens mit der Geliebten ſchildern ſollte.

Als er ſeine Scene begonnen, rief der Direktor dem Theater-Diener zu: „Schreibe den Torres auf, Joao, er zahlt Strafe für das verſäumte Stichwort. Und Sie, Senhor,“ fuhr er zu Dom José gewendet fort, „bitte ich, die Bühne während der Vorſtellung zu verlaſſen. Es iſt hier nicht Sitte, die Darſteller durch leeres Geſpräch und gleichgültige Stadtneuigkeiten zu ſtören. Ich bitte, verlaſſen Sie die Bühne.“

Der Jeſuit biß ſich auf die Lippen und entfernte ſich. Ruy Torres ſpielte den ganzen letzten Akt in einem Zuſtande, der ſich nicht beſchreiben läßt. Das Bewußtſein, den Menſchen auf der Bühne

zu ſehen, in deſſen Händen ein ſo furchtbares Geheimniß war, die Ungewißheit, ob nicht Alles entdeckt ſei und ihm neue Gefahr drohe, die Todesqual der unglücklichen Nonne, die vielleicht eben jetzt eingemauert wurde, Alles das wirbelte in ſeinem Kopfe und machte ihn unfähig, ſeine Rolle zu ſpielen. Im halben Wahnſinn ſtierte er vor ſich hin, ſprach zwar die Worte des Dichters, aber ohne Seele, ohne Bedeutung, faſt wie ein Schulknabe ſeine Lektionen herſagt. Scheu ſahen ihn ſeine Mitſchauſpieler an, und im Publikum wurden Stimmen der Mißbilligung laut, wie Torres ſie nie gehört. Unter allgemeinem Ziſchen fiel endlich der Vorhang, und Niemand wußte, was ſo plötzlich den ſonſt ſtets mit ganzer Kraft ſpielenden Torres verwandelt.

Halb bewußtlos wankte der Unglückliche in das Ankleidezimmer zurück, wo Niemand Theil nahm, Viele ihm die öffentliche Mißbilligung gönnten, und Alle ſo ſchnell als möglich ſich umkleideten, um ſeiner peinlichen Nähe enthoben zu ſein. Bald war er nur noch allein in dem geräumigen Zimmer, nur hin und wieder erſchien ein Gehülfe, die gebrauchten Kleider ausſuchend und fortſchaffend. Da ſah endlich auch das Geſicht des Jeſuiten zur Thür herein. Torres ſtürzte auf ihn zu und verlangte nun Erklärung, Rechenſchaft, Beruhigung.

Nach vorſichtigem Umſehen, ob Niemand lauſche, begann Dom Joſé:

„Mit Anbruch des Tages reiſe ich nach Rio de Janeiro. Das Schiff lichtet die Anker, wenn die

Fluth einiritt. Ihr müßt mich begleiten. Mein Orden bietet Euch Sicherheit, künftige Macht und Größe. In Braſilien und Paraguay bedarf man unſerer. Dort bereitet ſich Euch eine glänzende Zukunft. Hier ſeid Ihr keinen Tag mehr ſicher. Pombals Macht wird Euer Abentheuer erſpähen und dann ſeid Ihr verloren. Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?"

„Ich will, ich will, nur fort, fort aus Liſſabon, wo von heute an kein Glück mehr für mich blüht."

„So recht! Aber damit iſt es nicht abgethan! Wir müſſen die Unglückliche retten, die jetzt als ein Opfer meiner Combinationen fallen ſoll. Meine Superioren haben eingeſehen, daß ein Weib von ſolcher Seelenſtärke, ſolcher Berechnung und Körperſchönheit dem Orden mehr nützen kann, als ihr durch den Tod erzwungenes Schweigen. Sie ſoll mit mir nach Braſilien; dort bietet ſich ein reiches Feld für unſere und ihre Wirkſamkeit. Wollt Ihr mir beiſtehen, ſie aus ihrem Grabe zu befreien, ſo eilt, jede Sekunde kann ihr den ſicheren Tod bringen."

„Aber wie? Jeſus, welch' ein Gewebe fürchterlicher Begebenheiten."

„Die Gewölbe des Kloſters ſtoßen dicht an jenes Gebäude, in dem dieſes Theater die Dekorationen und Geräthſchaften aufbewahren läßt. Ich kenne die Lage der Wand genau, wo ſie neben ihren unglücklichen Vorgängerinnen eingemauert werden ſoll. Das Miſerere in der Kloſterkirche iſt uns

ein ſicheres Zeichen, daß die Einmauerung geſchehen und die Gewölbe wieder verſchloſſen ſind. Durch geheimen Einfluß ſind die Maurer gewonnen worden, die Niſche tiefer in das Geſtein zu hauen, als nöthig. Nur zwei Fuß ſtarkes Mauerwerk haben wir von dieſer Seite zu durchbrechen, um die Unglückliche zu retten. Die Mittel, uns Beide mit Handwerkszeug in die Keller jenes Gebäudes zu bringen, müßt Ihr kennen. In Eurer Hand ſteht es alſo, Dolores zu retten, und dem Orden, dem Ihr von nun an gehört, einen wichtigen Dienſt zu leiſten."

Bewußtlos und unfähig, zu prüfen, was man eigentlich von ihm verlange, verließen Beide das Ankleidezimmer, fanden auf der Straße einige Vermummte, die ihnen die nöthigen Werkzeuge zuſteckten, und ſchlichen ſich dann in das bezeichnete Gebäude. Der Wächter wurde von Torres für ein Trinkgeld fortgeſchickt, und Dom José befahl den Vermummten, dafür zu ſorgen, daß er die ganze Nacht nicht zurückkehren könne. Dann ſtiegen Beide in den Keller hinab, hatten erſt große Holzfäße weg zu räumen, ehe ſie an die Mauer kommen konnten, und begannen, nachdem der Jeſuit genau jeden Fußbreit der Wand gemeſſen und die Zahlen mit den Angaben in ſeiner Schreibtafel verglichen hatte, ihr Werk. Mit Kraft und trotz der ungewohnten Arbeit ausdauernd, denn Angſt und das Bewußtſein der Gefahr ſtählte ihren Arm, löſten ſie einen Stein nach dem andern. Schon waren ſie über zwei Fuß weit vorgedrungen, und hatten, um nur erſt zu wiſſen

ob sie die richtige Stelle gefunden, zuvörderst eine kleine Stelle vertieft, als sie den erstickten Ton einer weiblichen Stimme hörten. Rüstig arbeiteten sie weiter, aber sie hatten zu weit seitwärts eingebrochen, denn es öffnete sich zwar eine Nische, aber nicht Dolores Esquibeza, sondern ein Gerippe grinzte sie an.

„Wir sind zu weit links," rief Dom José, „und unsere Kräfte schwinden schon. Dolores! Dolores! wo bist Du, gieb uns ein Zeichen. Die Rettung naht!"

Und leise tönte es von rechts her durch das zerbröckelte Gestein, wie Seufzer und Todesstöhnen. Mit erneuerter Kraft arbeiteten die Brecheisen in dem Mauerwerk, und nach zwei und einer halben Stunde übermenschlicher Anstrengung war die Oeffnung groß genug, um das geängstete Weib aus der durch Kalkdunst vergifteten Zelle hervor zu ziehen. Ohnmächtig sank sie zu Boden, als die freie Kellerluft sie anwehte. Rasch gab ihr der geschäftige Dom José stärkende Mittel, und Beide trugen dann die Unglückliche, in einen Mantel gehüllt, auf die Straße, wo eine Sänfte bereit stand, welche sofort dem Rocioplatze und dem Hafen zueilte, wo das Schiff am Thurme San Julian vor Anker lag.

Dom José rief dem zögernden Torres zu, er solle so schnell als möglich seine besten Habseligkeiten zusammenpacken, alle Kostbarkeiten zu sich stecken, und mit Hülfe der zu seinem Dienst bereiten vermummten Männer Alles aus seiner Wohnung nach dem Schiffe bringen zu lassen. Dann eilte er der Sänfte auf einem bereitstehenden Maulthiere

nach; Torres that, was jener ihm geheißen, und fand in seiner Wohnung schon den alten treuen Manoel, seinen Diener, voller Angst ihn erwartend. Mit Zittern erzählte der alte Mann, daß der Juiz do Fora sich durch einen Alguazil habe erkundigen lassen, ob Senhor Ruy Torres vor einigen Tagen in einer Theater-Uniform nach Hause gekommen wäre. Er habe die Wahrheit gesagt, und ängstige sich nun, ob er auch recht gethan?

Jetzt sah Torres um so deutlicher, daß jedes längere Verweilen ihm Unglück bringen müsse, und schnell hatte er das Werthvollste seiner Habe eingepackt. Schon zuckte im fernen Osten das erste ungewisse Licht der Morgendämmerung, als ein Boot ihn vom Rocieplatze, den Tejo hinunter bis an das Fort San Julias brachte. Kaum hatte er dort das Verdeck des Schiffes bestiegen, als die Anker auch aufgewunden wurden, die Segel sich entfalteten, und unter einen Salutschuß die Galione in die Rhede hinausrauschte. Mit einem schmerzlichen Blick auf das aus dem Meere auftauchende Lissabon, nahm Torres auf immer Abschied von seinem Vaterlande, und eilte dann in die Cajüte, wo er Dolores und Dom José bereits fand, der schon das Vorgegangene erklärt und sich zu entschuldigen versucht hatte. Theilnahmlos hörte die Unglückliche Alles mit an; die erlittene Todesangst schien ihr innerstes Wesen ergriffen, ja ihre Denkkraft vernichtet zu haben, und es dauerte Wochen lang, ehe sie sich ganz erholte.

Nur nach und nach lernte sie ihre ganze Lage

kennen. Dom José hielt ſich Anfangs in einer gewiſſen Entfernung von ihr, und nichts ließ die Schiffsmannſchaft ahnen, welches wunderbare Verhältniß dieſe drei Menſchen im Geheimen verbinde; aber je länger die Reiſe dauerte, je mehr Vertrauen faßte Dolores zu dem Schauſpieler, denn ſie durchſchaute die argliſtigen Pläne des Jeſuiten leichter, als er gedacht. Aengſtlich vermied ſie jedes Geſpräch mit ihm, bei dem Ruy Torres nicht gegenwärtig war, und weit entfernt, Liebe oder Uebereinſtimmung mit ihrem Verführer zu zeigen, ließ ſie im Gegentheil keine Gelegenheit vorübergehen, ihm den Verrath vorzuwerfen, den er an ihr begangen. Schon oft hatte Ruy dem ſchlauen Jeſuiten die Stirn runzeln ſehen, wenn alle ſeine Schwüre und Betheuerungen an ihrer Kälte ſcheiterten, aber er hätte doch nicht geahnet, daß die ſchwer Gekränkte ihre Rache bis zum abermaligen Verbrechen ſteigern würde. Fünf Wochen waren ſie bereits in See. Die Nächte waren wunderſchön unter dem tropiſchen Himmel, und oft weilten die drei Reiſenden nach Untergang der Sonne noch auf dem Verdeck des Schiffes. Ruy hielt ſich dann gern entfernt von ſeinem Gefährten, der immer nur ſeine verborgenen Zwecke im Auge, Dolores für dieſe gewinnen wollte. Da — es war einige Tage vor Weihnachten — hörte er plötzlich einen heftigen Schrei an dem Bugſpriet des Schiffes, ein ſchwerer Fall in das Waſſer folgte gleich darauf. Dann war wieder alles ſtill. Niemand war auf dem Verdeck geweſen als Ruy, der Steuer-

mann, mit dem dieſer ſprach, Dolores und Dom José, welche Beide, eben noch im lebhaften Geſpräch, das Verdeck auf und nieder gegangen waren. Auf den Anruf des Steuermanns näherte ſich Dolores mit ſcheinbar ruhigem Geſichte und ſagte: „Der Cavailleiro iſt in das Meer gefallen, man muß ſchnell Anſtalten zu ſeiner Rettung treffen.“ Ein gellender Pfiff rief die ganze Mannſchaft auf das Verdeck, Boote wurden ausgeſetzt, der Lauf des Schiffes gehemmt, Laternen ausgeſteckt, Alles vergebens. Das Meer hatte ſein Opfer verſchlungen. Gleichgültig brachen ſich die leichten Wellen über ſeinem Grabe. Dom José, der Jeſuit, hatte geendet. Der Capitain des Schiffes lieferte alle Papiere des Todten an Ruy Torres aus, der ſich im Beſitz einer ungeheueren Summe in Wechſeln ſah, die auf den Vorzeiger ausgeſtellt waren.

Am 6. März 1760 kündigten die großen Anſchlagezettel des Theaters San Jeao in Rio de Janeiro an, daß Ruy Torres, der berühmteſte Schauſpieler Portugals, in dem Stücke „os estrangeiros“ auftreten würde. Seine Gattin, Donna Dolores José de Esquibeza y Torres, betrat in Braſilien an dieſem Tage ebenfalls zum erſtenmale die Bühne.

Joseph
Edler von Brunian.

1766.

„Dem Tapezier für die Aushängung derer Kaiſerlichen Loge 621 Gulden“ las mit langſamer und gleichgültiger Stimme der Kaſſirer des Prager Theaters aus einer langen Rechnung ab.

Von einem Buche aufblickend, welches Brunian durchblätterte, rief dieſer, noch in der Erinnerung des prächtigen Anblicks genießend: „Aber ſie war ſchön, Voigt, nicht wahr? ſehr ſchön! und der Kaiſer war ganz überraſcht, in meinem Theater eine koſtbarere Loge zu finden, als er je eine in Wien gehabt.“

„Für den Triumphbogen ſammt Illumination und Teppichen bis zur Kaiſerlichen Loge 1340 Gulden 12 Kreuzer.“

„Sie werden ſich doch in Wien Alle ſchmählich ärgern, daß der Brunian ſie ausgeſtochen hat. — Aber die Summe, Voigt, die Summe!“

„Alles in Allem, incluſive der Dekorationen, Kleider, Maſchienen, Feuerwerk, Extra-Trompeter 84 Statiſten — 7411 Gulden 13 Kreuzer.“

„Und wie viel haben wir eingenommen mit dem Geſchenk des Kaiſers und der Beiſteuer der Stände?“

„300 Gulden von denen Ständen zur ſtattlichen Herrichtung des Theaters; 1000 Gulden Kaiſerliches Gnadengeſchenk; 1137 Gulden Tages-Einnahme; in Summa 2637 Gulden; — bleiben Reſt zu bezahlen 4804 Gulden 13 Kreuzer.“

„Die 13 Kreuzer kann Er gleich bekommen,“ rief lachend Brunian; „aber mit dem Uebrigen muß Er den Leuten ſchon ſagen, daß ſie ſich ein wenig gedulden. Die Stände werden doch ein Einſehen haben und mich nicht mit dem ganzen Gelde ſtecken laſſen.“

„Unterſtehe ich mich demnächſt ſubmiſſeſt zu bezweifeln,“ antwortete achſelzuckend Voigt. „Stände haben ſelten ein Einſehen, wenn ſie Geld geben ſollen, wie ſolches genugſam durch desfallſige Erfahrungen bewahrheitet iſt; auch erinnere ich mich, der expreſſen Notiz Seitens Stände, daß Euer Edlen bei Dero Veranſtaltungen nicht Ihrem Hange zur Pracht und zum Reichthum, ſondern derer überwieſenen Summe ſich anbequemen möchten.“

„Ja, ſo ließen ſie mir ſagen; aber wenn ich mich mein Lebtage hätte an armſelige Kreuzer halten ſollen, wo es die Ehre des Theaters galt, ſo hätte Prag nie eine Brunian'ſche Entrepriſe geſehen.“

„Ich ſoll alſo die Leute vertröſten?“

„Ich zahle, ſobald ich Geld habe; das kann Er ihnen ſagen und ich denke mit der neuen Bernardoniade mehr als die Paar Tauſend Gulden zu verdienen.“

„Wie Euer Edlen befehlen. Was werden wir morgen geben?“

„Fauſti Leben, Thaten und Höllenfahrt.“

„Euer Edlen vergeſſen, daß Herr Schelz in Folge zu ſtarken Biergenuſſes erkrankt iſt und den Fauſtum nicht wird liefern können.“

„Wird ſchon wieder geſund werden, wenn er nur erſt den Zettel ſieht. Ich kenne das. Laſſe Er das Stück nur ausrufen.“

Mit einem tiefen Bückling vor ſeinem Direktor entfernte ſich der ehrliche, treuthätige Voigt.

Brunian blieb allein. Als ob Alles in der ſchönſten Ordnung wäre, ohne den geringſten Gedanken an die drückende Geldverlegenheit, in die ihn wieder einmal ſein Stolz und ſeine ungemeſſene Prachtliebe geſtürzt, fuhr er fort in dem Buche zu leſen, das er trotz der langweiligen Rechnungslage des Kaſſirers nicht einen Augenblick aus der Hand gelegt hatte. Es war: **les Mémoires de Michel Baron, Comedien ordinaire de Sa Majesté Louis XIV.** Wie gebannt folgte Brunian den Schickſalen dieſes merkwürdigen Mannes und ſprang begeiſtert von ſeinem Stuhle auf, als er in dem Anhange, der Barons Anſichten über die Schauſpielkunſt enthält, zu der Stelle kam: „Ein Schau-

ſpieler muß auf den Knieen der Königinnen erzogen werden.“ Wieder und wieder las er dieſe Stelle, unterſtrich ſie doppelt und dreifach mit der Feder und ſchrieb ſie ſogleich auf das erſte, beſte Blatt Papier. Wie er es triumphirend in die Höhe hielt, bemerkte er erſt, daß es das Titelblatt ſeiner Rolle des Hanswurſt in dem „vergötterten Bernardon“ war. Ein bitteres, verlegenes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen und er rief unmuthig vor ſich hin: „Freilich, Baron brauchte auch keinen Hanswurſt zu ſpielen! Wenn ich es erſt ſo weit bringen könnte! Aber Deutſchland verdient noch kein gutes Theater, wie es die Franzoſen ſchon ein Jahrhundert haben, und wird es auch nicht eher bekommen, bis es ſeine Schauſpieler ehren und achten lernt.

„Draußen iſt ein Mann, der Euer Edlen zu ſprechen wünſcht,“ meldete ein reich gallonirter Heiduk in der Thür.

„Hat er ſeinen Namen nicht genannt? Wie ſieht er aus? Iſt es ein anſtändiger Menſch?“

„Er meint, Euer Edlen würden ſeinen jetzigen Namen doch nicht kennen und was ſein Ausſehen betrifft, ſo ſcheint er Offizier zu ſein, aber in bürgerlichem Kleide.“

„Bitte ihn eintreten zu laſſen.“

Wenige Augenblicke nachher ſtand ein Mann in Brunian's Zimmer, deſſen Züge dieſem nicht fremd waren. Ein ſtarker, ſchwarzer Schnurrbart, die militairiſch ſteife Friſur, die enge, ſchwarze Hals-

binde verriethen, trotz dem hoch herauf zugeknöpften bürgerlichen Ueberrocke, daß er Soldat geweſen. Das Geſicht war auffallend blaß, die Augen lagen, gleich dunkelglühenden Kohlen unter ſcharf gezogenen ſchwarzen Augenbrauen und die feinen Lippen verſchloſſen den Mund ſo feſt, daß man nur ſelten die glänzende Reihe ſchöner Zähne unter dem Barte hervorleuchten ſah. Mit einem ſonderbaren Blick, in dem ſich Scheu und Stolz ausprägte, fragte er den höflich wartenden Brunian:

„Kann ich Euer Edlen ungeſtört nur eine Viertelſtunde ſprechen?“

„Wir ſind allein, mein Herr. In dieſes Zimmer kommt man nur durch jene Thür und unangemeldet läßt mein Heiduk niemand ein. Iſt es Ihnen gefällig, Platz zu nehmen?“

Der Fremde ſetzte ſich; ſein Auge ſuchte lange den Boden, wie verlegen, das Geſpräch zu beginnen. Endlich ſagte er mit gepreßter Stimme: „Ich komme, um Ihnen eine Schuld zurück zu erſtatten, die — —“

„Eine Schuld?“ fragte verwundert Brunian; „verzeihen Sie, daß ich Sie unterbrach, aber die Erſcheinung eines Mannes, der mir etwas ſchuldig ſein will, iſt etwas ſo Seltenes für mich —“

„Sie werden ſich nicht mehr wundern, wenn ich Ihnen erkläre, was mich eigentlich herführt. Erinnern Sie ſich des jungen Studenten Ladislaw Prezemezek, der Sie überredete, als Knabe dem

väterlichen Hauſe zu entfliehen, um Schauſpieler zu werden?“

„Wie ſollte ich nicht? Wiſſen Sie, was aus ihm geworden iſt?“

„Nur zu gut, Herr von Brunian; denn ich bin es ſelbſt!“

„Ladislaus! Iſt es möglich?“

„Der heimlich aus Ollmütz entfloh und den koſtbaren ſchwarzen Anzug mitnahm, den Sie, damals noch Requiſiteur unſres Direktors Nachtigall, von einem Profeſſor der Stadt für mich geborgt hatten.“

„Kein Wort mehr davon, Ladislaus! laß Dich umarmen! Warum nennſt Du mich nicht mehr Du? — Alles vergeben und vergeſſen! Aber wie haſt Du Dich verändert!“

„Dank, herzlichen Dank, lieber Joſeph, daß Du mich ſo freundlich aufnimmſt. Ich muß Dir geſtehen, der Weg zu Dir iſt mir ſchwer geworden. Wie konnte ich glauben, in dem glänzenden, beliebten Edlen von Brunian meinen alten, herzlieben, jungen Gefährten Joſeph wieder zu finden?“

„Sieh, das iſt hübſch von Dir, daß Du mich wieder aufſuchſt. Borromeo!“ Der Heiduk trat ein. „Ein Paar Flaſchen Tokayer! Jetzt erzähle aber, wie iſt es Dir bisher ergangen? Du haſt gedient, wie ich ſehe; haſt wohl gar den ganzen Krieg gegen die Preußen mitgemacht?“

„Ich war Lieutenant in dem Baronay'ſchen Freicorps. Als wir uns vor ſieben Jahren enrollirten, wurden uns glänzende Verſprechungen gemacht; aber ſeit dem Frieden ſind die Freicorps der Wiener Kriegs-Kanzley zur Laſt. Statt Verſorgung oder Avancement zu erhalten, werden wir ſo lange chikanirt, bis wir unſere Entlaſſung nehmen und ſo bin ich denn ſeit einem halben Jahre wieder mein eigner Herr. Ehe wir aber ein Glas zuſammen trinken, thue mir den Gefallen und nimm die 18 Stück Piſtolen als Wiedererſtattung meiner Schuld von mir an."

„Nicht doch! — Iſt ja gar nicht der Rede werth! Der Scherz iſt längſt vergeſſen."

„Ich bitte Dich, nimm das Geld; es brennt wie hölliſches Feuer in meiner Taſche. Ich habe mich in Ollmütz nach Allem erkundigt; weiß, daß Du für einen Dieb gehalten wurdeſt und aus Angſt entflohſt; weiß, daß Du nach einigen Jahren zurückkehrteſt und 18 Monat hindurch Mangel litteſt, um jenen Profeſſor mit Deinem kärglichen Gehalt für den Verluſt zu entſchädigen. Das weiß ich Alles und Du kannſt Dich weigern, mir das peinigende Gefühl dieſer Schuld abzunehmen? Deine Liebe, Deine Freundſchaft kann ich Dir nie vergelten; aber nimm wenigſtens das Geld. Nimm, ich bitte Dich!"

„Nun, in Gottes Namen! wenn Dir denn gar ſo viel daran liegt, lege es dorthin! Eine

Quittung ſollſt Du auch haben, wenn Du doch ein ſo pünktlicher Zahler geworden biſt. Ich wünſchte, Du theilteſt mir ein wenig von Deiner Pünktlichkeit mit."

Tief athmete Ladislaus Prezemezek auf, als er das Geld auf den Schreibtiſch gelegt, ſo daß Brunian laut auflachte über das ernſte, faſt unheimliche Weſen, mit dem der Gefährte ſeiner Jugend ſich dabei benahm. Es war, als hätte ſich mit dem Gelde eine ſchwere Laſt von ſeiner Bruſt gewälzt; er ſah jetzt ruhiger, empfänglicher aus. Eben wollten Beide ſich im lebhaften Geſpräch vergangner Zeiten erinnern, als Borromeo den Wein und ein offenes Billet brachte, welches an den Direktor abgegeben worden war.

Brunian las:

„Wenn Euer Edlen ſich einbilden, daß ich morgen den Fauſtum liefere, ſo irren Sie ſich erklecklich. Erſt einen neuen Mantel zur Höllerfahrt, dann den Fauſtum. Geben ſich Euer Edlen keine Mühe, mich nach Ihrer löblichen Manier perſönlich dazu breit ſchlagen zu wollen. Ich gehe eben zu Bier nach der Kleinen Seite, von wo ich ſchwerlich vor morgen Mittag zurückkehre.

Ergebener aber nicht dienſtwilliger
Maximilian Scholz."

„Da haben wir es!" rief nach Leſung der undeutlich gekritzelten Zeilen mit Unmuth Brunian. „Ich kenne den Scholz; ehe der mir den Willen

thut, kommt er lieber acht Tage lang nicht zum Vorſchein. Was iſt da zu machen? Fauſti Leben, Thaten und Höllenfahrt iſt ſeit anderthalb Jahren nicht geweſen; alle Welt verlangt darnach und ich brauche Geld.“

Brunian's Gaſt fuhr bei der Nennung des Stückes unwillkührlich zuſammen und ein dunkler Blitz leuchtete aus ſeinen Augen. Er ſtand auf, ging an das Fenſter und ſtarrte auf die Straße hinaus, als wolle er eine tiefe, innere Erregung dem Freunde verbergen. Dieſer achtete nicht darauf, ſondern ſchien, den Blick auf jenes Billet geheftet, auf ein Mittel zu ſinnen, wie er den Wunſch des Publikums befriedigen könne. Endlich rief er:

„Aber was zerbreche ich mir denn den Kopf? Ladislaus, Du haſt ja damals den Fauſt geſpielt! Die Geſchichte mit dem Rock erinnert mich grade zur rechten Zeit daran. Willſt Du mir vielleicht den Gefallen thun und mir morgen aus der Noth helfen?“

„Nie, nie! — Ich den Fauſt ſpielen?“ rief mit Heftigkeit der Gefragte, indem er ſich zu Brunian wendete. „Lieber im tiefſten Elende ſchmachten, was doch über lang oder kurz mein Loos ſein wird.“

„Wie ſonderbar Du biſt, Ladislaus! Meine gutgemeinte Frage verdiente doch keine ſo heftige Antwort. Verzeih, ich glaubte, Du wollteſt wieder Schauſpieler werden, nachdem Du den Soldaten-

rock quittirt und da glaubte ich Dir ſogar mit meinem Anerbieten gefällig zu ſein."

„Sei mir nicht böſe, Joſeph; unwillkürlich riß mich meine Erinnerung fort, die ich vergebens zu bekämpfen ſuche. Allerdings iſt es mein Plan, künftig wieder bei'm Theater die Laufbahn fortzuſetzen, die ich früher begann und wollte es von der Aufnahme bei Dir, den ich ſchwer beleidigt glaubte, abhängig machen, ob ich hier ſchon die Bahn wieder betreten oder meinen Stab weiter ſetzen ſolle."

„Um ſo weniger begreife ich Deine abſchlägliche Antwort. Du ſpielteſt damals ſchon den Doktor Fauſt vortrefflich; wenigſtens erinnere ich mich des Eindrucks noch mit Vergnügen, den Du bei Nachtigalls Truppe in der Rolle auf mich gemacht, und günſtiger möchte es ſich wohl ſchwerlich für Deinen Wiedereintritt geſtalten, als durch dieſen Abſagebrief des groben Scholz."

„Alles, alles, was Du willſt, Brunian; nur nicht den Fauſt. Gieb mir jede andere Rolle, nur nicht den Fauſt! Ich kann den Fauſt nicht wieder ſpielen — nie wieder! hörſt Du?"

„Du biſt der erſte Schauſpieler, der mir vorgekommen iſt, dem ein Direktor den Fauſt zu ſeinem Debüt anbietet und eine abſchlägliche Antwort bekommt. Fürchteſt Du Dich vor Scholz? Iſt Dir die Rolle zu anſtrengend? Haſt Du kein eignes Koſtüm? oder was in aller Welt haſt Du gegen die Rolle?"

„Das Alles iſt es nicht," erwiederte Ladislaus, unruhig hin und her blickend; „aber ich möchte nicht, daß Du mich falſch beurtheilteſt; denn von Deiner Freundſchaft erwarte ich die künftige Richtung meines Lebens, darum höre, was mich veranlaßt, gerade den Fauſt nicht mehr zu ſpielen. Lache mich nicht aus, Joſeph, wenn Dir auch anfangs das lächerlich erſcheint, was ich Dir erzählen werde. Du ſiehſt an meinen bleichen Zügen, an der erloſchenen Gluth meines Auges, daß ich nicht aufgelegt bin zu ſcherzen. — So höre denn:

Dein Vater, Graf Brunian, trieb, wie Du weißt, Alchymie und war allen occulten Wiſſenſchaften ergeben. Der Wunſch, ſein ohnehin ſchon großes Vermögen zu vermehren, führte ihn zu einigen Adepten, unter denen mein Vater Nepomuck Prezemezek, bald alle andern verdrängte. Du erinnerſt Dich wohl meines Vaters noch. Jener große Mann mit dem ſtolzen Blick, der vornehmen Haltung, dem tiefen Ernſt ſeiner Stirn. Meine Mutter habe ich nie gekannt und auch im Hauſe meines Vaters nie ein weibliches Weſen geſehen. Tief verſchloſſen in dem Hintergebäude des Brunian'ſchen Hauſes hielt mein Vater mich mit eiſerner Strenge zum Studiren an. Schon früh lernte ich die Grundzüge der Chiromanthie und Aſtrologie kennen. Chemie und Metallurgie waren mir geläufig und ſtets war ich als Gehülfe bei den Verſuchen Deines und meines Vaters gegenwärtig.

Die finſtere, unheimliche Umgebung vergiftete meinen jugendlich unbefangenen Sinn. Höchſt ſelten, und nur in Begleitung meines Vaters, durfte ich unſere Wohnung und das Laboratorium verlaſſen. Wenn es geſchah, ſo machten wir Excurſionen in das Gebirge, um dort zu botaniſiren oder geognoſtiſche Vergleiche anzuſtellen. Nie erhielt ich Unterricht in der Religion, nie beſuchte ich eine Kirche — Du kannſt alſo leicht denken, in wie dumpfer, drükkender Stimmung meine Jugend verfloß. Wie beneidete ich Dich, wenn Du auf dem ſonnigen Hofplatz ſpielen und Dich tummeln konnteſt, während ich in dem niedrigen Gewölbe des Laboratoriums den vergifteten Dunſt einer Retorte einathmen mußte. Den beiden Adepten war ich bald unentbehrlich. So fremd mir das Leben und der Menſch war, ſo vertraut wurde mir das Wiſſen und der Stoff in ſeinen Eigenſchaften und Wirkungen. Eben ſo feſt wie Dein Vater, der alte Graf, glaubte ich damals an di: Möglichkeit, Gold zu erzeugen und, befangen in dem Wuſt alter Bücher, erkannte ich damals nicht, was jezt klar vor meiner Seele ſteht, daß mein Vater den leichtgläubigen Grafen mit außerordentlicher Geſchicklichkeit ſo lange hinzuhalten wußte, bis der ganze gehoffte Reichthum in dem Ruin Deines Vaters zuſammenſtürzte. Nie vergeſſe ich die furchtbare Nacht, in der das lezte Experiment ſcheiterte, verbrannte Schlacken ſtatt des verheißenen Goldes im Schmelztiegel uns entgegen-

ſtarrten und der Graf ſich durch die wiederholten, ungeheuren Verluſte am Rande des Abgrundes ſah. Vorwürfe zwiſchen den beiden Adepten gingen bald in den erbittertſten Streit über und mein Vater befahl mir, mich aus dem Laboratorium zu entfernen. Neugierig lauſchte ich im andern Zimmer, ohne es anfangs ſelbſt zu wollen, denn im Laboratorium ſprachen Beide ſo laut und in ſo leidenſchaftlicher Aufregung, daß ich hören mußte, was ſie ſagten. Hin und wieder ſank das Geſpräch zum leiſen Geflüſter herab, dann brach es wieder in hellen Gluthen hervor. Auch meinen Namen hörte ich nennen und wurde deshalb nur noch aufmerkſamer. Denke Dir mein Entſetzen, als ich folgende Worte hörte: „Das alſo iſt mein Dank für die ungeheuren Opfer, die ich Euch gebracht! Meinen Sohn habe ich dem großen Zwecke geopfert. — Keine Taufe weiht ihn zum Chriſten, — er iſt frei, die Geiſter zu beherrſchen, — nie betrat ſein Fuß eine Kirche, — nie lallte ſein Mund den Namen des Erlöſers. Das Stigma auf ſeiner Bruſt haben ihm jene hölliſchen Geiſter eingebrannt, denen ich ihn für Euch übergeben. Sein Leben iſt dem Böſen verfallen, wie ſeine Seele — —“ Mehr vermochte ich nicht zu hören. Mir wurde ſchwindlig von einem feinen, durchdringenden Geruch, der ſich vom Laboratorium aus im Hauſe verbreitete; ich verlor die Beſinnung und erwachte erſt am andern Tage, ausgeſtreckt auf dem Boden liegend. —

Wie ein wüſter Traum lag die Erinnerung an den vergangenen Abend auf mir und es dauerte lange, ehe ich wieder zu mir kam. Im Laboratorium lag Alles verworren durch einander, als ob eine Exploſion ſtatt gefunden, die zerſtörend auf das mannigfache Geräth gewirkt. Mein Vater war verſchwunden; Niemand im Hauſe bekümmerte ſich um mich, ich mußte endlich Deinen Vater aufſuchen. Scheu und unangenehm berührt von meinem Erſcheinen, wich der Graf jeder Erklärung des Vorgefallenen aus, ſagte mir, daß mein Vater auf längere Zeit verreiſt ſei und wies mich an das Jeſuiter-Collegium, wo ich ſofort aufgenommen und zum Beſuche der Univerſität vorbereitet wurde, denn Graf Brunian hatte auf drei Jahr voraus die Unterrichtsgelder für mich bezahlt."

„Ich weiß," unterbrach ihn Brunian, „als mein Vater in tiefer Armuth ſtarb, mein Bruder in die Armee eintrat, kam auch ich in daſſelbe Inſtitut und dort lernten wir uns eben kennen."

„Leider war ich es, der Dich verführte, mit mir in die weite Welt zu gehen. Ein Beſuch des Theaters regte in uns Beiden den Entſchluß an, Schauſpieler zu werden. Wir entflohen und kamen nach Ollmütz zu jenem elenden Prinzipal, den ich vor Kurzem in Grätz mit hölzernen Marionetten traf."

„Aber wie hängt das Alles mit Deiner Weigerung zuſammen, morgen den Fauſt zu ſpielen?"

„Du erinnerſt Dich doch jenes Abends," fuhr Ladislaus fort, „für den Du mir jenes koſtbare ſchwarze Kleid von einem Profeſſor geborgt. Dieſer Abend griff zum erſtenmale mit der eiſernen Hand eines unheimlichen Schickſals in mein bis dahin ungetrübtes Leben. Wie ſoll ich Dir erzählen, was mir geſchehen! Noch ſträubt ſich mir das Haar, wenn ich daran denke. Mit aller Luſt des jungen Schauſpielers fühlte ich mich ſo wohl, ſo lebenswonnig in der Rolle des Fauſt. Es war gerade mein 25ſter Geburtstag und ich vor dem Geſetze ſelbſtſtändig geworden. — Im zweiten Akte, weißt Du, iſt die Scene mit den beiden böſen Geiſtern, die den Fauſt zum Abfall vom Chriſtenthum verführen wollen. Ich ſtehe auf dem Theater und beſchwöre aus dem alten Zauberbuche jene Geiſter herauf. Schon während der Beſchwörung verbreitet ſich jener durchdringende feine Dunſt um mich her, der mir damals vor dem Laboratorium in Prag die Sinne geraubt und ein ſonderbarer Schauer rieſelt mir über den Körper. Ich ſehe, wie die beiden Schauſpieler, welche die Rollen jener böſen Geiſter in ſcheußlichen Masken ſpielen, aus der Couliſſe auftreten. Plötzlich ſieht aber ein Dritter zwiſchen ihnen und heftet ſeine ſtechenden Augen unter den leeren Augenhöhlen einer ſchwarzen Maske hervor unverwandt auf mich. Anfangs glaubte ich, es mache ſich einer unſerer Kameraden einen Scherz mit mir und fragte leiſe die beiden

Andern, wer jener Dritte sei? Die aber blicken verwundert auf die Stelle zwischen sich und scheinen nichts zu sehen. Ich ermanne mich und spiele die Scene weiter. Aber jener unerklärliche Dritte fesselte meine Aufmerksamkeit so vollständig, daß ich kaum weiß, was ich gesagt, wie ich gespielt. — Bei jeder Frage bewegte auch er die Lippen, bei jeder Aufforderung, mich dem Bösen zu verschreiben, bohrte er sein gräßliches Auge auf mich ein und es schien, als spräche er meine Gedanken, als dächte ich seine Worte. — Man reichte mir jenes Pergament, — ich soll mich an der Hand verwunden, um mit meinem Blute zu unterschreiben — — Mein Auge in innerer Angst auf jenes unerklärliche Wesen geheftet, denke ich unwillkürlich, daß ich eigentlich kein Christ sei, weil ich ja die heilige Taufe nie empfangen und sehe an der Bewegung der Lippen meines Peinigers, daß er mir eigentlich diesen Gedanken zuruft, — und unbewußt, was ich thue, verletzt mich ein Griff in das dargebotene Messer so in die linke Hand, daß einige Tropfen Blut zum Vorschein kommen. Das gab mir plötzlich meine ganze Besinnung wieder. Auf der Brust fühlte ich ein entsetzliches Brennen an derselben Stelle, auf der ich seit meiner frühesten Jugend eine dunkelrothe kabbalistische Figur eingebrannt trage und das Messer von mir werfend, rufe ich mit den Worten mei er Rolle: Appage Satanas! Da verschwindet mit den Beiden auch jener Dritte

von der Bühne. Ich athmete wieder leichter und wollte, als im Zwiſchenakt niemand, weder vom Theater noch im Publikum, einen dritten Geiſt geſehen hatte, das Ganze für eine Täuſchung meiner Sinne halten. Doch befand ich mich in einer ſo fieberhaften Aufregung, daß im dritten Akte, wo Fauſt jenes Pergament wirklich unterzeichnet, der Griffel unwillkührlich ſich in die noch an der linken Hand hervorquellenden Blutstropfen tauchte und mechaniſch den Namen Fauſt unter den Pakt ſetzte. In demſelben Augenblicke ſtand unter den vier Teufeln, die mich umringten, ein fünfter, der mit hohnlächelndem Geſicht auf die Unterſchrift zeigte, in der ich jetzt voll Entſetzen meinen eigenen Namen, Ladislaus Prezemezek erkannte! — Alles Grauenhafte und Unheimliche meiner Jugendjahre ſtand jetzt plötzlich wieder in vernichtender Klarheit vor meiner Seele — Mein Vater, — das dunkle Laboratorium, das zehrende Stigma auf meiner Bruſt, der wirre Inhalt jener kabbaliſtiſchen Bücher, — tolle Gedanken flutheten auf und nieder! — Mir wurde erſt wieder leicht, als die Scene geendet hatte und ich allein auf dem Theater war. Kaum war der Vorhang gefallen, ſo verlangte ich mit ungeſtümer Haſt jenes Pergament von Dir, welches die abgehenden Teufel Dir als Requiſiteur gegeben haben mußten. Du erinnerſt Dich, daß es nirgends zu finden war; Alle wurden gefragt, jeder behauptete, daß einer von ihnen es zu ſich ge-

nemmen, aber keiner hatte es mit hinter die Coulissen gebracht. — In welchem Zustande ich die beiden letzten Akte gespielt, kann ich Dir nicht beschreiben. Genug daß ich nach Hause eilte und dort hoffte, meine Sinne sammeln zu können. Aber welches Entsetzen erfaßte mich, als — —"

„Nun, warum hältst Du inne? — Du zitterst? — Wird Dir unwohl? — Mein Gott, welche seltsame Begebenheit!"

„Laß mich nur! Vergebens würde ich versuchen, Dir erzählen zu wollen, was mir an jenem Abende geschah! — Du würdest mich entweder verlachen oder Dich voll Abscheu von mir wenden. Laß mir mein unglückliches Bewußtsein. Genug, daß ich seit jenem Augenblicke das elendeste Wesen unter Gottes Sonne bin. Nie wird über meine Lippen kommen, was mit mir vorgegangen, seit ich aus Ollmütz entfloh; aber Dir war ich es schuldig, meine Weigerung zu erklären. Urtheile nun selbst, ob ich es vermag, Deinen Wunsch zu erfüllen und erkläre Dir die Unruhe, die ich empfand, Dir das Geld für jenes Kleid, in dem ich zuerst jenen Gräßlichen gesehen, wiederzuerstatten. Ich bin zu Ende."

„Ist es mir doch, als wäre ein wüster Traum an meinen Sinnen vorübergegangen," sagte Brunian nach langem Stillschweigen; „aber ein Blick in das freundliche, warme Sonnenlicht dort durch das Fenster verscheucht alle Nebel, die Deine phantastische Erzählung um meinen Geist gehäuft. Geh,

geh, Du haſt mich zum Beſten! Was ſind das für tolle Träumereien! Im Jahre der Gnade 1766, bei hellem, lichtem Tage mir ſolche Teufeleien zu erzählen! — Dir hat Deine lebhafte Einbildungskraft und die Erinnerung an all' das unheimliche Hexengeräth Deiner Jugend einen argen Streich geſpielt. Du darfſt mir in ſo verrücktem Wahne nicht verharren! Sieh, nun beſtehe ich erſt allen Ernſtes darauf, daß Du morgen den Fauſtum ſpielſt. Hier in Prag habe ich eine gute Theaterpolizei und die ſoll mir dergleichen ſchlechte Späße eines ſchadenfrohen Kameraden ſchon im Zaume halten. Ich will jetzt nicht weiter in Dich dringen, mich rufen verdrießliche Geſchäfte, aber heute Nachmittag gehen wir zuſammen auf den Wiſherad. Dort ſoll der Anblick unſerer Vaterſtadt, die reiche ſchöne Gegend, das herrliche Wetter Dich ſchon freundlicher und froher ſtimmen; dann wollen wir weiter davon reden."

Der eintretende Heiduk endigte das Geſpräch der beiden Freunde und Ladislaus verließ mit ſtummem Händedruck unſern Brunian, der ſofort das reich galonirte Kleid jener Zeit anlegte und in das Ständehaus eilte, um dort einige wichtige Geſchäfte, ſeine Conceſſion für das nächſte Jahr betreffend, zu ordnen. Wie der vornehmſte Cavalier ließ er ſich in einer Sänfte durch die Straßen tragen und hatte zu dieſem Zwecke ſtets zwei Lampenanſtecker ſeines Theaters mit auffallend reichen Li-

vreen verſehen; ja, wenn es beſonders darauf ankam, ließ er einen Laufer vor ſich hergehen. Das Volk ſtaunte und der Gebildetere zuckte mitleidig die Achſeln über dieſen Prunk, der einem Theaterprinzipal ſo wenig anſtand. Brunian aber ſchwelgte in dem Genuß, durch äußeren Aufwand es den erſten Cavalieren gleich zu thun und dieſe thaten nichts dagegen, da er wenigſtens der Abſtammung nach zu ihnen gehörte.

Vor dem Ständehauſe bemerkte Brunian beim Ausſteigen eine Abtheilung Dragoner von einem Regiment, welches früher in Kärnthen garniſonirt hatte und nächſtens in Prag einrücken ſollte. Es waren meiſt Quartiermeiſter und Fouriere, die mit dem Oberſten, dem Regiment voraus, ſchon heute angekommen waren, um das Nöthige wegen der Quartiere zu beſorgen. Der Oberſt befand ſich ſchon oben in dem Seſſionszimmer und Brunian mußte im Vorzimmer warten, bis jener herauskam. Als dies geſchah, verweilte der Oberſt einige Minuten dort, um ſeinem Adjutanten etwas in die Schreibtafel zu diktiren und hörte, daß der Thürſteher den Theaterprinzipal Edlen von Brunian anmeldete. Erſtaunt und ſich erzürnt den ſtarken Schnauzbart drehend, wendete der Oberſt ſich zu Brunian und herrſchte ihm zu:

„Wie heißt Er?“

„Von Brunian, Herr Oberſt.“

„Wie kann Er ſich unterſtehen, den gräflich Brunian'ſchen Namen zu führen? Weiß Er, daß Er mit dem Grafen Ferdinand von Brunian, Kaiſerlichen Dragoner-Oberſten, ſpricht?"

„Mein Bruder!? Wäre es möglich? Sehe ich Dich endlich wieder?" rief mit großer Freude der Schauſpieler und wollte den Oberſten umarmen.

„Bleib' Er mir vom Leibe, elender Komödiant!" rief dieſer. „Was fällt Ihm ein? Ich glaube gar, Er will frech genug ſein, meine Familie zu beſchimpfen?"

„Ich bin Joſeph, jüngſter Sohn des Grafen Vincenz von Brunian und wenn Du Ferdinand von Brunian biſt, der nach dem Tode unſeres Vaters in die Armee eintrat, ſo biſt Du mein Bruder."

„Das iſt nicht möglich!" rief mit gerunzelter Stirn und auffahrendem Ton der Oberſt. „Er wäre der Joſeph, der mit einem andern Taugenichts aus dem Jeſuiter-Collegium in die weite Welt lief?"

„Mir blieb bei der Armuth unſerer Familie kein anderes Mittel, für meinen Unterhalt zu ſorgen."

„Ich will mich mit Ihm nicht weiter in Geſpräche einlaſſen, Herr Comödiant; aber Eins ſage ich Ihm: Entweder Er legt den Namen Brunian ab, oder ich laſſe Ihn von meinen Bedienten mit der Hetzpeitſche züchtigen, wo ich Ihn finde. So lange ich mit meinem Regimente in Prag bin, heißt Er nicht Brunian. Verſteht Er mich?"

„Ich habe Dir auf dieſe empörende Rede nichts zu antworten. Gebe Gott, daß Du Dir eben ſo bewußt biſt, unſerem Namen keine Schande gemacht zu haben, als ich es bin. Meinen Namen lege ich nicht ab und wenn Du zehn Jahre mit Deinem Regimente in Prag bleibſt, und was Deine rohe Drohung betrifft, ſo verachte ich ſie.“

„Euer Edlen möchten eintreten,“ rief in dieſem Augenblicke der Thürſteher aus der geöffneten Thür des Seſſionszimmers und Brunian trat, ohne ſeinen Bruder eines Blickes zu würdigen, in daſſelbe ein.

Zitternd vor Wuth blieb der Oberſt im Vorzimmer zurück und wollte anfangs die Rückkehr ſeines Bruders erwarten, um ſofort durch eine Beſchimpfung ihn zu zwingen, ſeinen Willen zu thun, aber je länger er auf und nieder ging und den Aerger in ſich verarbeitete, je mehr kühlte ſich die Heftigkeit ſeines erſten Entſchluſſes ab und nur den Eingebungen ſeines rachſüchtigen Charakters folgend, beſchloß er, ſich deſto empfindlicher an ihm zu rächen. — Noch ehe Brunian aus dem Seſſionszimmer zurückgekehrt war, verließ er das Ständehaus und ſuchte ſich in der Stadt, ſowohl bei Familien als an öffentlichen Orten nach ſeinem Bruder, deſſen Betragen, Charakter und Thätigkeit zu erkundigen. Aber Alles was er hörte, ſo vortheilhaft es auch lautete, ſo beliebt und geachtet Brunian als Schauſpieler und Menſch war, ver-

mehrte nur den Aerger des Oberſten. Vergeblich ſann er hin und her, wie er ihn zur Ablegung ſeines Namens zwingen könne, fand aber kein Mittel, das ihm geeignet geſchienen hätte, dieſen Zweck ohne eigene Gefährdung zu erreichen. Selbſt unter den Offizieren der Garniſon, mit denen er viel darüber ſprach, nahmen die meiſten ſeinen Bruder in Schutz und gaben ihm das Zeugniß eines muſterhaften Betragens, durch welches er keinen Augenblick den angeſtammten Adel ſeiner Geburt verläugne.

Brunian ſelbſt hatte unterdeſſen ſeine Geſchäfte im Seſſionszimmer der Stände beendet und mit leichter Mühe die Conzeſſion auf die drei nächſten Jahre erhalten. Trotz der Freude, die er darüber empfand, ſein Wirken auch für die nächſte Zukunft geſichert zu ſehen, konnte er doch nicht froh werden, denn die unvermuthete Begegnung ſeines Bruders, das entehrende Verlangen deſſelben und die ganze Folge unangenehmer Händel, die er für ſein Ehrgefühl vorausſah, lagen ihm im Sinne. Er aß in trüber Stimmung zu Mittag und ſuchte ſelbſt noch vor der beſtimmten Zeit ſeinen Freund Ladislaus Prezemezek auf, den er in einem ärmlichen Hauſe, dem ehemaligen von Brunian'ſchen Majoratshauſe, grade gegenüber antraf. Erinnerungen an die längſt vergangene Jugendzeit lebten in Beiden auf, als ſie das alte ehrwürdige Gebäude, das ſehr bei der letzten Belagerung durch die Preußen gelitten

und faſt in Trümmer zu fallen drohte, durch das Fenſter vor ſich ſahen. Aber Brunian wollte nicht aufs Neue den Trübſinn des Freundes heraufbeſchwören und eilte mit ihm in das Freie auf jene Höhe, die das ganze Moldauthal beherrſcht und den lohnendſten Fernblick in Böhmens geſegnete Gefilde gewährt. Dort der ſchönen Ausſicht genießend, nahm Brunian das Geſpräch über den Fauſt wieder auf, ſtieß aber bei ſeinem Freunde auf den beharrlichſten, überlegteſten Widerſtand.

„Denke nicht, daß nur augenblickliche Laune mich zu der Weigerung treibt. Ich kann den Fauſt nicht ſpielen! ich kann es nicht! Deine freundliche Abſicht erkenne ich mit herzlichem Danke; Du willſt mich die alte Laufbahn mit ganzer Kraft, mit allem Vortheil einer guten Rolle, eines aufmerkſamen, zahlreichen Publikums wieder betreten laſſen; aber den Fauſt ſpiele ich nicht; auch bedinge ich mir im Voraus, wenn ich bei Deiner Bühne bleiben ſollte, nie in einem ähnlichen Stücke auftreten zu müſſen. Bilde Dir ein, lieber Joſeph, ich verſtehe dieſe Rollen nicht zu ſpielen; aber beſtehe nicht auf einer Forderung, die ich nicht erfüllen darf.“

„Nun denn, in Gottes Namen, ſo magſt Du Deinen Willen haben, eigenſinniger Menſch. Ich ſelbſt will nach langer Zeit wieder einmal den Fauſtum ſpielen; wenn ich auch nicht ſo gut extemporire als Du, — das heißt in ſerieuſen Rollen, — denn das Komiſche extemporiren iſt mir angeboren,

und wenn ich Dir rathen ſoll, ſo ſpiele Du ſelbſt zum Scherz einen der vier Teufel, dann kannſt Du Dich ja am beſten überzeugen, ob Dich Dein unheimlicher Gaſt wieder antritt. Aber wie will ich Dich auslachen, wenn Du mit Deinen tollen Träumereien zu Schanden wirſt."

Ladislaus ſah den Freund lange und zweifelnd an; endlich rief er plötzlich: „Ja, das will ich! Komme, was mag! ich will wiſſen, ob nur meine kranke Phantaſie oder die grauenhafte Wirklichkeit mich umgarnt. An Deiner Seite ſpiele ich die Scene mit Dir; aber wenn nun wieder einer mehr wäre — —!!"

„Geh, geh!" unterbrach ihn, hell auflachend, Brunian. „Einer mehr! Ich wollte, es fänden ſich dergleichen Freiwillige oft bei meinem Corps und meinen Comparſen ein, aber das Coſtüm müßten ſie auch mitbringen, wie Dein Ueberzähliger; — ich muß aber meine Extra-Teufel leider Alle baar bezahlen."

„Ich beneide Dir Deine Heiterkeit von ganzem Herzen, Joſeph, wenn ich ſie auch nicht theilen kann. Iſt Dir denn noch nie das Unheimliche und Grauenhafte der Schauſpielkunſt aufgegangen, daß Du ſo leicht darüber ſcherzen kannſt?"

„Ich dächte gar, unheimlich! Ladislaus, was iſt das nun wieder für tolles Zeug! Wo iſt denn in unſerer Kunſt, die recht eigentlich im ſchönen, hellen Leben wurzelt und wieder ins Leben über-

geht, irgend etwas der Art? — Keine Kunst vermag sich ihr in reicher Lebensfülle und Frische zu vergleichen.“

„Aber keine stiehlt auch die Seele des Geschöpfes, um sie gefoltert und verrenkt wieder zu einem scheinbaren Leben zu erwecken. Sieh, was der Schauspieler auch darstelle, irgendwo und irgendwann hat schon ein Mensch gelebt, dem er sein Wesen, seine Seele, seine Leidenschaften stehlen muß, um sie vor den Augen der Menge auf die Marterbank zu spannen. Wenn ich so fühlte, wie plötzlich ein ganz anderes Wesen in meiner Brust lebendig wurde, wie es kämpfte mit meinem Ich, es niederrang und überwältigte, so lange die Begeisterung der Kunst mich erhob über das Gewöhnliche, da war es immer, als beginge ich Raub an dem Heiligsten, als streckte ich die freche Hand im Sacrilegium nach dem Heiligenschrein des Altars. Ich sprach nicht mehr, das Gespenst in mir sprach und gestikulirte, blickte mir aus den verstörten Augen in die gaffende Menge hinein und breitete sich so recht mit behaglicher Lebenswonne in meinem Körper aus. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß ich eigentlich nur ein Leichnam sei, den das bannende Wort irgend eines finstern Kabbalisten nur für die Dauer des Abends mit seiner frühern Seele begabt und der nun herumhandthiere in scheußlicher Nachahmung des Lebens, um alsbald wieder zurückzusinken in das ewige Nichts eines vergessenen

Grabes. Wenn ich eine Rolle bekomme, die mir einen Helden der Vorzeit, einen wirklich gelebt habenden Menſchen aufgiebt, ſo iſt es immer, als grinſe mir das Geſicht deſſelben unter den Blättern hervor entgegen, als lächſe es höhniſch über das Unterfangen eines Menſchen, das Ungeheure, das Mächtige der Vergangenheit mit den kleinlichen Mitteln der Gegenwart erreichen zu wollen."

„Gott bewahre mich vor ſolcher Anſicht der Kunſt! — Du biſt krank, Freund Ladislaus, kränker als ich Dich gedacht; wie käme ſonſt ſo Trübes und Sinnverwirrendes in das Gemüth eines Künſtlers! In Dir leben noch die Eindrücke Deiner Jugend und geben Deiner Phantaſie eine ſo ſeltſame Richtung. Komm, laß uns von andern Dingen reden! Sieh, die wunderſchöne Gegend, wie ſie ſich behaglich lagert und ausdehnt unter den warmen Sonnenſtrahlen, ſich das ſilberne Band des Fluſſes, wie es die Ebene durchflattert. Wenn wir mit der Theatermalerei doch erſt ſo weit wären, Alles das unſerer Kunſt dienſtbar zu machen! Ich möchte wohl wiſſen, wie in hundert Jahren ein Theater ausſehen wird, wenn das ſo fortgeht mit den Verbeſſerungen in Beleuchtung, Malerei, Perſpektive und dem ganzen äußerlichen Weſen der Bühne."

„Wünſche dieſe Verbeſſerungen nicht, Joſeph; ſie tödten, glaube ich, mit der Zeit die wahre Kunſt des Schauſpielers. Denke nur ſelbſt nach, welchen Eindruck die jämmerlichen Bühnen, auf denen wir

unſere Laufbahn begonnen, trotz ihrer Aermlichkeit auf uns gemacht. Nur in unvollkommener Umgebung feiert der Schauſpieler die wahren Triumphe ſeiner Kunſt, denn dann iſt er allein Poeſie gegen die Proſa des Beiwerkes. Erhebt ſich dies aber zur Höhe des Idealen, ſo verſchwindet der Nimbus, den die Phantaſie ſo gern um die Gebilde des Schauſpielers zieht. Es wird eben Alles wie es ſein muß; die höchſte Täuſchung bringt dann die erbärmliche Wirklichkeit hervor und was jetzt Kunſt iſt, wird dann Kunſtfertigkeit. Iſt es doch ſchon ſo mit der regelmäßigen Komödie. Der Dichter macht den Schauſpieler zu einer redenden und geſtikulirenden Maſchine, während er bis jetzt ſelbſt ſchaffen konnte, mag es doch mangelhaft geweſen ſein, aber es war doch eine Kunſtſchöpfung, ganz von der Begeiſterung des Augenblicks durchdrungen. Jetzt ſagen wir her, was ein Anderer für uns gedacht und werden Handlanger der Dichter."

Während dieſes Geſpräches waren ſie den Wall entlang gegangen und lenkten wieder in die Straßen ein. An einer der nächſten Ecken ſahen ſie zwei Dragoner, die beſchäftigt waren, einen Komödienzettel abzureißen, der die Vorſtellung des „Fauſt" zu Morgen verſprach. Erſtaunt bemerkte Brunian, daß der eine Dragoner ſchon mehrere ſolcher abgeriſſenen Zettel in der Hand hatte, trat auf ihn zu und fragte ihn, warum er die Zettel abriſſe?

„Auf Befehl des geſtrengen Herrn Oberſten!“ lautete die gleichgültige Antwort.

„Welches Oberſten?“

„Oberſten von Brunian, der hier oben wohnt und nicht leiden will, daß an den Straßenecken in der Nähe ſeines Quartiers ſein hochgräflicher Name auf einem ſündhaften Komödienzettel ſteht.“

„Iſt es denn möglich! Sieh, Ladislaus, das thut mein Bruder an mir! Was kann ich ſo ſchändlicher Abſicht entgegenſetzen? Er wird Alles aufbieten, um mich zu verderben, und eine Verſöhnung iſt nicht denkbar. Die wenigen Augenblicke nur, die ich ihn geſehen, haben es mir deutlich gemacht, daß er ganz das Ebenbild meines ſtolzen, harten Vaters iſt, der eher das Leben hingegeben, als einen Vorzug ſeines Standes aufgeopfert haben würde.“

„Suche Schutz bei der Obrigkeit vor dieſer unnatürlichen Verfolgung.“

„Was vermag der gegen das dauernde geheime Wirken eines erbitterten und einflußreichen Feindes? Wenn ich auch im Anfang die meiſten Stimmen für mich haben werde, am Ende muß ich doch erlahmen an dem Stolz und den Vorurtheilen der höchſten Stände.“ —

„So willſt Du thun, was Dein Bruder von Dir verlangt?“

„Ich weiß nicht, was ich thun, weiß nicht, was ich laſſen ſoll. Nur eins fühle ich tief. Zwingt mich mein unedler Bruder dazu, den Namen ab-

zulegen, den ich nicht ſchände, das bin ich mir bewußt, ſo bricht er meine Kraft, lähmt er alle meine großen Pläne für die Zukunft. Denn, ſoll ich es Dir geſtehen, auch ich hänge noch an allen Vorurtheilen der Geburt, und meine ſo oft getadelte Prachtliebe und Verſchwendung iſt eigentlich nichts, als der Wunſch, das Theater den höheren Ständen zu nähern, es herauf zu ziehen aus dem Schlamm der Gemeinheit zu einem Gefährten der Großen, der Mächtigen. Ich leide unter den Geſinnungen, die mich ſelbſt beherrſchen, und kann nicht tadeln, was ich doch auch nicht ertragen will."

Mit einem herzlichen Händedruck ſchieden die beiden Freunde von einander. Brunian ging in das Theater zu einer Probe des „Fauſt", wohin er den Freund auch beſchied, um die Scenenfolge raſch durchzugehen, denn von einem extemporirten Stücke pflegte man in jener Zeit keine vollſtändige Probe zu halten, ſondern nur die Auftritte und Abgänge, ſo wie die Enſembleſcenen raſch durchzunehmen. Scholz erſchien wirklich nicht zur Probe, und Brunian ſtellte, als ſein Freund Ladislaus ſich ebenfalls eingefunden, ſeiner Truppe den neuen Collegen vor. Es bedurfte nur kurzer Uebung, um das Stück, deſſen Canevas jedem Schauſpieler damaliger Zeit genau bekannt war, wieder Allen geläufig zu machen, und früher, als man gedacht, konnte die Probe geendet werden.

Am andern Tage ſtand ſchon früh Nachmittags ein dichter Volkshaufe vor dem Brunianſchen Theater und las immer wieder den großen Zettel, auf dem zwei Teufel in groben Holzſchnitt den Dokter Fauſt in den Höllenrachen ſtießen. Das ganze Stück mit allem, was darin vorging oder gezeigt werden ſollte, war vollſtändig beſchrieben, jede Dekoration im Voraus erklärt, und überhaupt Alles gethan, um die Neugierde des Publikums zu reizen. Daß Brunian ſelbſt den Fauſt heute ſpielen werde, war mit beſonders großen Buchſtaben angekündigt, und dies war genug, um die beſten Plätze mit Damen zu füllen, denn den ſchönen Brunian in einer Heldenrolle zu ſehen, war ein Genuß, den man nicht oft hatte, da er aus Vorliebe für das komiſche Fach lieber die Rolle des Bernardon, als die Helden und Liebhaber ſpielte, zu denen ihn die Natur vorzugsweiſe beſtimmt zu haben ſchien.

Das Theater war übervoll. Auf dem erſten Platze bemerkte Brunian ſeinen Bruder, von allen Offizieren des an demſelben Tage eingerückten Dragoner-Regiments umgeben, und dieſer Anblick wirkte keineswegs ermuthigend auf ihn. Mit Beſorgniß ſah er einer öffentlichen Beſchämung entgegen, und ſann vergeblich darüber nach, was er einem ausbrechenden Sturme wohl entgegenzuſetzen vermöge. Er konnte zwar auf die Liebe des Publikums zählen, aber ſein Stolz empörte ſich gegen den Gedanken, vielleicht öffentlich beleidigt zu werden. In-

deſſen war es nun zu ſpät, irgend etwas vorbereiten zu können und das Stück begann. Der erſte Akt ging ruhig vorüber, kein Zeichen des Mißfallens oder der Ruheſtörung auf den Plätzen der Offiziere. Brunian faßte neuen Muth und drückte lächelnd dem ſchon als Teufel gekleideten Ladislaus die Hand, als der zweite Akt begann. Die Scenen eilten vorüber und die Beſchwörung rief die beiden böſen Geiſter auf das Theater. Auf das verabredete Zeichen erſchienen Beide aus der Couliſſe rechts, aber wer beſchreibt Brunians Entſetzen, als er in demſelben Augenblick aus der Couliſſe links ebenfalls etwas treten ſieht, was in Form und Coſtüm ganz den beiden böſen Geiſtern rechts gleicht. Er wirft einen zweifelnden Blick auf Ladislaus, der mit ſcheuem Auge unter der Maske hervorblickt und zitternd auf jene unerklärliche Erſcheinung gegenüber zeigt. Mit langſamen Tritten nähert ſich dieſe Brunian und ſtellt ſich dicht neben ihn, ſo daß er den heißen Athem an ſeinem Geſichte fühlt. Mit unbekanntem Grauſen rieſelte das Entſetzen über Brunians Glieder; ſein Haar ſträubte ſich, die Augen ſtarrten weit aufgeriſſen die Erſcheinung an und heftig zitternd weiß er nicht, was er thun, was er denken ſoll. Es war eine Sekunde des Schweigens, der Erwartung, und das Publikum, ergriffen von der meiſterhaften Darſtellung des Entſetzens bei Erſcheinung der Geiſter, unterbrach ſie erſt durch ein dauerndes Beifallklatſchen. Dadurch gewann Brunian wieder einige

Faſſung. Tauſend Gedanken durchflutheten ſein Gehirn. Die unheimliche Geſchichte ſeines Freundes, der Schreck, das Bewußtſein vor Hunderten zu ſtehen, die Anweſenheit ſeines Bruders, Alles das drängte mit überwältigender Kraft auf ihn ein, und kaum wußte er, was er ſagte, als er wie gelähmt ausrief:

„Was wollt Ihr von mir, Ihr Geiſter der Nacht! Was ruft Euch Beide — nein, Euch Drei aus der Hölle herauf!“

Ladislaus ſchien unter der entſtellenden Hülle in der furchtbarſten Aufregung. Mit zitternder Hand riß er ſeine Maske vom Geſicht, eilte auf den Freund zu, ergriff ſeine Hand, drückte ſie krampfhaft und rief:

„Drei! Drei! Warum riefſt Du ihn herauf! Alſo ſiehſt Du ihn doch, jenen Gräßlichen, der mich mahnt an das, was ich gethan?“

Brunian fühlte, daß hier etwas vorgehe, was er nicht faſſen konnte. Er ſah ſeinen Freund bleich und krampfhaft zitternd, hörte ſeine Worte, und begriff, daß er etwas thun müſſe, um dieſen peinlichen Zuſtand zu enden, wollte er nicht das ganze Publikum hineinreißen in die unheimliche Erſcheinung. Mit dem höchſten Aufwande ſeiner Kraft machte er ſich los von den ihn umſtehenden Teufeln, eilte in den Vorgrund und rief mit abgewandtem Geſicht:

„Hinweg! hinweg! Ihr Geiſter der Finſterniß! Noch vermögt ihr nichts über mich! Noch habt

Ihr meine Unterschrift nicht unter dem hölliſchen Pakt!“

„Ha ha ha!“ lachte im ſchneidenden Tone Ladislaus. „Doch, doch! Er hat die Unterſchrift — und ich bin ſein eigen!“

„Alſo auch Du, unglücklicher Geiſt,“ unterbrach ihn Brunian, „auch Du warſt ſein Opfer? Aber Du kannteſt wohl nie die Macht des Gebetes. Nur im Gebete findeſt Du Schutz. Nieder mit mir auf die Knie. Noch biſt Du nicht verloren! Der Allmächtige iſt barmherzig, ſein iſt die Gnade in Ewigkeit. Er vergiebt, wenn Du bereuſt. Nieder mit mir in den Staub!“

Mit dieſen Worten riß er den zitternden Freund zu ſich nieder, faltete inbrünſtig die Hände zum Gebet und rief mit donnernder Stimme: „Appage Satanas!“

Die Verſenkung öffnete ſich und nieder ſtiegen die beiden Verſucher. Eine zuckende Flamme wirbelte aus der ſchwarzen gähnenden Oeffnung in die Höhe und unter Donner und Blitz ſchloß ſich die Verſenkung.

Brunian war faſt einer Ohmacht nahe. Noch lag er neben ſeinem Freunde auf den Knieen und ſuchte vergeblich ſeine Gedanken zu ſammeln. Das Publikum hatte in lautloſer Spannung dieſe ungewöhnliche Scene mit angeſehen und brach in ein lautes Beifallsgeſchrei aus, als der Vorhang niederrauſchte. Solche Wahrheit im Spiele Brunians

hatte es noch nie geſehen, und die Wirkung war ſo mächtig geweſen, daß Alles wie aus einer Bruſt aufathmete, als der Zwiſchenakt die geſpannte Aufmerkſamkeit löſ'te.

Auf dem Theater herrſchte Unruhe und Bewegung. Mit Heftigkeit erkundigte ſich Brunian bei Allen, ob ſie einen Teufel mehr geſehen, wo er hergekommen, wohin er verſchwunden ſei. Niemand wußte zu ſagen, wer dieſer Dritte wohl geweſen ſein könnte. Der Thürſteher an dem Eingange zur Unter-Maſchienerie hatte zwar beim Anfange des zweiten Akts bemerkt, wie einer der als Teufel gekleideten Schauſpieler von der Straße leiſe hereingeſchlichen, ſich an der Verſenkung aufgehalten und dann plötzlich über eine kleine Treppe auf die Bühne geeilt war. Eben ſo war einer der Beiden, welche ſpäter mit der Verſenkung von der Bühne verſchwanden, raſch an ihm vorüber und auf die Straße gehuſcht, aber weiter wußte Niemand etwas. Der andere Schauſpieler hatte jenen gefragt, warum er denn ſchon im zweiten Akte aufgetreten ſei, da doch erſt im vierten mehrere Teufel erſchienen, aber keine Antwort erhalten. So hüllte ſich der ganze Vorgang in undurchdringliche Räthſel.

Brunian ſuchte ſeinen Freund auf, den er im bewußtloſen Zuſtande auf der Bühne gelaſſen, aber er fand ihn nicht. Während er jene Erkundigung eingezogen, war Ladislaus aufgeſprungen und hatte das Theater, ohne ſich umzukleiden, verlaſſen. Jeder

Frage ausweichend, war er in die Dunkelheit hinausgestürzt, und vergebens schickte Brunian noch vor dem Beginn des nächsten Aktes Boten nach allen Richtungen aus, die ihn aufsuchen und zu ihm zurückführen sollten. In peinlicher Ungewißheit und mit tiefem Grauen mußte Brunian weiterspielen. Die so unmittelbare Nähe jenes entsetzlichen, räthselhaften Wesens hatte Ahnungen und Schauer in ihm heraufbeschworen, die dem sonst so lebensfrohen, frischen Künstler plötzlich mit dem ergreifenden Ernst der Tragödie angehaucht. Das Publikum war hingerissen von seinem Spiel und folgte jeder Scene mit steigendem Beifall. Was Brunian noch vor Kurzem verlacht, das Unheimliche der Schauspielkunst, ging jetzt klar auf in seiner Seele. Er fühlte, wie ein ganz anderes Wesen in ihm wach wurde, wie es ihn durchzuckte und durchfluthete in fiebrischer Regung. Er spielte nicht mehr. Es spielte aus ihm heraus und schlug Töne bitteren Weh's, Laute tiefer Zerrissenheit und Seelenangst in ihm an. Zwar störte nichts mehr den Gang der Vorstellung. Nichts erschien ihm, was nicht erscheinen mußte, aber die bange Furcht, mit der er in jede Coulisse sah, wenn irgend wer auftreten sollte, dies Umsichherblicken mit unstätem Auge, dies Zusammenzucken bei dem leisesten Geräusche, Alles das hielt das Publikum für Spiel und lohnte es mit Beifall; aber Brunian fuhr jedesmal verletzt zu-

ſammen, wenn er durch den Applaus erinnert wurde, er ſpiele eben nur den Fauſtum.

In wirrer Unruhe auf dem Theater und mit ausbrechendem Jubel im Publikum endete die Vorſtellung, nach welcher Brunian in höchſter Erſchöpfung nach Hauſe eilte und Ruhe ſuchte. Ein Bote nach dem anderen kam zurück. Niemand hatte ſeinen unglücklichen Freund gefunden; endlich brachte einer die Nachricht, daß man eine ſonderbare Figur ſpät Abends einem dunklen Gehölz vor der Stadt habe zulaufen ſehen und daß es nach der Beſchreibung wohl Herr Ladislaus Przemczek, geweſen ſein könne. — Noch ſann Brunian über das Unerklärliche der ganzen Begebenheit nach, als der Oberſt, ſein Bruder, in das Zimmer trat und mit freundlichem Tone dem Ueberraſchten die Hand bot. Das Spiel des Gefeierten hatte einen ſo tiefen Eindruck auf ihn gemacht, der Beifall des ganzen Publikums war ein ſo mächtiger Fürſprecher geweſen, daß er den ungerechten Groll aufgegeben und ſich zu einem Schritte der Verſöhnung entſchloſſen hatte. In jeder anderen Stimmung hätte dieſes unvermuthete Glück Brunian hoch entzückt, aber jetzt vermochte er nur ſchweigend die dargebotene Hand zu drücken und ſeufzte tief auf.

Da öffnete ſich die Thür und der Theaterſchneider trat dehmüthig in das Zimmer.

„Euer Edlen bitte ich nicht ungnädig zu ſein, wenn durch meine Schuld eine Verwirrung heute

Abend entſtanden iſt. Ich habe ja nicht gedacht, daß Herr Scholz ſolche unziemliche Späße mit dem Coſtüm machen würden. Herr Scholz kamen vor Anfang zu mir und liehen ſich einen von den überkompletten Teufels-Anzügen. Ich glaubte dem erſten Helden dürfte ich ſo was nicht abſchlagen, und wie ich Euer Edlen ſo in Hitze und Eifer ſah, wollte ich auch nicht gleich mit der Sprache heraus. Nun bringt mir aber Herr Scholz eben den Anzug zurück und freut ſich dabei auf eine unſchickliche Weiſe, daß er Euer Edlen einen Schabernak geſpielt. Da dachte ich in meinem Sinn, du mußt Seiner Edlen doch wenigſtens ſagen, wie es zuſammenhängt, damit er nichts Unrechtes denkt. Denn natürlich iſt Alles zugegangen.“

Brunian athmete aus tiefer Bruſt auf, als ſänke eine ſchwere Laſt von ſeiner Seele. Genau erkundigte er ſich nach allen nähern Umſtänden, und überzeugte ſich, daß Scholz, aus Rache gegen ihn, es wahrſcheinlich mit jener Maske darauf angelegt habe, ihn auf der Bühne in Verwirrung zu bringen. Schmerzlich rief er aus:

„Ladislaus, unglücklicher Freund! Ich ahne Dein Schickſal. Nie ſehe ich Dich wieder!“

Brunian hatte Recht.

Nie ſah er ihn wieder.

Aurore Burfay.

1796.

Ein freundlicher Herbſtmorgen ſchien hell und einladend in die Zimmer des Prinz Heinrich'ſchen Palais zu Rheinsberg, einem kleinen Landſtädtchen zehn Meilen von Berlin. Im Hofe und in den Seitenflügeln des Schloſſes war alles Leben und Bewegung. Nur vor den Fenſtern des Prinzen rührte ſich nichts, denn Se. Königl. Hoheit waren ſo eben aufgeſtanden, hatten die Hände einmal flüchtig in Waſſer getaucht, ſich abtrocknen laſſen und ſaßen jetzt im Pudermantel vor der Toilette, zu deren beiden Seiten die Fenſter weit geöffnet waren, um die friſche, erquickende Morgenluft einzulaſſen.

„Ibach!"

„Königliche Hoheit?"

„Friſiren."

Mit gewohnter Schnelligkeit ging der Kammerdiener Ibach an das wichtige Geſchäft, während der Küchenmeiſter Singſtock in großer Toilette an

der Thür ſtand und die Befehle ſeines Herrn für die heutige Tafel erwartete.

„Singſteck!“

„Euer Königliche Hoheit?“

„Küchenzettel!“

„Potage à la reine,— Fricandeau à l'Hirondelle, — Ragout fin de chevreuil, — Sauerkehl mit Bratwurſt, — —“

„Singſteck!“

„Euer Königliche Hoheit —“

„Er iſt ein Eſel!“

„Zu Befehl, Königliche Hoheit.“

„Wie kann Er mir ſolche Deutſche Namen auf den Küchenzettel ſetzen? — Lebeau!“

„Votre Altesse royale?“

„Il faut surveiller cet homme. Tachez de rédiger le bulletin, avant que cette bête me le propose.“

„Je tacherai Votre Altesse royale!“

„Singſteck!“

„Königliche Hoheit?“

„Lege Er den Küchenzettel jedes Mal erſt dem Lebeau da vor; ich kann ſolche Deutſche Namen nicht leiden. — Ibach, was iſt heut für Wetter?“

„Vortrefflich, Euer Königliche Hoheit! deswegen haben Euer Königliche Hoheit ja die Fenſter öffnen laſſen.“

„C'est vrai! — Ibach, was giebt's Neues?“

„Kennen Euer Königliche Hoheit wohl die Frau des Kammer-Musikus Schneider, der Horn bläst?“

„Ja. Singt ſie nicht mit im Chor meiner Franzöſiſchen Oper?“

„Ja, Euer Königliche Hoheit. Die hat heute früh dem Burſay eine tüchtige Ohrfeige gegeben.“

O, das iſt gut! — Und warum?“

„Der Burſay hat ſich gerühmt, daß es mit der Tugend des Deutſchen Frauenzimmers nicht weit her ſei und daß keine einem Franzoſen widerſtehen könne.“

„Quelle bêtise! Fanfaron de Bursay!“

„Das hat die Schneider wiedererfahren und geht heute Morgen zu Herſchitzki, wo Burſay grade frühſtückt und läßt ihn auf die Straße herausrufen. Burſay kommt voller Freuden zu ihr und fällt aus den Wolken, wie ſie ihn fragt, ob er das wirklich geſagt habe. Er ſtottert zwar, ſagt aber doch Ja. Kaum iſt das Ja heraus, ſo giebt ſie ihm ritſch, ratſch ein Paar Ohrfeigen und ruft: Er iſt ja ein ganz infamer Schlingel! wie kann Er ſo etwas von einem Deutſchen Frauenzimmer ſagen?“

„Ah! Ah! Ah! c'est très bien! quelle scène! Lebeau, est ce vrai?“

„Oui, rien que la vérité, mon prince.“

„Ich bin ſeelenfroh, daß Euer Königliche Hoheit es nicht übel nehmen. Das wird eine Freude in ganz Rheinsberg geben, daß der Franzoſe ſo zurecht gewieſen worden iſt.“

„Sei Er nicht bornirt, Ibach. Wenn ich auch lieber Franzöſiſch ſpreche als Deutſch, und wenn ich auch lieber Franzöſiſches Theater ſehe als Deutſches, ſo bin ich doch ein Deutſcher Fürſt und bin ſtolz darauf, es zu ſein.“

„Ach, Königliche Hoheit, das Herz geht einem ordentlich auf, wenn man ſo etwas aus Höchſt Dero eigenen Munde hört. Wir Andern fühlen uns manchmal ganz verlaſſen und unglücklich unter allen den Franzöſiſchen Herren.“

„Iſt Er fertig, Ibach?“

„Ja, Königliche Hoheit. Nur noch die Vergitte etwas feſter binden.“

„Adieu!“

Kaum hatte der Prinz das Wort ausgeſprochen, als Lebeau, Singſtock und Ibach augenblicklich das Zimmer verließen.

In der Thür begegnete ihnen der Kammerherr Graf Carl von Brühl, ein junger, blühend ſchöner Mann, den das reich geſtickte Kleid und die ſaubere Friſur ungemein kleidete. Mit einer tiefen, ceremoniellen Verbeugung trat der Graf in das Zimmer und erwartete die Befehle des Prinzen.

„Bon jour, Brühl! Bringt Er mir etwas?“

„Es bittet Jemand um eine gnädige Audienz, Euer Königliche Hoheit.“

„Wer iſt es?“

„Der Graf Baſſompierre, Maréchal de France.“

„Mon dieu! Iſt der hier? — Ein liebenswürdiger Kavalier. Ich erinnere mich ſeiner ſehr wohl noch aus Paris her; habe dort bei ihm geſpeiſt. Er machte damals ein fürſtliches Haus.“

„Um ſo eher hofft er von der Gnade Euer Königlichen Hoheit einige Unterſtützung, denn er befindet ſich in einem Zuſtande der äußerſten Noth. Heute Morgen war er bei mir, aber in ſo abgetragenen Kleidern und mit den Spuren erduldeten Elends, daß ich kaum meinen Ohren trauen wollte, als er ſich nannte. Ich habe zwar gethan, was der Augenblick gebot, aber eine wirklich genügende Hülfe oder Ausſicht für die Zukunft kann nur von Eurer Königlichen Hoheit ausgehen.“

„Hm, hm, das iſt wirklich ſchlimm! Was kann ich für ihn thun? Ihn ſeinem Range gemäß aufnehmen? das würde mein Neffe, der König, ſchwerlich gut heißen; — ihm eine Unterſtützung geben? die könnte doch nur eines Prinzen von Preußen würdig ſein und dann habe ich die ganze Condéſche Armee auf dem Halſe. Schlimm, ſchlimm! — — ich habe bei dem Mann geſpeiſt.“

„Ich glaube, daß der Marſchall vielleicht gern eine Beſtallung in Höchſtdero Prinzlichem Haushalt annähme.“

„Da würde ich mir eine ſchöne Ruthe auf den Rücken binden! Glaubt Er, der Baſſompierre würde je vergeſſen, daß er Marſchall von Frankreich war? Nein, das geht nicht. Ueberdem bin ich es dem

Staate ſchuldig, Preußiſche Kavaliere an meinem Hofe zu haben. — Weiß Er nicht, Brühl, ob er Komödie ſpielen kann?“

„Ich zweifle faſt, Königliche Hoheit. Ein alter Soldat wie der Marſchall —“

„Schade, ſonſt könnte ich ihn bei meinem Theater anſtellen. Schicke er ihn mal zu Maurice und zu Robert, die können ihn darüber ausfragen. Robert iſt ja auch ein Graf Larochefaucoult und Maurice ein Graf Gillac. Aber ſage er ihm ein für allemal, wenn er in Rheinsberg bleiben will, ſo ſoll er ſich nicht Waffenpierre und nicht Maréchal de France nennen. Thut er das, ſo nehme ich gar keine Notiz von ihm. Hat Er mich verſtanden, Brühl?“

„Vollkommen, Euer Königliche Hoheit.“

„Und was die etwaigen Unterſtützungen betrifft, die Er, verſteht Er wohl, Er ihm zukommen laſſen will, ſo laſſe Er ſich von Lebeau 40 Stück Friedrichsd'or geben.“

Graf Brühl verbeugte ſich und wollte gehen. In der Thür rief ihn der Prinz zurück und fragte:

„Wie geht es denn mit dem Horn? wird Er heute Abend in der Oper das Solo blaſen können?“

„Ich denke wohl, Königliche Hoheit. Meine beiden Lehrer ſind zufrieden mit mir und wenn der Hof Nachſicht mit mir hat —“

„Hat Er denn zwei Lehrer?“

„Ja, Euer Königliche Hoheit; Böttcher und Schneider, die beiden Kammer-Muſiker der Kapelle.“

„Na, sei Er hübsch fleißig. Ich habe es gern, wenn Alles an meinem Hofe mit zu dem Gelingen meines Theaters beiträgt. Ich habe es schon bemerkt, daß Er ein großes Interesse am Theater nimmt und nicht bloß wegen derer Frauenzimmer, wie die andern."

„Euer Königliche Hoheit haben sehr richtig bemerkt," antwortete der Graf mit Lebendigkeit. „Ich muß gestehen, seit ich hier auf Höchstdero Hof-Theater die vollendeten Vorstellungen gesehen, habe ich erst begriffen, welche tiefe Bedeutung das Theater für Kunst, Literatur und Nationalität haben kann. Wollte Gott, unsere Deutsche Bühne wäre erst so weit, daß man diesen Einfluß gewahrte."

„Nun, da ist Er doch gewiß voller Freude über meinen Neffen, den König. Es soll ja ein ordentliches, vernünftiges, Deutsches Theater im Werke sein, schreibt man mir aus Berlin."

„Wollte Gott, die edlen Absichten Seiner Majestät erfüllten sich! aber bei den jetzigen Kriegszeiten und den immer weiter greifenden Fortschritten der Franzosen —"

„Freilich, die Generale à la Soubise haben Anderen Platz gemacht. Die jetzigen Franzosen haben meinem Bruder und mir allerlei abgesehen. Valmy ist nicht Roßbach! Bon jour, Brühl!"

Als der Graf das Zimmer verlassen hatte, setzte der Prinz sich an den Schreibtisch und erbrach die angekommenen Briefe. Es waren Rapporte seines

Regiments aus Ruppin, Briefe aus Heilbronn, dem Hauptquartier des Prinzen Condé; Berichte vom Kaſtellan des Prinzlichen Schloſſes in Berlin, der jetzigen Univerſität, und einige Eingaben von Dienern ſeines Hofes. Unter andern fiel ihm ein kleines Briefchen in die Hand, das offenbar mit verſtellter Hand geſchrieben worden war und ſchon beim Aufbrechen ſeine Neugier erregte. Er las Folgendes.

Erlauchter Prinz!

Gnädigſter Herr!

Man lohnt Ihnen mit Undank. Alle Wohlthaten, die Höchſtdero Fürſtliche Großmuth auf die Schauſpieler des Franzöſiſchen Theaters häuft, vermögen nicht, die Frivolität dieſer Menſchen zu bezähmen. Höchſt Ihre erhabene Perſon iſt der Gegenſtand ihres Spottes und ihrer unſaubern Witzeleien. Bei der Burſay werden Karrikaturen gefertigt und in Rheinsberg gezeigt; es iſt Zeit, daß dieſer Skandal ein Ende nimmt. Er betrübt uns Alle und ſchmerzt aufs tiefſte den Schreiber dieſes, einen Bewunderer des edlen Fürſten, deſſen Siegen Preußen ſo viel verdankt. Ueberzeugen Sich Euer Königliche Hoheit und handeln Sie dann.

* * *

Zweimal las der Prinz dieſes ſonderbare Schreiben durch. Unmuthig furchte ſich ſeine Stirn und vorſichtig ſteckte er es in die Taſche. Dann klingelte er und rief:

„Ibach!“
„Euer Königliche Hoheit?“
„Rock anziehen! — Promenade!“

Aurore Burſay lag um dieſe Zeit noch in dem mit reichen, weißen Muſſelin-Drapperieen gezierten Bett und empfing die Morgen-Viſite einiger ihrer Mitſchauſpieler. Im leichten, reizend mit Spitzen beſetzten Peignoir, das Haar noch gelöſt, ſaß ſie halb aufgerichtet und reichte dem Schauſpieler Veſtris, der eben eingetreten war, die Hand zum Kuſſe. Ihre Mutter, die alte Burſay, ſaß auf einem Garderobenkoffer, der durch einen Ueberzug von Zeug in ein Sopha verwandelt worden war, und nähte an dem Koſtüme der Iphigenia, die heute Abend gegeben werden ſollte. Burſay, ihr Mann, ſtand mit einer weißen Jacke und Schürze angethan, am Kamin und war beſchäftigt, einige Coteletten zum Frühſtück für ſich und ſeine Frau zu bereiten. Im Vorſaal, der von dem Kapellmeiſter Weſtly zu den Muſikproben benutzt wurde, war der ganze Chor verſammelt und übte die Scythen-Chöre der Oper. Unter ihnen befanden ſich die Kammerdiener Houillon, Liboron und Tourel, die meiſten Laquayen und Küchenjungen, die Frauen der Kammer-Muſiker und einige junge Mädchen aus der Stadt, in deren Munde ſich die Franzöſiſchen Worte freilich oft ſonderbar genug ausnahmen.

Im Zimmer bei der Aurore befanden ſich außer Veſtris auch noch die beiden Komiker Suin und Deliſle, während am Fenſter die Grafen Gillac und Larochefaucoult ſaßen und ſich eifrig unterhielten, ohne auf die Gruppe am Bette der ſchönen Aurore Acht zu geben.

„Guten Morgen, Veſtris!“ rief Aurore dem Eintretenden entgegen. „Sie kommen wohl auch, um meinem Herrn Gemahl zu den erhaltenen Ohrfeigen zu gratuliren?“

„Alſo iſt es wirklich wahr? — Burſay, haſt Du — — —“

„Thu' mir den einzigen Gefallen, Veſtris, und fange nicht auch noch von der Geſchichte an. Ich habe ſie ſeit einer Stunde ſo oft gehört, daß ich bald anfangen werde, mich ganz ernſtlich darüber zu ärgern.“

„Nun, nun, nimm's nur nicht übel! — Ich wollte es erſt gar nicht glauben. Weißt Du wohl, daß das ein wahrer Triumph für das Deutſche Vieh hier ſein wird?“

„Warum iſt unſer Burſay ſo ungeſchickt, dergleichen hier zu ſagen, wo man keinen Spaß verſteht,“ antwortete Suin.

„Geht mir doch mit Eurem guten Rath, Kinder,“ rief Burſay verdrießlich, indem er die Coteletten mit der Gabel umdrehte, „Ihr macht es Alle weit ſchlimmer als ich.“

„Aber ſie ſagen es nicht ſo laut, mein Freund, als Du," erwiederte lächelnd Aurore. „Von etwas Anderem! Wenn wir noch länger von der Ohrfeige reden, die er doch nun einmal bekommen hat, ſo iſt er im Stande und verbrennt mir die Coteletten. — Wie ſteht es denn mit der Deutſchen Komödie?"

„Schlecht, ſehr ſchlecht für uns," antwortete Delisle. „Der Prinz hat ihnen den Boden des Cavaliergebäudes angewieſen und nun werden ſich die Leutchen uns vor der Naſe in das Schloß einniſten."

„So hat der Kammerdiener, der Elsner, es doch durchgeſetzt! Das kommt aber gewiß von Brühl. Ich begreife nicht, wie man Geſchmack an dem Bärentanz dieſer Deutſchen Ungethüme finden kann."

„Unſere Schuld ganz allein wird es ſein, wenn die Menſchen uns gefährlich werden. Gleich anfangs hätten wir dagegen wirken ſollen, als die Deutſchen Laquayen auf die Idee kamen, ein Liebhabertheater zu Stande zu bringen. Wer hätte es je für möglich gehalten, daß der Prinz drei Treppen hoch ſteigen würde, um auf dem Boden des Rathskellers eine Deutſche Komödie mit anzuſehen!"

„Sie haben Recht, Delisle," antwortete Aurore. „Man kann nicht wiſſen, wohin das führt und wir dürfen den Prinzen nicht dahin kommen laſſen, daß er Geſchmack daran findet. Es wird ſich ja wohl etwas erfinden und ausdenken laſſen,

was dieſen Deutſchen den Hals bricht. Das Schlimmſte iſt freilich, daß die Rheinsberger alle ganz außer ſich ſind über dieſe Neuerung und kaum den Tag erwarten können, wo Deutſch geſpielt wird."

Graf Gillac unterbrach hier plötzlich das Geſpräch durch den lauten Ruf: „Mein Gott, der Marſchall!"

Er und Graf Larochefaucoult ſprangen beide auf und ſahen aus dem Fenſter auf den ſchönen mit mächtigen Linden bepflanzten Schloßplatz. Ein Mann in ärmlicher Kleidung, aber durch ſtolze Haltung und bewußten Gang die Blicke auf ſich ziehend, ging nachdenkend und in ſich gekehrt unter den Bäumen auf und nieder. Mit lebendiger Eile rannte Graf Gillac aus dem Zimmer, die Treppe hinunter und ſtand vor dem erſtaunten und erfreuten Baſſompierre, den er einlud, mit hinauf zu kommen, wo Freunde und Landsleute ſich ſeiner Ankunft freuen würden.

Aurore Burſay war unterdeſſen aufgeſtanden, während Suin, Delisle und Graf Larochefaucoult ſich in den Vorſaal zu der Eherprove begeben hatten, um dort den Marſchall zu empfangen. Trotz der wunderbar veränderten Umſtände, unter denen ſich die Landsleute hier wiederſahen, war der Empfang doch freudig und herzlich. Auch der Marſchall vergaß auf einige Augenblicke ſeines Elends und gab ſich den Erinnerungen an ſein geliebtes, unglückliches Vaterland hin. Mit Erſtaunen ſah

er die Grafen Gillac und Larochefaucoult, ſonſt Glanzſterne des Franzöſiſchen Hofes, hier als Schauſpieler wieder und hörte mit Vergnügen, daß die berühmte und gefeierte Aurore Burſay, der er ſelbſt früher die Cour gemacht, ſich ebenfalls hier befände. Wie oft hatte er an den glänzenden Soupers fins und Partie quarrées dieſer Schauſpielerin Theil genommen; aber wie ſahen ſie ſich wieder? —

Als Aurore Morgen-Toilette gemacht, trat ihre Mutter in den Vorſaal zu den Sprechenden und lud Alle ein, zu ihrer Tochter hereinzukommen. An einem kleinen Tiſchchen, auf dem die ziſchenden, heißdampfenden Coteletten ſtanden, ſaß ſie in vornehmer Nachläſſigkeit, während ihr Mann ſie beim Eſſen bediente. Raſch waren die volubilen Zungen der Anweſenden mit den Begrüßungen des Angekommenen zu Ende und Aurore fühlte ſich in einer ungemein behaglichen Stimmung, den vor ſich zu ſehen und ſo vor ſich zu ſehen, der ſie in Paris trotz der glänzenden Soupers immer nur wegwerfend und mit beleidigender Herablaſſung behandelt. Sie fühlte ſich ſo frei, ſo unabhängig durch ihre Kunſt, die ihr auch im Auslande eine glänzende Stellung geſichert, während der Marſchall nur mit tiefem Schmerz auf die niegeahnte Veränderung ſeiner Lage blicken konnte. Mit der allen Franzoſen eigenen Leichtigkeit ging die Unterhaltung über alles fort, was das Vergangene und Erlebte an traurigen Erinnerungen bot und berührte nur die Gegenwart.

„Sind denn die Leute da draußen mit ihrer Singeprobe noch nicht bald fertig? Es iſt ja unerträglich, immer das ewige Einerlei mit anhören zu müſſen!“ frägte Aurore.

„Es iſt der letzte Chor und ſie werden es wohl nicht mehr lange machen, denn Weſſly will vor Tiſche noch in den Buberow, um zu angeln,“ antwortete Suin.

„Deſto beſſer, meine Herren, ſo können wir an unſere Probe denken. Der Alte will mit aller Gewalt den Geizigen von Molière ſehen und die erſte Probe vorgeſtern ging ſo ſchlecht, daß ich fürchte, wir werden wenig Ehre einlegen. Ich hoffe, Sie ſind fleißig geweſen in der Zwiſchenzeit, meine Herren.“

„Wo ſoll man hier in Rheinsberg Zeit zum Fleiß herbekommen, anbetungswürdige Aurore? — Man kann vor lauter Faulheit und Nichtsthun gar nicht zu dem Gedanken kommen, daß man ſich eigentlich hier grenzenlos ennuyirt,“ ſagte mit Gähnen Deliſle. „Es wird aber ſchon gehen.“

„Ja mit uns,“ fiel Suin ein, „mit uns wird es ſchon gehen; aber die andern Herren, die immer noch keine Schauſpieler werden wollen, obgleich ſie es doch nun einmal ſind. Es hält ſchwer, denen die Traditionen und Convenienzen unſers Theaters beizubringen.“

„Ich denke,“ antwortete lachend Graf Gillac, wenn ganz Frankreich ſich nicht mehr an Traditio-

nen und Convenienzen kehrt, ſo wird man es uns wohl auch erlaſſen, dieſer theatraliſchen Ariſtocratie zu huldigen.“

„Der Herr Graf ſpricht eben wie ein Graf und nicht wie ein Schauſpieler,“ ſagte, eſſend, die ſchöne Aurore. „Die Traditionen ſind es ganz allein, welche den Ruhm der Franzöſiſchen Komödie ſo groß gemacht haben; durch ſie geht kein großer Moment eines Schauſpielers, auch wenn er längſt nicht mehr lebt, dem Publikum verloren; was einmal von Tauſenden als groß und ſchön anerkannt worden iſt, muß in derſelben Form immer geſpielt werden, und wie oft haben wir erfahren, daß jede Neuerung, und wäre ſie noch ſo genial, vom Publikum gemißbilligt wird.“

Deliſle antwortete ihr darauf: „Ich muß geſtehen, ſchöne Aurore, unſer Publikum hier in dieſem Dorfe iſt glücklicherweiſe nicht ſo genau mit den Regeln unſers Theaters bekannt, und das iſt mir oft recht lieb, denn das ſklaviſche Nachahmen deſſen, was Andere geſchaffen, hat mich oft in meiner Kraft gehemmt. Ich will nicht dagegen ſein, wenn von Traditionen die Rede iſt beim Stehen, Gehen, Kommen und einigen Enſemble-Momenten; aber ſo wie die Tradition der Entwickelung meines Spieles Feſſeln anlegen will, ſuche ich mich auch von ihr loszumachen und bin in dieſer Hinſicht ein theatraliſcher Septembriſeur.“

Bei dieſem Worte ſchauderte der Marſchall Baſſompierre ſichtlich zuſammen und bedeckte mit der Hand ſeine Augen. Er hatte im September 1793 ſeine Gattin und zwei blühende Söhne auf der Guillotine ſterben ſehen. Alle bemerkten dieſe Bewegung und ahneten, daß das Wort Septembriſeur ihn ſo verletzt. Mit gewandter Flüchtigkeit wußte Aurore dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. — Die Singprobe im Verſaal hatte geendet und ſie verließ daher, gefolgt von ihren Freunden, das Boudoir, um den „Geizigen" zu probiren.

Raſch waren die Stühle bei Seite geſetzt, der Saal geleert und durch zwei Tiſche die Bühne markirt. Aurore ſetzte ſich neben den Marſchall vor die Probirenden und vertrat die Stelle eines Directeur de la Scène, welche überwiegendes Künſtler-Talent ihr von allen ihren Kameraden zugeſtand. Da nicht das ganze Perſonal des Stückes beiſammen war, ſo begann man mit der dritten Scene des erſten Aktes. Harpagon — Delisle und La Flèche — Graf Gillac.

Delisle begann:

„Hors d'ici tout à l'heure, et qu'on ne replique pas! — Allons, que l'on détale chez moi! maître juré filou, vrai gibier de potence!"

Graf Gillac, als La Flèche, antwortete bei Seite:

„Je n'ai rien vu, de si méchant que ce maudit viellard, et je pense, sauf correction, qu'il a le diable au corps."

Delisle sprach ganz im Charakter seiner Rolle, Graf Gillac aber sprach nur, um zu zeigen, daß er die Worte auswendig wisse. Gleich unterbrach ihn Aurore Bursay:

„Aber, lieber Maurice, Sie scheinen nicht zu wissen, daß Sie in der grande Casaque spielen, so nennen wir alle Rollen, die in das Fach der Mascarille, der Scapins fallen und in der großen Bedienten-Livree gespielt werden. Delisle, zeigen Sie ihm doch einmal die Stellung, die Haltung der grande Casaque und geben Sie ihm den Ton."

Delisle steckte die rechte Hand in das Jabot, die linke unter den Rock und den Schooß der Weste auf den Rücken, nahm eine selbstgefällige, vornehmthuende Stellung an und sprach mit dreistem, zuversichtlichem Tone.

Maurice schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn einer meiner ehemaligen Lakaien solche Stellung oder solchen Ton gegen mich angenommen hätte, ich glaube, er wäre nicht zum zweitenmale so frech gewesen."

„Wie es in der Wirklichkeit ist," erwiederte verweisend Aurore, „davon ist auf dem Theater nicht die Rede. So hat es Preville gemacht und Dazincourt ihm nachgespielt und so muß es sein; denn beide waren große Künstler, größer als wir Alle je sein werden. Da sieht man aber, wie es geht! die Herren beklagen sich, daß die Revolutionen ihre alten Rechte und Vorzüge nicht mehr

achtet und wollen doch ohne Bedenken die alten feſtſtehenden Gebräuche und Sitten des Theaters revolutioniren. Aber ſo lange es noch Schauſpieler aus der guten alten Schule geben wird, ſo lange werden wir an unſern Traditionen feſt halten."

Maurice zuckte die Achſeln, warf einen Blick auf den Marſchall und ſeinen Freund Robert — dann aber gab er ſich Mühe, das ihm Angedeutete nachzubilden.

So ging die Probe fort. Mit eiſerner Geduld wiederholte man die wichtigſten Momente der Scenen ſo lange, bis ſie vollſtändig ineinander griffen und ging nicht eher zu etwas Anderem über, bis das Eine tadellos zuſammen ging.

Eben wollte man ſich trennen, als ein junger Mann in den Saal trat, der Alle vertraulich grüßte und freundlich bewillkommt wurde. Es war der bei der Berliner Seehandlung angeſtellte Navache, der zum Beſuche in Rheinsberg bei ſeinen Verwandten ſich befand und in der Geſellſchaft der Franzöſiſchen Schauſpieler gern ſeinem angebornen Hange zur Fröhlichkeit und Satyre folgte.

„Miracle!" rief er luſtig im Eintreten, „denkt Euch, Kinder, eben hat ſich der Alte den Prediger Elener in den Garten beſtellen laſſen, weil er ihn ſprechen will."

„Den Prediger!?" riefen Alle erſtaunt und wie aus einem Munde.

„Gott weiß, was das bedeutet! Der Paſtor iſt ganz perplex; das iſt ihm noch nicht paſſirt, ſo lange der Prinz hier wohnt. Ganz Rheinsberg ſteckt die Köpfe zuſammen wie eine Heerde Schaafe, wenn's donnert."

„Nun, das werden wir ja erfahren! — Haben Sie die neue Zeichnung fertig, Ravache, von der Sie uns geſtern ſagten?"

„Das will ich meinen! hier iſt ſie; ich hoffe, ſie iſt ähnlich und man wird wohl erkennen, wer es ſein ſoll."

Bei dieſen Worten holte er ein Blatt Papier aus der Taſche, auf dem der Prinz auf eine lächerliche Weiſe dargeſtellt war. Das Alter und die Eigenheiten des würdigen Fürſten, deren er allerdings manche hatte, waren zur Karrikatur herabgewürdigt, und ohne Rückſicht für ihren Wohlthäter, für den Edelmuth und den Kunſtſinn, mit dem der Bruder Friedrichs des Großen, ſie, die Heimathloſen, Verſtoßenen bei ſich aufgenommen, lachten Alle ausgelaſſen über die Zeichnung des jungen, unbeſonnenen Menſchen.

In der fröhlichſten Laune beſchloſſen Alle einen Spaziergang in den großen Schloßgarten zu machen. Aurore nahm Veſtris am Arm und empfahl ihrem Manne, unterdeſſen Acht auf das Mittageſſen zu geben. Gillac, Larochefaucoult und Baſſompierre gingen voraus, alte Erinnerungen beſprechend und der Zukunft gedenkend. Ravache

aber ging Arm in Arm mit Deliſle und Suin hinter Auroren her.

Der Prinz war unterdeſſen zur Promenade in den Garten gegangen. Ihm folgten die beiden Kammerherren Graf Brühl und Herr von Münchhauſen. Das Wetter war außerordentlich ſchön und blendender Sonnenſchein ſtrahlte von der weiten Fläche des Sees zurück, auf dem ſich die reizend bewachſenen Eilande in blauer Tiefe ſpiegelten. Der Prinz ging wie gewöhnlich bis zu dem Denkmale, welches er dem Andenken der Helden des ſiebenjährigen Krieges geweiht. Gern pflegte der greiſe Fürſt hier zu ſitzen und von der ſanft anſteigenden Höhe herab den See, den Buberow und das freundliche halb in Bäumen verſteckte Rheinsberg zu überſchauen.

Mit dem Stocke im Sande ſpielend, ſaß Prinz Heinrich dem Denkmale gegenüber und ſagte plötzlich:

„Weiß Er wohl, Brühl, daß mir heute vor 33 Jahren das Herz gewaltig klopfte, als mich der Haddik bei Freiberg angriff und zurückwarf?“

„Zurückwarf?“ fiel der geſchwätzige von Münchhauſen ein, „ich dächte doch, bei Freiberg hätten Euer Königliche Hoheit jenen glänzenden Sieg errungen, der Europa mit Staunen und Bewunderung füllte und von Allen als ein Meiſterſtück der Kriegskunſt anerkannt wird.“

Das war am 29ſten; aber heute, am 1ſten, vor 33 Jahren war nicht von Siegen, ſondern vom Rückzuge die Rede.“

Euer Königliche Hoheit werden ſich gewiß nur aus irgend einem höheren, dem Auge des Laien nicht erkennbaren Grunde, zurückgezogen haben, denn ich kann mir nicht denken — —“

„Ich wüßte keinen andern Grund, als daß die Oeſterreicher mich tüchtig zudeckten. Laſſe Er ſich von den Bücherſchreibern nichts weiß machen, Münchhauſen; es zieht ſich Keiner zurück, wenn er nicht muß.“

Das glaubte der redſelige Münchhauſen nicht zugeben zu dürfen. Er ſprach ein Langes und Breites über die Gründe, die einen Feldherrn bewegen könnten, ſich ſcheinbar zurückzuziehen, führte Beiſpiele aus dem Polybius an und ſprach ſo lange und ſo unaufhaltſam, daß der Prinz endlich rief:

„Aber ſo halte Er doch endlich ſein Maul, Münchhauſen!“

Verdutzt ſchwieg der Angefahrene und Graf Brühl machte den Prinzen aufmerkſam, daß der Prediger Elsner harrend in der großen Allee auf und nieder ginge.

„Ja ſo, den habe ich ja beſtellt. Na, rufe Er ihn einmal, Brühl.“

Bald darauf ſtand der Prediger Elsner, ein würdiger, ehrenwerther Geiſtlicher, in männlicher

bewußter Haltung vor dem Prinzen und fragte nach Höchſtdeſſen Befehlen.

„Höre Er mal, Elsner, faſſe Er ſich künftig kürzer mit ſeiner Predigt, wenn mein Bruder Ferdinand hier iſt und ich ihn bis an die Kirche begleite. Ich habe das vorige Mal über eine halbe Stunde warten müſſen, bis Seine Predigt aus war.“

Mit ruhigem Ernſte erwiederte Elsner: „Die Länge meiner Predigt, Euer Königliche Hoheit, hängt nicht von meinem Willen, ſondern von dem Bedürfniß meiner Gemeinde und dem Gegenſtande ab, über den ich zu ihr ſpreche.“

„So? Na, dann wähle Er ſich kurze Gegenſtände; ich meine nur, wenn mein Bruder Ferdinand in der Kirche iſt; ſonſt kann Er reden, ſo viel Er will. Ich habe mich ennuyirt das vorige Mal, ſage ich Ihm.“

„Es ſteht doch nur in Euer Königlichen Hoheit Hand, Theil zu nehmen an der Erbauung meiner Gemeinde.“

„Na, das ſollte mir fehlen!“

Verletzt trat Elsner einen Schritt zurück und ſagte: „Die Stunde wird kommen, Prinz, wo es Ihnen in der That fehlen wird.“ Nach dieſen Worten machte er eine tiefe Verbeugung und entfernte ſich.

Verſtimmt und unangenehm berührt ging der Prinz in eine kleine Seitenallee und beide Kammerherren blieben weit hinter ihm zurück, denn in

ſolchen Augenblicken war es nicht gerathen, das Wort an den Prinzen zu richten.

Nicht lange war er ſo gegangen, als ein leiſes Flüſtern und Rauſchen der Blätter in einem Bosquet am Ufer des Sees ihn aufmerkſam machte. Der Prinz blieb ſtehen und horchte. Franzöſiſche Worte ließen ſich unterſcheiden; er erkannte Aurorens Stimme und wurde neugierig, wer ſo lebhaft, ſo eindringlich mit ihr ſpräche. Leiſe trat er näher und erkannte den Schauſpieler Veſtris, der ſeine Lieblings-Schauſpielerin umſchlungen hatte und lebhaft von ſeiner Liebe zu ihr redete.

Unbemerkt ſah der Prinz Beiden einige Augenblicke zu, ging dann zu ſeinen Kammerherren zurück, indem er zu Brühl ſagte:

„Gehe Er mal da hinein, Brühl, und ſage Er dem Veſtris, daß er ein infamer Schlingel iſt. Das Frauenzimmer, was Er da finden wird, ſoll ſich zu Hauſe ſcheeren zu ihrem Manne, oder ich würde nächſtens mal ein ernſtes Wort mit ihr reden. Und ſage Er ihnen auch, ich wüßte, daß ſie ſich über mich luſtig machten, aber ſie möchten ſich in Acht nehmen; käme ich mal dahinter, ſo ſollten ſie mich kennen lernen. Richte Er das aus, Brühl! Und nun komme Er, Münchhauſen, aber rede Er nicht ſo viel, verſteht Er mich?“

Graf Brühl ſtand lange allein, als der Prinz ihn verlaſſen hatte und wußte nicht, wie er den unangenehmen Auftrag los werden ſollte. Endlich

hielt er es für das Beſte, mehrere Mal laut den Namen „Veſtris“ zu rufen. Scheu umherblickend trat der Gerufene allein aus dem Bosquet und der Graf zögerte nicht, ihm die ungnädige Aeußerung des Prinzen mitzutheilen. Ganz beſchämt und niedergedonnert ſchlich der intriguante Franzoſe aus dem Garten, und machte einen weiten Umweg, um nur nicht an den Fenſtern des Schloſſes vorübergehen zu müſſen.

Jetzt trat der Graf in das Bosquet und fand die ſchöne Aurore verlegen auf der Raſenbank unter der Statue der Leda ſitzen. Mit kurzen Worten entledigte er ſich des Prinzlichen Auftrages. — Aurore Burſay erwiederte mit leichtem Lächeln:

„Mein Gott, was will denn der Prinz von mir? Ich probirte hier mit Veſtris eine Scene aus den „fausses confidences“. Zu meinem Manne ſoll ich gehen? Beſter Graf, Burſay iſt nur ſo lange mein Mann, als es mir gefällt; ſo wie meine Mutter nur ſo lange meine Mutter iſt, als ſie mir die Wirthſchaft führt. Ich bin frei und unabhängig, habe weder Mutter noch Mann und hoffe Herr meines Willens ſein zu können.“

„Wie,“ fragte erſtaunt der Graf, „Sie ſind nicht verheirathet?“

„So wenig als Sie, beſter Graf. Ich fand den armen Teufel, den Burſay, auf der Reiſe, als der Prinz mich nach Rheinsberg kommen ließ und da ich wußte, daß man in Deutſchland noch an al-

lerlei Vorurtheilen hängt und eine verheirathete Frau mehr Freiheit hat als ein Mädchen, ſo nahm ich ihn mit. Eine Künſtlerin, wie ich, muß nicht verheirathet ſein. Ich würde Ihnen das nicht geſagt haben, aber da der Prinz ungnädig ſcheint, ſo muß ich wohl. Ich bin indeſſen ganz unbeſorgt; heute Abend ſinge ich die Iphigenie und nach dem zweiten Akte ſoll er mir nur noch böſe ſein! Dazu liebt er das Theater viel zu ſehr. Ich habe ſchon ganz andere Gewitter beſchworen, aber ich bin auch klug genug, nicht eher zu bitten, bis ich mich auf meinem Terrain befinde — bis die Kunſt mein Bundesgenoſſe iſt."

„Haben Sie mir keine Antwort zu geben, Mademoiſelle, auf den letzten Theil meiner Botſchaft? Seine Königliche Hoheit ſchienen ſehr verletzt und ungnädig, daß man ſich unterſteht, ungeziemend ſeiner zu erwähnen."

„Ich weiß gar nicht, was der Prinz meint. Wer würde es wagen, ſich über ihn luſtig zu machen! — Alle meine Kameraden ſprechen nur mit Ehrfurcht und Unterthänigkeit von ihm."

„Adieu, Mademoiſelle," antwortete kalt der Graf und wandte ſich mit einem leichten Kompliment zum Weggehen. Aurore fühlte wohl, daß ſie ihn nicht ſo zum Prinzen gehen laſſen dürfe, denn daß Graf Brühl kein Freund der Franzöſiſchen Schauſpieler ſei, wußten Alle. Sie ſuchte, mit

weiblicher Feinheit, ſeine ſchwache Seite zu intereſſiren und rief dem Weggehenden nach:

„Ach, theuerſter Graf, Sie hatten mir ja vor Kurzem einige neue Angaben über das Koſtüm der Iphigenia verſprochen. Ich habe immer gehofft, daß Sie mich mit einem Beſuche beglücken würden, aber leider vergebens; nun iſt die Oper ſchon heute Abend.“

Der Graf war umgekehrt und ſagte: „Ich hatte das Koſtüm in einigen Mußeſtunden entworfen, aber ſchwerlich werden Sie ſich dazu verſtehen, Mademoiſelle, es anzulegen.“

„Warum nicht? Ich bin überzeugt, daß es geſchmackvoll iſt, da Sie es für mich ausgeſucht. — Nur eins bedinge ich mir aus. Friſur und Reifrock müſſen Sie mir überlaſſen; im Uebrigen folge ich ſehr gern Ihren Angaben.“

„Aber die Griechin Iphigenia trug weder Reifrock noch gepuderte Friſur. Grade dieſe beiden Gegenſtände der heutigen Mode ſind es, die durchaus dem antiken Koſtüme widerſprechen.“

„Ich will Ihnen nicht Unrecht geben, theuerſter Graf; aber denken Sie nur, wie müßte ein Frauenzimmer ausſehen ohne Friſur und Peuſſante? Es muß doch höchſt lächerlich ſein, ohne Puder in anſtändiger Geſellſchaft zu erſcheinen. Nein, nein, eine Iphigenia ohne Puder iſt gar nicht zu denken. Farbe und Schnitt des Kleides ſoll ganz nach Ihrem Wunſche ſein, beſter Graf. Ich will auch Ih-

nen zu Liebe meine kleinſten Paniers anlegen, aber Sie werden ſehen, der ganze Hof wird mich auslachen.“

„Wie können Sie glauben, daß ein richtiges, der darzuſtellenden Zeit angemeſſenes Koſtüm je lächerlich werden könnte? Im Gegentheil, die Wirkung würde ungemein erhöht werden, wenn hierin endlich die Vernunft mitreden könnte. Jetzt ſpielen Sie Griechinnen, Römerinnen, Türkinnen und Peruanerinnen in einer Friſur à la Necker — wie iſt da eine Täuſchung möglich!“

„Mein Gott, die Täuſchung auf dem Theater iſt doch nie vollkommen zu erreichen, ſonſt müßte ich ja auch Griechiſch oder Peruaniſch ſprechen. Es bleibt eben alles nur ein Spiel und je anſtändiger, feiner, der guten Geſellſchaft angemeſſener dieſes Spiel iſt, je gelungener erſcheint es dem Publikum.“

„Wenn der Prinz mir einmal erlauben wollte, irgend eine Oper ganz vollſtändig mit dem richtigen Koſtüm einzurichten, ſo würden Sie bald von dieſem Vorurtheile zurückkommen und ſich überzeugen, daß nur auf dieſe Art ein klares, deutliches Bild von dem zu erlangen iſt, was der Dichter will.“

„Daß ein armes, unwiſſendes Frauenzimmer ſich nicht mit Ihnen in einen Streit einlaſſen kann, weiß ich wohl; aber ehe Sie mich nicht überführen, daß das Publikum eine ſolche Aenderung ertragen würde, werde ich Ihnen eigenſinnig erſcheinen müſſen. Doch hoffe ich, theuerſter Graf, daß Sie mich

heute Abend bei der Toilette mit Ihrem Rathe unterſtützen werden.“

Mit einer viel freundlicheren Verbeugung als vorher empfahl ſich der Graf der ſchönen Schauſpielerin und dieſe blieb lächelnd in dem Bosquet zurück.

O, über die Männer! dachte ſie mit ſchelmiſchem Schütteln des Kopfes. Wer es nur verſteht, ſie auf ein Kapitel zu bringen, das ſie intereſſirt! — Da geht er hin, der Graf, ſonſt ſtolz und vornehm gegen mich — und doch, ich wette darauf, ſein Geſpräch mit dem Prinzen iſt mir nicht ungünſtig; blos, weil er mich zu ſeinen unſinnigen Koſtümen zu bereden hofft.

Da gingen Suin und Delisle lachend an dem Bosquet vorüber und Aurore eilte auf ſie zu, um ihnen mitzutheilen, was vorgefallen ſei. Erſchreckt hörten Beide, was der Graf ihrer Collegin im Auftrage des Prinzen hatte ſagen müſſen und troſtlos warfen ſie ſchon einen Blick in die Zukunft, denn was ſollte aus ihnen werden, wenn der Prinz ſie fortſchickte? Die Heimath war ihnen für immer verſchloſſen durch die ſich immer mehr befeſtigende Revolution, die Franzöſiſche Bühne in Berlin hatte längſt aufgehört und in Deutſchland begann man überall, des Franzöſiſchen Weſens von Herzen überdrüßig zu werden. Das Unwürdige ihres Betragens erkannten ſie zwar immer noch nicht, deſto deutlicher aber das Unkluge deſſelben und vergebens ſannen

ſie auf Mittel, den drohenden Sturm zu beſchwören. Einer ihrer Kameraden mußte geplaudert oder unvorſichtig das Geſehene erzählt haben. Woher wüßte ſonſt der Prinz davon? — Jetzt galt es aber handeln, raſch und beſtimmt handeln; ſonſt ſtand Alles auf dem Spiel. In Aurorens Wohnung wurde Rath gehalten; dann flogen die Schauſpieler auseinander, in der Stadt Erkundigungen einzuziehen, unter der Hofdienerſchaft zu forſchen, zu werben und jeden Kameraden aufmerkſam zu machen, daß er auf ſeiner Hut ſein ſolle. So kam der Nachmittag, der Abend heran. Alles war in Unruhe und Bewegung, beſonders als man erfuhr, der Prinz habe alle Pferde auf der Poſt in Beſchlag nehmen laſſen und einen Büchſenſpänner zu Pferde mit einem Briefe nach Spandau geſchickt —

Spandau!

Dies Wort machte alles Blut in den Adern der Schauſpieler erſtarren, denn man wußte wohl, wie zur Zeit Friedrichs II. die Sänger und Tänzer der großen Oper oft Jahrelang dort geſeſſen hatten. Mit Angſt und Zittern ſchlich Alles in das Theatergebäude neben dem Schloſſe, zog ſich ſchweigend und voller Erwartung an, ſprach nur leiſe und flüſternd miteinander; kurz der Geiſt des Trübſals und der Erkenntniß ſchien über die ſonſt ſo luſtigen Franzöſiſchen Schauſpieler gekommen zu ſein.

Unterdeſſen verſammelte ſich der Hof und das Publikum in dem glänzend erleuchteten, nach Art

des Verſailler Theaters gebauten und verzierten Schauſpielſaale. Dicht hinter dem Orcheſter ſtand ein reicher Lehnſeſſel für den Prinzen. Neben ihm Stühle für die Hofdamen, die Gräfinnen Henkel von Donnersmark und Laroche-Aymon, und weiterhin für die Hof-Cavaliere und Chargen. Auf den amphitheatraliſch ſich erhebenden Sitzreihen ſaßen die eingeladenen adelichen Familien der Nachbarſchaft, einige Offiziere benachbarter Garniſonen und die Honoratioren der Stadt. Auf der Gallerie drängten ſich Frauen und Kinder der Hofdienerſchaft und was ſonſt noch die Gunſt des Zuſchauens hatte erhalten können. Da der Prinz mit der größten Liberalität jedem nur irgend anſtändig Gekleideten freien Zutritt zu ſeinem Theater geſtattete, ſo waren die Vorſtellungen ſtets übervoll, und es hatte ſich durch die langjährige Gewohnheit ein ſo richtiger Geſchmack und ein ſo geläutertes Kunſturtheil bei dem Publikum gebildet, daß jeder Fremde erſtaunte, hier in einem kleinen, kaum gekannten Landſtädtchen ein ſo vollkommenes Verſtehen der Meiſterwerke des franzöſiſchen Theaters zu finden. Das war aber auch der Stolz des fürſtlichen Mäcens. Er freute ſich, ein beſſeres franzöſiſches Theater zu haben als der hochſelige König, ſein Bruder, es je gehabt, und hörte es gern, wenn man das anerkannte.

Zur beſtimmten Anfangsſtunde erſchien der Prinz in dem Raume zwiſchen dem Orcheſter und ſeinem Platze. Die ſämmtlichen Kammer-Muſiker

ſtanden ehrerbietig bei ſeinem Eintritt auf und es wurde ſtill im Zuſchauer-Raum. Der Prinz ging ſogleich zu einem der Kamine, die zu beiden Seiten des Orcheſters angebracht waren, und in denen große Holzkloben in aufrechter Stellung langſam brannten. Dort ſtellte er ſich mit dem Rücken gegen das Feuer, wärmte die Hände und empfing die Complimente der Hofdamen und Cavaliere, indem ſeine Blicke durch den Zuſchauer-Raum ſchweiften, um zu ſehen, wer heut Alles die Oper mit anſehen würde.

Mit tiefer teremonieller Reverence näherte ſich die Gräfin Henkel von Donnersmark, zeigte dem Prinzen an, daß ſie von Berlin zurück ſei, und brachte Grüße von der Prinzeſſin Heinrich, die gewöhnlich in Berlin lebte.

„Höre Sie mal, Gräfin Henkel, was iſt denn das mit dem deutſchen Theater in Berlin? Da ſoll ja ein gewiſſer Menſch angekommen ſein, der gut deutſch Comödie ſpielt, und den der König, mein Neffe, zum Direktor gemacht hat.“

„„Er nennt ſich Iffland, Ew. Königliche Hoheit, und ſpielt wirklich für einen Deutſchen zum Verwundern gut. Man iſt bei Hofe ſehr von ihm eingenommen. Auch ſpricht er gut franzöſiſch!““

„So? — Nun es ſoll mich freuen, wenn die Berliner auch einmal etwas Gutes zu ſehen bekommen. Sie ärgern ſich dort erſchrecklich über mein Theater.

— Aber ſetze Sie ſich, Henkel! — Ich werde anfangen laſſen.“

Der Hof nahm Platz; in dem Augenblicke, wo der Prinz vor ſeinem Stuhle ſtand, ſchlug der Kapellmeiſter Weſſly mit dem Taktſtocke nieder und die Ouvertüre begann. Mit außerordentlicher Präziſion ſpielte das kleine, aber wohleingeübte Orcheſter die ſchwierige Muſik. Der Vorhang rollte auf, und die Oper entfaltete den ganzen Reichthum des Gluckſchen Meiſterwerkes vor dem aufmerkſamen, antheilnehmenden Publikum.

Niemand ahnete, mit welcher Angſt und Beſorgniß die Sänger ſangen. — Herr von Münchhauſen war vor Anfang der Vorſtellung ſchon auf dem Theater geweſen, und hatte den franzöſiſchen Schauſpielern ein bedenkliches Geſicht gemacht. Halbe Worte, hingeworfene Aeußerungen, heimliches Flüſtern unter den deutſchen Kammerdienern und Lakaien ließen ſie das Schlimmſte ahnen. — Vergebens ſuchte Aurore eine Faſſung zu erheucheln, die ſie nicht beſaß. Auch der Graf Brühl war nicht in ihre Garderobe gekommen; dies war der ſicherſte Maßſtab, daß der Prinz eine ernſte Strafe beabſichtige. Scheu und ängſtlich ſchlichen alle Franzoſen hinter den Couliſſen umher, und als der Prinz nach dem erſten Akte nicht auf die Bühne kam, wie er ſonſt gewöhnlich zu thun pflegte, da ſank Allen der Muth. — Aurore fühlte wohl, daß nur in ihrer Kunſt Hoffnung auf Gnade ſei, und ſpielte

im zweiten Akt mit ſolcher Glut, daß ſie ſich ſelbſt übertraf, Alles zum lebhafteſten Ausbruch des Beifalls hinriß, und faſt erſchöpft von der übermenſchlichen Anſtrengung beim Fallen des Vorhanges ihrer Mutter, die mit einem Glaſe Limonade ſie erwartete, in die Arme ſank. — Aber auch nach dem zweiten Akte erſchien der Prinz nicht auf der Bühne. Herr von Münchhauſen ließ ganz laut einigemale das Wort Spandau fallen, und das Entſetzen der Franzoſen wurde allgemein, als ſie hörten, daß ein Expreſſer nach Ruppin geſchickt worden ſei, um von dort ein Detaſchement Soldaten des Prinzlichen Regiments noch zur Nacht nach Rheinsberg zu beordern.

In welcher Stimmung ſie Alle den dritten Akt geſpielt, läßt ſich nicht beſchreiben, und als der Prinz nach Beendigung der Oper nun wirklich auf die Bühne kam, glaubten ſie ihr letztes Stündlein nahe. Zitternd drängten ſie ſich an den Couliſſen zuſammen und Aurore fiel mit dem Ausrufe:

„Grace, Grace, Votre Altesse royale!" auf die Knie. —

„Qu'est ce que ça veut dire?" fragte verwundert der Prinz. —

Mit dem ihr eigenen Scharfblick gewahrte Aurore, daß doch nicht Alles ſo ſchlimm ſtände, als ſie gefürchtet, ſtand raſch auf und fügte hinzu:

„Ich fühle wohl, wie ſchlecht ich heute geſpielt habe!"

„Du tout, du tout!" antwortete gnädig der Prinz. „Vous avez très bien jouée. Je suis content!"

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Prinz. Ein gnädiges Kopfnicken entließ alle Schauſpieler.

Verwundert ſahen ſich die Zurückbleibenden an. Herr v. Münchhauſen lachte laut auf. Niemand wußte wie ihm geſchah. Statt nach Spandau geſchickt zu werden, kehrten alle in ihre Wohnungen zurück, und erſt einige Tage nachher klärte es ſich auf, daß Herr von Münchhauſen, der bei Tafel vom Grafen Brühl über die Vorgänge im Garten unterrichtet worden war, ſich auf eigene Hand den Spaß gemacht hatte, den franzöſiſchen Schauſpielern einen Schrecken einzujagen. Er hatte die Nachricht von dem Courier nach Spandau, von beſtellten Poſtpferden und dem Detaſchement aus Ruppin verbreiten laſſen und der Zufall unterſtützte ſeine Neckerei. Als er beim Souper dem Prinzen von der Angſt der armen Sünder erzählte, lachte dieſer herzlich und fügte hinzu:

„Laß Er das künftig bleiben, Münchhauſen. Er hätte mir die ganze Oper verderben können. Ob das Volk undankbar iſt oder nicht, iſt mir ganz gleichgültig; ſchimpft wie ihr wollt, aber ſpielt wie ihr ſollt. Verſteht Er mich?"

Talma.

1795.

Ein kalter Schlackenregen peitſchte die Straßen der Hauptſtadt mit Einbruch der Dunkelheit am sixtidi des pluviose 1795. Graues, zerriſſenes Gewölk jagte über die hohen Häuſer der Straße Richelieu hinweg und nur ſelten zeigte ſich ein Fußgänger. Aber die Logendiener, Maſchiniſten und Garderobiers des Theâtre français ſuchten unter Schirmen dem Regen zu trotzen, denn ſie mußten zwei Stunden vor dem Anfange des Schauſpiels im Theater ſein und ſchon hatte es fünf Uhr geſchlagen. Mit traurigem Blick ſah der Kaſſirer auf die Anſchlagzettel, die der Regen halb heruntergeriſſen hatte, ſo daß die Fetzen herabhingen und ſchüttelte den Kopf, als der Regen immer ſtärker niederſtrömte. Nur wenige Menſchen ſtanden unter der Colonade des Theâtre français am Palais royal vor der Kaſſenthür und ſtudirten den Zettel. Man gab: „La Bayadère, sujet oriental en 5 actes et en vers", und „Crispin rival de son maitre. Mr. Fusil de Lyon remplira le rôle de Crispin."

Während die Kaſſe geöffnet wurde und man die Wartenden einließ, war es ſchräg gegenüber in dem ſogenannten Café Procope deſto lebendiger. Seit Molière's Zeiten der Sammelplatz aller Theaterdichter, Schauſpieler und Direktoren, immer ſchon ſtark beſucht, war das Café heute überfüllt, da der Regen eine große Zahl von Theaterbeſuchern gezwungen hatte, einſtweilen bis zur Eröffnung der Kaſſe hier unterzutreten. Das Hauptzimmer war ſo gedrängt voll, daß die Garçons es aufgeben mußten, das von allen Seiten Geforderte zu ſerviren und Alles ſah nur mit Verlangen nach den Glasfenſtern der Eingangsthür, ob denn der ſtrömende Regen noch nicht bald nachlaſſen würde. In einem der ſchlecht erleuchteten, einfach meublirten Seitenkabinets ſaßen einzelne Gruppen der gewöhnlichen Beſucher des Café's; Schauſpieler, Literaten, Offiziere, junge Leute aller Stände, entweder beim Dominoſpiel oder im eifrigen Geſpräch begriffen. Alles ſprach laut, lebhaft, mit Feuer, ſo daß vor Geräuſch kaum einer den andern hörte. Jede Gruppe glaubte ſich allein und debattirte, als ob alle Anweſenden nur ihr zuhörten. Sonderbar ſtach gegen dieſe lärmende Unterhaltung eine Gruppe von drei Männern ab, die in der Ecke neben dem Kamine ſaßen, in dem ſchon Feuer brannte, denn das Spätjahr hatte empfindlich kalt begonnen, und ſich leiſe und mit vorſichtigen Seitenblicken unterhielten. — Nicht weit von ihnen, auf der andern

Seite des Kamins, ſtörte mit ſcheinbar unaufmerkſamen Blicken ein junger Mann in den glühenden Holzbränden und wiegte ſich auf ſeinem Stuhl, die Füße grade aus gegen das Kaminſims geſtützt, hin und her.

„Du willſt alſo?“ fragte, wie das Geſpräch beendigend, der ältere jener drei Männer einen jüngern, der zwar im Ueberrock war, aber doch in Weſen und Haltung den Soldaten verrieth.

„Ich will,“ erwiederte dieſer. „Was ſoll ich auch in Holland, wo Fréron und Jean Debry mich gern hinhaben möchten? Ich ſehe ſchon, hier in Paris, nicht bei der Armee an den Grenzen, muß man ſich ſein Avancement erkämpfen.“

„Siegen wir, ſo wird der Convent nicht undankbar ſein. Im Vendimiaire muß es ſich entſcheiden, ob die Pariſer Sektionen oder der Convent ſiegt; ſie mögen an Robespierre denken! Du biſt mein Mann, Bürger-General, ich weiß, wie Du in Piemont gewirkt und noch heut Abend haſt Du das Kommando unter mir, wenn Du dem Convent Treue ſchwörſt.“

„Das Treueſchwören iſt meine Liebhaberei nicht, Bürger Ober-General,“ erwiederte der junge Mann. „Laßt die Gewalt ſich ſelbſt treu bleiben, ſo werden es die Soldaten auch. Aber ſeit ſechs Jahren iſt es mit der Treue eine eigene Sache. Ihr habt mich, General Barras, habt mich ganz!

aber wendet mich auch an. Ich bin schon 25 Jahr und erst Brigade-General."

„Die Division soll Euch nicht entgehen, General Bonaparte," schloß Barras seine Unterredung, „wenn Ihr das Vertrauen rechtfertigt, das der Convent durch mich in Euch setzt. Gruß und Brüderschaft." Mit diesen Worten entfernte sich Barras mit seinem Adjutanten, denn eben hatte es aufgehört, so heftig zu regnen und das Café leerte sich, weil Alles in das Théâtre français hinüber-eilte.

Bonaparte blieb aber sitzen, schob seinen Stuhl näher zum Kamin, legte auch die Füße ausgestreckt auf das Sims und starrte wie sein junger, noch immer gleichgültig scheinender Nachbar in das Feuer.

Stiller wurde es im Café. Die lärmende Menge hatte sich verloren, nur im Hauptzimmer wurde noch laut gesprochen, sonst hörte man nur das eintönige Klappern der Dominosteine.

„Was wird denn heut im Theater gegeben, Bürger?" fragte, aus seinem Nachsinnen erwachend, Bonaparte seinen Nachbar.

„Ein neues Trauerspiel und Crispin rival de son maître" antwortete dieser.

„Ist es werth, daß man hineingeht?"

„Ich kenne Deinen Geschmack nicht, Bürger General."

„Du kennst mich, Bürger?"

„Ich hörte Dich eben von Barras so anreden."

„Hm, das Weinerliche iſt nicht mein Geſchmack.“

„Nun, dann rathe ich Dir, es zu ſehen, vielleicht unterhälſt Du Dich. Fuſil ſpielt heute zum erſtenmale und ich fürchte, das Publikum läßt es ihn fühlen, daß er in Lyon mit Collot d'Herbois als Mitglied des Revolutions-Tribunals unter den Ariſtokraten aufgeräumt.“

„Iſt das derſelbe Fuſil, der vor zwei Jahren die Noyaden in Lyon kommandirte?“

„Derſelbe.“

„Der Menſch wagt viel, jetzt, wo die Reaction geſiegt, öffentlich aufzutreten. Iſt er ein guter Schauſpieler?“

„Mehr als mittelmäßig. Seine Laune athmet Blut; ſein Auge ſchneidet wie das Beil der Guillotine. Mir ſchaudert neben ihm; ich bin froh, nicht mit ihm ſpielen zu müſſen.“

„Biſt Du Schauſpieler, Bürger?“

„Ja, Bürger General.“

„Dein Name?“

„Talma.“

„Biſt Du derſelbe Talma, der Karl IX. geſpielt? Ja, ja, jetzt erkenne ich Deine Züge! Wie kommt es, daß man Deinen Namen jetzt ſo ſelten auf den Zetteln lieſ't?“

„Wie kommt es, daß Du nicht mehr in Nizza kommandirſt?“

„Aha, ich merke, Du gefällst den Männern von heute nicht mehr, weil Du denen von gestern gefallen.“

„Ich habe meinen Kameraden plötzlich zu gut gespielt und die Gunst des Publikums ist veränderlich. Nur wer oft und in guten Rollen vor ihm erscheint, darf hoffen sie zu fesseln; damit das aber ja nicht geschehe, giebt man mir Rollen, die ich nicht spielen kann, an denen ich erlahme.“

„So, so! also spukt auch beim Theater immer noch die alte Aristokratie? Als ich Dich in Karl IX. von Chenier sah, hätte ich gedacht, Du würdest rasch Deinen Weg machen, bald unter den Ersten Deines Standes genannt werden.“

„Wer hat nach Deiner Ansicht eine Schlacht gewonnen, Bürger General?“

„Sonderbare Frage! Nach den gewöhnlichen Regeln derjenige, welcher seinen Feind vom Schlachtfelde verdrängt hat und die Nacht über auf demselben lagert.“

„So ist es bei uns nicht. Der besiegte Feind verschwindet aus dem Felde; je vollständiger seine Niederlage, je weniger wagt er es, dem Sieger sich gegenüber zu stellen. Beim Theater bleibt der Besiegte trotz des Siegers im Besitz des Schlachtfeldes; er ist im Besitz des Faches und der Sieger hat nur ein unbedeutendes Nachtgefecht gegen ihn gewonnen. Mit dem nächsten Morgen ist Alles wieder im alten Gleise.“

„So muß man ihm Nacht für Nacht ein ſolches Gefecht liefern, ihn beunruhigen, ihn harceliren und hat man ihn ermüdet, ſeine ganze Kraft für einen entſcheidenden Streich aufſparen.“

„So mag ein General handeln; wollte der Lieutenant ihm nachahmen, man würde ihn auslachen.“

„Nicht doch; wollte der Lieutenant nicht handeln wie ein General, ſo würde nie ein General aus ihm werden. Wie habe ich es bei Toulon gemacht?“

„Wie habe ich Karl IX. geſpielt? Du verdienteſt Dir bei Toulon die Generalsſchärpe, ich mit Cheniers Dichtung plötzliche Anerkennung. Jetzt biſt Du außer Thätigkeit geſetzt und ich ſpiele Vertraute.“

Ein dunkler Blitz zuckte unter den geſenkten Augenbrauen Bonaparte's, er biß ſich in die Lippen, ſchwieg einige Zeit und rief dann plötzlich:

„Nun, Bürger Talma, wenn Du bis hieher unſere Laufbahnen verglichſt, ſo ahme mir auch in dem nach, was die Zukunft mir bringen mag; ich hoffe! aber ich erwarte auch die Gelegenheit, um das vorübereilende Glück mir dienſtbar zu machen. Mache es wie ich; harre aber wolle! Knirſche und nage an dem Zaum, der Dich zurückhält, aber nage ihn durch, endlich zerbricht er von ſelbſt.“

Kaum hatte Bonaparte dieſe Worte geſprochen, als Gaillard, der Direktor des Théâtre français

und Dugazon, der erſte Komiker und Regiſſeur deſſelben in das Café Procope eintraten, auf Talma zugingen und ohne auf Bonaparte zu achten, ihm entgegen riefen:

„Bürger Talma! Die Semainiers laſſen ſo eben ſämmtliche Mitglieder in das Theater beſcheiden. Im Parterre geben ſich feindliche Abſichten gegen unſern neuen Kameraden Fuſil kund. Der Kaſſirer und die Logendiener rapportiren, daß das Publikum gegen ſeine Debuts aufgeregt werde. Vielleicht müſſen die Stücke abgeändert werden; wir zählen auf Dich! — Garçon! zwei Taſſen Café und ein Glas Abſynth!“

„Wäre es nicht beſſer, man änderte die Stücke gleich, wenn man fürchten muß, daß das Publikum Fuſils Erſcheinen mißbilligt?“ erwiederte Talma.

„Wo denkſt Du hin? ſollen wir uns noch mehr zu Sklaven des Publikums herabwürdigen, als es ſchon geſchehen? Iſt das Volk der Revolution ſchon ſo müde, daß eine ihrer erſten und kräftigſten Stützen die Oeffentlichkeit ſcheuen müßte? Fuſil wußte vor einem Jahre Tauſende vor ſich zittern zu machen und ſollte nun feige ſich zurückziehen, wenn ein Parterre gegen ihn cabalirt?“

„Jedes Menſchen Thaten auf ſein eignes Haupt. Frankreich iſt des Blutvergießens und der Metzeleien müde.“

„Ein Beweis, daß noch nicht Köpfe genug gesprungen sind, sonst wären jetzt keine mehr übrig, um zur Reaction zu rathen.“

„Verzeih Bürger Dugazon, ich vergaß, daß ich mit dem Verfasser des Moderé spreche, der von der Bühne herab gepredigt, daß Mäßigung ein Verbrechen sei. — Ich wünsche, daß Du nie erfahren mögest, wie Mäßigung von Seiten eines Feindes doch eine Tugend in den Augen des Verfolgten ist.“

„Und ich vergaß,“ erwiederte mit schneidendem Hohne Dugazon, „daß Kamerad Talma dem Verräther des Vaterlandes, dem Aristokraten Dumouriez, einst ein Fest gegeben, bei dem es wunderlich zuging.“

„Laß das jetzt!“ unterbrach der Direktor Gaillard den beginnenden Streit, „wozu diese Zänkereien? Wie wollen wir der stürmischen Zeit mit Kraft gegenüber stehen, wenn wir unter uns selbst nicht einig sind? Wohin ist es mit unserm Theater schon gekommen durch all' diese jämmerlichen Partheistreitigkeiten? Es fragt sich, was wir thun, wenn heute Abend der Sturm losbricht? Ich bin fest entschlossen, nicht hinzugehen, geschehe was da wolle, und wenn Dugazon dem Rathe seines Freundes folgt, so vermeidet er wie ich, sich dem Sturm gegenüber zu stellen. Robespierre ist nicht mehr! Wir haben unsern mächtigsten Schützer verloren.“

„Und wer soll die Verantwortung übernehmen, wenn Ihr Euch zurückzieht?“ fragte Talma.

„Wir sind gekommen, Dich zu bitten, daß Du, im Falle irgend etwas geschieht, die Annonce übernimmst. Du bist beliebt beim Publikum, wirst nicht zu einer bestimmten Parthei gezählt und weißt zu sprechen. *Die Semainiers sind einig darüber*, Dir die Annonce zu übertragen und hoffen von Deiner Anhänglichkeit an das Institut, daß Du thust, was der Augenblick etwa erfordert.“

„Du weißt sehr wohl, Gaillard, daß ich immer bereit war, für unser Theater zu thun, was ich vermochte. Ich werde kommen.“

„Gut, Deine Hand, Talma, und sei überzeugt — —“

„Versprich nicht, was Du doch nicht zu halten gesonnen bist. Laß mich meine Pflicht thun und wenn Du einst glaubst, mir Dank schuldig zu sein, so hasse mich deswegen nicht. Leb' wohl, Bürger Gaillard! Leb' wohl, Bürger Dugazon!“

Beide entfernten sich. Mit unruhigen Schritten maß Talma das kleine Kabinet auf und nieder. Bonaparte schwieg einige Minuten; dann rief er:

„Eine schlechte Commission, die man Dir aufbürdet, Bürger Talma. Ein aufrührerisches Bataillon anzureden und nicht die Macht zu haben, jeden niederzustoßen, der einen Widerspruch wagt; für mich wäre das nichts. Hast Du Hoffnung, ein Pariser Parterre zu beruhigen?“

„Hoffnung habe ich nicht, Bürger-General, aber verſuchen will ich es. Du ſiehſt, wenn Gefahr droht, wiſſen mich die Machthaber zu finden. Geht der Sturm glücklich vorüber, ſo kennen ſie mich morgen nicht mehr.“

„Ich werde ſehen, wie Du Dich heute da herausziehſt. Willſt Du nach dem Theater mit mir eſſen, ſo erwarte ich Dich hier, aber gieb meinetwegen keine beſſere Geſellſchaft auf.“

„Bin ich heute Abend noch in Freiheit, ſo nehme ich Deine Einladung an. Leb' wohl, Bürger-General. Meine Pflicht ruft mich in's Theater.“

Mit dieſen Worten trennten ſich Beide.

Das Théâtre français, damals Théâtre de la Nation genannt, hatte ſich kurz vor dem Anfange der Vorſtellung ſo ſehr gefüllt, daß die böſen Vorbedeutungen, welche der Kaſſirer aus dem heftigen Regen gezogen, ſich grundlos erwieſen. Die Anziehungskraft, welche die erſte Aufführung eines neuen Stückes und das erſte Auftreten eines bekannten, vielbeſprochenen Mannes ſtets ausübt, hatte ein eben ſo zahlreiches als bewegtes Publikum verſammelt. Wer vor der Revolution die Pariſer Theater geſehen und jetzt ſie beſucht hätte, würde kaum ſeinen Augen getraut haben.

Vor wenigen Jahren Sammelplatz der feinen Welt, der eleganteſten, reichſten Toiletten, die Schule

des galanten leichten Tons, ein Tempel der Kunst in ihrer strengsten Regel, bot es jetzt nichts als Rohheit, Schmutz und Gemeinheit dar. Die Nachlässigkeit, ja gesuchte Unsauberkeit der Anzüge, der Lärmende Ton des Parterres, die durch Partheiwuth entweihte Bühne, auf der ein „Jugemens derniers des rois" hatte gegeben werden können, Alles dies hätte den Besucher, der es früher gesehen, mit Ekel erfüllt.

Der Name des Dichters pflegt in Frankreich nie bei einem neuen Stücke auf dem Zettel zu stehen, da er erst nach dem Gefallen des Werkes auf Verlangen des Publikums genannt wird; doch sind die täglichen Theaterbesucher in dieses öffentliche Geheimniß eingeweiht. So war es auch an jenem Abende. Das Parterre wußte, daß die Schauspielerin Mademoiselle Candeille, welche schon die „belle fermière" geschrieben, Verfasserin des neuen Stückes „la Bayadère" sei, daß es weder dem Trauerspiel, dem Lustspiel, noch sonst irgend einer bestimmten Gattung angehöre, weshalb auch die allgemeine und unbestimmte Bezeichnung: sujet oriental, gewählt worden.

Die Vorstellung begann. Aufmerksam hörte das Publikum den ersten Akt. Man applaudirte einige Stellen, die sich auf die Verhältnisse der Zeit beziehen ließen und schien dem Stücke geneigt. Im zweiten Akte aber hatte Mademoiselle Candeille, welche selbst die Hauptrolle spielte, eine Scene, wo Alles über ihre Schönheit entzückt ist und jeder ihre

Reize, ihre Anmuth, ihre Grazie bewundert. In maleriſcher Stellung an die Couliſſe gelehnt, hörte ſie mit ſelbſtgefälligem Lächeln dieſe ſelbſtgeſchriebenen Huldigungen mit an. Das war dem Publikum zu ſtark. Man lachte, und je ausſchweifender die Schönheit der Bayadère gelobt wurde, je ſtärker, je allgemeiner wurde das Lachen. Man fand es im höchſten Grade eitel und unſchicklich, von einer Frau ſo öffentlich der eigenen Schönheit Weihrauch zu ſtreuen. Die Schauſpielerin wurde verwirrt, ängſtlich und ſpielte eine darauf folgende leidenſchaftliche Scene ſo matt und eingeſchüchtert, daß das Publikum nur eine Gelegenheit zu erwarten ſchien, um ſeinen Unwillen zu erkennen zu geben. Dieſe Gelegenheit bot ſich nur zu bald dar. Die Bayadère hat auf einen Liebesantrag des Intriguants zu antworten:

„Vous êtes pour le fond, moi je suis pour la forme.“

Dieſe Worte entſchieden das Schickſal des Stükkes. Man pochte, pfiff, Mademoiſelle Candeille ſank in Ohnmacht. Der Lärm wuchs, und der Vorhang mußte fallen, noch ehe der zweite Akt ausgeſpielt war. Einige verlangten, daß weiter geſpielt werden ſollte, Andere drohten der unverſchämten Schauſpielerin mit noch empfindlicherer Mißbilligung, wenn ſie es wagen würde, noch einmal in der Rolle zu erſcheinen, bis endlich der Schauſpieler La Rive, der die Rolle des Liebhabers der Bayadère geſpielt, vor dem Publikum erſchien und fragte, ob man

wünſche, das Stück weiter zu ſehen, oder ob das Nachſpiel beginnen ſolle. Ein allgemeiner Ruf: das Nachſpiel, das Nachſpiel mit Fuſil! antwortete ihm und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung zog La Rive ſich zurück.

Je länger die Pauſe währte, welche zur Vorbereitung für das Nachſpiel nöthig war, je unruhiger und aufgeregter wurde die Menge. Von allen Lippen tönte der Name Fuſil; Jeder wußte eine Grauſamkeit, eine Unthat dieſes blutdürſtigen Terroriſten aus der Schreckenszeit zu erzählen. Bei allen Hinrichtungen war er ſelbſt zugegen gewesen, hatte auf der Guillotine ſtehend, die blutenden Köpfe der Gemordeten an den Haaren emporgehoben und lachend dem Volke gezeigt, und dieſer Menſch wollte in einer komiſchen Rolle heute vor demſelben Pariſer Publikum erſcheinen, das vor Kurzem erſt Robespierre guillotiniren ſah? — Die Stimmung wurde immer drohender, immer unheilverkündender, und als der Vorhang ſich hob, gleich in der erſten Scene Fuſil mit der Frechheit eines Sansculotte in der Livrée Criſpins erſchien, da empfing ihn ein Schrei des Abſcheues, ein Strom von Flüchen und Verwünſchungen. Noch hoffte der Elende dem Publikum trotzen zu können und begann ſeine Rolle, aber die Stunde der Vergeltung war gekommen. Unter fürchterlichem Geſchrei warf man das Gedicht „le reveil du Peuple" auf die Bühne, und verlangte,

daß Fuſil es ableſen ſollte. Er zögerte und ſah zweifelnd in das Publikum.

Lies! lies! Bluthund! Lies Ungeheuer, Vampyr lies!

Auf die Knie! Auf die Knie! ſchrieen Einige.

Nein, nicht auf die Knie! Kein Republikaner läßt einen Menſchen vor ſich knieen und wenn es ſelbſt Fuſil wäre!

Eine Fackel in die Hand, Henkersknecht, ſo thut man Buße! riefen Andere.

Fuſil erbebte. Man brachte ihm eine Fackel, und dieſe in der Hand, las er mit zitternder Stimme:

„Wie lange ſchläfſt Du, Volk der Franken!
Wach auf, aus jahrelanger Schmach! —
Schick' denen, die gemordet ſanken,
Die blut'gen Mörder richtend nach!“ —

Da Capo, da Capo! Zur Notiz für den Leſer! riefen tauſend Stimmen und ein donnernder Applaus folgte dieſem bittern Hohne. Fuſil muß den Anfang wiederholen, der Lärm verdoppelt ſich, dann fährt er fort:

„Willſt Du noch länger feig' ertragen,
Daß Mörderhorden Dich entweih'n,
Die unſre Brüder all' erſchlagen!
Um Rache ruft uns ihr Gebein!“ —

Bei dieſen Worten drohte das Haus faſt zuſammenzubrechen. Der Lärmen ging in ein Geheul über. Aber nicht zufrieden, an Fuſil ſeine Rache auszulaſſen, rufen Viele nach Dugazon, nach Gaillard

und Longpré, die als heftige Jakobiner bekannt waren und durch ihre Grundsätze zu dem tiefen Verfall des Theaters beigetragen hatten. Aber weder der Eine noch der Andere konnte erscheinen, da sie nicht im Theater waren. Dies dem Publikum anzuzeigen, trat Talma auf das Theater. Bei seinem Erscheinen wird es einen Augenblick still, man hört seine Botschaft, beantwortet sie mit einem heftigen Ausbruch des Unwillens und ruft ihm zu, als er sich nach ehrfurchtsvoller Verbeugung zurückziehen will: Bleibe! Du bist kein Jakobiner. Lies Du das Gedicht zu Ende! Es wird in dem Munde dieses Blutmenschen entweiht!

Einige Stimmen mißbilligen diesen Vorschlag. Man hört deutlich: Auch er ist ein Jakobiner! Er ist nicht besser, als die Anderen!

Da trat Talma mit dem edlen, selbstbewußten Anstande des Stolzes vor und sprach mit fester Stimme:

„Bürger! Ich liebe die Freiheit und werde sie ewig lieben, aber ich hasse den Mord und habe ihn stets gehaßt. Der Terrorismus hat mir schwere Prüfungen bereitet. Alle meine Freunde sind unter dem Beile der Guillotine gefallen, ich habe keinen mehr auf dieser Erde! Keinen! das zeigt mir Ihr Mißtrauen."

Donnernder Beifall folgte diesen Worten. Wer in dem zahlreichen Publikum hätte nicht den Verlust eines Freundes durch die Guillotine zu betrauern gehabt? Man hörte Weinen und Schluchzen aus

demſelben Munde, der kurz zuvor noch blutige Verwünſchungen ausgeſtoßen. Aber die Aufregung ſtieg wieder auf ihre vorige Höhe, als Talma, um dem Verlangen des Publikums zu entſprechen, dem vernichteten Fuſil das Gedicht aus der Hand nahm und, während dieſer die Fackel dazu hielt, mit dem ganzen Aufwande der Rede und dem begeiſternden Feuer des Künſtlers das Gedicht wieder von Anfang begann. Es machte eine entſetzliche Wirkung, die Flammenworte Talma's ſo unmittelbar an eines jener Ungeheuer gerichtet zu ſehen, die das arme Frankreich zerfleiſcht. Die Wirklichkeit, das pulſirende Leben der Gegenwart, das Drama des Augenblickes, entfalteten ſich vor den Augen des Publikums, als Talma mit jener erſchütternden, der tiefſten Bruſt entrungenen Stimme an die Worte kam:

„Das Wehgeſchrei der theuren Manen,
Aus ihren Gräbern dringt's herauf. —
Der Mörder hört's mit bangem Ahnen;
Jetzt nimmt die Rache ihren Lauf.
Seht, wie ſie zittern, wie ſie beben,
Sie möchten fliehen, fliehet nur!
Blut muß an Euren Händen kleben,
Und Rache folgt ſo blut'ger Spur."

„Hörſt Du es, Mörder, Henkersknecht! Dir gilt es! Dir! An Deinen Händen klebt Menſchenblut! Zittere, die Rache naht! — Den Schluß! Den Schluß! Den Schwur! Wir ſchwören mit!"

Und Talma las den Schluß, den nach jeder Zeile das ganze Publikum mit begeisterter Kraft im Chor wiederholte:

„Auf ihren Gräbern laßt uns schwören,
Zu rächen unsern tiefen Fall.
Laßt laut das Vaterland es hören,
In Frankreich lebt ein Wiederhall. —
Schleppt jene wilden Cannibalen
Zu ihrer Opfer blut'gem Grab,
Laßt schwer sie mit dem Leben zahlen,
Schlagt ihnen dort die Köpfe ab."

Der Ausbruch, der diesem Schwure folgte, war furchtbar. Unartikulirtes Geschrei, heiseres Brüllen: „Es lebe die Republik! Hoch die Convention! Tod den Terroristen!" verdichtete die Luft. Die Hüte fliegen an die Decke, Tücher wehten aus den Logen. — —

Und Fusil?

Mit der Angst des Verbrechers stand dieser Blutmensch neben dem hochaufgerichteten Talma in gebeugter Stellung. Sein Blick suchte den Boden, er fühlte, was Hunderte gefühlt, die verzweifelnd zu seinen Füßen um Gnade gefleht, und sah sich nun eben so unmenschlichen Richtern gegenüber, als er selbst einer gewesen war.

Talma aber, der lebhaft fühlte, daß hier der Vorgang enden müsse, stieß den Zitternden mit verächtlichem Blick hinter die Coulissen und fragte dann das Publikum:

„Bürger! Verlangt Ihr, daß weiter geſpielt wird? Wir ſind nicht vorbereitet auf ein anderes Stück. Doch erwarten wir Euren Willen.“

„Nein! Nein! Nicht weiterſpielen! Wir ſind zufrieden. Aber Morgen Carl den Neunten.“

Talma verbeugte ſich. Der Vorhang fiel und eine Viertelſtunde nach dieſem lärmenden Auftritte war Niemand mehr im Theater. Dunkelheit und Ruhe herrſchte da, wo kurz zuvor Mordgeſchrei getobt.

Talma verließ, nachdem er den Dank der Semainiers und vieler ſeiner Kameraden, die wohl fühlten, was er für ſie gethan, empfangen, das Theatergebäude und begab ſich in das Café Procope. Dort war, da das Theater ſo ungewöhnlich früh geendet hatte, noch nichts zum Abendeſſen bereit, auch der General Bonaparte noch nicht da. Er ging daher in das Palais de la republique, wie zu jener Zeit das Palais royal umgetauft worden war, und genoß dort den ſchönen, durch den ſtarken Regenguß erfriſchten Herbſtabend. Die Kühle der beginnenden Nacht erquickte ihn, denn in ſeinem Innern tobte und gährte das eben Erlebte noch mit der ganzen Kraft der Gegenwart. Zu welch' einer Scene hatte das Theater ſich hergeben müſſen? Wie war die Bühne, auf der ein Baron, Molière, Molé, Brizard geſtanden, entweiht worden! Und in welchen Händen lag das künftige Geſchick einer Anſtalt, auf die Frankreich mit ſo großem Recht

ein Jahrhundert hindurch dem Auslande gegenüber ſtolz geweſen war. Traurige Betrachtungen, Blicke in die Zukunft, Vorſätze, ehrgeizige Pläne füllten Talma's Seele, die endlich der Gedanke unterbrach, daß Bonaparte ihn unterdeſſen erwartete. Er riß ſich aus ſeinen Träumereien und eilte in das Café Procope zurück, wo der neue Freund ſchon mit Ungeduld ſeiner harrte. In einem Cabinet particulier war eine kleine Tafel gedeckt, an der Beide Platz nahmen und ein einfaches Abendeſſen einnahmen.

„Gratulire mir, Bürger Talma, ich habe das Commando unter Barras angenommen. Vielleicht bringt auch mir der Zufall ein Fach für erſte Helden wie Dir.“

„So wünſche ich Dir von Herzen, daß Du weniger innere Quaal und Zweifel, Anfeindung und Kränkung zu ertragen haben mögeſt, als dies wahrſcheinlich mein Loos ſein wird.“

„Sei unbeſorgt. Ich habe Dich heute geſehen, habe aufs Neue die innere Kraft in Dir erkannt, Du wirſt Deinen Weg ſchon machen. Viel wurde über Dich geſprochen in der Loge, wo ich ſaß. Man macht Dir den Vorwurf, daß Du zu viel thuſt, daß man Dir das Beſtreben anſieht, Dich geltend zu machen.“

„Das haben mir ſchon Viele geſagt, aber nie deutlich zu erklären vermocht, worin dieſes „zu Viel“ eigentlich beſtehe?“

„Laß Dir das ganz lieb ſein. Da wo zu viel geſchieht, muß Kraft ſein. Was über das Maaß iſt, ſchleift ſich durch Alter und größere Lebenserfahrung ab. Nur durch das „Zu Viel" kann man bemerkt werden. Wer von Anfang an nur das Regelrechte, das Mäßige thun will, wird auch eben nie mehr als das Regelrechte thun. Ein Menſch wie Du muß ſich mit Gewalt Bahn brechen, wie Du es gethan; ſpäter kannſt Du die Bahn ebenen, mit ſchattigen Bäumen, mit Ruheſitzen zieren und ſo zum Ziele aufſteigen, das bei Dir wie bei mir der Tempel des Ruhms iſt."

„Aber das „Zu Viel" beleidigt, verletzt. Ich fühle oft ſelbſt, daß ein Anlauf, wie ich ihn nehmen muß, wie das Feuer in meinem Innern mich ihn zu nehmen zwingt, nicht zu den Aufgaben paßt, die mir werden."

„Das liegt an den Aufgaben, nicht an Dir. Haſt Du ſchon Knaben zuſammen ſpielen ſehen, ſo wirſt Du bemerkt haben, daß einer unter ihnen iſt, der commandirt, deſſen Willen die Andern ſich willig fügen; Du kannſt zehn gegen eins wetten, das iſt der ungezogenſte, wildeſte unter ihnen, ich möchte um Alles nicht ſein Vater ſein; aber frage einmal in 30 Jahren nach ihm — dann commandirt er noch und die Menge gehorcht ihm. Die Ungezogenheit aber hat das ernſte Leben, der Zwang des Wirkens abgeſtreift."

„Und Du meinſt, Bürger General, ich wäre jetzt ſo ein ungezogener Junge?“

„Und commandirſt die andern; ja, das meine ich. Ich meinerſeits will lieber dem Schauſpieler etwas zu vergeben haben, als an der glatten Auſſenſeite und regelrechten Geſtaltung erlahmen. Friedrich der Große war ein außerordentlicher Feldherr; wollte aber ein General jetzt nach ſeinen Regeln fechten, ſo würde er geſchlagen werden. Jeder nach ſeinen Talenten, nach ſeinem Genie! Molé iſt ein guter Schauſpieler, willſt Du aber ſpielen wie er, ſo wirſt Du es bis zu einem guten Vertrauten bringen, aber nie ſchaffen, erzeugen, nie Künſtler ſein.“

„Alſo biſt Du doch auch der Meinung, daß all' das Getriebe von Conventionen, Regeln und Traditionen an dem innern Leben der Schauſpielkunſt nagt und ihr unwürdige Feſſeln auferlegt?“

„Wunderbar genug hat die Revolution, die Alles umgeſtürzt, jedem Hergebrachten den Krieg erklärt, doch nichts gegen die alten Ueberzeugungen unſers Theaters vermocht. Aber das wird kommen. So lange noch Blut fließt, kann die Kunſt nicht gedeihen; aber wenn wieder Ruhe eintritt, wird die Zeit ſchon das Neue, Beſſere gebähren. Ich wollte, ich wäre einſt im Stande, etwas für dieſe ſchöne Kunſt zu thun; aber unſere Wege liegen weit auseinander. Was werde ich Großes erreichen? den General-Lieutenants-Titel und eine Penſion oder

eine Kugel und ein vergeſſenes Grab; während Du auf Deinem Wege dem ſichern Ruhme entgegeneilſt.“

„Dies Glas auf den General-Lieutenants-Titel!“ rief anſtoßend Talma.

„Und dies auf das Wohl von Frankreichs größtem Schauſpieler!“

Beide leerten das Glas, ſahen ſich dann einander an, lachten und riefen wie aus einem Munde:

„Fromme Wünſche!“

1808.

Mit luſtigem Trommelſchlage und dem Jubel eines zahlreichen Muſik-Corps rückte das 103te Franzöſiſche Linien-Regiment vor der Cyriaxburg in Erfurt vorüber. Die Straßen ſtanden gedrängt voll von Neugierigen, theils Bewohnern der Stadt, theils Fremden, die aus der ganzen Umgegend nach Erfurt zuſammengeſtrömt waren, um den Kaiſer Napoleon, den Kaiſer Alexander, den König von Sachſen, den König von Würtemberg, den Großfürſten Conſtantin von Rußland, den Prinzen Wilhelm von Preußen und all' die gekrönten Häupter, die Fürſten und Feldherren zu ſehen, die ſich in Erfurt gegen das Ende des Monats September zu jenem denkwürdigen Congreſſe verſammelt hatten, von deſſen Entſchlüſſen Europa eine andere Geſtalt erwartete. Ein außerordentliches, nie gekanntes Leben herrſchte in

der ſonſt ſo ſtillen Stadt. Truppen lagerten in der Nähe, in jedem nur einigermaßen geräumigen Bürgerhauſe wohnten Miniſter, Generale, Fürſten; überall Glanz, Pracht, Lebendigkeit, Ueberfluß.

Eben war der Kaiſer vom Exercieren der lagernden Regimenter in die Stadt zurückgekommen. Es war ungefähr 11 Uhr und Alles drängte ſich nach dem Schloſſe, wo man am Beſten Gelegenheit hatte, die Herrſchaften auffahren und ausſteigen zu ſehen; denn bis zum Diner empfing der Kaiſer, gab Audienz und erſchien auch hin und wieder am Fenſter.

Unter der Menge von glänzenden Uniformen bemerkte man auch bald nach der Zurückkunft des Kaiſers einen ſchon bejahrten Mann im einfachen, ſchwarzen Hofkleide, der vom Marſchall Lannes geführt, die Treppe zu den Vorzimmern des Kaiſers erſtieg. Als der dienſtthuende Kammerherr ſich ihnen näherte, rief der Marſchall:

„Auf Befehl des Kaiſers, Herr von Göthe!"

„Ah, ich werde Sie ſogleich melden. Erlauben Sie mir, daß ich Sie einſtweilen dem Herrn von Talleyrand und dem General Savary, Herzog von Rovigo, vorſtelle."

Herr von Göthe wechſelte einige Worte mit Beiden, während der Kammerherr in das Cabinet des Kaiſers ging, um ihn zu melden. Nach einigen Sekunden öffnete ſich die Thür und eben wollte Göthe eintreten, als der Miniſter Daru erſchien

und ſich ebenfalls melden ließ. Beſcheiden trat Göthe zurück, um den mächtigen und gefürchteten Daru einzulaſſen; der Kammerherr winkte ihm aber raſch einzutreten, denn der Kaiſer erwarte ihn ſchon.

An einem großen, runden Tiſche ſitzend, frühſtückte der Kaiſer. Anweſend waren einige Miniſter und Hofbeamte. Der Tiſch lag voller Briefe, Karten und Bücher. Göthe machte beim Eintreten eine tiefe Verbeugung, ſo Daru neben ihm.

„Sie heißen Göthe?“ fragte kurz der Kaiſer.

Göthe verbeugte ſich.

„Wie alt ſind Sie?“

„Sechszig Jahre, Eure Majeſtät.“

„Sie haben ſich gut erhalten. Was haben Sie für Trauerſpiele geſchrieben?“

„Iphigenia, Egmont, Torquato Taſſo — —“

„Sie haben geſtern mein Theater geſehen, wie ſind Sie mit meinen Schauſpielern zufrieden?“

„Ein Ganzes in ſeiner Art; eine wunderbare Uebereinſtimmung in Form und äußerer Regel. Es hat mich ſehr ergriffen, ſo abgeſchloſſen Fertiges zu ſehen.“

„Es freut mich, daß meine Schauſpieler in Deutſchland Glück machen. Der Mahomet geſtern Abend ſchien mir gut beſetzt, aber das Stück iſt falſch, unwahr, falſch — ganz falſch.“

„Ich habe Voltaire's Mahomet in das Deutſche überſetzt, Eure Majeſtät.“

„So? — Ah, das heißt ſo viel, als Sie ſehen nicht ein, daß das Stück falſch iſt. — Ganz falſch, ſage ich Ihnen. Der Mahomet Voltaire's iſt ein Theatermenſch, ein Franzoſe aus den Zeiten der Regence. Es iſt nicht wahr, daß der Ueberwinder einer Welt ſo unwürdig von ſich ſelbſt ſpricht. Mir kommt es immer vor, als ſähe ich den bepuderten Haarbeutel von 1780 unter dem Turban vom Jahre 600 hervorblicken. Ich habe Ihren Werther geleſen und Daru hat mir ſonſt Vieles von Ihnen erzählt. — Sie ſind Direktor des Theaters in Weimar?"

„Zu Eurer Majeſtät Befehlen."

„Ich wünſche eine Vorſtellung von Deutſchen Schauſpielern zu ſehen. Uebermorgen werde ich mit dem Kaiſer Alexander das Schlachtfeld von Jena beſuchen; dann komme ich nach Weimar. Sagen Sie Ihrem Souverain, daß ich dort in das Theater gehen will. Dazaincourt, Talma, die Bourgoin und die Duchesnois ſollen auch mit kommen, damit ſie auch einmal Deutſches Theater ſehen, wovon ſie Alle gar keinen Begriff haben. Daru!"

Der Gerufene trat vor.

„Was iſt denn das jetzt in Polen? Soult erzählt mir wenig Erfreuliches davon. Wir werden dort Ruhe ſtiften müſſen! Machen Sie mir doch einen Bericht über die Einwohnerzahl, die Geldmittel, die Getreide-Productien und die nöthigen

Verpflegungsmittel für ein Armee-Corps von 80,000 Mann. — Herr von Göthe!“

„Eure Majestät.“

„Wie gefällt Ihnen Talma?“

„Ein außerordentlicher Künstler; die Incarnation der Tragödie.“

„Wollen Sie ihn kennen lernen?“

„Es würde mich sehr erfreuen, wenn —“

„So bleiben Sie noch bei mir. Talma pflegt mich alle Morgen nach dem Frühstück zu besuchen. — Talleyrand!“

„Eure Majestät.“

„Kommen Sie doch einmal hierher! Ich habe wieder Berichte von Fouché über Sie und — —“

Der Kaiser zog sich, lebhaft mit Talleyrand sprechend, in eine Fensternische zurück und alle Anwesenden suchten durch eine gleichgültige Unterhaltung über Tagesereignisse ihre Unaufmerksamkeit auf das Gespräch des Kaisers zu erkennen zu geben.

Nach einigen Minuten trat der Kammerherr wieder meldend ein:

„Seine Majestät der König von Würtemberg!“

„Bedaure — dringende Geschäfte — werde heute Abend im Theater das Vergnügen haben —“

„Der Schauspieler Talma!“

„Herein! — Lannes! das 44ste, 103te und 17te Linien-Regiment haben morgen Revue. Lassen Sie den Voltigeur Giraud von der 6ten Compagnie des 103ten Regiments in die 3te Rotte des 2ten Gliedes

ſtellen. Ich habe einen Bericht über ihn erhalten; er hat bei Marengo in der 32ſten Halb-Brigade gefochten. Ich will ihn wiedererkennen; er bekommt die Dekoration. Haben Sie verſtanden? Die 3te Rotte im 2ten Gliede! Die Regimenter mit Gepäck! 5 Uhr früh Rendez-vous!"

Als Marſchall Lannes das Zimmer verließ, trat Talma ein. Im ſchönſten Mannesalter, (der Künſtler war damals ungefähr 46 Jahre), imponirte ſeine Erſcheinung trotz der großartigen und glänzenden Umgebung. Seine Haltung war ſicher und ungezwungen, man ſah ihr die Gewohnheit an, in dieſem Kreiſe zu verkehren. Eine leichte, ſelbſtbewußte Verbeugung begrüßte den Kaiſer, ein vertraulicher Blick die Anweſenden.

Kaum ſah ihn der Kaiſer, ſo verließ er das Geſpräch mit Talleyrand und rief dem Eingetretenen entgegen:

„Nun, Talma, was werden wir heute Abend ſehen?"

„Eure Majeſtät haben zu befehlen; Cinna, Andromache, Brittanicus, Zaire ſind vorbereitet."

„Nein, das kann morgen, übermorgen ſein. — Heute wünſche ich La mort de César."

„Das iſt ſchwer!"

„Aber nicht unmöglich! Ich will es ſehen! — Dazaincourt ſoll Alles vorbereiten! Apropos, ich habe nachher ein Paar Worte mit Herrn Talma allein zu ſprechen. Bis dahin von etwas Anderem.

Wir werden in Weimar übermorgen Deutſches Theater ſehen. — Herr von Göthe!“

„Eure Majeſtät!“

„Es thut mir leid, daß Ihnen Talma's Spiel nicht gefällt, aber ich kann es mir doch nicht verſagen, Sie ihm vorzuſtellen.“ Bei dieſen Worten, die den Angeredeten in die größte Verlegenheit ſetzten, lächelte der Kaiſer und blinkte mit den Augen, als wolle er ſich einen Scherz machen, den er nicht geſtört wünſchte.

Betroffen ſah Talma den Dichter an. Nach einem höflichen Compliment Beider fuhr der Kaiſer fort:

„Herr von Göthe verſteht ſich auf das Theater. Er iſt ſelbſt Direktor und ſein Urtheil iſt von großem Einfluß. Er findet, daß Talma ſeines großen Rufes nicht würdig iſt.“

„Das thut mir leid; aber ich ſpiele auch nicht für Deutſche, ſondern für Franzoſen und unſere Darſtellungsweiſe — —“

„Gefällt den Deutſchen nicht,“ fiel ihm Napoleon in die Rede. „Ja, ja, das wiſſen wir ſchon längſt. Hier zu Lande geht alles ſtiller, ruhiger, überlegter zu. So oft ich Deutſche Schauſpieler geſehen, kam es mir immer vor, als ob die Herren in einem Zimmer, nicht auf einem Theater ſpielten. Ich glaube, die Deutſchen Schauſpieler würden noch beſſer ſpielen, wenn ſie dabei ſitzen könnten.“

„Mir im Gegentheil iſt kaum das Stehen genug; ich möchte fliegen können!“ rief lebhaft Talma.

„Es gefällt Seiner Majeſtät, mich in Verlegenheit zu ſetzen,“ antwortete Göthe beſcheiden, aber mit feſtem Blicke. „Weit entfernt, mir nicht zu gefallen, halte ich Herrn Talma im Gegentheil für das, wofür er ſich ſelbſt hält; denn der wahre Künſtler kennt den eigenen Werth genau.“

Talma's Stirn entrunzelte ſich. Der Kaiſer lachte.

„Schade, ſchade, daß Herr von Göthe nicht auf meinen Plan eingehen will! Haben Sie geſehen, meine Herren, wie mein Herr Kollege, der Theater-Kaiſer, blaß wurde? Ich hätte etwas darum gegeben, wenn wir eine improviſirte Scene Cinna's oder Nero's hier im Zimmer erlebt hätten! Ich warne Sie, Herr von Göthe, ſetzen Sie ſich nicht den Donnerwolken dieſer Stirn aus. Jetzt Adieu, meine Herren! Uebermorgen in Weimar ſehe ich Sie wieder, Herr von Göthe! Adieu.“

Mit dieſen Worten waren die Anweſenden entlaſſen. Nur Talma blieb zurück. Der Kaiſer ſah erſt raſch einige eben angekommene Briefe durch, ſchrieb einige Zeilen als Randbemerkung und zeigte durch dieſe Beſchäftigung, daß die Anweſenheit des Schauſpielers ihm eine gewohnte ſei. Endlich ging er an das Fenſter, ſah auf die unten verſammelte Menge hinab, welche die eben aufziehende Wachtparade umſtand, trommelte einen Marſch mit den

Fingern an die Fenſterſcheiben und ſprach dann plötzlich zu Talma, ohne ſich indeſſen nach ihm umzuſehen:

„Habe ich Unterricht bei Dir genommen, Talma, um mich bei meiner Krönung mit Würde und Haltung zu benehmen?“

„Nein, Eure Majeſtät. Möglich, daß mein Spiel in dieſer Hinſicht einigen Eindruck auf Sie gemacht. Beſtimmten Unterricht verlangten Sie nie von mir.“

„Wie kommt es denn, daß in einer Engliſchen Zeitung dieſer Unterricht umſtändlich beſchrieben iſt? Ja, es ſind einige Züge und ſogar ganze Phraſen dabei, deren ich mich erinnere, bei anderen Gelegenheiten zu Dir geſprochen zu haben. Kommt der ſchlechte Spaß von Dir?“

„Nein, Eure Majeſtät.“

„Fouché ſchreibt mir, daß er Dich in Verdacht habe.“

„Der Miniſter täuſcht ſich.“

„Aber Du mußt doch auf irgend eine Weiſe die Veranlaſſung dazu gegeben haben, woher wüßte man ſonſt, was ich zu Dir geſprochen?“

„Ich ſpreche gern und oft von der Gunſt, die mein Kaiſer mir angedeihen läßt; ſie iſt mein Stolz und meine Freude. Nie aber habe ich etwas geſagt oder mitgetheilt, was nicht wahr und genau wäre.“

„So, — nun, ich habe es auch nicht geglaubt: aber ſagen mußte ich es Dir. Ich weiß beſſer, wer

dergleichen Geſchichtchen erfindet; das iſt Chateaubriand. Kein Wort mehr davon. — Erinnerſt Du Dich nicht einer Stelle im vierten Akte aus dem heutigen Stück „La mort de César", wo er in Gegenwart Römiſcher Feldherren von der Verachtung ſpricht, die er für den Thron hat?"

„Allerdings! ſie heißt:
Pour moi, qui tient le trône égal a l'infamie."

„Ja, ja, das iſt die Stelle! Ich erinnere mich jetzt ganz genau. Du ſpielſt ſie ſchlecht, denn Du ſprichſt ſie ſehr gut. Cäſar ſagt in dieſen Worten nicht was er fühlt, ſondern was er in Gegenwart ſeiner Krieger ſagen muß. Glaubſt Du, daß Cäſar den Thron wirklich verachtet? Im Gegentheil, er iſt das Ziel ſeiner Wünſche, ſeiner Thaten; aber dem Schauſpieler kommt es zu, dieſen Widerſpruch durch ſein Spiel zu löſen. Es kommt darauf an, daß die Römer über ſeine Gefühle und Abſichten durch dieſe Worte getäuſcht werden; aber das Publikum muß klar in ſeine Bruſt ſchauen dürfen."

Talma ſchwieg. Er fühlte das ganze Gewicht dieſer Wahrheit und ſpielte ſchon in Gedanken die Rolle des heutigen Abends ſo, wie die Bemerkung des Kaiſers ſie neu geſtaltete.

Noch dauerte das Schweigen, als vor dem Hauſe die Equipage des Kaiſers von Rußland vorfuhr. Der Kammerherr ſtürzte herein, dies zu melden. Napoleon ging dem Kommenden bis in

das Vorzimmer entgegen und rief, als Talma ſich entfernen wollte, dieſem zu:

„Kennt Dich der Kaiſer perſönlich, Talma?“

„Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, ihm vorgeſtellt zu werden.“

„Wünſcheſt Du das?“

„Es würde mich ſehr glücklich machen.“

„So bleibe. — Ah, Sire! Eure Majeſtät überfallen mich in meinen Retrenchements? Ja, ja, ſo geht's, wenn man keine Koſacken hat; die ſind das Auge, die Fühlhörner Ihrer Armee.“

„Ich hoffe durch meinen Ueberfall doch keine Unordnung in dem Lager Eurer Majeſtät angerichtet zu haben.“

„Im Gegentheil, und doch war ich eben beſchäftigt, gegen die Ruhe Eurer Majeſtät zu conſpiriren. Heute Abend iſt es auf die Theilnahme Eurer Majeſtät abgeſehen. Hier, dieſer Herr wird ſich zum Vergnügen meiner Gäſte ermorden laſſen.“

„Wer iſt das?“

„Seine dramatiſche Majeſtät Talma, der Kaiſer des Franzöſiſchen Theaters.“

„Ah! Sehr angenehm, einen ſo ausgezeichneten Künſtler perſönlich kennen zu lernen.“

Talma verbeugte ſich ehrerbietig. Napoleon kniff ihn lächelnd in das Ohr und rief:

„Keine Komplimente, Talma; wir ſind ja hier unter uns. Du ſpielſt die Kaiſerrollen auf dem

Theater, wir im Leben, und wer weiß, ob uns der Beifall ſo gewiß iſt als Dir.“

Talma merkte, daß Napoleon abſichtlich dem Geſpräch dieſe ſcherzhafte Richtung gab, wahrſcheinlich um den Kaiſer Alexander zu verhindern, über wichtigere Gegenſtände zu ſprechen und ſuchte daher auf die Abſicht ſeines Beſchützers einzugehen.

„Eure Majeſtät ſcherzen mit einem armen Schauſpieler — —“

„Nicht doch! Ich machte zwar die Bemerkung im Scherz, aber je mehr ich das Gleichniß verfolge, je richtiger erſcheint es mir; ja ich möchte behaupten, Du wäreſt der Glücklichere unter uns. Trägſt Du nicht öfter die Krone als wir? Gehorchen Dir Deine Leibwachen nicht eben ſo pünktlich als die Unſrigen? Du magſt ſchlecht oder gut regieren, Titus oder Nero ſein, Dir jauchzt das Volk ſtets Beifall zu. Wirſt Du auch einmal entthront, nach 24 Stunden beſteigſt Du den Thron wieder und das Volk verſammelt ſich zu Deinen Füßen, ja es bringt Dir freiwillig ſeinen Tribut und deſſen können wir uns nicht rühmen. Nicht wahr, Eure Majeſtät?“ fragte er lachend den Kaiſer Alexander.

„Allerdings! Was mir aber beſonders beneidenswerth erſcheint, ein Theater-Kaiſer hört ſtets nur die edelſte, ſchönſte Sprache um ſich ertönen; nie naht ihm das Gemeine, Gewöhnliche; die Sprache des Olymp, die Poeſie, umgiebt ihn.“

„Aber wie lange dauert unſere Herrſchaft, Sire? Drei Stunden höchſtens.“

„Nun, da haben wir es! Undankbarer Menſch! — Wie lange iſt es her, daß Du zum erſtenmale die Krone auf dem Theater getragen?“

„Ich ſpiele ſchon beinahe 30 Jahre.“

„Aha, er ſpielt! Haben Euer Majeſtät wohl gehört? Das ſoll ein Epigramm auf uns ſein. Nun, drei Stunden täglich in 30 Jahren, das ſind drei Jahre einer glücklichen und unumſchränkten Regierung. Wo iſt der Herrſcher, der ſich deſſen rühmen kann?“

„Aber ich habe nicht gleich von Anbeginn den Thron ſo unumſchränkt beſeſſen, den Eure Majeſtät mir ertheilen.“

„Ich auch nicht, das weißt Du Schelm recht gut. Erinnerſt Du Dich nicht, daß ich mir das Geld für die Epauletten des Diviſions-Generals von Dir leihen mußte?“

„Nein, Eure Majeſtät, deſſen erinnere ich mich nicht mehr. Und doch, wenn ich bedenke, welche Zinſen mir dieſes unbedeutende Darlehn getragen — —“

„Das kommt, weil ich mich jetzt in beſſeren Umſtänden befinde; Du liehſt Dein Geld damals an unſichere Leute, Talma. Der 18. Brumaire hätte eben ſo gut mit einem Spaziergange zur Guillotine enden können.“

Das Geſpräch nahm durch dieſe Worte eine Wendung, die den Kaiſer Alexander veranlaßte, Talma nach Petersburg einzuladen, um dort unter den glänzendſten und vortheilhafteſten Bedingungen zu ſpielen. Napoleon nahm zwar ſpäter den Scherz wieder auf, aber Talma befand ſich höchſt unbehaglich und ſuchte ihm auszuweichen. Vergebens! Immer wieder kam der Kaiſer auf den Vergleich zurück. Da rief endlich Talma:

„Nun denn, Eure Majeſtät, wenn ich wirklich ſo beneidenswerth bin, wenn ich wirklich eine ſo ehrenvolle Stellung einnehme, wenn ich der Erſte unter meinen Kameraden bin, — würden Sie mir zum Beiſpiel den Orden der Ehren-Legion geben?“

Napoleon ſchwieg. Seine Augen verdunkelten ſich, die Stirn nahm jenen Ausdruck furchtbaren Ernſtes an, der ſeine Umgebung ſo oft zittern machte, und nach einer kurzen Pauſe rief er:

„Nein! — — Adieu, Talma!“

Auf dem kleinen Theater war Abends ſchon Alles im Coſtüm. Der Zuſchauer-Raum war auf das Glänzendſte gefüllt. Man erwartete nur noch die Ankunft der beiden Kaiſer, um das Stück zu beginnen. Wohin das Auge blickte, traf es auf Epaulettes, Ordensbänder, reiche Stickereien. Die tiefſte Stille herrſchte in dieſem „Parterre des rois,“ wie Napoleon das Theater in Erfurt damals zu

nennen pflegte, und nur ganz leiſe wagte man ſich in Gegenwart ſo vieler Könige, Fürſten, Miniſter und Generale zu unterhalten. Endlich eine halbe Stunde nach der feſtgeſetzten Zeit erſchienen die beiden Kaiſer. Niemand hatte ſich bis zu dieſem Augenblick geſetzt. Als aber die kurze Ouvertüre begonnen hatte, nahm Alles Platz, doch nur Wenige hatten Sinn und Aufmerkſamkeit für die Bühne. Die Zuſchauer ſelbſt waren ſich ein zu merkwürdiges Schauſpiel, als daß das Stück und die Schauſpieler hätten beachtet werden ſollen. Aller Augen ruhten nur auf der Gruppe der Monarchen im Parterre, die nach gegenſeitig gewechſelten ceremoniellen Complimenten ſtumm neben einander ſaßen und im auffallenden Gegenſatze mit dem übrigen Theile der Zuſchauer nur die Bühne zu beachten ſchienen. Aber bald zog das Theater trotzdem das Intereſſe Aller auf ſich. Man ſah ſich an, man flüſterte untereinander, man warf beſorgte Blicke auf Napoleon, denn jedes Wort, jede Scene, jede Situation des Stückes ſchien eine Perſiflage auf die Gegenwart. Wie Cäſar war Napoleon hier von Fürſten umgeben, die, vor Kurzem noch ſeine Feinde, nur gezwungen in ihm einen Protektor anerkannten und heimlich die Stunde ſeines Falles herbeiwünſchten. Wenn die Verſchworenen Cäſars Tod beſchloſſen, ſo war jedes Wort der Verſtellung, der ſcheinbaren Unterwürfigkeit, ein Epigram auf das Publikum. Nur Napoleon ſchien ſich unbefangen dem Genuß der

Dichtkunſt hinzugeben. Hin und wieder warf er den Blick auf ſeine Nachbarn, deren Mienenſpiel, deren kleinſte Bewegung ihm nicht entging, und da Niemand wußte, daß er ſelbſt das Stück befohlen, ſo ergötzte er ſich an der Verlegenheit, an der Scheu, welche in den Augen Aller lag. Oft rief er allein ganz laut: Bravo! aber Niemand ſtimmte in dieſen Ruf mit ein. War es doch, als ob der Tiger mit ſeinem Schlachtopfer ſpielte!

Eine dumpfe, ſchwüle Stimmung herrſchte unter den Zuſchauern, und Viele ſehnten ſich hinaus, weit weg von dieſem peinlichen Schauſpiele. Man begriff die Ungeſchicklichkeit der Schauſpieler, die Unbeſonnenheit der Direktoren nicht, grade dieſes Stück vor dieſem Publikum zu ſpielen.—War aber die Stimmung unter den Zuſchauern eine peinliche, ſo war es die der Schauſpieler noch in weit höherem Grade. Talma beſonders fühlte das Gewicht jedes Wortes, das ſich auf die Gegenwart beziehen ließ, mit doppelter Kraft. Weglaſſen konnte er nichts, ohne die Dichtung zu verſtümmeln, und da Napoleon ſelbſt das Stück befohlen, ſo hätte er es auch nicht gewagt, denn ſeine Abſicht war ihm zwar ein Räthſel, da er aber das Stück kannte, ſo mußte er irgend einen Grund für ſeinen Befehl haben. Wie Blei hing ſich das Bewußtſein, Verwundendes zu ſagen, an ſein Spiel, und er ſuchte ſich vergebens zu jener Kraft und Würde aufzurütteln, die ſonſt ſo ganz und ſo durchaus ſein Eigenthum war.

Dabei quälte es ihn doppelt, in der erſten Couliſſe des Theaters, hinter der Drapperie, halb verſteckt Göthe ſtehen zu ſehen, der ſich die Erlaubniß von dem Direktor Dazaincourt erbeten hatte, den Gang einer Vorſtellung und das innere Leben der erſten franzöſiſchen Bühne hinter den Couliſſen mit anzuſehen. Er wußte ſehr wohl, welch' einem Kunſtrichter er gegenüberſtand, und empfand es alſo um ſo tiefer, durch Aeußerlichkeiten gelähmt und an den Boden gefeſſelt zu ſein.

Im dritten Akte hatte er zu ſagen:

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux!

und da er immer unwillkührlich die Augen auf beide Kaiſer heftete, ſo bemerkte er, daß Alexander ſich nach dieſem Verſe mit der ihm eigenthümlichen Grazie zu Napoleon wendete, deſſen Hand ergriff, drückte und die Worte ſagte! „Das iſt ein Vers, der ſich auf mich bezieht.“

Dieſer Moment gab ihm ſeine ganze Kraft wieder. So klein die Veranlaſſung dazu auch erſchien, ſo war ſie doch im Stande, jene beengenden Banden abzuſtreifen, die bis zu dieſem Augenblick ihn umfingen. Sein Genie erwachte mit ganzer Macht; die Geſtalt belebte ſich, das Geſicht erglühte in der tragiſchen Würde, deren Ausdruck noch Niemand nach ihm wieder erreicht. Jetzt grollte dies tiefe, männliche Organ, ſchwoll die Bruſt, floſſen die Faltenreihen des Mantels zur antiken Statue

zuſammen, und Cäſar, der Cäſar Roms, erſchien den Cäſaren der Gegenwart.

Die ganze Darſtellung, welche bis zu dieſem Augenblicke matt und wirkungslos geweſen war, belebte ſich nun durch das geiſtige Erwachen Talma's. In dem Maße, wie er ſich ſelbſt wiederfand, wie das Kunſtwerk ſich von dem Einfluße der Wirklichkeit losrang, riß er auch das Spiel ſeiner Mitſchauſpieler zu jener Höhe empor, die nur durch wahre künſtleriſche Begeiſterung erzeugt werden kann. Schon nach dem dritten Akte brach der Beifall aus, der bis jetzt ſich nicht hervorgewagt hatte und Talma feierte einen ſeiner ſchönſten Triumphe im Herzen von Deutſchland, vor einem Publikum, wie es die Geſchichte noch nie und nie wieder zuſammengeſehen.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.